Zeitschrift für Kulturgeschi...

Digitized by Google

Ger 26.2.4

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT
(Class of 1828).

Received 8 Dec. 1900

Zeitschrift

für

Kulturgeschichte

Herausgegeben

von

Dr. Georg Steinhausen

Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Jena

Sechster Band

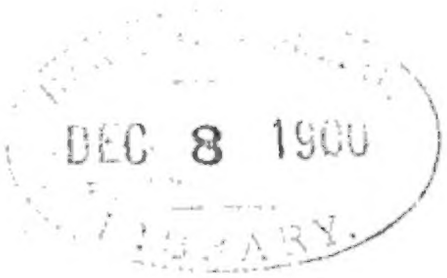
Weimar

Verlag von Emil Felber

1899

Digitized by Google

~~15545.15~~
Ger 26.2.4



Minot fund

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze:

Ueber die Entwickelungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft. II. Von Karl Lamprecht 1
Alchimisten und Goldmacher an deutschen Fürstenhöfen. Von Ed. Otto 46
Verordnungen gegen Luxus und Kleiderpracht in Hamburg. I. II. Von Julius Schwarten 67, 170
Die Wahrsagekunst im Dienste der Justiz. Von O. R. Redlich . . 103
Die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar 1716 ff. Von G. A. H. Burkhardt 110
Die Aufgaben der Genealogie. Von Friedrich Keutgen 153
Studentisches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürsten August (1553 bis 1586). I. II. Von Paul Zinck 191, 288
Briefe aus dem Brigittenkloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516 bis 1522. I. II. Von Joh. Kamann 249, 385
Rousseaus Weltanschauung. Von Th. Achelis 302
Die Entwickelung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. Ein sozialgeschichtlicher Versuch. I. II. Von Kurt Breysig 329, 411
Ein Studentennachlaß aus dem Jahre 1533. Von Peter St. Albert 442
Mythus, Sage, Märchen. Von J. Mähly 447

Miscellen:

Klaus Narrs Historien; Aus Müllners „Umgang mit Menschen"; „Grumbach", ein Hund des Kurfürsten August von Sachsen; Gose aus Kursachsen und Austern dahin vor über dreihundert Jahren. Von Theodor Distel 130

Mitteilungen und Notizen:

Die Kulturgeschichte im preußischen Abgeordnetenhause; Die Kulturgeschichte des Mittelalters im Unterricht; Historische Landeskommissionen 467

Besprechungen:

Mueller, Deutsche Erbfehler. I. (Goette) 132
Meyer, Deutsche Volkskunde (Jantzen) 133
May, Fremdartige Ortsnamen in Brandenburg und Ostdeutschland (Liebe) 134
Schönermark, Die Wüstungen des Harzgebirges (Goette) 134
Schaumkell, Die Magdeburger Centuriatoren (Goette) 134
Ludwig, Die Reise- und Marschgeschwindigkeit im 12. und 13. Jahrh. (Liebe) 135
Cartellieri, Ein Donaueschinger Briefsteller (Steinhausen) 135

Digitized by Google

Paetel, Die Organisation des hessischen Heeres (Liebe) 137
Brunner, Der pfälzische Wildfangstreit (Liebe) 138
Bruchmüller, Der Kobaltbergbau in Sachsen (Liebe) 139
Betz, Pierre Bayle und die „nouvelles de la république des lettres“ (Leitzmann) 139
Richter, Der deutsche St. Christoph (Leitzmann) 140
Weineck, Knecht Ruprecht (Hartung) 140
Archiv für Religionswissenschaft (R. M. Meyer) 142
Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes I. 17. u. 18. Aufl., und Erläuterungen und Ergänzungen dazu I, 1 (Steinhausen) . . . 219
Das Buch Weinsberg III, bearb. von F. Lau (Steinhausen) 220
Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg (Steinhausen) 221
Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten (Steinhausen) 223
Bruchmüller, Die Folgen der Reformation und des 30jährigen Krieges (Goette) 224
Kleinpaul, Die Lebendigen und die Toten (Jantzen) 225
Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. I. Rätsel (Petsch) . 228
Baasch, Die Hansestädte und die Barbaresken (Liebe) 230
Grupp, Die Kulturperioden des 19. Jahrhunderts (Steinhausen) . . . 230
Goette, Deutscher Volksgeist (Stamm) 231
Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte I, 1: Steinhausen, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters I. (Liebe) 359
Ratzinger, Forschungen zur Bayrischen Geschichte (Goette) 362
Lößl, Das Regensburger Hansgrafenamt (Goette) 362
Haaß und Glock, Zur deutschen Volkskunde Nr. 6. 7 (Petsch) 364
Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen (Petsch) 366
Meyer, Das deutsche Volkstum (Steinhausen) 367
v. Falke, Die Kunst im Hause (Steinhausen) 368
Simonsfeld, Riehl als Kulturhistoriker (Steinhausen) 369
Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes II. (Steinhausen) 470
Lindner, Die deutsche Hanse (Steinhausen) 471
Schrader, Vom neuen Reich (Steinhausen) 471
Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte (Rieder) 472
Brandenburg, Moritz von Sachsen. I. (Steinhausen) 478
Bartusch, Die Annaberger Lateinschule (Steinhausen) 478
Wünschmann, Christian Weises Stellung in der Schul- und Bildungsgeschichte des 17. Jahrh. (Steinhausen) 478
Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs (Steinhausen) 479
Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde I, 3. II, 1 (Petsch) . . . 480

Bibliographie (vom Herausgeber):

1897 III, IV; 1898 I 143, 235, 370

Berichtigung 254
Preisaufgabe 384

Digitized by Google

Ueber die Entwickelungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft.

Von Karl Lamprecht.

IV.

Zwischen das Zeitalter der Sentimentalität und des Sturmes und Dranges und das der Romantik schob sich, wie schon einmal angedeutet worden ist, eine Periode ein, der in ihrer vollen Auswirkung vornehmlich die letzten zwei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts angehören. Es ist gegenüber der Zeit der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges eine Periode der Reaktion und der Besinnung, und so mischen sich in ihr Bestrebungen, welche darauf hinauslaufen, das neue subjektivistische Seelenleben psychologisch tiefer und vor allen Dingen erkenntnistheoretisch klarer zu fassen, mit der Fortpflanzung aufklärerischer Ideen und der Weiteraufnahme eines nunmehr vollends kritisch gewandten Humanismus.

Es ist eine Periode, die, unendlich wichtig in ihren dichterischen und philosophischen Leistungen, aus ihrer allgemeinen Strömung heraus nur einen großen Historiker gezeitigt hat: Möser. Möser, dessen geschichtliche Gesamtauffassung man, abgesehen von den patriotischen Phantasien, vor allem in seinen osnabrückischen Geschichten kennen lernt, die von 1768 an erschienen, ist insofern ein Kind der subjektivistischen Zeit, als er das Zuständliche in hohem Grade als integrierenden Bestandteil des geschichtlich wirkenden Geschehens anerkennt; freilich will er dabei nichts von der großen, halb philosophisch gefaßten Aufgabe neuer Geschichtsschreibung wissen, wie sie in Herder ihren vornehmsten Ausdruck fand. Im kleineren Kreis der Provinzialgeschichte viel-

Digitized by Google

mehr, unter regſtem Einfluß des nationalen Sinnes ſoll ſich die neue Anſchauung bethätigen, und ſie ſoll — hier berühren ſich bei Möſer die ſubjektiviſtiſchen Einflüſſe mit denen der Aufklärung — im weſentlichen begrenzt werden auf den Staat; wie es M. in der Vorrede zum erſten Teil ſeiner osnabrückiſchen Geſchichten ausdrückt: „Der Geſchichtsſchreiber ſoll allemal ſoviel von der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften mitnehmen, als er gebraucht, von den Veränderungen der Staatsmoden Rechenſchaft zu geben.“ Dieſe Auffaſſung hat nun Möſer jenem erſten tiefſinnigen Verſuche einer deutſchen Sozial- und Verfaſſungsgeſchichte zu Grunde gelegt, bei deſſen Durchführung er von dem Standpunkte ausging, daß die Landeigentümer der urſprüngliche und feſte Kern des Volkes ſeien, und daß in der auf den Staat bezogenen Geſchichte ihrer Entwickelung der Drehpunkt gegeben ſei, um den ſich alles Geſchehen in Deutſchland bewegt habe. Es ſind Anſchauungen, von denen Karl Friedrich Eichhorn in ſeiner Staats- und Rechtsgeſchichte vielfach abhängig geblieben iſt, ſodaß ſich in dieſem Zuſammenhang bei Eichhorn ſubjektiviſtiſch-aufkläreriſche Anſchauung mit romantiſchen Ideen miſcht. Als Schüler Möſers aber können bezeichnet werden: M. J. Schmidt mit ſeiner „Geſchichte der Deutſchen“, die ſeit 1778 erſchien, eine der erſten Geſchichten nicht bloß der Haupt- und Staatsaktionen derer Potentatum, ſondern des deutſchen Volks, weiterhin Ch. G. Heinrich in ſeiner „Geſchichte des Deutſchen Reichs“ (1778 ff.), und unter den ſpäteren vornehmlich Hüllmann, von dem die „Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland“ (1806—8), und das „Städteweſen des Mittelalters“ (1826—29) vornehmlich zu nennen wären.

Allein im Allgemeinen iſt das Beiſpiel Möſers zwar lange Jahre hindurch noch in Einzelnen intenſiv wirkſam geweſen, hat aber doch eine neue Periode der deutſchen Geſchichtsſchreibung nicht herbeigeführt. Dazu waren die Grundlagen ſeiner Auffaſſung doch zu ſehr ſynkretiſtiſchen Charakters. Eine große Geſchichtsſchreibung wird ſich immer nur auf eindeutigen und in ihrem Kern völlig klaren Vorſtellungen aufbauen können, wie ſie die Geſchichtswiſſenſchaft und vor allem die Philoſophie über das geiſtige Leben und deſſen Bedeutung und Zuſammenhang auf einer beſtimmten Kulturſtufe zu bilden hat.

Digitized by Google

Aber solche eindeutigen Vorstellungen, wurden sie denn nun unmittelbar nach Möser in der Periode Kants und der Identitätsphilosophie wirklich entwickelt? Sie hätten davon ausgehen müssen, daß wenigstens auf dem Gebiete der Psychologie und Erkenntnistheorie zunächst ein dem subjektivistischen Grundzug der Zeit entsprechender Lehrbau gewonnen worden wäre. Allein es ist bekannt, daß das nicht der Fall war. Für die Psychologie wurde die Aufgabe nicht gelöst; Kant bereits hat sich psychologischen Forschungen verhältnismäßig fern gehalten; noch mehr gilt das für Fichte und Hegel. Nur von der Erkenntnistheorie her wußte man das Verständnis der neuen Zeit zu erreichen. Bei dieser Einseitigkeit konnte es denn freilich auch hier zu einem vollen Verständnis nicht kommen: nochmals verquickten sich vielmehr auch hier Anschauungen der Aufklärung und durch den subjektivistischen Charakter des Seelenlebens gebotene Schlüsse. So entstand die Kantsche Erkenntnistheorie: eine Mittellehre, zwischen zwei sich im Grunde ausschließenden Zeitaltern stehend, so sehr sie auch den Zeitgenossen zunächst, einem festgeschlossenen Panzer gleich, an keiner Stelle durchdringbar, geschweige denn als Ganzes zerstörbar erschien.

Es war eine Lage, die natürlich auch auf die Geschichtsschreibung zurückwirken mußte. Und es geschah durch Kant selbst. Zwar nicht in seinen erkenntnistheoretischen Schriften, wohl aber in den durch diese bestimmten und noch weit mehr von rationalistischen Anschauungen durchsetzten Ausführungen zur praktischen Philosophie hat er eine Ansicht über die Entwickelung des geschichtlichen Lebens gegeben, die schließlich auf die geschichtliche Anschauung gewaltig gewirkt hat.

Kant, der von den Problemen der praktischen Philosophie an sie herankam, behandelt in seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen vor allem die Frage, inwiefern in der Welt des geschichtlichen Werdens eine Möglichkeit vorliegen könne, die große, für das Denken ungelöst bleibende Antinomie zwischen Freiheit und Notwendigkeit als thatsächlich lösbar anzuschauen. Könnte man nicht sagen, meint er zu dieser Möglichkeit, daß die menschliche Freiheit, eben indem sie sich geschichtlich auswirkt, die historische Notwendigkeit schaffe, die dann ihrerseits verkörpert erscheine im Recht und im Staate? Es ist das Grundproblem, das Kant ver-

Digitized by Google

folgt; und so werden ihm ohne weiteres menschliche Freiheit des Individuums und geschichtliche Notwendigkeit des Staates, Einzelperson und Verfassung Pole der geschichtlichen Entwickelung. Es versteht sich, daß er damit für die Geschichtsauffassung auf die alten Anschauungen der Aufklärung, auf die Probleme der Staatengeschichte zurückgriff. Nur insofern ging er über den sonst zumeist betonten Charakter der alten Staatengeschichte hinaus, als er von seinem Standpunkt aus — und hier macht sich der Universalismus Voltaires und Herders geltend — auch die Rätsel der Weltgeschichte zu lösen versuchte. Zu den alten staatengeschichtlichen Problemen kam ihm die Frage, inwiefern bei der anscheinenden Freiheit der Willensimpulse und Handlungen der Menschen gleichwohl ein im Ganzen regelmäßiger Gang der Weltgeschichte bestehen könne. Er beantwortet sie durch eine Hypothese, die einen bestimmten Plan der Natur annimmt, nach dem zunächst aus dem Zusammensein der Menschen vermöge des Antagonismus der Selbstsucht und des Geselligkeitstriebs der Staat hervorgeht, und nach dem in zweiter Potenz aus dem Antagonismus der Staaten ein großer Völkerbund und in ihm der allgemeine Frieden sieghaft hervortritt. Diese Auffassung, wie sie Kant in der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" 1784, und in dem „mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" 1786 vortrug, begrenzte also die historische Entwickelung auf die Hervorbringung möglichst vollkommner Staatsverfassungen und eines möglichst vollendeten Völkerbundes.

Kants Lehre ist auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft unmittelbar wenig wirksam geworden. Als Kants Anhänger auf diesem Gebiet wird man der Hauptsache nach wohl nur Schiller bezeichnen können, der freilich nebenher vielfach auch von den Denkern der frühesten subjektivistischen Periode, namentlich Montesquieu, angeregt wurde. In seiner akademischen Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte" forderte er für den Gang der Entwickelung einen Verlauf nach Analogie des Kantschen Denkens. Inzwischen aber wurde Kants Auffassung im Verlauf der Strömungen der Identitätsphilosophie aufs kräftigste weiter entwickelt. Fichte zunächst hat namentlich in den 1804 auf 1805 gehaltenen Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters die Kantschen Gedanken auf-

Digitized by Google

genommen, nur daß, nachdem durch Kant der allgemeine Charakter und das Ziel der menschlichen Entwickelung festgestellt worden war, ihm schon die Wege wichtiger wurden, auf denen sich diese Entwickelung zu vollziehen hatte. So findet sich denn bei ihm über das Denken Kants hinaus eine ausgesprochene Periodisierung des geschichtlichen Verlaufs, wenn auch in sich noch roh genug und nicht an die konkrete geschichtliche Entwickelung genügend angelehnt. Fünf Stufen des Emporsteigens des menschlichen Bewußtseins aus der Herrschaft des Triebes zur Herrschaft der freien Vernunft im vollendeten Staat werden angenommen, alles dies nach einer bei Fichte nicht minder wie bei Kant unbegreiflichen „Kunst der Natur". Hiernach blieb für die folgenden Vertreter der Identitätsphilosophie zur weiteren Durchführung der Kantschen Gedanken nur noch zweierlei zu thun übrig: einmal mußte an Stelle des geheimnisvollen Naturplans die Wirkung zu begreifender Kräfte gesetzt werden, und weiter mußte der Weg des Auswirkens dieser Kräfte aufgezeigt werden an der Hand der geschichtlichen Erfahrung. Diesen beiden Forderungen, die das Kantsche System eigentlich erst abschlossen, wurden Schelling und Hegel gerecht.

Schelling spricht seine Gedanken vor allem in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, dem System des transzendentalen Idealismus, in den Gottheiten von Samothrake und in den Weltaltern aus. Die durchgehende Grundlage seiner Auffassung ist, daß die Freiheit des Individuums und die staatliche Notwendigkeit, die subjektive und objektive Seite der Geschichtsentwicklung, als bloße Erscheinungsweisen des einen Absoluten und damit als im Grunde identisch erklärt werden, so daß der Geschichtsverlauf unter den gegebenen Voraussetzungen logisch widerspruchslos erscheint und begrifflich auftritt als eine einfache Offenbarung des Absoluten. Die Form aber, in der dies Absolute sich auswirkt, ist die der Ideen; aus ihm heraus erfließen diese Ideen als jeweils beherrschende Mächte des konkreten geschichtlichen Geschehens. Die in diesen Ideen verlaufende Offenbarung des Absoluten aber macht drei Perioden durch: das Absolute waltet zunächst als blindes Schicksal, dann als Naturgesetz, endlich als Vorsehung. Als sein Endergebnis erscheint schließlich der allgemeine Völkerbund, der Universalstaat.

Digitized by Google

Hegel nahm die Grundlage des geschichtlichen Denkens Schellings in seine 1822—1831 in Berlin gehaltenen Vorlesungen über Geschichtsphilosophie auf, wenn auch in etwas anderer Wendung: „Indem der Staat, das Vaterland eine Gemeinsamkeit des Daseins ausmacht, indem der subjektive Mensch sich den Gesetzen unterwirft, verschwindet der Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit; notwendig ist das Vernünftige, das wir als Gesetz anerkannt haben, und frei sind wir, indem wir dem Vernünftigen folgen." Auch die Periodenteilung Schellings findet sich bei ihm im wesentlichen wieder: in einer ersten Periode, der orientalischen, ist der Volksgeist noch ohne Bewußtsein der Freiheit, in einer zweiten, der klassischen, tritt der Geist hinaus in das Bewußtsein seiner Freiheit, in der dritten, der germanisch-christlichen, mit der Hegels Philosophie abschließt, erhebt sich das partielle Freiheitsgefühl in das Selbstbewußtsein der geistigen allgemeinen Freiheit. Damit erschien Hegel denn als Inbegriff der Weltgeschichte, wie er diese in der Abfolge der Geschichten der orientalischen und europäischen Völker vollendet sah, der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, insofern man diese Freiheit im Sinne des Vernünftigen faßt, oder, metaphysisch ausgedrückt, als Verwirklichung des Weltgeistes. Indem Hegel dann, wie wir gesehen haben, diesem Weltgeist den dreigeteilten Durchgang durch die Begriffe einer Thesis des mangelnden Freiheitsbewußtseins, einer Antithesis des Freiheitsbewußtseins, und einer Synthesis des partiellen Freiheitsbewußtseins vorschreibt, hat er nach seiner Auffassung das geschichtliche Geschehen zugleich dialektisch begreiflich gemacht.

Wir stehen am Abschluß des von Kant eingeleiteten geschichtlichen Denkens. Was war nun mit ihm gewonnen? Anscheinend eine sehr einfache Anschauung vom Verlauf der Geschichte. Die Geschichte erschien als Offenbarung des Absoluten, das sich in den Ideen auswirkt; diese Offenbarung ging in drei großen weltgeschichtlichen Perioden anscheinend sehr bestimmten und konkreten Charakters nach dialektischen Gesetzen vor sich, und ihr Ziel war der beste, der universale Staat. Wer wird dieser Anschauung Großartigkeit absprechen wollen? Aber sie war nicht minder einseitig. Die Auflösung des Geschehens in einen dialektischen Prozeß zeigt deutlich, wie gänzlich sie den Boden der Wirklichkeit verlassen hatte. Im Grunde sah sie nur noch Wirkungen des Absoluten,

seien es immanente, seien es transzendente. Für die geschichtlichen Kräfte der anschaulichen Wirklichkeit, die geistigen wie die natürlichen, war kein Platz mehr gelassen. Nun kann aber das allgemein Giltige nicht durch eine bloße Deduktion gewonnen werden, auch nicht, wie in unserem Falle, durch eine rein kritische Ableitung aus gewissen formalen Sätzen und Axiomen, sondern es bedarf noch der Bestätigung und Erhärtung durch den empirischen Nachweis der thatsächlichen Wirksamkeit und Geltung. Dieser Nachweis war aber auch in der Hegelschen Geschichtsphilosophie, die ihn am meisten und mit unleugbarem historischem Sinn und praktischem Geist versucht hat, nicht geliefert. Gleichwohl war der Einfluß der Identitätsphilosophie und der ganzen geistigen Haltung der Zeit, wie sie durch diese Philosophie bestimmt wurde, außerordentlich. Wir sind in den Jahrzehnten, in denen der erstmalige weitgreifende Versuch, Wissenschaft vom subjektivistischen Standpunkt aus zu treiben, bei der ungeheuren Fülle des schon vom 16. bis zum 18. Jahrhundert empirisch angehäuften wissenschaftlichen Materials zunächst nur auf dem Wege der Spekulation zu lösen war: darum gelangte die Philosophie nicht bloß auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, sondern sogar auf dem der schon zu ungleich festeren Methoden und Ergebnissen gelangten Naturwissenschaften auf längere Zeit zur Herrschaft. Freilich hat diese Herrschaft in den Geisteswissenschaften bei weitem länger gedauert. War z. B. auf dem Gebiet der Geschichte Hegel die Weltlichkeit von seinem idealistischen Standpunkte aus als die „unendliche Lüge" erschienen (Philosophie der Geschichte S. 444), so empfand sie auch Ranke noch als „Schein", und konnte noch Droysen in seiner Historik in verwandtem Sinne äußern (3. Auflage, S. 36), daß das Böse an dem endlichen Geist hafte, daß es der Schatten sei seiner dem Licht zugewandten Endlichkeit, daß es zwar in die Oekonomie der geschichtlichen Bewegung gehöre, aber als das im Prozeß der Dinge Verschwindende und zum Untergang Bestimmte.

Nach dem ganzen Verlauf der Bewegung der Identitätsphilosophie und der ihr zu Grunde liegenden geistigen Strömung mußte als Basis der entsprechenden Geschichtsschreibung eine vornehmlich, wenn nicht gar ausschließlich auf die Staatengeschichte bezogene Ideenlehre erstehen. Nun war eine Ideenlehre schon aus dem Altertum überliefert. Gegenüber dem Flüchtigen der

Digitized by Google

Erſcheinungen in Zeit und Raum hatte die antike Philoſophie früh das Bedürfnis einer Lehre des Beharrenden empfunden, einer unbeweglichen transcendenten Welt ewiger Urbilder des ſinnlichen Seins. Von dieſem Gedanken her hatte Plato ſeine Ideenlehre geſchaffen. Dieſe Lehre von den Ideen als hypoſtaſierten Begriffen blieb auch trotz der einſchneidenden, ja vernichtenden Kritik des Ariſtoteles in der platoniſchen Schule erhalten. Den Charakter als Gedanken Gottes, die ſich in der Welt der Erſcheinungen auswirken, nehmen dieſe Ideen aber vollkommen doch erſt im Neuplatonismus, namentlich in der Lehre Plotins an. Von da dringt die Lehre dann in die chriſtliche Spekulation Auguſtins ein, in gemäßigterer Form hat ſie auch einen Beſtandteil der Scholaſtik gebildet, und iſt von dort aus etwa im Sinne des heiligen Thomas von Aquino neuerdings von der katholiſchen Geſchichtsſchreibung gelegentlich wieder aufgenommen worden [1]). Allein während des Mittelalters war dieſe Lehre als konſtituierende Grundlehre geſchichtlicher Auffaſſung doch zurückgetreten, dieſer Zeit erſchien vielmehr als Kern der geſchichtlichen Vorgänge der religiöſe Entwickelungsprozeß, und auch noch die Reformatoren wie manche Generationen nach ihnen dachten in verwandtem Sinne.

Eine größere Bedeutung erhielt die Ideenlehre gleichzeitig mit dem Abſterben der offiziellen chriſtlichen Geſchichtsphiloſophie erſt wieder von der Entwickelung des myſtiſchen Gedankens her. Der Myſtik war die Welt ſchon ſehr früh Selbſtdarſtellung Gottes, Enthülltwerden des Unſichtbaren. Damit wird die Welt zunächſt entſündigt und der Betrachtung wert als Trägerin des göttlichen Geheimniſſes. So hat ſchon Nikolaus von Kues in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts den Gedanken gewandt, ihm erſcheint die Welt ſchon als Auswickelung der göttlichen Lebensfülle. (Eucken, Grundbegriffe II, S. 109.) Von hier wird dann dieſer Gedanke konſequent bis zur Immanenz Gottes in der Welt der Erſcheinungen weiter entwickelt. Schon Giordano Bruno war die Welt nicht mehr bloß Abbild des Ueberweltlichen, ſondern Gott und Welt ſchließen ſich bei ihm myſtiſch zu einem Leben zuſammen. Spätere haben dann in der Welt geradezu den verhüllten Gott

[1]) Grupp, Syſtem und Geſchichte der Kultur, Band I: Ideen und Geſetze der Geſchichte. Paderborn 1891.

Digitized by Google

und in ihrer Entwickelung seine Manifestation gesehen: es ist der Standpunkt, den man im großen Ganzen auch gewissen Perioden Herders zuweisen kann. Nun begreift sich, daß von dieser Stelle aus die platonischen Ideen alsbald, sei es mehr, sei es minder hypostasiert, als Momente der Entwickelung des immanenten Absoluten gefaßt werden konnten. In diesem Sinne konnte dann Hegel sagen, daß die Ideen die Seelenführer der Geschichte seien. Es war in dieser Beziehung auch nicht von durchschlagender Bedeutung, daß der Begriff „Idee" in der Erkenntnistheorie Kants inzwischen eine ganz andere Wendung genommen hatte. Für Kant beginnt bekanntlich alle menschliche Erkenntnis mit Anschauungen, geht von da zu Begriffen und endet mit Ideen. Die Ideen sind ihm hiernach die notwendigen Vernunftbegriffe, welche die Möglichkeit der Erfahrung übersteigen, so die Idee der Seele, Gottes, der Möglichkeit, der Kausalität durch Freiheit und Notwendigkeit, des Wahren, Schönen, Guten ꝛc. Schelling vor allem bleiben die Ideen gleichwohl pantheistisch mannigfaltige Objektivationen des einen Absoluten, und ähnlich denkt Hegel. Nur daß durch die erkenntnistheoretischen Ausführungen Kants die Ideen gleichsam gegenständlicher geworden waren, nur daß Kant gezeigt hatte, in welcher Weise der Mensch im Stande sei, hinaus über die Thätigkeit des Verstandes die Ideen vermöge der Vernunft ideell als Strahlenbrechung des Absoluten zu erkennen. Es war damit eine schärfere Betonung der begrifflichen Auffassung der Ideen durch den menschlichen Geist gegeben, als sie vorher bestanden hatte[1]). Und von dieser Seite nun her konnte man der Geschichte näher treten und ihren Verlauf erfüllt denken von der Emanation einer unendlichen Summe von Ideen. Es ist der Zusammenhang, den Savigny einmal[2]) mit den Worten ausgedrückt hat: „Nach der Methode, die ich für die richtige halte, wird in dem Mannigfaltigen, welches die Geschichte darbietet, die höhere Einheit aufgesucht, das Lebensprinzip, woraus diese einzelnen Erscheinungen zu erklären sind, und so das materiell Gegebene immermehr vergeistigt."

Betonen wir, daß in diesem Verfahren, wie es Savigny

[1]) Vgl. Dippe, Untersuchungen über die Bedeutung der Denkform Idee in der Philosophie und Geschichte, Berlin 1890, S. 14 ff.

[2]) Vgl. Wegele, Geschichte der d. Historiographie, S. 992.

Digitized by Google

ſchildert, das Moment der Vergleichung vorliegt. Aber die Vergleichung erſtreckt ſich nicht auf das Nebeneinander geſchichtlicher Erſcheinungen, wie ſie etwa in gleichartiger Form bei verſchiedenen Völkern derſelben Entwickelungsſtufe auftreten, ſondern vielmehr nur auf das Nacheinander eines zuſammenhängenden, nur einmal in dieſer Form gegebenen, ſingulären Komplexes von Handlungen. Dieſe Vergleichung hat ſomit nichts vom Charakter der Statiſtik, ſondern ſollte vielmehr eigentlich als Zuſammenfaſſung bezeichnet werden, indem durch einen Prozeß nicht ſo ſehr des Urteils, als vielmehr im letzten Grunde der Vorſtellungskraft der Schwerpunkt einer Anzahl in ſich zuſammenhängender Handlungen in einen künſtleriſch genau zu charakteriſierenden Moment geſetzt wird. Suchen wir dieſen Gegenſatz noch genauer aus gleichzeitigen Irrgängen auf dem Gebiet der Naturwiſſenſchaften zu erfaſſen. Hier ſehen wir etwa zur ſelben Zeit, wo auf dem Gebiet der Geiſteswiſſenſchaften die Ideenlehre auftritt, den Begriff des „Typus“ entſtehen, ſo in der Zoologie, der Botanik, der Kryſtallographie, der Chemie, auch in der Sprachwiſſenſchaft, ſoweit ſich dieſe den Naturwiſſenſchaften nähert. Dieſer Begriff wurde, im Gegenſatz zu der geiſteswiſſenſchaftlichen Idee, durch Vergleichung der verſchiedenen Exemplare derſelben Species gewonnen und entſprach alſo inſofern einem Begriff, den man auf geſchichtlichem Gebiete durch Vergleichung der biologiſchen Erſcheinungen nebeneinander ſtehender menſchlicher Geſellſchaften, vor allen Dingen der Nationen hätte gewinnen können. Aber nun wurde dieſer naturwiſſenſchaftliche Begriff des Typus myſtiſch-exiſtent gefaßt, ſo erklärte z. B. De Candolle die Abweichungen einzelner Arten von dem gemeinſamen Typus dadurch, daß gewiſſe Teile verkümmert oder völlig verloren gegangen ſeien, ſah mithin den Typus als eine wirkliche aprioriſche Form der Species an. Es war deshalb keineswegs verwunderlich, wenn Cuvier den Typus als die Idee der Gattung zu bezeichnen begann und bei Agaſſiz[1]) dann die Summe dieſer Ideen zum Schöpfungsgedanken gemacht wird, aus deſſen Verwirklichung die Welt ſelbſt entſprungen iſt. Heute freilich iſt man in der Unterſuchung der Formverhältniſſe der Tiere und Pflanzen längſt zur

[1]) Vgl. Wundt, Logik II 1, 2. Auflage Stuttgart 1894, S. 55 ff.

Digitized by Google

Einzeluntersuchung der physiologischen Struktur übergegangen; nur in der Tierphilosophie taucht bisweilen noch der Gedanke einer Morphologie auf, die es mit eigentümlichen, allen sonstigen Erscheinungen fremdartig gegenüberstehenden Gestaltungsgesetzen der tierischen Körper zu thun habe [1]).

Versetzen wir uns aus dieser Gedankenreihe in das System Herders zurück, so wird es leicht sein zu begreifen, wie unter dem mächtigen Einfluß der Gedankenwelt der Identitätsphilosophie die historische Ideenlehre zu Stande kommen konnte. Schon bei Herder finden wir die Vorstellung vollkommen ausgeprägt, es sei die Welt der naturgeschichtlichen Erscheinungen in der Weise entstanden, daß deren Typen in Schöpfungstagen nach der Vorstellung der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" erschaffen worden seien und daß die heutige Welt in nichts bestehe, als in einer, qualitativ höherer Vollendung zustrebenden Auswirkung dieser Typen. Indem Herder nun zur Welt der Geschichte übergeht, führt er einmal den Gedanken aus, daß die gesamte Geschichte nichts sei, als der einfache Vorgang qualitativer Vervollkommnung der Vernunft, das heißt des speziell menschlichen Typus. Aber daneben findet sich bei ihm auch eine andere Lehre angedeutet, wonach die Elohim, das heißt das Absolute, auch nach der Schaffung der Vernunft im Verlauf der geschichtlichen Erscheinungen immer noch von neuem unmittelbar einwirkend thätig seien, indem sie die hervorragenden Menschen, die Künstler, die Helden, die Dichter, mit besonderen Kräften des Geistes ausstatten. Und gelegentlich erscheinen dann auch, wie das bei dem eben ausgesprochenen Gedanken nicht anders sein kann, manche Wirkungskreise, manche Reihen von Bethätigungen nun mit besonderen Kräften aus der Höhe erfüllt. Es ist klar, daß, wenn man diesen von Herder nur bisweilen und ausnahmsweise eingeschlagenen Weg konsequent verfolgt, man auf ihm neben dem Typus die Idee findet.

Derjenige, der diesen Weg vollendet hat, angeregt wohl auch durch Herder, aber daneben vor allem in voller Kenntnis der Ideen Kants, ist Wilhelm v. Humboldt [2]). Am vollendetsten, wenn auch,

---

[1]) Wundt, Logik II 1, S. 578.

[2]) Ueber Wilhelm von Humboldt wird hoffentlich sehr bald eine Leipziger Dissertation weiteres Licht verbreiten. Hierzu mag im allgemeinen bemerkt

Digitized by Google

wie begreiflich, vielfach in den Formen myſtiſcher Diktion, dargeſtellt hat er ſein Syſtem in der Abhandlung „von der Aufgabe des Geſchichtſchreibers“ (1821). Das Syſtem Humboldts iſt einfach genug: über dem unmittelbaren Zuſammenhang der Dinge, der ſich uns im einfachen Kauſalnexus offenbart, giebt es für ihn noch einen höheren Zuſammenhang, der nicht von dieſer Welt iſt, und der nicht verſtändlich wird ohne die Annahme einer Weltregierung: das iſt der Zuſammenhang der Ideen in der Geſchichte. Dieſe Ideen, an ſich eher den Vernunftideen Kants entſprechend, aber als Emanationen des Abſoluten in das Leben einer myſtiſchen Hypoſtaſe erhoben, ſind zugänglich nur den anſchauenden Eigenſchaften der künſtleriſchen Vernunft: für ſie aber beſtehen ſie in ihrem unbegreiflichen Wechſel, und ſie zu erkennen und von hier aus darſtellend thätig zu ſein, iſt die höchſte Aufgabe des Geſchichtſchreibers.

Es iſt eine Auffaſſung, die, vollkommen rein erfaßt, in die Perſönlichkeit des Hiſtorikers alles legt. Wie ſie an die Handhabung der Forſchung angeknüpft werden kann, führt Gervinus, nach ſeiner Grundanſchauung ein treuer Anhänger Humboldts, in ſeiner Hiſtorik (S. 30) einmal mit folgenden Worten aus: „So wie der Künſtler auf eine Urform des Körpers, der Dichter auf den idealen Typus eines Charakters zurückgeht, ſo ſoll der Hiſtoriker die reine Geſtalt des Geſchehenden erkennen lernen, um aus den anhängenden Zufälligkeiten das wahrhaft Wichtige kühn und ſicher herauszuheben. Wichtig aber iſt in der Geſchichte, was ſich einer hiſtoriſchen Idee erſchließt.“ Freilich verſteht man auch hier noch nicht, wie denn eigentlich im konkreten Fall der Begriff der einzelnen Idee gewonnen wird, oder um es anders auszudrücken: dieſe ganze Lehre bleibt im tiefſten Kern ihrer Auffaſſung myſtiſch. Es iſt dies auch in den Kreiſen der Anhänger der Ideenlehre unwillkürlich immer wieder zu tage getreten. Wer wird z. B. den Satz Droyſens in ſeiner Arbeit über Natur und

---

werden, daß wir über die tieferen Probleme der Geſchichte der Geſchichtswiſſenſchaft ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts faſt durchweg noch überaus unvollſtändig unterrichtet ſind. Es wird hier noch zahlreicher Spezialunterſuchungen bedürfen, ehe ein eingehenderes und im Einzelnen genaueres Bild der Entwickelung gegeben werden kann, als es hier gegeben wird.

Geschichte[1]) anders verstehen wollen: „Denkend, glaubend, schauend gewinnt der Geist so einen Inhalt, der in gewissem Sinn über die Schranken der Endlichkeit hinausliegt, er bleibt auch dann noch in diese Endlichkeit, in die Vorstellungsform, die er von ihr her gewonnen und entwickelt hat, gebannt, aber nur noch mit den Fußspitzen berührt er die Erde." Dennoch hat die Ideenlehre die historiographische Entwickelung fast des ganzen 19. Jahrhunderts beherrscht. Einem Manne noch wie Droysen erschien Humboldt geradezu als der Bacon der Geschichtswissenschaft, wenn er auch Humboldts Lehre durchaus nicht mehr rein vorträgt. Und auch heute sind die Anhänger der Ideenlehre noch keineswegs ausgestorben. Die Lebensfähigkeit der Lehre wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß sie einerseits, indem sie den Gehalt der Geschichte nicht auf große Willensrichtungen, sondern vielmehr auf intellektuelle Vorgänge, wenn auch vom verfeinertsten Charakter, zu reduzieren scheint, den ganzen noch forthallenden Einflüssen der Aufklärung entgegenkam, und wenn man sich andererseits die ungeheure Nachwirkung der Identitätsphilosophie, freilich namentlich in der teilweis schon etwas, wie wir nachher sehen werden, entstellten Gestalt der Hegelschen Geschichtsphilosophie auf die Menschen des 19. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage vergegenwärtigt.

Der glänzendste Vertreter der in der Ideenlehre verkörperten Auffassung der Geschichte, wenn auch kein direkter Schüler irgend eines der Identitätsphilosophen oder auch Humboldts, ist Leopold von Ranke gewesen. 1795 geboren, 1886 gestorben, umfaßt er in dem langen Ablauf seines Lebens die ganze Zeit, welche durch die Ideenlehre vornehmlich beherrscht worden ist. Historiker anfangs fast wider Willen, vom lebhaftesten ästhetischen Drang zur Aufnahme der bunten Bilder der geschichtlichen Erscheinungen getrieben, in reiner Wahrheitsliebe gewillt, durch eine Forschung, der er einen fast priesterlichen Charakter zuschrieb, die göttliche Mär der Weltgeschichte zu enthüllen, in seinem Vorhaben gestützt durch die neue geschichtliche Forschungsmethode Niebuhrs, wird er zu dem repräsentativen Historiker des Jahrhunderts. Von der kulturgeschichtlichen Strömung des vorigen Jahrhunderts soweit berührt, daß er deren kosmopolitischen Charakter annimmt, beginnt er alsbald mit universal-

[1]) Historik, 3. Auflage, S. 69.

Digitized by Google

historischen Arbeiten. Schon seine Geschichte der romanischen und germanischen Völker (1824), noch schwerfällig, in Forschung und Darstellung durch ausgesprochene Tendenzlosigkeit wesentlich nur von dem Pragmatismus der Vergangenheit getrennt, gehört doch schon der universalgeschichtlichen Strömung an; und an sie reiht sich dann vom gleichen Standpunkt aus Werk um Werk: die Geschichte der Päpste als der Vertreter der einzigen noch bestehenden Universalgewalt des Abendlandes, die Geschichte der Reformation als des großen germanischen Ferments der europäischen Völkergeschichte neuerer Zeit, die preußische Geschichte zur Zeit der beginnenden Erhebung des kleinen Brandenburg-Preußens zur europäischen Großmacht, die englische und französische Geschichte in den Zeiten Cromwells und Ludwigs XIV. in ihren Auswirkungen auf die großen kommerziellen und politischen Fragen des Kontinents, sowie eine Fülle kleinerer Werke und größerer, universalgeschichtlich gefaßter Biographien: bis der Vierundachtzigjährige den ungeheuren Plan der Weltgeschichte faßt. Nur ihm lebend — „denn Alter ist an und für sich Einsamkeit", wie er wohl geschrieben hat —, ein Ueberlebender fast aller seiner Zeitgenossen, hat er noch über sechs Jahre an ihr geschaffen, und dies in seinem Sonnenuntergang und langem Abendrot so überaus glückliche Dasein ist nicht erloschen, ehe nicht der Zusammenhang des letzten großen Werkes mit den früheren Arbeiten über die europäische Geschichte des 16.—18. Jahrhunderts wenigstens der Hauptsache nach gewonnen war.

Freilich wurzelt Ranke in den philosophischen Strömungen seiner Zeit in eigenartiger Form. So sehr ihm das geschichtliche Geschehen der Ausfluß göttlicher Ideen ist, so wenig geht er doch völlig in den Gedankenkreisen der Idealphilosophie auf, vielmehr verbindet er mit ihnen einen persönlichen, aus früher Lektüre Luthers besonders gefestigten Gottesglauben, und so sehr er mit der Idealphilosophie das Problem von Freiheit und Notwendigkeit, insofern es sich geschichtlich gestaltet, nur anerkennt als ein solches der Antinomie zwischen persönlicher und staatlicher Energie, so sehr er mithin den Staat als den einzigen Gesellschaftskörper von geschichtlicher Bedeutung auffaßt, so vernachlässigt er trotzdem nicht durchaus die geistige, im engeren Sinne des Worts kulturgeschichtliche Bedeutung der Kunst, der Wissenschaft und namentlich

Digitized by Google

der Religion, auch soweit sich diese nicht innerhalb der Sphäre des Staates ausleben. Nur darin entrichtet er seiner Zeit den Tribut, daß er diese Entwickelungsrichtungen etwa in gleichem Sinne wie Hegel inkonsequent gegenüber seinem Gesamtsystem als besondere Kräfte geschichtlichen Geschehens betrachtet, wenn er sie auch soviel als möglich den Formen staatlicher Entwickelung unterstellt. So philosophisch, wie ja natürlich, ein Kind seiner Zeit, hat er doch, einem Goethe an Weltfreude und Weltkenntnis ähnlich, geschult durch die eben entdeckte Methode Niebuhrs trotz aller Ideologie den Ereignissen und Persönlichkeiten der Geschichte klar und entschieden ins Auge geschaut; erst die Verbindung des Einzelnen sowie seine Auswahl bezeichnen seinen philosophisch und geschichtlich gegebenen Standpunkt, und auch hier noch macht er den Versuch, indem er das geschichtliche Leben, das er mit Vorliebe darstellt, unter den Blickpunkt der letzten Jahrhunderte, des 16. und namentlich des 18., zu bringen sucht, sich aller hyperidealen Mechanik der Geschichtskonstruktion zu entledigen. So hat Ranke geschaffen, ein langes Menschenalter hindurch, anscheinend fast ungestört durch den sich wandelnden Geist der Jahrzehnte[1]), lange Zeit hindurch weniger anerkannt, bis das geistvolle Besondere seiner Persönlichkeit wie die Liebe vervielfachter Schülergenerationen ihm späten Ruhmes die Fülle schuf. Und so geschah es, daß der greise Idealist aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts in dem realistisch gewandten letzten Drittel des Jahrhunderts geherrscht hat.

Denn bis in die Gegenwart hinein erstreckt sich seine Schule, wenn auch in abgeblaßter Form und unter Verzicht auf den eigentlichen idealen Gehalt der Ideenlehre. Freilich aber war schon in Rankes Manneszeit neben seiner Auffassung auf dem gleichen Boden der Ideenlehre eine andere weniger tiefe und weniger persönliche Auffassung der Geschichte erwachsen. Sie liegt vor in den Anfängen der sogenannten historisch-politischen Schule. Unter allen den Zeitgenossen Rankes, die auf gleicher Basis mit ihm

[1]) Ranke erkannte sich in späteren Jahren selbst nicht mehr als Kind der neuen Zeit an. Er hat dann wohl den Unterschied zwischen seiner Zeit und der Gegenwart traurig mit den Worten charakterisiert: „Die Menschen von ehedem hatten in allgemeinen Tendenzen gelebt, die heutigen leben in Fraktionsbestrebungen". Dove, Allgemeine deutsche Biographie, Band 27, Seite 259.

Digitized by Google

ſtanden, Stenzel, dem Hiſtoriker der fränkiſchen Kaiſerzeit und Preußens, Loebell, dem äſthetiſch fein empfindenden Geſchichtsſchreiber Gregors von Tour und ſeiner Zeit, Johannes Voigt, dem Biographen Gregors VII., und anderen ragte durch die gelegentlich doktrinäre Energie, mit der er ſeine Gedanken vertrat, Gervinus hervor. Wir haben uns hier nicht mit ihm zu beſchäftigen, inſofern er von Hegel beeinflußt und inſofern er zum Schöpfer der deutſchen Litteraturgeſchichte geworden iſt; vor allem als politiſcher Hiſtoriker kommt er für uns in Betracht. Hier iſt bezeichnend für ihn, daß er ſich in ſeiner Hiſtorik vom Jahre 1837 dem Pragmatiſchen nicht ohne weiteres abgeneigt erwies, und daß er, indem er den Hiſtoriker gegenüber der menſchlichen Welt vor allem als den ordnenden Kopf bezeichnete, während der Dichter ihr gegenüber ſchöpferiſchen, der Philoſoph ſpekulativen Sinn bewähren ſolle, als Motiv für das geſchichtliche Ordnen zunächſt das Notwendige, d. h. nach ihm das ſtaatlich-politiſche Motiv betonte. So war er denn auch der Anſicht, daß ſich das Ideenſyſtem, dem er im übrigen vollkommen anhing, keineswegs überall dauernd anwenden laſſe. Der Gedanke, Weltgeſchichte zu ſchreiben, ſtand ihm von ſeiner ſtaatlichen Auffaſſungsweiſe her faſt vollkommen fern. Aber auch Nationalgeſchichte, die in der breiten Auswirkung des Volksgeiſtes ein reine politiſche Behandlung ſchon nach den Anſchauungen ſeiner Zeit außerordentlich erſchwerte, erſchien ihm mißlich. Im Grunde iſt es vor allem die Staatengeſchichte, und in ihr wieder die Thätigkeit der großen politiſchen Perſönlichkeiten, die ihn intereſſiert: „Das handelnde Leben iſt der Mittelpunkt der Geſchichte, darum hat man unter „Geſchichte“ ſchlechtweg immer politiſche Geſchichte verſtanden.“ Erkennt Gervinus neben dieſem Satze an, daß die neuere Zeit mehr und mehr die richtige Forderung der Verſchmelzung von politiſcher und Kulturgeſchichte mache, ſo iſt er für die weitere Entwickelung des Ganzen der Geſchichtswiſſenſchaft, zumal bei dem regen nationalen Sinn, der ihn auszeichnete, doch vor allem mit der Betonung der politiſchen Geſchichte von Bedeutung geworden. Und hier traf er ſich nun mit einem Hiſtoriker, der, kritiſch beeinflußt durch Friedrich Auguſt Wolf, außer Rankes Einfluß groß geworden war, mit Dahlmann (1785—1860), dem Geſchichtsſchreiber Dänemarks. Es ſind zunächſt iſoliert ſtehende Beſtrebungen, die durch die

Digitized by Google

politischen Verhältnisse der vierziger Jahre, durch die Revolution von 1848 und durch den sich zu immer größerer Klarheit erhebenden Einheitstraum der Nation eine ungeahnte Ausdehnung empfingen. „Jeder Historiker", hat Sybel einmal später geäußert (kleine historische Schriften I, 349), „der in unserer Litteratur etwas bedeutete, hatte seitdem seine Farbe, es gab religiöse und atheistische, protestantische und katholische, liberale und konservative, es gab Geschichtsschreiber von allen Parteien, aber es gab keine objektiven, unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker mehr." Es war dieselbe Zeit, da Gervinus (1847) die Deutsche Zeitung redigierte und in Häußer und Dahlmann, in Waitz und Droysen, bald den Hauptvertretern der politisch-historischen Schule, eifrige Mitarbeiter fand. Indem aber in diesen Kreisen die Sorgen des Tages und die Bedrängnis der Nation immer lebhafter empfunden wurden, blieb zwar ihre allgemeine Weltanschauung auf dem Standpunkt der vorangegangenen idealistischen Philosophie, aber sie war von dieser durchgehends nur noch in ihrer allgemeinsten Gedankenrichtung beeinflußt, und sie befand sich im Grunde außerhalb des Streites wenigstens der einzelnen idealistischen Systeme. Es war eine Stellung von allgemeiner Bedeutung, solang das Sehnen der Nation sich noch in heftigen politischen Bewegungen kund gab. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß mit der Lösung der sechsziger und siebziger Jahre sich die Mission dieser Schule zu erfüllen begann. Die Abwendung von der allgemeinen Bewegung der Wissenschaft und der Philosophie begann sich zu rächen. Hatte früher eine Art von Geschichtsmetaphysik das den einzelnen historischen Vorgängen innewohnende Geistige zu einer Geistigkeit alles geschichtlichen Geschehens auswachsen lassen und damit nicht selten eine Vernachlässigung des Details herbeigeführt, so trat jetzt die Gefahr einer Verirrung in gleichgiltige Einzelheiten nahe, welche stets eine Folge nur empirischer Forschung sein wird. Und zugleich rächte sich die Enge des gewählten politischen Standpunktes. Lorenz, der Geschichtschreiber der Geschichtswissenschaft unseres Jahrhunderts, führt einmal aus (Geschichtswissenschaft I, S. 40; 1886): „Die Gefahr, die in der strengen Festhaltung des staatsgeschichtlichen Standpunktes für den Geschichtsforscher immer lag und liegen wird, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß er leicht in ein allzu äußerliches Wesen gerät und die Erscheinungen,

Digitized by Google

welche in Form der Staatsaktion vor sich gehen, allzuwenig tief und ohne jede Ahnung innerer Notwendigkeit erfaßt." Und ein anderes Mal bemerkt er (Geschichtswissenschaft I, S. V): „Ich bin der Ansicht, daß die vorwiegend staatsrechtliche und abstrakte Behandlung der Geschichte neben der ausschließlichen Richtung auf die litterarisch-kritischen Handgriffe den gesunden historischen Sinn in der deutschen Nation tötet. Die doktrinären Parteien unseres heutigen Parlamentarismus sind die Produkte dieser mangelhaften historischen Heranbildung." Wie dem auch sei, gewiß ist, daß für die tiefere Auffassung des geschichtlichen Lebens überhaupt von der historisch-politischen Schule, namentlich auch durch ihren größten, von anderen Strömungen noch fast unberührten, letzten Vertreter, v. Sybel, eine größere Anregung nicht mehr ausgegangen ist. Charakteristisch ist in dieser Richtung besonders, daß die Politik als eine von der Geschichte her zu befruchtende Wissenschaft im Verlauf der Entwickelung gerade der historisch-politischen Schule fast aufgehört hat zu bestehen oder wenigstens in nur geringer Weise gefördert worden ist. Man hat weder Gattungsbegriffe noch Imperative von zwingender Neuheit gefunden, und man darf sagen, daß auch die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Geschichte und Politik von Ranke bis auf Maurenbrecher und Lorenz wesentlichen Nutzen nicht gestiftet haben [1]). Dagegen hat die von allgemeinen Gedanken immer weniger befruchtete Empirie dieser Schule während der letzten dreißig Jahre das Entstehen einer ultramontanen Geschichtsschreibung möglich gemacht. Die Gegenwart empfängt nach dem eigenen Eingeständnis ihrer Anhänger keine neuen Impulse von ihr, und schon die Vergangenheit etwa der letzten beiden Generationen ist nebenher von anderen Auffassungen bewegt worden.

V.

Wir haben die Entwickelung der kulturgeschichtlichen Wissenschaft früher bis auf die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts verfolgt. Von dieser Zeit an, vornehmlich seit den dreißiger Jahren, traten dann neue Momente ein, die sie auf eine höhere Stufe heben. Nicht als ob der eigentliche Kern kulturgeschicht-

[1]) Vgl. die Litteratur bei Bernheim, Lehrbuch, 2. Auflage S. 77.

licher Auffassungsweise sich geändert hätte. Von jeher wies die Kulturgeschichte auf die vergleichende Methode hin, und schon Montesquieu hat sie angewandt. Auch der Gedanke der Entwickelung lag trotz aller simultanen Continuitätssysteme Leibnitzens und Herders dem vorigen Jahrhundert schon nicht mehr ganz fern. Auf dem Gebiet der Geschichte konnte er schon wegen des Moments der Zeit, das ja alles geschichtliche Geschehen beherrscht, nicht vollkommen ausgeschlossen sein. Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften machte er sich noch viel energischer geltend; freilich lag es hier viel näher, zusammengehörige Objekte der Beobachtung in irgendeine Entwickelungsreihe zu ordnen, und schon den frühesten, rein beschreibenden Einteilungen der Natur pflegten meistens zugleich unvollkommene entwickelungsgeschichtliche Anschauungen zu Grunde zu liegen[1]). Aber darüber hinaus hat doch wenigstens schon der große Reformator der systematischen Naturgeschichte Linné seinem künstlichen System ein natürliches an die Seite gestellt, wenn er auch dessen Vollendung der Zukunft überlassen mußte. Sind auch die später zunächst zur Ausführung gelangten natürlichen Systeme, wie sie für das Pflanzenreich Jussieu und De Candolle aufstellten, erst Uebergangsformen zwischen descriptiver und entwickelungsgeschichtlicher Klassifikation, so war doch immerhin der genetische Begriff in seinen einfachsten Anfängen während der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts gewonnen, und die Uebertragung auf die Geisteswissenschaften erschien um so weniger ausgeschlossen, als die genetische Auffassung unmittelbar mit der vergleichenden Methode zusammenhängt, die einerseits wenigstens in der Form der Zusammenfassung ganzer Reihen geschichtlicher Erscheinungen ja schon in der Ideenlehre vorlag, andererseits aber auch bereits in leisen Anfängen auf das Nebeneinander verwandter historischer Erscheinungen übertragen wurde.

Nach alledem handelte es sich bei den Fortschritten, die seit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts einzutreten begannen, nicht mehr so sehr um die Auffindung als vielmehr um die vollkommnere Durchführung der seit Mitte des vorigen Jahrhunderts neu gewonnenen geschichtlichen Auffassung. Diese aber wurde ermöglicht

[1]) Vergl. Wundt, Logik II 1, 2. Auflage S. 52 ff.

Digitized by Google

durch die Erschließung ganz neuer objektiver Hilfsquellen der Anschauung und durch die Ausbildung neuer objektiver Methoden der Untersuchung. Das Erwachen der Völker seit der französischen Revolution, der Uebergang zu neuen Formen der Volksvertretung und der Monarchie entfesselte ungleich stärker die sozialen und politischen Thätigkeitstriebe der Masse, der demokratische Zug des 19. Jahrhunderts begann, in Deutschland anfangs in sehr gemäßigten Formen, in den anderen zivilisierten Nationen Europas stärker, in England schon früh unter Entwickelung des vierten Standes und Erscheinungen des Kapitalismus. Wurde mit alledem der Horizont des praktischen Lebens außerordentlich erweitert, so ergab sich die gleiche Erscheinung nicht minder auf dem Gebiet des physischen Horizonts; es ist bekannt, wie die Naturwissenschaften unmittelbar aus der Periode der romantischen Naturphilosophie heraus, vielfach eben durch ihre Gedanken befruchtet, einen ungeahnten Aufschwung nahmen. Zuletzt trat ein und am wirksamsten erwies sich schließlich die Erweiterung des geographischen Horizonts, wie sie durch die ungeahnten Verbesserungen des Verkehrswesens vornehmlich seit dem Ende der dreißiger Jahre gegeben war und zu ganz anderen anthropologischen, soziologischen und auch politischen Anschauungen geführt hat, als sie noch vor einigen Jahrzehnten bestanden. Alle diese neuen Momente ergaben für die historische Betrachtung die Hinwendung auf die Erscheinungen der Masse und verstärkten damit die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise. Zugleich lehrten sie teils unmittelbar, teils, wie die Naturwissenschaften, durch Hinweis auf analoge Erscheinungen, neben dem bis dahin beinah ausschließlich gepflegten Moment der Vergleichung des Nacheinanders nunmehr vor allem das Nebeneinander verwandter historischer Erscheinungen betrachten. Es war eine Wendung, die zunächst vornehmlich den im engeren Sinne des Wortes kulturgeschichtlichen Disziplinen zu Gute kam, der Sprachgeschichte, der Mythologie, der Rechtswissenschaft, der Kunst- und auch der Litteraturgeschichte. Aber bei der Einführung des vergleichenden Moments in diese einzelnen Disziplinen ist die Bewegung schließlich nicht still gestanden, sondern eben aus ihrer Anwendung im Einzelnen ergab sich die Forderung, nun die Gesamtvergleichungsmomente der einzelnen Entwickelungstypen dieser Disziplinen aufzufinden: und so mündete

Digitized by Google

die vergleichende Psychologie der Sprache, des Rechts, der Sitte, der Kunst und so weiter schließlich ein in eine vergleichende Geschichte der gesamten psychischen Entwickelungserscheinungen.

Längst indes, ehe diese letzte Folgerung gezogen war, hatte sich aus dem vergleichenden Element das der geschichtlichen Entwickelung ergeben. Gewisse Momente, welche die Vergleichung in gewissen geschichtlichen Zusammenhängen als ständig und in gleicher Reihenfolge wiederkehrend erwies, wurden als Normalsystem des Geschehenen erfaßt, eine bestimmte Reihe von Wirtschaftsstufen z. B. wurden als Ausdruck regelmäßiger wirtschaftlicher Entwickelung gefunden, eine Anzahl von Auffassungen des Rechts oder der Religion oder der Sitte als in der Biologie der Völker immer wiederkehrende Erscheinungen von regelmäßiger Folge entdeckt, und mit alledem das gewonnen, was den modernen Begriff der Entwickelung ausmacht. So trat man in eine Forschung ein, die schon Kant unter den vielen Ahnungen des Zukünftigen, die seine Werke durchziehen, mit den Worten angekündigt hat: schon die Regelmäßigkeit von Ehen, Geburten, Sterbefällen, die man bemerke, könne darauf hinweisen, daß es möglich sein möchte, das, was an den einzelnen Subjekten verwickelt und regellos erscheint, an der ganzen Gattung doch als eine stetig fortgehende, obgleich langsame Entwickelung der ursprünglichen Anlage derselben zu erkennen.

Freilich sollten diese Forschungen, wie sie auf ein unendlich vermehrtes Material von Massenerscheinungen angewendet werden konnten, wirklich fruchtbar werden, so war es nötig, daß eine exakte Methode ihrer Behandlung entdeckt und durchgebildet wurde. Es ist die Aufgabe, welche der Statistik, insoweit sie Methode ist, zufiel. Diese Statistik aber, als eine freie wissenschaftliche und systematische Massenbeobachtung, ist erst eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Wir haben früher die statistischen Anfänge des vorigen Jahrhunderts kennen gelernt; sie sind nicht unbedeutend gewesen, aber sie standen doch noch fern jeder exakteren Methode. Einsam steht in dieser Zeit, ausgehend von der gedanklichen Grundlage der physikoteleologischen Systeme, der preußische Feldprediger Süßmilch mit seinem im Jahre 1742 erschienenen Buch „Ueber die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts". Bei ihm liegt wenigstens schon eine ungefähre

Digitized by Google

Vorstellung des Gesetzes der großen Zahl vor, jenes Gesetzes, welches besagt, daß bei gesteigerter Menge von Fällen einer bestimmten Kategorie das numerische Verhältnis der Wiederholungen, in denen die einzelnen Fälle auftreten, demjenigen der Möglichkeit mehr und mehr gleichkommt, und daß sich in der Summe von Fällen die konstanten Bedingungsverhältnisse mehr und mehr als die Verhältniszahlen der Wiederholungen geltend machen. Allein dieses Gesetz, ein Gesetz, das bei Massenerscheinungen den Zufall thunlichst, wenn auch niemals ganz, eliminiert, und dessen volle Kenntnis somit recht eigentlich die Voraussetzung wissenschaftlich statistischer Thätigkeit ist, wurde doch in der statistischen Praxis vollkommen erst in unserem Jahrhundert entwickelt und angewandt, wenn es auch schon von Bernoulli und anderen auf dem Wege mathematischer Analyse bewiesen worden war [1]). Erst der Belgier Quetelet, der auch das Gesetz der großen Zahl zum ersten Mal noch durch Experimente bestätigte, darf als Begründer der modernen wissenschaftlichen Statistik angesehen werden. Naturforscher von Fach, suchte er in seinem Hauptwerk Sur l'homme et le développement de ses facultés (1836) durch Beobachtung umfangreicher Thatsachenreihen, welche schon nach ziemlich scharfer statistischer Methode geordnet waren, nachzuweisen, daß in den Bewegungen und Zuständen der menschlichen Gesellschaft eine große Regelmäßigkeit herrsche, und er projicierte dann die gefundenen Thatsachen regelmäßig auf die Vorstellung eines Durchschnittsmenschen, der ihm gleichsam als der Schwerpunkt der menschlichen Gesellschaft erschien, um den die Einzelelemente dieser Gesellschaft oszillieren. Nun ist freilich später die mechanische Auffassung der moralstatistischen Erscheinungen, wie sie Quetelet durchgeführt hatte, in mancher Hinsicht mit Erfolg bekämpft worden, und an ihre Stelle hat von Oettingen eine sozialethische Anschauung gesetzt, deren durchgehende Berechtigung nur durch eine hie und da unverkennbare Neigung zur Zahlenmystik beeinträchtigt wird. Soviel aber war klar, mit dem Buch von Quetelet war zweierlei in den Anfängen begründet: die statistische Methode und die Anwendung dieser Methode auf die sozialen und sittlichen Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft.

---

[1]) Windelband, die Lehre vom Zufall, S. 35.

Digitized by Google

Diese Lehre, die materielle Statistik, hat mittlerweile außerordentliche Fortschritte gemacht. Hier war es vor allen Dingen, wo die staatliche Organisation für die Aufnahme statistischer Thatsachen einsetzte. Die amtlichen Stellen, welche bis dahin für Verwaltungszwecke gewisse Erhebungen statistischen Charakters gemacht hatten, wurden jetzt zu wissenschaftlichen Bureaus umgestaltet, in Deutschland zumeist schon seit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts, wenn nicht früher. Bald darauf erhielten sie auch die anfangs noch beschränkte Oeffentlichkeit ihrer Arbeiten; in dieser Richtung hat namentlich das Jahr 1848 Epoche gemacht. Bald nachher, im Jahre 1853, fand zu Brüssel ein statistischer Kongreß statt, der erste jener Reihe großer statistischer Kongresse, welche für die weitere Entwickelung der wissenschaftlichen Aufgaben der materiellen Statistik von größter Bedeutung gewesen sind. Im Zusammenhang mit der Einrichtung dieser Bureaus fanden sich dann die Meister der angewandten Statistik ein, in Preußen Hoffmann und Dieterici, in Bayern Meyer, und neben sie traten geographische, nationalökonomische und theologische Statistiker, vornehmlich an den Universitäten.

Daneben aber, und das ist für die Entwickelung der Geschichtsforschung bei weitem wichtiger, wurde die statistische Methode in hohem Grade gepflegt. Hier fanden die philosophisch und mathematisch geschulten Köpfe unter den Statistikern ihr Arbeitsfeld, in Deutschland neben Knies namentlich Knapp mit seinem Buch über die Ermittelung der Sterblichkeit 1868, Zeuner mit Abhandlungen aus der mathematischen Statistik, und Lexis mit seiner Theorie der Massenerscheinungen der menschlichen Gesellschaft. Jetzt kann man die Methode der Statistik in ihren hauptsächlichsten Punkten als abgeschlossen erachten, und da hat sich denn, soweit die historische Auffassung in Betracht kommt, gezeigt, daß die Statistik mit allen ihren unmittelbaren Ergebnissen zu Gesetzen im eigentlichen Sinn des Wortes nicht gelangt, daß sie vielmehr nur die konstanten Verhältnisse der Umstände auffindet, unter denen sich mit geringen Schwankungen während einer gewissen Epoche die gesetzmäßigen Wirkungen innerhalb des menschlichen Lebens kombiniert haben, daß mithin die Zahlenverhältnisse, über deren Feststellung sie nicht hinauskommt, noch nicht an sich die Erkenntnis einer ursächlichen Notwendigkeit bedeuten, wohl aber

Digitized by Google

in sich die Forderung enthalten, den ihnen zu Grunde liegenden ursächlichen Verknüpfungen nachzugehen. So ist die Statistik die Feststellung des Thatsächlichen und die Grundlage für die Erforschung des Notwendigen geworden [1]).

Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß die statistische Methode in dieser Form ein wichtiger Hebel des geschichtlichen Verständnisses der Zustände ist. K. Th. von Inama-Sternegg vor allem hat dies in methodologischen Betrachtungen über Geschichte und Statistik und in seiner Arbeit über die Quellen der historischen Bevölkerungsstatistik nachgewiesen (Wiener statistische Monatsschrift 1882 und 1886). Gleichzeitig hat er in seiner Deutschen Wirtschaftsgeschichte (1879) die historische Statistik angewandt und in dieser Richtung mit am früheſten in meinem Deutschen Wirtschaftsleben (1885) und in den Forschungen Büchers über die Bevölkerung der Stadt Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert (1886) Nachfolge gefunden, während sich jetzt die historische Statistik schon zu einer besonderen Disziplin zu erweitern begonnen hat.

Allein es wäre falsch, zu glauben, daß mit der reinen Anwendung der Statistik die Möglichkeiten der historischen Vergleichung erschöpft seien. Bei der Mangelhaftigkeit des historischen Materials wird vielmehr an Stelle der reinen Statistik sehr häufig eine statistische Beobachtung treten müssen, deren Induktion deshalb nicht weniger sicher zu sein braucht. Denn mit Hilfe der angewandten Statistik sind wir heute in der Lage, eine ganze Anzahl von Thatsachenreihen unvollkommen statistischer Induktion fast so sicher zu ergänzen, wie wir den blinden Fleck ergänzen, der unser Gesichtsfeld unterbricht. Von diesen Manipulationen aber führt, unmerklich absteigend, eine ganze Reihe von methodischen Handgriffen hinab bis zur einfachen Vergleichung. „Als Schmoller", führt Gothein einmal aus (Aufgaben der Kulturgeschichte S. 16), „die erste kritische, alle Momente umfassende Darstellung des deutschen Zunftwesens schrieb, wählte er als Gegenstand ein einzelnes Handwerk in einer Stadt, wo es nicht einmal zu besonders glänzender Entwicklung gekommen war, die Tucherzunft von Straßburg. Die Beobachtungen, die er an diesem Typus angestellt, hielt er

[1]) Windelband a. a. O. S. 47 ff.

Digitized by Google

dann zusammen mit den Beispielen anderer Orte, um Analogien und Verschiedenheiten zu bestimmen, und niemand kann zweifeln, daß er damit allen Anforderungen genügt hat. Bei anderen Massenerscheinungen ist eine größere Berücksichtigung der Nüancen nötig, und zwar umsomehr, je mehr es sich um psychologisch verfeinerte Vorgänge handelt: beim Recht mehr als bei der Wirtschaft, bei der Religion und bei den ästhetischen Geschmacksrichtungen mehr als beim Recht, überall aber werden jene als experimentell bezeichneten Untersuchungen ihre Stelle finden, nur ihre beweisende Kraft wird in den einzelnen Fällen nicht gleich zwingend sein."

Früher war mit der Methode der Behandlung der Massenerscheinungen noch nicht ohne weiteres die Einführung dieser Methode in die Geschichte als die Biologie der Menschheit gegeben. Ihre Anwendung setzt vielmehr vorher die richtige Abgrenzung der Masse voraus, sowie die Feststellung der Art, wie eine Masse, deren Elemente zu verschiedenen Zeiten eine Reihe von Veränderungen erfahren haben, in ihrem gesamten Zustandswechsel korrekt verfolgt werden kann [1]). War nun die Lösung des ersten Problems vornehmlich eine Aufgabe der formalen Statistik, und ist diese vor allem in Knapps Arbeiten gelöst worden, so mußte sich die richtige Abgrenzung der historischen Massen erst langsam an der Hand der Erfahrung ergeben. Und hier war nun durch die neuere Geschichtsauffassung wenig vorgearbeitet, denn diese kannte im Grunde nur den Gegensatz von Individuum und Staat, und allenfalls von Individuum und Menschheit. Dabei war für die Menschheit die moralische, für den Staat aber die juristische Betrachtungsweise herkömmlich, Betrachtungsweisen, welche beide auf die Massenqualität der behandelten Objekte keine Rücksicht nehmen. So kam es denn darauf an, gegenüber dem künstlichen Begriff des Staates und der Menschheit, deren einer im Grunde der Metaphysik, deren anderer im Grunde der rationalistischen Vertragstheorie verdankt wurde, zum Begriff der organischen Masse durchzudringen. Die organische Masse aber ist entweder die soziale (Gesellschaft) oder die natürliche oder fiktiv natürliche (Nation) oder endlich auch der Staat, insofern man

[1]) Lexis, Die Theorie der Massenerscheinungen S. 13.

Digitized by Google

diesen als die höchste Organisationsform der Gesellschaft ansieht. Diese Begriffe sind aber alle völlig klar erst spät gewonnen worden. Die Idee der Gesellschaft im modernen Sinn, als sozialer Gruppe, scheint in Deutschland zuerst Schleiermacher gefaßt zu haben (1814)[1]), die Idee der Nation als einer organischen Einheit tritt in Deutschland vollkommen deutlich wohl erst bei List zu Tage, in dessen Nationalem System der politischen Oekonomie 1831. List spricht hier davon, daß die bisherigen Theorien vor lauter Menschheit und lauter Individuen die Nation nicht gesehen hätten und stellt dem das Wort gegenüber: „Auf der Materie der Nationalität als des Mittelgliedes zwischen Individualität und Menschheit ist mein ganzes Gebäude gegründet." Als vollkommen siegreich aber konnte die Methode historischer Abgrenzung der Masse erst dann gelten, als es ihr gelungen war, den Staat, der der älteren Auffassung nach, im Nachhallen der Vertragstheorie, noch immer als eine vornehmlich juristische Konstruktion angesehen wurde, als ein soziales Gebilde zu fassen. Und dies ist erst mit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts geschehen.

Bei diesem Charakter der grundlegenden Vorgänge war es fast selbstverständlich, daß die Geschichtswissenschaft im Sinne der neueren Auffassung sich nur außerordentlich langsam und unter mannigfaltigen Schwierigkeiten entwickeln konnte. Noch bis in die dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts hinein finden wir im ganzen und großen nur eine Kulturgeschichtsschreibung, die analog dem politischen Pragmatismus der Staatengeschichte einen moralischen Pragmatismus kosmopolitischer Art im Sinne des vorigen Jahrhunderts durchführt. Ihr gegenüber erschien dann Hegel in seiner Geschichtsphilosophie als ein erster Vorläufer des Neuen, allerdings in sehr eigentümlichen, teilweise noch stark der Identitätsphilosophie eingebetteten Formen. Zunächst ist er es, vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus, zuerst gewesen, der die starren, unbeugsamen Begriffe des 18. Jahrhunderts auflöste und völlig flüssig machte, sodaß sich Gegensätze nicht mehr ausschlossen, sondern vielmehr in einander übergehend gedacht wurden. Es ist eine Richtung des Denkens, die den Begriff der Entwickelung erst völlig zuläßt. Vor allem aber ging er in der Anwendung der

[1]) Vgl. Gumplowicz, Soziologie und Politik, S. 4 ff.

Digitized by Google

Selbstbewegung der Idee, in der er das Wesen der Geschichte fand, über den eigentlichen Umfang der Staatsfunktionen und damit über das staatengeschichtliche Problem der Identitätsphilosophie hinaus. Noch Schelling hat ganz im Sinne Kants geäußert, daß in der Entwickelung der Rechtsordnung der einzige Grund der Geschichte gegeben sei, und daß alles übrige, was sonst gewöhnlich in die Historie aufgenommen wird, Fortgang der Künste, der Wissenschaften u. s. w., eigentlich gar nicht in die Geschichte *κατ' ἐξοχην* gehöre oder doch in derselben blos als Mittelglied diene, weil auch die Entdeckungen in Künsten und Wissenschaften hauptsächlich dadurch, daß sie die Mittel, sich wechselseitig zu schaden, vervielfältigen und ordnen u. s. w., dazu dienen, den Fortschritt der Menschheit zur Erreichung einer allgemeinen Rechtsverfassung zu beschleunigen[1]). Die Ablehnung einer großen Anzahl zweifelsohne wichtiger Kräfte des geschichtlichen Geschehens hat aber doch Hegel bedenklich gemacht, und so ließ er in seinem System der Geschichtsphilosophie, freilich inkonsequent im Verhältnis zu seinen Vorgängern wie zu sich selbst, neben der Entwickelung der Staats- und Rechtsordnung zugleich eine Entwickelung des Volksgeistes in Religion, Kunst, Philosophie, überhaupt allen denjenigen Lebensrichtungen, welche dem staatlichen Leben unmittelbar fern stehen, zu. Es war ein Zugeständnis, das Hegel zunächst den aus der Romantik her entwickelten kulturgeschichtlichen Disziplinen machte. Freilich läßt er nun diesen „Volksgeist" doch nicht wieder ganz zu freier Entfaltung kommen, er findet doch wieder, die allgemeinen Kulturrichtungen nähmen nur aus ihm ihren Ursprung, seien aber schließlich zu untrennlicher Einheit im Staat verbunden. Immerhin aber erlaubt ihm diese Auffassung eine Fülle höchst treffender und vielfach auch formell äußerst glänzender empirischer Ausführungen zur Geschichte namentlich der hellenischen, romanischen und deutschen Kultur. Und noch mehr, er sah sich auch veranlaßt, für diejenigen Faktoren des Volksgeistes, deren Verhältnis zum Staat sich schließlich doch nicht einfach konstruieren ließ, besondere Entwicklungsstufen, Ausnahmeerscheinungen also neben seinem System, zuzulassen[2]). So folgt die Religion und die Philosophie

[1]) Zitiert bei Bernheim, Geschichtsphilosophie und Geschichtsforschung, S. 32. Auch zum Folgenden vgl. Bernheim, S. 117—119.

[2]) Das hat zum erstenmal Paul Barth in seinem Buch über die Ge-

Digitized by Google

den vier Stufen der phänomenologiſchen Entwickelung des menſchlichen Geiſtes und die Kunſt der in beſtimmten Stufen verlaufenden Erfüllung der Kunſtform mit dem Inhalt der göttlichen Idee.

Aus dieſen Ausführungen Hegels heraus, wie ſie in Abweichung von ſeinem ſtrikten Syſtem mit genialem hiſtoriſchen Blicke durchgeführt ſind, hat ſich dann eine lebhafte hiſtoriſche Forſchung in den Einzeldisziplinen entwickelt. Ja, vornehmlich dieſe Nebendepartements der hegelſchen Geſchichtsphiloſophie ſind, weil ſie der Zukunft zugewandt waren, wahrhaft fruchtbar geworden. So baute ſich auf den Vorſtellungen Hegels zur Religionsgeſchichte die geſchichtliche Anſchauung von David Friedrich Strauß auf, wie aus ihr die Forſchungen Bruno Bauers über die Urgeſchichte der chriſtlichen Kirche hervorgingen; und noch Pfleiderers Geſchichte der Religion (1869) iſt von hegelſchen Ideen getragen. Weiterhin auf dem Gebiete der Philoſophie hat vor allem Erdmann die Gedanken Hegels, wenn auch unter gewiſſen Veränderungen, fortgebildet. In der Kunſtgeſchichte endlich iſt neben Moritz Carrière beſonders F. Th. Viſcher von Hegel ausgegangen, wenn ſich auch die kunſtgeſchichtlichen Partieen ſeiner Aeſthetik bei dem geſunden realiſtiſchen Sinn ihres Verfaſſers je länger je mehr dem Zwang der rein begrifflichen Deduktion entzogen und die Kunſtentwicklung nicht mehr aus der Selbſtbewegung irgendeiner Idee, ſondern aus dem freilich an ſich noch ſehr verſchwommenen Begriff des Volksgeiſtes oder der Lebensweiſe der Völker, einer ungefähren Vorahnung ſpäterer ſoziologiſcher Betrachtungen, ihre Erklärung empfing. Steht ſo Viſcher in der Kunſtgeſchichte der Hauptſache nach ganz am Rande des hegelſchen Einfluſſes, ſo iſt dieſer doch in anderen Wiſſenſchaften noch heute keineswegs überwunden. In der Entwickelung der Kunſt, der ſinnlichſten aller Auswirkungsweiſen der menſchlichen Seele, mochte der Gedanke einer Selbſtbewegung der Idee beſonders leicht als abſurd empfunden werden, in anderen Wiſſenſchaften hielt er weit zäher vor. Vor allem in der konſervativſten aller Geiſteswiſſenſchaften, in der Jurisprudenz. Hier wird noch heute vielfach Rechtsbegriff aus Rechtsbegriff abgeleitet und damit die Geſchichte der Inſtitutionen als äußeres Ausleben von Rechtsbegriffen gefaßt. Und noch der angeblich revolutionärſte aller

ſchichtsphiloſophie Hegels und der Hegelianer (1896), S. 66–119 völlig klar gelegt.

Digitized by Google

Rechtshistoriker, von Ihering, ist bei der Entwickelung der Entstehung und Geschichte des Rechts aus dem Zweck von einem Begriff ausgegangen, der entweder in metaphysischer Allgemeinheit bleibt und dann der hegelschen Idee ganz gleichwertig ist oder in eine Menge empirischer, ganz verschiedener Einzelzwecke zerfällt, also in allgemeiner Fassung überflüssig ist[1]). Sind aber die hegelschen Gedanken sowohl des eigentlichen Identitätssystems wie auch der Theorie des Volksgeistes in Deutschland im Weichen begriffen, so dauern sie doch in Italien und in England noch in lebendiger Blüte fort.

Inzwischen aber hatte sich die neue Auffassung in Frankreich und auch in England, in den Ländern, welche weit eher als Deutschland unter den Zwang vergleichender Massenbeobachtung gestellt wurden, zu einer geistigen Bewegung entwickelt, die hinaus über die Doppelstellung Hegels eine neue Geschichtsauffassung zu entwickeln suchte. Die vornehmsten Vertreter dieser Bewegung sind Comte und Buckle; eine Nachblüte extremer Art hat sie in Deutschland, wo ihr entschiedenster Vertreter Du Bois-Reymond war, gefunden[2]).

Comte, der im vierten Bande seines Cours de philosophie positive (1839) zuerst die neue Anschauung in vollendeter Form vortrug, ist freilich nicht ohne Vorläufer gewesen. In der Richtung seines Denkens bewegt sich schon Turgot in einigen Umrissen seines Discours sur l'histoire universelle, dann ist vor allen Dingen St. Simon, der 1819 auf 20 geschichtsphilosophische Ideen veröffentlichte, als Vorläufer Comtes, der sein langjähriger Freund und Sekretär war, zu nennen: er hat schon den tieferen und weiteren Begriff der Gesellschaft an die Stelle des Staatsbegriffs der Idealphilosophie gesetzt. Allein, und das ist das Wesentliche, als Organismus mit der Fähigkeit der Evolution hat doch vollends erst Comte die Gesellschaft begriffen. Zu dem Zwecke stellte er zunächst die Faktoren der menschlichen Entwickelung fest. Neben den äußeren Bedingungen, wie sie ihm in den allgemeinen geographischen und biologischen Verhältnissen einerseits gegeben erschienen, andererseits in den bestimmten historischen Verhältnissen, in die eine bestimmte Zeit hineingeboren wird, nimmt er ent-

[1]) P. Barth, a. a. O. S. 122.

[2]) Zu dem Folgenden vergl. Bernheim a. a. O. S. 46 ff.

Digitized by Google

ſcheidende geiſtige Qualitäten an. Dieſe beſtehen ihm teils in menſchlichen Trieben, vor allem aber in dem menſchlichen Intellekt. Der Verſtand iſt ihm inſofern das Maßgebende, als er die ſpezifiſche Ausſtattung des Menſchen gegenüber den Tieren ausmacht. Dementſprechend iſt ihm die menſchliche Entwickelung auf der Baſis der Geſellſchaft imgrunde nichts anderes als die Entwickelung des menſchlichen Intellekts zu einem ſtärkeren Bewußtſein ſeiner ſelbſt und ſeiner Lage. Und dieſe Entwickelung verläuft in drei Stufen. Die erſte Stufe iſt die der Phantaſie oder der theologiſchen Denkart: übernatürliche Kräfte werden ſeitens des Menſchen zur Erklärung der Welt der Erſcheinungen in Anſpruch genommen, dem entſpricht dann auf politiſchem Gebiet Militarismus und Abſolutismus. Die zweite Stufe wird gekennzeichnet durch die metaphyſiſche oder abſtrakte Denkart: die Naturkräfte werden auf abſtrakte Ideen oder letzte Gründe zurückgeführt, es iſt die Epoche der Legiſten oder des Konſtitutionalismus. Einer letzten Stufe endlich gehört die wiſſenſchaftliche oder poſitive Denkart an: eine Haltung des Geiſtes, die nur noch die wirkenden Geſetze in der Welt der Erſcheinungen erforſcht ohne das abſolute Denkerfordernis einer hinter den Geſetzen wirkenden Urkraft; es beginnt die Herrſchaft der Induſtrie, der Arbeit und der wiſſenſchaftlich politiſchen Anſichten.

Dieſer Stufenfolge ſteht aber bei Comte eine andere Periodiſierung zur Seite, die ſich auf die Wiſſenſchaften bezieht. Sie entwickeln ſich nach ihm in folgender Reihenfolge: Mathematik, Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Biologie und Soziologie; und ſie entfalten ſich ſo deshalb, weil jede einzelne unter ihnen allemal der früheren zu ihrer Entwickelung bedarf. Nun iſt klar, daß ſich in ihnen zugleich die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zum Selbſtbewußtſein vollzieht, daß mithin dieſe Reihenfolge der Entwickelung der dreifachen Stufenfolge parallel läuft. Das iſt namentlich inſofern der Fall, als ſich im Beginn der dritten Stufe alle genannten Wiſſenſchaften entfaltet haben mit Ausnahme der Soziologie, mithin der Eintritt dieſer Wiſſenſchaft zugleich den Eintritt in die letzte und oberſte Stufe bezeichnet.

Das Syſtem Comtes, das hier nur flüchtig charakteriſiert werden konnte, erſcheint zweifellos als einſeitig intellektualiſtiſch. Gewiß hat Comte, der ein außerordentlicher hiſtoriſcher Kopf war,

Digitized by Google

sich gegen diese Einseitigkeit theoretisch verwahrt und sich gegen sie auch mit einer Menge geschichtlicher Ausführungen gewendet, von denen ein guter Teil Allgemeingut unseres Wissens geworden ist. Aber gleichwohl liegt der Intellektualismus in der Konsequenz seiner ganzen Ausführungen. Und das ist begreiflich genug. In dem Augenblicke, wo es zum erstenmal darauf ankam, die Summe der verschiedenen Entwickelungszeitalter des gesamten psychischen Lebens innerhalb einer gegebenen Gesellschaft zu ziehen, trat für die Auffassung dieser psychischen Kräfte dieselbe Schwierigkeit des Verständnisses auf, welche die Psychologie des 16.—18. Jahrhunderts im wesentlichen auf die Lehre vom Verstand reduziert hatte: die intellektuellen Kräfte, die weitaus am leichtesten erkennbaren, erschienen als die einzigen, oder wenigstens als diejenigen, welche alle anderen psychischen Auswirkungen beherrschten. Von dieser Lage her erklärt sich der rationale Zug der Comteschen Geschichtsauffassung und die Thatsache, daß auch die nächstfolgenden Systeme des neuen Denkens von dieser Auffassung noch beherrscht wurden.

Deutlich hervor tritt das besonders bei dem energischsten Nachfolger Comtes, bei Buckle. Buckle, ein Kind des großen naturwissenschaftlichen Zeitalters, das in England nach dem Geistesleben der Aufklärung, nach einem Hume, Robertson, Gibbon, eingetreten war, hat seine Lehre, früh verstorben, nur teilweis in den beiden Bänden seiner History of civilisation in England, die 1857—61 erschienen, niederlegen können, und diese enthalten eigentlich nur eine Auseinandersetzung seiner historischen Theorie, nicht schon die Durchführung der englischen Kulturgeschichte selbst. Das Buch Buckles hat in Deutschland außerordentliches Aufsehen gemacht und ist schon seit 1860 durch eine Uebersetzung von Ruge weithin verbreitet worden. Buckle denkt wie Comte die Geschichte als eine Wissenschaft kausal verbundener menschlicher Massenentwicklung und geht deshalb von den Faktoren aus, die dieser Massenentwicklung zugrunde liegen können. Und da findet er wie Comte zwei Herde der Entwickelung, einen der äußeren Umgebung und einen der seelischen Kräfte des Menschen. Diese Seelenkräfte aber, die ihm in intellektuelle und moralische zerfallen, charakterisiert er weiter dahin, daß sie, soweit sie der Entwickelung zugute kommen, erfahrungsmäßig nur intellektuell seien, denn die moralischen

Kräfte seien erfahrungsmäßig konstant. Unter diesen Umständen geht ihm die Geschichte weit mehr noch als Comte in die Entwicklung des menschlichen Verstandes auf; von dieser Entwicklung erscheinen ihm alle anderen Entwicklungen abhängig: die der Religion, wie der Litteratur und auch des politischen Lebens, und der Fortschritt der Zivilisation wird ihm durch den Triumph der intellektuellen über die moralischen Gesetze gekennzeichnet. So hängt denn der Fortschritt jedes Volkes im wesentlichen nur von drei Dingen ab: von dem Umfang des Wissens seiner tüchtigsten Männer, von den Umständen, auf die dies Wissen sich bezieht, und besonders endlich von der Ausdehnung und Gewalt, mit der dies Wissen in weite Kreise des Volkes verbreitet wird [1]). In welcher Weise sich nun dieser Fortschritt chronologisch und typisch vollzieht, welche Stufen etwa für ihn anzunehmen seien, darüber hat Buckle nur geringe Ansätze von Ansichten hinterlassen, die den Fortschritt des Intellekts wesentlich auf das Gebiet der Naturwissenschaften verweisen. Das aber ist dann eben der Standpunkt, von dem aus in Deutschland die rücksichtslose Konsequenz der Buckleschen Ansichten gezogen wurde.

In Betracht kommt hier vor allen Dingen ein 1877 zu Köln gehaltener Vortrag des kürzlich verstorbenen Physiologen Du Bois Reymond über Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Hier sind die bei Buckle noch vermißten Stufen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis dargelegt, freilich merkwürdigerweise nicht als typische Entwickelungsstufen menschlicher Gesellschaftsformen überhaupt, sondern ganz im alten universalhistorischen Stil des vorigen Jahrhunderts und der Identitätsphilosophie als einmalige weltgeschichtliche Erscheinungen durch die Jahrhunderte hindurch: da folgt auf eine Urzeit der unbewußten, von Kausalitätstrieb kaum vorwärts getriebenen Schlüsse ein anthropomorphes Zeitalter religiösen Begreifens, dann werden diese durch die ästhetisch-naturwissenschaftliche Spekulation des klassischen Zeitalters und die scholastisch-asketischen Jahrhunderte des Mittelalters ersetzt, bis die Epoche des Ursprungs der modernen Naturwissenschaft das Kausalitätsprinzip von neuem aufleben läßt und damit das letzte, technische, induktive Zeitalter der Gegenwart heraufführt: in ihm siegt dann

[1]) Vgl. Jodl, Kulturgeschichtsschreibung, S. 198.

Digitized by Google

die induktive Methode über die Spekulation, und der Triumph der Naturwissenschaft ist vollendet.

Was Du Bois vorträgt, ist die klare Konsequenz der Comte-Buckleschen Lehre. Ihre Begrenzung liegt jetzt klar zu Tage in ihrer Entwickelung selbst: was ihr fehlt, ist eine durchgebildete und eigenartige Auffassungsgabe zur vollen Erkenntnis des gesamtpsychischen Lebens.

Aber eine solche Auffassungsgabe war freilich in den vierziger und fünfziger Jahren auch sonst noch kaum vorhanden: fast überall noch herrschte in dem allgemeinen Denken als ein Ueberbleibsel der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts die rationale, die rein verstandesmäßige Auffassung, und auch die Identitätsphilosophie ist im Grunde noch von dieser Auffassung getragen.

Demgegenüber bedeutet es einen außerordentlichen Umschwung, wenn seit den vierziger und fünfziger Jahren neben der Betrachtung der intellektualistischen Erscheinungen immer entschiedener die Beobachtung der Triebes- und Willenserscheinungen einsetzte. Charakteristisch hierfür ist die nunmehr beginnende weitere Verbreitung der Gedanken Schopenhauers, die sich schließlich auf eine Psychologie des Triebes würden reduzieren lassen. Freilich wirkten auch in der neuen Anschauung, die nunmehr Trieb und Willen als die eigentlichen Agentien der geschichtlichen Welt zu betrachten anfing, noch Reste des Individualismus der älteren Zeit insofern fort, als man den Egoismus zur Wurzel aller anderen Triebe zu machen bestrebt war: von dieser Seite her erklärt sich die ungemein starke Betonung der wirtschaftlichen Motive und die allmählich in den Vordergrund tretende Theorie des Daseinskampfes. Aber immerhin war doch eine Richtung eingeschlagen, welche bei der Notwendigkeit jedes Triebes, sich gesellschaftlich auszuwirken, auf allgemeinere soziologische Anschauungen führen und damit den alten Individualismus sprengen mußte.

Die merkwürdigste Verbindung der Anfänge dieser neueren Betrachtungsweise und gewisser mehr äußerlicher Reste der alten Identitätsphilosophie, vornehmlich Hegels, bietet der sogenannte „Geschichtsmaterialismus" von Karl Marx. Marx war zunächst begeisterter und unselbständiger Schüler Hegels gewesen, dann

Digitized by Google

hatte er, angeregt durch das Buch von Feuerbach[1]) über das Wesen des Christentums (1841) in einem Aufsatz in den deutsch-französischen Jahrbüchern (1844) den Ursprung der Ideen, die nach Hegel die Geschichte beherrschen, geradezu umgekehrt: schaffen nach Hegel die Ideen die Menschen, so schafft nach Marx vielmehr der Mensch die Ideen. Aber in dieser Umkehrung hatte Marx gleichwohl die Form des dialektischen Entwickelungsprozesses Hegels beibehalten, das Umschlagen der Position in die Negation findet sich auch bei ihm, nur daß jetzt diese Begriffe, statt auf die Ideen bezogen zu sein, vielmehr in die Menschenwelt eingeführt werden und damit übergehen in die Vorstellung der herrschenden Kultur und neuer, die alten Kulturen jeweils revolutionär beseitigender Kulturzeitalter.

Nun war es aber charakteristisch, daß Marx diesen Anschauungsinhalt nochmals verengte, indem er ihn in Verbindung brachte mit den Ideen der französischen Sozialisten. In Frankreich hatte schon St. Simon den modernen Begriff der menschlichen Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist aber bei ihm nicht bloß eine solche wirtschaftlicher Produktion, sie ist ihm auch noch von Ideen erfüllt; doch scheint er schon auf die Produktion das Hauptgewicht zu legen. Dabei ist ihm die Umwandlung der Gesellschaft eine notwendige; „man schafft nicht ein System sozialer Organisation, man bemerkt die neue Verkettung der Ideen und der Interessen, die sie gebildet haben, und zeigt sie auf, das ist alles." Hatte nun St. Simon noch am Faktor der Ideen festgehalten, so vollzog sein Schüler Blanc in seiner Darstellung der französischen Geschichte von 1830—40, die in den Jahren 1841—44 erschienen ist, fast ganz den Uebergang zur Anerkennung blos noch der ökonomischen Faktoren. Technisch-wirtschaftlicher Fortschritt und Klassenkampf auf wirtschaftlicher Grundlage sind ihm die entscheidenden Vorgänge aller geschichtlichen Entwickelung. Das sind nun die Anschauungen, die Marx weiter gebildet hat. Er reduzierte den Umfang der ökonomischen Motive Blancs noch weiter auf die einzige wirkende Kraft des ökonomisch-technischen Fortschritts, indem er den Klassenkampf als Folge dieses Fortschrittes ansah.

[1]) Vgl. Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen Philosophie in Deutschland, 1888; dazu P. Barth, Hegels Geschichtsphilosophie, S. 40 ff. und 140; und ferner in den Jahrb. f. Nat.-Oek. und Statistik Band 66, S. 10 f., sowie im Archiv f. Gesch. d. Philosophie VIII, 327 ff.

Digitized by Google

Indem er dann diesen einen Gedanken dem Hegelschen dialektischen Prozeß unterwarf, kam er zu einer äußerst leicht verständlichen Anschauung des geschichtlichen Verlaufs. Andeutungsweise tritt sie schon hervor in dem 1847 erschienenen Buch „Das Elend der Philosophie"; zusammengefaßt erscheint sie in dem kommunistischen Manifest des Jahres 1848 und nochmals abgerundet im Jahr 1859 in seinem Buch „Zur Kritik der politischen Oekonomie": „Die Gesammtheit der Produktionsverhältnisse (eines jeden einzelnen Zeitalters) lehrt die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Aufbau erhebt, und welcher bestimmt die gesellschaftlichen Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe der Entwickelung geraten die materiellen Produktionskräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwickelungsformen der produktiven Kräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlagen wälzt sich der ganze ungeheure Aufbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten." Ueber diese Gedanken ist Marx im wesentlichen nicht hinausgegangen, nur daß in seinem späteren großen Buch, dem „Kapital" (Band I 1867, II 1885), der Klassenkampf für die Entwickelung des gesamten Prozesses weit energischer als früher eingeführt wird.

Die Marxsche Lehre, für welche Engels den zwar unpassenden, wohl aber scheinbar gemeinverständlichen Namen des Geschichtsmaterialismus eingeführt hat, ist bekanntlich Gemeingut unserer Sozialdemokratie geworden, selbstverständlich in Formen, welche

Digitized by Google

den dem System noch zu Grunde liegenden Hegelianismus maskieren. Und so hätte denn Hegel das idealistische Entwickelungsgesetz seiner Philosophie an einer seiner Ideen selbst verwirklicht erleben können: aus seinem aristokratischen Ideal der geschichtlichen Auswirkung des überweltlichen, absoluten Geistes ist das demokratische Ideal der geschichtlichen Allmacht sehr binnenweltlicher, wirtschaftlicher Lebensfaktoren geworden: unterschieden sind beide nur durch den dort intellektualistischen, hier voluntaristischen Charakter; gemeinsam aber ist beiden Bildungen eine gleich faszinierende Wirkung auf die Anhänger.

Inzwischen aber war für eine rein voluntaristische Betrachtung des Lebens schon eine nicht mehr auf den Wolken der Spekulation schwebende, sondern scheinbar der vollsten Erfahrung angehörige Entwickelungsformel von den Naturwissenschaften her gefunden worden. Die dreißiger Jahre hatten die Anfänge der kosmologischen Entwickelungslehre gesehen, dann brachte Darwin, indem er an die Stelle einer Art von künstlerischer Anschauung der Geschichte der irdischen Lebewesen bestimmte Begriffe setzte, Ende der fünfziger Jahre die biologische Entwickelungslehre: ihr folgten in den sechziger bis achtziger Jahren historische Entwickelungslehren auf vornehmlich naturwissenschaftlich-biologischer Grundlage. Der Zusammenhang war einfach genug, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Darwin nach eigenem Eingeständnis die Anregung zu seinen Gedanken den Ideen der Nationalökonomie über die Wirkung der wirtschaftlichen Konkurrenz entnommen hatte; ohne Schwierigkeiten schien sich die Formel des Kampfes ums Dasein wie auf die politischen Theorien und die Gliederung der Gesellschaft so auf den Verlauf der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, auf die Geschichte anwenden zu lassen. Es war ein Gedanke, den Friedrich von Hellwald in seiner „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" 1875 mit großer Entschiedenheit durchgeführt hat, indem er den alten Fachwerkbau der kulturgeschichtlichen Erzählung, wie er in den Werken etwa Kolbs oder Klemms vorlag, mit darwinistischen Gedanken durchdrang und von ihnen aus umgestaltete. Bei ihm erscheint die Menschheitsgeschichte als die konsequente Fortsetzung der Naturgeschichte, die Selbsterhaltung als der oberste Zweck auch des menschlichen Individuums und der menschlichen Art, und der geschichtliche Fortschritt spricht sich in der Entwickelung namentlich

Digitized by Google

jener Eigenschaften aus, die dem jeweiligen Zustand des gesellschaftlichen Baus am förderlichsten zu sein scheinen. Ein freierer, zudem in der Forschung sorgsamerer Nachfolger Hellwalds ist Julius Lippert, der, von kleinen Anfängen ausgehend, seine Perspektive in den Büchern über die Religionen der europäischen Kulturvölker, über Christentum und Volksglaube, über die Geschichte des Priestertums, über die Geschichte der Familie immer mehr erweitert hat, bis er in seiner Kulturgeschichte der Menschheit (1886/7) zu einer großen orientierenden Darstellung fortschritt. Lippert setzt an die Stelle des mehr negativ gedachten Kampfes ums Dasein als mehr positives Motiv die Lebensfürsorge, und neben den Naturgewalten und den sozialen Kräften beteiligen sich bei ihm auch individuelle Kräfte an der Schöpfung der Kultur.

Suchen wir jetzt, am Schluß der Betrachtung der größeren, das Willens- und Triebelement besonders betonenden kulturgeschichtlichen Auffassungsweisen der neueren Zeit angelangt [1]), einen Blick rückwärts zu werfen auf das Gemeinsame, das diese Anschauungen mit den neueren Versuchen haben, die geschichtliche Entwickelung der Menschheit intellektualistisch zu begreifen, so werden wir es in der bei beiden Teilen gleich vorherrschenden Einseitigkeit der Auffassung erkennen. Das geschichtliche Leben als die Auswirkung der individualpsychischen wie der gesamtpsychischen Kraft großer menschlicher Gemeinschaften ist eins, und es geht nicht an, es nur von einem Punkt seiner Entwickelung her, sei es dem intellektuellen, sei es dem voluntaristischen, sei es dem ästhetischen, sei es dem moralischen oder sonst welchem Punkte, zu erkennen. Das Ganze muß als Ganzes erfaßt werden: darin besteht die Schwierigkeit der Aufgabe. Diese Aufgabe ist nun schon früh erkannt, oder doch wenigstens ungefähr geahnt worden, und man ist, um sie zu lösen, davon ausgegangen, die typischen Entwickelungsformen der menschlichen Gesellschaft als solcher in das Zentrum des Interesses zu stellen. Die Versuche, die Aufgabe von dieser Seite her zu lösen, führen hinein in das vielumstrittene Gebiet der Soziologie.

---

[1]) Der voluntaristische Charakter der Theorie Droysens (in seiner Historik) stand mir bei der Abfassung dieser allgemeinen, zunächst zur Information studentischer Zuhörer geschriebenen Skizze noch nicht so sicher fest, als dies zu der Zeit der Fall war, da ich meinen Nürnberger Vortrag verfaßte (Die Entwickelung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder, gedr. in der Beilage zur Münchener Allgem. Ztg. Nr. 83 vom 15. April 1898).

Digitized by Google

Auf soziologischem Gebiet kann man zweierlei Bestrebungen unterscheiden: die eine würde darauf hinauslaufen, die ständigen Lebensbedingungen für die Auswirkung gesamtpsychischer Kräfte innerhalb einer gesellschaftlichen Bildung zu erforschen, Aufgabe der zweiten würde es sein, die typischen Abwandlungsformen menschlicher Gesellschaft, falls solche bestehen, aufzusuchen, zu beschreiben und in ihrem gegenseitigen Zusammenhang zum Verständnis zu bringen. Beide Aufgaben hängen vielleicht insofern zusammen, als es denkbar wäre, daß es konstante gesamtpsychische Beziehungen innerhalb der verschiedenen Formen der menschlichen Gesellschaft überhaupt nicht gäbe, diese Beziehungen vielmehr je nach dem Charakter der einzelnen Gesellschaftsform in jeder Hinsicht wechseln. Wie dem nun auch sei, innerhalb der Entwickelung der Soziologie sind die beiden Aufgaben nebeneinander behandelt worden und zwar in der Weise, daß bald die eine, bald die andere in den Vordergrund trat: ein Umstand, der das Bild der Entwickelung der soziologischen Forschungen zu einem überaus bunten und wechselvollen gestaltet hat. Hier kann es aus Gründen, von denen bald die Rede sein wird, nicht darauf ankommen, die Geschichte der Soziologie, die man, wenn man will, bis auf Vicos 1725 erschienene „Grundlage einer neuen Wissenschaft über die Natur der Nationen" zurückverfolgen kann, im einzelnen kennen zu lernen. Es genügt, sich gegenwärtig zu halten, daß bei Comte Geschichtsphilosophie und Soziologie, falls man in diesen die oben charakterisierten beiden Aufgaben der Soziologie im weiteren Sinne wiederfinden will, noch ungeschieden sind. In dem Discours sur l'ensemble du positivisme (S. 178) sagt Comte noch, die Geschichte oder die Soziologie habe die Aufgabe, die Struktur und die Bewegung der menschlichen Gesellschaft zu erforschen. Und es genügt weiter, zu zeigen, daß eigentlich erst bei Spencer in seinen Principles of biology der Lostrennungsprozeß von der Geschichte etwas weiter geführt wird, bis er in der deutschen Soziologie, in dem großen Werk Schäffles über „Bau und Leben des sozialen Körpers" und weiter einer Reihe wichtiger Spezialstudien, wie denen von Simmel, Tönnies und anderen, voll zum Ausdruck gelangt. Wie man aber auch über die einzelnen Ergebnisse dieser bisher noch nach sehr verschiedenen Richtungen hin betriebenen Forschungen denken mag, soviel ist sicher, daß die Forderung einer besonderen

Digitized by Google

Soziologie neben den Staatswissenschaften, wie sie Riehl in seinem Werk über die bürgerliche Gesellschaft (1851) mit den Worten stellt, daß das Studium des Volkes aller Staatsweisheit Anfang sein sollte und nicht das Studium der staatsrechtlichen Systeme, heute, trotz des anfangs lebhaften Widerspruchs von v. Treitschke und anderen, im Begriff ist, sich zu verwirklichen.

Indes für uns fragt es sich nur, ob mit dieser Entwickelung für die kulturgeschichtliche Betrachtung nunmehr die Aussicht auf einen zentralen Standpunkt gewonnen ist. Vielfach ist man geneigt, diese Frage zu bejahen. Ich möchte mich ihr ziemlich skeptisch gegenüber stellen. Zunächst darf nicht verkannt werden, daß die einzelnen Gesellschaftsformen innerhalb der Geschichte zu den verwickeltsten Erscheinungen gehören, die wir überhaupt kennen. Man kann vielleicht zugeben, daß auf den niedrigsten Kulturstufen der Bildung primitiver Gesellschaften wie ihrer Differenzierung zu neuen Gesellschaftskreisen innerhalb der größeren Urform verhältnismäßig einfache Momente zu Grunde liegen, und daß unter ihnen wiederum die wirtschaftlichen Momente eine besondere Rolle spielen. Indes schon hier ist Vorsicht sehr am Platz. Für eine höhere Kultur aber unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß die Faktoren der Standesbildung nur schwer einigermaßen vollzählig bestimmt werden können. Indes möchte selbst diese Schwierigkeit noch zu überwinden sein, so bleibt immer noch bestehen, daß keineswegs alle geschichtlichen Motive zugleich und in gleicher Stärke auf die Weiterführung der sozialen Schichtung wirken, sodaß man keineswegs in der Auflösung der Sozialgeschichte in die Geschichte der für die soziale Schichtung wirksamen Kräfte das Ganze des geschichtlichen Lebens vor sich hat. Hier wird es auch begreiflich, daß es überaus schwer, wenn nicht unmöglich ist, für die Sozialgeschichte auch nur einer Nation Entwickelungsmotive aufzustellen, welche grundlegend durch verschiedene oder gar alle Zeitalter der Entwickelung hindurchgehen. Uebersieht man alle diese Schwierigkeiten, so werden sie von vorn herein von einer soziologischen Periodisierung irgend einer konkreten Geschichte, noch mehr aber von einer Typisierung aller geschichtlichen Entwickelung von soziologischen Gesichtspunkten her abschrecken.

Man pflegt wohl zu Gunsten soziologischer Einteilungsprinzipien folgenden Gedankengang einzuführen: nicht alles, was geschehe,

Digitized by Google

gehöre auch der Geschichte an, historisch sei nur das Bedeutende, bedeutend aber sei nur, was von der Masse anerkannt würde, die Masse aber sei die Gesellschaft: folglich sei geschichtliches Leben gesellschaftliches Leben, und geschichtliche Periodisierung historisch-soziologische Einteilung. In dieser Schlußkette ist aber leider das Glied, welches die Identifikation der Masse mit der Gesellschaft, der Massenerscheinungen mit gesellschaftlichen Erscheinungen vollzieht, brüchig; Gesellschaft ist nicht Masse, sondern Gesellschaft ist organische Masse. Nun giebt es aber wiederum auch historische Erscheinungen, wie z. B. die gewisser ästhetischer Auffassungen, welche keineswegs an die Gesellschaft als organisierte Masse gebunden sind oder gebunden zu sein brauchen, und doch können diese Erscheinungen im eigentlichsten Sinn des Wortes historisch bedeutend sein. Auf diesem Weg also ergiebt sich wiederum, daß die sozialen Erscheinungen keineswegs die großen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens überhaupt umfassen, und daß mithin die Soziologie im Sinne einer Geschichte der Abwandlung der sozialen Formen nicht der Geschichte gleichzusetzen sei.

Will man vielmehr eine Grundlage suchen, — und gewiß ist das die Aufgabe —, welche einen einheitlichen Standpunkt für die Betrachtung der großen Vorgänge innerhalb der Kulturgeschichte gewährleistet, so kann sie nur in einer klareren Fassung dessen, was man früher Volksgeist nannte, gefunden werden, das heißt in einer unmittelbaren psychologischen Basis. Es bleibt erfahrungsgemäß kein Zweifel, daß man die geistigen Erscheinungen eines bestimmten Zeitalters nicht minder wie die wirtschaftlichen, die politischen und sozialen in ihrem Kern reduzieren kann auf eine bestimmte, klar zu charakterisierende Haltung des jeweiligen Seelenlebens derjenigen Personen, deren Gesamtheit die geschichtliche Masse ausmacht, von der die Rede ist. Es ist auch von dem Gesetze der psychischen Korrelationen her ohne Weiteres begreiflich, daß eine solche Maßnahme möglich ist: denn dies Gesetz besagt, daß jede psychische Erscheinung, welche in bestimmtem zeitlichen und örtlichen Zusammenhang mit anderen auftritt, von diesen beeinflußt wird, sodaß sich ein Diapason, ein durchgehendes gemeinsames Etwas der einzelnen psychischen Erscheinungen bildet. Dies Etwas, dieses Diapason ist es mithin, das das Charakteristicum der psychischen Gesamterscheinung einer Zeit ausmacht.

Digitized by Google

Erfahrungsgemäß ergiebt sich weiterhin, daß das Diapason der gesamtpsychischen Kräfte innerhalb der Entwickelung einer bestimmten geschichtlichen Masse, einer Nation, eines Staates u. s. w., unter der Auswirkung der fortwährend spielenden psychischen Regungen sich langsam verändert, ebenso wie die Erdoberfläche unter der langsamen, aber stetigen Auswirkung bestimmter physischer Kräfte säkularen Wandlungen unterliegt. Und wie auf dem Boden der Geologie sich diese Wandlungen schließlich bis zu einem nach unseren Begriffen in hohem Grade veränderten Charakter der Erdoberfläche von geologischer Periode zu geologischer Periode gesteigert haben, so unterliegt auch das geschichtliche Leben innerhalb eines bestimmten geschichtlichen Kreises allmählich so großen Wandlungen des psychischen Diapasons, daß für uns ein veränderter Charakter dieses Diapasons zu konstatieren ist. In diesem Falle ist es dann angebracht, von einem neuen Kulturzeitalter gegenüber dem früheren, abgelaufenen zu sprechen. Verfolgt man aber den Ablauf einer Anzahl von Kulturzeitaltern innerhalb derselben geschichtlichen Bildung, so wird man immer wieder die Erfahrung machen, daß diese Zeitalter unter einander durch eine steigende Intensität der seelischen Vorgänge im Bereich des jeweiligen psychischen Diapasons verbunden sind, daß mithin das eigentliche Motiv der Entwickelung in der wachsenden Intensität des psychischen Gesamtlebens vorliegt. Von diesen Erscheinungen aus sind dann alle Einzelerscheinungen des jeweiligen Kulturzustandes einfach und klar zu verstehen und abzuleiten.

Gehen wir aber an dieser Stelle von der Betrachtung der kulturgeschichtlichen Prinzipienfragen, welche für die Fortentwickelung der geschichtlichen Wissenschaft in der Gegenwart das eigentlich Wichtige sind, noch einmal zurück auf die Probleme der individualgeschichtlichen Wissenschaft, vor allem auf die Frage, inwiefern große Individuen, Staatsmänner und Helden, Künstler und Dichter von Gottes Gnaden die Entwickelung beeinflußt haben, so ergiebt sich jetzt deutlich genug, wo die Versöhnung der alten, einseitigen individualhistorischen Wissenschaft mit der neuen, an sich nicht minder einseitigen kulturhistorischen zu suchen ist. Jedes Individuum, auch der Genius, wird in ein bestimmtes psychisches Diapason hineingeboren und vollbringt sein Leben in der langsamen Fortentwickelung desselben. Auch das Genie ist insofern, wie jeder

Digitized by Google

andere, von den gesamtpsychischen Erscheinungen seiner Zeit fortdauernd beeinflußt. Und weiterhin ergiebt die allgemeine Geschichtserfahrung, daß diese Beeinflussung so stark ist, daß sie in ihren größten und wichtigsten Momenten von dem Einzelnen weder überholt noch beseitigt und unterbrochen werden kann. Wir befinden uns hier gegenüber der praktischen Lösung der philosophischen Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit. Man hat wohl gesagt, der Einzelne genießt in seinen Handlungen wie in seinem Denken soviel Freiheit, wie etwa dem Passagier eines großen Dampfers an Bewegungsfreiheit vergönnt ist. Freiheit ist praktisch da, aber sie ist beschränkt durch den gesamtpsychischen Charakter der Umgebung und des Zeitalters. Auf eine Formel freilich läßt sich auch dies praktische Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit nicht bringen, vielmehr ist die Lösung für die einzelnen Zeitalter wie auch für die einzelnen Individuen eine gänzlich verschiedene. In niedrigen Kulturzeitaltern untersteht der Einzelne insofern einem viel stärkeren Zwang des psychischen Diapasons, als er überall durch äußere Gewalten, sei es bestimmter Institutionen, sei es bestimmter Glaubensauffassungen, die objektiv über ihm stehen, in seinen Handlungen begrenzt wird, während er innerlich in hohem Grade frei zu sein pflegt. Tritt daher der Einzelne in solchen Zeitaltern aus den ihn objektiv umgebenden Mächten des psychischen Diapasons heraus, so pflegt er in auffallender Weise zu dem zu neigen, was wir Willkürhandlungen nennen. Hierauf beruht unter anderem der besondere Charakter des Heldentums in den Volksepen als Phantasieprodukten niedriger Kulturzeitalter. Auf den Stufen höherer Kultur dagegen pflegt der Einzelne äußerlich viel freier dazustehen, ist aber innerlich im höchsten Grade gebunden durch das Produkt der gesamtpsychischen Entwickelung bis auf seine Zeit, wie es ihm teils unmittelbar durch Erziehung, teils durch die fortwährenden Einwirkungen des bestehenden psychischen Diapasons vermittelt wird, und wie es sich in ihm in den Begriffen der Selbstverantwortlichkeit und der Pflichtgefühle zentral niederschlägt[1]).

[1]) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß das psychische Diapason keineswegs mit dem zusammenfällt, was man gewöhnlich Umwelt (Milieu) nennt. Denn zu der Umwelt im weiteren Sinne gehören neben dem Diapason auch die mehr zufälligen und singulären Umstände, in welche der Mensch hineingeboren ist: Verhältnisse mithin, deren Einwirkung nicht in dem Sinne

Digitized by Google

Es liegt hier, in der Betrachtung von Freiheit und Notwendigkeit auf niedrigen und hohen Kulturstufen, bei äußerlicher Auffassung eine Antinomie vor, die für die Erforschung namentlich der deutschen Urzeit schon wiederholt verhängnisvoll geworden ist. Perioden, in denen man den Menschen der Urzeit als durchaus frei ansah, Perioden also eines extremen Individualismus in der Auffassung, haben da in der Geschichtswissenschaft mit solchen gewechselt, in denen man denselben Menschen als durchaus von Notwendigkeiten bestimmt, mithin rein vom sozialistischen Standpunkte aus betrachtete. Es sind Auffassungsweisen, die sich der verschiedenen Bedeutung von „Freiheit" und „Notwendigkeit", wie sie oben entwickelt worden ist, unbewußt geblieben sind. Gewiß besteht auf niedrigen Kulturstufen eine starke Notwendigkeit, aber sie ist objektiv und übt äußerlichen Zwang, während das Innere willkürlicher Freiheit zustrebt, noch nicht der inneren Bindung durch fortschreitende Kultur unterworfen. Und gewiß besteht auf hohen Kulturstufen eine starke Freiheit, aber sie ist objektiv an die Erziehungsmächte der Gegenwart und der Vergangenheit aufs Innigste gebunden. Erst wenn man daher innere und äußere Freiheit und Gebundenheit unterscheidet, wird man, wie für niedrige Kulturzeitalter so für höhere, zur richtigen Auffassung des thatsächlich Gegebenen kommen.

Indeß wie sich praktische Freiheit und Notwendigkeit auf verschiedenen Kulturstufen verschieden ausprägen, so ist das Verhältnis des Einzelnen innerhalb derselben Kulturperiode zu den ihn umgebenden Notwendigkeiten des psychischen Diapasons ein verschiedenes. Derjenige vor allem wird Meister seiner Zeit sein,

---

notwendig ist, daß sie für alle Zeitgenossen einer bestimmten Gesellschaft gleichmäßig eintritt. Freilich läßt sich zwischen einem engeren, auf die mehr zufälligen Umstände bezogenen Begriff des Milieus und dem Begriff des Diapasons keine Grenze ziehen, die begrifflich absolut zu bezeichnen wäre. Der Grund hierfür liegt darin, daß alle Begriffe im Lichte der Entwickelung betrachtet (und eben diese Beleuchtung wird hier angewandt) etwas Relatives haben und durch zwischen ihnen stehende Uebergangsformen unter einander vermittelt erscheinen. — So sehr übrigens die Einzelperson einer bestimmten Zeit unter deren Diapason steht, so wenig scheint sie mir der bestimmenden Einwirkung aller Zufälligkeiten der Umwelt im engeren Sinne unterworfen zu sein: wenigstens scheint mir mit der Ableitung persönlicher und singulärer Eigenschaften aus dem Milieu vielfach Mißbrauch getrieben zu werden.

Digitized by Google

der sich dem psychischen Diapason fügt, aber die in ihm liegenden Möglichkeiten nach der Richtung hin bis ins äußerste zu verwirklichen versteht, auf welche die Entwickelung des Diapasons als Zukunftsrichtung hinweist. So besteht das Wesen der großen Staatsmänner nicht darin, das Unmögliche zu wollen, sondern vielmehr darin, das Weiteste anzustreben innerhalb der noch eben vorhandenen Schranken des Möglichen. Und unter denselben Bedingungen wirkt in entsprechender Weise der Genius des Dichters, des Künstlers, des Gelehrten, des Frommen u. s. w. Aufgabe der Geschichtswissenschaft aber ist es, beiden Seiten des geschichtlichen Lebens, der gesamtpsychischen wie der individualpsychischen, insofern diese das Gebiet der durchschnittlichen Leistung überschreitet, gerecht zu werden.

Es ist hier nicht die Aufgabe, darzulegen, inwiefern Anfänge für eine Geschichtsauffassung von gleicher Weise gesamtpsychischem wie individualpsychischem Charakter vorhanden sind: nach allem Gesagten liegt auf der Hand, daß sie, soweit sie dauernde Errungenschaften sein und nicht blos von der glücklichen Hand dieses oder jenes Geschichtsschreibers abhängen sollen, in ihrem Fortschritt nur gewährleistet werden können durch große Fortschritte der Psychologie, und zwar sowohl der Individualpsychologie wie vor allen Dingen der Lehre von den gesamtpsychischen Kräften. Und hier allerdings liegt nun bei den Ergebnissen, welche die Soziologie auf diesem Gebiete schon erzielt hat, die engste Berührung mit dieser Wissenschaft vor, die darum aufs Freudigste als Hilfswissenschaft der Geschichte begrüßt werden darf. Und neben sie stellt sich in diesem Sinne die Ethnographie als Völkerbeschreibung mit der ihre Ergebnisse verallgemeinernden Völkerkunde (Ethnologie); Wissenschaften, die ja im Grunde nichts sind als selbstständige Zweige derjenigen Geschichtswissenschaft, die sich im Besonderen der Vergleichung niedriger Kulturstufen widmet. Hat sich aber das engste Verhältnis des Fortschritts der Geschichtswissenschaft namentlich zu den Fortschritten der Psychologie herausgestellt, so ist damit zugleich — und damit möge der Kette dieser Ausführungen jener letzte Ring angefügt werden, der sich mit dem ersten Ring wiederum berührt — der Beweis geliefert für den Zusammenhang der großen geschichtswissenschaftlichen Strömungen mit den allgemeinen Fortschritten des psychischen Gesamtlebens; denn die Ge-

Digitized by Google

schichte der Psychologie ihrerseits besteht ja in weiter nichts als in den immer wiederholten Versuchen, das psychische Diapason einer bestimmten Zeit aufzufassen, zu beschreiben, und aus ihm diejenige Kenntnis des menschlichen Seelenlebens abzuleiten, die dem psychischen Charakter eben dieser Zeit in möglichst hohem Maße gerecht wird.

Leipzig-Gohlis, 25. November 1897.

Digitized by Google

Alchimisten und Goldmacher an deutschen Fürstenhöfen.

Mitteilungen aus dem Thesaurus Picturarum [1]) der Darmstädter Hofbibliothek.

Von Eduard Otto.

Welche merkwürdige Rolle die Alchimisten und Goldmacher im 16. und 17. Jahrhundert an vielen Fürstenhöfen gespielt haben, weiß jeder, der sich mit der Geschichte dieses Zeitraumes einigermaßen vertraut gemacht hat. Bekannt ist namentlich Kaiser Rudolfs II. Hang zur Alchimie. Daß die Fürsten jener Zeit trotz vieler bitterer Erfahrungen mit so unerschütterlicher Zuversicht sich an diese vermeintliche Kunst anklammerten, läßt sich verstehen, wenn man bedenkt, daß der Luxus der fürstlichen Höfe damals gewaltig stieg, und daß mancher kleine Herrscher, der den glanzvollen Hofhalt der großen Machthaber Europas nachzumachen beflissen war, dadurch in Schulden geriet, die er aus den Ein-

[1]) Der „Thesaurus picturarum" ist ein 32bändiges Sammelwerk, das von dem weiland kurpfälzischen Kirchenrat Dr. Markus zum Lamb in Heidelberg angelegt wurde. Es enthält einen außerordentlich großen Schatz von bildlichen Darstellungen aller Art (Holzschnitten, Kupferstichen, Federzeichnungen, Aquarellen u. s. w.), von Flugblättern, Zeitungen, Ausschnitten aus zeitgenössischen Werken u. a. m. Besonders interessant sind die handschriftlichen Bemerkungen, mit denen der Sammler manche Bilder begleitet, und die sich vorzugsweise auf Ereignisse und Zustände seiner Zeit beziehen. Markus zum Lamb ist 1544 in Speier geboren und 1606 in Heidelberg gestorben, wo er im Chor der Peterskirche begraben liegt. Ueber seine Personalien vergl. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, Bd. I. 1890. S. 112 ff.; über den „Thesaurus" vergl. Walther, Beiträge zur näheren Kenntnis der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt. Darmstadt. 1867. S. 144 ff.

Digitized by Google

künften seines Ländchens zu bestreiten nicht hoffen durfte. Welcher Gedanke konnte da verlockender sein als der, durch die Wissenschaft und Geschicklichkeit eines Alchimisten aus minderwertigem Metall und allerlei Stoffen reiche Goldschätze zu gewinnen? Der Glaube an die Zukunft dieser Wissenschaft war ja allgemein und konnte auch dadurch nicht erschüttert werden, daß eine ganze Anzahl von Alchimisten als gemeine Betrüger entlarvt wurden. Daß jene Goldgier der Fürsten von Abenteurern und Gaunern gründlich ausgebeutet wurde, ist auch nicht verwunderlich. Da der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, so begreift sich auch, daß solche Goldmacher meist fern von ihrer Heimat ihr gewagtes Gewerbe ausübten, daß sie in Ländern ihr Wesen trieben, wo man ihre Herkunft und Vergangenheit nicht kannte. Es ist keineswegs zufällig, daß sich unter den Alchimisten, die sich an deutschen Höfen einnisteten, viele Nichtdeutsche befanden. Die dem Deutschen und zumal den deutschen Fürsten nun einmal eigene Ueberschätzung des Fremden kam diesen ausländischen Abenteurern bei der Ausführung ihres Betruges sehr entgegen. Dergleichen Betrüger wußten sich nicht nur den Schein tiefer Gelehrsamkeit zu geben, sondern verstanden durch gutklingende angenommene Namen und stattliches, vornehmes Auftreten den betreffenden Fürsten und Regierungen zu imponieren. Sie wußten die Schwächen ihrer fürstlichen Gönner zu erspähen, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, vor allem aber ihr leidenschaftliches Verlangen nach Gold mehr und mehr zu reizen und ihnen glänzende Aussichten zu eröffnen. Nicht selten begannen sie damit, daß sie durch kleinere Experimente eine Probe ihres Könnens gaben. Sie wiesen kleine Mengen des edeln Metalles vor, die sie angeblich aus Blei, Eisen und anderen Stoffen durch solche Experimente gewonnen hatten, und gewannen so durch Taschenspielerkünste das Vertrauen ihrer Gönner, die dann nicht säumten, sie gastlich zu halten und ihnen besondere Gnadenbeweise zu erteilen. So hoch stiegen diese Alchimisten zuweilen in der Gunst ihrer Herren, daß nicht nur bei den gemeinen Leuten, sondern auch bei den Gebildeten gar wunderliche Gerüchte laut wurden, die, obgleich zweifellos übertrieben, ungemein bezeichnend sind, weil sie zeigen, was man den von leidenschaftlichem Wahne erfaßten Monarchen alles zutraute. Nicht selten verlautete, der Fürst habe mit seinem Alchimisten Brüderschaft getrunken, er

Digitized by Google

habe ihm seine Staatssiegel anvertraut u. dgl. m. Ja, man wollte wissen, daß er im Begriffe sei, dem fremden Abenteurer eine seiner Prinzessinnen zu vermählen. Solche Gerüchte wurden mit einem gewissen geheimnisvollen Schauder im Volke aufgenommen, nicht weil man an der wissenschaftlichen Berechtigung der Alchimie und an der Möglichkeit, Gold durch alchimistische Künste herzustellen, zweifelte, sondern weil man diesen Fremdlingen mit einem aus abergläubischer Ehrfurcht und wohlberechtigtem Mißtrauen seltsam gemischten, unheimlichen Gefühl gegenüberstand. Hatten sich die Abenteurer in der Gunst ihrer Gönner befestigt, so erlangten sie mühelos die stattlichen Summen, die sie zur Anstellung ihrer Experimente großen Stiles nötig zu haben vorgaben. Sie übernahmen es, die Materialien selber zu beschaffen, denn nur sie verstanden ja zu beurteilen, ob beispielsweise das zur Verwandlung in Silber oder Gold bestimmte Eisen etwa zu spröde oder zu weich war u. s. w. Wenn sie auf diese Weise ihren Säckel tüchtig gefüllt hatten, nahmen sie die erste beste Gelegenheit war, um zu verschwinden und in entferntem Lande ihr sauberes Gewerbe aufs neue zu beginnen. Manchem dieser Gauner kostete dies freilich das Leben. Die betrogenen Fürsten pflegten die Betrüger, wenn sie entlarvt und ergriffen wurden, mit barbarischer Härte zu bestrafen. In der Regel war ihnen grausame Verstümmelung und schließlich der Strang sicher. Bisweilen pflegte man den Verurteilten noch dadurch zu verhöhnen, daß man seine Kleider, in denen er hängen sollte, oder den Galgen mit Goldschaum bestrich. Die wenigsten Machthaber ließen sich übrigens durch Enttäuschungen abschrecken; mit einer Zähigkeit ohne Gleichen hielten sie an der Hoffnung fest, durch die Alchimie in den Besitz gewaltiger Reichtümer zu gelangen. Einer der zähesten Verehrer der Goldmacherkunst war neben Kaiser Rudolf II. der Herzog Friedrich I. von Württemberg. Pfaff nennt in seiner Geschichte des Fürstenhauses und Landes Wirtemberg (Teil 3. Abteil. 1. S. 240 f.) die Namen von 11 Alchimisten, denen Friedrich nach einander sein Vertrauen geschenkt hat. Sie scheinen fast alle gemeine Betrüger gewesen zu sein, und mehrere von ihnen sind als solche gehenkt worden. Die Namen dieser elf Menschen sind: David Bürkheimer, Georg Honauer, Neuscheler, Wagemann, Hofrichter, Peter Montanus, Andreas Reiche, Al. Stöcker, Al.

Digitized by Google

Sydon, Joh. Heinrich Müller und Konrad Schüler. Der Vorletzte hatte von Kaiser Rudolf den Adel erhalten und nannte sich „von Mühlenfels". Daß der Herzog der Alchimie in solchem Grade zugethan war, hatte nicht, wie beim Kaiser Rudolf, seinen Grund in irgend welchen wissenschaftlichen Neigungen. Friedrich war kein einsamer Grübler, sondern ein Fürst von praktischem Weltsinne, im ganzen ein tüchtiger Regent; aber er hatte das Bedürfnis, überall stattlich, ja glänzend aufzutreten, an Prunk und Prachtentfaltung es den vornehmsten Reichsfürsten gleichzuthun, ja sie womöglich zu übertreffen. Als er am 28. Juni 1594 in Regensburg einritt, wo damals der Reichstag versammelt war, erregte sein vornehmes Auftreten allgemeines Aufsehen und allgemeinen Neid, ja, wenn wir unserm Gewährsmanne Glauben schenken dürfen, des Kaisers Mißfallen. In seinem Thesaurus picturarum („Einzüge" fol. 94) berichtet der kurpfälzische Kirchenrat Dr. Markus zum Lamm hierüber Folgendes:

„Den 28. Junii ist hertzog Friederich von Würtenberg vnndt Graue zu Mömpelgard ꝛc. mitt 650 wolgerüster pferden, darunder 8 Grauen, 4 freyhern vnndt über die hundert vom Adel gewesen, in solcher zier, schmuck vnndt pracht zu Regenspurg eingeritten, dergleichen kein Khur-, zu geschweigen anderer Fürst, damals gethun, ja auch wohl stattlicher vnnd prächtiger als die kayserliche Majestat selbs, so vil das volck vndt gesint, so sie bei sich gehabdt, anlangt; Dan alle sein, Würtenbergers, vom Adel, wie auch die grauen vnndt Freyheren, so er bei sich gehabdt, zum aller stattlichsten in sammet vnnd seiden Mit golt belegt gekleidett vnndt mitt gewaltig gülden ketten behengt gewesen. Die Burgundischen schützen zu fuß, deren er in die 50 Mitt einem haubtmann bei sich gehabdt, mit langen Rhoren vnndt brennenden Lunten, waren alle in violbraun sammet hosen, wammes vnndt schützen röcklin gekleidet, mit blaw, rott vnndt weissen Taffeten Feldtzeichen wie auch wälschen vergülten sturmhüten mitt schönen Federbüschen vnndt roten seidenen binden darumb vnndt weiß gestickten strimpfen. Er für sein person vff Einem schönen braunen hengst mit sammet, silber, golt vnndt stattlichen Federbüschen, wie ingleich er auch selbsten vnd seine Edelknaben zum stattlichsten vnndt herlichsten geziert vnndt herausgestrichen, wie nit weniger auch seine Trabanten, Lackeien vnndt gantze bei ihm habende volck. Ist also in solchem

pomp im Einziehen vor der kayſ. Mayeſt. Loſament übergezogen, welches er gleichwol, zu ſeinem Loſament zu kommen, füglich umbgehen hette können, wie dan auch dasſelb J. M. Nit zum beſten ſol gefallen haben. Vber dieſes hatt er in wherendem Reichstag mitt bancketenhalten vnndt anderer Magnificentz ſich gantz ſtattlich gehalten, den kayſerlichen Rhäten vndt ettlichen J. M. Fürnembſten dienern fürträffliche preſent gethun, inſonderheit vnndt zuvorderſt aber J. M. ſelbſten vff die 300 Fuder wein beineben ettlich dauſent gülden zuvor J. M. von Würtenberg vorgeſtreckten gelts durch Reſtituirung der darüber gereichten obligationen verehrt, alles der Meinung vnndt vngezweiffelter hofnung, die Würtembergiſche Erblehen Nitt von dem hauß Oeſterreich, wie ſeine vorfaren, hertzog Ulrich, Chriſtoff vnndt Ludwig, ſonderbarer verträge halben bißher thun müſſen, ſonder allein von dem Reich vff dieſen Reichstag zu empfangen, welches aber damals nitt eruolgt vndt noch vf gerathwol ſthet." —

Ein Fürſt, der ſich ſo ſtattlich zu halten liebte, mußte das Bedürfnis empfinden, die immerhin beſchränkten Geldmittel ſeines mäßigen Territoriums nach Kräften zu mehren. Es begreift ſich leicht, daß gerade er auf die Alchimie Hoffnungen ſetzte, die natürlich nie verwirklicht werden konnten.

Der Sammler des „Thesaurus picturarum" der Darmſtädter Hofbibliothek, Dr. Markus zum Lamm, hat eine Anzahl von Nachrichten über betrügeriſche Alchimiſten ſeiner Zeit geſammelt, die manches Intereſſante bieten und der Veröffentlichung wert erſcheinen, weil ſie in Denkweiſe, Sinnesart und Leben jener Zeit einen hübſchen Einblick gewähren. Am eingehendſten berichtet er über den oben erwähnten Georg Honauer, der am würtembergiſchen Hofe eine Zeit lang ſein Weſen getrieben hat. Im Band „Einzüge" (Fol. 176 ff.) bringt er folgende über die Geſchichte dieſes Abenteueres umgehende Verſionen:

„Anno 1597 dienstagß den 1 Martii Iſt dieſer Georg Hanawer, welcher Eines goldſchmidts im Landt zu Böheim Sohn, aber ſich vor Einen Böhemiſchen Herren außgeben, alſo ſich herr zu Brunhof vnnd Grobeſchütz genant hatt, zu Heidelberg durch mitt etlich Reittern geleitet vff einer kutſchen mit ſechs Braunen gefürt worden nacher Studtgarten ins Würtenberger Land, alda er zuvor vff drei viertheil jar lang vnndt etwas darüber dem hertzogen

von Würtenberg zu hof gedienet, der Ihme eine stattliche Bestallung gemacht, ettliche pferdt vnndt diener, auch sein person so hoch vnndt wert gehalten, das Er Ihn Seinen Bruder genant, Ihme sein Sigel vndt andere heimlichkeit hat vertrawt, Ihne an seiner Fürstlichen Taffel neben Ihme sitzen gehabt vndt, wo er, der hertzog, hingangen oder geritten, da hat alwegen Hanauer der Nechste vor Seiner Fürstlichen gnaden ghen oder Reitten müssen. Alda dan Er, Hanauer, sich auch sehr statlich vnndt beinahe Fürstlich gehalten mit köstlicher kleidung, Bancketen, geltaußwerffen vnder das Volk vnndt anderem pracht mehr, wie er dan auch seinen Eigenen Hofmeister vnndt etliche von Adel gehabt, so vf Ihn gewartet. Als er aber der Alchimisterei sich ahngemasset vnndt den hochgemelten hertzogen vil großer Sachen beredt vnndt vertröstet, so er mit solcher kunst zu wegen bringen wölle, aber fälschlich vnndt alles vmbsonst vnndt vergeblich, auch S. F. G. Sigil fälschlich Mißbraucht, Falsche Brif gemacht vnndt große Summen gelts jn vnndt ausserhalb dem Fürstenthumb Würtenburg durch dieße Mittel vfgebracht, auch sonsten S. Fürstl. G. vmb mehr als Ein Tonne gelts betrogen, wie auch etlich andere gute leuthe selbiger ort mitt vfborgen vnndt anderen Practiken vmb ein stattliches angefüret, Ist er entlich, nachdem er Seine vfferlegte Prob thun sollen, aber, das er jn derselben nitt besthen könne, ihme bewust, als er von mher hochgedachtem hertzogen drei tag lang spaziren (?) zu zihen Erlaubnis erbetten gehabt, mitt Einer zimlichen Summen gelts, die er gleichwol nit mit seiner Goltmachung künst zu wegen gebracht, sonder als Ein Dieb entfüret, außgerießen. (Wie wol Er das gemelt gelt nitt bei sich selbst behalten, sonder es Seinem vermeinten hoffmeister, es an ort, die er Ihme bestimpt, zu füren, geben. Derselb ist aber Einen andern weg geritten vnndt hatt daßelb gelt bei vnndt für sich behalten.) Als nuhn der hertzog Sich betrogen befunden, weil Hanauer über die erlaubte Zeit außgeplieben, vnndt die Ihme vfferlegte prob mitt der Alchimisterei oder Goltmachung dahinden pliben, hatt Er Ihnen alsbalden etliche nachgeschickt, vil gelts vff Ihnen gewettet vndt jn summa keinen Vleis noch kosten gesparet, Ihme nachstellen zu lassen, bis Ihme entlich Achtzehn Wuchen, nachdem er entwichen gewesen, der hertzogen zu Würtenberg Diener einer, dem Er, der hertzog, 3000 gülden zu geben versprochen,

Digitized by Google

wan Er Ihn bekomme, In Westphalen betreten, alda er Ihme In eine Stadt Nachgezogen, Ihne daselbst einziehen vnndt fürters den hertzogen wissen lassen; der hatt Ihn daselbst mit grossen kosten abholen vnndt, als obuermeldt, nacher Studtgarten füren vndt daselbst einen trifachen Galgen oder drei Galgen über einander, oben mitt einem vmbgehenden Würbel von 36 Centner Eißen, vnden in Stein eingefasset, mitt gulden knöpffen vnndt durchaus mit goltschaum überzogen vffrichten, vndt Ihn, den vilgemelten Honauer, sampt seinem vermeinten Hoffmeister vndt etlichen seiner diener daran henken lassen, Ihne, Honauer, zu oberst an die streng mit dem würbel, den Hofmeister an dem mittelsten vnndt die knecht an dem vndersten galgen, Ein jeden nach Seinem Standt, verdienst vndt würden. Hat auch Ihne, den vermeinten hern, damit er nur genugsam gequelet werde vndt nit balt sterbe, nitt stranguliren, vndt volgents, das Er lang hangen pleibe vnndt von den Raben nit verzeret werde, mit einem Eisengerembs oder keffig vmbgeben laßen; alles dergleichen Betriegern zum abscheulichen Exempel, vndt Ist diese Executio mitt zu lauffung vnnd zuzihung viles volcks nitt allein des hertzogthumbs Würtenberg, sondern auch auß anderen benachbarten orten geschehen, Nit gar lang nachdem er, wie obgemelt, auß Westphalen ghen Stutgarten gefangen gebracht worden. — Derogleichen Gesellen vnndt Impostorn oder vermeinten Goltmacher zwen haben in Neulichen Jaren auch die Venediger vndt der Hertzog in Bayern auch mit dem Strange depeschirn vnndt hinrichten lassen. — Et sic stultitiam patiuntur opes. So wöllen auch offt grosse herren betrogen sein. Darumb sie dan solche gesellen haben müssen, die sie dapfer ahnsetzen."

Es folgt zunächst ein Aquarell, das der im Vorhergehenden gegebenen Beschreibung nicht ganz entspricht. Zwei Galgen sind ins Kreuz gestellt, auf ihnen erhebt sich der dritte mit umgehendem „Wirbel". Das Ganze ist rot angestrichen, nicht vergoldet, die Knäufe sind versilbert. Am obersten Galgen hängt Honauer in Hoftracht mit Federhut. Seine ganze Kleidung ist vergoldet. Von einem Eisenkäfig ist nichts zu sehen. An beiden unteren Galgen erblickt man vier Ketten, die für die übrigen armen Sünder bestimmt sind. Die Personen selbst fehlen; die Zeichnung ist offenbar nicht fertig. Am obersten Teile des Galgens ist auch

Digitized by Google

die Tafel mit der gereimten Inschrift angebracht, von der unten die Rede sein wird. Die Darstellung ist offenbar eine Vergrößerung und Ausführung des rohen Holzschnittes auf dem Titelblatt der unten zu erwähnenden Zeitung. Es folgt dann Honauers Brustbild. (Holzschnitt von Dominicus Custodis in Stuttgart.)

„Nota: Als man diese gesellen balt, nachdem Sie ghen Studtgarten gebracht worden, peinlich mit der Tortur gefragt, hatt sich befunden neben vilen andern bösen thaten, so sie geübet vnndt begangen, daß sie sonst auch andere herrn mher vnndt (wie man sagen wöllen) die kayserliche Mayestet selbs gröblich angefürt vndt schendtlich betrogen haben. – So hatt auch Honauer Ein eigenen predicanten gehalten vnndt stets bei sich gehabt, so ein abgefeimbter Bub gewesen, welcher Ihme in obgemelten vnndt andern seinen handtlungen Rath geben, auch ieder Zeit mittel vnndt weg angezeigt, wie er allenthalben die Sach angreiffen vndt verrichten soll. Der ist aber drei tag vor Ihme, Honauer, entwichen, hatt auch nitt wieder zur handt gebracht werden können. Ist also vmb solcher vnndt anderer vrsachen willen die Execution biß nach Ostern verplieben vnndt eingestelt. Vnndt Honauer nit (wie oben vermeldet) an den halß gehenckt, sonder Lebendig in den vergitterten Eisernen korb gesetzt worden, alda Er mitt grosser qual gantz iämerlich verschmachten vndt sein leben hatt enden müssen. Gott wölle, das er seine Sünden erkannt, bekant, Gott hertzlich abgebetten vnndt in warem vertrawen vnndt gewißer zuversicht vff den verdienst vndt Blut vergießen Christi abgeschieden sei."

Es folgt eine zweite kolorierte Darstellung des Galgens, die der voraufgehenden Schilderung entspricht; nur daß der unterste der drei sich hier gleichsam in drei Stockwerken übereinander aufbauenden Galgen nicht vergoldet ist. Am obersten Galgen hängt ein Käfig, worin Honauer eingesperrt ist; am mittleren Galgen hängt der Hofmeister, am untersten hängen die drei übrigen Diener. Die ganze Darstellung beruht offenbar auf der Phantasie des Zeichners oder seines Auftraggebers.

„Correctio. Nota. Diese Execution ist geschehen ettlich tag nach Ostern, aber nitt (wie gleichwol anfangs vorgewesen) Honauer in ein keffig gesetzt, noch auch (als sonst fürgeben) inn vergült leder, damit die kürschner die Beltz zu schmücken pflegen, gekleidet, sondern schlecht in seinen gewöhnlichen, iedoch stattlichen

kleidern, die er täglich angetragen, an dem obersten, vmbgehenden theill des Galgens gehengt vndt gleich strangulirt worden. Eß hat auch vermog des Ergangenen Vrtheils Ihme die Rechte handt zuvor sollen abgehauen werden; weil er aber sehr verzagt vnndt schon halb todt gewesen, also das der nachrichter besorgt, das Er Ihm vnder den händen verghen, vnndt das er Ihn nit lebendig hienuf an den Galgen bringen können würde, seint Ihm nur die 2 vorderste Finger an derselben handt als einen periuro abgehawen worden. Bei dieser Execution ist der Hertzog von Würtenberg selbs mitt 200 pferden persönlich zugegen gewesen. — Sein, Honauers, vermeinter Hoffmeister aber, weil er damals kranck gewesen, ist nit zugleich mit Ihm, sonder über ein zeittlang hernacher an den Mittlern galgen auch in seinen gewönlichen sammeten kleidern vffgeknipft worden. — Die übrigen seine Diener seint nit so sehr schuldig befunden vnndt derowegen wider ledig gelassen worden."

„Nota: Dieses ist der eigentliche vnndt gewissiste Typus des galgens[1]) vndt der Execution Görgen Honauers, des vermeinten goldtmachers, welcher in einem kleidt von Schaumgoldt, nachdem Ihme zuvor zwen finger an der rechten handt abgehauen, zu Studtgarten den 12. Aprilis des 1597ten Jars gehengt, auch die Ursach solcher seiner bestraffung in eine Schrifft verfasset vnndt oben an das gericht in einer Taffeln neben Ihn geheftet worden ist, welche also lautet:

Hie hangt der Boßwicht weit bekant,
Jörg Honauer also genant.
Auß Märren Landt kam er hieher,
Groß übermuth thät üben er,
Der falsche, betrügliche Man,
Welcher sich hat genommen ahn,
Auß eißen golt zu machen.
Er trieb betrug in allen sachen,
Darzu auch große Büberei,
Wolt sein ein großer herr dabei,
Hatt auch verleugnet seinen Standt;
Darumb leidt er schmach vnd schandt.

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich offenbar auf jene erste Darstellung.

Digitized by Google

Eß soll ein Jeder gewarnet sein,
Das er nit komm in solche pein.

Sein, Honauers, Mittgesel aber, welcher sich vor desselben Stalmeister ausgeben, ist den 25. Aprilis hernacher an den gemeinen galgen daselbst zu Studtgarten, so allernechst bei diesem sonderbaren gantz eisernen Galgen sthet, als ein Dieb ohne Schuch vndt Hut, mitt den händen auff [den] Rücken gebunden vnndt in seinen gewonlichen kleidern Exequiret vnndt gehengt worden.

Die übrigen Sein, Honauers, angemaste Diener, so mitt Ihme eingezogen, sein damals noch in haft gehalten, aber volgents derselben ein theil auch iustificirt worden.

Vnndt haben sonst diese Impostores vnder andern auch die Stadt Schafhaußen vmb 12000, wie ingleichen die Stadt Zürch, bede im Schweitzerlandt gelegen, auch vmb etlich Tausent gülden angefürt vnndt betrogen, welche dan hernacher, sonderlich die von Schaffhausen, iren betrug dem hertzogen von Würtenberg entdeckt vnndt sie deswegen bei Ihm angeclagt haben; der jedoch es anfenglich nit glauben wöllen, sonder sie betreuet vnndt verwarnet, das sie woll zusehen solten, was sie thäten vnndt redeten, sintemal Honauer kein solcher gesel, wie sie fürgeben, sonder ein fürnemer Herr were (Inmaßen dan auch ermelter Hertzog von Seinem Hofgoldtschmidt, einem alten guten Man, welcher vmb Honauers gelegenheit wol gewüst, deswegen, aber vergeblich, gewarnet worden vndt vff denselben darüber ein vngnadt geworffen gehabdt), bis er endlich sein, Honauers, über die von Ihme, Hertzogen, gebettene vnndt erlaubte Zeitt auspleiben darinnen bestetigt vnndt Ihme nachstellen zu lassen verursacht worden, wiewol er sehr schwerlich darzu zu bewegen gewesen, dan er sich an Ihme, Honauer, dermassen vergafft vnndt Ihne so lieb, wert vnndt hoch beuor gehabdt, das er Ihnen sthets (als auch oben gemeldt) seinen Bruder genant, Ihme vast alle seine heimlichkeitten vertrawet vnndt Ihn, wo er nur gangen vnndt gestanden, geritten oder gefaren, bei vnndt umb sich gehabt, also das vil für gewiß gehalten, da sein, Honauers, Bubenstück nur eine kleine zeitt noch lenger verborgen pliben weren, vnndt er sich etwas besser in den bossen geschickt hette, wie er dan mitt der zeitt wol hette thun können, Er, Hertzog, Honauer Seiner Frewlin vnndt Döchter eine vermählet hette.

Digitized by Google

Es hatt auch dieſer Bub Honauer ſonſt vil Büberei mitt allerlei Betrug, vnzucht vnndt andern böſen ſtücken hin vnndt her geübet vnndt dabenor ettlichen polniſchen Herren Ire weiber entfüret vnndt ſie hernacher geſchendet Ihnen wider zugeſchickt."

Es iſt intereſſant zu beobachten, wie unſer Gewährsmann zunächſt die ſenſationelle Neuigkeit mit allen Ungenauigkeiten, willkürlichen Zuthaten und Uebertreibungen hinnimmt, wie ſie bei mündlicher Ueberlieferung von auffallenden Ereigniſſen unvermeidlich ſind; wie er aber dann, nachdem er genauere und zuverläſſigere Erkundigungen angeſtellt, jene Ungenauigkeiten berichtigt, phantaſtiſche Uebertreibungen und Zuthaten beſeitigt und andererſeits die Lücken der erſten Tradition ergänzt. So tritt an die Stelle des Senſationellen mehr und mehr der nüchterne Bericht des Thatbeſtandes, wenn auch wohl einzelne Irrtümer beſtehen bleiben. Wie ſich hingegen umgekehrt dergleichen Neuigkeiten durch die Ueberlieferung von Mund zu Mund allmählich zu Senſationsromanen in Verſen oder Proſa ausgeſtalteten, zeigt die im folgenden abgedruckte Zeitung, die Dr. Markus zum Lamm unter der Ueberſchrift: „Eine andere Figur vnndt Fernerer Bericht von der honauerſchen Execution zu Studtgardten im Würtenberger Landt" ſeinen handſchriftlichen Mitteilungen beifügt. Es iſt eine Zeitung in Kleinoktav von vier Blatt; das Titelblatt zeigt außer dem Titel einen kleinen, roh ausgeführten Holzſchnitt, der den Galgen mit dem Verbrecher in ähnlicher Weiſe wie jene oben erwähnte erſte Zeichnung darſtellt. Wahrſcheinlich hat er dem Zeichner als Vorlage gedient, und dieſer hat ihn eben im weſentlichen nur in größerem Maßſtabe und farbig ausgeführt.

„Seltzame vnerhörte zeytung, Was geſtalt Georg Hanober von Olmitz auß Merrhen, vermeinter Alchimiſt vnnd Goldmacher, zu Stutgart im Land Würtenberg von wegen ſeiner manigfaltigen Bubenſtücken vnd betriegereyen (indem er auß Eißen Gold zu machen felſchlich vnderſtanden) den 2. vnd 12. Aprilis dieſes 97. Jahrs mit dem ſtrang vom Leben zum Todt iſt hingerichtet worden.

(Bild.)

Gedruckt im Jahr 1597.

1. Von einer vnerhörten geſchicht,
So begangen hatt ein Alchimiſt,

Digitized by Google

Kürtzlich muß ich euch ſagen,
Weil das heilige Römiſch Reich,
Auch der hart Erdbod nit ſeines gleichen
In vil tauſent Jahren hatt tragen.

2. Georg Hanober ward der genant,
Von Olmitz auß dem merrhenland,
Auß fromm Eltern geboren.
Zu Stuttgart im Würtenbergerland
Mit ſpott vnd auch mit Höchſter ſchand
Sein ſtoltzen jungen leib hat er verlohren.

3. Laßt euch die zeit nit werden zlang!
Jetzund ſchreit ich zu dem anfang,
Will beſchreiben ſein gantz leben,
Was er von ſeiner Jugend auff
Biß an den liechten Galgen hinauff
Vertriben hat. Nun merkt mich eben!

4. Als er war fünfftzehen jahren alt,
Die Goldtſchmidt Kunſt er lehrnet bald
Gar ſubtil vber dmaſſen.
Vnder andern Künſten vorab
Mißbraucht er diße Edle gaab,
Hatt ſich nit dran begnügen laſſen.

5. Von angeſicht ſchön, zartt, hüpſch er war,
Sein augen hell, lauter vnd klar,
Seine glider am leibe
Zierlich, höfflich im ſtunden an
(Ja, wann er recht darnach hett than!)
Als Helenä, dem Griechen weibe.

6. Ein ſprichwort bey den Teutſchen gut,
Welches vns ſelten fälen thut,
Heutigs tags iſt im weſen:
Was zu einer Neſſel werden will,
Brinnet vnd wächßet bey zeit herfür.
Alſo iſt diſer Hanober geweſen.

7. Seinem beruff, wie ich euch ſag,
Kam er nit nach. O Jamer vnd klag,
Das die Jugent vermeſſen,
Jr Eltern vnnd Lehrmeißter Zucht
Jnn die windt werffent ſo verrucht,
Schandlicher weiß freuel vergeſſen!

8. Vil land er durch zogen iſt,
Braucht groß betrug vnd Buben liſt,
Fälſchlich allenthalb gelogen,
Wie er auß wildem Eyſen wolt
Machen pur, lautter, rottes gold,
Hiedurch Land, Leuth, Stätt ſehr betrogen.

9. Fürſtlich Perſon verſchont auch nitt,
Dieſelb mit ſeim Liegen verwirtt,
Verleugnet ſeinen ſtande;
Hatt ſich ein hohen herren genant,
Offt mit zwölff pferdten reißt durch das Land;
War das nit vberauß ein ſchandt?

10. Grauen, herren, Edeln perſon
Leichtfertiglich nichts wolt nachlahn,
War hochfertiges Geiſtes;
Jn Fürſtenhöffen dautzen [1]) thet
Auß vbermutt, o lieber Gott,
Welches zu verwundern iſt zum meiſte.

11. Entlich zu Stuttgart auch an kam.
Der Edel Fürſt das bald vernam,
Gnedigſt hatt in empfangen.
Sein büberey nit laſſen wolt,
Gab für, wie er könt machen gold
Auß eitel Eißern ſtangen.

12. Der fromm Fürſt ſich bereden ließ,
Sein kunſt jhnen probieren hieß.

---

[1]) = Duzen. Er hatte nach der Meinung des Volkes mit dem Herzog Friedrich Brüderſchaft getrunken. Nahe liegt allerdings die Vermutung, daß hier ein Druckfehler vorliegt. Scheible, Schaltjahr Bd. 1, S. 47 hat „tanzen".

Digitized by Google

Da bracht er liſtig zwegen
Zermahlen gold gar fein vnnd ſcharff,
Deſſelb in holes Eyſen warff.
Manch groſſer herr ſchawt zu hie gegen.

13. Das gold dem Fürſten zeiget bald.
Auff das er ſehe ſein geſtalt
Vnnd probierte zur ſtunden,
Dem hoffgoldſchmidt wol in der Statt
Der Fürſt eilents zugeſchickt hatt;
Da ward es lautter, ſchön funden.

14. Mitt diſer ſeiner ſchelmerey
Vnnd jetzt getribener büberey
Groß gunſt beim Fürſten bekame,
Sonderlich bey dem hoffgeſind,
Die er argliſtig hatt verblendt.
An gut vnnd gelt hiedurch zuname.

15. Da er vermeinet, es wer ſchier genug,
Das man möcht ſpüren ſein betrug,
Da hatt er ſich befliſſen
Vnnd iſt mit vnuerſehener ſach,
Da man jhm nichts böſſes hatt nach dacht,
Mit ſeinem Stallmeiſter bald außgeriſſen.

16. Hierauff der Fürſt gantz ſchnell vnnd bhend
Ein Reittent Curier jm nachſendt,
Beyd lauren[1]) zu erfragen;
Vnd wann er die betretten hett,
Soll man es in wiſſen lahn zur ſtett,
Jr Fürſtlich Gnad eilents anſagen,

17. Kurtzumb zu reitten nit nachlahn,
Soll es koſten vil tauſent Chronen ſchon,
Ein Ehrgelt ſoll ihm werden,
Das er daran ſoll zfriden ſein,
Die tag des lebens gnieſſen fein,
Er vnnd die ſeinen hie auff erden.

[1]) = Schelme.

18. Der Currier ritt dapffer herumb,
Jetzt in die leng, jetzt in die krumb.
Letlich kam er auff das gspore.
Zu Trier, in der Churfürstlichen Statt,
Der goldmacher jn ersehen hat,
Ließ d' Roß stehn, lieff zur Mosel dare.

19. In ein Schiff sich begeben that.
Der Currier solchs erfahren hatt,
Saumet sich nicht vast lange,
Dingt auch ein klein Rennschifflein,
Lag mitten in das Schiff hienein.
Merkt weiter, wie es ist ergangen!

20. Mitt stroh thet man jhn deckhen zu.
Die Schiffleuth hettent wenig ruh,
Seindt dem goldmacher fürkommen.
Zu Creutzwerdt in dem Stättlein
Still vnd einzogen kertens ein.
Ein Goldmacher meint, er wer entrunnen.

21. Mit seinem schiff kam auch in die Statt.
Der Currier im fürgewartet hatt,
Ist in den Gasthoff nein tretten,
Fragt flux nach des bürgermeisters hauß,
Verloffene sach jhm leget auß,
Streng vmb verhafftung gebetten,

22. Daß man im namen des Fürsten sein
Dise zween Lauren soll legen ein,
Des hab er vollen gewalte,
Darumb er auch aufflegen wöll
Brieffliche schein, Fürstlich Sigill,
Alles jrs thuns vnnd auch verhaltens.

23. Bald, als der brieff verlesen war,
Fiel man mit gewalt ins wirtshauß dar,
Gfänclich allbeyd einzogen,
Jedoch wolt man jm dem Fürsten nit lohn,
Sonder das Recht jm selber anthun,
Weil sie Land, Leuth diebisch han betrogen.

Digitized by Google

24. Da diß der Fürſt berichtet war,
Schickt er alsbald ein kutſchen dar,
Keiſers beuelch darneben,
Schützen, ſoldaten wohlgerüſt,
Verſichert uff das aller beſt.
Waren erſt auff ein Reuers dargeben.

25. Da mans gehn Stuttgart hatt gebracht,
Nit vil hoffierens ward da gemacht,
Weil in der gantzen welte
Jr dieberey allenthalben bekant,
Jn Teutſchen vnnd jm Welſchen Landt
Solch goldmachen iſt erfahren ſelte.

26. Zum rechten iſt da bald erkennt,
Das er ſein letſtes ziel vnd end,
Nachdem er hie begangen,
Nit ſeye werd, das er auff erd,
Soll haben ſein begräbnuß werdt,
Wie ein Ertzdieb ſein lohn empfangen,

27. Sonder ſoll hangen an dem Lufft
Zwiſchen Himmel vnnd der Erde klufft,
Von lautterem Eyſen Clare
Ein galg auff dem anderen auffgericht,
Fünff vnnd zwentzig Centner war ſein gewicht,
Daran Goldmacher büßet bare.

28. Ein Kleid, Hut, Schuh, ſchöne Feder
Glitzt alles wie das gold daher,
Jſt ihm worden anzogen;
Doch ehe er gfüret ward auß der Statt,
Zwen finger man jm abgehawen hatt.
Jſt warhafftig vnnd vnnerlogen.

29. Hernach ward auch vor jedermann
Sein Stallmeiſter gericht hindann,
Leib vnd leben genommen,
Weil in dem gantzen Teutſchen land
Fürſten, Herrn, Hoch, Riders ſtandts,
Durch ſie vmb vil thonnen gold ſeindt kommen.

30. Vntrew ſein aigenen Herren trifft.
Kein arges bleibt vngeſtraffet nicht.
Nichts iſt ſo klein geſpunnen,
Welches da in künfftiger zeit,
Es ſeye nahe oder aber weitt,
Mit der zeit nit komm an die Sonnen.

31. Darumb, du jung, friſch, zartes blut,
Thu bey deiner Edel jugent gut,
Falſch practick ſoltu fliehen,
Damit nit Gottes gerechten Zorn,
Wie Goldmacher hat leider erfahrn,
Mit Raachgier auff dich müſſeſt ziehen.

Grabſchrifft Georgen Hanobers Alchimiſten[1]).

Hie hanget der böſswicht weit bekandt,
Georg Hanober iſt er genant.
Auß Merrhenland kam er hieher,
Betrug vnnd hochmut vbet er.
Aus Eyſen wolt er machen gold,
Welches jhm doch niemandt glauben wolt.
Fürſten vnnd Herren hatt er gelogen,
Dazu auch land vnnd leuth betrogen.
Er hatt verleugnet ſeinen ſtandt,
Wolt ſein ein groſſer Herr genandt.
Hoffertigs gemüts, leicht fertigs hertz,
Fandt ſich bey jhm als nur ein ſchertz.
Groß büberey hatt er begangen,
Alſo hatt er ſein lohn empfangen.
Er ward nit werd, das er auff erdt
Soll haben ſein begrebnuß werdt,
Sonder ſoll hangen an dem lufft
Zwiſchen Himmel vnnd der Erden Klufft

[1]) Dieſe ſogenannte „Grabſchrift" klingt an den oben mitgeteilten Inhalt der am Galgen angebrachten Inſchrift an. In Einzelheiten ähnlich iſt auch die Reimerei, die Scheible im 2. Bande ſeines Schaltjahrs (S. 389 f.) nach einem alten Flugblatte mitteilt. Das dort gegebene Bild zeigt mit dem von unſerm Gewährsmann eingefügten nur wenig Aehnlichkeit und iſt offenbar von geringerem Werte.

Digitized by Google

Zu woluerdientem lohn vnnd straff,
Andern zu ein Exempel scharpff.
Darumb wer hie für vber geht,
Diß Exempel voraugen stehet,
Es sey gleich Frey oder aber knecht,
Der soll gedenken: Gott ist gerecht,
Der laßt kein vbel ohn gerochen.
Das kein solch vrtheil werd gesprochen,
Dauor behüte vns Gott allsammen!
Wer hie für vber gehet sprech: Amen!
ENDE."

Die Darstellung von Honauers Flucht und Entdeckung, wie sie das Flugblatt giebt, ist durchaus willkürlich. Nach Sattler (Geschichte des Herzogtums Würtenberg unter der Regierung der Herzogen. 5. Teil, S. 197) wurde der Betrüger durch einen herzoglichen Diener in der Stadt Oldenburg festgenommen und gefangen nach Bückeburg gebracht. Der Herzog entsandte nun den Benjamin von Buwingkhausen, um beim Grafen von Schaumburg um die Auslieferung zu bitten. Der Graf aber weigerte sich anfangs, weil der Herzog sich herausnahm, ihn in dem Schreiben zu duzen, während er als Anverwandter des dänischen Hauses (!) „ein besseres Traktament" erwartet hatte. Nach schwierigen diplomatischen Verhandlungen erlangte Herzog Friedrich endlich die Auslieferung seines ehemaligen Günstlings. Der Spiesgeselle, den Honauer für seinen Stallmeister ausgab, wird Hans von Werdern genannt. —

Weniger ausführlich berichtet Dr. Markus über einige andere vorgebliche Alchimisten. Zunächst über zwei Betrüger am bayrischen Hofe (Band „Einzüge", Fol. 16 ff.):

„Anno 1581 hatt der hertzog in Bayern zwen vermeinte Goltmacher, welche Ihn schandlich geteuscht, angeführt, vndt vmb eine grosse Summen gelts gebracht gehabt, Exequirn vndt hinrichten Lassen, deren der Eine ein Italiener gewesen, sich Marco Bragatino genant vnndt sich für einen Magnifico Signor ausgeben hatt, aber iedoch nitt von dem Fürtrefflichen Adelichen Geschlächt der Bragatinorum in Italia herkommen gewesen, sonder dessen vatter auß Cypern vnndt der gemelten Bragatinorum Factor,

auch anfangs etlich Tausent Ducaten reich, hernacher aber also arm worden ist, das er gar nichts mher überig gehabt, wie ein Betler in den Städten vff den gassen herumbgezogen vnndt mit biren sich gespeiset oder vff offenen gassen biren gessen hat. Er, Marcus, aber ist Erstlich ein Münch gewesen, darnach vollents zum Lecker worden vnndt entlich dem hencker gar vnder die Hände kommen.

Der ander angemaste Goldtmacher, welchen der hertzog in Bayern hinrichten lassen, hatt Gabriel Morbis [geheissen], Ist des vorigen gesel, nitt besser als derselb gewesen vnndt derwegen auch mit gleicher straff ahngesehen worden.

Vngefehrlich vmb die selb zeit oder Ja ein wenig zuuor oder kurtz hernacher haben die Venediger auch solcher goltmacher Einen, welcher sie gleichfalls hachangesetzt vndt vmb vil betrogen gehabdt, vom leben zum todt richten lassen. Desselbigen Contrefaict aber hab ich vff vilfaltigeß nachforschen vnndt in vnderschiedlichen Franckforter Meßen Nachfragen vnndt deswegen vleissig beschehne erkundigung nit bekommen können, dieweil daß kupferblatt, daruf es gestochen, nit mehr vorhanden ist.

Nota. Marcus Bragatinus von Venedig, Ein Kapuziner Münch, hatt sich angenommen vnndt ausgeben, als könte Er gut Goldt machen, wie er dann auch gethun, das es die Leute mit höchster verwunderung gesehen, ia große Stück goldt verschenckt, das goldt wie Messing vnndt Queckssilber geachtet, stets eine Freie Fürstliche Taffel gehalten, grosse Herren gehabt, die auf Ihn gewartet, sich stattlich gekleidet, Einen Illustrissimum, das ist durchleuchtigsten, genant vndt geschrieben oder von andern schreiben lassen vnndt mit seiner Zauberischen kunst vndt prächtigen ansehen viel fursten vndt hern in Europa verblendet vnndt betrogen, also das man Ihn für den andern Paracelsum gehalten vnndt gerechnet hatt.

Als er nuhn seine Zauberei vnndt betrug eine Lange Zeit getrieben vnndt von vielen Fürnemen Fürsten vnndt herren hochgehalten vndt begeret worden, ist er entlich auch an den Fürstlichen bayerischen hoff ghen München kommen vnndt alda herlich empfangen worden. Aber hochermelter Hertzog hatt Seinen Betrug vnndt Teuffelskunst baldt gemercket vnndt Ihm seinen Titul Illustrissimum in Tristissimum verändert, Ihn gefänglich einziehen vndt durch den Nachrichter wöllen Examinirn vnndt ver-

Digitized by Google

hören oder befragen lassen. Er hatt aber dafür gebetten vnndt freiwillig bekennet alles, was er übels gethun vnndt begangen, wie auch, das er dardurch den todt wol verdienet habe, vnndt daruff sein gantzes Leben vnndt alle begangen Buben Stück mit eigener handt beschrieben vnndt in demselben viel böser Stück vermeldet vnndt an tag geben, iedoch vleissig gebeten, das Man solche seine Bekantnus nit an tag kommen lassen vnndt seine Bulschaft, Signora Caura (sic!)[1]), sampt anderm seinem gesint ohne Entgeltnus wieder in Italien ziehen Lassen wolte, welches Ihme auch zu gesagt vnndt versprochen worden ist.

Hieruff ist Ihme den 29ten Julij des obgemelten Jars Ein gnediges Vrtheil gefellet worden, Nemlich, das man seine zwen hunde, die er zur Zauberei gebraucht, zuuorderst erschiessen vnndt Ihme hernacher den kopf abschlagen solte, dessen er sich dan höchlich bedanckt, Als er wol gewüst, das Er mitt seinem Diebstahl den Galgen vnndt mit seiner Zauberei das Fewer verdienet hette, ist also sehr fro gewesen, das er so gnedig davon kommen.

In Volnziehung solcher Ergangenen Vrtheil hatt man den volgenden 30ten Julij Einen Newen Galgen vff dem Marck zu München aufgericht, mitt Messing vndt Buben- oder Glatter Goldt beschlagen vnndt mitten an demselben galgen einen Strick, mitt dergleichen goldt zugerichtet, gehenckt, damit seinen Betrug mit dem Goldtmachen anzuzeigen, neben diesem Galgen aber ein hohes vnnd grosses gerüst mit borten aufgeschlagen, Ein schwartz thuch darauf gelegt vnndt in die Mitten desselben Einen stuel gestellet, daruff der Nachrichter Ihn, Bragatino, in Einem schwartzen trawerkleidt gesetzt, den hals entblösset vndt Ihme also sitzent den kopf abgehawen hat.

Hieruff wardt sein Leichnam mitt einem schwartzen thuch bedeckt, der Kopf aber iedermeniglich zu besichtigen hingestelt.

Vmb den Mittag aber haben die Jesuiten bei dem hertzogen angehalten vnndt begert, dieweil er Eine geistliche person vnndt Capuziner Münch gewesen, das er Ihne vnder die Erden begraben lassen wolte, welches, als es ihnen der hertzog vergönnet, haben sie den Leichnam samt dem kopff den gemelten 30ten Julij

[1]) Vielleicht verschrieben für „Laura"?

Digitized by Google

ſtattlich zu der Erden beſtattet vnndt solemniter begraben. Alſo hatt dieſer durchleuchteſte goltmacher ſein Leben geendet.

Baldt nach dieſem iſt auch Ein Engeländiſcher goldtmacher, der ſich ſelber Illustrissimum Dominum Kelleo[1]) geſchrieben, zu Prag gefenglich ahngenommen vnndt auſſer der ſtadt Eingeſetzt worden, welcher viel Tauſent Thaler ſchuldig geweſen vndt auch vil betrug vnndt bubenſtück bekant hatt. Desgleichen iſt auch in dem Stifft Cöln vmb dieſelbige Zeit Ein anderer goldtmacher, der Hinterhöfer genant, gefangen vndt viel betrugs hinder Jhme gefunden worden.

Ferner hatt auch Graff Wilhelm von Oetingen Michaeln von Firffen, Einen vermeintlich berhümbten goldtmacher, vmb die obgemelte zeitt ins gefenguiß werffen laſſen.

Welche alle hernacher Jren gepürlichen lhon empfangen haben."

Es folgt auf fol. 24. das Bruſtbild des Bragatino, ein Kupferſtich mit der Umſchrift: „Marco Bragatino Illustrissimo Domino. Unter dem Bilde ſteht: Dominicus custodis Antuerp. scalpsit et dedecauit. Joan. ab Ach, Colloniens. ad viuum depinx. Monachii boiorum HO. 1591."

„Nota: Gabriel Morbis hatt ſich ſeher ſtattlich vnndt prächtig, jedoch ſonſten in ſeinem wandel Erbarlich vnndt Eingezogen gehalten, iſt in einem ſammeten kleidt mitt dem ſchwerdt zu München gericht worden den 21 Auguſti Anno 1591. Aber, wie man darfür gehalten, Jhme vil aus neidt vnndt Misgunſt, weil er dem Bayer Fürſten alle ſeine heimlichkeiten nitt offenbaren wöllen (wie man ſagt), vfgetrochen vnndt zugemeſſen worden, ſo hoch im wert nit befunden, vnndt Jhme alſo mitt dem hinrichten vom leben zum tode etwas zu kurtz geſchehen ſein ſoll."

Es folgt ſein Bruſtbild, eine Federzeichnung, offenbar nach einem Kupferſtiche gezeichnet, mit der Unterſchrift Gabriel: Morbis.

[1]) Gemeint iſt ohne Zweifel Edward Kelley. Ueber ihn vergl. den Aufſatz von Caro in dieſer Zeitſchrift. Bd. I. S. 353 ff. Ueber ſeinen Tod in Böhmen S. 367.

Digitized by Google

Verordnungen gegen Luxus und Kleiderpracht in Hamburg.

Von Julius Schwarten.

I.

Das 16. Jahrhundert begründete Hamburgs Welthandelsstellung und seinen Reichtum. Die Entdeckung Westindiens und des Seeweges nach Ostindien lenkte den Handel in andere Bahnen und bereitete dem einst so festgefügten, mächtigen Hansabund allmählich Zerfall und Untergang. Nur wenige seiner Glieder errangen sich eine achtunggebietende, einflußreiche Sonderstellung wie Hamburg. Zwar blieb es vorläufig nur Metropole des Zwischenhandels, denn den direkten Kolonialhandel betrieben derzeit die niederländischen Städte, unter denen Antwerpen den Hauptstapelplatz bildete. Da aber zwischen Flandern und Hamburg seit altersher enge Handelsbeziehungen bestanden, hatte dies von Antwerpen zunächst die meisten Vorteile. Diese wurden noch erhöht nicht allein durch Hamburgs günstige geographische Lage, sondern auch durch eine weitschauende Handelspolitik, die mit dem einengenden Zwang veralteter hansischer Satzungen brach und Hamburg freier sich entwickeln ließ.

Es ist nicht der Zweck dieser Abhandlung, jenen Werdeprozeß darzulegen, sondern es sollte nur kurz angedeutet werden, woher der steigende Reichtum Hamburgs seit dem 16. Jahrhundert seine Nahrung bezog.

Dieser Reichtum bekundete sich bald im äußeren Leben der Hamburger. Er machte sich derartig im Kleiderluxus, bei Festen und Gastereien bemerkbar und trat bei allen Ständen so auffällig in die Erscheinung, daß die gesetzgebenden Körperschaften sich genötigt sahen, diese verschwenderische und auch zuweilen wohl protzen-

Digitized by Google

hafte Entfaltung des Reichtums durch Verordnungen einzuschränken [1]).

Allerdings hatte man dies schon zu Anfang und am Ende des 15. Jahrhunderts versucht [2]), doch häuften sich solche Verfügungen erst im 16. Jahrhundert, als unter Maximilian I. und Karl V. in den Reichstagsabschieden den Fürsten und Städten anempfohlen wurde, der „übermäßigen Kleiderpracht" entgegenzutreten [3]). In Hamburg befassen sich die Receße von

[1]) Große öffentliche Lustbarkeiten und Bewirtungen im 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts beweisen gleichfalls den Reichtum Hamburgs. Als sich 1525 der dänische Kronprinz mit der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen vermählte, fand ein glänzendes Turnier auf dem Hopfenmarkt statt. Ausführlich wird auch über jene Festlichkeiten berichtet, die im Jahre 1603 bei Gelegenheit der Huldigung des Konigs Christian IV. von Dänemarck ihm zu Ehren veranstaltet wurden. „Von 6600 Mann, verteilet in 22 Fanen", wurden der König und seine Gemahlin, die von der „Churfürstin Hedwig von Dreßen", des Konigs Schwester, sowie von drei Herzögen, fünf Grafen samt ihren Gemahlinnen, acht fürstlichen „Frewlein" und vielen adeligen Herrn, sowie einem Gefolge von 500 Reisigen begleitet waren, festlich eingeholt. Mehrere Tage währten die Ring- und Speerrennen, die auf dem Hopfen- und dem Pferdemarkt abgehalten wurden, und an denen sich auch die Fürstlichkeiten lebhaft beteiligten; „of de Koning hett getornert und hett dar allewege datt beste gedan". (Aus einer gegen Ende des 17. Jahrhunderts von einem Einnehmer Reinbeck geschrieben Chronik von Lüneburg, im Besitze des Museums daselbst.) Die Gesamtkosten, so der Stadt Hamburg durch die Bewirtung des Konigs und die Geschenke an ihn und seine Umgebung erwuchsen, beliefen sich nach Ausweis der Kämmereiberechnungen von 1603—1604 auf 97182 Mark 13 Schill. 11 Pf. Schätzt man die Mark damaligen Geldes als gleichwertig mit 5 Mark der jetzigen Währung, so hat die Gesamtausgabe für den etwa achttägigen Aufenthalt immerhin an 485000—500000 Mark betragen. Auch sonst wurden fürstliche Personen, wenn sie die Stadt besuchten oder durchreisten, prächtig bewirtet. Besonders glänzend war das Traktament, das 1621 dem „Winterkonig" gegeben wurde. Nicht minder pomphaft waren die Festlichkeiten gelegentlich des Beilagers, das im Jahre 1650 der Herzog Christian von Mecklenburg mit der verwitweten Herzogin von Sachsen-Lauenburg in Hamburg hielt. Wiederholt war die Konigin Christine von Schweden in Hamburg; ihr Gastmahl beim reichen Juden Texeira zu Ehren des Papstes Clemens V. gab Veranlassung zu einem großen Straßentumult, der die Konigin nötigte, durch die Christinenpforte zu fliehen.

[2]) Receß von 1410, art. 19, Bartels, Hamb. Grundgesetze S. 22.
„ „ 1485, „ 25, „ „ „ „ 23.

[3]) „Wir sollen auch, als der Vorgänger, solche Ordnung in unserm Koniglichen Hoff- und Erblanden, erstlich anfahen und zu halten ernstlich ver-

Digitized by Google

1529[1]), von 1579[2]), die Hochzeits- und Kleiderverordnungen von 1583 und 1585 sowie die „Burspraken“[3]) von 1594 und 1596 mehr oder weniger eingehend mit dem Luxus ihrer Zeit. Im 17. Jahrhundert folgen darauf bezügliche Erlasse fast ununterbrochen (wie im Jahre 1609, 1611, 1618, 1624, 1634, 1648, 1652, 1656, 1669, 1678, 1692); sie verlieren sich im 18. Jahrhundert.

Am eingehendsten und bis ins Kleinste hinein beschäftigt sich die Kleiderordnung vom Jahre 1583 (und ihre Wiederholung vom Jahre 1585) mit dem überhand nehmenden Luxus und dessen Abstellung. Genannte H.- u. K.- Ordg. ist wahrscheinlich eine

---

schaffen. Aber noch ein viel höherer Ruhm entstehet ihnen hieraus, wann sie sich selbsten zu einem Spiegel der Demut fürstellen, ihren Majestätischen Leib, mit mittelmäßiger Kleidung bedecken; damit solche Beschämung ihren Hofdienern, und andern Unterthanen, eine Röthe austreibe und sie zur Nachfolge ziehe.“ Aus der Vorrede des Titels von Ueberflüssigkeit der Kleider in dem Reichs-Abschiede vom Jahre 1500. Ferner heißt es dann:

„Anfänglich meynen, ordnen, setzen und wollen wir, daß der gemeine Bauers-Mann und arbeitende Leute in den Städten und auff dem Lande, kein Tuch anmachen oder tragen sollen, da die Ele über einen halben Gulden kostet. Auch sollen sie keinerley Gold, Silber, Perlen, Sammet, Seiden noch gestickte Kleider tragen; noch ihren Weibern, oder Kindern zu tragen gestatten. Handwerks-Leute, und ihre Knechte ..... sollen kein Tuch zu Hosen oder Kappen tragen, daß die Ele über drey Ort eines Gülden kostet: Aber zu Röcken und Mänteln sollen sie sich inländischer Tücher, die Ele nicht über einen halben Gülden, begnügen lassen. Bürger in Städten, die nicht von Adel, Ritter oder Doctores sind, sollen kein Gold, Perlen, Sammet, Scharlach, Seiden, noch Zobelin- oder Hermlin-Futter tragen.“ Aus dem Reichs-Abschied vom Jahre 1500, Tit. XXXII. Verschärfter ist noch der vom Jahre 1530. Nachdem zunächst von Leuten gewohnlichen Standes gesprochen ist, heißt es weiter: „Wir (Karl V.) setzen, ordnen und wollen auch insonderheit, daß alle Ertz-Bischöffe, Bischöffe, Praelaten ihre Geistlichen dahin halten, daß sie sich mit ihren Kleidungen in Kirchen und auff Gassen, als ihrem Stande nach wohl geziemet ..... erbarlich geistlich, tragen und halten und unziemliche Kostbarkeiten abstellen.“ Reformation guter Policey zu Augsburg 1530, Tit. X und XXIII.

[1]) Receß von 1529, art. 113, Bartels, Hamb. Grundgesetze S. 97.

[2]) Receß von 1579, art. 17, Bartels, Hamb. Grundgesetze S. 192.

[3]) „Burspraken“ waren amtliche Ankündigungen, die der Protonotarius der Stadt den versammelten Bürgern bei geöffnetem Fenster im Rathause vorlas. Sie sind ausführlich zu finden in „Lünigs-Reichs-Archiv, Part. spec. vierter Contin, S. 1032–1080. S. auch: Klefecker, Mandate I, 499 und C. D. Andersen 1810. C. Bibl.

Digitized by Google

Vervollständigung der Kleiderordnung von 1579, deren 17. Art. folgenden Wortlaut hatte:
„De articel van der ueppigkeit der kleeding aftoschaffen, hebben de borgers begehret, dat solkes ersters dages möge int werck gerichtet werden, darmede dat gemeene beste werde gefodert und Gades torn gestillet."

Wie aus der Kl. u. H.-Ordg von 1583 [1]) hervorgeht, drang der Luxus von den „vornehmbsten und vermögendsten rentenern und kooplüden" in den Mittelstand, der von den „Schippern, den hurbrauern (Mieter von Brauereien), den ampt- und werckmeistern" gebildet wurde, und ergriff schließlich auch den „gemeenen" Mann, „dat gemeene volk", Brauerknechte, Gesinde, Diensten, Knechte, Mägde, Ammen und Näherinnen. Eingangs der Ordnung spricht ein „ehrb. Rath" in Uebereinstimmung mit „Erffgesettener Borgerschap" die Erwartung aus, daß zunächst die Ratsverwandten, wie auch Syndikus und secretarii, sowohl für ihre Person wie auch bezüglich ihrer „husfruwen, kinder und gesinde" sich gebürlich kleiden und anderen mit löblichem Beispiel voranzugehen und „gude anleidung" zu geben wissen. Gleichfalls wird vom geistlichen Stand und dessen Angehörigen erwartet, „dat se sick der Demoth erinneren, und in ungewohnlicher zierung der Kleidung sick metiken", wie denn auch alle „Schulmester [2]), organisten, kosters und kerkendeners samt ehren husfruwen u. s. w. ehrem stande gemete sick verholden schülden." Auch die Domherrn und Vicare samt ihren Hausfrauen haben sich nach dieser Ordnung zu verhalten, „na gelegenheit eres vermögens".

Die Verordnungen erstrecken sich dann der Reihe nach auf „Verlöffnisse, gastegebaden (Gastereien) na de verlöffnissen, auf „Chorgange unde Brudmissen (Brautmessen), Kosten" (Hochzeiten, noch jetzt im niederd. gebrauchl. als: Köst), auf vaddern- und finstergelde, unnödige unkosten wegen der kindelbetteschen" (Kindbettsbesuche), ferner auf „Ingedömde und medegiffte (Eingebrachtes und Mitgift) der vornembsten und vermögensten rentenern [3]) und

[1]) Hamb. Hochzeits- und Kleiderordg. von 1583 und 1585 im niederd. Originaltext, herausgegeben von Dr. J. F. Voigt.

[2]) Damit waren die promovierten Gelehrten gemeint.

[3]) Zu diesen gehorten diejenigen Bürger, die über 6000 Mark versteuerten. Vergl. die H.- und K.-Ordg. von 1585, S. 40 und 43.

Digitized by Google

kooplüden", auf „Brudt- und Brüdigams gift, halsbanden, keden und gülden ringen; ingedömte und medegifft der schipper, hurbrauer, ampten und werkmeisterkinder; brudt und brudigams gifft, ingedömte der mägde und deensten"; ferner auf: „Wat intgemeen thom deel gar affthoschaffende, thom deel tho vermieden sy"; auf „Mannesklędung, Procuratoren und Vorspraken (Anwälte);" handelt weiterhin „van husdenern (Ratsdienern), der Riedendenern (Reitendiener) und erer husfruwen Klederordnung und medegiffte; Vaget (Vogt) und Gerichtsschriver" und schließt mit der „Ordnung des kokenbecker".

Die anfangs erwähnten Familienfestlichkeiten pflegten eine große Anzahl von Teilnehmern zu vereinigen. Unter den Geladenen füllten auch deren Gesinde, Frauen und Kinder der Spielleute und andere Zuschauer das Feierhaus. Der Rat setzte nun je nach dem Stand der Gastgeber eine Maximalzahl der Gäste für die einzelnen Anlässe fest. So sollten zu den Verlobungen in den ersten Kreisen nicht mehr als 24 Personen eingeladen werden. „by poen van jeder person (überher) 1 Mark lübsch" [1]).

[1]) Die gangbarsten Münzen Hamburgs waren Reichsthaler, Mark, Schillinge und Pfenninge, dazu kam der lübsche Gulden, letzterer nach dem 1468 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossenen Vergleich = 28 Schilling. Der Wert des Geldes schwankte fortwährend, wie folgende Tabelle über die Steigung des Reichsthalers zeigt:

Im Jahre 1519 galt der Rchsthlr.		= 24	Sch.		
1530—1560		= 31	„		
1560—1574 bezw. 1580		= 32	„		
1580—1609	im April	= 33	„		
1609	im Mai	= 34	„		
1609	im Juni	= 35	„		
1609	im Juli	= 35	„		
1609	im Oktober	= 36	„		
1610—1613		= 37	„		
1614		= 37	„	6	Pf.
1615		= 38	„	9	„
1616	im Jan.	= 40	„	—	„
1616	im Aug.	= 41	„	—	„
1617	im April	= 40	„	6	„
1617	im Aug.	= 41	„	—	„
1617	im Sept.	= 41	„	6	„
1617	im Nov.	= 42	„	—	„

Er stieg bis 1621 auf 54 Schillinge und wurde 1622 auf 48 Schillinge

Nach gehaltener Verlobung sollte dann Jedermann freistehen, die Nachfeier im Hause der Braut gänzlich zu unterlassen; wer aber dennoch eine Gasterei anrichten wollte, durfte nur 14 Personen daran teilnehmen lassen; Unverheiratete, ausgenommen Schwestern und Brüder der Verlobten, waren ausgeschlossen.

Es war üblich geworden, auch durch eine große Anzahl von Gerichten, durch Darreichung teurer Weine, mancherlei Südfrüchte, Konfekte und drgl. die Wohlhabenheit auffällig zu bekunden. Die Verordnung bestimmte, daß fernerhin nur 3 Gerichte, einschließlich des Bratens, rheinische Weine und Hamburger Bier, einheimische Früchte sowie Kuchen gereicht werden sollten, und erlaubte lediglich nur eine „stille und ingetagene" Musik. Daneben wolle E. E. Rath die eingeladenen Gäste zugleich erinnert haben, daß ein jeder sich selbst bescheidentlich erweise, und die Gasterei nicht in die lange Nacht hinein verzögert werde Jeder Verstoß gegen einen der genannten Punkte sollte mit 8 Mark geahndet werden.

An den „Chorgang" und die „Brautmesse" schlossen sich bisher auch immer große Mahlzeiten. Künftighin sollten außer Braut und Bräutigam nur die beiderseitigen Eltern und Geschwister und etwa ein Fremder jene kirchlichen Observanzen mit einem stillen Mahl beschließen. Der diesem Verbot zuwider die Personenzahl überschreite oder gar Spielleute kommen lasse, sollte im ersten Fall 1 Mark, im letzteren 10 Mark lübsch „wegen des ungehorsams tho erleggen schuldig syn".

Waren somit die Bestimmungen für die Vorfeste schon recht beschränkend, so sollten sie ganz besonders abgegrenzt hinsichtlich des wichtigsten Festes — der Hochzeit — und der damit verbundenen Mitgifte und Geschenke sein. Man unterschied ganze, halbe und

---

festgesetzt; diesen Wert behielt er. Vergl. Schlüters Tractat von den unbeweglichen Gütern in Hamburg 5 Tl., 8 Tct., § 2, S. 805; ferner Langermann, Hamb. Münzen und Medaillen, S. 431.

Die Mark lüb. galt im Jahre 1529 = 16 Sch.
1530 = 21 „
1611 / 1614 = 24 „
1622 = 16 „

Dieser Wert blieb. Vergl. Langermann, Hamb. Münzen und Medaillen, S. 403. 1 Schilling = 12 Pf.

Digitized by Google

Abend-Hochzeiten. Die ersteren dauerten bis in die Nacht hinein und wurden nur den Reichsten erlaubt. Die Einladungen zu derselben sind vor Erlaß der H.-Ordg. recht umständlich und kostspielig gewesen, denn letztere vereinfacht sie, indem sie bestimmt, daß Mittwoch vor der Hochzeit nur zwei Einbitterinnen die „frnwen und jungfruwen, sämptlich up eenen Dag, bidden und laden"; nächstdem soll dann der Bräutigam „— so wegen der brudt biddet —" nur am Sonnabend vor der Hochzeit sämtliche Gäste zum Fest bitten. Die Einladung ist dann am Hochzeitstag selber durch einen „jungen oder maget" zu wiederholen. Bisher übliche Schenkungen an die Braut seitens der Gäste haben zu unterbleiben. Zu diesen „vornehmsten" Hochzeiten sind nicht mehr als 80 Paar einzuladen, unter denen sich höchstens 30 Jungfrauen befinden dürfen; seine Kinder und Diensten solle jeder zu Hause lassen. Das Hochzeitsmahl ist nur am Mittag um 11 Uhr einzunehmen. Es soll dann „gänzlich angerichtet" und kurz abgespeist werden, damit die Gasterei nicht auf Kosten der Zucht und Ehrbarkeit bis in die Nacht hinein dauere. Es darf nur Hamburger Bier, dagegen kein Wein geschenkt werden. Das Geld sollte eben möglichst in Hamburg verbleiben. Silbergerät — mit Ausnahme des Ehrenbechers der Brautleute — darf nicht auf die Tafel kommen, ebensowenig Wildpret. Auf den bisherigen Festlichkeiten, auch den „vornembsten", scheint die fröhliche Lust zur äußersten Zwangslosigkeit ausgeartet zu sein, so daß die H.-Ordg. auch hier Maß und Ziel setzen zu müssen glaubt, indem sie gebietet, daß beim Tanze sich jeder „züchtig und ehrbarlich" benehme und sich des „unfledigen und untzüchtigen Küsselns und umbdreiens" enthalte, sofern er nicht sich selbst zum Schimpf wolle auf die „Wedde" [1]) gefordert und in ernstliche Strafe genommen werden. Diejenigen, so zu der Hochzeit nicht geladen, dürfen auch nicht am Tanze teilnehmen, insonderheit keine „mägde, knechte und deenste". Um 12 Uhr nachts ist für die Eingeladenen, sowie

[1]) Wedde, agf. vite, ahd. wetti (vergl. Grimm, Rechtsaltert. S. 601. 657), Wedde, Weddebode = Polizei-Amt; Weddeherrn: vier Senatoren bildeten in Hamburg das Wedde-Collegium. Der eine hatte die täglich eingehenden Polizei-Sachen zu erledigen und gab den Parteien Audienz; ihm waren beigegeben der Weddeschreiber und die Weddeknechte.

Digitized by Google

für die Spielleute[1]) jegliche Festlichkeit vorbei. Die letzteren haben sich, bei Verlust ihres Dienstes dann zu entfernen, dürfen auch — so sie sich nicht gar einer Gefängnisstrafe wollen aussetzen — von niemandem „beergeld" (unser heutiges „Trinkgeld") an-, noch irgendwelche Ueberbleibsel vom Festmahl, besonders „keen licht" (Lichte) mit nach Hause nehmen. Den fremden Gästen, die etwa nach dem zwölften Glockenschlage noch im Brauthause verweilen, wird auch Gefängnis angedroht. Im Anschluß daran wird auch den eingeladenen Eltern und Freunden anbefohlen, ihre Töchter und Freundinnen mit sich zu nehmen. — Am Sonnabend nach der Hochzeit hatten dann die Einbitter sich bereit zu halten, dem „Weddeherrn" das Verzeichnis der Gäste vorzulegen; „so averst ener etwas verschwege und mehr geladen hedde, schall he vor jede person dubbelt (Strafe) gewen". Eine Hochzeitsnachfeier, die bisher üblich gewesen, war verboten.

Während die Verordnung hinsichtlich Auswahl der Speisen dem Hochzeitsgeber nur einige Einschränkungen auferlegt, stellt sie für die Mitgift ganz bestimmte und ausführliche Vorschriften auf. In den vornehmsten Klassen soll der Braut — außer dem Brautschatz — folgendes mitgegeben werden:

1 Bett, Dunendecke nebst dem Pfühl.
4 „Ohrküssen", schlicht besetzt mit brüggeschem Atlas oder höchstens seidenem Tafft.
6 Kissenüberzüge, das beste Linnen nicht teurer als zwölf Schilling die Elle; ohne irgendwelche genähte Borden oder Stickarbeiten.
4 Paar „laken van veerschroden Dock", die Elle des besten nicht über 12 Schilling, die des geringsten 8 Schilling.
2 Paar „laken van 2 Schroden und 2 hövetlaken (Kopflaken)", davon die Elle nicht über 1 M. lüb.
5 Paar volckslaken (für das Gesinde), die Elle nicht höher als 4 Schilling.
12 Tafeldecken oder 2 Stück Drellwerk.
6 Tafeltücher fürs „volck".

---

[1]) Die Spielleute standen in städtischem Dienst und waren dem „Spelgreven" unterstellt, der alle Festlichkeiten zu leiten hatte und vom Rat beeidigt war.

Digitized by Google

12 „rullen" (Rollen Leinwand?)
12 Hemden.
12 Leinenkragen.
12 Schüsseltücher ohne Stick- und Nähwerk.

Von diesen Stücken sollte die Elle des besten Stoffes nicht über 1 M. lüb., die des geringsten nicht über 12 Schilling wert sein, ausgenommen die Mützen (deren Anzahl freilich nicht aus dem Verzeichnis ersichtlich ist).

1 „waterdwele".
4 „garndwelen" (Dwel = Zwillich).
1 flämische oder wollene Decke, doch nicht höher als 15 M. wert.
6 „upstandelküssen" [1]), die besten nicht über 4 M.
6 „aldags upstandelküssen", davon das Blatt nicht über 2 M. 8 Sch.
6 Festtags- und 6 Stuhlkissen für den Alltag, die besten 2 M., das geringste 1 M.
4 „hoiken" [2]) (Kopfbedeckung), 2 von Arras [3]) und 2 von Wand [4]).

Im Anschluß hieran bestimmt die Verord., daß künftig keine Hoiken aus Sayen- [5]), Grobgrün [6]) oder Cosiant-Stoff „gemaket und mitgegeven" werden dürfen.

---

[1]) Upstandelküssen. Ich muß gestehen, daß die Verwendung dieser Art Kissen mir nicht bekannt ist. Haben sie vielleicht vor dem Stuhl gelegen und zum Aufstellen der Füße gedient? Es ist nur ihr Preis zu dem der Stuhlkissen verhältnismäßig hoch.

[2]) Hoiken, später auch Heuken geschrieben, bestand aus einer hohen, steifen, schwarzen Kapuze, vorn glatt und breit und nach hinten in die Höhe gehend; ein kurzes Mäntelchen mit steifen Falten war an der Hoike befestigt. In einem niederd. Sprichwort erhalten: He drigt den Heuken up beiden Schullern. Vergl. Mich. Richey, Idioticon. Hamb. 1754, S. 94.

[3]) Flandrische Seide, nach der Stadt Arras benannt.

[4]) Wand = gewöhnliches Tuch, daher Gewand, Gewandschneider.

[5]) Saye wurde aus den Niederlanden eingeführt; wird 1623 und 1629 als Handelsartikel in den Schifferbüchern erwähnt. Vergl. Dr. Baasch, Hamburgs Seeschiffahrt und Warenhandel Zeitschr. d. Ver. f. Hamb. Gesch. 9. Bd., S. 361.

Doch war Saye auch schon Ende des 16. Jahrhunderts ein Gegenstand Hamb. Gewerbfleißes; denn 1586 war der Sayemacher Herman Gancken

1 Magd-Hoiken.
1 ſcharlach oder roter
1 violettbrauner
1 ſayen
1 ſchwarzer Wand- } Ueberrock.

2 lange Aſſuken[1]) von wollen Grobgrün Sayen oder dergl., die beſte A. nicht höher zu beſetzen als mit 1½ Ellen Sammet und mit zwei Reihen Stickerei, ohne irgend welches ſonſtiges Stickwerk; die Alltags-Aſſuke dürfe nur Franſen aufweiſen.

Es ſollen auch nicht mehr als 6 Unterröcke, nämlich:
4 mit „ſtripen“ (Streifen von oben nach unten) und 2 mit „ringen“ (um den Rock laufende Bänder) mitgegeben werden, der beſte „ring“ nicht über drei Mark wert. Kein Unterrock ſoll von Seide gemacht werden, ſondern von wollen Sayen, Macheier oder wollen Camlot.

Die beſtreiften Röcke „für's Beſte“ dürfen mit 4, die anderen nur mit 3 Streifen verziert werden, von denen jeder höchſtens ¼ hamb. Elle breit ſein darf; es ſoll zu ihm nichts anderes genommen werden als Brüggiſcher Atlas oder „ander wullen werck“.

4 Sammetkragen.

4 Paar „mauen“[2]), nicht über die Hälfte verbrämt.

Den Jungfrauen wird verboten, vor etwaiger Verlobung und Brautzeit überhaupt Sammetkragen zu tragen.

---

nach Hamburg gekommen und hatte für ſich und ſeinen Sohn vom Rat die Erlaubnis erhalten, „daß dieſelben für ſich und ihre Nachkommen die Kunſt des Sayen- und Brüggiſch Bohmſidenmachens alhie frei zu treiben und zu gebrauchen“ dürften. Rüdiger, Hamb. Zunftrollen S. 210 f.

[9]) Schiller und Lübben, Mnd. Wörterb., Bd. II., S. 150.

[1]) Aſſuken, kurze und lange Ueberwürfe. Niederd. auch Oſſuke, Grimm, D. W. B. IV. 2. S. 1975. In der Kleiderordnung von 1618 wird „Sucke“ geſchrieben.

[2]) Mauen. Byhangende Mauen = hängende Aermel; Pluder = Mauen. Sprichwort: Eenem wat up de Mauen binn: einem etwas weiß machen. Im Niederd. iſt M. noch hier und da gebräuchlich für wollene Pulswärmer. Richey, Idioticon 162.

Digitized by Google

So nun jemand bei der Mitgift oder in der Tracht, gegenwärtig oder zukünftig, beraten oder unberaten, gegen die vorgeschriebene Ordnung handeln werde, soll er für jeden Uebertretungsfall mit drei „Daler gestraffet werden". Diese Strafe hat auch der Schneider zu zahlen, der Kleider wider diese Ordnung anfertigt. Könne man aber den Schneider nicht ausfindig machen, indem das unvorschriftsmäßige Kleidungsstück etwa außerhalb der Stadt oder von einem „Böhnhasen" [1]) angefertigt sei, so soll derjenige, so es trägt, in jedem Einzelfalle 6 Thaler „Brüche" geben, und der Böhnhase der Stadt und ihres Gebietes verwiesen werden.

Auch die Geschenke, die Braut und Bräutigam sich gegenseitig verehrten, sind durch die Verordnung festgesetzt. Jetzt sollte diese dem letzteren nicht mehr geben als „een brüdigamshembde" ohne Gold, Perlen oder „uthbündig neiwerck"; ferner 2 „Näsedöker" ohne Perlen oder „köstlich neiwerck", die nebst dem „hembde" höchstens 15 Mark wert sein durften. Der Bräutigam soll der Braut nur einen Sammetkragen oder was sonst in den „ehezartern" (Ehevertrag) bedingt wird, aber dieser Ordnung nicht zuwider ist, geben können. Irgendwelche Geschenke seitens der Braut an ihre oder des Bräutigams „Oellern, süstern, brödern oder negesten fründen" oder deren „deensten oder gesinde" sollen künftighin verboten sein „by peen und verlust dessulven". Ganz besonders ist der Braut untersagt, dem Bräutigam irgend welchen Sammet- oder Seidenstoff zu einem Kleide etwa zu verehren. Zu den üblichen Hochzeitsgeschenken seitens des Verlobten gehörte auch ein „bester" Gürtel mit Ring und Beschlag, der ein Silbergewicht von höchstens 52 Loth haben durfte; ferner ein silberner Leibriemen mit der Messerscheide und dazu gehöriger Kette. An diesen Sachen sollte nichts vergoldet sein, ihr Wert 30 Lot Silber nicht übersteigen. Der von der Hausfrau am Gürtel getragene Beutel samt Schmuck, Ketten und Zubehör dürfte höchstens 10 Mark lüb. wert sein.

---

[1]) Böhnhasen, wörtlich: Bodenhasen, waren Handwerker, die keinem Amt und keiner Zunft angehörten, von den Angehörigen der letzteren als Pfuscher angesehen und von ihnen verpönt und verfolgt wurden. Vergl. auch M. Richey, Idioticon, Hamb. S. 18.

Digitized by Google

Indem die Verordnung jeglichem, der einen der „vorgeschreven articul“ übertritt, für jeden Einzelfall „dre daler straffe“ androht, stellt sie „jedermänniglich“ frei, die Geschenke selbstverständlich auch zu geringerem Wert zu kaufen und nebenher ihren eigenen „dienstbaden“ etwas zu geben.

Von diesen außerordentlichen Festlichkeiten abgesehen, muß, besonders vom weiblichen Geschlecht, auch an Sonntagen im geselligen Verkehr ein verschwenderischer Luxus zur Schau getragen worden sein, denn das, was die Verordnung an Kleinodien: „halsbanden, keden und gülden ringen“ zu tragen erlauben will, ist immerhin noch kostbar genug. Darnach sollen alle goldenen Ketten der „fruwenspersonen“, wes Standes sie auch waren, nicht über 180[1]) Goldgulden, das „beste“ Halsband nebst Gehänge an Gold, Edelstein und Perlen nicht mehr als 100 Goldg., und das Sonntags-Halsband mit dem Eingehänge — doch ohne vorgenannte Juwelen zu haben — nicht über 30 Goldg. Wert aufweisen. Damals scheinen auch schon eine Art „Bettelarmbänder“ bei Frauen und Mädchen beliebt gewesen zu sein, denn ihnen werden alle Armbänder sowie „güldene peninge“, die man mit Kettchen daranhängte, zu tragen untersagt; an Handschmuck waren den vermögendsten Frauen allenfalls 6 Ringe nebst dem Traureif erlaubt. Die anderen Frauen hatten ihren Goldschmuck auf ein Halsband, das nebst „ingehenge und makelohn“ höchstens 50 Goldgulden kosten durfte, sowie auf 4 Fingerringe zu beschränken; der Gesamtwert ihrer großen und kleinen Ketten durfte 100 Goldg. nicht übersteigen.

So aber jemand dieser Ordnung zuwider seiner Hausfrau oder seinen Kindern nachgäbe (und das wird wohl oft der Fall gewesen sein) oder aus sonst irgend welcher Ursache die Vorschriften überträte, der sollte für jede taxwidrigen 10 Goldgulden jährlich 1 Gulden zu zahlen schuldig sein; die Armbänder und Pfennige sollten ebenso wie die Strafen dem „gemeenen gude“ verfallen. Dies möchten sich auch „jungfern und wedwen“ merken.

Wenn nun aber irgendwelche „fruwensperson“ es vielleicht gar über sich gewinnen könnte, dem Schmuck gänzlich zu entsagen,

---

[1]) Ein hamb. Goldgulden war etwa 4 Mark wert. Vergl. Gaedechens, Hamb. Münzen und Med. II, S. 202. 231.

Digitized by Google

ſo ſtände ihr das natürlich frei und würde ihr überdies zu „lob und ehr“ angerechnet. —

Den vornehmſten und reichſten Leuten ſuchten die verſchiedenen Abſtufungen des Mittelſtandes, zu denen Schiffer, Heuerbrauer und die Meiſter der unterſchiedlichen Gewerke gehörten, nachzuahmen und es ihnen an prunkhaftem Aufwand möglichſt gleichzuthun, und ihnen ſchloß ſich das mehr oder minder „gemeene“ Volk an. Daher mußte ein ehrb. Rat auch hier ſolcher „übermäſſigkeit“ Einhalt thun. Demnach ſollten zu den Verlobungen der Schiffer u. ſ. w. im ganzen nur 16, zu denen der „mägde, ammen und anderer deenſte“ nicht mehr als 8 Perſonen gebeten werden, „bey poen van 1 Mark l.“ für jeden überzähligen Gaſt. Falls die erſteren im Anſchluß an die Verlobung auch eine „gaſterei tho holden bedacht“, ſollten außer dem Brautpaar nur deſſen nächſte Verwandten (ſeitens der Braut auch etwa deren Vormünder) daran teilnehmen. Die Mahlzeit hatte ſich auf 3 „gemeene gerichte“ zu beſchränken; weder Spielleute durften gefordert noch irgendwelche „jungfern und geſellen“ dazu gebeten werden, „by poen up jeder punkt van 4 Mark l.“

Die Verlobungen der „mägde, ammen und denſte“ ſollten „ane gaſterei vollbracht“ werden, doch mochte es dem Bräutigam freiſtehen, mit der Braut „de avendmahltydt“ zu halten. — Was nun die Hochzeit anbetrifft, ſo war den Angehörigen der mittleren Stände nur die ſogen. halbe, denen der unteren Klaſſen nur eine Abendhochzeit erlaubt. Zu erſterer durften „in alles, von mannes, fruwen und geſellen, geiſtlich und weltlich, fründ und frembd“, höchſtens 40 Paar — darunter an Jungfrauen nur 16 — zu den „avendkoſten“ nicht mehr als 15 Paar — darunter an Jungfrauen vielleicht 8 — gebeten werden. Auf den Abendhochzeiten ſollte außer gewöhnlicher Speiſe „keen butter, käſe“ oder ſonſtiger „unrath“ (etwa als Nachtiſch) genoſſen werden. Im übrigen galten für dieſe Hochzeiten dieſelben Allgemeinvorſchriften, wie ſie für die vornehmen Klaſſen feſtgeſetzt waren. Beſtimmt abgegrenzt ſind ſie dann wieder für: „Ingedömte und medegiffte“ u. ſ. w. Hiernach ſollte die Mitgift der Braut aus dem Stande der Schiffer, Heuerbrauer u. a. aus Folgendem beſtehen:

Digitized by Google

1 Bett und Federdecken mit dem Pfühl,
4 Thrkissen, die vorne mit Macheier oder wollenem Camelot besetzt sein mochten,
6 Kissenüberzüge, das beste Linnen dazu nicht teurer als 8 Schilling die Elle, ohne irgendwelche Borden oder Stickereien,
3 Paar Laken von drei Schroden und einem Kopflaken, die Elle nicht über 10 Schillg.,
8 Tafellaken,
4 Volkstafellaken,
3 Rullen,
8 Hemden,
8 Linnenkragen,
8 Schüsseltücher,
8 „Näsedöker" (diese sind bei der vornehmen Aussteuer nirgends in der V. erwähnt),
8 Hauben,
8 Mützen.

Von diesen „stücken" soll die Elle des besten Zeuges nicht über 10, die des geringsten 8 Schillg. wert sein, ausgenommen die Mützen.

1 Waterdwele,
2 Garndwele,
1 wollene oder flämische Decke, „nicht höger als 8 Mark",
6 der besten und geringsten „Upstandelküssen", die besten Blätter dazu nicht über 2 M. 8 Sch., das „geringste" Blatt nicht über 1 M. 2 Sch.
2 Wandeshoiken (Umhänge von gewöhnl. Tuch, Gewand) die Elle nicht über 3 Mark,
2 Hoiken aus Arras-Stoff,
1 Magdhoiken,
3 Ueberröcke aus gen. „Wand",
1 Assuke von „temliken" (ziemlich gutem), rissel'schen Sayen oder anderem Wollwerk oder englischem Tuch), nur auf Fingerbreite mit einer Posamentenschnur bedeckt.
5 Unterröcke ohne Streifen (= Bänder von oben nach unten), die „ringe" (rundherum) nicht höher als 2 M. 8 Sch.

Digitized by Google

Als Fingerschmuck mögen sie 2 Ringe tragen, im übrigen durchaus kein „Goldwerk" am Körper noch „samittne" Mauen tragen, „by poen 3 Daler". Daß der Mittelstand nicht gar Perlen und Edelsteine anlegen würde, scheint E. E. Rat als selbstverständlich vorausgesetzt zu haben, denn Juwelen werden weder hier noch bei der nachfolgenden „brudt und brüdigams gifft" erwähnt. Als solche mag die Braut ihrem Vertrauten ein Hemd und 2 „Nasentücher" schenken, an Leinewand und Nähwerk nicht über 8 Mark l. wert; der Bräutigam mag ihr zugleich mit dem Trauring einen „Kragen" geben. Hieran schloß sich dann für die angehende Hausfrau der Leibgürtel, dessen Silbergewicht 20, und dessen Bordenbeschlag 6 Loth haben durfte. Die Messerscheide samt dazu gehöriger Kette sollte nicht über 14 Mark, der Beutel nebst Kette, Zubehör und allem Schmuck nicht mehr als 4 M. wert sein. Natürlich stand es auch hier „jedermänniglich" frei, „dies alles zu mäßigen oder zu verringern". Weniger Kopfzerbrechen als die einschränkenden Bestimmungen für die „besseren und besten" Klassen wird die Feststellung einer Norm für den „gemeenen" Mann den fürsorglichen Stadtvätern verursacht haben. Denn diese ist naturgemäß recht einfach und kurz. Das „Ingedömte" (von etwaiger Mitgift ist hier nicht die Rede) der „mägde und deensten" hat nur aus folgenden Sachen zu bestehen:

1 Bett nebst Pfühl (womit sie sich zuzudecken hatten, wird nicht bestimmt),
1 Paar der besten Laken, die Elle zu 6 Sch., .
2 Paar Alltagslaken die Elle zu 4 Sch.,
2 Ohrkissen,
4 Kissenbezüge „schlecht und recht",
2 Wandeshoiken, 1 werk- und 1 sonntäglich, die Elle nicht über 2 M.,
2 tuchene Ueberröcke,
2 Unterröcke,
1 „pelz", wie aus dem Zusatz: dat beste wand (Tuch) nicht aver 2 M. hervorgeht, wahrscheinlich kein Kleidungsstück aus Pelzwerk, sondern wohl ein Mantel, der einer „Affuke" der Vornehmeren entsprochen haben mag,
2 Kragen ohne jeglichen Besatz,

Digitized by Google

Eine besondere „brudt und brüdigams gifft" ist hier nicht aufgezählt; es wird nur gestattet, daß erstere dem Bräutigam etwa ein Hemd gäbe; Elle 6 Sch.

Eine weitere, willkommene Veranlassung zur Prachtentfaltung boten die üblichen Kindbettbesuche, die meist an Sonn- und Feiertagen gemacht wurden, wodurch dann „allerhand unnödige unkostung mit torichtung" der Betten sowie durch „goldenes und seidenes nede" (netzartige Vorhänge um „Himmelbetten") verursacht wurde. Deshalb sollte dieser „treck" (Zuzug zahlreicher Besucherinnen) und der damit verbundene „upflient"[1]) (Aufwand) hiermit aufgehoben und verboten sein. Dagegen sei jeder „fruwenspersou" nachgegeben, ihre Freund- oder Verwandtinnen auf dem „Werkeltag" zu besuchen. So aber jemand sich des „thosliens[1]) und kindertrecks" ferner anmaßen würde, sollte er „dem weddeherrn in Strafe 10 Daler verfallen syn". Die Wartefrau habe diesbezügliche Uebertretungen dem Weddeherrn bei ihrem Eide und Verlust ihres Dienstes zu vermelden.

Um den kostspieligen Festlichkeiten, die bislang den Kindtaufen zu folgen pflegten, ein Ende zu machen, verordnete der Rat, daß man solche nicht mehr veranstalten dürfe, „by pön twe daler, so offt eener hiergegen handele."

Während die H.- u. K.-Ordg. sich bisher ausschließlich mit dem übertriebenen Putz und Prunk seitens der Frauen beschäftigt hat, behandelt sie in folgendem kurz die „mannesklednng".

Die Vornehmsten „mögen up dat höchste hebben 4 enckelde" (aus Einzeltuch bestehende) und 4 fodernde (gefütterte) Röcke, es seien lange oder „stalröcke", das beste Futter dazu nicht wertvoller als martern (Marderpelz). Niemand unter den Bürgern und Bürgerskindern soll unter seinem Mantel mehr als zwei Ellen Sammet tragen, letztere nicht „dürer alse 6 Mark". Etwaige gold- und silberdurchwirkte Kleider sind allen Ständen verboten. Welch eine Menge Stoff zu den damals üblichen Pluderhosen verschwendet wurde, geht aus der Bestimmung hervor, daß hinfort

[1]) Der Stamm ist flenen (niederd.). Andere Zusammensetzung: Upflenen: aufputzen, dat Huus upflenen = das Haus aufzieren; dat Vok upflenen = Leichentuch und Kreuz über den Sarg legen. Uthflenen, inflenen. Vergl. M. Richey, Idioticon, Hamb., S. 61.

Digitized by Google

höchstens zwölf Ellen „cosiant oder cortrick“ [1]) dazu verwendet werden dürften; das sind immerhin noch sieben Meter Zeug. Sammethosen waren gänzlich verpönt.

Dem „besseren“ Mittelstande sind „3 enckelde“ und „3 fodernde“ Röcke erlaubt. Die besten Wämser dürfen aus Seidenatlas mit sammetnem Aermelbesatz bestehen, doch darf man keine „sammitten lyffstücke edder rumpen“ (Rumpf, der Weste entsprechend) anlegen.

Schiffer, Heuerbrauer, Aemter (die Meister der einzelnen Gewerkschaften) „mögen hebben twe enckelde und twe foderte röcke“, ein „bestes“ Wams von „dammasch“.

Was dann zuletzt den „gemeenen man, bruerknechte und deenste“ anbetrifft, so sollen diese an ihrem Leibe überhaupt weder Sammet noch Seide tragen, sondern nur Tuch und Wollwerke, unbesetzt, „unde schölen düsse nicht mehr als 8 elen (etwa 4½ Meter) untertüches under ere hosen gebrucken.“

Die gesetzgebenden Körperschaften waren also von der Macht der Mode selber derartig beeinflußt, daß sie das Tragen der stoffverschlingenden und immerhin noch kostspieligen Pluderhosen nicht gänzlich zu unterdrücken für nötig erachteten.

Diesem monströsen Kleidungsstück entsprachen bei den Frauen die Röcke mit den vielen kleinen und kleinsten Falten. Auch hier trägt ein ehrb. Rat der Mode Rechnung, aber mit der Beschränkung, daß auf einer Elle nicht mehr als 12 „Folden sollten gefoldet“ werden. So aber ein Schneider hierüber falten würde, sollten sowohl er wie auch der Besteller in 5 Thaler Strafe verfallen. Wenn jedoch der Schneider außerhalb der Stadt wohne, „oder een böhnhase de tho maken sick understahn würde, de schöle uth dieser Stadt und deren gebede verwieset werden.“

Der folgende Teil der Kleiderordnung bezieht sich auf solche Personen, die mehr oder weniger in Eid und Pflicht des Rates standen.

Zunächst sind „Procuratoren und Vorspraken“ (Anwälte) genannt. Sie sollen „eenen langen mantel (und kenen korten)

---

[1]) Cortrik, Korteke. Schiller und Lübben, Mnd. Worterbuch Bd. II, S. 432.

Digitized by Google

anhebben und dragen oder in enen ſtaltrock[1]) oder langen rock", doch ohne Sammet oder irgendwelchen „uthbündigen" Beſatz mit Sammetfranſen vor Gericht erſcheinen; ſammeten „benitten" (hohe Hüte mit Schüren) waren ihnen zu tragen verſtattet. Es ſollten ferner der Prokuratoren Frauen und Töchter keine Sammetkragen, keine ſeidenen Bruſtwämſer, desgleichen keine Streifen um den Rock, keine ſammetnen Mauen noch goldene Ketten tragen, wie ſie denn auch keine ganz ſilbernen Meſſerſcheiden noch ſilberne Leibriemen und ebenſolche Ketten weder an Beuteln (bekanntlich vom Leibriemen herabhängende Taſchen) noch an genannten Scheiden tragen ſollten. Doppelte oder ſonſt „ungebörlike grote wulken" (Wolken) an den Linnenkragen, ſowie „ſummarien"[2]) gefüttert oder einfach, weder mit Sammet und Stickwerk geziert, noch mit Marderpelz verbrämt, waren ihnen verboten. Wenn ein Prokurator zum erſten Mal in Pflicht „angenomen" und dann, wie üblich, ſein „Gaſtgebot" gäbe, durften die Unkoſten desſelben 30 Mark nicht überſteigen, „alles by ſtraffe van jeden articul 4 daler", und ſo ein Prokurator, der ſchon einmal derart in Strafe genommen, mutwillig dagegen handele, ſollte er vom Rat ernſtlich geſtraft und ſeines Dienſtes für immer entſetzt werden.

Gleiche Strafe trifft im wiederholten Uebertretungsfall auch die als „Husdener"[3]) bezeichneten Ratsboten, die nur ſchlichte Kappen aufſetzen und keine Seide an ſich tragen, und deren Frauen ſich jeglichen Sammetbeſatzes enthalten ſollten.

---

[1]) Staltrock: veralteter Volksausdruck, von dem ſchon M. Richey 1754 nicht mehr wußte, ob der Name von der eigentümlichen Geſtalt oder der Beſtallung oder Ehrenſtelle des Trägers herkame.

[2]) Summar: Talar, wie ihn Richter und Geiſtliche tragen.

[3]) Hausdiener. Jeder der 4 Bürgermeiſter hatte ihrer drei zu ſeiner Verfügung. Sie waren nicht beritten, hatten ſtadtiſche Gelder einzuſammeln, die Pfandung rückſtändiger Steuern zu beſorgen, im 15. Jahrhundert den verurteilten Verbrecher nach der Richtſtatte hin und Scharfrichter und Knechte nach der Krohnerei zurückzugeleiten. Bei feierlichen Ratsſitzungen bedienten ihrer zwei nebſt einem Reitendiener je einen der Bürgermeiſter. Welche Tracht dieſe Haus- oder Herrndiener in älterer Zeit hatten, iſt nicht bekannt; im 18. und 19. Jahrhundert trugen ſie braune Mantel mit kurzem Uebertragen, ſchwarzes Unterzeug, einen eben ſolchen dreieckten Hut, alles ſchlichtweg und einen Degen. In alter Zeit bildeten ſie die Brüderſchaft „Unſerer lieben Frauen zu St. Petri".

Digitized by Google

Etwas eingehender beschäftigt sich die Verordnung dann mit der seither so wichtigen Genossenschaft der „Ridendener“ [1]) sowie ihrer „husfruwen kleder und medegiffte“. Letztere bestand in:

1 Bett mit dem Pfühl, 10 Mark wert, (auch hier fehlt die Bezeichnung einer Decke).
1 Paar der besten Laken, Elle zu 6 Sch.
2 Paar Alltagslaken, Elle zu 4 Sch.
2 Ohrkissen.
4 „Kissenbüren,“ schlicht und recht.
2 Gewandhoiken, die Elle des besten Stoffes nicht über 2 Mark.
2 Kragen, der eine von Atlas, der andere von Wand.

---

[1]) Wichtig und volkstümlich war und wurde die Genossenschaft der sogenannten reitenden oder Reitendiener. In den alten Stadtrechnungen werden sie zuerst Wapener, satellites, famuli equestres, equites civitatis genannt, treten einzeln als Sendboten und Begleiter, aber nie in geschlossener Truppe auf. Ihre Anzahl betrug 16—20 Mann, die bis 1469 einem Ausreitervogt, dann dem Stadthauptmann und etwa 1582 auch einem Stallmeister unterstellt waren. Während in alten Zeiten ihre erste Pflicht in der Begleitung der Ratsherrn und vornehmer Personen durch unsichere Gegenden bestand, erweiterten sich bald ihre Dienstobliegenheiten. U. a. begleiteten sie seit 1453 auch die Missethäter nach dem Richtplatz, weil die Brauerknechte sich unterstanden hatten, einen ihrer Mitknechte, der zum Tode verurteilt war, dem Frohn und den Gerichtsdienern zu entreißen. (Stelzner I. 448.) Im Jahre 1536 schützten sie ersteren, der einen Verurteilten ungeschickt gekopft hatte, vor dem drohenden Andrang des Volks. Neben ihren dienstlichen Beschäftigungen übernahmen sie später als „Bruderschaft unserer lieben Frau zu St. Johannes“ die Besorgung von Leichenbegängnissen, das Bitten zu Hochzeiten und die Aufwartung bei denselben. Ihre Besoldung war verschieden. So bezogen sie beispielsweise im Jahre 1351—1384 jährlich 10 M., 1385 = 12 M. 8 Sch., 1461 = 21 M., 1483—1529 = 40 M. und 1539 = 45 M. außerdem seit jeher 2 M. zu ihrer Pfingsthoge und 3 M. 4 Sch. jährlich für Bier. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts erhielten sie 200, später 600 M. Ihre Nebeneinnahmen waren bedeutend und stiegen mit der Zeit derart, daß, als 1686 alle städtischen Dienste gegen Meistgebot verkauft wurden, man für Reitendienerstellen bezahlte: 1687 = 1900 M., 1689 = 3800 M., 1691 = 5160 M., 1693 = 4700 und im 18. Jahrhundert 17000—24250 M. Ihre Gebühren wurden in den später erwähnten „Schragen“ geregelt. Ihre Uniform war nach der jeweiligen Veranlassung eine verschiedene. (Vergl.: Hamb. Trachten von Buet, Commerz-Bibl., ferner: Bilder aus Hamburg, verlegt von C. Fuchs.) Im Jahre 1865 loste der Senat das Institut der Reitendiener auf und pensionierte die 4 letzten mit je 1800 M. Court. jährlich.

Digitized by Google

Zu den Bruſtwämſern dürfen ſie weder Seide noch Sammet, ſondern nur wollen „Groffgrün, wollen camlot, coſiant, ſayen und arſch (Stoff nach der flandr. Stadt Arras benannt) verwenden. — Zu welchem Aufwand die Frauen der Reitendiener ſich ſchon verſtiegen haben mögen, geht aus der Beſtimmung hervor, daß ſie keine vergoldeten, ſondern nur ſilberne Gürtel anlegen dürften, daß ihnen ferner „keene groten oder dubbelte wulken (gewellte Ringkragen), keene ganz ſülbernen meſtſcheden noch ſülberne keden daran" erlaubt waren. Die Männer ſollten ſich halten, „als ridendenern egenet und gebüret", und demnach Mantel und Rock ohne irgend welchen Sammet, ohne Stickwerck und Schnüre ſowie keinen hohen „benitten", ſondern nur Filzhüte tragen. Aus dieſen Verfügungen ſowohl wie auch aus denen über „Vagt [1]) und Gerichtsſchreiber", die nebſt den Reitendienern immerhin nur ſubalterne Beamte waren, ſehen wir, wie die Ratsbedienteſten und deren Angehörige den Rats- und Kaufmanns-Geſchlechtern in Luxus und Aufwand nachzueifern verſucht haben. Daher gebietet denn auch E. E. Rat dem Vogt und Gerichtsſchreiber, „ſick enes ehrbaren kledes tho beflietigen, enen langen rock von ſammit dagelikſ" (alle Tage gleich), doch keine Sammetwämſer noch ähnliche Mauen, ſondern nur Wollen- oder Seidenwerk und keine hohen „benitten" zu tragen. Ihren Frauen waren Sammet, goldene Ketten am Halſe ſowie beſtreifte Röcke verboten.

Dieſe Vorſchriften galten auch für den „ſchenken" (Herrenſchenk im Ratsweinkeller [2]), ſowie für die drei Beſtallten „up beiden böhmen und dem ſteendohr wohnhafftig" [3]): all dieſen Beamten

[1]) Es iſt der Brook-(Bruch-)vogt gemeint. Derſelbe war urſprünglich Aufſeher über die vorſtädtiſchen Beſiedelungen und hatte ſeit jeher bis zum 15. Jahrhundert hin die zum Tode verurteilten Verbrecher nach dem Grasbrook zu bringen und während der Hinrichtung das Kommando daſelbſt. Später beſorgte er die Einziehung der fälligen Strafen (Brüche). Doch ſtammte aus dieſer Verpflichtung jedenfalls nicht ſeine Amtsbezeichnung, ſondern aus der erſteren; im letzteren Fall wäre er nämlich nach „Brüche": „de Brookvagt" genannt worden. Seine Wohnung war auch beim Brook-Thor. S. auch: Richey, Idiotic. 359.

[2]) Der „Herrn Schenke" hatte ſpäter auch beiſpw. Bürger vor das Obergericht zu laden, Beſcheide und Urteile denſelben zu überbringen. S. „Bedienten Schragen" Com. Bibl. Mſkr.

[3]) Thor- und Acciſenwärter, nach dem Steinthor, ſowie dem Hammer- und Lübichen (Schlag-) Baum genannt. Bei den letzteren befanden ſich kleine

Digitized by Google

waren für den Uebertretungsfall 4 Thaler oder gar die Strafe dauernder Entlassung angedroht.

Ein wichtiges Amt war das des „Rokenbekers" (Ratskuchenbäcker), der zugleich die Funktionen eines „Spelgreven" hatte. Er war bei allen Familien- und öffentlichen Festlichkeiten die anordnende Person. Gab's eine Hochtzeit, so hatte er die Namen der Brautleute dem „Weddeherrn" aufzugeben, der dann den Bräutigam in der Hochzeitsordnung ernstlich „vermanen und underrichten werdt"; dasselbe hat dann der „Spelgreve" kurz vor der Hochzeit wieder zu thun; auch mit der Ordnung des Kirchganges (auch Chorganges genannt) hatte er „brudtfründen" und Gäste bekannt zu machen. Als Einschreibegeld kam ihm für eine ganze Hochzeit 12 Sch., für eine halbe 6 Sch., für eine Abendkost 4 Sch. und für eine Gasterei, „so stracks na dem chorgange des sondages to mittage kost halden ward", nicht mehr als 2 Sch. zu. Die Entfaltung luxuriöser Pracht und die damit verbundene Ueberfülle an Vorräten, Speisen, Wein, Lichten u. s. w. scheinen Ratskuchenbäcker und die unterstellten „pasteienbeckers" und „köcke" wohl auszunutzen verstanden haben, sodaß der Rat auch hier für notwendig hielt, einer etwa mißbräuchlichen Ausnutzung Maß und Ziel zu setzen. Die Verordnung spricht sich hier recht scharf und bestimmt aus, indem sie sagt: „Und schall demna de spelgreve baven dit angeordnete salarium van kenem brüdigam edder gehaldenen kost gar kene gerichte, beer edder wien, wass edder talchlicht, oder ichtwas im geringsten, under wat schien solckes ock geschehen möchte, hebben, fordern und entfangen, by 20 daler straffe." Am Mittwoch nach der Hochzeit hatte der Spelgreve dem Weddeherrn dann einen „Kostzedel" mit dem Verzeichnis der Gäste und der dienstleidlichen Versicherung zu geben, daß alles den behördlichen Bestimmungen gemäß zugegangen sei. — Der Spelgreve sollte sich weder bei großen noch kleinen Hochzeiten mit an den Tisch setzen, sich auch nicht mit dem „drunke beladen", wodurch er seines „amptes" versäume.

Auch den Pastetenbäckern und Köchen war bei 20 Thlr. Strafe

---

befestigte Gebäude, in denen bei unruhigen Zeiten eine Sicherheitswache lag. Der Inhaber des Hammerbaums war als Landvogt über Hamm und Horn Beamter des Landherrn und Nutznießer nicht unbeträchtlicher Ländereien.

Digitized by Google

verboten, außer ihrem ordentlichen Lohn irgend welche „verehrung, spiesen, dranck, gerichte oder wo idt nahmen hefft" zu fordern.

Dem Spelgreven waren auch die „gemeenen Spellüde" unterstellt, denen das Privilegium des Aufspielens bei allen Festlichkeiten ausschließlich verliehen war. Nun hatte E. E. Rat befunden, daß Spielleute (einer schon früher vorhandenen Ordnung zuwider) in der Bedienung der Hochzeit allerlei „nierung und unordnung vorgenamen" und einen (Hochzeits-) Wirt dem andern vorgezogen, „daruth denn allerlei unrichtigkeit erfolget." Auch sind wiederum die Musikanten nicht in gehöriger Reihenfolge von ihrem Meister, dem Greve, zum Spielen zugelassen worden, haben sich daher beim Rat beklagt und um Abstellung der Ungehörigkeiten gebeten. Daraufhin verfügte dieser, daß zunächst die vier Spielleute mit „dem großem, dann die vier mit dem kleinen Spiel und zuletzt die zwei Turmbläser vom Dom und St. Nikolas nebst dem vom Rat außerdem noch „uth gunst nagegevenen Reise- und Rollmusikanten" der Reihe nach vom Spielgreven beschäftigt werden sollen. Und zwar sollte er verbunden sein, dieser Spielordnung gehorsam nachzuleben, sich auch mit seiner ordentlichen Einkunft zu begnügen und niemanden darüber hinaus lästig zu fallen. Dasselbe wird den Spielleuten anbefohlen, die je nach der Hochzeit mit 8 M., 4 M. und bei den kleinen mit 24 Sch. zufrieden sein sollen [1]), bei Verlust ihres Dienstes.

Dem Rat war auch geklagt worden, daß die Köche zu allen Hochzeiten ein „unbittiges geld wegen des kakens" forderten. Deshalb ordnete er an, daß der Koch fernerhin bei einer großen Hochzeit nicht mehr als 6 M., von einer halben 4 M., bei einer Abendkost 2 und von einem „Gastegebade" nicht mehr als 1 Mark nehmen sollte. Hiervon hatte er dann seinen Knecht und den Bratenwender, wie auch den „fürböter" (Einheizer) zu lohnen, durfte aber den Bräutigam mit fernerem „drankgelde nicht beloden", sollte auch keine Speisen, Wein, Bier, Fett oder was da sonst für ihn Begehrenswertes sein mochte, aus dem Kösthause „schlepen und hin-

[1]) Aus der K. Ordnung ist nicht zu ersehen, ob diese Spielgelder für jeden einzelnen Musikanten oder für alle zusammen galten, wahrscheinlich war letzteres der Fall; denn erst mehrere Jahrhunderte später, 1734, erhielt jeder einzelne Spielmann von einer Hochzeit 6 Mark. S. später den „Bedienten Schragen 1734".

Digitized by Google

wegdragen". Der Speisemeister, der neben dem Spelgreven die Aufsicht über Küche und Tafel führte, mochte einen „rixdaler" als Verehrung beanspruchen, sonst aber an Speisen, Wein, Bier und dergl., außer dem, so er während der Hochzeit „mit dem munde beschleit", nichts zu erwarten haben.

Sogar den Schüsselwascherinnen ist die Lohntaxe vorgeschrieben, die je nach Art der Hochzeit 1 Thaler[1]), 24 Sch. oder 8 Sch. betragen soll.

Diesen bisherigen Einzelverordnungen möchte ich dann „Wat intgemeen thom deel gar affthoschaffende, thom deel tho vermyden sy" nachfügen. Unter diesem allgemein gehaltenen Titel verfügt der Rat noch, daß — „um der schädlichen Hoffart mit desto größerem Fleiße unter die Augen zu bauen" — das Vermieten von Perlenreihen, von besonders kostbaren Schmuck- und Kleidungsstücken, roten Hoiken und „Kasseler Zeug" ganz und gar abgeschafft und verboten sein sollte, und droht dem zuwiderhandelnden Vermieter zugleich den Verlust der fraglichen Leihgegenstände zu Gunsten des gemeinen Gutes an. Doch sollte niemandem verboten sein, solchen Schmuck gelegentlich umsonst zu verleihen, wie es bisher unter guten Freunden sei gehalten worden. — Welchen Aufwand die Töchter der reichen Bürgergeschlechter schon allein für die Kopfbedeckung gemacht haben mögen, ergiebt sich aus der Bestimmung, die den Preis der Perlenschnur an dem „höpetflegen" (Kopfschmuck) der Jungfrauen auf 10 Goldgulden herabsetzt und zugleich festsetzt, daß der Ueberwert gleichfalls dem Gemeingut verfallen sei. Auch sollte kein Mädchen vor dem 15. Lebensjahre Ketten tragen, die „höger und köstlicher" seien als 20 (Gold-)Gulden, bei 5 Mark Strafe für jeden Fall. Den Frauen sind kurze Assuken (bis zu den Hüften reichende Umhänge) ohne Sammetbesatz in und außer dem Hause zu tragen verstattet, den unverheirateten aber bei 10 Mark Strafe anzulegen verboten. Hieran schließen sich dann bezüglich anderer Gewandstücke noch mancherlei einschränkende und ausschließende Verfügungen, die im Gedächtnis zu behalten den Frauen und Jungfrauen jedenfalls schwer möglich gewesen ist, wenn sie auch den guten Willen dazu gehabt hätten. — Wie die

[1]) Es sind Reichsthaler gemeint, die 1583 auf 33 Schillinge gestiegen sein mochten. Vergl. S. 71 Anm. 1.

Erwachsenen sich im Luxus zu überbieten suchten, so wurde auch mit den „medekens und ventkens" (Knaben) wie auch mit den „jungen, unschuldigen zöget (Säuglingen) in korten jahren, an kledung und zierung" ein „unmässiger" Hochmut getrieben. Daher wird verboten, einem Kinde künftighin eine goldene Haube, weder gestickt noch gewirkt, aufzusetzen. Ebensowenig sollte den jungen „ventkens" etwa seidenes Gewand, sowie Schmuck von Perlen oder Gold zu tragen verstattet sein, und was sie an Wollenzeug anlegen, soll nicht mit Sammet, Posamenten oder Borden besetzt werden, doch möge den Kindern der Vornehmsten erlaubt sein, eine sammetne Hülle oder ähnliche Mütze, doch keine „Banitte" aus Sammet aufzusetzen. Die unterschiedlichen Strafen sind 10 bezw. 5 Mark. Den „Mägden, Ammen, Deensten oder andern gemeenen" (einfachen) Frauenspersonen wird verboten, Cochenil oder dergl. „hohe farbe", Perlen- oder Goldnetze, Ringe um die Kleider oder die damals beliebten hohen, steifen (Stuart-)Kragen über die Ohren hinaus zu tragen. Den Ammen war noch besonders verboten, mit den Mützen „ehrbarer fruwensperſonen" gleich zu gehen; sie sollten durch ihre „schlichten mützen ane krusend" gekennzeichnet sein. Den Angehörigen des „gemeenen volks" war, falls einer gegen die Kleiderordnung verstieß, die Abnahme des verpönten Luxusstückes durch die dazu bestellten Diener angedroht, wohl deshalb, weil — wie die K.-O. an anderer Stelle vermuten läßt — die Brüche nicht immer von ihnen einzutreiben war.

Diese Hochzeits- und Kleiderordnung, so eingehend sie auch war, scheint wenig gefruchtet zu haben, ja — man möchte schließen — kaum nachhaltig beachtet worden zu sein, denn im Jahre 1585 erscheint ihre verschärfte Wiederholung als „Ordenung und Ehrinnerung Eines Ehrbaren Rades der Stadt Hamburgk wegen etlicher vorfhallender Misbroke in verloffnissen, kosten u. s. f.". Sofort am Eingang derselben sprechen „Bürgermeister und Rath" ihren Unwillen über die Nichtbefolgung der früher erlassenen Kleider- und Luxusgesetze aus, „dadurch den Gott der Allmechtigh nicht alleine thom hoegesten vortornet, sondern ock menniger in grote beschwerungh, nhadeil und schaden seiner narung und wolstandes geradet". — Es mögen die sonst so gestrengen Stadtväter wahrscheinlich selber auf ihre eigenen Frauen und Angehörigen nicht genügenden Einfluß gehabt haben und hinsichtlich der Exekution

Digitized by Google

dieſer Vorſchriften läſſig geweſen ſein. Abgeſehen von inneren Gründen erhellt dies ſo ziemlich aus dem Schlußabſatz: „Von execution dieſer ordenungh“. Es werden hier die Weddeherrn, die ja wiederum in ihrer Eigenſchaft als Senatoren auch zum Rat gehörten, „by ehrem eide und pflichte“ eindringlichſt vermahnt, „flitich upachtinge“ zu haben auf genaue Ausführung der obrigkeitlichen Anordnungen und alle Sonnabende nach gehaltener Hochzeit den Bräutigam, Brautvater ſowie die Vormünder und nächſten Verwandten auf die „Weddebode“ zu fordern und ſie bei ihrem „borgerliken eide und chriſtlichen gewehten“ zu befragen, ob allen Punkten dieſer Ordnung „uhagelevet“ ſei. — Die Vornehmen und ihre verwandſchaftlichen Glieder ſcheinen vielfach nicht in Strafe genommen zu ſein von ihren Amtskollegen, wie es der Repotismus ſo mit ſich bringt, und haben ſomit dem Mittel- und unteren Stand fortwährend wieder ein böſes Beiſpiel zur Nachahmung im Luxus gegeben. Denn dieſe erneuerte Ordnung verpflichtet den Weddeherrn, „ohne jennig anſehen der perſonen entweder des Rhades ſo woll alſe allen andern, geiſtlichen und weldtlichen ſtenden, nemand uthgenaamen, ohne einige gnade die vorgemelte peene by jederem artikel geſettet, mit ernſte inthofordern“. Und ſo jemand zur Wedde gefordert und ohne wichtige „ehehafft“ (Familienangelegenheit) und erhebliche Urſachen ausbleiben würde, ſo ſollte er außer der ſchon verfallenen „peen“ noch „wegen ſynes ungehorſams umb 5 daler geſtraffet werden“.

Würden Uebertreter der Ordnung ſich gar weigern, die verwirkten Brüche zu erlegen, ſo ſollten ſie durch ernſte Mittel vom Weddeherrn dazu angehalten werden; auch möge dieſer durch den Gerichtsvogt und deſſen Diener aus ihren Gütern ſo viel holen laſſen, daß die Strafe bezahlt ſei. Bezüglich der Kleidung „ſo veler gemenen und offentlichen loſen wyver“ (die ſich der Proſtitution ergeben) äußert ſich die Verordnung kurz dahin, daß man ihnen neben den andern ehrlichen Leuten nichts hat verordnen wollen, „dieweil ein Erbar Rath in ihrer ſtadt und jurisdiction künftig dieſelben nicht dulden werde“. Die H.-O. von 1585 ſchließt dann mit einem Hinweis auf die Hoffart und Ueppigkeit der Landleute und ſtellt auch ihnen eine ähnliche Kleiderordnung in Ausſicht, die denn auch für „Bill- und Oſſenwerder, ook den thobehörigen landen enes ehrbaren rades underdanen und landlüden und ook de geeſtlüde

belangend" schon 1583 erschienen war und 1585 gleichfalls mit einigen unwesentlichen Abänderungen wiederholt wurde. Und dies mochte auch notwendig genug sein, denn in jenen fruchtbaren Marschländern, die seit 1385 von den gräflichen Brüdern Otto und Bernd von Holstein-Schauenburg an Hamburg verkauft und verpfändet worden, hatte sich viel Reichtum angesammelt, der von den Großbauern, Hufnern (als den eigentlichen Grundbesitzern) sowohl wie auch von den Kötnern (die eine Köte, Kate bewohnten und zu jenen meist in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis standen) bei möglichst vielen Gelegenheiten recht ostensiv zur Schau getragen wurde. Ihnen ahmten dann ihre Knechte und Mägde thunlichst nach, „dardorch sick mennig dermaten in unvormoegen sette, dath he dem gemeinen gude tho rechtor tydt nicht die geboer (Steuern und Abgaben) tho entrichten vormügte". Daher erläßt E. E. Rat in „vadderlicher vorsorge" diese Ordnung, die sich auf folgende Punkte bezieht: „Van kosten, wo desülven schölen geholden werden." — „Van der kötnern." — „Van kindelbehren" (Festlichkeit bei den Kindtaufen). — „Van bygrafften" (Festlichkeit bei den Beerdigungen, Leichenschmaus). — „Van kledung, wo sick ein jeder darin verholden schall." — „Van frauenkledung." — „Van Execution der ordnung." — Die Ordnung ist von Dr. Rüdiger in der „Zeitschrift f. Hamb. Gesch." vor einigen Jahren veröffentlicht, und ich möchte hier deshalb nur an sie erinnert haben.

Wie wenig die Luxusordnungen von 1583 und 1585 in der Stadt Hamburg dauernd gewirkt haben, beweisen die „Burspraken" von 1594 und 1596, in denen wiederum der Kleiderpracht, besonders der von Ammen und Mägden beliebten, entgegengetreten werden muß. Ferner werden hierin die Leichtfertigkeiten zu Fastnacht, wie Mummerei, Durchziehen der Gassen mit Fackeln, Waffen, Pfeifen und Trommeln untersagt und der Erlaß einer Polizeiverordnung angedroht.

Im Jahre 1609[1]) erscheint wieder eine allgemeine Hochzeitsordnung, die ich hier anschließen möchte, soweit sie in einzelnen Punkten von den früheren besonders abweicht oder Ergänzungen aufgenommen hat. Bemerkenswert ist zunächst, daß die Brautmessen (kirchliche Feier und Trauung) eingehender behandelt sind,

[1]) S. Zeitschr. f. hamb. Gesch. 1841, Bd. I. 546 f.

Digitized by Google

„da dieselben (früheren Verordnungen) nicht observiret, sondern viel und mannichfältige Uebermäßigkeiten dabei häuffig eingerissen sein." Der Einteilung der Hochzeiten entsprechend, gab es ganze, halbe und einfache Brautmessen. Auf ersteren sollten nur drei, auf den halben nur zwei Stücke und zu den letzteren nur das Te Deum laudamus gespielt und gesungen werden. Begleitet wurden die Lieder von Orgel- wie auch von Instrumental-Musik, „und soll der Cantor zu einer ganzen Brautmesse nicht mehr als 4 Instrumente, und hierüber eine Person mit einer kleinen Fiedel oder Fielen, welche uf der Orgel sein soll, furdern, auch von einer gantzen Brautmesse gedachtem Cantoren 2 Reichsthlr., dem Organisten 2 Rthlr., den 4 Instrumentisten je einen halben Rthlr., dem Fiedeler mit der kleinen Geige oder Fielen einen halben Rthlr., dem Küster vor die Tafel aufzuschließen ein Ortsthlr. ($^1/_4$ Rthlr.) und zu einer halben Brautmesse halb so viel gegeben werden." Wenn nur das Te Deum laudamus allein gesungen wurde, fehlte der „Fiedeler"; der Schulmeister, so den Chor bestellet (Kantor), bekam einen halben Rthlr., so auch der Organist und die Instrumentisten je 4 Sch. So einer über diese Gebühr forderte, sollte er zum ersten Mal 2 Thlr., zum andern Mal 5 Thlr. Strafe „unnachläßig zu geben schuldig sein" und bei fortwährendem Ungehorsam seines Dienstes entsetzet werden. Diejenigen, so über die Taxe zahlten, hatten 5 Thlr. Buße zu entrichten; ebenso derjenige, der Wein oder andere Getränke auf die Orgel schickte. Auffallend erhöht ist die Zahl der erlaubten Gäste, die bei den ganzen Hochzeiten 240, den halben 160 und den Abendhochzeiten 100 Personen betragen mochte, unterschiedlich davon sind zuletzt noch die Knechte- und Mägde-Hochzeiten oder Gastgebaden erwähnt, zu denen nur die Ehrenbegleiter zum Kirchgang sich niedersetzen durften, doch werden die Fremden, so außerhalb der Stadt wohnen, und etwaige Kinder der Hausgenossen und Verwandten zu dieser Zahl nicht mitgerechnet, durften also nebenher teilnehmen. Es muß Sitte gewesen sein, daß außer den eigentlich Geladenen noch eine Anzahl „Herren und Bürger" sich freiwillig einfanden, zur „Aufwortung und Fröligmachung" der anderen Hochzeitsgäste. Dies mochte vielfach ein Vorwand gewesen sein, die Zahl der erlaubten Gäste zu überschreiten — denn jene freiwilligen „Fröligmacher" waren schließlich doch auch

Digitized by Google

solche — und so das Gesetz zu umgehen. Deshalb bestimmte dies, daß zu den „Weinhochzeiten" (den ganzen) höchstens 10 Paar und zu den geringeren einige von des „Bräutigams oder der Braut Freunden" solche Ehrenaufwartung übernehmen sollten; diese hatten dann auch zu stehen, während die eigentlichen Hochzeitsgäste „sich zu Tische zu setzen schuldig sein". — Gebrauch war es ferner geworden, vor der „Copulation" den Mannes- und Frauenspersonen, die sich recht zahlreich zum Kirchgang eingestellt hatten, schon eine Gasterei zu geben. Dies moderiert der Rat dahin, daß von den Vornehmsten „Lauterdranck und Claret" von den Knechten und Mägden „alleine Reinscher Wein" gegeben werden darf, „und soll sich menniglich einig ander Bankett von Marmelade, Succath (Succade) oder wie solches Nahmen haben möchte, ... bei fünf Thaler gäntzlich enthalten." Die Begleitung von Spielleuten habe wie bisher auch künftig zu unterbleiben. Die Zahl der Kirchgänger wurde insofern beschränkt, daß zu ganzen und halben Hochzeiten nicht mehr als 8, und zu den Abendkosten höchstens 6 Paar zum Kirchgang folgen durften; doch waren außerhalb des Stadtgebietes wohnende Fremde in dieser Zahl nicht mit eingerechnet. Da die Trauungen ausschließlich an Sonntagen vorgenommen und die Hochzeitsbankette erst später — am Montag oder Dienstag — abgehalten wurden, so pflegte man gleich nach der Copulation im Brauthause „einige Gastereien anzustellen". Zu diesen durften nicht mehr als 8 Personen „gefördert" und 4 Gerichte „gespeiset" werden, die außerhalb wohnenden Fremden jedoch nicht mitgezählt. — Die Anwesenheit von Gesellen und Jungfrauen, sowie von Spielleuten war untersagt, wie auch das Hinsenden von Lauterdranck, Claret oder anderen heißen Getränken verboten war, „alles bei 5 Rthlr. Straffe".

Was nun die Abhaltung des eigentlichen Hochzeitsmahls anbetraf, so war dem 1583 verordneten „dorchuth (gänzlich) anrichten und kort affspisen" wohl wenig entsprochen worden; denn diese Ordnung von 1609 tadelt es, daß „bißherr bei dem Niedersitzen zu Tische sich grosse Unrichtigkeit befunden". Daher soll der Bräutigam, „wann der Zeiger auf der Kirche, da die Hochzeit im Kaspel (Kirchspiel) gehalten wird, 12 Uhr schlägt . . . . sich mit seinen Gästen zu Tische setzen", — eine Verzögerung hatte 5 Rthlr. „Straffe unnachläßig" zur Folge. Damit diese Zeit

Digitized by Google

genau innegehalten werden könne, sollen die Personen, so wegen der Hochzeit auf dem Rathause zu erscheinen verpflichtet sind, vor allen anderen „Audientien" den Vortritt haben und im Notfall wieder weggehen dürfen, „wo etwan wegen Viele und Wichtigkeit der vorfallenden Sachen, Wir (der Rat) nicht alsobald aus einander gehen würden". — Bei einer ganzen oder Weinhochzeit sollte das Mahl aus 4 Gerichten, jede Schüssel als ein solches gerechnet bestehen; nämlich „zum ersten Pasteien, 2) gesotten Schaff oder Ochsenfleisch, 3) Mandelmueß (da auch jemand zu der gantzen Hochzeit bei das Mandelmues ein Gericht Fische oder Gebratenes als nämlich einen kalkunschen Hanen, oder ein Vierteil vom Kalbe auf des Bräutigams Tische mit auffsetzen lassen wollte, sol Ihme solches zugelassen sein), 4) Gebratenes und mag hernachher aufgesetzet werden Butter und Käse, wie dan auch ingleichen, nachdem das Tischtuch aufgehaben, Krulkuchen und Eierbrot, als bisher bräuchlich gewesen, auch Epfel, Birne und dergleichen dieser Lande gemeine Früchte, und sol sonderlich einig Confect, Marcipan, Braune Kuchen oder einig ander Bancket, wie das auch Nahmen haben mogte, nach dem Essen, wie denn auch Nachmittages in der Brautkammer, wie neulich eingerissen, . . . ernstlich verboten sein. Es soll auch dem Bräutigam freistehen, vorbesagte Krulkuchen und Eierbrot bei dem verordneten Kuchenbecker oder Jemand anders zu bestellen oder backen zu lassen." Um 7 Uhr hatte man sich dann wieder zur Abendmahlzeit zu setzen und sich auf 2 Gerichte, „als 1) aufgewärmet oder frisch eingehauen Schafenfleisch, 2) Gebratenes" zu beschränken „und mag man fornachher Butter und Käse so wol, auch wan das Tischtuch aufgehoben, Krulkuchen auffsetzen". Es durften hier, wie auf allen Hochzeiten, nur „Reinische Weine" und Hamburger Biere, aber keine „heissen und süßen" Weine noch irgend welch fremdes Bier gereicht werden. Die Getränke wurden meist in „güldenen Köpfen" und großen, silbernen Kannen mit „übermäßiger Pracht" aufgetragen und dargereicht. Die ersteren, wie auch die großen, silbernen Kannen, aus denen drei bis vier Personen zu trinken pflegten, werden jetzt verboten und soll der Wein aus gemeinen Römern und das Bier aus „alsolchen Kannen, so eine Person der andern zugleich zu trinken mag", getrunken werden. Auch die bei den „Weingläsern" gebrauchten goldenen und silbernen Untersätze (Schower-

Digitized by Google

füsse) sollen auf 20 vermindert und für jeden überzähligen ½ Thlr., für jede anderweitige Uebertretung der „Getrencke" 10 Thlr. dem Weddherrn entrichtet werden. An den „drei Däntzen" durften sich nicht mehr als 12 bezw. 10 Jungfrauen beteiligen, für jede überzählige hatte der Bräutigam 1 Thlr. zu zahlen; dieselbe Strafe traf etwaige Knechte und Mägde, die sich, der Ordnung zuwider, dennoch unter die Tanzenden mengen würden. Die Spielleute hatten auf allen Hochzeiten um 2 Uhr nachts aufzuhören; so einer von ihnen länger bliebe, sollte er zum ersten Mal 2 Monat „von der Rollen" sein, zum anderen Mal seines Dienstes entsetzt werden. Manchmal pflegten auch Spielleute, die gar nicht auf der „Rolle" standen, nicht in die Zunft eingeschrieben waren, wie auch musikalische Dilettanten sich zum Spielen einzufinden. Die ersteren sollten für dergleichen Unterfangen 4 Tage auf „Reusborch mit Wasser und Brod gespeiset" und die letzteren mit 10 Thlr. Buße bedacht werden.

Da sich an das eigentliche Hochzeitsfest noch einige Nachtage schlossen, die nach der H.-O. von 1609 freigegeben sind, blieben gemeiniglich manche der Gäste im Feierhaus. Dies mochte sittliche Bedenken erregen, und der Rat verbot daher — wie schon früher — das Verbleiben von Jungfrauen, „ausserhalb 2 oder zum höchsten 3, die die nächsten Verwandten sein, bei 2 Thlr., so von einer jeden Jungfrau von dem, der sie zu Nachts in seinem Hause behalten, zu entrichten". — In dem Bestreben, die Festlichkeiten, besonders die Hochzeiten, möglichst einfach, kurz und unauffällig abschließen zu lassen, gebietet der Rat auch hier wiederum, daß die Festlichkeiten und das Mahl sich nur auf das Feierhaus und die geladenen Gäste zu beschränken habe, und verbietet, „ausserhalb des Kösthauses den Freunden etwas zu versenden", viel weniger dem Kuchenbäcker, den Spielleuten, dem Pastetenbäcker, Koch, Thürwärter oder sonst jemandem irgend welch Gericht zu schicken oder zu behalten vergönnen. Durch dieses auch schon früher ausgesprochene Verbot wollte der Rat einerseits den Hochzeitsgebern, die nicht gerade reich, dennoch durch das Beispiel zu unverhältnismäßigen Aufwendungen getrieben wurden, stichhaltige Entschuldigungsgründe für die Beschränkung der Ausgaben belassen, andererseits dem begehrlichen Schmarotzertum seitens der fernerstehenden „Freunde" und Bekannten, sowie des zahlreichen, oben-

Digitized by Google

genannten Aufwarteperſonals ein Ende machen. Hierauf bezügliche Uebertretungen, ſowie das Schenken zwiſchen Hochzeitgebern und Gäſten — die letzteren ausgenommen, ſoweit ſie Verwandte oder Fremde (außerhalb des ſtädtiſchen Gebietes wohnend) ſind — werden für jeden Fall mit 2 Thlr. Strafe bedroht. Nur bei den Abendhochzeiten und den noch kleineren Gaſtgebaden waren 1 halber Rthlr. an Geld oder Geldeswert beiderſeitig zu verehren erlaubt, ein Mehr aber, ſo dem Bräutigam oder der Braut gegeben, ſollte dem gemeinen Gut verfallen. Zu den Nachtagen einer ganzen Hochzeit ſollten nicht mehr als 60 Perſonen — Fremde nicht gezählt — geladen werden. Das Mahl hatte mit dem Schlage 6 des Abends zu beginnen und aus drei Gerichten zu beſtehen, „nemlich 1) geſotten Ochſen- oder Schaffsfleiſch, 2) ein Gerichte Fiſche, 3) Gebratenes, hernach Butter und Käſe“ und etwa noch „Krulkuchen“. Für die halben Hochzeiten gelten ungefähr dieſelben Beſtimmungen mit der Einſchränkung, daß keine „Paſteien noch Mandelmus geſpeiſet“, und die Nachfeier, zu der nur 40 Perſonen geladen werden dürfen, um ein Gericht gekürzt iſt. Dies gilt auch für die Abendhochzeiten, die ebenſo wie die Gaſtgebaden der Knechte und Mägde kurz behandelt ſind, nur wird letzteren bei 10 Thlr. verboten, einen „Nachtag“ zu geben.

Auch mit dem Speelgreven oder Kuchenbäcker und ſeinen Leuten beſchäftigt ſich die H.-Ordg. wieder ziemlich umſtändlich, indem ſie beſonders deren Gebühren genau zu regeln ſucht. Von einer ganzen Hochzeit erhielt er für die Einſchreibung der Brautleute ein „Markſtücke“, von einer halben 11 Sch. lüb., von einer Abendkoſt bezw. einem Gaſtegebade 4 Sch. lüb. War etwa geſetzwidrig mehr gegeben, ſollte es dem Weddeherrn verfallen. Die Taxe für die Spielleute war folgende:

Für alle Spielleute zuſammen verſtanden.

Ganze Hochzeit mit großem und kleinem Spiel, aus 8 Inſtr. beſtehend: 12 Rthlr.
Halbe Hochzeit mit halbem Spiel aus 4 Inſtr. beſtehend: 6 Rthlr.
Abendköſt aus 3 Inſtr. beſtehend: 3 Rthlr.
Knechte und Mägde Gaſtegebaden aus 2 Inſtr. 1½ Rthlr.

Digitized by Google

Vor Beginn des allgemeinen Tanzes pflegten Braut und Bräutigam ſtets einen Rundtanz, hier „Vordantz“ genannt, zu machen, wofür die Spielleute eine Extragebühr verlangten; dieſe ſowie andere Betteleien durch Aufſetzung von Brot und durch Sammeln „bei der Dienſten Tiſche“ waren verboten und mit zeitweiliger Suspenſation oder gar dauernder Entlaſſung bedroht. Dem „Turneman“ vom Turm kamen von jeder Hochzeit — ausgenommen von den einfachen Gaſtegebaden — 6 Sch., aber auch nicht mehr, geſetzlich zu. Der Spielleute Frauen und Jungen ſollten, ſobald ſie die „Inſtrumenta Muſica“ (für den Vater) gebracht, ſich nicht aufhalten, ſondern alsbald „zu Hauß gehen“. — Auch für das Bedienungs- und Aufwarteperſonal wird, „damit niemand über die Gebühr beſchweret werden müge“, folgende Taxe beſtimmt:

Auf einer ganzen Hochzeit dem Koch und ſeinen Handlangern insgeſammt: 5 Rthlr.
dem Küchenmeiſter und ſeinen Geſellen (die 2 Reitendiener ſein mochten) . . . jedem 1 „
den beiden „Silbergeſchirrverwahrerſchen“ jeder 1 „
dem Thürwärter . . . . . 1 „
den beiden (Bier-) Zapfern . . . . . jedem ½ „
den beiden „Schüſſelwaſcherſchen . . . jeder ½ „

Auf einer halben Hochzeit dem Koch u. ſ. w. insgeſammt . . . . . 4 „
dem Küchenmeiſter und ſeinen Geſellen . jedem ¾ „
(„wofern dem Bräutigam gefällig, zwei Reitendiener zu gebrauchen“)
der „Silbergeſchirrverwahrerſchen“ . . . . . 1 „
dem Thürwärter . . . . . 1 „
den beiden Bierzapfern . . . . . jedem ½ „
den beiden Schüſſelgeſchirrverwahrerſchen . jeder ½ „
dem Hochzeitslader, (der oben, wie erſichtlich, garnicht erwähnt iſt in d. H. Odg.) . . 3 Ortsthaler (1 Othlr. = 2 Mark 4 Sch.)

Auf einer Abendhochzeit: dem Koche . . . . . 2 Rthlr.
dem Küchenmeiſter, dazu der Bräutigam einen Reitendiener oder eine andere Perſon gebrauchen mag, ... ½ „

der Silbergeschirrverwahrerin . . . . . ½ Rthlr.
dem Thürhüter . . . . . ½ „

Auf einer „Knechte oder Megde Hochzeit": dem Koch „woferne man einen brauchen will", . 3 Ortsthlr.

Der über diese Taxe hinaus mehr gäbe oder nähme, solle dem Weddeherrn 1 Rthlr. Strafe zahlen.

Zu den Hochzeiten wurden derzeit auch Gegenstände, deren man in Menge bedurfte verliehen (in „Haur" gegeben). Die Miete betrug:

„Vor eine lange Tafel . . . . . 2 Sch.
„ „ kurtze „ . . . . . 1 „
„ „ „ Bank . . . . . 6 Pf.
„ einen großen Kessel . . . . . 4 Sch.
„ „ Grapen . . . . . 4 „
„ „ Teller . . . . . 1 Pf.
„ „ Lüchter . . . . . 1 „
„ „ Tafelkrantz . . . . . 1 „
„ eine zinnerne Schüssel . . . . . 2 „
„ „ Salzier . . . . . 1 „

Wie schon früher bestimmt, sollten auch auf den Weinhochzeiten nur die sogen. Römer (aus Glas) „und keine anderen Sorten als Oesselrömer, Halbösselrömer und kleine Römer gebrauchet werden." Auch diese „haurte" man und zwar zahlte man für jeden Römer . . . . . 1 Pf.
So welche zerbrochen, für jeden Oesselrömer . . . 2 Sch.
„ „ Halb- „ . . . 1 „ 3 „
„ „ kleinen Römer . . . . 9 „
Für Ueberschreitung der „Hauer" war ½ Rthlr. Strafe für „Geber und Nehmer" bestimmt.

Aus diesen Gebührenverzeichnissen (später auch „Schragen" genannt), die ich hier der Uebersicht wegen schematisiert wiedergegeben habe, ersieht man nebst anderem besonders, wie kostspielig allein die Bedienung, besonders bei den großen Festlichkeiten, auch nach der gesetzlichen Beschränkung noch sein konnte.

Zwei Jahre später, 1611, ist dann von einem „Hocherb. Rath und den dazu deputierten Bürgern eine Kleiderordnung besprochen,

Digitized by Google

aber wohl nicht aufgestellt und veröffentlicht worden, denn erst 1618 erscheint eine solche[1]). Ohne weitere Einleitung beginnt sie: „Soll an Muffen, Kinderhüllen, Liffstücken, Hasenbündern (soll wohl „Hosen..." heißen) keine Perlen, noch einig Gestickels, posament Schnüre oder Knüppels (Köppelarbeit), so von Silber oder Gold, allein oder auch zugleich mit Seiden vermischet gebraucht, noch solche gülden oder silberne Gestickels posament oder knüppels uf kleider zu dragen verstattet werden, jedoch auf Bomseiden[2]), Parchen oder Leddern, auch Wands-Kleidern ein klein silbern Schnürchen zugelassen, nach Standesgebühr. In gülden und perlen Hutschnüren keine Edelsteine." Aus dem ferneren Inhalt dieser Kleiderordnung geht hervor, daß man sich im Luxus durchaus nicht beschränkt, sondern daß derselbe nur noch mehr in verschwenderischer Fülle und raffinierter Verfeinerung zur Schau getragen wurde. Die Frauen der Vornehmen trugen mit Seide gestickte oder mit kostbaren Schnüren und Fransen besetzte, auch wohl gar mit gestickten Rosen besetzte Schuhe, sowie gold- und silberdurchwirkten „Grund" unter Kleidern oder gar Unterkleidern, — gleichwie bei den Männern waren die Mäntel mit Sammet, Seide oder Pelzsammet gefüttert — ferner goldene Ketten, die aber künftighin nicht „schwerer als 70 goldfl. gemacht werden und nur einen güldenen Pfenning, zwei Portugalöser[3]) wert" sein sollten. Die „fürnemsten" Jungfrauen schmückten sich mit überaus kostbaren Perlenschnüren, deren Wert aber nunmehr 300 und bei den minder vornehmen 100 Mark nicht übersteigen sollte. Sogar die Kinder stolzierten

---

[1]) Ebenda S. 550.

[2]) Die Herstellung der „Bohmside" war zuerst mit der Sayemacherei verbunden, wurde aber später von der Brüderschaft der Bohmsidenmacher besonders betrieben. Im Jahre 1621 lesen wir in den Artikeln der „Bohmsidenmacher und Triepmacher Vereinigung und Brüderschafft", daß „das Bohmsidenmachen in dieser guten Stadt sich, Gottlob, ziemlicher maßen gemehret". Handschr. Mandatensammlung d. Commerz-Bibl.

[3]) Portugalöser waren Goldmünzen von 10 Dukaten an Wert. Einer der ältesten hat die Umschrift: **Moneta nova avrea civitatis hamborgensis** und: **Nach Portvgalis Schrot und Korn.** Es waren lediglich Denkmünzen, die in Beziehung auf bemerkenswerte Ereignisse und Persönlichkeiten geprägt wurden. Vgl. dar.: Langermann, Hamb. Münz- und Medaillen-Vergnügen, S. 18, 178, 186 u. s. f.

Digitized by Google

in sammetnen, mit Gold und Silber durchwirkten Kleidern einher, trugen goldene Ketten am Hals und an Händen. Die Jungfrauen schmückten sich auch die Hände mit Perlen und Edelstein. Dies wurde verboten. Kein Bräutigam sollte der Braut einen Demanten oder sonstigen Edelstein schenken, der über 50 Rthlr. Wert habe. Wie man in allem immer auf prahlerische Schaustellung des Reichtums bedacht war, geht auch aus der Bestimmung hervor, daß keine Bücher mit „vergüldeten" Silber beschlagen, noch mit Perlen, Edelsteinen, Gold oder Silber bestickt und nicht mit ähnlichen Ketten geziert werden sollten, ferner aus dem wiederholten Verbot über den „Kindertreck bei Frauen in 6 Wochen, die dann „köstlich ausgemachte oder mit Knüppels (Brüsseler Spitzen) besetzte Laken oder Küssen auslegen" ließen. Diese „Knüppels" wurden durch das Gesetz besonders verpönt; so wurde den Frauen verboten, unter den Spitzen der Hauptflege (des flügelartigen Kopfschmucks) „kein Gold oder Silberschein, noch sie breiter, als $\frac{1}{4}$ Elle und dann nicht über 10 Mark wert" zu tragen; aber niemand solle sich unterstehen, „Mannes, Frauen oder Kinder Hemde gar mit Knüppels zu besetzen noch zu dragen." — Den angesehneren Ständen suchten die Angehörigen der „Schiffer, Huhrbruwer, Handwerker, Procuratoren und alle „dejenige, so in E. Ehrb. Rade, wie auch in der Gewandschneider, Kramer und anderer Koplüde Denste syn", es wiederum gleichzuthun, kleideten sich in Sammet, Caffar, Atlas und Damast, trugen Handschuhe mit Perlen und Gold geschmückt, goldene und silberne Schnüren an den Kleidern, Sammet an den Hüten und Seide an den Füßen. Ihnen eiferten dann Mägde und Ammen nach, prunkten in „hogen und köstlichen" Farben, umhüllten sich mit Pelzwerk und zierten sich mit teurem Perlenbesatz. — Als Strafe wird für irgend einen Uebertretungsfall 30 Mark für jeden „ohne Respect und Ansehen der Person" festgesetzt und bei Verweigerung der Zahlung sofortige Pfändung und ipso jure Konfiskation des corpus delicti befohlen. Dieselbe Strafe soll auch Kaufleute, Goldschmiede, Schneider, Hutmacher, Buchbinder oder irgendwelche „Mannes- und Frauenspersonen oder Jungfern in oder ausserhalb des Amts treffen", die gesetzwidrigen Schmuck verkaufen. In der Voraussicht, daß, wenn auch einzelne Luxus-

Digitized by Google

stücke unterdrückt würden, dafür aber bald neue wieder auftauchen möchten, schließt der Rat diese Kleiderordnung mit der ernstgehaltenen Warnung ab: „Wo jemand in Rede der affgeschaften und verbotenen Stücke andere Ueppigkeit wiederum zu erdenken oder aufzubringen sich unterfangen würde, so wird besagten Weddeherrn hiemit committiret, solches ernstlich bei gedachter Poen zu verbieten und . . . zu verhindern."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Wahrsagekunst im Dienste der Justiz.

Von Otto R. Redlich.

Der Volkswahn hat von jeher seine Zuflucht zu Wahrsagekunst und Zauberei genommen, wenn die natürlichen Mittel versagten, das über einem Verbrechen schwebende Dunkel zu lichten. Heute wendet sich allerdings die Kunst des Wahrsagens mit Vorliebe der Zukunft zu, deren Gestaltung den Wißbegierigen durch Kartenschlägerinnen und andre weise Leute entschleiert wird. Aber daneben kommt es auch noch vor, daß solche Orakel über Vergangenes befragt werden. So wußten noch vor nicht langer Zeit die Tagesblätter von der Verurteilung einer Bauersfrau aus der Gegend von Gera zu berichten, die mit Hilfe einer Kartenschlägerin den Dieb ihrer Gans ermitteln zu können geglaubt hatte.

Die Anwendung der Wahrsagekunst gerade in solchen Fällen scheint in früheren Zeiten, als es mit der Criminalpolizei noch schlimm stand, ungemein häufig vorgekommen zu sein. So bezeichnet Dietenbergers Katechismus vom Jahre 1537 als Sünder gegen das zweite Gebot, „wer mit Gottes Namen Zauberei oder andere unchristliche Stücke treibet, als Wettermachen, Dieb oder Schätz suchen und verraten“ [1]). Nach den Bestimmungen der Kölner Diözesanstatuten [2]) wurde im Sendgericht gefragt, ob jemand Wahrsagerei, Kartenschlägerei und dergl. treibe oder ob im Kirchspiel Leute vorhanden seien, die den Rat jener Gottlosen ein-

[1]) Mouſang, katholische Katechismen. 1881. S. 41.

[2]) Kölner Diozesan-Statuten vom Jahre 1550. Ed. Quentel p. 499.

Digitized by Google

holten, um verlorene oder gestohlene Sachen wiederzufinden. Und Hans Sachs[1]) singt von den Adepten der schwarzen Kunst:

„Wo man eim etwas hat gestoln
Das konnen wir eim wider holn."

Einen besonders charakteristischen Fall von Anwendung der Wahrsagekunst zur Ermittelung eines Diebes fand ich in jülich-bergischen Akten des Jahres 1497. Ein Leipziger Bürger, Wilhelm Krahn, wurde auf einer Geschäftsreise im Bergischen, zu Overath a. d. Agger, bestohlen; die Silbersachen, die er bei sich führte, kamen ihm in der Herberge weg. Da der Hausknecht, auf den der erste Verdacht fallen mußte, die That leugnete, befragte der Bestohlene in Gegenwart eines Kaplans und des Schultheißen zu Siegen nach einander vier Wahrsager. Dann zog er weiter und legte dem Herzog von Jülich-Berg seine Klage in Schloß Bensberg vor. Von hier aus begab er sich nach Brabant zum Herzog Albrecht von Sachsen, und ließ diesen um ein Empfehlungsschreiben an den jülichschen Herzog bitten. Als er wieder ins bergische Land zurückkehrte, fand er seine Sache in schlechtem Stand, da der Wirt jede Schuld seines Knechts geleugnet und die ganze Schuld an dem Verlust dem Leipziger selbst beigemessen hatte. Krahn sah sich deshalb veranlaßt, von verschiedenen Seiten her einen Druck auf den Herzog von Jülich-Berg ausüben zu lassen, um den Dieb zum Geständnis und zur Rückgabe des Gestohlenen zu bringen. So wandte sich der Leipziger Rat am 19. Juli 1497 in Krahns Interesse an Herzog Albrecht, um zu bewirken, daß der inzwischen bereits freigelassene Knecht wieder gefangen gesetzt und ernstlich befragt werde. Herzog Albrecht, der in dieser Sache schon am 15. Juni an Herzog Wilhelm geschrieben hatte, erneuerte jetzt auf Grund des Leipziger Schreibens am 11. August[2]) seine Bitte, Krahn zu dem seinigen zu verhelfen. Daraufhin scheint dann der Knecht wieder gefangen gesetzt worden zu sein. Offenbar fehlte es aber an Beweisen, ihn zu verurteilen, und so wurde er durch Befehl des Herzogs Wilhelm d. d. Hambach 1497 September 25 an den Schultheißen von Steinbach aus der Haft auf der Neuerburg wieder entlassen.

[1]) Hans Sachs, der fahrende Schüler m. d. Teufelbannen. 1551. Ed. Goetze. Halle 1883. S. 130.

[2]) Medeln am Freitag nach Laurencii.

Digitized by Google

Eine ausführliche Supplikation Krahns, die vermutlich an Herzog Georg von Sachsen als Stellvertreter seines Vaters in der Regierung des Herzogtums Sachsen gerichtet war, verschafft uns einen ziemlich genauen Einblick in die Manipulationen und Aussagen der von dem Leipziger befragten Wahrsager. Ich lasse sie deshalb als ein bemerkenswertes kulturhistorisches Zeugnis ihrem Wortlaute nach folgen.

Der Leipziger Bürger Wilhelm Krahn an (Herzog Georg von Sachsen). 1497 c. Juli.

Duchluchter hochgeborner fruste, g. h. Ich armer uwer fruslicher g. ungethaner unde burger zcu Luptzsch fuegen uwer f. g. clagenden wißende, das ich uff den nehesten sacraments tag vorgangen [Mai 25] uß Siegen gerythen bin selb dritte, mit namen Johan Enobeller, knecht zcu Collen, unde doctor Stoltzen knecht von Lüptzsche, unde haben mir gefuert etlich silbers unde anders uff eyn ledigen perde uff der hant unde das selbige alzo under satteltaschen verwaren habe laeßin, das nicht mogelich ist sollichs zcu verliesen, dan iß mit eym stracken liedersacke oben zwuschen den sattheltaschen unde dem satthelbarne druch gezcogen unde gemacht, das iß sich nit hat konnen geoffenn aber abe gefallen. Unde bin alzo komen mit myner selbige habe ghin Oberaide in die herberge unde habe dem knecht in dem hußze, genantem Henchin, sollich pert mit dem andern in die hant gegeben; das ir alzo von mir genomen unde (ober) in den stael gefuert unde oben ane die reffe gebünden, mich gefroget, abe er solde die perde abe zceumen unde abe satthel? Habe ich ine bericht, ir solle die perde laeßin stehin und nichten thun, die knechte sollen die perde woel verwaren, das hie in das huß ghinge unde zcoge uns uß. Unde bin also ennynnen gegangen in das huß unde habe gefroget nü dem wirth; ist der wirth nit dar heymegeweist, sunder bye dem pastore. Bin ich alzo zcu yme gegangen unde habe ine gehalt, das ir wol komen unde wolt uns essen lassin machen. Hat ir mich bericht, ir wolt von stunden nachkomen. Bin ich alzo widder in die herberge gegangen, ist der selbige knecht nach in dem stalle gewiest unde hat den pherde die strauwe unde als gemacht, das ich ime verbotten habe zcu thün. Sint die zweyn knechte in den stalle gegangen unde haben

Digitized by Google

den ſattel wollen abe nemen. Iſt mit das ſelbige myn ſilbernen unde anderen mit dem ſacke von dem ſattel geſnidten unde wegk genomen. Sint die ſelbige zcu mir komen in huß und mir das geſaget. Bin ich von ſtunden an in den ſtalle zcu dem knechte gegangen unde ine gefroget, wer in dem ſtalle geweſt ſye? Hat er mich bericht: nyemant, dan ir, ir ſye auch nicht uß dem ſtalle gegangen, ir ſye alwege dar ynne geweſt. Habe ich ine gefroget, abe ir mir ſolliche ſack nicht von dem ſatthel abe geſniden habe? Hait ir geſaget: neyn. Das ich vor eyn warheit weiß, das ir iß gethun hat, wie woil ich iß ine nicht anzcehen darff, dan iß iſt beſſer ſtelen, dan antzehen. Alzo uwer f. g. bedengken kanne, habe ich mich auch furter befroget druch vier wareſeyger, dar ich bye geweſt bin mit ſampt dem ſchultheis zcu Siegen, genantem Johan Loüffe mit namen. Der irſte heiſt der Broilſe unde ſitzcet anderhalbe meyle von Oberraidde; daſelbs bin ich hin geritthen mit dem cappellane in dem ſelbige dorffe, da mir myn ſilber unde anders genomen iſt, unde derſelbige cappellane iſt des wirthen gefatter. Habe ich dem ſelbigen Broilſen myn ſache zcu verſtehin gegeben unde ime geſaget, das ich ethwiß vorloren habe unde woſt nit woe, wuſte ir mir zcu ſagen, woe iß geſchehen wire unde was iß were, ich wolte ime ſiner mohe unde arbeit wol lonen unde bezcalin. Hait mich der ſelbige bericht in bywieſen desſelbige cappelains unde geſaget, iß ſye mir nicht von dem pherde gefallen, ſunder iß ſye mir abegeſniden in dem ſtalle unde zwoe perſone haben wißen darumbe, nicht der wirth unde die frauwe, ſunder der knecht und die maigit; hait mir auch geſaiget, was iß ſye, auch woe iß under dem ſatthel geweſt ſye, auch warin iß gemacht ſye unde auch was der knecht ane gehait habe. Das iſt allis warre gewiſt.

Item furder g. h. habe ich geweſt mit dem ſchultheißin zcu Siegen genantem Johann Lauffe unde mit den zweyen knechten, die mit mir geritthen ſint, bye einem moller, heißit Henchin unde ſitzcet under eynem edelmanne, genant Wilhelm von Brambach. Habe ich ime auch myn anligende ſache zcu verſtehin gegeben. Hat ir ſin konſt gemacht in eynem criſtalle in alle unſer bywesen unde hat genomen eyns kleine meydelin von zwelff jar unde hait iß dar ine laißin ſehin unde iß gefroget. Hait iß geantwort, iß ſiege lude, furderthin eyn ledig phert in der hant unde phert ſye

brüne unde habe vier wiße fuſche unde habe eyn wiße plaſche an der ſtirne unde habe eyn kortzen ſwantze unde habe under dem ſatthel eyn langen ſack hengkin, dar ine ſye wiß dingk unde briffe unde gele dingk, ronth wie eyn ſterne, unde der ſye fele, dan das meydelin iſt nicht ſo wyſe geweſt, das iß hat nit mogen erkennen, abe iß ſie ſilber ader golt, ſunder uns alſo bericht unde die waret geſaget. Furder hait der mollner das meitghin gefroget, woe das phert hin qweme? hait iß geantwort: ine dem ſtalle unde da qwame eyner, ſye kortz unde nicht langk, unde habe eynen ſwarczen ragk ane unde eyn ſwartze kappen uff, unde der rogk ſye uff den armen uffgeſniden unde mit knieffen gemacht unde die lenge von dem arme die lenge herrabe uff geſnitten unde nicht uber den arme, unde der habe den ſack abegeſnidten unde eynwegk getragen. Hait der moller das meitghin gefroget, woe hin das ir iß gedragen hat? Hait iß geantwort: in eynis ſchumechers huß unde hait das under die ſtege geworffen, unde wer iß ſache, das wir das huß nicht wuſchten, ſolten wir von uns ghain, da ſolte wir finden eyn magit, ſol dragen eyn ſchoffe uff dem halſe, derſelbige ſolt ir noch folgen, die wirth in das huß ghin, da iß verborge leyt. Sint der ſchultheiß von Siegen unde ich vor uns gegangen unde haben funden die magit mit dem ſchoffe uffer halſe dragen, ſint wir derſelbigen gefolget von ferniß unde ſie iſt in das ſchumechers huß gegangen, wie uns das meitghin bericht hait. Sint wir in das huß gegangen unde haben die frauwen gebeten, das ſie uns wolde laißin ſuchen under der ſtegen. Hait uns die frauwe bericht: gerne. Habe wir alſo geſuchet unde nichten gefunden, ſunder alzo widder gegangen zcu dem molner unde dem meitghin unde habe geſagit: wir finden nichten. Hait das meitghin geſprachin, iß ſye ware, das wir geſuchet habe unde das war ſye, ſo lyt zcu warzcechin under der ſtege eyn moſſelin, der man habern inne meſſit, unde alte hoeſen unde ſoeſt anders, das wir alſo gefunden haben, unde ir ſyt by dem ſack geweſt by dem gude uff eyn fueß nahe unde der teuffel habe iß allis vorrugket, das ir iß nicht haben mogen finden. Werde wir bericht, das die magit in das ſchumechers huße, die das ſchoeff gedragen hait, ſie diß molners tochter unde das wir uns vorſehen, das der molner die ſelbige kunſt habe alſo gemacht, das wir das gut nicht haben mogen finden, uff das ſin dochter darmidde unberuchtigit blibe.

Digitized by Google

Item furter g. h. bin ich fueſt noich bye zweyn geweſt in dem lande von Clephe[1]) unde habe mir auch geſaget, wie die andern, das iß in dem ſtalle iſt geſchehe unde zwoe perſone habe wißen dar umbe. Wie woel g. h. wir diſſen warſeigern nicht glauben ſollen geben, ſundern nach iſt iß eyn zeurichtunge der ſache, das iß fueſt nyemantz hent gethain, dan der knecht.

Item alzo g. h. als ich von diſſen warſeigern des vernomen habe, bin ich geritthen zeu myns h. g. von Jülche[2]) zeu Binſporgk (Bensberg) unde habe myn ſache druch hern Berthrüm von Reßelraide antragen laßin unde ſiner genaden zeu erkennen geben, wie ich vor ware wuſchte, das ich ſollichs ſilber unde anders in den ſtalle gebracht habe, und ſine fruſtliche gnade gebeden von wegen myns genedigen unde genedigiſten herren von Saſſen, das mir ſin g. wolt helfen raide, wie ich mich in der ſache halten ſolde, dan ich wer frunffte unde vorſtunde mich der rechte nicht in dem lande. Hait mir ſine g. widder laßin antworden druch herrn Berthrum von Reßelraide unde jungherr Johan van Steyne, ſo ich myn g. h. von Saſſen zeuſtunde unde ir underſaeße wer unde ich var waret wuſchte, das ich ſollich gudt in den ſtalle hette bracht, wolt ſin g. van wegen myn g. h. van Saſſen alle fliß ankeren, das mir ſollich gudt an alle engelteniße ſolt widder werde unde ſin gnade wolt dem knecht unde die maigit laeßin gefencklich annemen unde uß ine erfaren, abe ſie ſollichs gudt genomen hetten ader nicht. Haben mich auch furder bericht, ſo ich in Probant zeu ſchicken unde zeu thun hette by mym genedigen h. van Saſſen, w. f. g. herrn vatter, ſolt ich reytten unde myn ſache uß richten unde in kortz mich widder finden zeu dem ſchultheiß zeu Oberraide, ſolte ich alle dingk underrichten, was ir uß dieſem knechte unde maigit gefunden unde gehort hette. Hab ich ſiner genaden hochlich gedancket von wegen gemelter myner g. h. von Saſſen unde bin alſo enwegk geridden zeu dem hochgeboren erluchten fruſchten myn g. h. hertzouige Albracht, w. g. h. vatter, unde habe ſin genaden in aller underthenigkeit gebeden laeßin druch herrn Siegemondt Plugk umb eyn furſchrifft an mynen g. h. van Julche. Das mir alſo von ſiner g. widderfaren unde geſchehin iſt[3]), das ich ſiner

[1]) Wohl verwechſelt mit Berg.

[2]) Herzog Wilhelm IV. (II.) von Jülich-Berg (1475—1511).

[3]) Schreiben des Hz. Albrecht von Sachſen an Herzog Wilhelm von Jülich-Berg, d. d. Delft 1497 Juni 15.

Digitized by Google

g. uff das hogeſte in aller demudt flißig dangk ſagen. Wie dem allen, diewil ich bin in Probant geweſt, hat ſich der wirth[1]) zcu mynen genedigen herren von Julche gefuget unde vor ſin g. komen ader vor ſiner g. rethen unde mich mit felen unwaren worthen angedragen, wie ich ſollich gut nich in den ſtalle bracht haben ſolte, auch ſolden wir uff der trabende hoege (?) etwiß mit drungkenheit beladen gewißt ſin, das wir ſollich gut vorlaren hetten unde wuſchten nicht war; das ſich mit der warheit nimer erfinden ſol, ſunder was der ſelbige wirth mym g. h. von Jülche ader ſiner g. rethe in diſſer ſache zcu erkennen gegeben, hait ir ſiner g. fel zcu milde bericht, unde uff ſolliches des wirths berichten hait myn g. h. von Julche ader ſiner g. rethe din knecht unde die magit uß gelaißin zcu burgen handen an allis vorſuche. Diewyl ich mich dan vorſehe, das u. f. g. itzunt inkortz zcu dem bemelten myn g. h. von Julche ader zcu ſiner g. rethe komen werdet, iſt myne underthenige flißige bethe, u. f. g. wol by ſiner g. ader ſiner g. rethe vorfugen unde dar ane ſin, diewil ich den obgemelten huße knecht derhalbe in furdacht habe unde des ungezwiffelt bin, ſolliche nome dar in geſchehe, ſye mir auch der gemelten myn g. h. von Julche zcugeſagit wurden, den ſelbige knecht zcu befrogen laßin, das mir ſine f. g. ſollicher ſiner g. zcuſagen nach druch herre Berthrum van Reßelraide geſchehin. Alſo g. ſin unde dem ſelbige knecht ſollichen vorloiſt halber wol frogen laißin, bin ich ungezwiffelt, ir werde underrichtunge zcu thun wißin, woe ſollich gut hin komen, da midt ich das ſelbige widderumbe zcu mynen henden brengen moge. Das wil ich umb uwern unde ſiner f. g. in aller demuodt underthenilich unde mit gantzem fliß gerne vordienen.

Uwer f. g. underthenigher unde gehorſamer
Wilhelm Krane burger zcu Luptzſche.

Staatsarchiv Düſſeldorf. Jülich-Berg, Geſetzgebung und Landesverwaltung ad Nr. 5.

---

[1]) Frenckell der Heeß, Wirt zu Overath, richtete an den Herzog Wilhelm ein (undatiertes) Schreiben, mit der Bitte, ihn verhoren zu laſſen wegen des Knechts; „hoeff ind getruwe, ſulche unbillich anbrengen ſolle ſich an im nimer befinden".

Digitized by Google

Die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar 1716 ff.

Von C. A. H. Burkhardt.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts trat das gewerbliche und industrielle Leben in Deutschland in eine neue, bedeutungsvolle Phase seiner Entwickelung ein. Diese war um so eigenartiger, als sie aus einer religiös-politischen Frage sich ergab, die auf französischem Boden zum Austrag gelangte. Dort lebten Katholiken wie Reformierte in völliger Gleichberechtigung, die das Edict von Nantes 1598 gewährte, friedlich neben einander, als plötzlich Ludwig XIV. 1685 dieses Gesetz aufhob und die Reformierten zur Annahme des katholischen Glaubens zu zwingen versuchte. Der entsetzliche Sturm der Dragonaden unter Marillac und Bâville füllte Galeeren und Gefängnisse mit glaubenstreuen Calvinisten, tausende im Süden Frankreichs fanden ihren Tod, während ein großer Teil der Verfolgten durch die Flucht dem Blutgerichte sich entzog. Man rechnet, daß von 1685—1700 über 500000 Calvinisten Frankreichs ein Asyl im Auslande fanden, das sich der Verfolgten zunächst um ihres Glaubens willen annahm.

In Deutschland, wie anderwärts, traten aber auch bald praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund, aus denen man den Verfolgten eine neue Heimat zu bieten bestrebt war. Die Réfugiés waren anerkanntermeise fleißige, tüchtige Arbeiter, die auf gewerblichem und industriellen Gebiete wesentliches in Frankreich geleistet und dessen Ruhm vor andern Nationen gehoben und

Digitized by Google

verbreitet hatten. Namentlich hatte Kurbrandenburg unter seinem großen Kurfürsten dies Moment erfaßt und benutzt, um für die Hebung seiner Industrie diese Kräfte zu verwerten: er hatte in staatskluger und toleranter Weise durch besondere Edicte diesen wesentliche Vergünstigungen geboten und viele dieser Fremdlinge in dem kurbrandenburgischen Staate zur Ansiedelung bewogen.

Auch zwei thüringische Staaten, das Herzogtum Hildburghausen[1]) unter Ernst I. und das Herzogtum Weimar unter Wilhelm Ernst, hatten sich den Bestrebungen Preußens im Beginn des 18. Jahrhunderts anzuschließen versucht, wenn in Weimar sich der Verwirklichung dieser Idee auch noch wesentliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Während die Kolonie in Hildburghausen schon 1711 begründet wurde und rasch gedieh, ja in ihren Nachwirkungen einen bleibenden, noch heute erkennbaren Einfluß ausübte, zeigte die erst 1715 gegründete Kolonie Weimars sich nicht existenzfähig und hat Resultate für die Dauer überhaupt nicht aufzuweisen. Immerhin ist es nach verschiedenen Seiten hin von Interesse, dieser eigenartigen Gründung nachzugehen, die Ursachen ihres Niederganges festzustellen und den gesamten Apparat zu beleuchten, mit dem man im vorigen Jahrhundert eine solch' bedeutende Kulturaufgabe ihrer Lösung entgegenzuführen versuchte.

Nur langsamen Zuges vermochte sich Weimar den Bestrebungen Preußens anzuschließen. Denn bisher hatte sich in diesem Herzogtum die Ansicht der Geistlichkeit Geltung verschafft, daß Weimar ausschließlich die Stätte der evangelisch-lutherischen Kirche sei und bleiben müsse, deren Wesen und Wirksamkeit schon durch die Anwesenheit anderer Konfessionen beeinträchtigt werde. Diese Ansicht entsprach auch den bisherigen Gepflogenheiten. Denn noch unter Herzog Wilhelm († 1662) war selbst den vorübergehenden Handwerksgesellen reformierten Glaubens der Aufenthalt in Weimar untersagt. Auch noch einer der Regierungsnachfolger dieses Herzogs, der um das Land hochverdiente Herzog Wilhelm Ernst, machte noch 1699 die Erfahrung, daß sich sein Oberkonsistorium gegen die Niederlassung der Reformierten abwehrend verhielt, weil dem

---

[1]) Vergl. über diese und die Hildburghäuser Kolonial-Verhältnisse: Humann, Die französische Kolonie in H. im 18. Hefte der Schriften des Vereins für Meiningische Geschichte und Landeskunde. Hildburgh. 1895.

Digitized by Google

Lande als dem Hort des Protestantismus die Reinheit der Lehre und den Gläubigen der Friede erhalten bleiben müsse. Es galt dies als „alt sächsischer Ruhm" des Kirchenregiments.

Lange Zeit hindurch focht Herzog Wilhelm Ernst die Ansichten seiner Geistlichen nicht an, und den wiederholten Ansuchen des Königs von Preußen, die Reformierten aufzunehmen, wurde er 1704 nur durch Gewährung einer Landeskollekte gerecht, als sich ihm 1709 wesentlich andere Gesichtspunkte maßgebend zeigten. Es war ihm nicht entgangen, daß die Réfugiés an vielen Stellen ihrer neuen Heimat zur Hebung des Gemeinde- und Staatswesens durch ihre gewerbliche und industrielle Thätigkeit wesentliches geleistet und viele Vorteile gebracht hatten. Eine solche Auffrischung that auch der kleinen Residenz wohl, die damals kaum 5000 Einwohner zählte, zumal sich ihr gewerbliches Leben nicht entwickeln, noch die Stadt sich vergrößern wollte. Da damals besonders Magdeburg glänzende Erfahrungen durch die Ansiedelung der Réfugiés zu verzeichnen hatte, vergewisserte sich der Herzog beim Rate dieser Stadt über die dort erzielten Resultate, und dieser bestärkte seine Ansicht, daß Weimar einem gleichen Versuche sich nicht abhold zeigen dürfe. Denn Magdeburg hatte in einem eingehenden Bericht das Aufblühen der Stadt Mannheim gepriesen und ziffermäßig die erfreulichen Fortschritte seiner Kultur belegt. Allerdings hatte Magdeburg zugegeben, daß die Aufnahme seiner Pfälzer Kolonie bis 1708 einen Kostenaufwand von 114403 Thalern verursacht habe, da aber der Aufbau und Erwerb der Häuser mit 102408 Thalern in Rechnung zu stellen sei und die aus 2000 Köpfen bestehende Kolonie von 1689—1708 der Stadt eine Einnahme von 913881 Thalern gebracht habe, schloß sich Magdeburg unbedingt der Ansicht an, daß die königlichen Absichten durch die Praxis sich bewährt hätten und selbst „Unpassionierten" die Nützlichkeit des Unternehmens fraglos sein müsse.

Im Geiste sah der Herzog bei Verwirklichung des Planes in seinem Lande schon die Erweiterung seiner Residenz. Er war darauf bedacht, diese im Süden und Westen durch Neubauten zu vergrößern und beide Teile zu verbinden. Die Stadt schloß damals vor dem heutigen Wielandsplatze ab, weit hinaus schweifte der Blick über die Felder. In der unbebauten Ackerwand standen die Rähmen der Tuchmacher unmittelbar hinter den Häusern der

Digitized by

Seifengasse, die noch später einem Goethe nie sympathisch war. Noch fehlte die prächtige Allee nach Belvedere, die erst im Beginn des siebenjährigen Krieges angelegt war, um Belvedere mit Weimar auf geradem Wege zu verbinden, während Belvedere schon 1724 durch den Mitregenten Wilhelm Ernsts, Ernst August, umgebaut wurde. An Stelle des Weimarischen Parkes befand sich der im französischem Geschmack angelegte „Wälsche Garten", der bis zum heutigen Tempelherrenhause reichte. Ueber demselben nach Süden sah man nur Ackerland und das dahinter liegende Gehädrich war eine der prosaistischen Umgebungen Weimars. Nicht anders war es im Westen der Stadt bestellt.

Da war es begreiflich, daß der Herzog mit Sehnsucht eine weitere Entfaltung der Stadt wünschen mußte.

Aber er ging doch äußerst bedächtig vor. Immer wieder zeigten sich religiöse Bedenken maßgebend, als endlich 1711 die Gründung der Hildburghäuser Kolonie die Zweifel an der Ausführbarkeit dieses Planes mehr und mehr beseitigte. Denn diese hatte doch in evidenter Weise gezeigt, daß wie dort, so auch in Weimar beide Religionsgemeinden friedlich neben einander bestehen und der lutherischen Kirche ernste Gefahren nicht erwachsen konnten.

Endlich im November 1713 ordnete der Herzog seinen Ober-Konsistorialrat Helmershausen nach Berlin ab, der sich namentlich über den dortigen Betrieb der Manufakturen unterrichten[1]) und feststellen sollte, welche neue Branchen vertreten waren, die der gewerblichen Entwickelung Weimars dienlich werden könnten. Denn dem heimischen Gewerbe sollte in keiner Weise eine Konkurrenz erwachsen; nur setzte man voraus, daß leistungsfähige und bemittelte Leute gewonnen würden, die ohne jeden Zuschuß diese neuen Branchen heimisch machten. Doch war für sie unbedingte Religionsfreiheit schon in Aussicht genommen, deren Gewährung zur Zeit noch von der Zustimmung der Ernestinischen Häuser abhängig blieb. Auf mehr als 50 Familien rechnete man vorläufig nicht, mithin war aber größeres geplant, als in Hildburghausen, wo nur 12 Familien Zutritt gefunden hatten. Doch sollten, ähnlich wie dort, in Weimar Steuerfreiheit auf 20 Jahre (Hildburghausen gewährte nur 10 Jahre), Bauplätze zur gesonderten Ansiedelung

[1]) Dort verhandelte er mit Hofrat Gerhardi.

und eigene Gerichtsbarkeit gewährt werden. Die Hauptaufgabe blieb aber, einige leistungsfähige Kapitalisten zur definitiven Begründung und Unterhaltung der Kolonie zu gewinnen. Erst im August 1715 wurden weitere Konzessionen in Aussicht genommen, so z. B. die Gewährung eines Mietszuschusses, wahrscheinlich, weil dieser auch anderwärts gewährt war, und die nunmehr eingesetzte Kommission formulierte sämtliche Zugeständnisse. In einem besonderen Drucke vom 2. Dezember 1715 in französischer Sprache, der in vielen tausenden von Exemplaren hinaus ging, wurden in 12 Paragraphen sämtliche Vergünstigungen der Kolonisten festgestellt. In dieser Urkunde gab der Herzog seine volle Teilnahme an dem Geschick der Réfugiés zu erkennen; er betonte die 1699 durch die Ungunst der Zeitverhältnisse vereitelte Gründung der Kolonie, sicherte allen Kolonisten freie Religionsübung an geeignetem Orte, auch einen bestimmten Fonds zur Unterhaltung eines Geistlichen, Kantors und Lehrers zu, sobald sich nur 15 bis 20 Familien in Weimar niederlassen würden. Der Erlaß gewährt auch eigene Gerichtsbarkeit, angemessene Wohnungen gegen billige Entschädigung, für Häuser Bauende Ueberlassung unentgeltlichen Materiales, billige Pachtpreise für Areal zum Anbau von Obst und Tabak, Beihilfe zum Bau eines Spitals, ungehinderten Betrieb des Gewerbes nach Maßgabe der bestehenden Gesetze, Steuerfreiheit auf 15 Jahre mit Ausnahme der Konsumptionssteuer, gleiche Freiheit für erworbenen Grund und Boden der Neubauten, ja sogar das Recht, im Hof-, Zivil- und Militärdienst verwandt zu werden; endlich freien Transport der Kolonisten von der Landesgrenze, wogegen diese sich nur verpflichten mußten, taugliche Arbeiter heranzuziehen. Schließlich sicherte der Herzog allen Angehörigen der Kolonie gleiche Zuneigung und Liebe, wie zu all' seinen Unterthanen zu.

In den Hauptpunkten schloß sich diese Urkunde an den Inhalt der Hildburghäuser an, doch mangelten der Weimarischen noch die Details der inneren Einrichtungen, die erst später ausgearbeitet und veröffentlicht wurden.

In einer Zeit, wo das Privilegienwesen in höchster Blüte stand, konnte die Bevorzugung Einzelner kein Aufsehen erregen. Immerhin befremdete sie stark; die Gleichheit der Unterthanen war völlig in Frage gestellt. Freilich fußte der Plan auf den

Digitized by Google

unabweisbaren Motiven christlicher Liebe, und wer hätte damals den Mut haben können, die Bevorzugung als ungerecht hinzustellen? Am wenigsten konnte das Bedürfnis bestritten werden, der Stadt durch Hebung der Industrie einen neuen Lebensimpuls zu geben, wenn auch die Mittel anfechtbar waren, die hier zur Anwendung gebracht werden sollten. Eine tiefe, innere Erregung der bürgerlichen Kreise war überall bemerkbar, als die ersten Ankömmlinge an ihre Niederlassung in Weimar ernstlich herantraten. Dazu gesellte sich notwendig die Opposition der Vertreter der protestantischen Kirche, die, je mehr sich die neue Kirche zu entwickeln drohte, mit alter, bewährter Zähigkeit sich Geltung zu verschaffen suchten.

Aber die Gründung der Kolonie vollzog sich doch nicht so leicht, denn abweichend von anderen Orten wünschte man in Weimar zur sachverständigen Leitung einen leistungsfähigen Kapitalisten mit einem Vermögen von 50—80000 Thalern; ihm sollte die Direktion der Gesellschaft zustehen, der Einzelne nicht ein selbständiger Arbeiter sein. Diese Vorbedingung war in damaliger Zeit außerordentlich schwer zu erfüllen, zumal die Organisation der Kolonie nach dieser Seite hin geheim betrieben werden mußte, um die Konkurrenz anderer kolonialer Leitungen, namentlich der Berliner und Hallenser, fern zu halten. Deshalb richtete man in Weimar sein Augenmerk auf Frankreich und die Schweiz [1]).

Da war es nun geradezu komisch, daß die längst gesuchte Hilfe ein reformierter Tanzmeister am Hofe der Herzogin Wittwe [2]) namens Marschall, gewährte. Er hatte dem Herzog in Aussicht gestellt, eine solche Finanzkraft zuzuführen, und dieser hatte das Anerbieten angenommen. Nach kurzer Zeit brachte Marschall den Ersehnten von der Leipziger Messe nach Weimar, wo ihm ein

[1]) Ursprünglich hatte Michael Milié de la Fleure, damals in Halle, später (1716, 5. Sept.) Kolonial-Kommissar in Weimar, diese Aufgabe zur Lösung übernommen. Es ist nicht zu ermitteln, was diesem die Ungnade des Königs von Preußen zugezogen hatte, auch die Feindschaft der Weimarischen Bürgerschaft läßt sich nicht ergründen, die ihn bei seiner Uebersiedelung nach Weimar „in Stücke reissen wollte".

[2]) Charlotte Dorothea Sophie, geb. Landgräfin von Hessen-Homburg, war 1694 mit Herzog Johann Ernst III. vermählt gewesen. Sie war die Erbauerin des gelben Schlosses, an dem noch heute die Anfangsbuchstaben ihres Namens stehen.

Digitized by Google

angemessener Empfang am Hofe in Aussicht gestellt wurde, nachdem er in einer besonderen Equipage aus Leipzig übergeführt war. Er war ein Genfer von Geburt, namens Jacob Coste, der mit seinem Neffen Riffeit mit besonderen Ehren am Hofe behandelt und zur Tafel gezogen wurde. Denn nach Marschalls Vorgeben besaß er nicht allein die erwünschten Mittel, sondern auch die erforderlichen Fähigkeiten zur geschäftlichen Leitung, wenn man sich in Weimar nur entschließen wollte, Leipzig als Stützpunkt für die Einkäufe der Materialien und den Vertrieb fertiger Waren zu benutzen. Ein in Weimar zu gründendes Warenmagazin sollte in Angriff genommen und 10—12 Manufakturiers gewonnen werden, die unter Bezug der Rohmaterialien von diesem ausschließlich in dieses die Erzeugnisse ablieferten. Bei diesem Modus stellte Marschall ein gewinnreiches Geschäft in Aussicht; wobei Weimar bald auf das Niveau Dresdens, ja selbst Leipzigs gestellt werden könne. Dies waren eben die Grundideen Costes, für die auch Marschall, dem sie eingeprägt worden waren, warm beim Herzog eintrat.

Nach längeren Verhandlungen, bei denen Coste seinen Aufenthalt bald in Leipzig, bald in Weimar nahm, schloß der Herzog am 30. März 1716 einen vorläufigen Kontrakt vorerwähnten Inhaltes mit Coste ab. Für die Arbeiten wurde ein besonderes Polizei- und Prozeßreglement, sowie eine Verordnung für zivile und kirchliche Angelegenheiten zur Erhaltung gemeiner Ruhe und Ordnung in Aussicht genommen. Coste erhielt laut Bestallungsdekret bis zur Herstellung eines Magazins ein mietfreies Wohnhaus, den Manufakturiers wurde unentgeltlich das Bürgerrecht und bis zur Erwerbung eines Hauses für Jeden ein Zuschuß zur Miete zugestanden. In einem besonderen Dekrete wurde Coste zum wirklichen Rate und zum Direktor der Kommerzien und der französischen Kolonie mit einem damals hohen Jahresgehalt von 1000 Thalern bestellt, die Besoldung aber bis zur Herstellung eines Magazines innebehalten. Seine Vereidigung fand am 31. Juni 1716 statt.

Während Coste an dem Engagement geeigneter Kräfte arbeitete, auch zahlreiche Bewerbungen aus allen Teilen Deutschlands einliefen, erschien es an der Zeit, in Weimar einmal Umschau zu halten, wo denn die Kolonisten ein wenn auch vorläufiges Unter-

Digitized by Google

kommen finden könnten. Bei der damaligen Ausdehnung Weimars war dies eine schwierige Frage. Die Häuser innerhalb der Stadtmauern, eines Vierecks, vom heutigen Graben bis zur Schillerstraße, vom Karlsplatz bis an das Schloß, boten für neue gewerbliche Anlagen keinen Raum, und die Vorstädte, namentlich die Jakobsvorstadt, hatten zum Teil so armselige Häuser, daß sie dem Zweck für größere industrielle Anlagen nicht dienen konnten. Außerdem hatte der Hof für seine Gäste und für das Militär zahlreiche Räumlichkeiten sich vorbehalten. Auch das damals blühende Beamtenwesen hatte die Wohnungen der Innenstadt vielseitig in Anspruch genommen, so klein und bescheiden sie auch zu sein pflegten. Zudem kam, daß der überwiegende Teil der Handwerker auf den Ackerbau angewiesen war, der die Hintergebäude und Scheunen beanspruchte, und so fanden amtliche Ermittler, daß im ganzen 67 notdürftige Logis vorhanden waren, von denen aber für die Kolonisten nur die Hälfte in Frage kommen konnte, denn im günstigsten Falle bestand ein Logis aus Stube und Kammer, vielfach fehlten Küchen und Kellergelaß. Für die Branche der Feuerarbeiter gab es überhaupt kein Unterkommen, wenn man nicht einen wackligen Befestigungsturm der Stadtmauer zu dem Zwecke etwas aufmunterte. Wegen Raummangels mußte man vorläufig an das nahe Oberweimar denken, das bei näherer Besichtigung wenig Geeignetes bot. Um so mehr hoffte man, daß die Kolonisten sofort zu Neubauten schreiten würden, zumal für diese außerordentlich günstige Vorbedingungen gegeben waren.

Unter diesen Verhältnissen langten allmählich die Kolonisten in dem damals stillen Weimar an, das Herder 60 Jahre später noch ein Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt nennen konnte. Der lebhafte Franzose fand von vornherein durchaus keine Sympathien, die fremde Sprache erschwerte das gegenseitige Verständnis, die Grundverschiedenheit der Lebensauffassung und der Gewohnheiten schlossen jede Annäherung aus. In verstärktem Maße machte sich dies beim Gewerbestande geltend, der mit begreiflichem Neide auf die unerhörten Vergünstigungen zurückkam, die dem unverdienten Fremdling gewährt waren. Natürlich spielte in erster Reihe die Steuerfreiheit eine Hauptrolle, da Weimar sich außerordentlich erfindungsreich in der Belastungsart der Einwohner noch von den trüben Zeiten des 30jährigen Krieges her ge-

Digitized by Google

zeigt hatte. Und schließlich war auch nicht alle Kollision mit dem heimischen Handwerke ausgeschlossen, da sich die Interessen dieser und die der Kolonisten mehrfach berührten und den Konkurrenzneid mehr, als gut war, entfachten.

Inzwischen hatte der Herzog eine aus Hof- und Staatsbeamten bestehende Kommission[1]) eingesetzt, die mit Coste in verschiedenen Konferenzen alles Geschäftliche und namentlich die weiteren Organisationsfragen der Kolonie beriet. Als Hauptresultat stellte sich ein Druck mit 35 Paragraphen dar, die unter dem Titel „Déclaration des Priviléges accordés par son Altesse Serenissme Monseigneur le duc de Saxe Weimar à la colonie française. qui veut s'établir dans ses états" in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus Verbreitung fand. Stimmte diese erneute Deklaration in den wesentlichsten Punkten mit den bereits erwähnten Zugeständnissen überein, so fand man in ihr nunmehr alle Details der kolonialen Organisation, die namentlich im Auslande großes Interesse erregen und anziehen mußte, zumal sie ein verlockendes Bild der großen Vorteile für die Niederlassung darbot. Diese „deutliche Erklärung" erschien auch 1717 in deutscher Sprache, als die Reihen der Réfugiés sich schon lichteten. Auf Grund dieser Statuten wurde ihnen das freie „Exercitium religionis" in den Weimarischen Landen für alle Zeiten gestattet, was einem vollständigen Bruche mit den bisherigen Gepflogenheiten gleichkam. Keiner der reformierten Priester oder Kirchenbeamten war gehalten, bei Gerichten als Zeuge vernommen zu werden; in Prozessen mit Einheimischen wurde der Beklagte vor sein zuständiges Gericht geladen; doch war im Beschwerdefalle eine Appellation an die eingesetzte Kommission zulässig. Ja, die Reformierten erhielten durch den Herzog eine eigene Kirche und Schule, einen eigenen Kirchhof mit dem Rechte, zu beliebiger Stunde Begräbnisse abhalten zu dürfen, was in Weimar vollends unerhört war, da ja nur den höheren Ständen Abendbegräbnisse gestattet waren. Bei Mischehen erfolgte der Trauakt in der Kirche des Bräutigams und die ehelichen Nachkommen folgten dem Bekenntnisse des Vaters. Die Aufnahme der Réfugiés in die be-

[1]) Zu ihr gehörte Präsident Hoffmann, der Oberhofmarschall von Greiff und Hofkammerrat Alberti.

Digitized by Google

stehenden Innungen mußte unentgeltlich erfolgen; über die gewerblichen Differenzen hatte eine noch zu errichtende Kommerzienkammer zu entscheiden. Jeder konnte nach Belieben die neue Heimat aufgeben, wenn er seinen Verbindlichkeiten nachgekommen und dem Staate von jedem tausend des erworbenen Vermögens 50 Kaisergulden entrichtet hatte. Man sieht hieraus, mit welchen Hoffnungen die Kolonie inszeniert wurde, was um so weniger befremden konnte, als Coste kaum im Beginn seiner Thätigkeit die schöne Verheißung aussprach: „In 18 Monaten wird die Weimarische Kolonie zahlreicher als die von Magdeburg und Halle sein, vorausgesetzt", fügte er vorsichtiger Weise hinzu, „wenn Logis und Geld das Unternehmen in hinreichender Weise unterstützen". Allein Costes Hoffnungen erfüllten sich nach keiner Seite. Es fehlte an Beidem, und bald fand auch der Herzog die Schwierigkeiten fast unüberwindlich, die sich dem Bau des Warenhauses entgegenstellten, das man an dem Schweinsmarkte, dem heutigen Karlsplatz, wo damals noch zwei Reihen Scheunen standen, erbauen wollte. Auch dieses war im großen Stile gedacht, da es, entgegen dem Weimarischen Brauche, drei Stockwerke erhalten und von dem bekannten Baumeister Richter ausgeführt werden sollte. Bald stellte aber auch der Geschäftsbetrieb heraus, daß Coste nicht die verheißenen materiellen Mittel besaß, da er zum Leben Besoldungsvorschüsse bedurfte, die man wohl bewilligen mußte, um nicht sofort das Unternehmen in Frage stellen zu müssen. Da aber ein Warenmagazin nach Ansicht Costes die Seele des ganzen Unternehmens blieb, erlangte er wenigstens die Zustimmung der Kommission, daß er einen Vorschuß von 1000 Thalern, die in 10 Jahren zu amortisiren waren, erhielt, mit denen er ein Haus in der Breitengasse erwarb, um es allmählich umzubauen und für den kolonialen Betrieb zweckentsprechend einzurichten. Indes scheint das Warenhaus, dessen Ausbau nie erfolgte, doch nicht zu der erwünschten Bedeutung gekommen zu sein, während dem Herzog nichts andres übrig blieb, als persönlich für die Bedürfnisse der Kolonisten einzutreten und vorläufig auch die Steuerkasse des Landes hierfür in Anspruch zu nehmen, um wenigstens die Ankommenden mit Mietsgeldern und Vorschüssen zum Geschäftsbetriebe fest zu halten. Je nach der Bedeutung und voraussichtlichen Leistungsfähigkeit des Einzelnen gewährte man einen jährlichen Mietszuschuß von

Digitized by Google

12 Gulden bis zu 60 Thalern, während man für den Geschäftsbetrieb Rohmaterialien und Geld-Summen vorschoß, die sich bei Einzelnen bis 750 Thaler beliefen. Denn mehr und mehr hatte es sich gezeigt, daß auch nicht einer der Kolonisten im Besitze eines wenn auch nur bescheidenen Betriebskapitals war, dagegen oft eine reiche Schar von Kindern sein Eigen nennen konnte. Wieder Andern, die sich die Weimarischen Verhältnisse nur ansahen, gewährte man Mittel zur Rückreise nach Halle oder Berlin, woher fast alle stammten. Es war ein beständiges Kommen und Gehen, unter dem Vorgeben, die Werkzeuge und die sonstigen Habseligkeiten nach Weimar überzuführen. Zur vorläufigen Unterbringung nahm die Kommission selbst Gasthöfe in Anspruch; ein Luxus, den man sich bei der Billigkeit dieser wohl erlauben konnte, da man im „Elephanten" für eine aus sechs Köpfen bestehende Messerschmidt-Familie für Logis mit Betten wöchentlich nur $10\frac{1}{2}$ Groschen bezahlte. Ueber die Güte des Unterkommens fehlen die Nachrichten; französische Betten wird es damals nicht gegeben haben.

So hatten Coste und die Kommission vollauf zu thun, die mündlichen und schriftlichen Anerbieten zu prüfen, die oft der seltsamsten Art waren, da sie sich auf den Abzahlungsmodus für Vorschüsse, auf Bestellung von Hypotheken in Berlin und oft auf enorme Ansprüche von Vergünstigungen bezogen. So forderte ein Fabrikant[1]) für Wollen und Seidenstoffe, daß nach seiner Niederlassung niemand im ganzen Herzogtum Weimar ausländische Wollstoffe tragen dürfe, wobei er von der Kommission auch den amtlichen Nachweis des jährlichen Bedarfs innerhalb des ganzen Landes, sowie die Deckung des gesamten Ausfalls forderte, der möglicherweise durch den Verkauf seines Berliner Anwesens sich ergeben könnte.

Ehe wir die Entwickelung des Ganzen weiter verfolgen, bedarf es zunächst wohl eines kurzen Ueberblickes der nach wenig Monaten

[1]) Joseph Ancillon, dem solche Zugeständnisse schon 1714 in Berlin gemacht waren. — Auch Heinrich Schlatter, Gold- und Silberarbeiter, stellte ähnliche Bedingungen, beanspruchte ein eigen Heim für seine Arbeiter, Lieferung von Holz und Kohlen für „raisonnable Preise", Material zu groben Zeug, daraus Silber gezogen werden kann, forderte Nachweise über den jährlichen Verbrauch der Gold- und Silber-Gallonen, das Verbot, Gallonen von auswärts zu beziehen, und Accisefreiheit.

Digitized by Google

heimisch gewordenen Geschäftsbranchen. Neben der hauptsächlich vertretenen Seiden und Wollwarenmanufaktur war eine Gerberei für Handschuhleder, die Fabrikation seidner Strümpfe, die Hutmacherei, die Wollkämmerei und Spinnerei eingeführt. Vielversprechend war die Verfertigung eiserner Webstühle[1]), die die Refugiées an Stelle der hölzernen in ganz Preußen eingeführt hatten. In Sicht standen Fabrikanten des Etamin und des Kalamank[2]), Feinbäcker, Salzpfannenverfertiger, und selbst der Kolonialbrauer fehlte nicht, der aber nicht zu eigner Thätigkeit gelangte, sondern bei der Accise Beschäftigung fand. Dagegen unterblieb die Begründung einer Goldtressenfabrik[3]) in Mangel eines eignen Hauses, dem schon 1714 in Berlin ein Privileg mit enormen Vergünstigungen zugesichert war. Zeitweise wurde auch die Goldschmiedekunst, die Lederfärberei, die Handschuhfabrik betrieben, während der Tapezierer und der Perruquier in Weimar überflüssig erschienen und wegen Mangel an Beschäftigung abgewiesen wurden. Die Messerschmiede, die keine geeigneten Räume für ihre Feuerarbeiten fanden, wurden wohl auch deshalb nicht angenommen, weil sie aus Thüringen selbst, namentlich aus Ohrdruff und Schmalkalden stammten[4]). Auch Drechsler, Tischler, Tabaksbauer[5]) und Gärtner waren angemeldet, von denen letztere zum Ankauf von Areal nach dem nahen Schöndorf, einer im Wiederaufbau begriffenen Wüstungsgemeinde, gewiesen wurden. Gärtner aus Zerbst und Magdeburg wurden als überflüssig abgewiesen, die nachweislich unendlich viel für die Verschönerung Hildburghausens gethan hatten. Selbst eine Acquisition in schöngeistiger Beziehung stand für Weimar in Aus-

---

[1]) Die Gebrüder Allut nahmen für ihren Vater die Erfindung eiserner Webstühle in Anspruch, während (nach Humann) der Magdeburger Hugenott Labry als erster Verfertiger dieser gilt.

[2]) Franz. Calaminque, gleich dem heutigen Fabrikate Lasting.

[3]) S. 120 Anm. 1.

[4]) Die Namen Ramm, Dengler, Merkel und Erhard sprechen für deutsche Abkunft. In Ilmenau hatten sich nach und nach 13 Personen festgesetzt. Man baute dort eine Schleifmühle, lieferte viele Messerarten, das Dutzend bis zu 5 Thaler, Lichtputzen, Scheeren aller Art, Gabeln, Schustergeräte. Die Rohmaterialien, Horn, Elfenbein ꝛc. bezog Coste aus Amsterdam, befaßte sich aber ungern mit dem Vertrieb der Waren.

[5]) Unter ihnen Montpassant, Sohn des Strumpffabrikanten, „qui sçait faire du tabak noir, façon de tabak de Brésil“.

Digitized by Google

ſicht, da ſich ein Drucker und Verleger[1]) für eine franzöſiſche Zeitung und Lektüre überhaupt gemeldet hatte. Auch Kunſthändler und Medailleure wollten ſich niederlaſſen. Man ſieht, Weimar hätte nach allen Seiten hin einen lebhaften Aufſchwung nehmen können, wenn die Organiſation die nötigen Mittel geſchaffen[2]) und die Vertriebswege in richtiger Weiſe angebahnt hätte. Zudem war es nicht zu unterſchätzen, daß das heimiſche Gewerbe im bürgerlichen Frieden weiter leben konnte, weil im Ganzen ihrer Beſchäftigung keine nennenswerte Konkurrenz durch die Richtung der Kolonie erwuchs. Trotzdem glaubten ſich einzelne Zünfte beeinträchtigt, wie die Schneiderinnung die in die Wohnung eines Koloniſten[3]) einfiel und ſeine Erzeugniſſe gewaltſam wegnahm.

Die weitere Entwickelung bahnte ſich deshalb nicht an, weil man bei der feſtgeſetzten Zahl ſtehen bleiben mußte, da die Mittel kaum für dieſe hinreichten, und ohnehin mit knappen Vorſchüſſen gearbeitet wurde, die Coſte der Kommiſſion völlig abzuringen hatte. Weſentliches trug auch der Mangel an geeigneter Unterkunft der Geſchäfte und die Mittelloſigkeit der Réfugiés bei, von denen auch nicht einer zu dem Neubau eines, wenn auch kleinen Hauſes ſchreiten konnte.

Niemand mehr, als der geſchäfts- und federgewandte Coſte ſah voraus, daß die Kolonie ſich nicht lange halten werde. Wenn man ihm auch bald den allerdings treffenden Vorwurf machte, daß er im Grunde nichts als „Bettler" aus Berlin und Halle herbeigezogen hätte, ſo beſeitigte am allerwenigſten die Kommiſſion die Folgen dieſes Engagements; reiche Réfugiés gab es in Deutſchland überhaupt nur vereinzelt, und ihre Kolonien bedurften ſtets reichlicher Unterſtützung, die freilich Weimar auf die Dauer weder bieten mochte noch konnte. So wies man als letztes Mittel Coſtes deſſen fein ausgearbeiteten Plan zur Begründung einer Handelskompagnie zurück, die ein Magazin in Leipzig begründen und den Schwerpunkt des Geſchäfts mit dieſem zugleich dahin verlegen müſſe. Unſtreitig eilte Coſtes Projekt ſeiner Zeit

[1]) R. Chevallier aus Utrecht.

[2]) Coſte verlangte für jede Familie, die ſich niederließ, 60 Thaler jährlich Zuſchuß. Schon, nachdem 20 aufgenommen waren, wollte er 20—25 Familien aus Mangel an Mitteln abgewieſen haben.

[3]) z. B. in die der Koloniſten Brau dit Greinrein aus Neufchatelle.

Digitized by Google

weit voraus; am wenigsten war die Kommission mit ihrem geringen merkantilen Talent und kleinen Mitteln in der Lage, Costes Projekt zu unterstützen, da er die Gewinnanteile des Geschäfts nach der Höhe der Einzahlungen bemessen wissen wollte. Weimars Bewohner waren aber im Ganzen viel zu unbemittelt, als daß von ihnen eine Unterstützung des Unternehmens zu erwarten stand, und der Herzog, der sich nach Costes Absicht um des guten Beispiels willen an die Spitze des Unternehmens durch namhafte Zeichnung stellen sollte, trug nach den bisher gemachten Erfahrungen Bedenken, auf dieses Projekt einzugehen. Damit war zugleich das Schicksal der Kolonie besiegelt.

In der äußern Organisation war trotz alledem die Kolonie bedeutend vorgeschritten, da der Herzog ihr selbst eine Kirche und Schule im Waisenhause eingerichtet hatte. Nur ihre festliche Einweihung durch Anstellung eines besondern Geistlichen verweigerte er, da die Zahl der Reformierten sich schon herabgemindert hatte. Vielmehr wurde die Seelsorge dem reformierten Geistlichen der Herzogin Witwe übertragen, ein Moment, das den Rückgang der Kolonie nur beschleunigen konnte, da der Glaubenseifer der Réfugiés noch intensiver als der heimischen Protestanten war. Neben einem Sprachmeister[1]), der zugleich in der nun eingerichteten Schule Unterricht erteilte, auch in Mangel eines Geistlichen, der den kleinen Gottesdienst abhielt, wirkte auch ein Kantor als Lehrer, und für die technische Leitung der Kolonie fehlte es nicht an geeigneten Kräften, da ein Subdirektor[2]), ein Kolonial-Kommissar, ein Richter und Rechnungsrevisor neben Coste thätig waren, ein Organismus, der freilich für größere Verhältnisse berechnet war und unverhältnismäßige Opfer forderte.

Ueber die geschäftlichen Erfolge der Kolonie liegen nur wenig Nachrichten vor, da die rechnerischen Nachweise nicht auf uns gekommen sind. Daher können wir uns auch von ihren Erzeugnissen nur eine unvollkommene Vorstellung machen, zumal sie sämtlich unserm Auge entrückt sind. Nur die Probe eines feinen Seidengewebes, das damals zu Damentaschentüchern verwandt wurde, ist uns erhalten geblieben und muß noch heute als eine

[1]) Er hieß Raison.

[2]) Dufour, der Kommissar war Milié de la Fleur, Revisor war Ramskopff, ein Pfälzer.

Digitized by Google

ganz vorzügliche Leistung Briens gelten, der mit Hinterlassung seiner gesamten Maschinen aus Weimar entfloh. Das feine Gewebe besteht aus hartgesottener Seide, die mit 6 Thaler pro Pfund gekauft wurde, während mit 6 Thalern nach vollendeter Arbeit 10 Thaler gelöst wurden. Das Geschäft Briens ist zugleich das Einzige, in dessen Werkstatt wir einen tieferen Blick thun und zugleich feststellen können, wie erwartungsreich sich das Leben der Kolonisten gestaltet haben mußte, da Brieu nicht allein 4 Webstühle mit verschiedenen andern Maschinen [1]), die er aus Holland mitgebracht hatte, nur mit einem Gesellen betrieb, sondern auch für Fabrikate eingerichtet war, für die in Weimar kein Markt war.

Hauptsächlich beschleunigten den Niedergang des ganzen Unternehmens die großen Versprechungen Costes, die er hinsichtlich des Absatzes den Arbeitern gemacht hatte, deren Unzufriedenheit sich in hohem Maße fühlbar machte. Da auch der oft teure Bezug des Rohmaterials die Preise steigerte und der Vertrieb in Mangel eines Warenhauses ein minimaler war, auch Coste selbst wegen der Erhöhung seiner Tantieme [2]) auf hohe Preise hielt, fanden sich die Arbeiter hart bedrängt und verschwanden mit Hinterlassung unfertiger Arbeiten, die die Kommission selbst beenden lassen mußte. Viele Schuld war auch dem Mangel eines Seelsorgers und der verkümmerten Religionsfreiheit beizumessen, zumal die protestantische Kirche selbst an äußerlichen Dingen [3]) des reformierten Gottesdienstes Anstoß nahm und ihr Maß und Ziel zu geben bestrebt war. In kleinlicher Weise wurde der Réfugié im bürgerlichen Leben nur als Almosenempfänger behandelt, dem es nicht wohl anstehe, Thee zu trinken und Tabak zu rauchen. Der Einheimische war der unfehlbare Sittenwächter des Fremdlings, dessen kümmerliche Verhältnisse der kleinstädtischen Bevölkerung reichen Stoff zur Beurteilung boten.

---

[1]) In der Werkstatt der im August 1717 Entwichenen fand man 5 Spulräder, 1 Seidenmühle, 1 Scheermühle, 1 Apprettierstuhl, 4 Paar Seidenwindeln, 150 Spulen mit wenig Seide, 6 Navetten oder Schiffchen, zwei kleine Tours mit eisernen Spindeln, auf einem Webstuhl noch 17 Ellen Fabrikat, 1 Instrument zur Fertigung seidenen Flors, der aber nicht fabriziert wurde.

[2]) Coste bezog vom Thaler verkaufter Waren 2 Groschen.

[3]) Z. B., daß Raison in einem Rock mit vollen Aufschlägen in der Kirche vorgelesen hatte. Man zwang ihn, dies nur in schwarzer Kleidung zu thun.

Digitized by Google

Ueber die Aufwände in der Kolonie kann man sich annähernd ein richtiges Bild machen, wenn die späteren Forderungen Coste's berücksichtigt werden, die er in seinen Auseinandersetzungen mit der Regierung stellte. Da er angab, daß er mehr als 5000 Thaler auf die Kolonie und auf seinen persönlichen Unterhalt im geschäftlichen Leben aufgewendet habe, und der Herzog mit dem Lande für die Dauer 1¼ Jahres 4000 Thaler zugebüßt hatte, so waren diese Opfer für eine Idee, die in der Praxis nicht die geringste Bedeutung gewonnen hatte, hoch genug, namentlich für ein Land, dem überflüssige Mittel nicht zu Gebote standen. Eben deshalb hielt es der Herzog auch für angemessen, den Plan aufzugeben. Trotz zahlreicher Bewerbungen, die auswärtige Kolonisten für ihre Niederlassung einreichten, und die namentlich ein Genfer Professor Calandrin zu fördern suchte, schnitt der Herzog den ohnehin schwachen Lebensfaden der Kolonien ab, indem er am 23. August 1717 die Entsetzung Coste's verfügte. Eine Kommission überraschte ihn in seiner Wohnung, forderte ihm alle Decrete und Geschäftspapiere unter dem nötigen Nachdruck militärischer Hilfe und unter dem Hinzufügen ab, daß seine Entsetzung deshalb beschlossen worden sei, weil er „Prästanda nicht prästiret". Der von ihm geforderte Ausgleich seiner Forderungen und die gegenseitigen Erörterungen über Schuld und Unschuld an dem Mißlingen des Planes, hielten ihn noch für einige Zeit in Weimar fest, wo es ihm unverwehrt blieb, eine private Thätigkeit zu entfalten, auf die er aber verzichtete. Nach Coste's Entsetzung lichtete sich die Reihe der Kolonisten mehr und mehr, eine ihrer letzten Petitionen, die auf Bestellung eines Geistlichen gerichtet war, wurde nur noch von 12 Personen unterzeichnet. Da trat nun nochmals der Tanzmeister Marschall in den Vordergrund. Er machte dem Herzog das briefliche Anerbieten, nunmehr wirklich einen Kapitalisten zu beschaffen, der den Bau in der Frauenvorstadt unternehmen und 30 sich selbst erhaltende Familien gewinnen wolle. Aber der Herzog ging begreiflicher Weise auf diesen Plan nicht ein.

Den Bestimmungen gemäß waren in der Kolonie nicht mehr als 20 Familien zugleich thätig gewesen. Nach Costes sorgfältigen Aufzeichnungen, denen nur die Angaben über ihre Herkunft fehlen, weil sie ja direkt von Halle oder Berlin übergesiedelt waren, ge-

Digitized by Google

hörten zu den Begründern: Andrée Brieu, (manufacturier en soye), Francois Imbert, (manuf. en layne), Paul Rignol, (blancher), Jean Blignant, (brasseur), Esaye Musnier, (marchand), Guillaume Seranne, (blancher), Pierre Labry, (manuf. de bas), Jean Didier, (chapelier), Jacques Jannelot, (cardeur et filleur de laine), Pierre Bouſſaint, (cardeur de laine), Anthoine Ferriere, (manuf. en bonets et bas de soye), ... Coliveau, (.....), Francois Louis Broſſin, (Chantre et Lecteur), ... Gignon (faiseur d'Eguilles), Isaac Aubert et Nikolas Changuion, (manuf. d'Etamine), Jacques Allut, (feseur de metiers et habille pour faire toute sorte de machines pour les manufacturiers), Guillaume Allut, 'fils du Manufacturier'. Später wurden noch einige andere genannt. Von allen hatte ſich nur Einer (Brieu) mit einer Proteſtantin verheiratet.

Ueber die Kopfzahl der Kolonie liegen ebenfalls Nachrichten nicht vor. Es finden ſich nur vereinzelte Angaben über die Kinder und Gehilfen der Familien. Eine dauernde Einwirkung auf die Verhältniſſe Weimars hat die Kolonie auch in kirchlicher Beziehung [1]) nicht gehabt, da die ſpätere reformierte Gemeinde in keinerlei Zuſammenhang mit der älteſten reformierten Kirche ſteht. Ihre, wenn auch angefochtene Exiſtenz beruhte aber fortan auf dem Privileg von 1716. Man kann annehmen, daß die urſprüngliche Kolonie aus etwa 100 Köpfen beſtand, die das kleine Weimar lebhaft beſchäftigte und in Aufregung brachte. Wenn damals die Bevölkerung in der Lage geweſen wäre, ihre Stimmung durch die

[1]) 1737 war Hafeditz reform. Prediger, nach ihm Joh. Ruppelius. 1738 wollte der Herzog Ernſt Auguſt das freie Exercitium Religionis nicht zu geſtehen; er geſtattete noch die Abhaltung eines Gottesdienſtes in aller Stille, aber nicht im Wittumspalais, ſondern in einem Privathauſe. 1739 ſuchte der reform. Prediger Tholozan nach, des Jahres 2—3 Mal das Abendmahl feiern und einen Reformierten aus der Nachbarſchaft dazu berufen zu dürfen. Unter der Herzogin Amalie und Carl Auguſt wurde für die Gemeinde ein Prediger aus Kleinſchmalkalden zur Abhaltung des Gottesdienſtes kommiſſariſch verwandt (Armack und ſpäter deſſen Sohn). Damals hielt man den Gottesdienſt im Jägerhauſe, ſpäter 1784 im Gymnaſium, doch wurde dies wegen Nähe der proteſt. Kirche geändert. Carl Auguſt gewährte 1799 dem auswärtigen Geiſtlichen zu ſeiner Reiſe eine Entſchädigung, die halbjährlich auf 2 Carolin 1801 für den Geiſtlichen Paulus feſtgeſetzt wurde.

Digitized by Google

Presse zu kennzeichnen, so würden wir ein recht interessantes Bild von den damaligen bürgerlichen Kämpfen vorführen können, die sich jetzt nur in unvollkommener Weise in den Akten abspiegeln. Weimar bedurfte noch weitere 50 Jahre seiner Entwickelung, ehe es zu einem, wenn auch sehr dürftigen Wochenblatt sich emporschwang, das der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten fern stand und fern stehen mußte.

Was Coste selbst anlangt, der am 8. September 1718 auf sein Ansuchen ohne eine formelle Auseinandersetzung mit der Regierung entlassen wurde, so war er durchaus nicht bedeutungslos für die damaligen kolonialen Bestrebungen überhaupt. Das bewiesen seine ausschließlich in französischer Sprache geführten Korrespondenzen, die eine gewaltige Arbeitskraft, umsichtige Thätigkeit wie den tiefen Ernst, mit dem er seine geschäftlichen Angelegenheiten behandelte, beanspruchten. Unwiderleglich beweist seine Befähigung auch seine sofortige Verwendung. Nicht minder wird diese durch eine Intercession des Königs von Preußen bestätigt, der am 17. November 1719 für ihn eintrat, damit er während eines Urlaubes seine Rechte in Weimar von Neuem verfechten könne. Zwei Jahr später traf Coste als k. preußischer Hofrat aus Stettin, zu diesem Zweck ebenfalls von einer königlichen Intercession unterstützt, nochmals in Weimar ein. Eine fürstliche Kommission untersuchte die Rechtsbeständigkeit seiner Forderungen und nach längern, höchst unerfreulichen Verhandlungen wurde Coste am 12. September 1721 im „Gnadenwege" mit einer Entschädigung von 400 Thalern abgefunden und ihm sein Eigentum zurückgegeben.

Eine objektive Betrachtung der vorgeführten Bestrebungen führt zu dem Resultate, daß das völlige Mißlingen den beiderseitigen Faktoren zuzuschreiben ist. Ungenügende Vorbereitung des Ganzen, Vorspiegelung falscher Thatsachen, unbegreifliche Leichtgläubigkeit und der verschwindend kleine Nachhalt, den Weimar bei seiner damaligen finanziellen Lage gewähren konnte, führten notwendig zu dem ungünstigen Resultate. Hier war man völlig von dem Wege abgewichen, auf dem anderwärts, wo auch die materiellen Mittel fehlten, Kolonien gegründet und zur Blüte gebracht worden waren. Denn andern Orts, wie in Hildburghausen, befaßte sich der Staat mit der Beschaffung der Betriebsmittel nicht, und das war den Verhältnissen eines Kleinstaates völlig ange-

Digitized by Google

messen. Dort beruhte die Existenz der Kolonisten auf der Wohlthätigkeit der weitesten Kreise in Deutschland, England, Holland und der Schweiz, wo Kollektensammler für das Schicksal der schwer Geprüften zu interessieren suchten, während Weimar die ungünstigsten Wege einschlug. In Hildburghausen gelangte die Kolonie zu solcher Blüte, daß sie selbst dem Hofe und Staate zeitweise mit ihren materiellen Mitteln beisprang, der ihr einen wesentlichen Aufschwung seiner Kultur für Jahrhunderte zu verdanken hatte. Nicht völlig schuldfrei ist endlich auch die wesentliche Erschwerung der Einführung der reformierten Kirche in Weimar, wodurch ein bedeutender Druck auf die Kolonisten ausgeübt und die Entwickelung des Geplanten beeinträchtigt wurde. Wir wollen uns auf die Klarlegung des religiösen Kampfes hier nicht einlassen, der die koloniale Frage zugleich in eine religiös-politische umsetzte. Zugegeben auch, daß der heimische Protestantismus vollauf berechtigt war, an den Grundpfeilern seiner Existenz nach den schweren Schlägen des 30jährigen Krieges nicht von Neuem rütteln zu lassen, immerhin ging er in der Wahl seiner Mittel zu weit, indem er sich selbst gegen landesherrliche Anordnungen auflehnte, die unbedingt bei der Errichtung von Kolonien einen freien, religiösen Standpunkt einnehmen mußten, der auch von anderen deutschen Staaten geteilt wurde. Hier sei nur der scharfe Erlaß des Herzogs (vom 16. Juni 1716) erwähnt, der die Thätigkeit gegen die Kolonie charakterisiert, und in dem gezeigt wird, „daß man überall, selbst auf der Kanzel, die höchsten Anordnungen im voreiligem Eifer ungünstig beurteilt und den Eingewanderten nichts anderes als die Absicht unterzuschieben versuchte, die alten Einwohner zu belästigen, auszusaugen und zu verjagen". Freilich stand Weimar in dieser Beziehung nicht allein: fast überall, wo es sich um die Bildung calvinistischer Kolonien handelte, entbrannte der Kampf, und die Zwiespältigkeit in der Beurteilung der religösen Frage zeigte sich selbst in den Gutachten[1]), die verschiedene juristische Fakultäten deutscher Universitäten abgaben.

[1]) Z. B. der Helmstädter vom 5. Nov. 1717, das sich auf die Hildburghäuser Kolonie bezog, die der Pfarrer Joh. Wolfg. Schmidt aus Eisfeld bekämpfte, ferner das Gutachten der Hallenser aus dem Oktob. 1717, der Altdorfer vom 26. Oktob. 1717. Letzteres erkannte auf Suspension renitenter Geistlicher.

Digitized by Google

Wie man auch das Geplante beurteilen mag, das steht unbestritten fest, daß das Erstrebte seine volle, religiöse und praktische Berechtigung hatte, weshalb auch zahlreiche Gründungen von Kolonien eine tiefgehende Bedeutung für die Entwickelung des gewerblichen und industriellen Lebens in Deutschland gehabt haben. Schon der Umstand, daß dem Deutschen das Sehen und Begreifen fremder Erzeugnisse, ihr Aneignen und Weiterbilden auf heimischem Boden erleichtert, gewissermaßen entgegengetragen wurde, war unter den erschwerten Verkehrsverhältnissen damaliger Zeit nicht zu unterschätzen. Ja, man kann noch weiter gehen, man kann behaupten, daß dem Erscheinen und Wirken der Réfugiés auf deutschem Boden eine bei weitem größere Tragkraft zuzuerkennen ist, als dem Wanderleben junger Gewerbetreibender, das bekanntlich viel später und unter wesentlich günstigeren staatlichen Verhältnissen einsetzte. Und darum möchte ich auch am Schluß dieser historischen Betrachtungen auf die damaligen Bestrebungen das Goethe'sche Wort anwenden: „Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch nicht recht verstehen, sie vollkommen zu nützen."

Digitized by Google

Miscellen.

Von Theodor Distel.

I.

Klaus Narrs Historien.

Klaus Narrs Historien sind für die Kulturgeschichte bei weitem nicht genug benutzt worden. Das Betragen, selbst fürstlicher Frauen, zu Luthers Zeit ist unerhört. Zu Flögels „Geschichte der Hofnarren" (1789), S. 285 eine Ausgabe der hierher gehörigen Anekdoten aus dem Jahre 1618 nachtragend, verweise ich nur auf S. 100 (Clauß liebet eine hohe, mächtige Frawen Person), S. 108 (Clauß will keinem Mutterpferde pfeiffen) und S. 113 (Eine Frauw thut gerne, was Clauß will) der Ausgabe vom Jahre 1602. Unter fünf Herrschern diente der Narr. Welche Herrin er meint, kann ich mir nur denken. Sollte er selbst gefabelt haben, so genügt für uns die Möglichkeit seines Beginnens.

II.

Aus Müllners „Umgang mit Menschen".

Ein Original-Theaterzettel der Weißenfelser (Müllnerschen) Privatbühne liegt mir vor[1]). Der einst in den Himmel gehobene Dichter der „Schuld" u. a., jetzt bei der Menge wohl nur in einem geflügelten Worte („erklärt mir Derindur diesen Zwiespalt der Natur" — Schuld II. 5) fortlebende „Advokat in Weißenfels", der übrigens nicht gerade als höflich bekannt ist[2]), hatte das frühere

[1]) M. öffentl. Bibl. zu Dresden: Briefe an C. A. Böttiger, Bd. 137, zw. Nrr. 33/34.

[2]) Gegen Damen wahrte er nicht einmal den Anstand. So schreibt er unterm 25. November 1820 an die Hendel-Schütz: „... so bin ich überzeugt, daß mein Kopf präzis um 12 Uhr MN. durch den mütterlichen Meridian gegangen, oder besser: in den Horizont eingetreten ist; denn zum Meridian ist das Ding zu breit ...." (man vergl. das Facsimile bei Schütz, Müllners Leben, Charakter und Geist — 1830 —).

Digitized by Google

Gesellschaftstheater in seinem Wohnorte wieder ins Leben gerufen und im Februar 1810 u. a. mit Goethes „Mitschuldigen", in welchem Stücke er den Wirt spielte, eröffnet. Jener Theaterzettel bezieht sich auf den 5. April 1818 und führt u. a. auch das M.'sche einaktige Lustspiel „Die Onkeley" (nach une heure du mariage) — ohne Angabe des Verfassers — auf, in welchem der Dichter den Hauptmann von Hold gab. In einem dieser noch bühnenmöglichen Bearbeitung vorausgegangenen Schauspiel-Einakter („Pflicht um Pflicht" von Wolff) erscheint M. als Darsteller des Hassan. In der unten am Zettel angefügten Anmerkung stehen folgende, auch über Weißenfels hinaus und in anderen Beziehungen zu beherzigenden Worte:

„Herren, welche Sitze einnehmen, so lange noch eine einzige Dame stehen muß, werden künftig vom Zutritte **namentlich** ausgeschlossen."

III.

„Grumbach", ein Hund des Kurfürsten August zu Sachsen.

Als Kurfürst August zu Sachsen an Wilhelm von Grumbach die Acht vollstreckt hatte (18. April 1567), besuchte er einmal das Konvikt zu Wittenberg. Hier erfreute er sich an einem Hunde von unheimlicher Dicke und, als er erfuhr, daß der Köter von den Studenten „Grumbach" getauft worden war und auf diesen Namen hörte, erwarb er das Tier und ließ es nach Dresden bringen. (Nach Akten des K. S. Hauptstaatsarchivs.)

IV.

Gose aus Kursachsen und Austern dahin vor über dreihundert Jahren.

In Leipzig hat man vor einigen Jahren ein Gosenjubiläum gefeiert, welches nur auf den „Alten Dessauer" zurückgreifen konnte. Aber schon im Briefwechsel des Kurfürsten August zu Sachsen wird jenes Getränkes gedacht: 1577 (August) sandte derselbe nämlich „ein Fuder" (!) davon an seine Tochter, die Pfalzgräfin Elisabeth, die „nach einem gutten Trunk Gose sonders Verlangen getragen hatte". Wie jener Herrscher (gest. 11. Februar 1586) aber Austern, welche im Sommer von Holstein nach Dresden wochenlang unterwegs gewesen waren, noch gut finden konnte, begreife ich wenigstens nicht.

Digitized by Google

Besprechungen.

Von Mueller, Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschichte des deutschen Volkes. I. Basel, 1897, Friedrich Emil Perthes aus Gotha. (376 S.).

Das Werk soll die deutsche Volksgeschichte darstellen und dabei die eingewurzelten Fehler der Art, welche unser Schicksal so bedeutsam beeinflußt haben, deutlich hervortreten lassen. Der erste Band behandelt auf 376 Seiten die Zeit bis 732 n. Chr.; die späteren Abschnitte sollen, da das Nebeneinander der Wanderzeit wegfällt, kürzer behandelt werden. M. E. kann, wie die Dinge heute liegen, eine deutsche Volksgeschichte nur dann Anspruch auf selbständigen Wert erheben, wenn für die einzelnen Zeiträume die Kulturzustände insgesamt zusammenhängend und erschopfend geschildert werden und sich auf deren Grundlage ein Bild der politischen Entwickelung entrollt. Zu den schonsten Aufgaben eines solchen Buches würde es gehören, aus den Zuständen und Geschehnissen heraus auch die sittlichen Fortschritte — und Rückschritte klarzulegen und zwar sowohl in ihrer Bindung an das Volkstum wie in allgemein-menschlicher Hinsicht. Der Mann, der ein solches Werk schreiben kann, wird einstweilen noch gesucht.

Mir scheint, dem Verfasser der vorliegenden Arbeit sind die Ansprüche, die an ein deutsches Geschichtswerk gestellt werden müssen, auch nicht einmal dämmernd im Bewußtsein aufgestiegen; was er giebt, ist ein Bericht über die äußeren Geschehnisse aus abgeleiteten Quellen mit eingestreuten Betrachtungen über die verhängnisvollen Einflüsse gemeindeutscher Fehler wie Uneinigkeit, Hingebung an das Fremde, Unbestandigkeit u. s. w. Von der wirtschaftlichen Grundlage des Daseins ist kaum die Rede, eine glückselige Arglosigkeit läßt den Verfasser leichten Schrittes über die mannigfachen Abgründe strittiger Fragen hinwegwandeln. Der Maßstab des Urteils ist ganz und gar neuzeitlich. Irgendwelche Kenntnis von wissenschaftlicher Behandlung des deutschen Volksbewußtseins tritt nirgends hervor.

Ich glaube nicht, daß irgend jemandem mit der Arbeit, wie sie vorliegt, gedient sein kann. Der Titel führt übrigens irre und läßt eine tiefergreifende, mehr geschichtsphilosophische Behandlung erwarten. Die volkserzieherische Absicht, die den Verfasser leitet, verdient ja alle Anerkennung, aber die Gedanken, die er ausspricht, sind mit dem Gewicht eines vollständigen Geschichtswerkes

Digitized by Google

ganz unverhältnismäßig belastet. Was er sagen will, ließe sich in einer gemeinverständlichen Broschüre auf engem Raume aussprechen.

Spremberg. Rudolf Goette.

Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde. Mit siebzehn Abbildungen und einer Karte. Straßburg, K. J. Trübner, 1898. (VIII, 362 S.).

Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts ist auch in Deutschland der so lange verborgen gebliebene Sinn für Volkskunde zu Tage getreten, überall sind unter der Leitung sachkundiger, trefflich geschulter Männer Provinzialvereine entstanden. Aufrufe und Fragebogen regten allenthalben zum Sammeln dessen an, was jetzt am Schlusse unseres umschwungreichen Jahrhunderts überhaupt noch an alten Sitten, Bräuchen und Anschauungen erhalten ist, und diesmal sind glücklicherweise diese Weckrufe nicht ungehört und erfolglos verhallt, wie es leider früher schon öfter der Fall war. Dank der rührigen und umfassenden Thätigkeit der Sammler und Bearbeiter ist in diesen wenigen Jahren bereits ein so umfangreiches, vielfach ganz neues Material zusammengekommen und veröffentlicht worden, daß es schon jetzt, wiewohl längst noch nicht alle Arbeit gethan ist, einem der Führer in unserer jungen Wissenschaft, E. H. Meyer in Freiburg i. B., gelungen ist, einen Leitfaden der deutschen Volkskunde zu schreiben, der sich in gleicher Weise durch Reichhaltigkeit des Inhalts wie durch Klarheit der Anordnung und Darstellung auszeichnet. Er soll und wird hoffentlich auch seinerseits dazu beitragen, das Interesse an der Sache in immer weiteren Kreisen zu wecken, das Verständnis dafür zu fordern und zu steter neuer und fleißiger Mitarbeit anzuspornen.

Im einzelnen auf die Vorzüge des Buches einzugehen, dürfte kaum mehr notwendig sein, da es bereits bei der Kritik eine äußerst günstige Aufnahme gefunden hat, die es auch nach unserem Urteil vollauf verdient. Eine Aufzählung der Kapitelüberschriften möge hier über den Inhalt orientieren: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch, der reichhaltigste und interessanteste Abschnitt; V. Die Volkssprache und die Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen. Ein sorgfältiges Register bildet den Schluß. Der Gegenstand der Darstellung ist das „Volk" im engeren Sinne, das Landvolk, der Bauernstand, der ja das „Volkstum" noch am treuesten und festesten bewahrt hat, dessen Leben, Wesen und Treiben, dessen Anschauungen bis jetzt am besten erforscht sind, während für den Handwerker, den Bürger diese Aufgabe im wesentlichen erst noch zu lösen ist. Der fünfte bis siebente Abschnitt konnte naturgemäß nur in großen Grundzügen behandelt werden.

Wir wünschen dem Buche einen recht guten Erfolg, viele Leser und zugleich mit dem Verfasser auch viele Ergänzungen; denn so gut es ist, ist es doch kein abschließendes Werk, sondern vielmehr erst ein Anfang, ein Wegweiser für die Jünger der Volkskunde, der vieles berührt, aber noch viel mehr anregen will. Endlich möchten wir noch darauf hinweisen, daß eine gemessene Auswahl von Anmerkungen und Litteraturangaben den Leser durchaus nicht

Digitized by Google

beläſtigen würde, wie Meyer in der Vorrede ſagt; im Gegenteil, ſie würden vielen, ja wohl den meiſten, eine höchſt willkommene und erwünſchte Beigabe ſein. Denn die gelehrten und bibliographiſchen Hilfsmittel zum Studium der Volkskunde können ja immer nur wenigen gleich zur Verfügung ſtehen.

Breslau. H. Jantzen.

M. May, Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg und in Oſtdeutſchland ſlaviſch oder germaniſch? Frankfurt a. M., 1897, Selbſtverlag. (31 S.).

Zur Begründung ſeiner Anſicht, daß zahlreiche für ſlaviſch ausgegebene oſtelbiſche Ortsnamen in die vorſlaviſche Zeit germaniſcher Anſiedlung zurückreichen, giebt Verfaſſer eine Zuſammenſtellung von ſolchen der Provinz Brandenburg, die er aus ſprachlichen Begriffen der verſchiedenen germaniſchen Dialekte erklärt unter Heranziehung verwandter Namen aus reindeutſchen Gegenden. Die Prüfung ſeiner Gründe wird dem Sprachforſcher überlaſſen werden müſſen, und es iſt im Hinblick auf die heute von den Slaven auch mit der Geographie getriebene Propaganda zu wünſchen, daß ſie günſtig ausfällt.

Magdeburg. G. Liebe.

Otto Schönermark, Die Wüſtungen des Harzgebirges. Rheinbach bei Bonn, 1897, Litterariſches Büreau. (58 S.).

Der Verfaſſer hat mit anerkennenswertem Fleiß eine anſcheinend ziemlich vollſtändige Zuſammenſtellung der Wüſtungen des Harzes geliefert mit Nachweiſen über die Quellen, auf welche die Kunde von den betreffenden Oertlichkeiten zurückgeht. Das Werkchen iſt nicht ohne Wert für die Erforſchung der Vorzeit des Harzes, würde aber weit dankenswerter ſein, wenn die Quellenangaben vollſtändiger wären. Leider führt es bei den Angaben über Ruinen und ehemals beſiedelte Stätten für gewöhnlich nicht auf die letzten Quellen zurück. Einen Begriff von dem reichen geſchichtlichen Leben, namentlich den zahlreichen Burgen im Harz und vielen andern Niederlaſſungen, die die Zeit zerſtört hat, vermag es auch ſo zu geben.

Spremberg. Rudolf Goette.

Schaumkell, Beitrag zur Entſtehungsgeſchichte der Magdeburger Centurien. Ludwigsluſt, Hinſtorff, 1898 (Progr. Nr. 696). (58 S.).

Die vorliegende Arbeit giebt ſich als ein kleiner Teil eines dem Abſchluß nahen großeren Werkes über die Magdeburger Centurien, jener umfaſſenden und großartigen erſten Schopfung proteſtantiſcher Kirchengeſchichtsſchreibung, die um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts in Angriff genommen wurde. Die Schrift enthält nur eine Einleitung zu dem Ganzen und einen Teil des Abſchnitts über die Mitarbeiter. Insbeſondere erfahren wir näheres von den unverdroſſenen Bemühungen des Flacius um Gewinnung von Helfern, von der rührigen Unterſtützung, die er durch den kaiſerlichen Rat Caspar von

Nydbruck erfuhr, von der Verbindung der beiden mit dem Burgunder Hubert Languet und dem Freundespaar Georg Cassander und Cornelius Wouters in Köln. Sodann wird der hervorragende Anteil von Johann Wigand und Matthäus Judex ins rechte Licht gesetzt, wie beide in Magdeburg und Jena die Hauptforderer des Werkes waren, und Wigand es sodann nach Judex' Tode in Wismar dem Abschluß zuführte. Wie auch die vorliegenden kurzen Abschnitte schon erkennen lassen, wird sich das Werk vorwiegend auf archivalischer Forschung aufbauen und läßt somit eine sehr bedeutsame Bereicherung unserer Kenntnis der historischen Methodik im sechzehnten Jahrhundert erwarten.

Spremberg. Rudolf Goette.

F. Ludwig, Untersuchungen über die Reise- und Marschgeschwindigkeit im 12. und 13. Jahrhundert. Berlin, Mittler, 1897. (X, 193 S.).

Eine von der Universität Straßburg gestellte Preisaufgabe ist hier mit einem ungewöhnlichen Maße von Fleiß und Geschick gelöst worden. Die Frage nach der Reiseschnelligkeit des Mittelalters hat neuerdings in steigendem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, meist im Zusammenhang der diplomatischen Kritik, seltener der Kriegs- und Wirtschaftsgeschichte. Wie erschöpfende Resultate eine gründliche Kenntnis nicht nur der Quellen, sondern auch der örtlichen Verhältnisse zeitigen kann, lehrt die schöne Untersuchung Ausfelds über den Königszug von Mainz nach Coblenz 842 (Westd. Zschr. XV), die in vorliegender Arbeit noch nicht aufgeführt werden konnte. Dem Verfasser gebührt das Verdienst, die Frage für einen begrenzten Zeitraum zum ersten Mal mit Heranziehung des gesamten Quellenmaterials gelöst zu haben. Der in Betracht kommende Stoff ist dreifacher Art: die Itinerare der deutschen und französischen Herrscher sowie der Päpste, die vorzugsweise genau nachweisbaren Reisen einzelner Kirchenfürsten und die Kreuzfahrten. Die hieraus sich ergebende Fülle einzelner Nachrichten hat Verfasser durch sehr geschickte statistische Behandlung zur Gewinnung fester Berechnungen nutzbar zu machen gewußt. Darnach ist als gewöhnliche Tagesleistung für Reisen wie für Märsche eine Strecke von 20—30 km anzunehmen. Bei dem sehr interessanten Exkurs über die Schnelligkeit der Verbreitung von Nachrichten wäre noch der Bericht über die 1225 in drei Tagen von Schwelm nach Magdeburg gelangte Kunde von der Ermordung Engelberts von Köln nachzutragen, deren Schnelligkeit der sonst für Eilboten berechneten von 50—60 km entspricht.

Magdeburg. G. Liebe.

Ein Donaueschinger Briefsteller. Lateinische Stilübungen des XII. Jahrhunderts aus der Orléans'schen Schule herausgegeben und erläutert von Alexander Cartellieri. Innsbruck, Wagner, 1898 (XXIII, 75 S., 1 Tafel).

Der hier vortrefflich behandelte Briefsteller, von einer Hand des ausgehenden 13. Jahrhunderts flüchtig und fehlerhaft geschrieben, vielleicht seiner Zeit der Salzburgischen Kanzlei gehörig, verdankt, wie C. überzeugend nach-

Digitized by Google

weiſt, ſeine Entſtehung einer Schule, die, wie Wattenbach ſchon gezeigt hat, in der Nähe von Orléans im Stifte Magdunum beſtand und „in der die Kunſt des Briefſchreibens zur Vorbildung für den Kanzlei- und Verwaltungsdienſt geübt wurde". Die in Frankreich entſtandenen Briefe ſind nun in der Handſchrift den deutſchen Verhältniſſen recht ungeſchickt anzupaſſen geſucht. Die urſprünglichen Briefe entſtammen dem vorletzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts. — Eine Theorie des Briefſtils, wie in andern Briefſtellern, findet ſich in dem vorliegenden nicht. Der Briefſteller iſt von C. nicht vollſtändig herausgegeben; in der Regel nur die Ueberſchrift, die Anfangs- und Schlußworte. Nur charakteriſtiſche Stellen und einige wichtige Briefe ſind mit ihrem vollen Wortlaut abgedruckt.

C. hat ſich beſtrebt, den Briefſteller ſo zu bearbeiten, daß damit zugleich weiteren Forſchungen über die Orléans'ſche Schule ein willkommenes Hilfsmittel geboten werde. Ihn intereſſierte beſonders, daß ſich aus ihm einiges zur Geſchichte Philipps II. Auguſt von Frankreich ergab. „Die hiſtoriſch-wichtigſte Abteilung bilden die Schriftſtücke politiſchen, privat- und verfaſſungsrechtlichen Inhalts, die einen höchſt willkommenen Einblick in die werdende franzöſiſche Monarchie gewähren." Die größte Rolle ſpielen aber in dem Briefſteller die Verhältniſſe der Kirche. Im übrigen beziehen ſich die Briefe auf die verſchiedenartigſten, mehr oder weniger typiſchen, oft lehrhaft-traditionell behandelten Lebensverhältniſſe. Insbeſondere erfahren aber das Leben der Magiſter und Scholaren und die ſittlichen Zuſtände des Klerus im 12. Jahrhundert eine eigenartige Beleuchtung, ſoweit wenigſtens ſolche Stilübungen als Quellen gelten können.

Und dies iſt ein Punkt, über den auch der Bearbeiter mit gutem Urteil ſich ausſpricht. Er betont, daß der Einzelfall, der dem heutigen Forſcher allein weſentlich erſcheint, in der Theorie des Diktators nur als Nutzanwendung für die aufgeſtellte allgemeine Behauptung Wert hat. Daß die Thatſachen ſelbſt erdichtet ſind, iſt damit nicht geſagt. Sie werden nur mit formalem Beiwerk umgeben; es ſind eben Schulaufſätze. Aber dieſe Erkenntnis muß uns doch wieder von einer allzugroßen Schätzung dieſer Litteratur abhalten. Sehr richtig meint C., daß wir „trotz der gewaltig anſchwellenden Litteratur der Urkundenbücher und Chroniken noch herzlich wenig vom Denken und Fühlen unſerer Vorfahren" wiſſen. Ich kann mir ſchmeicheln, dieſe Erforſchung des inneren Lebens vergangener Menſchen, das Freytag zuerſt in klaſſiſcher Weiſe ſich zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung gemacht hat, immer ganz beſonders betont und andere zu ſolchen Arbeiten aufgefordert und ermutigt zu haben. Insbeſondere iſt für meine Arbeit auf dieſem Gebiet die Geſchichte des deutſchen Briefes, die auch C. ſo freundlich iſt zu erwähnen, ein Zeugnis. Gerade Briefe ſind eine vortreffliche Quelle dafür!

Aber — und hier ſcheint ſich meine Auffaſſung von der Cartellieris doch etwas zu unterſcheiden — wirkliche, originale Briefe ſind doch noch etwas anderes, als dieſe Schulprodukte. Völlig zutreffend ſagt Cartellieri, daß ſich in Stilübungen noch nicht der wirkliche Menſch einer Periode erkennen läßt. Er warnt davor, auf die grobe Unſittlichkeit, die ſich in zahlreichen Briefen

mit Behagen breit macht, allzugroßes Gewicht zu legen: es war der Briefsteller nicht bloß praktischer Ratgeber, sondern eine pikante Litteratur von und für Geistliche. Wir haben also nur mittelbare Quellen vor uns, die so viel oder so wenig beweisen, wie z. B. ein poetisches Kunstwerk dieser Zeit. Ganz anders steht es mit den wirklichen Briefen, die natürlich für Thatsachen auch nicht immer die besten Quellen, für die Zeitstimmung aber die allerbesten sind. Cartellieri fordert ein Corpus der lateinischen Privatbriefe und verweist als Beispiel auf mein mit Hilfe der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorbereitetes Unternehmen der Herausgabe der Deutschen Privatbriefe des Mittelalters. Der Unterschied wird aber doch eben der sein, daß in meiner Sammlung es sich mit verschwindenden Ausnahmen nur um wirkliche Briefe handelt, während C. für das angeregte Corpus lateinischer Briefe wesentlich auf die Mustersammlungen zurückgehen will und zurückgehen muß. Aber was für ein Unterschied ist doch z. B. zwischen den herzigen Schreiben der Kurfürstin Anna an ihren Gemahl oder anderen frisch-naiven Frauenbriefen oder einem humoristischen Briefe des Doktor Steinhöwel oder den haarsträubend derben Briefen des Albrecht Achilles — und den lateinischen rhetorischen Mustern! Wieviel größere Wahrheit auf jener Seite! Von allerwesentlichster Bedeutung ist da auch der Gebrauch der Muttersprache; gerade der Ausdruck des Gefühlslebens ist trotz unzweifelhaft konventioneller Elemente, die auch den deutschen Brief jener Zeit beherrschen, in der Muttersprache ein wahrerer, als in fremder Sprache. Im übrigen verkenne ich natürlich den großen Wert auch eines lateinischen Briefcorpus in keiner Weise, zumal ja eben die mittelalterliche Bildung eine internationale ist. Cartellieris Anregung verdient durchaus wärmste Unterstützung.

Am Schlusse ruft Cartellieri die Kulturhistoriker in erster Linie zur Mithilfe auf. Sie sollten auch einmal das Rohmaterial herbeischaffen helfen. Mich wird C. jedenfalls zu den Kulturhistorikern, die die Neuerschließung von Quellen vernachlässigen und leichten Gewinn aus der Mühe anderer ziehen, nicht rechnen. Aber wen von namhaften Leuten sonst? Die ganze Bemerkung ist deplaciert. Ohne Geschmack und Urteil ist aber ein Recensent N. W., der meint, der C.'sche Hieb werde bei den „vorlauten Kulturhistorikern" recht fest sitzen. Wie thöricht und ungerecht!

Georg Steinhausen.

G. Paetel, Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmütigen. Berlin, Paetel, 1897. (253 S.).

Die hohe Bedeutung, die Landgraf Philipp als Kriegsfürst für seine Zeit hatte, mußte eine Untersuchung der militärischen Organisation, der er seine Stellung verdankte, als dankbare Aufgabe erscheinen lassen, zumal bei so gründlicher Ausnutzung reichen archivalischen Materials wie in vorliegender Arbeit. Wenn sie auf den Reiz historischer Darstellung Verzicht leistet, vielmehr nach Art der Schrift v. Schroetters über die brandenburgisch-preußische Heeresverfassung eine sachliche Gruppierung vorzieht, ist der Vorteil für die Uebersichtlichkeit nicht zu verkennen. Lehns- und Landfolge werden kurz be-

Digitized by Google

sprochen, da sie zwar nach P.'s richtiger Bemerkung nicht der defensiven Bedeutung entbehrten, wohl aber jeder Friedensorganisation. Um so eingehender ist das Soldheer behandelt, das Mittel für die weitausgreifenden politischen Pläne des Fürsten. In der Organisation betont P. den feudalen Charakter der Reiterei, da die alte Einteilung nach Gleven zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach fortdauerte; die Verwendung der Einspännigen, die ich noch Ende des 15. Jahrhunderts in den Erfurter Soldverträgen so häufig nachweisen konnte, hat durch ihn keine weitere Ausbildung gefunden. Von großem Werte sind die Ausführungen über das Verfahren des Landgrafen, sich einen bei dem kurzlebigen Charakter der Soldheere doppelt wichtigen Stamm von Offizieren zu erhalten. Die Mehrzahl nämlich stand gegen ein jährliches Dienstgeld in dauernder Bestallung, was ihr Verhältnis über das bloße Söldnertum hinaus in die Stellung der „Diener von Haus aus" hob. Am lehrreichsten sind die Erörterungen über die Kosten, ihre Aufbringung und Verwendung. War dies doch der Punkt, der mit dem Ueberwiegen des Söldnertums stellenweise zu einer Verschiebung der Machtverhältnisse der Staaten nach dem Maße ihrer Geldmittel führte und der vermöge der unerträglichen „Finanzerei" der Offiziere die Zersetzung der ganzen Organisation herbeiführen mußte. Wie Philipp es früh verstand, seine Landstände zum Zahlen gefügig zu machen, so wachte er sorgfältig über den Verbleib der eingegangenen Gelder. Ueber die Kassenverwaltung des Landgrafen wie des schmalkaldischen Bundes, die Ansprüche des Kriegsherrn wie der Söldner hat P. eingehende Untersuchungen angestellt, denen ein reiches, in übersichtlichen Tabellen geordnetes statistisches Material zur Grundlage dient. Den Beschluß macht eine Darstellung der grundlegenden Thätigkeit Philipps für seine Artillerie, des Trainwesens und der Festungsbesatzungen. Die gründliche Arbeit bietet wertvolle Aufschlüsse nicht nur zur Geschichte einer bedeutenden Persönlichkeit, sondern vermöge des typischen Charakters vieler dargestellten Verhältnisse für die militärische Organisation der Zeit überhaupt.

Magdeburg. G. Liebe.

K. Brunner, Der pfälzische Wildfangstreit unter Kurfürst Karl Ludwig (1664—1667). Innsbruck, Wagner, 1896. (X, 68 S.).

Die Ausnutzung eines merkwürdigen Ueberlebsels alter Rechtsgewohnheiten zu Gunsten modernster Staatsraison hat hier eine übersichtliche Darstellung gefunden. Das Regal des Fremdenrechts war von dem deutschen König auf seinen Vikar, den Pfalzgrafen, in den Landen fränkischen Rechts der Art übergegangen, daß diesem gewisse Abgaben seitens der zugezogenen Leibeigenen in seinem Gebiet und den zahlreichen fremden Enklaven zustanden. Bei den verwickelten territorialen Verhältnissen, die ein Kärtchen dankenswert erläutert, hatte das Privileg schon oft zu Differenzen mit den Nachbarn geführt, die zu bewaffnetem Widerstand unter Führung von Mainz sich entwickelten, als nach dem dreißigjährigen Kriege Karl Ludwig energisch seine Ansprüche verfolgte, die er unter französischer und schwedischer Begünstigung im Heilbronner Schiedsspruch durchzusetzen wußte. Die Zähigkeit des

Digitized by Google

Pfalzgrafen wird begreiflich, wenn man die große Zahl der unter das Privileg fallenden Leibeignen in den benachbarten Territorien und damit den finanziellen Ertrag ihrer Abgaben berücksichtigt. Als eine der zahlreichen Maßregeln, die der umsichtige Fürst zur Hebung seines schwer geschädigten Landes traf, will auch diese Behauptung eines veralteten Rechtes betrachtet sein.

Magdeburg. G. Liebe.

W. Bruchmüller, Der Kobaltbergbau und die Blaufarbenwerke in Sachsen bis zum Jahre 1653. Crossen, Zeidler, 1897. (78 S.).

Die Darstellung der wechselnden Nutzungsverhältnisse des Schneeberger Kobaltbergbaus nach archivalischem Material liefert einen Beitrag zur Kenntnis eines wichtigen Zweiges sächsischer Volkswirtschaft. Der Absatz der genannten Produkte fand im 16. Jahrhundert vorzugsweise an Nürnberger und Holländische Abnehmer statt, bis 1609 der gesamte Betrieb in fiskalische Verwaltung überging. Die zuerst günstige Einwirkung dieser Aenderung wurde durch den großen Krieg und die Kipper- und Wipperzeit wieder hinfällig gemacht; erst um die Mitte des Jahrhunderts schuf das an drei private Blaufarbenwerke, neben einem fiskalischen, betreffs der Kobaltverarbeitung erteilte Privileg eine Organisation, die im wesentlichen bis auf die Neuzeit gedauert hat.

Magdeburg. G. Liebe.

Pierre Bayle und die „Nouvelles de la république des lettres" (erste populärwissenschaftliche Zeitschrift) 1684—1687. Von Louis P. Betz. Zürich, Müller, 1896. (XVI und 132 S.).

Bayles Bedeutung für die Entwickelung des Geisteslebens und der modernen Weltanschauung beruht vor allem auf seinem großen Wörterbuche, das seiner Zeit eines der vielgelesensten und vielbegehrtesten Bücher war; Friedrich der Große konnte es auswendig, Wieland und Lessing haben aus ihm Grundlinien ihrer Bildung empfangen, der junge Goethe schon als Knabe sich in seinem großen Labyrinth zurechtfinden gelernt. Wenn sich für die neuere Zeit Bayles Name wesentlich mit diesem Werke verknüpft, so entspricht das durchaus der historischen Bedeutung desselben. Der Verfasser des vorliegenden Buches führt uns noch ein andres, älteres Werk Bayles, die Nouvelles, nach Entstehung, Erfolg und Wirkung, Inhalt und Methode vor Augen, das seiner Zeit ebenfalls sich einer ungeheuren Verbreitung in allen gebildeten Kreisen erfreute. Kulturgeschichtlich sind diese kleinen Bändchen besonders interessant, weil sie den ersten Versuch einer populärwissenschaftlichen Monatsschrift darstellen, die allerdings noch bei weitem nicht die Vielseitigkeit ihrer moderneren Nachfolger aufweist und zudem von einem einzigen Manne ganz allein geschrieben wurde. Was den Inhalt des Journals anlangt, so fällt zunächst die Abwesenheit alles Poetischen und Aesthetischen auf: für Bayles skeptische Verstandesbildung war Poesie und Kunst ein fremdes Gebiet, das der Beachtung ernster Männer eigentlich nicht würdig sei. Vorherrschend sind

Digitized by Google

philosophische und theologische Fragen; die Litteratur über sie wird bis ins Einzelnste besprochen. In den Nouvelles kämpfte Leibniz mit den Cartesianern, die Theologenkontroverse zwischen Malebranche und Arnauld wurde teilweise darin ausgefochten. Auch die politische Erörterung hat wie noch hundert Jahre später in Schillers Horen keinen oder nur geringen Raum. Als Grundsäule der kritischen Methode Baules sieht der Verfasser die Idee der Toleranz an, eine naturgemäße Konsequenz des skeptischen Standpunktes; die Erörterungen dieses die Methode behandelnden Kapitels lassen mehrfach an Schärfe vermissen. Im Ganzen scheint mir der Verfasser nicht frei von Ueberschätzung seines Helden: der glatte und oft schwächliche Skeptizismus eines Bayle mußte notwendig durch eine energische, kraftvolle Persönlichkeit wie Voltaire in Schatten gestellt werden.

Jena. Albert Leitzmann.

K. Richter, Der deutsche St. Christoph, eine historisch-kritische Untersuchung. Berlin, Mayer und Müller, 1896. (VI und 243 S.) (Acta germanica 5, 1.)

Die vorliegende interessante, wenn auch recht breite Abhandlung behandelt in vier Kapiteln die Vorgeschichte der Christophlegende, ihre Ausbildung in Deutschland, die Darstellung der Legende und ihren Niederschlag in Volksbrauch und Volksmeinung. In den beiden ersten, weniger gelungenen Kapiteln berührt sich der Verfasser mehrfach mit Arbeiten Anton Schönbachs, teils zustimmend, theils polemisierend. Hier macht sich neben einzelnen guten Bemerkungen ein Mangel an Methode störend fühlbar; ich verweise auf die ausführlichen Bemerkungen Schönbachs im Anzeiger für deutsches Altertum 23, 159. Uneingeschränktes Lob verdienen dagegen die beiden andern Kapitel des Buches, die für den Kunst- und Kulturhistoriker anregend und aufschlußreich sind. Besonders ist die Darstellung des Volksglaubens an die Wunderwirkungen des Heiligen in seiner historischen Entwickelung hervorzuheben, die vorsichtig und unbefangen das vorhandene Material sichtet und beurteilt. Die kunstgeschichtlichen Betrachtungen des dritten Kapitels verwerten gleichfalls eine reiche Masse von Stoff, der in feinsinniger Weise gedeutet wird.

Jena. Albert Leitzmann.

Franz Weineck, Knecht Ruprecht und seine Genossen. Guben, 1898, Selbstverlag des Verfassers. (56 S.).

Dr. Weineck hat in dem vorliegenden Büchlein eine sehr sorgfältige und verdienstvolle Zusammenstellung geliefert aller der einzelnen Gestalten, die Sitte und Brauch noch heute zur Weihnachtszeit im großen deutschen Vaterlande umgehen läßt, des Knecht Ruprecht, St. Nicolaus, St. Martin u. a.; er stellt die einzelnen Gegenden, in denen sie auftreten, genau fest und giebt eine ausführliche Beschreibung ihrer Erscheinungsformen. Und gerade in dieser gewissenhaften und systematischen Zusammenstellung alles dessen, was sich an derartigen alten Umzugsgebräuchen erhalten hat, liegt

Digitized by Google

der Hauptwert des Büchleins. In der Deutung der einzelnen Gestalten scheint mir der Verfasser, trotz allen Scharfsinnes, den er dabei an den Tag legt, freilich vielfach fehlgegriffen zu haben. Mit einem gewissen Geschick sucht er zwar zu erweisen, daß in der Gestalt des Ruprecht, des Pelsmärtel, des Erbsbären eine Erinnerung an den alten Heidengott Donar mit dem Bock erhalten sei, daß unter dem weiblichen heiligen Christ, dem Christkinde, unter der Frau Holle, unter Berchta und der Pudelmutter Frija mit dem Storche, daß unter dem Schimmelreiter, dem männlichen heiligen Christ, Niclaus, Klaus der alte Wodan mit dem weißen Rosse verstanden werden müsse, doch ist seine Beweisführung nicht immer stichhaltig. Mag auch vielleicht in dem Auftreten des Schimmelreiters ein Rest des alten Wodankultus sich bewahrt haben, die übrigen umziehenden Gestalten sind indes anders zu verstehen. Die heutige Weihnachtszeit, die Zeit der Zwölfen, war ehemals so zu sagen das altgermanische Totenfest. Da, in den langen Nächten, so glaubte man, waren alle Geister los und suchten die Menschen heim, und an der Spitze der Geister hielt der alte Wind- und Totengott Wodan seinen Umzug. Zu den verschiedenen vermummten Gestalten, die zur Weihnachtszeit umgehen, in Knecht Ruprecht, Nicolaus u. a., werden nun jene Geister, die unter allerlei Scherz und Spiel ihr Wesen treiben, noch heute leibhaftig vorgeführt. Zu diesen nachtfahrenden Unholden, die vornehmlich in den Zwölfen mit samt dem Wode ziehen und vielfach durch besondere Opferspeisen geehrt werden, gehört dann auch Frau Holle. Sie ist keine germanische Göttin, sondern ein Geisterwesen, unmöglich also identisch mit der Frija. Bedenklich scheint es mir überhaupt auch diese Göttin in den Weihnachtsumzügen mit auftreten zu lassen, wie Dr. Weineck es thut, denn wir wissen in der That von ihr nur sehr wenig, fast gar nichts. Ihre Bedeutung scheint einst nicht allzu groß gewesen zu sein, so daß sie in christlicher Zeit leicht aus dem Volksbewußtsein schwand. An eine Identität der Frau Holle mit der Berchta, dürfen wir gleichfalls nicht denken. Auch in dieser Annahme irrt der Verfasser. Berchta ist vielmehr, wie W. Golther, Germ. Myth. S. 493 gezeigt hat, nur die persönlich gedachte Berchtennacht, das Epiphanienfest, wie auch sonst Kalendertage gleich Kalenderheiligen verkörpert werden. Mit dem alten Weihnachtsaberglauben verbanden sich dann aber auch die verschiedenen Gebräuche, die von dem einstigen heidnischen Jahresanfange, dem Beginn des Winters oder dem Herbstopfer, sich erhalten hatten. Bei diesem wurde bekanntlich einst auch den Geistern der Fruchtbarkeit, die ja zumeist in Tiergestalt als Hase, Bock, Ziege u. s. w. zu erscheinen pflegen, geopfert. Und somit erklären sich denn auch die übrigen zur Weihnachtszeit noch umziehenden Gestalten wie der Klapperbock, die Ziege, der Erbsbär u. a. Mag indes der Verfasser des vorliegenden Büchleins durch zu geringe Berücksichtigung der neueren mythologischen Forschungen in seinen Deutungen zu nicht ganz richtigen Resultaten gekommen sein, so wünschen wir seiner Schrift doch als einer fleißigen und genauen Zusammenstellung der verschiedenen Weihnachtsgebräuche gern eine weitere Verbreitung.

Oskar Hartung.

Digitized by Google

Archiv für Religionswissenschaft in Verbindung mit vielen Fachgelehrten herausgegeben von Th. Achelis. I. B., 1. Heft. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Seit Wolfs Zeitschrift eingegangen ist — und das ist ein Menschenalter her —, besitzen wir kein Organ mehr, das der Mythologie ausschließlich gewidmet wäre. Je weiter sich aber das Arbeitsfeld der Wissenschaft vom volkstümlichen Glauben (um den umfassendsten Ausdruck zu wählen) aufgethan hat, desto nötiger wird ein Zentralblatt, daß die Einzelarbeit an antiker Mythologie und christlicher Religionswissenschaft, germanischem Volksglauben und vergleichender Sagenkunde sammelt. Achelis, der bekannte Ethnolog und vielseitig thätige Gelehrte, hat die Last der Leitung eines solchen Blattes auf sich genommen. Die Verbindung von Sprachwissenschaft und Mythologie erscheint ihm als die dringendste Aufgabe, der er dienen will, um beiden Wissenschaften zu dienen; und sicherlich ist hier eine Hauptstraße gangbar zu machen, neben der freilich die Verknüpfung von Mythologie und Religionswissenschaft nicht versäumt werden darf. Auch nimmt Hardys programmatische Abhandlung „Was ist Religionswissenschaft?“ (S. 9 f.) hierauf Rücksicht, während eine recht schwache Abhandlung von Roscher über den Pan, eine solche von Seler über einige merikanische Mythen, und eine Recension von Fox über Hillebrandts „Rituallitteratur“ der speziellen Mythologie, eine Besprechung von Useners „Götternamen“ durch Vierkandt der vergleichenden Mythologie und ihren philosophischen Grundlagen dient. Wäre nur das Gebiet der volkstümlichen Ueberlieferung nicht so schwach durch einen mehr als dilettantischen Aufsatz von Branky über die Rauten (S. 102 f.) vertreten, wo gar G. Hauptmanns Rautendelein (d. h. „Rot-Aennchen“!) mit der Raute zusammen gebracht wird!

Doch wir begreifen, wie schwer es gerade hier ist, wohlmeinende Dilettanten abzuwehren, und bezweifeln nicht, daß schon deren Andrang den Herausgeber bald zu wohlthuender Strenge erziehen wird. Die vielen guten Namen, die seine Mitarbeiterliste verzeichnet, lassen hoffen, daß das Organ sich mit der Zeit wirklich eine zentrale Stellung erobern wird; möge hierzu Glück und Dauer nicht fehlen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Digitized by Google

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1897 (Fortsetzung).

Nahrungs- und Genussmittel: E. Friedel, Ueber primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- u. Tierreich (Brot, Butter und Käse, Schnecken und Muscheln) (Brandenburgia 6, 11). — O. Uzanne, Das Kochbuch des Apicius (Zs. f. Bücherfr. I, 7). — A. König, Fleischkontrolle im 15. Jh. (ZVGSchles. 31). — A. de Vlaminck, L'ancienne halle à la viande de Termonde 1292—1897 (Oudh. Kring Dendermonde. Gedenkschr. 6, 3). — E. Fries, En middagsmåltid under 1600-talet (Julkvällen 1896, S. 9—11). — A. Bazin et E. Mauprivez, Société historique de Compiègne. L'alimentation à Compiègne. Les pâtissiers; les bouchers. Compiègne (125 p.). — O. Micha, Der Fisch- und Krebsmarkt im alten u. neuen Berlin (Brandenburgia 6, 11). — L. Karell, Rettige (AllgZtgB. 198). — W. Bode, Die Geschichte des Bieres (Das Leben I, 2). — J. F. Kieckens, Hoe men bier brouwen en slijten moest te Brussel ten tijde van keizer Karel (1534) (Dietsche warande 1897, 5). — Henze, Torgisch Bier (Veröff. AVTorgau 11). — F. Voigt, Einige Mitteilungen über den Ratsweinkeller in Hamburg 1563—1645 (MVHambG. 6, 3). E. Weinhold, Vom Weinkeller des Chemnitzer Rates (JbVChemnG. 7). — A. Bourgeois, Le vin de Champagne sous Louis XIV. et sous Louis XV. Paris (XIV, 100 p.). — A. de la Borderie, Un pamphlet contre le cidre au XVIIIe siècle (BullSocArchd'Ille-et-Villaine 26). D. Crole, Tea: a text-book of tea planting and manufacture comprising chapters on the history and development of the industry, the cultivation of the plant etc. London (254 p.). G. Gauthier, Les droits de salage, saunage et minage de sel à Nevers au XVIe siècle. Nevers (12 p.).

Geselliger Verkehr, Spiele, Feste, Vergnügungen: W. Ridgeway, The game of Polis and Plato Rep. 422 E (JournHellStud. 16, 2). — M. d'Estrées, A travers l'Égypte et la Grèce. Les jeux olympiques anciens et modernes. Paris (170 p.). — A. de Ridder, Le disque homérique (Rev. Étud. Grecques 39). — Schnell, Beiträge zur Gesch. d.

Digitized by Google

Spiele. 2. Der Diskuswurf (Zs. f. Turnen 6, 1). — A. Wünsche, Deutsche Männer- und Frauenspiele während des MA. (Nord u. Süd, März). T. v. d. Lasa, Zur Gesch. u. Litteratur d. Schachspiels. Leipzig (VIII, 269 S.). — F. Amelung, Die älteste baltische Schachurkunde v. J. 1260 (Sitz.Ber. Estn. Ges. 1896). A. Treichel, Von der Pielchen- oder Belltafel (Altpreuss. Monatsschr. 34, 1/4). W. Pole, The evolution of Whist: a Study of the progressive Changes, which the Game has passed. Cheaper Issue. London (298 p.). — G. Ceci, Das Hazardspiel in Neapel unter den Vicekönigen. (Ital. Titel war mir nicht zugänglich.) (Arch. stor. p. l. prov. Napol. 22, 2/3). — A. Lillie, Croquet: its history, rules and secrets. London (272 p.). — P. Manning, Some Oxfordshire Seasonal Festivals (Folk-Lore 8). Peacock, The hood-game at Haxey (Folk-Lore 8, 1). Ahrendts, Dessauer Kinderspiele (MAnthrop. GesWien 17, 2). — Heckscher, Hamburgisches Kinderspiel u. Strassenbelustigung (MVHambG. 6, 3). — L. Zapf, Altdeutsche Sommerlust im Vogtland (Unser Vogtland 4, 1). — Egerländer Festkalender (Unser Egerland I, 1). E. Heydenreich, Das Gregoriusfest im sächs. Erzgebirge, mit besonderer Berücksichtigung Freiberger Verhältnisse (MFreibergAV. 33). — P. Bartusch, Die Feier des Gregoriusfestes an der Annaberger Lateinschule im 16. Jh. (MGesDErz.SchulG. 7, 3). — A. Hoehne, Das Questenfest des Jahres 1896 im Dorfe Questenberg (MansfeldBll. 11). — E. V. Heward, Elizabethan rejoicing: a retrospect (The Nineteenth Cent. No. 246). — O. Richter, Ein Hosenbandordensfest am Dresdener Hofe im J. 1678 (DresdGBll. 6, 1). — H. de Soria, Hist. pittoresque de la danse. Paris (IV, 303 p.). — Th. Distel, Aus einem Ballet am Dresdener Hofe (1672) (ZKulturG. 4, 1/2). — O. Colson, Danses vieilles recueillies à Burnontige (Wallonia 1897, 10). G. Duval, La danse sous l'ancien régime (RevSocScienceHist. 3). — A. Richel, Zur Gesch. des Puppentheaters in Deutschland im 18. Jh. (ZAachGV. 19).

P. Ehrenreich, Stiergefechte in Spanien und Portugal (VerhBerl.-AnthropGes. 1896, 429/438). E. Reicke, Geschichtliches über das Schützenwesen, insbes. im reichsstädt. Nürnberg (in: Führer d. Nürnberg, anlässl. d. 12. deutsch. Bundesschiessens). J. Helbig, Gesch. der Schützengesellschaft in Friedland i. B. Friedland (III, 276 S.). E. Neubauer, Gesch. der Zerbster Schützengesellschaft. Festschrift. Zerbst (162 S.). — O. Voigt, Die Schützengesellschaften zu Altenberg, Bärenstein, Frauenstein, Geising u. s. w. (in: Voigt, Chronik d. Umgeb. von Geising, Heft 1). — F. E. Welti, Ordnung der Schützengesellschaft St. Sebastian zu Baden im Aargau (AnzSchweizG. 28, 3). — H. M., Die Bozner Schützenkompagnie 1796—1797. Bozen (51 S.). H. Seger, Die Breslauer Schützenkleinodien (Schles. Vorzeit 7, 2). — H. Zeller-Werdmüller, Die Gerätschaften eines geistlichen Nimrod im J. 1557 (AnzSchweizAltK. 30, 1). H. Bergér, Kulturgesch. Bilder aus Hessen. I. Zur Gesch. der fürstl. Jagden (ZGeschUnterr. 1, 2/4). F. Khull, Zwei die landesfürstliche Jagd in Steiermark betreffende Denkmäler

Digitized by Google

(BeitrKundeSteiermärkGQu. 28). — Vorliebe hess. Landgrafen für seltene Jagdbeute (Hessenland 11, 19). — K. Obser, Eine Bärenjagd im Schwetzinger Walde (NArchGHeidelberg S. 188 f.). — L. A., Der Hirsch in den hessischen Wäldern (Hessenland 11, 1). — H. A. Macpherson, A history of Fowling: being an account of the many Curious Devices, by which wild birds are or haved been captured in different parts of the world. Edinburgh (566 p.).

Namen: A. Fick, Altgriechische Ortsnamen 6 (Beitr. z. Kunde d. indogerm. Spr. 23, 3/4). — L. Armbrust, Hunsrücker Ortsnamen in den Kreisen Simmern und Zell. Bonn (23 S.). — A. Hermann, Ueber die etymologische Bedeutung der alten livischen und kurischen Ortsnamen (Sitz.-Ber.Estn.Ges. 1896). H. d'Arbois de Jubainville, Les noms de personnes chez les Germains (MémSocLinguist. 10). — G. Bayer, Erklärung und Geschichte der Namen. 14 Hefte. (Anna, Auguste, Charlotte, Friederike u. s. w.) Wien. K. Klemm, Ueber doppelte deutsche Vornamen (ZVVolksk. 7, 4). — Zumbusch, Die Familiennamen Grevenbroichs und Umgegend nach ihrer Entstehung u. Bedeutung. Progr. Grevenbroich (24 S.). — Burckas, Die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung. II. Progr. Ohrdruf (12 S.). — G. Kisch, Bistritzer Familiennamen. Bistritz (43 S.). — J. Winkleer, Gentsche Geslachtsnamen (Het Belfort 1897, 1/2).

Inschriften: A. Horne, Frankfurter Inschriften. Frankfurt a. M. (VII, 92 S., 2 Taf.). — H. Grössler, Inschriften an und in der St. Lamberti-Kirche in Blankenheim; Inschrift eines Kreuzsteins bei Blankenheim; Inschrift eines Grabsteins in der „Kronenkirche" a. d. alten Gottesacker in Eisleben u. s. w. (Mansfeld. Bll. 11). — A. Weyersberg, Hausinschriften aus Solingen (MonatsschrBergGV. 4). — Andrae, Hausinschriften aus Friesland (Globus 72, 24). — K. Altrichter, Die Glockeninschriften von Sternebeck und Tempelhof (Brandenburgia 6, 6). — H. Jadart, P. Laurent et A. Baudon, Épigraphie campanaire ardennaise. Les Cloches du canton de Rethel. Rethel (94 p. et pl.). — Inscriptions de l'ancien diocèse de Sens p. p. P. Quesvers et H. Stein. T. I. Pouillé du diocèse: Inscriptions de la ville et des faubourgs de Sens. Paris (X, 771 p.). — Ph. Norman, London Signs and Inscriptions. London (258 p.).

Stammbücher: Aus alten Stammbüchern der Siebenbürger Sachsen (KorrBlVSiebenbLk. 20, 3).

Briefe: P. Beltrame, La lettera a traverso i tempi. Milano (68 p.). — E. Marquant, La lettre à travers les âges (étude d'hist. techn.) Paris (115 p.). — K. Dziatzko, Brief (Pauly-Wissowa, Realencycl. d. klass. Alt. III. Sp. 836 843). — A. Thiset, Om og of gamle Breve (Museum 1896, 2). — G. Steinhausen, Hansische Handelsbriefe aus dem 15. Jahrh. (JbNationOekStat. 68, 1). — G. Bauch, Zu Christoph Scheurls Briefbuch (NMittGebHistAntForsch. 19, 3). — F. v. Krones, Aus der Jugendzeit Herrn Wilhelms von Slawata (1572—1597) (ZKulturG. V, 1/2). —

Digitized by Google

Schneider, Die Gelehrtenbriefe der Gothaer Gymnasialbibliothek aus dem 16. u. 17. Jh. Progr. Gotha (26 S.). — R. Le Mang, Aus Staatsschriften und Fürstenbriefen des 16. Jh. (ZDUnterr. 11, 6). Zwei Eschweger Briefe aus dem Jahre 1625 (MVHessG. 1896). — Breitenbach, Je ein Brief von und an Herzog Wolfgang Wilhelm (1627/8) (NeubKollBl. 60). — Briefe der Gräfin von Weissenwolff 1666 und 1667 an den Rent- und Kammermeister Jürgen Heilersieg, hrsg. von R. Mosen (JbGOldenburg 6). — E. Gibbon, Private Letters 1753–1794. Ed. by Rowland E. Prothero. 2 vols. London. — G. v. Berzeviczy, Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungar. Edelmannes im vorigen Jh. Briefe an seine Mutter aus Deutschl., Frankr. u. Engl. 1784—87. Leipzig (IV, 72 S.). — Briefe v. Obmann Martin Däniker an Pfarrer Andr. Wolf 1792—99, mitget. von P. Ganz (Zürch. Taschenb. 1897). — J. Gotthelf (A. Bitzius), Briefe an Amtsrichter Burkhalter, hrsg. von G. Josz. Bern (147 S.). — F. Reuter, Briefe a. s. Vater a. d. Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841), hrsg. von F. Engel. 2 Bde. 2. (Titel-)Aufl. Braunschw. (VIII, 232, VIII, 267 S.). — J. J. Reiske's Briefe, hrsg. von R. Foerster (AbhSächsGesWiss. 38). Leipzig (XVI, 928 S.).

Memoiren, Tagebücher, Biographieen: Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15.—18. Jh. Hrsg. von Chr. Meyer. Leipzig (XIII, 248 S.). — G. v. Rosen, Hans Behr d. Aeltere u. seine Söhne Daniel, Hugold u. Samuel. Lebensbilder aus dem 16. u. 17. Jh. Stralsund (VI, 162 u. 166 S., 1 Stammtaf.). — Abr. Chaillet, Mémoyres de plusieurs choses remarquées par moi depuis 1614 (suite) (Musée neuch. 1897, 11). — Journal d'un bourgeois de Dinan 1637–1690 éd. Aubry (Soc. d'émulat. des Côtes-du-Nord. Mémoires 35). — E. Elkau, Das „Lebensmemorial" eines Frkf. Handlungsdieners a. d. 17. Jh. (AllgZtgB. 140). K. Schottmüller, Aus einer Schwersenzer Familienchronik (1719 ff.) (ZHGPosen 12, 3 4). — Fragm. eener Autobiogr. van Constantijn Huygens medeged. d. J. A. Worp (Bijdr. e. Med. Hist. Gen. 18). — Justinus Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinner. a. d. J. 1786–1804. Frankfurt a. O. (294 S.). — Gräfin Elise Bernstorff, Ein Bild aus der Zeit von 1789—1835. Aus ihren Aufzeichn. 3. Aufl. 2 Bde. Berlin (VIII, 340; V, 270 S., 4 Taf.). J. Meyer, Johann Adam Pupikofer. Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung (Forts.) (ThurgBVaterlG. 37). — Schaltegger, Auszug aus dem „Journal" des Joh. Konr. Freienmuth, Regierungsrat (Schl.) (ThurgBeitrVaterlG. 37). — G. R. Zimmermann, Lebensbild von Pfarrer J. R. Zimmermann (1792—1867) (Neuj. Bl. Waisenhaus Zürich 1897) (19 S.). — Leben, Abenteuer u. Reisen Joh. Friedr. Voigts, weil. Bürgers, Lohgerbers und Stadtwachtmeisters zu Eisenberg. Von ihm selbst geschr., bearb. und hrsg. von M. Pfeifer. Altenburg (VIII, 255 S.). H. Hansjakob, Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 4. Aufl. Heidelberg (VII, 287 S.). — Derselbe, Aus kranken Tagen. Erinnerungen. 2. Aufl. Ebenda (297 S.). — F. Haase,

Digitized by Google

Was ich erlebte (1846–1896). Berlin (203 S.). — L. Richter, Lebenserinnerungen eines dtsch. Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen. Hrsg. von H. Richter. 9. Aufl., 2 Bde. Frkft. a. M. (XIII, 349, 72 S., 233 S.). — Asta Heiberg, Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Aufl. Berlin (XI, 271 S.).

Testamente: Testament de hault et puissant seigneur, messire Guillaume de Lamoignon 20. oct. 1676 (La Corresp. hist. et arch. 1897 25 août).

Bestattung und Totenbräuche: E. Amélineau, Les coutumes funéraires de l'Égypte ancienne comparées avec celles de la Chine (Études de critique et d'hist. 2. série). — G. Maspero, La table d'offrande des tombeaux égyptiens (RevHistRelig. 35, 3; 36, 1). — G. Steindorff, Grabfunde des mittleren Reichs in den kgl. Museen zu Berlin. I. Das Grab des Mentuhotep (MittOrSammlKglMus. 8). Berlin (VIII, 46 S., 13 Taf.). — W. Helbig, Ein ägypt. Grabgemälde und die myken. Frage (Sitz.-Ber. Philos. Phil. Kl. Akad. München 1896, 4). — G. Hirschfeld, Antike Gräber (in: Aus dem Orient). — A. de Ridder, La poignée de mains sur les basreliefs funéraires antiques (Rev. archéol. XXX, Mai/Juin). — G. Perrot, L'inhumation et l'incinération dans l'âge homérique (Actes du 10. Congr. des Or. Sect. 6, S. 31/3). — H. v. Fritze, Zu den griechischen Totenmahlreliefs (MDArchInstAthen 21, 3). — P. Wolters, Ein griech. Bestattungsbrauch (ib.). — Bon de Baye, La nécropole d'Ananino (gouvernement de Viatka) (MémSocAntFrance. 6). — R. P. Delattre, La nécropole punique de Douïmes à Carthage. Fouilles de 1895 et 1896 (ib.). — D.-A. Van Bastelaer, Le cimétière belgo-romain de Presles au lieu dit: Les Binches; fouilles, description des objets trouvés et études archéol. (AnnSocArchBruxelles 11, 1/2). — C. Coyon, Découverte et fouilles dans un cimetière gaulois, lieu dit le Montéqueux. Reims (5 p.). — L. Bideault, Rapport sur les sépultures mérovingiennes de Noiron-lès-Citeaux (MémHistChâlon-sur-Saône 8, 2). — D.-A. Van Bastelaer, Mémoires archéol. Tome VII: (Enthält u. a.: Le cimetière franc de Fontaine-Valmont, plusieurs cimetières francs à Thuillies, cimetière belgo-romain à Obaix.) Bruxelles (190, 134 p.). — A. Becquet, Le cimetière franc de Pry (AnnSocArchNamur 21, 3). — A. Luschin, I sepolcri degli scolari tedeschi in Siena (Bull. Senese III, 4). — J. Chappée, Les sépultures de l'abbaye de Champagne et les fouilles de 1895/6 (RevHistMaine 41, 3). — J. Leisching, Das Grabmal. 2) M.A. (Schluss) (Zs. für bild. Kunst 9, 2). — F. de Lalieux de la Rocq, Epitaphier et épigraphier de Feluy (Ann. Cercle arch. Mons 25). — A. Angot, La Tombe d'un abbé de Clermont. Laval (4 p.). — F. Holtze, Ein Leichenbegängnis zu Berlin im Jahre 1588. [Gedicht des Philipp Agricola über die Beerdigung des Kanzlers Distelmeier.] (SchrVGBerlin 33). — K. Koppmann, Die Särge in der Grabkapelle zu Toitenwinkel (BeitrGRostock II, 2). — V. Humbert, Règlement communal pour les enterrements à Neu-

Digitized by Google

châtel en date du 6. juin 1810 (Mus. Neuchâtel. 1897, 2). – W. Crooke, Irish funeral customs (Folk-Lore 8, 1). — P. Staudinger, Totenbestattung bei den Haussa (VerhBerlAnthropGes. 1896, 402 5).

Einzelne Bräuche: R. M. Meyer, Zur Geschichte des Schenkens (ZKulturG. V, 1/2). — C. Wunderer, Die älteste Eidesformel der Römer (Philologus 56, 1). — R. v. Strele, Der Palmesel; eine kulturhist. Skizze (Zs. d. dtsch. u. öst. Alp.V. 28). — É. Dumont, Des épreuves judiciaires au m.a. (RSocÉtudHist. 1897, 4). — W. Merz, Die Bahrprobe in Aarau 1648 (Schw. Zs. f. Strafrecht 1897, 2). – P. Mitzschke, Zur Gesch. des Christbaums in Thüringen, bes. in Weimar (Deutschland Nr. 345 ff.). — E. Friedel, Der Christbaum u. die Christmette. Nachtrag (Brandenburgia V, 10). — F. Kluge, Zur Gesch. d. Christbaums (Alemannia 25, 2). A. Erichson, Das Duell im alten Strassburg. Strassburg (59 S.). W. Brehmer, Die Befahrung der Wakenitz (MVLübeckG. 8, 2).

Verschiedenes: G. Schweinfurth, Neue Forsch. in Aegypten u. die Einbalsamierung von Köpfen im Altertum (VerhBerlAnthropGes. 1897, S. 131/8). — H. Geffcken, Der germanische Ehrbegriff (D. Zs. f. GeschWiss. Mbl. 11/12). — Th. Hampe, Sittenbildliches aus Meisterlieder-Handschriften (ZKulturG. 4, 1/2). – E. Otto, Dr. Markus zum Lamb und sein „Thesaurus picturarum“ (QuartalblIHVHessen II, 4). — H. Wildberg, Altmärkische Sittenbilder aus der Zeit von 1670—1785 (25. Jahresber. d. Altmärk. V. f. vaterl. Gesch.). — E. Pauls, Kulturgeschichtliches. (Eine Geisterseherin i. d. Clever Gegend 1682; Jahres-Küchenzettel des Sepulchrinessen-Klosters zu Jülich; ein alchimistisches Geheimmittel gegen Krankheiten aller Art; ein Todesurteil gegen ein Tier 1582) (ZBergGV. 32). — Sittengeschichtliches aus Konitzer Gerichtsbüchern (ZHVMarienwerder 34). — K. Sch., Kulturbilder aus alter Zeit (Luxusmandate) (Der Schweizer Bauer, 24. Dez.). — Die Zürcher Sittenreglemente von 1755 u. 1756 (Schw. Wirte-Ztg. 6. März 1897). — Die „Tänzer“ am Rhein u. in den Niederlanden im Jahre 1374 (AllgZtgB. 57). — P. Fredericq, De secten der geeselars en der dansers in de Nederlanden tidens de 14de eeuw (Verh. Akad. Wet. Belg. 1897). — Steffens, Die heutigen Ueberreste d. Flagellanten in Amerika (Globus 72, 15). – Prince G. Bibesco, Le fanatisme turc au 18e s. (AcScMor. Pol. C. R. 1897, févr.). — Arend Buchholtz, Die Krüdener-Blau'sche Betgesellschaft in Riga und ein Ausbruch religiöser Verrücktheit in Kolzen (Schl.) (Balt. Monatsschr. 40, 2). – E. Asse, Les malheurs d'une héritière: les Bautru et Mlle de Nogent (La Correspond. hist. arch. 1896, nov.—1897, janv.). — Verordnung des Landgrafen Karl über die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage (Hessenland 11, 6). — W. Harless, Bericht über die Heimfahrt des Kurprinzen Georg Wilhelm v. Brandenburg nebst Gemahlin nach Cleve, 1616 (ZBergGV. 32). — C. A. H. Burkhardt, Beschreibung der geleitlichen Annahme e. Fürsten a. d. Thür.-Hess. Landesgrenze 1680 (ZKulturG. 4, 4/5). — K. Wutke, Ein

Digitized by Google

fürstliches Erkenntnis über die Einklagbarkeit von Spielschulden 1599 (ZVGSchles. 31). — E. Neubauer, Fürst Philipps von Anhalt Mohr (ZKulturG. 4, 1 2). — G. Hunt, Office-Seeking during the Administration of John Adams (Amer. Hist. Rev. II, 241—261). — Ch. Du Bois-Melly, Un chapitre du livre de Messire de la Tour-Landry (1372). (Est-il permis à une honnête femme ou fille d'être amoureuse?) (Bull. InstNatGenev. 34). — F. T. Perrens, Les libertins en France au 17e s. Paris (433 p.). — E. Wrangel, Risbadstugan. En Stockholmsskandal på 1750-talet (Kulturhist. Meddel. II). — E. Rodocanachi, Tolla la courtisane (esquisse de la vie privée à Rome en l'an du jubilé 1700). Paris (VIII, 374 p.). — Pavesi, Il bordello di Pavia dal secolo 14° al 17° ed i Soccorsi di s. Simeone e s. Margherita (RIstLomb. Rendiconti 17). — O. Henne am Rhyn, Die Gebrechen und Sünden der Sittenpolizei aller Zeiten, vorzüglich der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig (III, 169 S.). — H. Moritz, Unehrlichkeit aus Mitleid (ZHGPosen 12, 3 4). — J. Schmutz, Prodenzen der Stradafisel (Gaunerherbergen) in Obersteier (MHVSteiermark 45). — Aktenmässige Beschreibung [einiger Gauner und Räuber] vom Jahre 1777 (Bll. f. Goth. Heimatsk. 1897, 1). — P. Frauenstädt, Bettel- und Vagabundenwesen in Schlesien vom 16. bis 18. Jh. (Zs. ges. Strafrechtswiss. 17). — E. Florian e G. Cavaglieri, I vagabondi: studio sociologico-giuridico. Vol. I. Torino (IV, 357 p.). (Auch histor.). — M. Schwab, Le meurtre de l'enfant de choeur du Puy (1320) (Rev. Étud. Juiv. No. 66). — A. Barine, Procès à des animaux (Journ. d. tribunaux 1311). — De Vinck de Winnezeele, Quelques reliques judiciaires des 15e et 16e s. (AnnAcArchBelg. 10, 1). — L. Stroobant, Notes sur le système pénal des villes flamandes du 15e au 17e siècle (Bull. Cercle Arch. Malines 1897, 1). — Eine Hinrichtung 1548 (DresdGBll. 6, 2). — E. Huber, La torture aux Pays-Bas autrich. pendant le 18e siècle. Brüssel (IV, 176 S.).

Wirtschaftsgeschichte. Allgemeines: O. Ehlers, Die Entwickelung der Volkswirtschaftslehre (Umschau I, 2). — M. Block, Les progrès de la science économ. depuis Adam Smith. 2 éd. Paris (XI, 680, VI, 583 p.). — H. Denis, Hist. des syst. économ. et socialistes. Bruxelles (276 p.). — O. Seeck, Die Statistik in der alten Geschichte (JbNatOekStat. 13, 2). — K. Bücher, Der wirtschaftliche Urzustand (Preuss. Jbb. 90, 2). — K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft. 2. Aufl. Tübingen (XI, 395 S.). — J. M. Davidson, The annals of Toil: being labour-history outlines, Roman and British. Part 2. London (126 p.). — Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgesch. (Grenzboten 56, 4). — K. Th. v. Inama-Sternegg, Wirtschaft (Grundr. d. germ. Phil. 2. Aufl. III, 1). — Joh. Peisker, Die österr. Wirtschaftsgesch. und ihr wichtigster Behelf, die Kastralkarte (MAnthropGes. 17, 1). — G. Fagniez, L'économie sociale de la France sous Henri IV (1589—1610). Paris (434 p.). — E. Knaake, Die Wirkungen der Napoleon. Kriege u. der Kontinentalsperre auf den Osten Preussens in wirtschaftl. Hinsicht (ZgeschUnterr. I, 2/4).

Digitized by Google

Bevölkerung: J. Beloch, Zur Bevölkerungsgesch. des Altertums (JbNatOekStat. 13, 3). — A. Tille, Zur Bevölkerungsstatistik des MA. Entgegnung darauf von B. Bretholz (ZSozialWirtschG. V, 4). — W. Czerkawski, Ueber die Methode, die Bevölkerungsdichte Polens im 16. Jh. zu ermitteln (Anz. Akad. Krakau 1897, 2). — Die Bevölkerung Ungarns z. Z. der pragmat. Sanktion (MGeogrGesWien 40, 7/8).

Ackerbau, Grundbesitz, Agrarverhältnisse: Das Buch der Erfindungen, Gewerbe u. Industrien. 9. Aufl. Bd. 4: Landwirtschaft u. landwirtschaftl. Gewerbe u. Industrien. Lpz. (VIII, 758 S.). Ed. Hahn, Demeter u. Baubo. Versuch einer Theorie d. Entsteh. unsers Ackerbaus. Lübeck (V, 77 S.). — Ackerbaugeräte und Ethnographie (Allg. ZtgB. 103). — Countess Martinengo Cesaresco, The peasant of ancient Greece (Contemp. Rev. Dec. 1897). Du Coudray la Blanchère, L'aménagement de l'eau et l'installation rurale de l'ancienne Afrique (NArchMissScient. VII). — C. Wibling, Bidrag till kännedomen om åkerbrukets ålder i vårt land (Ymer 1897, 1). — F. G. Davenport, The agricultural changes of the XVth. century (QuartJournEcon. 1897, Jan.). — Arp. Balás v. Sipek, Kurzer Abriss d. Gesch. d. ungar. Landwirtschaft. Budapest (47 S.). — M. Phillimore, The agricultural labourer, past and present (Econ. Rev. VII, 1). W. Hilhouse, Agriculture in 1829 (Timehri: JournAgricCommerceSocBritGuiana 11, 1). — W. E. Bear, Agriculture during the queen's reign (Fortnightly Rev. June). — F. Ch. Danvers, Agriculture in Essex during the past fifty years (JournStatSoc. 60, 2). Aikman, Soixante années de progrès de la science agricole (R. génér. agronom. 1897, 9). A. des Cilleuls, Enquêtes sur les céréales au 18e s. (Rev. gén. d'administr. Oct.). M. Müller, Die Getreidepolitik, der Getreideverkehr u. die Getreidepreise in Schlesien während des 18. Jh. Diss. Breslau (93 S.). - Cte. de Moucheron, Notes pour servir à l'hist. de la pisciculture en Normande (BullSocAcclimatFranc. avril 1897). F. v. Oppenau, Der Hanfbau im Elsass. Seine Gesch. und Bedeutung. 2. Aufl. Strassb. (32 S.). — P. Weise, Ueber den Weinbau der Römer. I. Progr. Realsch. v. d. Lübecker Thor. Hamburg (21 S.). — H. W. Dahlen, Beitr. z. Gesch. des Weinbaues u. Weinhandels im Rheingau. Mainz (147 S., 9 Taf.). - E. Pauls, Aeltere Rechnungen über die Bearbeitung von Weinbergen in der Dürener Gegend (AnnHVNiederrhein 63). — J. Haudeck, Der Weinbau bei Leitmeritz und Lobositz (MNordböhmExcClub 20, 2). — E. Beaudouin, Les grands domaines dans l'empire Romain, d'après des travaux récents (NRHistDroit 21, 5/6). - R. His, Die Domänen der röm. Kaiserzeit. Diss. Heidelberg (VI, 118 S.). — J. Toutain, L'inscription d'Henchir-Mettich. Un nouveau document sur la propriété agricole dans l'Afrique romaine (Mém. prés. p. divers savants à l'Acad. des inscr. 11, 1). — Vogel, Ländliche Ansiedel. d. Niederländer u. anderer deutsch. Stämme in Nord- u. Mitteldeutschl. während des 12. u. 13. Jh. Progr. Realgymn. Döbeln (38 S.). — A. Köcher,

Digitized by Google

Der Ursprung der Grundherrschaft u. d. Entstehung des Meierrechtes in Niedersachsen (ZHVNiedersachsen 1897). — A. Hagelstange, Die soziale Lage des süddeutschen Bauernstandes im MA. Diss. Göttingen (52 S.). — B. Hanschmann, Ueber Zinsen, Dienste und Frohnen der Bauern im 16., 17. und 18. Jahrh. Aus dem Erbregister b. Rittergute Kauffungen (SchönbGBll. 3, 4). — W. Bruchmüller, Die Folgen der Reformation u. des 30jähr. Krieges f. d. ländl. Verfassung u. d. Lage d. Bauernstandes im östl. Deutschl. Crossen (IV, 37 S.). — R. Mejborg, Om Bondergaarde i Slesvig (Hist. Tidskr. 6). — Knapp, Ueber die Bauernbefreiung in Ost- u. Westpreussen 1719—1808 (NKorrBlGelehrtenschulenWürttemb. 4, 10). — E. Gerthner, Der Bauernaufstand in Böhmen 1775 (MNordbExcCl. 20, 4). — L. Wolff, Der uckermärk. Bauer vor 50 Jahren (D. Bär 23, 28). — N. Neilson, Boon-Services on the Estates of Ramsey Abbey (AmerHistRev. II, 213–224). — Th. W. Page, Die Umwandlung der Frohndienste in Geldrenten in den östl., mittl. u. südl. Grafschaften Englands. Diss. Lpz. (71 S.). — T. Doherty, Notes on the Peasantry of Innishowen, Co. Donegal (Folk-Lore 8). — Graf A. J. F. C. v. Rostworowski, Die Entwickelung d. bäuerl. Verh. im Kgr. Polen im 19. Jh. (Samml. nat.-ök. Abh. Halle 12). Jena (VI, 91 S.). — M. Lovnar-Zapolski, Die westrussische Dorfgemeinschaft im 16. Jh. (russ.) (ZhurMinNarProsv. Juli). — J. Lutschizky, Zur Gesch. d. Grundeigentumsformen in Kleinrussland (JbGVV. 21, 3). — H. Frhr. v. Engelhardt, Beitr. z. Entstehung d. Gutsherrschaft in Livland während d. Ordenszeit. Riga (II, 132 S.). Auch als Diss. Lpz. erschienen. — A. v. Gernet, Die esthländ. Agrarverhältnisse in dänischer, deutscher und schwedischer Zeit. [Aus „Revaler Beobachter".] Reval (29 S.). — Derselbe, Die Aufhebung d. Leibeigenschaft in Esthland. Reval (34 S.). — F. Leontovich, Die Bauern in Russ. Litthauen (Forts.) (Russ.) (ZhurMinNarProsv. Dec. 1896, April, Mai 1897). — P. Lauridsen, Om gamle danske Landsbyformer (Aarb. Nord. Oldkynd. 1896). — P. Bjerge, De Sønderskov Bønder (Aarb. Dansk Kulturhist. 1896). — A. L'Eleu, Des communautés rurales dans l'ancienne France jusqu' à la fin du 13e s. Paris (173 p.). — Loiseau, Un syndicat agricole à Chitry en 1763 (BullSocScHist. de l'Yonne 50). — Flour de Saint-Genis, Mém. sur le métayage en Bourgogne et la surveillance du propriétaire au 18e s. (BullScÉconSoc. 1897).

Waldwirtschaft: M. Beck, Altgermanischer Waldschutz (LpzZtg. B. 6). — L. Wassermann, Der Klosterwald (HistPolBll. 119, 1). — A. Tille, Ueber den Arnoldswald bei Jülich (AnnHVNiederrhein 63). — A. Freysoldt, Die Wald-, Forst-, Jagd- und Weidewerksordnung des Herzogs Friedrich Wilhelm v. Coburg-Altenburg, eröffnet zu Coburg im Jahre 1653 u. d. Glasmacher von Lauscha (SchrVMeinG. 27). — P. Jensen, Skovbruget i gamle Dage i Kverndrup Sogn (Aarb. Dansk Kulturhist. 1896).

Fischerei: Th. v. Liebenau, Gesch. der Fischerei in der Schweiz. Bern (VII, 207 S.).

Digitized by Google

Gartenbau: H. R. Jung u. W. Schröder, Rheinische Gärten u. Schmuckplätze der Stadt Mainz. Einst und jetzt. Neudamm (75 Sp.).

Bergbau: O. Dahm, Der römische Bergbau an der unteren Lahn (Bonn. Jbb. 101). — F. Thudichum, Zur Gesch. des Bergbaus u. der Stadtverfassung in Sachsen-Meissen (AllgZtgB. 50). — W. Grotefend, Die hessischen Landgrafen und die Berg- u. Hüttenwerke (Hessenland 11, 13). — F. Khull, Der alte Bergbrief von Schladming (BeitrKunde SteiermärkGQuell. 28). — E. Laloire, Recherches de mines dans les Ardennes en 1754 (BullSocHistLiège X, 2). W. Bruchmüller, Der Kobaltbergbau u. d. Blaufarbenwerke in Sachsen bis zum Jahre 1653. Crossen (78 S.). — Fechner, Der Herzer'sche Versuch auf Kobalt bei Kupferberg 1766/7 (ZVGSchles. 31). — C. Faulhaber, Beitr. z. Gesch. d. Reichensteiner Goldproduktion (ib.). — M. v. Wolfskron, Beitrag z. Gesch. d. Tiroler Erz-Bergbaues (ZFerdinandeum 41). — F. Khull, Beschreibung d. Salzbergwerks zu Aussee 1595. I. (ZKulturG. V, 1/2). — E. J. Walch, Das Salzunger Salzwerk (SchrVMeinG. 27).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Die Aufgaben der Genealogie.

Von Friedrich Keutgen.

Zu den beliebtesten Zweigen der Historik gehörte vermöge des unmittelbaren persönlichen Interesses, das sie darbietet, in früheren Zeiten die Genealogie, und auch in wissenschaftlichen Betrieben fand sie eifrige Pflege. Hier indessen ist sie schon seit länger als einem Jahrhundert, seit Gatterers „Abriß der praktischen Genealogie“ (1788), fast ganz in Mißachtung geraten [1]), wie es ja auch eine Zeit lang der Diplomatik gegangen ist. Es rührt das jedenfalls nicht so sehr von dem Vorurteil her, mit dem man die Genealogie als einen ausschließlich den Adel angehenden Wissenszweig betrachtet hat, oder von dem Mißbrauch, den man mit ihr getrieben, als von der Veränderung des historischen Betriebes überhaupt. Längst hat sich indessen diese Vernachlässigung gerächt, und eine Wiederauffrischung war gerade neueren Richtungen in der Geschichte gegenüber am Platze.

Je mehr die Forschung auf den inneren Zusammenhang der Dinge geht und dieser auch in kunstvoller Darstellung zur Anschauung gebracht wird, desto wichtiger ist es, wie das chronologische so auch das genealogische Gerüst nicht außer Acht zu lassen und namentlich dem Leser diese unerläßlichen Hilfsmittel des Verständnisses fortlaufend an die Hand zu geben. Eine Menge der wichtigsten politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse lassen sich ohne eine vollständige genealogische Uebersicht überhaupt nicht würdigen. Daß hier bisher in vielen Geschichtswerken nicht genug gethan ist, hat gewiß jeder empfunden, der sich der Aufgabe gegenüber gesehen hat, sich selbst eindringende Klarheit über geschichtliche

[1]) Vgl. übrigens den Artikel von B. Röse in Ersch und Grubers Encyclopädie I. Bd. 57 (1853).

Digitized by Google

Vorgänge zu verschaffen und sie andern zu vermitteln. Wenn in der That in einer für einen großen Leserkreis bestimmten Weltgeschichte, die mit Anschauungsstoff an Bildern, Karten, Facsimiles auf das reichste ausgestattet ist, Stammtafeln gänzlich fehlen, so ist das eine schwer begreifliche Unterlassung. Ein Muster sind umgekehrt z. B. die vollständigen Stammbäume, die Lappenberg und Pauli ihrer Englischen Geschichte beigegeben haben. Nicht klein wird ferner die Zahl derer sein, die Lorenz für sein „Genealogisches Handbuch" dankbar sind und ihm gegenüber nur den Wunsch hegen, daß eine dritte Auflage wieder eine bedeutende Erweiterung und eine vollständigere Aufführung der Gemalinnen bringen möge. Man wird ruhig behaupten dürfen, daß ein lebhafteres Bewußtsein von dem Einfluß, den familiengeschichtliche Verhältnisse zu den verschiedensten Zeiten auf den Gang der Ereignisse ausgeübt haben, überhaupt eine größere Klarheit über manche historischen Zusammenhänge im Gefolge haben wird.

Seit den Tagen Gatterers — dessen „Abriß" übrigens schon Friedrich Rüß in seinem „Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums" im Jahre 1811 „höchst unvollständig" fand — ist indessen das gesamte historische Wissen so sehr fortgeschritten und so ungemein vertieft worden, daß auch die Genealogie jetzt, da sie endlich wieder einen Bearbeiter gefunden hat, auf eine völlig neue Grundlage gestellt werden mußte. Eben dies ist die Aufgabe, die Lorenz in seinem „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie [1])" sich vorgezeichnet hat. Natürlich nimmt die Darstellung der „formalen" Genealogie in dem Werke den Hauptplatz ein (S. 75—337); aber das eigentlich Interessante ist der Versuch einer naturwissenschaftlichen Begründung, die Untersuchung der natürlichen Voraussetzungen der Abfolge und Wandlungen in den menschlichen Geschlechtern, die nun einmal die Grundlage aller geschichtlichen Bildungen abgeben. Der Verfasser gelangt dabei zu einer ganzen Reihe der reizvollsten Probleme, die er nun zur weiteren Erörterung stellt, Probleme, die freilich vielleicht nur zum teil die Historie unmittelbar betreffen. Indessen soll es die Aufgabe der folgenden Seiten sein, einmal zuzusehen, in wie weit für

[1]) Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin, Wilhelm Hertz (Besserische Buchhandlung) 1898. (489 S.)

Digitized by Google

die geschichtliche Erkenntnis von dieser neuen Genealogie fruchtbare Ergebnisse sich erhoffen lassen. Wir wollen uns dabei Lorenz Gedankengang anschließen und müssen daher für einen Historiker etwas tief in naturwissenschaftliche Fragen eintauchen. Es handelt sich, kurz gesagt, um die Idee von Veränderungen im historischen Menschengeschlecht selbst als Voraussetzung alles Wechsels im historischen Werden.

Das Problem, das allem weiteren zu Grunde liegt, ist das der Vererbung und Variabilität der menschlichen Eigenschaften. Es liegt am Tage, daß dabei die Genealogie darauf angewiesen ist, die Ergebnisse anzunehmen, die andere Wissenschaften, die Zoologie, die Physiologie, die Psychiatrie, sowie die Statistik ihr darbieten. Aber sie hofft dafür auch ihnen aus der Geschichte Stoff für ihre Untersuchungen liefern zu können. Was sodann die zur Vererbung gelangenden Eigenschaften betrifft, so scheiden für die Genealogie diejenigen aus der Betrachtung gänzlich aus, die dem Menschengeschlecht ein für allemal durchgängig zukommen, die Eigenschaften, die die Art Mensch ausmachen. Sie bilden die notwendige Grundlage; aber die Genealogie kann im weiteren nur die andere Klasse von menschlichen Eigenschaften beschäftigen, durch die die einzelnen sich auszeichnen und nach denen man zwar nicht Arten, aber Typen unterscheiden könnte. Eben diese sind auch in der Vererbung von Individuum zu Individuum einer Abwandlung, der Variabilität unterworfen. Dabei kommt nun aber noch ein Problem in Frage, nämlich das der Möglichkeit der Vererbung der von einem Individuum während seiner Lebensdauer erworbenen Eigenschaften. Im Gegensatz dazu stehen die ihm schon von seinen Eltern und Vorfahren her überkommenen und nur durch Mischung, durch Kreuzung variirten. Lorenz thut wohl Unrecht, wenn er auf diese Unterscheidung für die Genealogie keinen Wert legen will. Mir scheint sie von grundsätzlicher Bedeutung. Denn wie will man überhaupt zu Ergebnissen gelangen, so lange man es unentschieden läßt, ob es als möglich angenommen werden soll oder nicht, daß Jemand von seinem Vater eine Eigenschaft ererbt habe, die dieser selbst sich erst durch Uebung oder Zufall angeeignet hat.

Die neuere Naturwissenschaft neigt immer mehr zur Verneinung der Frage. Dabei wird indessen, wie mir scheint, noch

Digitized by Google

ein weiterer Unterschied zu beachten sein. Wenn es nämlich im übrigen auch nicht möglich ist, daß Jemand selbsterworbene Eigenschaften auf seine Nachkommen vererbt, so wird sich doch nicht abweisen lassen, daß er eine Verschlechterung seiner Körperkonstitution, die er sich durch ungeeigneten Lebenswandel zugezogen, also erworben hat, auf seine Nachkommen übertragen kann. Der Grund wird darin zu sehen sein, daß durch die allgemeine Schwächung seines Körpers auch seine Fortpflanzungskraft in Leidenschaft gezogen ist. Es würden also die pathologischen Eigenschaften auszuscheiden und den gesunden entgegenzustellen sein; ein Gesichtspunkt, dessen grundsätzliche Bedeutung noch klar werden wird. Denn die zuletzt genannten sind als die allein artenbildenden oder innerhalb der Art Mensch typenbildenden Eigenschaften zu betrachten. Die pathologischen dagegen geben keine neuen Typen, sondern führen zu Degeneration und Absterben.

Was nun die genealogische Behandlung der Vererbung betrifft, so ist dabei zurückzugehen auf die Unterscheidung der beiden genealogischen Grundformen: Stammbaum und Ahnentafel. Während der Stammbaum die Nachkommenschaft eines Stammelternpaares umfaßt, geht die Ahnentafel von einem Individuum oder von ihm und seinen Geschwistern aus aufwärts zu seinen Eltern, Großeltern, Urgroßeltern und sämtlichen höheren Ahnen durch so viele Generationen hindurch, als ihr Nachweis möglich oder zweckdienlich sein mag; doch stets so, daß innerhalb jeder Generation die ihr angehörigen Personen, soweit sie nachweisbar sind, sämtlich verzeichnet werden müssen. Es ist klar: soll die Vererbung der Eigenschaften, die Jemand besitzt, untersucht werden, so darf man nicht — wie der Dilettant es vielleicht thun würde — seinem Stammbaum nachgehen, der nur zu einem seiner Voreltern-paare hinaufführt; sondern es ist, so lange die Erfahrung lehrt, daß Eigenschaften eben sowohl von der Mutter wie vom Vater übertragen werden, ausschließlich die Ahnentafel zu Rate zu ziehen, auf der allein die sämtlichen Vorfahren verzeichnet stehen, die in letzter Linie das fragliche Individuum mit seinen Eigenschaften hervorgebracht haben. Jene Erfahrung aber wird in vollem Umfange von der Physiologie bestätigt, die nachgewiesen hat, daß bei der Befruchtung eine durchaus gleichwertige Mischung väterlicher und mütterlicher Bestandteile stattfindet (vgl. die Mitteilungen

Digitized by Google

Verworns und die Tafel bei Lorenz S. 344 ff.). Nur Nährmaterial wird mütterlicherseits in größerem Maße zugeführt.

Demgegenüber erhebt sich die Frage: wie erklären sich die großen *Verschiedenheiten*, die — ganz abgesehen vom Geschlechtsunterschied — allerorten *unter Geschwistern* zu beobachten sind? Man wird zugestehen müssen, daß die festgestellte Gleichwertigkeit eben nur so weit geht, als alle Menschen gleich sind, so weit wie die der Art Mensch gemeinsamen Eigenschaften, eine Gemeinsamkeit, deren Vorhandensein bei Mann und Weib die Voraussetzung für die Möglichkeit der Befruchtung überhaupt abgiebt. Die weitere Beantwortung aber wird die Genealogie wohl schlechterdings der Physiologie überlassen müssen. Und ferner wird auch die gründlichste Durchforschung der Ahnentafel nicht irgend einen allgemeinen Satz darüber herausbringen, welche Eigenschaften der Mensch vom Vater und welche er von der Mutter ererbt. Denn über Schopenhauers metaphysisch begründete Hypothese wird man ebenso zur Tagesordnung übergehen dürfen, wie über die Vermutungen des Aristoteles (vgl. Lorenz S. 339 f. u. 418 f.). Es findet überall eine vollständige Verschmelzung der Eigenschaften beider Erzeuger, die sie wiederum von ihren Vorfahren haben, statt, die aber in jedem Individuum eine besondere, einstweilen nicht weiter zu erklärende Ausprägung erhält. Die Unterscheidung von *physischen*, *moralischen* und *intellektuellen* Eigenschaften dabei besitzt aber nur einen Ordnungswert; denn es wird sich nur physisches übertragen lassen, und für den, dem bei den intellektuellen und und sittlichen Eigenschaften ein metaphysisches mitspielt, wird dieses doch gewiß nicht mit vererbt.

Dagegen ergiebt sich für die Genealogie als legitimes Problem: wie ist es gegenüber der gleichmäßigen Mischung väterlicher und mütterlicher Bestandteile möglich, daß sich ein bestimmter *Familiencharakter* herausbildet und Generation nach Generation hindurch erhält? Man sollte meinen, daß er sich in jeder neuen Generation abwandeln, verwischen und bald ganz verlieren müßte. Man kann überall beobachten, wie bald das eine, bald das andere Kind, bald der Sohn, bald die Tochter entweder dem Vater oder der Mutter im Aeußern, im Wesen oder an geistigen Anlagen ähnlich ist. Wie sollte es da zu erklären sein, daß gerade von Stammhalter zu Stammhalter sich ein besonders ausgeprägter Typus übertrüge?

Digitized by Google

Und doch treten wenigstens der oberflächlichen Umschau solche erblichen Familientypen entgegen. Man kann auch nicht leugnen, daß dieser Frage ein allgemeines historisches Interesse beiwohnt. Da also ersteht der Genealogie die schöne Aufgabe, das Material zu sammeln und zu sichten und kritisch festzustellen, bis zu welchem Umfange jene vorläufige Beobachtung der Wirklichkeit entspricht. Auszuscheiden sind natürlich Fälle, wo wiederholt Ehen mit Verwandten stattgefunden haben, denn da ergiebt sich die Ausprägung eines Familiencharakters von selbst.

Die Forschung hat sich vorzugsweise auf die Vererbung geistiger Eigenschaften geworfen, trotzdem die moralischen der Beobachtung im allgemeinen leichter zugänglich sein werden, und trotzdem mit der Feststellung der regelmäßigen Vererbung auch nur der äußerlichen Besonderheiten in der Familie die Frage des Thatbestandes — die einzige, deren Beantwortung dabei der Historie zufallen kann — bereits gelöst wäre. Mit den geistigen Eigenschaften nämlich hat es seine besondere Schwierigkeit. Lorenz bemerkt Anderen gegenüber mit Recht, daß der bloße Umstand, daß ein Sohn den Beruf seines Vaters ergreift, noch kein Beweis dafür ist, daß er die zur Ausübung nötigen Fähigkeiten geerbt hat. Die Schwierigkeit aber besteht darin, unter den vielfachen Befähigungen des Durchschnittsmenschen eine besondere Begabung nach einer bestimmten Richtung überhaupt festzustellen. Denn das Genie ist selten und vererbt sich nicht von Geschlecht zu Geschlecht. Um etwa eine besondere militärische Beanlagung bei den Hohenzollern feststellen zu können, darf man nicht billig verlangen, daß die Mehrzahl unter den Vorgängern Friedrichs II. auf dem brandenburgisch-preußischen Throne, wie er, Feldherren ersten Ranges gewesen seien. Sehr hervorragende Begabung setzt sich auf jedem Gebiet aus einer Mehrzahl von Eigenschaften zusammen, auf deren glückliches Zusammentreffen es ankommt, die aber in ihrer Vereinzelung meist schwer nachzuweisen sind, da, wer nur die eine oder andere von ihnen besitzt, mit ihr nicht wohl hervortreten kann. So wird das Genie durch eine glückliche Amphimixis hervorgebracht, ohne daß in dem Stammbaum eine allmähliche Steigerung der Begabung wahrgenommen oder vorausgesetzt werden könnte. Wenn es sich aber nicht weiter vererbt, wenn die größten Denker auf allen Gebieten meist keine oder nur wenig lebensfähige Kinder

gitized by Google

und weitere Nachkommen noch seltener erzeugt haben, so scheint mir das aus der eigentlichen Vererbungsfrage herauszufallen und vielmehr mit dem ganz anders gearteten Problem des Verfalls zusammenzuhängen.

In den Bereich der Ahnentafel gehört auch das Problem der Belastung, der Vererbung pathologischer Eigenschaften. Erscheint die Genealogie dabei im wesentlichen mit dem Anspruch einer Hilfsdisziplin der Psychiatrie, — wobei es dahin gestellt bleiben mag, ob es sich bei den von Lorenz dieser Wissenschaft nachgesagten Unterlassungssünden nicht um eine bloße Nachlässigkeit des Ausdrucks handelt — so ist es manchmal doch auch historisch nicht uninteressant zu verfolgen, wie Krankheitserscheinungen verschiedener Art in jüngeren Generationen durch unglückliche Kreuzungen sich kumulieren und endlich zum Wahnsinn zu führen scheinen. Ein genügendes historisches Interesse setzt allerdings eine gewisse Evidenz und Glaubhaftigkeit des Vorgangs voraus, die durch ein nicht zu vereinzeltes Auftreten der Krankheiten unter den zahlreichen Individuen einer oder mehrerer verwandter Ahnentafeln geliefert wird. In diesem Falle aber wird gewöhnlich ein weiteres Moment mitspielen, von dem nun die Rede sein soll.

Das häufige Aussterben regierender Geschlechter im Mannsstamm, vor allem der regierenden Linie innerhalb einer weiteren Familie, ist eine der auffälligsten Erscheinungen der Geschichte, und wenige Ereignisse haben zu so vielen Kriegen und politischen Umwälzungen den unmittelbaren Anlaß gegeben. Ohne Zweifel können die Ursachen jener Erscheinung mannigfaltiger Art sein; aber es wird sich nicht verkennen lassen, daß in sehr vielen Fällen das Aufhören eines Geschlechtes durch das Ausbleiben männlicher Nachkommenschaft herbeigeführt und demnach auf Gründe zurückzuleiten ist, die in den natürlichen Verhältnissen der einzelnen Familie selbst beruhen. Unter diesen Gründen aber steht allem Anschein nach die Gewohnheit der Verwandtenehe, die Inzucht, an erster Stelle. Lorenz freilich behandelt die Inzucht ausschließlich als ein außerordentlich wertvolles Mittel der Rassenveredlung, wobei er sich auf die Erfahrungen der Tierzüchter beruft. Aber auch die Tierzüchter können günstige Ergebnisse durch Inzucht nur wenige Generationen hindurch erzielen; dann benötigt sich die Zuführung neuen Blutes, oder Degeneration tritt ein. Ueberhaupt

Digitized by Google

ist, wie namhafte Vertreter der Physiologie mich versichern, die ganze Natur in Tier- und Pflanzenreich geradezu gegen die Inzucht angelegt. Findet doch selbst bei der Blüte, die männliche und weibliche Organe in sich vereinigt, die Befruchtung nicht durch den Staub der eigenen Staubgefäße statt, sondern ausschließlich durch den von Insekten von außen herbeigetragenen.

In der That reden die Stammbäume eine nur zu deutliche Sprache, die das Aufsuchen entlegener Ursachen eigentlich unmöglich macht. Was die Ptolemäer betrifft, die sich trotz vorwiegender Inzucht acht Generationen hindurch erhalten haben, so können wir das Experiment nicht als ein reines hinnehmen, denn von Zeit zu Zeit ist es durch Ehen mit Fremden gestört worden. Und gleichwohl wird die letzten Ptolemäer niemand als Muster kräftiger Regenten hinstellen wollen, trotz aller Reize der Kleopatra (Lorenz S. 325 f., 473 f.). Schlagend ist dagegen die Tafel der Ehen von Welfen mit Welfinnen, die Moriz Otto seiner Dissertation („Ueber Geschichte, Wesen und Aufgaben der Genealogie", Gräfenhainichen 1895) beigegeben hat. Unter vierzehn solchen Ehen sind, bei diesem sonst so fruchtbaren Geschlecht, sieben überhaupt kinderlos geblieben; in zweien ist je ein Kind erzielt worden, in zwei weiteren je zwei, die jedoch in dem einen Falle jung gestorben sind; und nur drei unter den vierzehn Ehen kann man eigentlich fruchtbar nennen. Das klassische Beispiel sind indessen die Habsburger des 16. und 17. Jahrhunderts, bei denen es wirklich verlohnt, sich die verzwickten, in Kürze gar nicht mehr auszudrückenden Verwandtschaften klar zu machen, die zwischen den Eheschließenden zu bestehen pflegten. Schon bei der Geistesstörung des unglücklichen Don Carlos wird dieses Moment mitgespielt, mindestens es bewirkt haben, daß gerade bei ihm die Belastung von seiner Urgroßmutter Johanna der Wahnsinnigen her wirksam wurde. Er besaß statt acht Urgroßeltern nur vier, indem seine Großeltern väterlicherseits Geschwister der mütterlichen Großeltern waren, und statt sechzehn Ururgroßeltern nur sechs (vgl. Lorenz S. 452). Ueber die Ehen zwischen den beiden Häusern Habsburg sodann, dem deutschen und dem spanischen, giebt Otto S. 42 einen Ueberblick. Sie beginnen damit, daß Kaiser Maximilian II. seine Kousine Maria von Spanien heiratet, und dann Marias Bruder, Philipp II. von Spanien Anna, die Tochter dieses Paares,

Digitized by Google

also seiner Schwester und seines Vetters. Es ist aber nicht richtig, wenn Lorenz S. 461 Philipp III., den Sproß der letztbeschriebenen Ehe, genealogisch auf die gleiche Stufe stellt, wie seinen Halbbruder Don Carlos. Denn abgesehen davon, daß Philipp II. diesmal nicht seine Kousine, wie Lorenz sagt, sondern seine Nichte heiratete, so besaß Philipp III. acht Urgroßeltern gegenüber den vieren des Carlos, ein Vorzug, der dadurch nicht aufgehoben wird, daß das eine Urgroßelternpaar, Karl V. und Isabella von Portugal, auch als Großeltern auftreten. Philipp III. selbst und seine Gemahlin Margareta von Oesterreich waren Geschwisters-Enkel. Dann aber hat seine Tochter Maria Anna ihren Vetter Ferdinand III., sein Sohn Philipp IV. aber die Tochter dieses Paares, ebenfalls Maria Anna mit Namen, geheiratet, und deren Bruder, Kaiser Leopold I., die Tochter seiner Schwester und seines Vetters, Margareta Theresia. Philipps IV. Sohn Karl II. starb kinderlos, der letzte spanische Habsburger; Leopold I. und Karls Schwester erzeugten nur eine Tochter, die früh verstorbene Maria Antonia. Das unzeitige Ende deren Sohnes Joseph Ferdinand von Baiern war es, was den spanischen Erbfolgekrieg zur Folge hatte. Die beiden Söhne Kaiser Leopolds, Joseph I. und Karl VI., entstammten einer anderen Ehe. Wenn aber Frauen des Habsburgischen Geschlechts in fremde Familien, wie in die bourbonische, die lothringische, geheiratet, und wenn sie dort eine zahlreiche Nachkommenschaft gefunden haben, so deutet das eben darauf hin, daß es die Inzucht gewesen ist, die das Aussterben der männlichen Linie herbeigeführt hat. Und wenn Nachkommen unehelicher Verbindungen früherer Habsburger noch heute vorhanden sein sollten, so würde das dasselbe bestätigen.

Anders liegen die Dinge mit dem, was Lorenz Inzucht im weiteren Sinne nennt; die Inzucht, die schließlich stattfindet, wenn die Bewohner einer kleinen Südseeinsel oder einer kleinen deutschen Enklave in slavischem oder magyarischem Lande Generationen hindurch nur unter sich heiraten. Da muß es ja nach der Zahl der Stammpaare eine lange Reihe von Jahrhunderten dauern, ehe die üblen Folgen mangelnder Zufuhr frischen Blutes von auswärts hervortreten. Von größeren Volkseinheiten, wie die der paar mal hunderttausend Sachsen in Siebenbürgen oder gar der anderthalb Millionen Kelten in Wales (Lorenz S. 319) ist da gar nicht erst zu reden. Und auch bei

Digitized by Google

jenen Volkssplittern wird man in der Frage ihrer Abschließung kaum vorsichtig genug sein können. Ich erinnere an die hübsche Schilderung, die Gottfried Keller von der Einwohnerschaft des Heimatsdorfes des Grünen Heinrich giebt. „Das Dorf zählt kaum zweitausend Bewohner, von welchen ein paar hundert den gleichen Namen führen; aber höchstens zwanzig bis dreißig von diesen pflegen sich Vetter zu nennen, weil die Erinnerungen selten bis zum Urgroßvater hinaufsteigen." Wenn hie und da eine Braut einen Teil des heimischen Besitzes nach auswärts verschleppt, „so unternehmen die jungen Burschen dafür häufige Raubzüge bis acht Stunden weit und sorgen für hinlänglichen Ersatz, sowie dafür, daß die Gemütsanlagen und körperlichen Physiognomien der Gemeinde die gehörige Mannigfaltigkeit bewahren, und sie entwickeln hierin eine tiefere und gelehrtere Einsicht für ein frisches Fortgedeihen, als manche reiche Patrizier- oder Handelsstadt und als die europäischen Fürstengeschlechter." Ueberhaupt hat darüber unter Menschen in natürlichen Verhältnissen niemals ein Zweifel bestanden. Gänzlich auf Irrtum aber beruht es, wenn Lorenz meint, in den meisten ländlichen Orten in Europa sei die Einwohnerschaft, als einer bestimmten Grundherrschaft angehörig, seit langen Jahrhunderten auf Inzucht angewiesen gewesen und deshalb hundert- und tausendmal unter einander verwandt (S. 320 f.). Es ist bekannt, daß es schon früh Freizügigkeitsverträge unter den benachbarten Grundherrschaften gab. „Manche Gotteshäuser gestatteten ihren Grundhörigen schlechthin die Verheiratung mit Hörigen geistlicher Fürsten" (Schröder, Rechtsgeschichte[3], S. 450[91]). Und gar im 13. und 14. Jahrhundert war die Stellung der deutschen Bauern eine so günstige geworden, daß sie Erlaubnis zur Verheiratung nach außen allgemein sehr leicht erhielten. Dabei sehe ich noch davon ab, daß es eine Menge Bauern gab, die einer solchen Erlaubnis überhaupt garnicht erst bedurften, sowie davon, daß der Besitz der einzelnen Grundherrschaft weit im Lande zerstreut zu liegen pflegte und wenigstens in den alten Dörfern regelmäßig Hörige und Eigenleute verschiedener Herren bei einander wohnten, was allein schon zu einer vielfachen Mischung der Bevölkerung führen mußte.

Diese Fragen leiten uns schon hinüber von den wesentlich familiengeschichtlichen und biographischen Problemen zu den un-

Digitized by Google

endlich intereſſanteren, die ſich der Genealogie in der Geſchichte der Stände, Generationen und Völker und ſchließlich im Geſamtzuſammenhange der Weltgeſchichte darbieten. Selbſtverſtändlich bleiben es einſtweilen Probleme; ihre Löſung iſt der Zukunft vorbehalten.

Die Genealogie beſchäftigt ſich, das braucht wohl kaum betont zu werden, unmittelbar ausſchließlich mit dem Individuum und ſeinen Vorfahren und Nachkommen. Aber ſie gedenkt gerade von ihrem Standpunkte aus ganz neue Lichter auch auf Maſſenerſcheinungen zu werfen, indem ſie die Geſchichte der Völker und Stände in die Betrachtung einer Unzahl von einzelnen Stammbäumen auflöſt. Es iſt beiſpielsweiſe längſt bekannt, daß der deutſche Adel nicht einen ſeit Urzeiten abgeſchloſſenen Stand darſtellt, daß er zu einem ſehr großen Teile aus dem unfreien Stande der Miniſterialen, zum Teil aus noch anderen Kreiſen hervorgegangen iſt. Es wird nun nicht zu leugnen ſein, daß ſich von der Genealogie, indem ſie es unternimmt, die Geſamtmaſſe der vorhandenen adeligen Stammbäume unter dieſem Geſichtspunkte zu bearbeiten, über jene im allgemeinen bekannte Thatſache die wichtigſten näheren Aufſchlüſſe erwarten laſſen. Iſt es doch wiſſenſchaftlich nur geſtattet, allgemeine Sätze durch ein möglichſt ausgedehntes Material von Einzelbeobachtungen zu begründen. Ferner wird — vorausgeſetzt, daß Stammbäume und ſonſtige familiengeſchichtliche Dokumente genügende Mitteilungen der Art enthalten — das willkommenſte Licht auf das politiſche, wirtſchaftliche und ſonſtige Verhalten jenes Standes zu verſchiedenen Zeiten fallen. Und wenn auch nur noch aus bürgerlichen Kreiſen ein einigermaßen entſprechendes genealogiſches Material ſich beibringen läßt, ſo wäre man ſofort bei einer genealogiſchen Geſchichte des Volkes angelangt. Denn der Bauernſtand würde immerhin als der Mutterſchoß der höheren Stände auch bei dieſen figurieren. Man würde Aufſchlüſſe erhalten über die Schickſale der ſtädtiſchen Bevölkerung, ihre Ergänzung vom Lande her, das Aufſteigen der Eingewanderten und ihrer Nachkommen zu den höheren ſtädtiſchen Geſellſchaftsklaſſen, das Ausſterben von Familien, die dieſen angehören, die Frage, in wie weit die noch heute blühenden patriziſchen Geſchlechter ihren Beſtand einer einmaligen oder öfteren Auffriſchung ihres Blutes zu danken haben. Man könnte darin eine Erweiterung

Digitized by Google

von Arbeiten wie die Büchers über die Bevölkerung von Frankfurt am Main, die Eduard Ottos über Butzbach und namentlich die Bungers über den Bezirk Unterlan in Köln sehen. Die wirklichen konnubialen Verhältnisse der Stände unter einander, im Gegensatz zu den gesetzlichen Normen gedacht, würden sich besonders interessant darstellen. Es ist nicht recht ersichtlich, warum Lorenz gegen den heutigen Sprachgebrauch des Wortes „Stand" eifert und es auf den Begriff des genealogisch wie sonderrechtlich streng abgeschlossenen beschränken will. Denn eigentliche Kasten haben bei uns zu keiner Zeit bestanden. Schon das reichhaltigste Bild dieser Verhältnisse, das wir aus der Blütezeit des geburtsständischen Wesens innerhalb des Mittelalters besitzen, das Domesday-book, läßt das durch die lange Stufenfolge seiner Bezeichnungen für die verschiedenen Arten von Landbesitzern und Unterthanen erkennen, deren Abgrenzungen gegen einander zum Teil heute noch nicht aufgehellt sind.

Die letzten Probleme aber, zu denen der Genealog sich erhebt, sind die des Wechsels der Generationen und des Fortschritts. Wenn es überhaupt einen Fortschritt giebt, der der Rede wert ist, urteilt Lorenz, so kann es nur ein Fortschritt sein, der in dem Menschengeschlecht selbst sich vollzieht. Der „technische" Fortschritt bedeutet nur eine Verbesserung der Werke. Der gesellschaftliche Fortschritt, an dem nach meiner Meinung das eigentliche Interesse hängt, und von dem man gewiß auch unabhängig von den Ergebnissen der Genealogie wird handeln können, ist dem Gegenstande des Buches gemäß nur kurz berührt (S. 48 f.). Jeder objektive Fortschritt aber, sagt Lorenz, setzt einen subjektiven Fortschritt voraus, die veränderte Wirkung eine veränderte Ursache, die eben nur in den veränderten Menschen liegen könnte (S. 49). Und wenn Ranke das Fortschrittsproblem im genealogischen Sinne verworfen, wenn er, „der außerordentlichste Kenner der menschlichen Natur", während einer Vergangenheit von mehr als dreitausend Jahren in dieser Beziehung keine wesentlichen Variabilitäten wahrgenommen hat, so hat er mit diesem Bekenntnis dem ganzen Problem erst die exakte Grundlage geschaffen, von der die wissenschaftliche Genealogie nicht mehr abzusehen vermag (S. 47 f.). Die einzigen Gesetze ferner, auf deren immer erneute Wirksamkeit der Historiker mit voller Sicherheit rechnen kann, sind

Digitized by

die des Geborenwerdens und Sterbens (S. 33). Wer mehr will, ist in der Lage des Mannes, der am Ufer steht und in gewissem Zeitmaß die andrängenden Wellen aufeinander folgen sieht: „aber indem er sich dieser Beobachtung erfreut, ist seine ganze Weisheit auch schon am Ende" (S. 57). Hierbei vergißt Lorenz aber wohl, daß dem Physiker die Gesetze des Wellenschlags recht gut bekannt sind.

Wie dem auch sei, der Standpunkt des Genealogen ist klar. Für ihn kann es sich bei den großen und kleinen Umwälzungen der Völkergeschichte nur um Wirkungen der Veränderungen handeln, die in dem Menschen selbst von einer Generation zur andern vor sich gegangen sind. Wenn daher Gervinus (S. 52 f.), gestützt auf die Beobachtungen des Aristoteles, prophezeite, daß die autokratisch gesinnten Regierungen seiner Zeit am Schlusse des Jahrhunderts vor einer demokratischen Strömung würden zurückweichen müssen, und wenn die Ereignisse ihm in großem Maßstabe Recht gegeben haben, so befand er sich gleichwohl im Unrecht, insofern er ein historisches Gesetz dabei als wirksam annahm. Es handelt sich vielmehr nur um einen Wechsel der Gesinnungen und Gefühle der europäischen Menschheit, darum, daß eine Pietätsempfindung, „mag man sie psychologisch oder physiologisch erklären wollen", „im Vererbungsprozeß der Generationen sich verloren hat, und eine große Zahl von Söhnen und Enkeln nun hassen, was die Väter geliebt, und lieben, was diese gehaßt haben." Aufgabe der Genealogie würde es demnach sein, festzustellen, nach welcher Regel solche Meinungswechsel in den Generationen sich vollziehen, in wie weit die Söhne und in wie weit erst die Enkel von dem Sinne der Väter abweichen, und in welchem Umfange in manchen Familien und selbst Volkskreisen dieselben Gesinnungen von Generation zu Generation unentwegt festgehalten werden. Gleichwohl hätten die Regierungen zu Gervinus Zeiten vielleicht gut gethan, es sich als historisches Gesetz zu merken, daß Druck Gegendruck erzeugt oder daß geistige Mächte sich nicht durch Gewaltmaßregeln unterdrücken lassen, und zu erwägen, ob nicht Aristoteles Beobachtung am Ende etwas mehr bedeutete als eine bloße „Fanfaronade".

Auf einem Gebiete glaubt Lorenz indessen einen wirklichen Fortschritt der angegebenen Art immerhin erkennen zu können, auf dem der Musik (S. 67 ff.), in der „allmählichen Entwickelung,

Digitized by Google

in welcher die Harmonie mehr und mehr dem menſchlichen Ohr als wohlthuende Wirkung akuſtiſcher Vorgänge erſchien". Die in der Muſik hervortretenden kompoſitionstechniſchen Fortſchritte wären „beſonders geeignet, Rückſchlüſſe auf die neueren Veränderungen der muſikaliſchen Empfindungsorgane zu geſtatten." Dann wird der Genealoge, da ja das muſikaliſche Empfindungsvermögen der heutigen Menſchen unter einander ein ungemein verſchiedenes iſt, bei der tiefer dringenden Unterſuchung dieſer Frage die einzelnen Stammbäume muſikaliſcher Familien rückwärts verfolgen müſſen, oder beſſer mit Hilfe der Ahnentafeln zu ergründen bemüht ſein, wie jene muſikaliſche Vervollkommnung auf dem Wege glücklicher Kreuzungen zuſtande gekommen iſt [1]).

Die muſikaliſche Begabung iſt eine höchſt perſönliche. Wie hier der Fortſchritt ſich nur innerhalb einzelner Familien vollziehen könnte, ſo müßte der Fortſchritt der Menſchheit im großen in den einzelnen Völkern vor ſich gegangen ſein. Den Genealogen intereſſiert daher über alles die Reinhaltung der Nationen gegenüber andern und die Veränderungen, die durch Völkermiſchung bewirkt worden ſind. Der Lebenslauf des einzelnen Volkes ſtellt ſich ihm ähnlich dar wie der der einzelnen Familie. Wie die Familie aus niederen Lebenskreiſen emporſteigt zu höherer Bethätigung, in der Hervorbringung des Genies den Höhepunkt erreicht, um dann abzuſterben (vgl. oben S. 158), ſo ſteigt das geſchichtliche Volk, blüht und geht unter, wenn „die natürliche Abnahme der Fortpflanzungspotenzen des höheren kultivierten Individuums" ſich einſtellt (S. 487). Ein ſolcher Vorgang hat zur Vorausſetzung, daß ſämtliche Teile eines Volkes, alle einzelnen Familien, aus denen es ſich zuſammenſetzt, allenfalls bis auf einen

[1]) Lorenz nimmt bei den Haustieren eine Vererbung von Eigenſchaften, „die im pſychiſchen Sinne unzweifelhaft für erworben gelten können", an (S. 66 f.). Die Jungen der Haustiere tragen von Geburt einen zahmen Charakter, ſo daß man bei ihrer Abrichtung nicht dieſelben grauſamen Zwangsmaßregeln anwenden muß, wie bei gefangenen Jungen von Tieren derſelben Art, die in der Wildheit leben. Dies iſt die Grundlage für einen Analogieſchluß auf einen ähnlichen Fortſchritt der Menſchen vermittelſt der Vererbung erworbener Eigenſchaften. Allein es handelt ſich auch bei den Haustieren nicht um eine ſolche im techniſchen Sinn, ſondern um ein Ergebnis geſchlechtlicher Zuchtwahl: von vornherein gelang die Zähmung nur ausnahmsweiſe frommer gefangener Tiere. Deren Nachkommen durch Kreuzung der zahmſten ſind unſere Haustiere.

unbedeutenden Reſt, dieſen Prozeß durchmachen, bis kein Bauernſtand übrig iſt, aus dem den höheren Schichten friſches Blut zugeführt werden kann. Iſt dieſer Punkt erreicht, ſo vermag das Volk nicht länger ſeinen naturfriſchen Nachbarn Widerſtand zu leiſten. Er wird unterworfen, und eine neue Völkermiſchung tritt ein, eine neue Kultur nimmt ihren Anfang. Genealogiſche, nicht aber politiſche und wirtſchaftliche Urſachen ſind es daher, die den Untergang der alten Welt im letzten Grunde herbeigeführt haben. So ſtellte ſich dem Genealogen der Ablauf der Weltgeſchichte in drei Stufen dar (S. 329 ff.): A) ſtrenge Einhaltung des Grundſatzes der Ebenbürtigkeit nach Ständen und Kaſten; B) Durchbrechung dieſes Grundſatzes, Zulaſſung der Plebejer zum Connubium mit den Patriziern, Ausdehnung des Ebenbürtigkeitsbegriffes auf alle Volksgenoſſen; C) Öffnung des Limes, Einſtrömen der Barbaren, Miſchung der Völker. Und indem für den Genealogen jeder Fortſchritt die Veredlung der Raſſe zur Vorausſetzung hat, nur auf ihr beruhen kann, ſo iſt jede ſolche Miſchung, jede Erweiterung der Ebenbürtigkeit, jede „Verminderung des Ahnenverluſts", wie er es ausdrückt, ſchädlich. Und als Abſchluß erhebt ſich das Geſpenſt eines Weltbürgertums, der Miſchung aller Raſſen, das den Untergang aller Kultur bedeuten würde. Inzwiſchen wird man doch wohl dabei bleiben dürfen, daß jene Miſchungen eigentlich erſt durch politiſche und wirtſchaftliche Urſachen veranlaßt worden ſind, daß ſolche beiſpielsweiſe es bewirkt haben, daß zur Zeit des Einbruchs der Barbaren in Italien kein kräftiger, einheimiſcher Bauernſtand vorhanden war. Man darf da nicht die Wirkung an die Stelle der Urſache ſetzen. Und der Nicht-Genealoge wird nach wie vor es ſich nicht nehmen laſſen, der cauſalen Verknüpfung der politiſchen und wirtſchaftlichen Vorgänge auch unabhängig von den Fragen der Ebenbürtigkeit nachzuſpüren. Daß im übrigen Aenderungen in der Miſchung der Völker für das geſamte geſchichtliche Leben von der größten Bedeutung ſind, wird ſchon durch den Satz ausgeſprochen, daß jede Kultur nur eine nationale ſein kann. Es iſt gewiß nie in Zweifel gezogen worden, daß z. B. die eigentümliche Kultur jedes der romaniſchen Völker weſentlich bedingt iſt durch die Vermiſchung der früheren Bewohner Frankreichs, Italiens, Spaniens mit Germanen, die das Ergebnis der Völkerwanderung war. Nur wird man dann auf

dieſen Vorgang nicht die Kategorie des ſchädlichen anwenden dürfen. Sollte es indeſſen der Genealogie gelingen, die Verhältniſſe jener Miſchungen im einzelnen Falle weiter aufzuhellen, ſo wird die allgemeine Geſchichtsforſchung ihr dafür jedenfalls nur dankbar ſein können. —

Ich habe verſucht, die intereſſanten Probleme, die Lorenz aufwirft, in Kürze darzuſtellen. Zu mancherlei Einwendungen bot ſich Anlaß: manchmal habe ich ſie auch nur angedeutet. Es ſchien am beſten, die Sache für ſich ſelber reden zu laſſen und dem Leſer die Schlußfolgerungen anheimzuſtellen. Für mehr als Probleme hat jedenfalls Lorenz ſelbſt einen großen Teil ſeiner Ausführungen nicht ausgeben wollen, und es wäre unbillig, von dem, der der Wiſſenſchaft neue Aufgaben ſtellt, auch ſogleich ihre Löſung zu verlangen. Als Schwächen der neuen Genealogie wird man einmal ihre große Abhängigkeit von der Naturwiſſenſchaft anſehen, ſodann die Schwierigkeit der Beſchaffung ausreichenden Materials, und endlich den Umſtand, daß die Beobachtungen, auf die ſie ſich ſtützen will, der Natur ihres Gegenſtandes nach oft unſichere, unzuverläſſige ſind. Allein es wäre einſeitig und hieße dem freien Geiſte der Wiſſenſchaft zuwiderhandeln, wollte man einem ernſtlichen Beſtreben, der Erkenntnis des Lebens neue Bahnen zu eröffnen, im voraus die Berechtigung abſprechen, weil ſeine Ergebniſſe einſtweilen zweifelhaft erſcheinen mögen. Und ſo wird man der jungen Wiſſenſchaft nur guten Fortgang wünſchen wollen, auf alle Fälle aber ſich der gebotenen geiſtigen Anregung freuen.

Nachtrag: Herr Profeſſor Lorenz hat die Güte gehabt, mir einen Abdruck des recht intereſſanten Vortrags über „Familientypus und Familienähnlichkeiten“ zu überreichen, den ſein Schüler Graf Theodor Zichy am 11. März d. J. vor der Münchener Anthropologiſchen Geſellſchaft gehalten hat[1]). Hier wird die Frage, die Lorenz aufwirft, ob eine beſondere Vererbung durch den Vater ſtattfindet, auch nach den Ergebniſſen hiſtoriſcher Forſchung verneint. Auf Grund einer Sammlung von 4000 Bildniſſen iſt Graf Zichy zu dem Schluß gekommen, daß in manchen Familien ſich ein durch längere Geſchlechtsfolgen erblicher Typus feſtſtellen

[1]) Korreſp.-Blatt der deutſchen anthrop. Geſellſchaft. 1898, Nr. 6 ff.

läßt, in anderen nicht. Zu denen, wo es der Fall ist, gehören die Habsburger, die Württemberger, Zähringer, Oranier, zu den anderen die Bourbonen, die Hohenzollern, die Wittelsbacher. Man wird sich aber etwas bestimmter, als der Autor es thut, dahin aussprechen müssen, daß Inzucht es ist, was den konstanten Typus erklärt: „Ahnenverlust" allein thut es freilich nicht. Unter 30 Ahnen Leopolds I. findet Zichy 17 Habsburger, darunter 10 männliche; bei Karl II. unter 30 je 21 und 13. Wenn aber Ludwig XV. unter 62 Ahnen nur 14 Habsburger hat, so liegt kein Grund vor, sich zu wundern, daß er von ihrem Typus nicht viel geerbt hatte.

Verordnungen gegen Luxus und Kleiderpracht in Hamburg.

Von Julius Schwarten.

II.

Die bisherigen Verordnungen geben Zeugnis, daß der gesetzlich noch erlaubte Aufwand schon vor nahezu 300 Jahren ein bedeutender war, und daß Familienfeste auf eine luxuriöse Weise gefeiert wurden, die wir wenig mehr kennen.

Mit dem Jahre 1618 folgte bekanntlich die schreckensvolle Zeit des furchtbarsten aller Kriege, der das äußerst stark befestigte und wohlbewehrte Hamburg allerdings wenig geschädigt hat. Hinter seine sicheren Mauern flüchteten sich die wohlhabenden Leute der Umgegend mit ihrer Habe. Die Stadt verstand es, sich die Elbe offen und den Handel frei zu erhalten, so daß, trotz Hunger, Seuche, Tod und maßlosem Elend drinnen weit im Reich herum, hier der Reichtum sich kaum verminderte. Das erhellt zum Teil abermals aus den 1624 und 1634 [1]) erwähnten Erlassen über Aufwand und Pracht. Daß der Rat auch in dieser so wild bewegten und alles nivellierenden Zeit dennoch Muße fand, über alle Verordnungen, auch die geringfügigsten, zu wachen, geht u. a. hervor aus dem 1645 erlassenen „Mandat wegen der Abkündigung, Anmeldung beim Kuchenbäcker und Bestellung der Musikanten auf den Hochzeiten". Wie man aus dem Titel einigermaßen ersieht, berührt dies Mandat nicht gerade den Luxus unmittelbar, sondern bezieht sich auf einige Mißbräuche und Unordnungen, die von Bürgern der Stadt und Fremden, die ihren Schutz genießen wollen, insofern verursacht sind, als diese die Hochzeitsordnungen um-

[1]) Klefeckers Mandatensammlung. I. 85.

Digitized by Google

gangen haben, indem sie sich nicht im städtischen Gebiet einschreiben und trauen ließen, sondern in einem der umliegenden holsteinischen Oerter Rahlstedt, Reinbeck, Wandsbeck oder Ottensen. Dort hatten dann „zusammengerottete" Musikanten ihnen zur Hochzeit aufgespielt, wodurch Kuchenbäcker (Spelgrewe) und die vom Rat bestellten Spielleute sich geschädigt fühlten. Der Rat verhalf ihnen zu ihrem Recht, indem er befahl, daß jedermann, so des Rates Schutz genieße oder teilhaftig sein wolle, sich nicht in einem fremden Orte trauen lassen, sondern, was Bedienung und Musik bei der Hochzeit anbeträfe, den darüber erlassenen Verordnungen gehorsam nachleben sollte. — Nach drei Jahren erscheint dann wieder ein eigentliches Luxusverbot [1]), das zugleich beweisen mag, wie wenig Hamburgs Wohlstand gelitten, und wie unbeeinflußt die Prachtliebe und Putzsucht seiner Bürger von dem vieljährigen Jammer des soeben beendeten Krieges geblieben war. Genanntes Mandat fand ich nirgends gedruckt und nirgends erwähnt, gebe es daher wörtlich wieder: „Ob zwar ein Ehrb. Rath durch denn am 4. Martin publicirten Mandat männiglichen zu wahrer Demut und ablegung aller Hoffarth in Kleidern ernstlich vermahnen lassen, auch darauf den 6. Martin den vornembsten Männer und Frauwens wie auch deren Kindern dazumahlen gemahnt und ferner in den Perlenschnuren zu machen angedroht und demnach gänzlich verhoffte, es würden auch die andern sich geschicket vorbereiten und am 4. Martin publicirten Mandat Folge geleistet und darauf in ihrer Kleidung sich so moderat bezeiget haben, daß Sie in den Schranken ihres Standes wären verblieben, und nicht nötig gewesen wäre, weitere Verordnungen deswegen zu machen, so bezeuget doch leyder die Erfahrung, daß wenig oder vielmehr nichts bey selbigen darauf erfolget, besonders, daß nach wie vor Sie bey ihren über Standesgebühr trotzenden Kleidern verblieben und fast nichts davon vor sich selber nachgelassen. Damit aber solch unleidentlicher Hoffart, wodurch doch manche sich ruiniren, dennoch in etwas gesteuert werden möge: Als hat E. E. Rath die Perlenschnurer, wie folgt, moderiren, nachgenannte Kleiderstücke zu diesem mahl folgende Verordnung machen und publiciren wollen.

Daß nämlich die höchsten Perlenschnüre nicht breiter denn

[1]) Vers. I. 57. Manuskr. d. Com. Bibl. Defekt.

Digitized by Google

3/16 Hamb. Ellen getragen werden sollen, und daß die Schnur mit dem Achterband nicht mehr den 500 Mark und 300 Mark wert sein sollen. Sollte aber diesem zugegen einige Jungfrau mit einer Schnur, so breiter oder mehr denn abgef. Taxe zuläßt, betroffen werden, so soll dieselbe nicht allein allsolchen Schnur abstehen und gegen Erlegung abgesetzter Taxe denselben missen müssen, besonders dazu auch noch in willkürliche Strafe verfallen sein . . . Schulmeister, Procuratoren, alle so in Rathes Diensten seyn, alle Schiffer, so wirklich . . . auch die Elbe auf und niederwärts fahren, Goldschmiede, Schnurmacher, Hutstaffierer, Barbier, Brauer, so zu der Bruderschaft oder Gesellschaft sich halten, Weißbecker, Schuster, Schmiede, Schnisker (Schnitzer) sich des Sammets, Plürs, Brockada, auch ganz der Atlassen Kleider wie auch der Seyden Strumpfe durchaus enthalten. Auch sollen ihre Frauen zu den Sucken (Assuken) nichts höher den „Türkische Grobgrün tragen, auch den Sammeten Saum nicht breiter denn von einem Quartier (¼ Elle) und darauf einen mäßigen Schnur haben. 1648, Mai 1." [1]).

Fast im Anschluß an diesen Erlaß folgt schon 1650 wieder eine im 16 Art. ausgearbeitete „Hochzeits-Ordnung und Schragen", die der Rat „bey diesen gegenwärtigen sorgsamen Zeiten, zu Abwendung Gottes gerechten Zorns, Ersparung großer unnöthiger Unkosten, auch Verhütung aller übermäßigen Pracht und Hoffart, so je länger je mehr bei den Hochzeiten und sonsten wachsen und zunehmenden thut" zu publizieren für nötig befunden [2]). Art. 1 schränkt die Zahl der Einzuladenden bedeutend ein und erlaubt je nach Art der Hochzeit fortan nur 50, 30 und 15 Paare, darunter aber — im Gegensatz zu früheren Ordnungen — alle Fremden sowie die nächsten und fernsten Verwandten mit einbegriffen sind. Der Art. 2 deutet an, wie man die Ordnungen hat zu umgehen versucht, indem man etwa eine halbe Hochzeit

[1]) Zu derselben Zeit erhielt Stralsund eine Luxusordnung. Vgl. Alamode Teuffel v. Michael Freud. Dieser biedere Pastor emer. in Wismar, der in bezeichnetem Buch und besonders in dem Teil: „Was Kleider-Pracht für schwere Sünde sey" eifrig gegen dieselbe predigt, giebt S. 103 auch Gründe an, weshalb die Luxusordnungen gemeiniglich so wirkungslos blieben. S. später.

[2]) Klesecker, Mandatens. I. 84.

Digitized by Google

anmeldete und eine ganze gab; dies sowohl wie alle früher noch verstatteten Nachtage sollen „hinfür gänzlich eingestellt werden bey Strafe 100 Mark Lübisch." Dieselbe Strafe — wir sehen gegen die früheren ist sie bedeutend erhöht — trifft den, der Perlen um Hals und Hände, sowie Diamanten trägt; nur den Männern waren, wie seither, die „Petschier-Ringe aus Saphir", die gewöhnlich Wappen oder Handelsmarke des Kaufmanns aufwiesen, zu tragen erlaubt. Der Küchenmeister, „er sey ein Reiten-Diener oder nicht", wird, unter Hinweis auf seinen „Eyd", wiederum verpflichtet, dem Weddeherrn die Zahl der Gäste genau anzugeben. Wie schon früher, war die Gebühren-Ordnung nicht inne gehalten worden, was denn zu allerlei Mißhelligkeiten geführt hatte. Der Rat regulierte sie daher von neuem und ich gebe sie im Vergleich zu früheren und folgenden kurz wieder:

Große Hochzeit:	„dem Küchenmeister als Einschreibegeb.	6	Mark	—	Sch.
	dem Bräutigams-Diener, so man ihn gebrauchen will	3	„	—	„
	dem Aufwärter, so man ihn haben will	3	„	—	„
	dem Hochzeitbitter	6	„	—	„
	der Bitterschen (Bitterin) .	4	„	8	„
	dem Koch „für seine Mühe ohne das Geratschaft" .	20	„	—	„
	der Silberschmiedische (Silberverwahrersche)	4	„	8	„
	dem Thürwärter, wenn man sich seiner gebrauchet . .	4	„	8	„
	dem Tapper (Bierzapfer) .	4	„	—	„
	der „Schüsselwascherschen", so man sie will nehmen und gebrauchen	6	„	—	„
Halbe Hochzeit:	dem Küchenmeister . . .	4	„	8	„
	dem Bräutigams-Diener . .	3	„	—	„
	dem Aufwärter	3	„	—	„
	dem „Bitter" und der Bitterschen jed.	3	„	—	„

Digitized by Google

	dem Koch	15	Mark	— Sch.
	der Silberſchmiedſchen . .	3	„	— „
	dem Thürwärter	3	„	— „
	dem Tapper	3	„	— „
	der Schüſſelwaſcherſchen . .	4	„	— „
Kleine Hochzeit:	dem Bräutigams-Diener .	3	„	— „
	dem Aufwärter	3	„	— „
	(die hier aber wohl nicht in Anſpruch genommen ſind. Die 3 M. ſind nur als allgemeine Taxe feſtgeſetzt vom Rat.)			
	Einbitter und -bitterin fehlen; wahrſcheinlich beſorgten das die Anverwandten des Brautpaares, was ihnen „frey und bevor“ ſtand.			
	dem Koch	6	„	— „
	Jedoch auch hier mochte bei kl. Hochz. jeder durch ſein „eigen Volk“ kochen laſſen oder nehmen, wen er wollte.			
	der Silberſchmiediſchen . .	2	„	— „
	dem Thürwärter	2	„	— „
	dem Tapper	3	„	— „
	der Schüſſelwaſcherſchen . .	2	„	— „

Das über die Taxe bezahlte und genommene Geld ſollte nebſt 10 Rthlr. Strafe der Wedde anheimfallen.

Den Luxus, der bei fröhlichen Ereigniſſen zur Schau getragen wurde, entfaltete man auch gerne bei traurigen; die Leichenbegängniſſe wurden, wenn irgend möglich, mit großem Pomp und Gepränge begangen, das Bitten zur Leichenfeier übernahmen auch hier ausſchließlich die vielſeitigen Reitendiener. Als Trabanten und Diener der Senatoren und Ratsherren hatten ſie vermutlich zunächſt die Mitglieder des Rats zu Grabe getragen, und es war um die Mitte des 17. Jahrhunderts Brauch geworden, daß auch vornehme Bürger und ſpäter auch die geringeren Stände ſich dieſer

Bruderschaft bedienten. Dies Herkommen betrachtete letztere bald als ein Recht, ein Privilegium, das sie gehörig auszunutzen trachtete, indem sie sich selber stets heran- und andere abzudrängen suchte. Um die dadurch entstandenen Mißhelligkeiten zu begleichen, und weil „die Bedienten oftmals ein übermäßiges fordern", erließ der Rat am 16. Sept. 1650 eine Leichenordnung und Schragen (Gebühren-Taxe). Es ist die älteste ihrer Art, die man hat auffinden können. Es muß aber schon ein älterer Schragen vorhanden gewesen sein, weil in der Ratsversammlung vom 15. Aug. 1650 sich beschwert wird, daß die Leichenbitter über den Schragen hinaus forderten. Die Leichen-Ordnung von 1650 setzte daher wiederum eine Taxe fest, die für jeden, der die Besorgungen nicht durch seine eigenen Leute ausführen lassen wollte, bindend war. Es erhielt:

Der „Sorgemann [1])"		
für eine „große" Leiche . . .		6 Sch.
„ „ „mittelmäßige" . . .		4 „
„ „ „geringe"		3 „
Jedem Leichenbitter, wann sie ohne Schleyer (hängenden Flor am Hut) bitten	7 Mk.	8 „
Jedem derselben mit Schleyer . . .	9 „	— „
Der Reitendiener so die Herren (v. Rat) bittet	3 „	— „
Jeder Reitendiener für Leichentragen	3 „	12 „
Wenn vier oder mehrere trugen, zu einer Tonne Bier noch	9 „	— „
Die Leichen-Bittersche, wann sie nicht mit bittet, (also nur der Form wegen da ist)	3 „	— „
Wann sie einbittet . . . . 2 Rthl.		
Der Marstallsknecht, wann 2 Reitendiener trugen	— „	6 „
Wann vier oder mehr trugen . . .	— „	12 „

[1]) „Mich. Richey Idioticum" S. 280: Sorge: Leichentrauer. Sorge-Mann: Trauermann. Sorge-Lüde: Gefolge von Verwandten. Sorge-Tüg: Trauerkleidung des Gesindes.

Digitized by Google

Die Pracher-Voigte bei großen Leichen	—	Mk.	8 Sch.
Jedem Schulknaben fürs Singen . .	—	„	2 „
Der Kuhlen-Gräber wegen der Leichen-Böhre zu bringen,			
für große Beerdigung	1	„	— „
für mittlere Beerdigung . . .	—	„	12 „
für geringe Beerdigung . . .	—	„	6 „
Der Junge, so Carmen austeilt . .	—	„	6 „.

Der nun über diese Gebühr hinaus nähme, sollte vom Officio entfernt, und der mehr gäbe, 5 Rthl. zur Wedde zahlen.

Im zweiten Jahr darauf am 21. Jan. 1652 und 17. März desselben Jahres versuchte der Rat abermals durch „zwei Mandate wider die Kleider-Pracht" sowie durch eine „Verordnung, wie auf den Hochzeiten gespeiset werden soll" dem Luxus der Stadt zu wehren, die sich während des langen Krieges außerordentlich gehoben, deren Einwohnerzahl bedeutend gestiegen, und in deren Mauern Reichtum und Wohlleben herrschte. Die genannten Erlasse sind nur in 9 bezw. 3 Artikeln abgefaßte Wiederholungen der früheren, in denen besonders die seidenen „Knüppels", Perlen um Hals und Hände, Diamanten und alle kostbaren Edelsteine „bey 100 Mark Lübisch, sowie gold- und silberdurchwirkte Seide und „silbern Beschlag und Geschmeide auf dem Pferde-Zeug" bei 10 Rthlr. verboten werden. — Bezüglich der Beerdigungen erläßt der Rat dann am 23. Juli 1652 eine Verfügung, „daß das Leichen-Bitten einem jeden ungehindert freistehen und keiner den andern davon ausschließen soll [1])". Dem Rat war nämlich vielfach geklagt worden, daß „gewisse Leute" — es mögen wohl die Reitendiener gewesen sein — sich das Recht anmaßten, zu den Leichen allein zu bitten, und andere, die sich nicht mit ihnen verständigen wollten, wegzudrängen versucht hatten. Solche Anmaßung wollte E. Ehrb. Rat hiermit verbieten. Es stände einem jeden frei, „Leichen-Bitten zu gehen, falls er sich nur nach der Leichenbitter-Ordnung richte". Bezüglich der Hochzeiten errangen sich die Reitendiener aber doch ein Jahr später das Privilegium, „daß man zu den Hochzeiten, wovon jetzt der Wette 10 und 5 Rthlr. gegeben wird, zum Bitten sowohl als zum Aufwarten niemand

[1]) Klefecker, Mandatenf. I. 111.

anders als die Reitendiener gebrauchen, diese aber auch nach dem Hochzeit-Schragen sich verhalten sollen". Wolle aber ein Hochzeitgeber andere Bedienung gebrauchen, so möge er's thun, habe aber dennoch den Reitendienern die Gebühr schragenmäßig zu geben. — Eine zwei Jahre[1]) später erfolgende Vervollständigung der Leichenordnung von 1650 seitens der Behörde, giebt mir Veranlassung, in gedrängter Kürze den Verlauf derzeitiger Leichenbestattungen mitzuteilen.

Im 17. Jahrhundert fanden diese allgemein am Tage statt. Zeitweilig kamen dann die Abendbestattungen auf, da manche den immer pompöser werdenden Aufwand vereinfachen und die Bewirtung der langen Gefolgschaften, die Ehrengeschenke und anderen klingenden „Erkenntnisse" an Rat, Gelehrte und Pfarrer, die Beckengelder sowie die Gebühren für das Singen der dem Sarg vorangehenden Schulkurrenden beschränken oder gar vermeiden wollten.

Doch wurden diese Abendbestattungen schon 1664 in der Leich- und Trauer-Verordnung wieder verboten. Einerseits verfehlten sie doch ihren Zweck, indem die Leichen nunmehr „mit Fackeln und anderem Gepränge beygesetzet" wurden, andererseits, wie der Befehl vom 2. Dez. 1677 zur Beisetzung der Toten am Tage sagt, „weil durch Abendbeisetzungen der Kirche, auch den Gemeinen das ihre" entzogen werde. Im 18. Jahrhundert wurden die „Abendleichen" zwar wieder allgemein, entwickelten sich aber gerade jetzt zu einem prunkhaften Schaugepränge, beleuchtet vom Widerschein zahlreicher Fackeln, im übrigen aber geistlos und arm an innerem Wert, ohne tröstendes Bibel- oder warmes Freundeswort, ohne erhebenden Gesang, überhaupt von keinem idealen Moment durchdrungen und verschönt. — Die Hauptsorge der Verwandten bestand zunächst darin, ein recht zahlreiches Gefolge herbeizuziehen und dementsprechend lange und feierliche Einladungen zu erlassen. Das geschah entweder durch die früher bezeichneten Leichenbitter oder durch Leichenzettel[2]). Es waren starke Papier- oder

[1]) Klefecker, Mandatensf. I. 132.

[2]) Ein solcher Zettel, wie er sich in der Sammlung der alten hansischen Familie Röding findet und im 1. Bd. der Zeitschr. f. hamb. Gesch. 1840 mitgeteilt wird, mag hier als Kuriosum wörtlich angeschlossen werden: „Die Hochlobliche Burgerschaft und Einwohner dieser Stadt wird Dienst-Freundl. Er-

Digitized by Google

Pergamentbogen, mit kalligraphiſcher Feinheit geſchrieben und verziert. Sie wurden im Namen des nächſten Verwandten oder des offiziellen Leidtragenden, des ſchon erwähnten „Sorge- oder Trauermannes“ ausgeſtellt und gewöhnlich an der Börſe angeheftet. Die Weitläufigkeiten und umſtändlichen Formalitäten, die einem Begängnis vorangingen, erklären zum Teil die auffallend ſpäten Beſtattungen, die oft erſt nach 8 oder 10 Tagen oder gar noch ſpäter erfolgten. Der freiſinnige Prediger Horbius, der durch die Herausgabe des „Poiretſchen Büchleins[1])“ mit ſeinem geiſtl. Miniſterium 1693 in Streit geraten war, konnte erſt nach 18 Tagen beerdigt werden. Denn meiſtens — wie auch in vorangegangenem Falle — erfolgten hinſichtlich eines Verſtorbenen weitläufige Auseinanderſetzungen über die Frage, ob derſelbe auch würdig ſei, von ſeinen Mitbürgern ſo ehrenvoll zu Grabe gebracht zu werden, überhaupt gar ein ehrlich Begräbnis zu erhalten. Es wurde alſo — beſonders wenn die „Herren“, wie Bürgermeiſter, Ratsangehörige, Prediger, Gelehrte u. ſ. f. geladen waren — oft erſt eine Art Leichengericht abgehalten, das zwar gemeiniglich nicht ſehr ſtrenge, zuweilen aber doch ſehr ungerecht war, beſonders wenn das intolerante geiſtliche Miniſterium oder eines ihrer eifernden Mitglieder dem Toten etwas nachtrug. Ein Selbſtmörder erhielt überhaupt weder Leichenfolge noch kirchliches Begräbnis. So wurde der Bibliothekar Johann Blume, der ſich 1672 auf der Bibliothek aus Melancholie erhängt hatte, auf St. Annenkirchhof in der Stille begraben[2]). Aus einer gleichzeitigen Chronik erzählt Dr. Geffcken: „Als im Jahre 1695 der Licentiat Meinz aus Verzweiflung über den Geiz und den Eigenſinn ſeines Vaters, der in eine ſehr anſtändige Heirat nicht willigen wollte, ſich ſelbſt erſchoſſen hatte, bot der Vater der Kammer ein Geſchenk

---

ſuchet Herrn Mag. Franciscus Simonis Paſtor zu St. Jürgen, Sie mögen Ihn den Großgunſtigen Gefallen und ſeinen in Gott ruhenden Sohn Johannis Simonis Die letzte und Hohe ehre zu erzeigen, Deßen entſeelten Cörper am Mittwochen nachmittag, wird ſein der 6 Julij, auß den Pfarrhauſe von Sanct Jürgens Kirchhoff biß nach derſelben Kirchen das Grabgeleitte Großgunſtig zu beſtärcken helffen. Solcheß is Er (!) mitt ſeinen andechtigen Gebete wiederumb zu verſchulden dieſes twillig und Bereitt.“ Als Kalligraph hat ſich genannt: „peter Voſſ(e)f“.

[1]) Horbius. Näheres über ihn: Chronik d. Raths, Handſchrift Com. Bibl.

[2]) Stelzner III. S. 987.

Digitized by Google

von 100 Thlr. an, wenn der Sohn des Abends in der St. Catharinenkirche beigesetzt werden könnte. Der Senat wollte es bewilligen, das Ministerium aber protestierte; Dr. Mayer namentlich wollte den Körper durchaus dem Scharfrichter überantwortet wissen. Endlich ward der Selbstmörder des Nachts um 2 Uhr auf St. Annen beerdigt." — „Dennoch hatte sich", wie dieselbe Chronik berichtet, „eine große Menge Volks vor dem Hause des alten Meinz angesammelt, „einen erschrecklichen Lärm gemacht, denselben ausgefilzet, daß weder Hund noch Katze das Brod von ihm nehmen mögen, die Ehrentitel sind gar zu scandalös gewesen." Eine strenge Zensur, wenn auch anderer Art, von seiten des Ministeriums fand statt, wenn der Verstorbene „ketzerische Grundsätze gehegt" oder gar einer anderen Religionspartei, etwa den Wiedertäufern und anderen Sekten, namentlich den Calvinisten angehört hatte. Im ersten Falle verweigerte man ihm ganz oder zum Teil das geistliche Gefolge, im letzteren Falle überhaupt das Begräbnis auf reichsstädtischem Gebiet. Die Calvinisten mußten ihre Verstorbenen nach dem toleranten Altona bringen, und der immer wieder aufflammende Streit zwischen lutherischer Unduldsamkeit und calvinischer Hartnäckigkeit bezüglich der Leichen füllt das ganze 17. Jahrhundert aus. — Doch nicht allein der Verstorbene, sondern auch diejenigen, so zur Folge waren gebeten, wurden einem offiziellen, besonders geistlichen Kriterium unterworfen und oft nicht würdig befunden. Der Pastor zu St. Jacobi Lucas de Coloniis war wegen grober Injurien gegen den Senior David Paget 1609 vom Amte suspendiert worden. „Nun hat er", wie Dr. Geffcken aus S. P. Schellhammers Chronik weiter erzählt, „am 21. November 1610 Morgens bey einem Procuratoren mit wollen zur Leiche gehen in seinem Kaspel (Kirchspiel), und sich bei die Freunde gestellt, welches als die Prediger es gesehen, sind sie zusammengetreten, und haben mit dem Sorgemann reden laßen, daß er ihn möchte abschaffen, sollten sie anders mitgehen. Die Rathsglieder imgleichen sind zusammengetreten, haben nicht wollen bei die Freunde treten. Wie nun drey Bürgermeister gekommen, haben sie ihm durch ihren Diener sagen lassen, er sollte weggehen, drey mal zu ihm geschickt, endlich ist er weggegangen, da sind die Rathsherren zugetreten." Auch der schon erwähnte Horbius, der allerdings 4 Anhänger im Ministerium hatte, ist nebst seinen

Digitized by Google

Freunden oft ein Stein des Anstoßes bei Leichenbegängnissen gewesen. So beschloß das Ministerium am 26. Mai 1693 im Konvent, daß es fortgehen wolle, „wenn Horb etwa bei Bockelmann zur Leiche käme", zu der man ihn nebst den befreundeten Ministeriaten gleichfalls gebeten. Im Anschluß daran erzählt die erwähnte Chronik[1]) gleich anfangs: „Heute (23. May), auf dem Begräbniß, wohin auch aus dem hiesigen Ministerio Herr Horbius bey der Leichenproceßion erschienen, begab sich's, daß gar viele der Herren Prediger, wie sie Horbii Ebenbild gesehen, sich aus der Leichenproceßion nach Hause begeben" und am 26. May: „wie sie Horbium gesehen, sind Alle davon gelaufen und haben nur Horbium, Winckler und einen neuen Kapellan der neuen Kirche hinterlassen." Ferner erzählt der damalige Senior Schultz[2]): „Weil an diesem Tage (6. Juni 1693) Ludwig Carstens eine Leiche aus seinem Hause begraben lassen im Grimm (einer hamb. Straße), sandten wir den Unterküster hin zu fragen, ob Herr Horbius gebeten, sonsten bleiben wir weg. Herr Carstens hat geantwortet: Da wir nicht kommen wollten, könne er uns nicht hertragen. Also ward beschloßen, wegzubleiben." Der Parteieifer gab sich bei Leichenbegängnissen in oft unzweideutiger Weise kund. Während ein Bürger die zwanzig orthodoxen Geistlichen, „aber keine andere" zum Leichenbegängnis lud, gab es wiederum manche, die nur Horbius und seine Freunde zur Folge baten. Schließlich ging er aber gar nicht mehr hin, denn am 29. Mai ereignete sich dies: „Bey einem Leichenbegängniß Nachmittags wurde Herr Horb auf St. Catharinenkirchhofe von Bauernknechten aus Jacobikirchspiel angerennt, und mit dem Pöbel umzingelt, begehrten ihn aus der Kutsche. Er ist aber durch Beyhülfe echappirt, wie er an die Börse gekommen, haben ihn die Krahnträger attaquiren und ins Wasser werfen wollen, welches aber die Kaufleute, für die die Kerls arbeiten, verwehret[3])." — Aus dem Angeführten ersehen wir, was auf ein Leichenbegängnis störend einwirken, es verzögern oder gar verhindern konnte. Kommen wir auf die Leichenfeier selbst zurück. Man muß nicht voraussetzen, daß gerade die ganz

[1]) Chronik S. 993 und 1541. Das Manuskr. ist im Besitz der Familie Geffcken.

[2]) Schultz, Diarium S. 113.

[3]) Gen. Chronik S. 13.

Digitized by Google

reichen und vornehmen Leute so große und glänzende Leichenfolge hatten. Wohl war das Gefolge zahlreicher und das Begängnis prunkhafter — zählte man doch bei der Seniorin Schultz am 8. Febr. 1697 allein in der Prozession 1050, bei dem Oberalten Johann Cordes 1000 und bei dem Bürgermeister Johann Schulte am 9. März 1697 weit über 2000 Paar — so setzte doch auch der Bürger des Mittelstandes seinen Ehrgeiz darein, ein recht zahlreiches Leichengefolge für die Seinen herbeizuziehen, und wir finden Ratsherrn und Prediger, besonders die letzteren, auch in den geringsten Gängen und Gassen zur Folge versammelt. Da dies am Tage oft mehrfach geschah, mochten einzelne Prediger, wie Warnikenius und Haccius, in ihren Reden und Tagebüchern den Amtskollegen nicht zu Unrecht den Vorwurf machen, daß sie wegen der „Accidentzien" den ganzen Tag mit „Leichenlaufen" hinbrächten [1]). Dies ermüdete Körper und Geist umsomehr, als man oft lange im Sterbe- und Nachbarhaus warten mußte, bis das große Gefolge aus allen Ecken und Enden der Stadt zusammengekommen war. Während des Wartens wurde dann disputiert, wurden kirchliche und politische Neuigkeiten besprochen. Leichenreden und Gebete im Sterbehaus kannte man derzeit nicht, ebensowenig Trauermusik noch Chorgesang. Der eintönige Singsang der Schulknaben [2]) konnte auch nicht besonders erbauen; ebensowenig die faden „Leichencarmen". Zur „guten Sitte" war es dann auch geworden, die Feier recht lange wirken zu lassen und das Hinaustragen der Leiche noch auffällig zu verzögern durch weitläufige Komplimente und Zeremonien, durch wortreiche Anreden, Begrüßungen und fortwährendes Leidklagen. Dem entgegen befahl der Rat i. J. 1654, daß eine Leiche spätestens am fünften Tage begraben werden, und daß der Trauermann nebst den Anverwandten und Freunden, sobald ihm der Leichenbitter die Ankunft der Träger

[1]) Bei dem am 1. April 1690 erfolgten Leichenbegängnis des Ratsherrn Lt. Jac. Syllem Ehefrau erhielt jeder der zur Leiche folgenden Prediger einen Dukaten (Otto Sperlings handschr. Chronik, Vol. VI, S. 534. Vergl. Anm. 1 der nächsten Seite).

[2]) Der Kantor Joachim Gerstenbüttel klagt sehr über den schlechten Leichengesang und fügt hinzu: „es gebe kaum ein kleines Städtlein, wo es nicht besser zugehe". J. Gerstenbüttels handschr. Papiere besitzt die Familie des weil. Seniors Dr. Rambach.

Digitized by Google

meldet, sofort aus dem Hause treten sollte, damit die Träger dann den Sarg herausholen und auf den Wagen setzen könnten. Auch waren, wie aus dem Mandat hervorgeht, allerlei kostspielige Aeußerlichkeiten Mode geworden; so wurde bspw. „große Pracht" getrieben" mit „Favor-Bänder und Zierrathen" auf Kränzen; Trauermäntel, die „hinten auf der Gasse nachschleppten", waren allgemein geworden, ebenso das Bekleiden der Gemächer und (Leuchter-) Kronen im Sterbehaus mit schwarzem Tuch; vor und nach dem Begräbnis wurde fleißig Wein herumgeschenkt, und die Trauermahlzeiten waren kostspielig angerichtet und mit vielen „Weitläuftigkeiten" verbunden. Zu ersteren gehörten auch die üblichen „Trauermarsipans", von denen der Bürger Anckelmann einen zu 500 Mk., die Amtmannin Alefeld von Krummendiek (Holstein) einen zu 300 Mk. hatte verfertigen lassen, und zum Begräbnis der etwas später (1690) zu Itzehoe bestatteten Gräfin Cath. Hedw. Rantzau, geb. Gräfin Brockdorff, war in Hamburg ein ähnlicher, allerdings kleinerer von 15 Pfd. zu 60 Mk. bestellt worden. „Solche Thorheiten haben die Hamburger mit Marsepanen zuerst auf ihren Gastereien getrieben, sie sind von Jahr zu Jahr immer größer und kostbarer bereitet, welchem Exempel dann der Adel in Holstein nachgefolgt ist. Gleichergestalt sind zu Hamburg auch die „Zuckertoppen" vergrößert, welche den Frauen, so die Leiche zu zieren gebeten sind, mitgegeben werden. Denn solche Toppen sind zu 11—12 Pfd. vom feinsten Zucker jetzt in Gebrauch, da sie sonst nur $2^1/_2$—3 Pfund wogen. Weil aber das Lautertranktrinken und das Confektessen, so vormals dabei spendiert worden, wegen dabei vorgefallener Unmäßigkeit abgestattet worden, so ist man neuerlich mit den Zuckerhüten angestiegen gekommen, die man statt des Confekts einer jeglichen Frau mit nach Hause giebet[1]). Das alles wollte der Rat für die Zukunft abgestellt wissen." Die Kränze auf den Leichen erlaubte er zwar, doch ohne „Ziererey", auch wohl lange Trauermäntel, doch durften sie nur an die Schuhe reichen; auch blieben die Trauermahlzeiten üblich, doch sollten sie recht einfach und still abgethan werden.

[1]) Handschriftl. Chronik des Dr. Otto Sperling. Vol. VI. S. 512/13, teilweise auch veröffentlicht in den „Mitteilungen des V. f. Hamb. Gesch." III. Bd., Heft 7, S. 127/28. Eingehend handelt über Leichenbeg. im 17. Jahrh. Dr. R. Koppmann, Aus Hamburgs Vergangenheit.

Digitized by Google

Zuwiderhandelnde sollten um 10 und 20 Rthlr. und nach Befinden noch höher gestraft werden.

Die letzten Ausführungen brachten uns dem Ende des 17. Jahrhunderts näher; versetzen wir uns in die Mitte desselben zurück. Um diese Zeit hatte Hamburg sich schon eine Ausnahmestellung unter den Städten Deutschlands errungen, nachdem es sich seit 1550 steigend entwickelt hatte. Nach einer auf Grund des zweitältesten Stadtbuchs von Hamburg angestellten Berechnung seiner Einwohnerzahl kommt man zu folgender Schätzung:

Jahr	Aufgenommene Bürger	Zahl der Bürger	Zahl der Köpfe d. Bürgerfamilien	Einwohnerzahl nach Tausenden	Jahr	Aufgenommene Bürger	Zahl der Bürger	Zahl der Köpfe d. Bürgerfamilien	Einwohnerzahl nach Tausenden
1550	81	2512	10 048	15 000	1573	98	2913	11 652	17 000
1551	69	2511	10 044	15 000	1574	82	2917	11 668	17 000
1552	74	2534	10 136	15 000	1575	125	2978	11 912	17 000
1553	81	2552	10 208	15 000	1576	83	2993	11 972	17 000
1554	67	2564	10 256	15 000	1577	60	2978	11 912	17 000
1555	141	2644	10 576	15 000	1578	77	2984	11 936	17 000
1556	82	2704	10 816	15 000	1579	68	3007	12 028	18 000
1557	64	2706	10 824	15 000	1580	87	2994	11 976	17 000
1558	60	2717	10 868	16 000	1581	46	2975	11 500	17 000
1559	67	2739	10 956	16 000	1582	56	3002	12 008	18 000
1560	86	2755	11 020	16 000	1583	71	2966	11 964	17 000
1561	57	2756	11 024	16 000	1584	79	2943	11 772	17 000
1562	49	2714	10 856	16 000	1585	62	2924	11 696	17 000
1563	59	2706	10 824	16 000	1586	97	2952	11 808	17 000
1564	111	2726	10 904	16 000	1587	87	2965	11 860	17 000
1565	50	2658	10 632	16 000	1588	152	3036	12 144	18 000
1566	108	2688	10 752	16 000	1589	124	3093	12 372	18 000
1567	114	2705	10 820	16 000	1590	124	3076	12 304	18 000
1568	88	2708	10 832	16 000	1591	111	3105	12 220	18 000
1569	166	2814	11 256	16 000	1592	101	3142	12 568	18 000
1570	154	2893	11 572	17 000	1593	70	3152	12 608	18 000
1571	103	2895	11 586	17 000	1594	90	3175	12 700	19 000
1572	98	2912	11 648	17 000	1595	158	3247	12 988	19 000

(Nach der Laurentschen Tabelle.[1])

[1]) Vergl. J. C. M. Laurent: „Ueber das zweitälteste hamb. Bürgerbuch". Zeitschr. f. Hamb. Gesch. I. 167. Doch hat K. Koppmann einige schwerwiegende Bedenken gegen diese Berechnung.

Digitized by Google

Im Jahre 1597 ſchrieb Phyſikus Bökel in ſeiner „Peſtordnung", daß Hamburg nicht „eine gemeine Landſtadt, ſondern ein florentissimum Emporium totius Germaniae" ſei; in einer Eingabe von 1628, gerichtet an den Hamburger Rat, wird von der „ſehr volkreichen Gemeine" der Stadt geſprochen, und am Ende des 30jährigen Krieges ward Hamburg als die bevölkertſte Stadt Deutſchlands beſungen[1]). Daß ſie nun gerade an 100000 Ew. zu der Zeit hatte, wie Graf Gualdo Priorato (1663) meint, iſt nicht wahrſcheinlich, denn am Ende des 18. Jahrhunderts betrug ihre Einwohnerzahl nach den Mitteilungen von Heß und Büſch erſt 80—120000. Dieſe Zahlen ſind aber progreſſiv entſtanden und nicht etwa infolge wirtſchaftlicher Rückſchritte. Geben uns dieſe Zahlen und Angaben ſomit eine ungefähre Ueberſicht der damaligen Hamburgiſchen Bevölkerungszunahme, ſo gewähren uns die im Hamburger Staatsarchiv befindlichen Schiffsbücher ſchätzenswerte Nachrichten über den derzeitigen Schiffsverkehr Hamburgs[2]). Aus der einen Serie erſehen wir die Anzahl der zwiſchen den Jahren 1610—1647 ſeewärts gehenden und aus einer anderen die Geſamtſumme der von 1590—1633 in Hamburg anlangenden Schiffe. Danach verließen den Hamburger Hafen:

im Jahre	Schiffe	im Jahre	Schiffe	im Jahre	Schiffe
1610	1724	1616	1827	1622	2185
1611	1800	1617	2009	1625	1800
1612	1846	1618	1889	1627	2499
1613	1893	1619	1920	1629	2610
Ang. 1614 fehlt		1620	1556	1630	1974
1615	1915	1621	1827	1647	1743

Es liefen ein in den Hafen der Stadt:

im Jahre	Schiffe	im Jahre	Schiffe	im Jahre	Schiffe
1590	1107	1592	1172	1595	1223
1591	1001	1594	1227	1596	1228

[1]) Stephan Hane, Konrektor in Güſtrow 1642: Threnologia:

Quid referam Hamburgum, qua non populosior ulla est
Urbs in Teutonico conspicienda solo.
Haec habet atque habuit pietatis laude coruscos
Athletas fidei consociosque duces.

[2]) Vergl. Ernſt Baaſch, „Hamburgs Schiffahrt und Waarenhandel u. ſ. w." Zeitſchr. f. Hamb. Geſchichte. IX. 323.

im Jahre	Schiffe	im Jahre	Schiffe	im Jahre	Schiffe
1597	1076	1609	1487	1624	1530
1598	1286	1611	1291	1625	1356
1601	1167	1612	1336	1628	1594
1602	1330	1615	1485	1629	1971
1604	1174	1617	1452	1632	1826
1606	1344	1620	1115	1633	1682
1607	1497	1623	1544		

Wertvoller als diese Zahlen würden allerdings Angaben über die Lasten der Schiffe, über ihre Tragfähigkeit sein, doch sind diese nur für d. J. 1625 für 1771 Schiffe vorhanden, nämlich zusammen 31 561 Lasten, d. s. 17,821 Lasten für jedes Schiff. Davon gingen 1625 von den mit bekannten Ortsnamen bezeichneten 1770 Schiffen allein nach den Niederlanden: 896, d. s. 50,62 % ders., und es kamen daher von den 1623—1633 einlaufenden 11 503 Schiffen: 6630, d. s. 57,63 % ders.

Ohne mich in weitere statistische Ausführungen verlieren zu wollen, möchte ich nur in vorstehenden Angaben auf den zunehmenden Schiffsverkehr Hamburgs hinweisen und zugleich andeuten, daß derselbe mit den Niederlanden am lebhaftesten sich entwickelte. Doch nicht allein die Waren dieses industriereichen Landes, das das Hauptstapelgebiet seiner eignen Produkte sowohl wie auch das des Rheinlandes und des Orientes war, strömten von hier nach Hamburg, sondern im 16., besonders aber im 17. Jahrhundert auch ein guter Teil seiner intelligenten und wohlhabenden Bevölkerung. In ihrem Vaterlande waren die Niederländer derzeit durch Herzog Albas grausame Gewaltmaßregeln zur Verzweiflung, zum Aufstand und dann zur massenhaften Auswanderung getrieben, und Hunderte kamen nach dem schützenden Hamburg. Dieser fortwährende Zuzug wohlhabender niederländischer Familien mit ihrer glaubensstarken Charaktertüchtigkeit, ihren kaufmännischen Kenntnissen und Erfahrungen sowie einer für damalige Zeiten seltenen Bildung ergänzten nicht allein Hamburgs Bevölkerung, sondern hoben seinen Gewerbe- und Handelsbetrieb mit frischer Kraft zu neuem Aufschwung. Sie trugen einen nicht geringen Teil bei zu dem Reichtum, der sich besonders im 17. Jahrhundert innerhalb des werdenden Emporiums ansammelte, und gegen dessen prunkhafte Entfaltung der vielbeschäftigte Rat so oft Mandate zu erlassen gezwungen war,

Digitized by Google

ja, sie mögen indirekt selber einmal Veranlassung zu demselben gegeben haben. Zwar waren sie strenggläubige Calvinisten und haben jedenfalls nicht solchen demoralisierenden Einfluß auf Hamburg ausgeübt wie später, am Ende des 18. Jahrhunderts, die französischen Emigranten; doch werden sie bei Hochzeiten und sonstigen festlichen Anlässen ihren gediegenen Reichtum eigenartig und prunkvoll zur Schau getragen haben, und das Fremdartige daran wird dann von den Hamburgern vielfach nachgeahmt worden sein. Denn 1656 verwies der Rat seine Mitbürger auf die 1634 und 1635 erlassenen Mandate gegen den Aufwand und ermahnte sie, sich auf den „bedungenen" sowohl wie auch auf den „unbedungenen" oder Niederländischen Hochzeiten den früher erlassenen Ordnungen gemäß zu verhalten. Aber im Laufe der folgenden Jahrzehnte machen die Behörden wieder die „trübsame" Beobachtung, wie dennoch „Hoffarth und Ueppigkeit in Kleidern in dieser guten Stadt von Tag zu Tag überhand nimpt", so daß 1669 Bürgermeister, Ratsverwandte, Diakonen und Subdiakonen sich zu dem Beschluß vereinigen, selber alle Edelsteine, Juwelen, Diamanten, Perlen und andere Kleinodien — die blauen Saphir-Ringe ausgenommen — abzulegen und auf ihre Familien, besonders auf ihre „lieben Haußfrawen" dahin zu wirken, daß sie sich dieser Sachen wie auch der kostbaren Borten und Spitzen enthalten und ihren Mitbürgern somit ein gutes Beispiel geben mögen. Ob letzteres — wenn überhaupt anhaltend gegeben — ebenso lange gewirkt hat, ist wohl zweifelhaft; denn in dem Windischgrätzischen Rezeß vom 3. April 1674 werden die auf Abstellung des Luxus und der Kleiderpracht gerichteten Verordnungen zur endlichen Ausführung dringend empfohlen, und im folgenden Jahre erläßt der Rat ein scharfes Mandat gegen eine bisher noch nie erwähnte Extravaganz der reichen Hamburger, nämlich gegen die „vergüldeten, versilberten oder mit Sammet beschlagenen Schlitten", mit denen noch nach geschlossenen Thoren herumgefahren werde, ein Uebermut, der bei Fremden und Einheimischen „große Aergerniß" und bei den Benachbarten „Haß und Missgunst" errege.

Inzwischen war hinsichtlich der Zeugstoffe, Schmucksachen, Mäntel und Moden mit der Zeit eine solche Veränderung vorgegangen, daß man sich eines großen Teils der früher verboten bezw. erlaubt gewesenen Dinge garnicht mehr entsann und sie nicht ein-

Digitized by Google

mal mehr in den „Krämer-Buden" antraf. Der Senat ließ daher 1677/78[1]) eine neue eingehende Kleiderordnung ausarbeiten und von der Kanzel verlesen; doch kam sie nicht zur Ausführung, weil die „Graduierten" dagegen protestierten. Die Verhandlungen zogen sich hin bis 1714; doch konnte die Bürgerschaft wegen „vorher notwendig erachteter Classification" auch dann noch nicht zum Schluß kommen; er wurde erst 1730 herbeigeführt und bestand darin, daß die in Vorschlag gebrachte Abschaffung der Juwelen und Perlen abgelehnt wurde. Seit der Zeit ist keine Kleiderordnung mehr vorhanden, die besondere Gesetzeskraft erlangt hätte. Die in den Jahren 1715, 1734, 1746, 1751 und 1777 erlassenen Verordnungen richten sich weniger scharf gegen den dabei entfalteten Pomp, sondern regeln ausschließlich gewisse, mit dem Leichenbegängnis verbundene Formalitäten, sowie die Gebühren der Bedienung bei Hochzeiten und Begräbnissen. Der Schragen von 1734[2]) enthält darüber folgendes:

Bedienung zur Hochzeit.

1.	Jedem Musikanten	6 M.	— Sch.
2.	Dem Thormann zum Thurm		
	Von einer Weinhochzeit	— „	12 „
	Mittelmäßige	— „	8 „
	geringe	— „	4 „
3.	Dem Küchenmeister		
	Vom Wein Hochzeit	6 „	— „
	halben	4 „	8 „
	geringen	3 „	— „
4.	Bräutigamsdiener	3 „	— „
5.	Aufwärter	3 „	— „
6.	Dem Hochzeitbitter		
	von gantzen Hochzeit	6 „	— „
	halben	3 „	— „
	(geringen: fehlt i. Manuskr.)		
7.	Der Hochzeitbittersch		
	Von gantzen Hochzeit	4 „	8 „
	halben	1 „	8 „
	(geringen: fehlt i. M.)		

[1]) Manuskr. in der Kommerz.-Bibl.
[2]) Manuskr. in der Kommerz.-Bibl.

Digitized by Google

8. Dem Koch ohne das Gerähtſchafft
Vor ſeine Mühe von einer
gantzen . . . . . 20 M. — Sch.
halben . . . . . 15 „ — „
kleinen . . . . . 6 „ — „

9. Der Silberſchmitſchen[1]) von einer
großen Hochzeit . . . . . 4 „ 8 „
halben . . . . . 3 „ — „
kleinen . . . . . 2 „ — „

10. Thürwärter
Von gantzen Hochtzeit . . . . . 4 „ 8 „
halben . . . . . 3 „ — „
kleinen . . . . . 2 „ — „

11. Tapper von gantzen . . . . . 4 „ — „
halben und kleinen . . . . . 3 „ — „

12. Jeder Schüſſelwäſcherin
von gantzen . . . . . 6 „ — „
halben . . . . . 4 „ — „
kleinen . . . . . 2 „ — „

13. Rats Kuchenbecker[2])
1. Von einer gantzen Hochtzeit . . 6 „ — „
2. halben . . 3 „ — „
3. Von einem Gaſtgebot ſtat der Hochtzeit . . . . . 1 „ 8 „
4. Von einer Soldat Hochzeit . . — „ 12 „

Reiten Diener[3]).

Von Hochtzeiten.

1. Zu einer gantzen Hochtzeit zu bitten . 12 „ — „
2. Zu einer halben Hochtzeit . . . . . 10 „ 8 „
3. Zu einem Gaſtgebot . . . . . 9 „ — „
4. Wan er dem Bräutigam auffwartet . 3 „ — „

---

[1]) Wahrſcheinlich die Frau des Silberſchmiedes, die Gerätſchaften aus Edelmetall leihweiſe zur Feſtlichkeit hergab. Es iſt die „Silberverwahrerſche" in den früheren Ordnungen.

[2]) Im Manuſkr. alleinſtehend erwähnt.

[3]) Auch deren Schragen iſt im Manuſkr. beſonders ſtehend.

5. Wan ein Reitendiener zugleich Küchenmeister ist, bekommt er dafür von einer gantzen Hochtzeit	6 M.	— Sch.
geringeren	4 „	8 „

Von Leichen

1. Von einer Leich zu tragen, bekommt ein jeder, so viel ihrer dazu genommen werden	3 „	12 „
2. Eine Leiche mit den sammittenen Laken, da 14 Personen zu gebraucht werden mit Stützen und Flohren in allem . . .	90 „	— „
3. Wan 4 oder mehr Personen tragen, wird für insgesamt über obige Gebühr noch zu einer Tonne Bier gezahlt	9 „	— „
4. Zu einer Leiche zu bitten	6 „	— „
5. Dem Sorgemann zu folgen	3 „	— „

Aus diesen 1734 eingehend aufgestellten Schragen — die nachfolgenden enthielten nur einige Modifikationen — ersehen wir, daß der Aufwand bei Hochzeiten sowohl wie auch bei Leichenbegängnissen in einer Weise zugenommen hatte, die alle dagegen erlassenen Verordnungen als vollständig verfehlt erscheinen läßt. „Sie wurden", wie 1682 Michael Freud der Aeltere sagt[1]), „so wenig gehalten, als die Satzungen vom Zutrinken und Vollsauffen, oder was sonst dergleichen Satz- und Ordnungen mehr seyn .... Daher pflegts zu geschehen, daß mancher nur der Kleider-Ordnungen lachet, weil er weiß, daß sie schlechten Bestand und keinen Nachdruck haben ... Aber was ist das? Wer Ordnungen machen wil, der muß auch Leute machen, die sie halten, und nicht verspotten und sie verlachen. Ein Gesetz das dräuet und nicht vollzogen wird: Ordnungen ohne Execution, sind nichts anderes als eine Glocke ohne Kleppel: ein Mörser ohne Stösser."

Mit diesem Urteil des ehrsamen mecklenburger Pfarrers über die Nutzlosigkeit der Kleider- und Luxusgesetze möchte ich meine Studie abschließen, die einen bescheidenen Beitrag bilden mag zu

---

[1]) Alamode-Teuffel S. 103.

Digitized by Google

der noch wenig erſchloſſenen Kultur- und Sittengeſchichte unſerer Vorväter. Ihre Vergangenheit iſt ein Spiegel, in dem ſie mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern, ihren Thorheiten und Wunderlichkeiten wieder vor unſeren Augen auftauchen, in welchem wir uns aber auch ſelber prüfend beſchauen können, indem wir uns zugleich fragen: „Wie werden unſere Enkel und Urenkel einſt urteilen über uns und unſere Zeit?“

Digitized by Google

Studentiſches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürſten Auguſt (1553—1586).

Von Paul Zinck.

I.

„Man darf die Studenten nicht von ſeinem Mannesſtandpunkte aus, gebunden durch Amt und Würden, beurteilen. Der Moſt, ehe er Wein iſt, muß gären und ſchäumen, und es geſchieht manchmal, daß er die Flaſchen ſprengt. Die Jugend iſt die Zeit der Gärung. Es iſt ein Irrtum, wenn man das Weſen und Treiben unſrer Studentenwelt unbedingt verdammen will; eine Thorheit, wenn man glaubt, den jugendlichen Geiſt in die Feſſeln des gewöhnlichen Geſetzes ſchmiegen zu können[1].“ Dieſen Ausführungen eines Geſchichtsſchreibers des Studententums ein offenes Ohr zu leihen und den allerdings cum grano salis zu verſtehenden Mahnungen desſelben an den Beurteiler ſtudentiſchen Lebens Gehör zu ſchenken, iſt für jeden, der objektiv dieſem Stoffe zu Leibe gehen will, angebracht, vor allen Dingen aber für den, der gewillt iſt, eine Darſtellung des ſtudentiſchen Lebens in der Zeit zu bieten, in der das deutſche Volk noch bemüht war, ſich aus den genoſſenſchaftlichen Banden des Mittelalters zu löſen und in individualiſtiſchem Streben der Errungenſchaften des Humanismus und der Renaiſſance auf weltlichem, der Reformation auf kirchlichem Gebiete teilhaftig zu werden. Man ſah in dieſer Zeit das Leben nicht mehr von der düſtren Seite an. „Ein heitrer Ton ging durch alle geſelligen Verhältniſſe der damaligen Zeit. Wenn wir die Sittenrichter jener Zeit hören, ſo ſcheint es zwar, daß es unſittlich

[1]) Dolch, Geſchichte des deutſchen Studententums von der Gründung der deutſchen Univerſitäten bis zu den deutſchen Freiheitskriegen (Leipzig 1858), S. 3.

Digitized by Google

genug ausgesehen haben mag; aber nichtsdestoweniger war es ein kräftiges Zeitalter. Die Bande, welche den Volksgeist niedergedrückt hatten, wurden gesprengt, und dabei brauchte man, wie bei allen ähnlichen Verhältnissen, für Exzentrizitäten nicht zu sorgen, aber die Kraft ging in der Schwäche nicht verloren. Genau so haben wir im besonderen das Leben auf den Universitäten zu beurteilen. Die Veränderungen thaten sich in kräftigen Regungen kund, die aber auch manchmal über die rechten Grenzen hinausgingen [1])."

Die Studierenden der Universität Leipzig, die erst 1539 bezw. 1542 der neuen Lehre ihre Thore öffnete, befanden sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch mitten in dieser Bewegung und gärenden Umwälzung — kein Wunder daher, wenn uns manchmal die freiheitlichen Regungen etwas wunderlicher Natur zu sein scheinen. —

Ausgerüstet mit diesem Bestreben nach objektiver Darstellung soll versucht werden, ein Bild des studentischen Lebens an der Universität Leipzig in dem bezeichneten Zeitraum zu entrollen, wie es sich, so weit es möglich ist, aus den Quellen der Zeit schöpfen läßt. Leider steht eine der Hauptquellen, „die Acta Rectorum", nur bis zum Jahre 1560 gedruckt zur Verfügung. Doch wird sich das Bild, das für diese Jahre ein ziemlich vollständiges sein wird, für die folgende Zeit durch Berichte andrer Art im großen und ganzen ergänzen lassen.

Der Student hatte eine doppelte Aufnahme in den Universitäts-Verband zu bestehen: durch die Inskription oder Immatrikulation [2]) wurde er in die rechtliche und wissenschaftliche Gemeinschaft aufgenommen; dem sozialen Verbande der Studentenschaft konnte nur der angehören, der die Formalitäten der Depositon überstanden hatte.

Die Inskription erfolgte, wie heute noch, durch den Rektor; sie bestand in der Eintragung des Namens des Betreffenden in

---

[1]) Dolch, S. 61.

[2]) Genaueres über Zeit, Art, Form und Gebühren der Imm. an der Leipziger Univ. wenigstens bis zum Jahre 1559 in Codex dipl. Sax. Reg. 2. Hauptteil, 16. Bd. Universitätsmatrikel v. Leipzig, herausgegeben v. Georg Erler, S. 30 u. f.

Digitized by Google

das „Buch des Rektors der Univerſität“ [1]) oder „album rectoris“, und war, wenn das vorgeſchriebene Alter erreicht war [2]), mit der Eidesleiſtung [3]) verbunden. Der Eid ſpielte ja bei allen akademiſchen Vorgängen eine wichtige Rolle; er begleitete nicht nur die Inſkription, ſondern auch die Promotion, die Aufnahme in ein Kolleg, die Uebernahme irgend eines Ehrenamtes u. ſ. w. Durch ihn wurde der Ernſt der geſetzlichen Verpflichtung noch erhöht. „Keine amtliche Verpflichtung ohne Eid [4]).“ Nur der Inſkribierte war wirkliches Mitglied der Univerſität und ſtand im Genuſſe aller Vorteile und Rechte dieſer Korporation [5]). Auch Männer reiferen Alters, die auf anderen Univerſitäten die akademiſchen Grade ſich errungen hatten oder gar ſchon in Amt und Würden ſtanden, mußten, wenn ſie in Leipzig Vorleſungen zu beſuchen oder ſolche zu halten beabſichtigten, zuvor das Bürgerrecht bei der Univerſität durch ihre Inſkription erwerben. Daß darauf ſtreng geachtet wurde, daß alle Lehrer und alle Studierenden der Univerſität immatrikuliert ſeien, zeigen verſchiedene Beiſpiele aus dieſer Zeit [6]). Nicht Inſkribierte durften nicht einmal in den Wohnräumen der Kollegien beherbergt werden. Die Acta Rectorum verzeichnen mehrere Fälle, in denen Beſtrafungen aus dieſem Grunde erfolgen [7]). Der durch Betrug inſkribierte Student Laurentius Munch darf nicht die Rechte der Univerſität genießen [8]), und als ein Fall,

---

[1]) D. Statutenbücher der Univerſität Leipzig aus den erſten 150 Jahren ihres Beſtehens, herausgegeben von Fr. Zarncke, Leipzig 1861, Seite 539, 218/19.

[2]) Genaueres darüber ſpäter.

[3]) Cod. dipl. Sax. R. a. a. O. S. 59.

[4]) Tholuck, Das akademiſche Leben des 17. Jahrh. mit beſ. Beziehung auf die proteſt.-theolog. Fakultäten Deutſchlands, nach handſchriftlichen Quellen (Vorgeſchichte des Rationalismus I), Halle 1853, S. 30.

[5]) Vergl. zu dieſem und folgendem Gersdorf, Beiträge zur Geſchichte der Univerſität Leipzig (Mitteilungen der deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Altertümer in Leipzig. 5. Band. Leipzig 1872). S. 83.

[6]) Nach Erler, Cod. d. S. a. a. O. S. 30 und 31 freilich haben trotzdem viele Männer in Leipzig ſtudiert, ohne ſich der Pflicht der Eidesleiſtung und der Aufnahme in die Matrikel zu unterziehen.

[7]) Fr. Zarncke, Acta Rectorum universitatis studii Lipsiensis inde ab anno MDXXIIII usque ad annum MDLVIIII. Leipzig, 1859, S. 438.

[8]) Derſelbe S. 455.

Digitized by Google

der nicht in den Statuten vorgesehen ist[1]), wird der bezeichnet, daß es einem Polen, der einen nicht inskribierten Famulus bei sich hat, der dennoch die Benefizien des Kollegs mit genießt — gestattet wird, diesen bei sich zu behalten, wenn er den Betrag für die Inskription nachzahlt und für alles, was sein Famulus vornimmt, die Verantwortung übernimmt.

War man also eifrig bemüht, in diesem Punkte so vorzugehen, wie es das Gesetz erforderte, so ging man — gerade in Leipzig — in Bezug auf die durch langjährige Sitte sanktionierte Deposition — die Aufnahme in den sozialen Verband der Universität — sogar mit einem gewissen Rigorismus vor[2]). Die Zeit der Entstehung der Deposition ist nicht klar nachzuweisen. Muther[3]) hält die Deposition für eine deutsche Erfindung; weder auf den mittelalterlichen italienischen Universitäten noch in Paris seien Spuren derselben zu finden. Jedenfalls war sie entsprossen aus der Betrachtung der Universität als einer zunftartig gegliederten Genossenschaft, mit dem Rektor als Obermeister, den Magistern als Meistern und den Studierenden als Gesellen und Lehrlingen[4]). Die Aufnahme in ihren Verband mußte infolgedessen wie bei allen ähnlichen Körperschaften[5]) durch gewisse Formalitäten geschehen, die mit Demütigungen verbunden waren, damit sich der Neueintretende des Wertes seiner neuen Würde wohl bewußt wurde. Die Summe dieser Formalitäten nannte man die Deposition. Es liegt nicht in dem Rahmen dieser Arbeit, den genauen Verlauf derselben zu schildern, zumal das schon in der universitätsgeschichtlichen Litteratur des öfteren geschehen ist. Um es kurz auszudrücken: Der beanus wurde als pecus campi angesehen, cui, ut rite ad publicas lectiones praeparetur, cornua deponenda essent[6]). Die Deposition war nicht etwa ein Privatvergnügen, das sich die älteren Studenten mit den neu eintretenden machten, sondern sie war amtlich anerkannt, ja wohl gar gefordert und wurde sogar

[1]) Derselbe S. 465.

[2]) Gersdorf, a. a. O. S. 104.

[3]) Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrten-Leben im Zeitalter der Reformation (Erlangen 1866), S. 22.

[4]) Gersdorf, a. a. O. S. 102/3.

[5]) Tholuck, S. 200 (hier sind auch Beispiele angeführt).

[6]) Tholuck, S. 201.

von Luther und Melanchthon befürwortet und ſelbſt ausgeübt[1]). Sie hörte auch zunächſt nicht auf, als die neue Zeit alle mittelalterlich-genoſſenſchaftlichen Feſſeln zu löſen begann. In Leipzig vor allem wurde ſie, wie es ſcheint, geſtützt durch die öffentliche Meinung, noch lange ſtreng feſtgehalten, als an andren Orten ſich laute Stimmen gegen dieſe zur bloßen Formalität herabgeſunkene Handlung erhoben hatten[2]). Der Student Behaim aus Nürnberg, der 1572—74 in Leipzig ſtudierte, berichtet an ſeine Mutter über die Koſten der Depoſition[3]), und der Rektor des Sommerhalbjahres 1574 bemerkt in der Matrikel: Marcus Oppermann Lucanus, aedituus in Schortau, vir quinquegenario senior spe melioris et honestioris conditionis inductus non solum nomen suum professus, verum etiam depositionis molestias perpessus est[4]). Ja ſogar in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts wird der Depoſition noch Erwähnung gethan[5]). Freilich wurde ſie mit der Zeit als Reſt eines alten und veralteten Gebrauchs immer mehr zur hohlen Form, zu einer unnötigen, äußerſt läſtigen Vexation, ſodaß man ſich — in Leipzig allerdings höchſtens am Ende des 16. Jahrhunderts — bemühte, ihr durch frühzeitige Inſkription vorzubeugen[6]). Die Rektoren, an keine Vorſchrift hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen der Inſkribierten gebunden, waren faſt ſtets bereit, die ihnen Präſentierten gegen Erlegung der Gebühr zu immatrikulieren.

Dieſe Gepflogenheit erſchwert es ſehr, über das Alter der Studierenden genaue Zahlen aufzuſtellen. Man darf eben, wie das nach Gersdorf[7]) in hiſtoriſchen Arbeiten geſchehen iſt, die bei den Univerſitäten des 16. und 17. Jahrh. Inſkribierten nicht ohne weiteres als wirklich Studierende anſehen; denn dann

---

[1]) Vergl. Tiſchreden (Reklamausgabe), S. 345—47.

[2]) Gersdorf, S. 104.

[3]) Looſe, Briefe eines Leipziger Studenten aus den Jahren 1572—74 (Beigabe zum Jahresbericht der Realſchule zu Meißen 1880), S. 2.

[4]) Gersdorf, S. 104.

[5]) Schriften des Vereins für die Geſchichte Leipzigs. Zweite Sammlung, 1878, S. 75 (aus dem Jahre 1602). Vergl. dazu auch Varia res Academiae Lipsiensis concernentia. Autogr. Joh. Jac. Vogelii (Stadtbibliothek Leipzig), Bl. 171.

[6]) Gersdorf, S. 105.

[7]) Ebenda, 107.

Digitized by Google

würden sich einerseits sehr niedrige Altersstufen ergeben — hat man ja selbst Täuflingen die Inskription als Patengeschenk in die Wiege gelegt[1]) —, während man andrerseits auch manches bemooste Haupt, das sich der ihm persönlich günstigeren Verhältnisse wegen noch inskribieren ließ, der Zahl der Musensöhne zurechnen müßte. Genauere Nachrichten über die Altersverhältnisse fehlen infolge dieser Auswüchse der Inskription für das 16. Jahrh. fast ganz und gar. Nur von wenigen im Verhältnis zur Menge der in Leipzig inskribierten, durch Geburt, Lebensstellung oder litterarische Leistungen hervorragenden Männern des 15. und 16. Jahrh. kennen wir mit Sicherheit die Geburtsjahre[2]). Im allgemeinen läßt sich wohl mit Tholuck[3]) aussprechen, daß es falsch ist, für die Studenten dieser Zeit ein bedeutend vorgerückteres Alter anzunehmen, als für unsere Zeit, während das andernfalls von ihm angenommene Durchschnittsalter des Abgehenden von 18 Jahren uns als zu niedrig erscheinen will, da nach Gersdorf[4]) für die in Leipzig den Eid leistenden Studenten gegen Ende des 16. Jahrh. das vollendete 17. Lebensjahr Erfordernis war und infolgedessen bei denjenigen, die dieses Alter noch nicht erreicht hatten, in der Matrikel hinzugesetzt wurde: non juravit[5]). Unser Gewährsmann aus den 70er Jahren, Behaim, bezog die Universität Leipzig mit 15 Jahren. Ueber die Ableistung des Eides ist in seinen Briefen nichts enthalten[6]).

Eine der ersten, das äußere, nichtwissenschaftliche studentische Leben, mit dem wir uns hier befassen, betreffenden Fragen war für den Neuankommenden die Wohnungsfrage. In Bezug auf die Wohnungsverhältnisse war infolge der durch die Reformation bewirkten Umwälzungen eine tiefgreifende Veränderung vor sich gegangen. Der vorreformatorische Student wohnte eo ipso in der Burse, im Kolleg, beaufsichtigt und — da er oft ohne die

---

[1]) Ebenda, 101.

[2]) Gersdorf, S. 93.

[3]) Tholuck, 198.

[4]) Gersdorf, S. 96.

[5]) Zarncke (Urkundl. Quellen ꝛc. S. 579) zählt für die Semester 1553 Winter bis 1559 Sommer 177 non jurati (pro Semester durchschnittlich 15).

[6]) Loose, a. a. O. Anmerkungen.

Digitized by Google

nötige Vorbildung kam — unterrichtet von den Magistris [1]), den ſogenannten Kollegiaten. Mit der Einführung der Reformation änderte ſich das. Viele Kollegiaten heirateten, da ſie ſich nun nicht mehr als Kleriker zu betrachten brauchten, und zogen in die Stadt [2]). Da kein Student ohne Präzeptor im Kolleg wohnen durfte, ſo ergab ſich daraus für viele die Notwendigkeit, ebenfalls in der Stadt ſich Unterkunft zu ſuchen. Außerdem wird wohl auch die zunehmende Frequenz der Univerſität das Wohnen in den Kollegs für verſchiedene unmöglich gemacht haben; die Burſen hatten überhaupt nicht Raum genug für alle [3]). So gab es denn in dieſer Zeit zweierlei Wohnungen, Privatwohnungen in der Stadt und gemeinſchaftliche Wohnungen in den Kollegien oder Burſen. Die Privatwohnungen wurden — wie heutzutage — geſtellt von den mittleren oder einfachen Bürgersleuten, auch ſchon von Witwen, die ſich auf dieſe Weiſe ihren Lebensunterhalt zu verdienen ſuchten [4]). Wie viel Studenten in ſolchen Wohnungen gehauſt haben, iſt ſchwer nachzuweiſen. Nach Oſſe's Klage [5]) kann ihre Zahl nicht gering geweſen ſein. Er, der Mann von mittelalterlich-konſervativer Geſinnung, der peſſimiſtiſch in allem Neuen das Verderben witterte, ſo wohlgemeint auch ſeine Verbeſſerungsvorſchläge im ganzen ſind, konnte in dieſem Wohnungsweſen nur einen Krebsſchaden der Univerſität erkennen. „Wer ſeine Kinder in Leipzig erhalten will", ſchreibt er, „ſo muß er die irgends zu einem Bürger oder Kauffmann eindingen, da haben ſie bißweilen dan ſeltzame Geſellſchaft, hören ärgerliche Reden,

---

[1]) D. Melchiors von Oſſe Teſtament gegen Hertzog Auguſto, Sr. Churfürſtlichen Gnaden Räthen und Landſchafften 1556. (Herausgegeben v. Thomaſius. Halle 1717), S. 264. „Früher waren die Collegia voller gelehrter Leute und Studenten; alle Stuben und Kammern waren bewohnt, wovon die Univerſität großen Nutzen hatte. In den Coll. waren Magistri, die Knaben in Koſt und Unterricht hatten; dieſelben hatten ſeine alte Baccalaureen, die auf die Knaben achteten, Zucht und Disciplin hielten ꝛc."

[2]) Derſelbe, S. 270 f.

[3]) O. Moſer, Chronik der Stadt Leipzig und ihrer Umgebung, S. 357.

[4]) Acta Rectorum 455, 491.

[5]) Oſſe, 276/77.

Digitized by Google

ſehen unterweilen, wie der Kauffgeſelle mit der Köchin, der Hausknecht mit der Magd ſchertzt, und wird alſo in der Jugend durch Ärgerniß vergiftet" ꝛc.[1]). Wir, die wir objektiv auf jene Zeit zurückblicken können, die wir zum Teil noch heute die üblen Folgen eines genoſſenſchaftlichen Zuſammenpferchens, einer klöſterlichen Abgeſchiedenheit von der Welt an unſrem eignen Fleiſche verſpürt haben, können in dieſem Fliehen der Kollegienwirtſchaft nur ein Zeichen geſunder Emanzipation von den mittelalterlichen Feſſeln erblicken. Die Studienzeit ſoll den Muſenſohn nicht nur zu einem treuen Jünger der Wiſſenſchaft machen — dazu wäre die klöſterliche Abgeſchiedenheit der Internate angebracht —; in ihr ſoll er ſich auch zu einem Charakter bilden, der feſtſteht im toſenden und brandenden Getriebe der Welt — und deshalb muß er mitten in der Welt ſtehen.

Die gemeinſchaftlichen Wohnungen oder Internate blieben noch lange beſtehen. Behaim bezog 1572 ein ſolches „nach ſchon im Schwinden begriffener Sitte[2]," und Kurfürſt Auguſt möchte — in der Kirchen- und Schulordnung von 1580 — die alte Kollegienordnung wiederhergeſtellt ſehen[3]). Es iſt das auch nichts für Leipzig Eigentümliches; nach Tholuck[4]) finden wir in unſrer Zeit vor allem für Theologen auch an andren Univerſitäten noch Alumnate. — In Leipzig waren dieſe Wohnungen verbunden mit den verſchiedenen Kollegien, dem Großen und Kleinen Fürſtenkolleg, Collegium beatae virginis, dem Collegium novum der philoſoph. Fakultät und dem Paulinum der theologiſchen Fakultät. Dieſe enthielten nämlich nicht nur Wohnungen für Magiſter oder andere Graduierte, die in der Zugehörigkeit zum Kolleg teilweiſe ihre Beſoldung hatten[5]), ſondern auch für Studierende, die unter Aufſicht der Magiſter hier ihren Studien oblagen. Die Aufnahme ſolcher „Inquilinen" unterlag beſonderen Geſetzen, die gerade mehrfach in der Regierungszeit Kurfürſt Auguſts einer der neuen

[1]) Ebenda.

[2]) Looſe, Anmerkungen.

[3]) Tholuck, 222.

[4]) Da man Theologen beſonders viel im Lehr- und im Predigtamte brauchte, ſo ſorgte man auch für ſie in beſonders ausgiebiger Weiſe.

[5]) Die Beſoldungen der Univerſitätslehrer würden Stoff zu einer beſonderen Arbeit geben.

Digitized by Google

Zeit entſprechenden Reviſion unterzogen wurden[1]). Dieſe Geſetze beſchäftigen ſich zunächſt mit der Perſon des Aufzunehmenden und ſtellen dabei Folgendes feſt: Nicht aufgenommen wird[2]),

1. wer von einer andren Univerſität ausgeſchloſſen oder relegiert worden iſt[3]),
2. wer aus aus einem andren Kolleg „herausgeworfen“ (ejectus) worden iſt,
3. wer berüchtigt iſt durch Zechereien und die damit zuſammenhängenden Untugenden der Unmäßigkeit, Trunk-, Spiel- und Streitſucht;
4. wer in ſchwerer Feindſchaft mit einem Magiſter bon. art. des Kollegs lebt.

Dagegen ſteht der Aufnahme nichts entgegen[4])

1. wenn der Betreffende im Buche des Rektors der Univerſität eingetragen iſt und einen Präzeptor gemäß der Statuten hat oder die öffentlichen Vorleſungen hört,
2. wenn er in guter Achtung ſteht, Frömmigkeit und wahre Religioſität liebt, ſich des Friedens und der Wiſſenſchaften befleißigt, ruhig und nüchtern iſt und
3. man deshalb von ihm hoffen kann, daß er ſich im Leben, — Sitten und Studien — recht verhalten wird.

Nach der Wohnungsanweiſung hatte jeder eidlich zu verſprechen[5]), daß er ehrſam, mäßig und mit ſchuldiger Reverenz in den Gebäuden leben, ſich nicht dem Dekan und dem „Lokator“[6]) widerſetzen, verdiente Strafen ohne Weigerung tragen, nichts beſchädigen, ſondern jeden Schaden anzeigen und nicht betrügen wolle. Wer eine gemietete Wohnung länger als einen Monat

---

[1]) Es ſind hier nur die Statutenbücher herangezogen worden, die in der Zeit von 1553—1586 revidiert worden ſind.

[2]) Statutenbücher, S. 539 f. Statuta pertinentia ad inquilinos collegii novi. — S. 218 ff. Nova statuta inquilinorum collegii majoris.

[3]) Das Collegium Maj. erſtreckt dieſe Beſtimmung auch auf die Gymnaſien.

[4]) Siehe Anm. 2.

[5]) Statutenbücher, 218 und 539.

[6]) Ueber ſeine Bedeutung ſiehe weiter unten!

inne hatte, ohne in das „album rectoris“ eingetragen zu sein, wurde mit einem Gulden gestraft [1]). Fremde bei sich zu beherbergen, war nicht gestattet; besonders strenge Strafen standen auf die Aufnahme von Mördern (!) und anderen Missethätern [2]) und den Verkehr mit verdächtigen Weibern innerhalb der Wohnungen [3]). Besonders im letzteren Falle wurde der Ausschluß aus dem Kolleg angedroht. Wer einen Famulus bei sich hatte, mußte auch für dessen Erhaltung sorgen; doch sollte es nur wirklichen Studenten erlaubt sein, sich einen solchen zu halten [4]). Gegen den Willen der Kollegiaten bez. die Einwilligung des durch diese eingesetzten Lokators durfte keine Wohnung benutzt werden [5]). Der Lokator übergab jedem den Schlüssel und schrieb den Namen des Mieters auf, damit keiner unter der Hand die Wohnung an einen anderen vermieten konnte. Wer gegen die Bestimmung handelte, hatte kein Recht mehr auf die Wohnung, mußte sie aber für das laufende Semester noch bezahlen [6]). Die Mietbeträge waren am Ende des Frühlings- und des Herbstmarktes zu begleichen [7]). Wer vor Semesterschluß fortging, sollte doch den ganzen Betrag erlegen oder dem Lokator Sicherheit verschaffen, ehe seine Sachen fortgeschafft wurden. Weigerte er sich dessen, so wurde die Hilfe des Rektors in Anspruch genommen und alles, was in seinem Zimmer war, als Pfand in Beschlag genommen [8]). Jede Wohnung mußte in demselben Zustande verlassen werden, in dem sie übernommen worden war. Die Ueberweisungs- und Mietzeiten wurden auf das Ende der beiden schon erwähnten Märkte festgesetzt [9]), weil eben zu dieser Zeit die Studenten von der Heimat her mit neuem Gelde durch zugereiste Landsleute versorgt wurden und daher alle Zahlungen stattfanden. — Wer seine Wohnung länger behalten wollte, mußte das 4 Wochen vor Schluß des Semesters

---

[1]) Statutenbücher, 218, 539.
[2]) Ebenda, 219, 540.
[3]) Statutenbücher, 221/22 — 541 — 263 (kleines Kolleg).
[4]) Statutenbücher, 219.
[5]) Ebenda, 219, 261, 510.
[6]) Siehe Anm. 2.
[7]) Statutenbücher, 261, 219, 540.
[8]) Ebenda.
[9]) Ebenda, 219, 261.

Digitized by Google

anzeigen, damit ſie nicht weiter vergeben wurde. Wollte er aber die wiedergemietete Wohnung nicht beziehen, ſo mußte er entweder den Mietzins bezahlen oder dem Lokator einen geeigneten Mieter vorſchlagen [1]).

Ueber die Behandlung der Wohnungen folgen nun in den Statutenbüchern noch verſchiedene ſpeziellere Vorſchriften [2]): Es ſollte — ſelbſtverſtändlich — nichts fortgeſchafft, zerbrochen, zerriſſen oder auf andere Weiſe verunſtaltet werden. Außer Erſetzung des Beſchädigten war bei Zuwiderhandlungen mindeſtens ½ fl. Strafe zu zahlen. Auch durfte niemand eine Neuerung in ſeiner Wohnung vornehmen ohne Erlaubnis des Lokators und des Dekans. Wurde eine ohne Erlaubnis vorgenommene bauliche Veränderung nicht gebilligt, ſo hatte der Betreffende Schadenerſatz zu leiſten. Bei einer nützlichen Veränderung wurden ihm die aufgewendeten Koſten nicht vergütet.

Der geringen Solidität der Gebäude wegen [3]) durfte nicht in den oberen Räumen Holz geſägt und geſpalten werden. Da die Gebäude zum großen Teil nur aus Holz aufgeführt waren, ſo waren beſondere Vorſichtsmaßregeln zur Vermeidung von Feuersbrünſten nötig [4]). Vor dem Ofen ſollten keine Stroh- und Holzhaufen aufgeſchichtet, an den Seiten der Wände und Dächer keine Kerzen angebracht werden. Der Gebrauch von Reiſigholz, Halmen, Aeſten und Zweigen zum Feueranzünden war unterſagt. Vor allem ſollten die Schlafräume nichts Feuergefährliches enthalten. In den dazu beſtimmten Gefäßen ſollte Tag und Nacht Waſſer ſein, damit im ſchlimmſten Falle gleich Löſchungsverſuche vorgenommen werden konnten. Nachläſſigkeiten dieſen Vorſchriften gegenüber ſollten beſonders ſtreng beſtraft werden. — Eine lange Reihe von Regeln der Kollegſtatuten [5]) beziehen ſich auf die Aufrechterhaltung der Reinlichkeit in den Wohnräumen und in der Nähe derſelben.

---

[1]) Statutenbücher, 219, 261.

[2]) Ebenda, 219/20, 540.

[3]) Die ſchon erwähnten Varia etc. Jac. Vogelii ſchreiben auf Bl. 80b: Anno 1578 den 19. May iſt die Bursa Saxonum bey großem Wind eingefallen.

[4]) Statutenbücher, 220/21, 262, 543.

[5]) Statutenbücher: Coll. novum S. 542; Coll. Paulinum S. 508; Coll. Maj. S. 221; Coll. Min. S. 263.

Digitized by Google

Unſere deutſchen Städte befanden ſich damals bez. dieſer löblichen Eigenſchaft überhaupt noch in den Kinderſchuhen, man konnte vom ſorgloſen Studenten wohl kaum mehr verlangen. Da wurden Papier und Stroh, Holzreſte und Kartenblätter umhergeworfen; da wurden Winkel und Ecken verunreinigt; man ſcheute ſich ſogar nicht, in dieſen ſich des Urins oder der Exkremente zu entleeren und dadurch Auge und Naſe der Mitmenſchen zu beleidigen [1]) oder am hellen Tage den fragwürdigen Inhalt gewiſſer Töpfe durch die Fenſter auf die Straße zu befördern, ohne darnach zu fragen, ob Vorübergehende dadurch beſudelt wurden [2]). Es muß wirklich manchmal köſtlich in dieſen Gebäuden ausgeſehen haben. Die Beſucher dürfen nicht denken, daß Schweine in dem Kolleggebäude wohnen — dieſe Bemerkung finden wir in der Einleitung zweier „Reinlichkeitskapitel“ [3]); und daß eine reinliche Wohnung zum Wohlbehagen führt und zugleich ihren „Wirt“ ehrt und ziert, muß mit hochtönenden Worten beſonders hervorgehoben werden [4]).

War es dem Neuling gelungen, auf die vorgeſchriebene Weiſe einen Unterſchlupf zu finden, ſo handelte es ſich darum, nun den geſellſchaftlichen Zuſammenhang mit den Strebensgenoſſen zu ſuchen. Dieſer war geboten in dem Anſchluß an eine der vier Nationen [5]). Man wollte — nach Gersdorf [6]) — durch dieſe Einrichtung nicht den nationalen Unterſchied oder gar Gegenſatz andeuten oder nach moderner Weiſe die Verſchiedenheit der Mutterſprachen ins Auge faſſen — denn die alleinige Sprache aller mit den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigenden Männer war die lateiniſche — ſondern man wollte zunächſt durch die korporative Vereinigung der Nationalen den von fern her Gekommenen größere Sicherheit und beſſeren Schutz gewähren und gab dadurch zugleich den Angehörigen in der Heimat eine Bürgſchaft für das Wohlbefinden ihrer Familienglieder, indem man ihnen durch möglichſt gemein-

[1]) Statutenbücher (Coll. Min.) 263.

[2]) Ebenda, 302 (Coll. Paul.).

[3]) Ebenda: Coll. Paul. und Coll. Novum.

[4]) Ebenda, S. 542 (Coll. Nov.).

[5]) Leipzig war eine der wenigen deutſchen Univerſitäten, die die Nationalverfaſſung beſaßen (Muther 279, Dolch 30).

[6]) Gersdorf a. a. O. Dritte Seite der Widmung.

ſchaftliche Wohnung und Koſt und Ueberwachung und Leitung der Studien durch Landesgenoſſen leibliches und geiſtiges Fortkommen ihrer Söhne zu gewährleiſten ſuchte. Wie genugſam bekannt iſt, teilte ſich demnach die Univerſität Leipzig in eine meißniſche, ſächſiſche, bairiſche und polniſche Nation. Wie für die Univerſität als Lehrkörper die Einteilung nach den vier Fakultäten die maßgebende war, ſo bildete die Einteilung nach Nationen die Grundlage für die Univerſität als ſoziale Korporation. Aus den vier Nationen wurden wie früher, ſo auch jetzt noch nach erneuter kurfürſtlicher Beſtimmung [1]) wechſelsweiſe der Rektor, 12 consiliarii und aus jeder Nation ein Aſſeſſor zu abwechſelnder Ausübung der Adminiſtration gewählt; dieſe ausübenden Glieder konnten aber nur aus den Graduierten der Nation genommen werden, während die gemeinen Studenten die Schutzbefohlenen bildeten. Da die Nationen ſich die pekuniäre Unterſtützung armer Angehöriger zur Pflicht machten [2]), ſo mußten ſie ſelbſtverſtändlich auch über die dazu nötigen Gelder verfügen können. Daß dieſe nicht immer in genügender Menge vorhanden waren, beweiſt uns der „liber nationis Polonicae“ vom Jahre 1557 [3]). In dieſem Jahre fand unter dem Seniorate des Dr. Valerius Pfiſter eine Verſammlung der Magiſter und Doktoren der polniſchen Nation ſtatt, die vor allem ſich damit beſchäftigte, auf welche Weiſe dem arg vernachläſſigten und faſt erſchöpften „Fiskus“ der Nation wieder zu neuen Kräften verholfen werden könnte, damit dieſelbe nicht des Vermögensmangels wegen von den andren Nationen verachtet, ſondern in die Möglichkeit geſetzt werde, den Armen der Nation Unterſtützung zu teil werden zu laſſen. Die Gründe der Geldebbe waren nach dem „l. n. P.“ [4]) zu ſuchen in dem Mangel an ſorgfältiger Verteilung des vorhandenen Geldes und in dem häufigen Wechſel im Seniorat. Dem letzteren Uebelſtande beſchloß die Ver-

[1]) Königl. Sächſ. Hauptſtaatsarchiv, Loc. 10596. Kurtzer Außzug der Churfürſtlichenn Sächſiſchen verordneten Viſitatorn Berichts vnd Relation, Wie ſie die gelegenheit in den dreien Vniverſiteten Leipzig, Wittenberg und Jena allenthalben funden ſambt angehengten Ihrem ꝛc. bedencken. 1577. Bl. 1.

[2]) Kgl. Sächſ. H.-St.-A., Loc. 10533. Univerſiteten Leipzig, W. u. J. betr. 1576/77. Artikel 23.

[3]) Statutenbücher, S. 168 f.

[4]) Liber Nat. Pol. a. a. O. Einleitung.

Digitized by Google

sammlung in folgender Weise abzuhelfen: Der jetzige Senior und alle, die ihm folgen werden, sollen in dem Amte bleiben, so lange sie in Leipzig sind, auch wenn ein anderer Direktor einer höheren Fakultät, als der er zugehört, promoviert würde. Wenn der Senior aber Leipzig verläßt oder aus dem Leben scheidet, wird an seiner Stelle gewählt der 1. Doct. theol. der Nation; ist ein solcher nicht vorhanden, der 1. Doct. jur. bez. der 1. Doct. med. oder artium. — Der Senior soll an jedem Himmelfahrtstage alle Magister und Doktoren der Nation durch den „Famulus der Universität" ins große „vaporarium" des Frauenkollegs zu einer Versammlung zusammenberufen [1]). Zwei jüngere Magister legen vor derselben mündlich und schriftlich Rechnung ab über Einnahmen und Ausgaben des verflossenen Jahres. Auch liegt diesen beiden „Collectoren" ob, die am Schlusse des L. n. P. festgesetzten Beiträge [2]) der einzelnen Glieder der Nation mit größter Sorgfalt einzutreiben — wohl keine leichte Arbeit, wie uns die späteren Ausführungen über die pekuniären Verhältnisse der Studenten lehren werden. Die Zahlung Verweigernden sind dem Rektor anzuzeigen; wenn es nötig. bez. unumgänglich ist, können sie aus der Nation ausgeschlossen werden. Der eine der Collectoren soll die Buchführung, der andere das Kassiereramt übernehmen [3]). Rechnung und Gegenrechnung sollen von nun an in den neu anzukaufenden „liber membranaceus" [4]) eingetragen werden. Der Ueberschuß des Jahres fließt in den Fiskus der Nation, die vorhandene Summe wird in das Buch durch den Vorsteher des Frauenkollegs eigenhändig eingetragen und in der ebenfalls anzuschaffenden verschließbaren eisernen Kassette (cistula) [5]) niedergelegt. Diese wird im Frauenkolleg, das dieser Nation gehörte, verwahrt. Den Schlüssel derselben und das neue Buch der Nation sollte der Senior in Verwahrung nehmen, aber — man ging sehr sicher — nur dann, wenn er nicht Kollegiat des Frauenkollegs war.

---

[1]) Ebenda. 2. Abschn.

[2]) Lib. nat. Pol. a. a. O. 3. Abschn.

[3]) Ebenda.

[4]) Ebenda 4. Abschn., S. 171. Kassette und Buch kosteten zusammen 9 fl. 19 gl. 6 Pfg.

[5]) Ebenda. Sie kostet allein 4½ Thaler und 1 Schreckenberger.

Digitized by Google

Aus den ſchon oben angeführten Gründen, zu denen noch angeführt werden die Wechſel des Krieges und die „injuriae“ der Zeit, waren die Vorräte des Fiskus ziemlich erſchöpft[1]). Außer dem, was der „humanissimus vir“ Magiſter Sigismund Prüfer aus Glogau in der Zeit ſeiner Kollektur zuſammengeſpart hatte, und einem perſönlichen Geſchenk desſelben von 8 fl. 18 gr. war nichts in der Kaſſe vorhanden; am Verſammlungstage floſſen derſelben aber noch 15 fl. 9 gr. 6 Pf. als Ertrag einer Sammlung unter den anweſenden Doktoren und Magiſtern zu, die von 3½ gr. bis zu 2 fl. 18 gr. aufwärts beiſteuerten[2]). Auch die abweſenden Magiſter ſollten zu einem „beneficium“ herangezogen werden. Zu dem Wachſen und Gedeihen der Nation waren aber regelmäßige und mit einer beſtimmten Verpflichtung verbundene Zahlungen nötig. Die Verſammlung ſtellte deshalb folgende für die Folgezeit bindende Steuertabelle auf[3]):

Jeder Student zahlt im 1. Jahre ſeiner Ankunft 2 gr. „Edlen und ſehr reichen Herren ſoll kein Maß vorgeſchrieben werden; ſondern es ſoll immer ihrer Freigebigkeit überlaſſen bleiben, wie viel ſie zahlen wollen.“

Promovenden zahlen:

Bacc. in artibus	4 gr.	Licentianden	8 gr.
Bacc. in d. übrig. Fak.	6 „	Doctoranden	12 „
Magistranden	6 „		

Die das Glück mit Aemtern, Vorteilen ꝛc. ausgeſtattet hat, zahlen einmal und ſogleich, wie folgt:

Kuratoren des Pauliner- und d. neuen Kollegs	2 gr.	Ordinarius d. Jur. Fac.	24 „
Oeconomi Paulini	6 „	Dekan d. medic. Fac.	24 „
Kuratoren d. Dörfer	6 „	Beiſitzer d. Stadtgerichts (judicii curiae)	18 „
Kollegiaten d. gr. Koll.	6 „	D. Richter d. Stadtger.	24 „
Kollegiaten d. Fürſt.-K.	4 „	D. Prokuratoren des Stadtgerichts	18 „
Kollegiaten d. Frau.-K.	3 „		
Profeſſoren d. Fac. Art.	6 „	Consistoriale	18 gr.
Prof. d. übr. Fak.	12 „		

[1]) Lib. Nat. Pol. 4. Abſchnitt.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda.

Digitized by Google

Notarien	d. Univ.	12 gr.	Stadtrichter		18 gr.
	d. Stadtgerichts	12 „	Bürgermeister (consul civ.)		24 „
	d. Stadt	12 „	Canonici	v. Meißen	24 „
Supperattendenten und Paſtoren		12 „		Naumburg	24 „
Kirchendiener		6 „		Merſebg.	24 „
Städt. Senatoren		12 „		Zeitz	12 „

Zu den höchſten Ehren und Würden Erhobene, wie Prälaten, Biſchöfe ꝛc. werden erinnert und gebeten, daß ſie durch ihre Freigebigkeit die Nation unterſtützen.

Wer auf gewiſſe und kurze Zeit für ein Amt gewählt wird, zahlt, wie oft ihn das auch betrifft:

Decanus artium	12 gr.
Dec. d. theol. Fak., der wohl oft erneuert wird	6 „
D. Pröbſte d. Dörfer d. Univerſität	12 „
D. Procancellarii aller Fakultäten	12 „
D. Rector	12 „

Zuletzt, damit in den laufenden Jahren niemand von der Nation von der jährlichen Steuer befreit werde, ſondern jährlich auch etwas beitrage, zahlen die einzelnen zu Oſtern oder zu Himmelfahrt:

Studenten	1 gr.	Für die edlen und reichen Herren
Bacc. in artibus	1 „	
Bacc. in jure	2 „	
Magister	2 „	gilt auch hier wieder die obige Beſtimmung.
Licentiaten	3 „	
Doctoren	4 „	

Eine von Zarncke angeführte Probe der ſehr ſorgfältig geführten Jahresrechnungen [1]), die Rechnung von den Mag. bon. artium Erasmus Kirſtein, colleg. beat. virg. coll., und Hieronymus Günther vom Jahre 1558 führt an ſolchen Beiträgen 14 fl. 16 gr. auf. — In ähnlicher Weiſe, wie es bei der polniſchen Nation geſchah, werden wohl auch die übrigen drei Nationen, von denen uns aus der Regierungszeit Auguſts nicht über durchgreifende Veränderungen berichtet wird, ihre Angelegenheiten verwaltet haben. In den ſpäteren Jahren ſcheint die Geldnot der Nationen nicht

[1]) Lib. Nat. Pol. a. a. O. 173/4.

Digitized by Google

mehr ſo arg geweſen zu ſein, da im Jahre 1577 der Kurfürſt ein Gutachten darüber mit einfordert, wie deren Gelder zu verwenden ſeien [1]).

Suchten ſo die Nationen ihren armen Angehörigen das Studium zu erleichtern — das billigere Wohnen in den Kollegs iſt auch mit auf ihre Rechnung zu ſchreiben — ſo war es ihnen doch jedenfalls mit ihren an ſich geringen Mitteln nicht möglich, alle an ſie gerichteten Anſprüche zu befriedigen; denn die Zahl der Bedürftigen war groß. Und wenn wir mit der Thatſache rechnen, daß ſich damals Elemente dem Studium hingaben, die es heutzutage infolge allzugeringer Mittel nicht über die Volksſchulbildung hinausbringen würden, ja daß die Studenten förmlich auf der Straße aufgeleſen wurden, ſo müſſen wir unbedingt darauf ſchließen, daß den unbemittelten Studenten noch Unterſtützungen anderer Art zur Verfügung ſtanden. Und in der That war die Opferwilligkeit in dieſer anbrechenden Zeit des Individualismus noch eine ſehr große. Noch heute beſtehen für die Univerſität Leipzig [2]) 26 Stipendien aus der vorauguſteiſchen Zeit (1409—53) und 12, die aus Auguſts Regierungszeit ſtammen, alle insgeſamt von Privatperſonen geſtiftet. Die letzteren mögen hier verzeichnet werden [3]). Es ſind das zunächſt 3 Senatsſtipendien:

1. die Menzelſche Stiftung, 141 M. jährlich, gegründet 1558 von Anna verw. Menzel geb. Born zu Leipzig, zu verleihen zunächſt an Studierende der Menzelſchen oder Bornſchen Familie, dann auch an andre, bis ſie Magiſter geworden ſind (S. 504),
2. die Hommelſche Stiftung, 300 M. jährlich, gegründet 1562 von Joh. Hommel, Prof. d. Mathematik in Leipzig (502),
3. die von Watzdorf'ſche Stiftung, 3 Stipendien, 1 zu 660 M., 2 zu je 180 M. jährlich, gegründet 1562 von Margarethe von Watzdorf, letzter Aebtiſſin des Jungfrauenkloſters zu Weißenfels (S. 508),

---

[1]) H.-St.-A. Loc. 10532. Univ. L., W., J. 1576/77. Artikel 23: — Die Univerſität ſelbſt meint allerdings nicht, daß die Nationen Geld übrig hätten.

[2]) Nach „Max Baumgart, die Stipendien und Stiftungen zu gunſten der Studierenden an allen Univerſitäten des deutſchen Reichs".

[3]) Die Beträge ſind nach unſerem Gelde angegeben.

Digitized by Google

ferner 1 Fakultätsstipendium:

die Haasesche Stiftung, 234 M. jährlich, 1561 gegründet von Vincentius Haase, Universitätsverwalter in Wittenberg, auf 3 Jahre an einen Meißn. stud. theol. zu verleihen (S. 509),

dann 3 vom Rate verwaltete Stipendien:

1. die Erasmus Egranische Stiftung, 32 M. 57 Pf. jährlich, gegründet 1571 von Frau Kunigunde, Witwe des Er. Egrani (sonst Bachelm genannt), nicht länger als auf 5 Jahre auszuleihen (S. 517),
2. die Dr. Johann Reesesche Stiftung, 3 Stipendien, je 107 M. 92 Pf., 1561 gegründet, vom Geschlechtsältesten zu vergeben (S. 518),
3. die Adam Müllersche Stiftung[1]), 2 Stipendien je 40 M. 46 Pf. auf 2 Jahre zunächst an Merseburger zu verleihen, gegründet 1554 (S. 518),

und endlich 5 Stipendien anderer Art:

1. die Dehn-Heydenreichsche Stiftung, jährlich 240 M., gegründet 1579 von Susanne Heydenreich, von Blutsverwandten zu verleihen (521),
2. die Görling-Stiftung, gegründet von Nik. Görling zu Kranach in Böhmen, von der Stadt Zittau zu verleihen (S. 523),
3. die Hahnsche Stiftung, gegründet 1572 von Nicol. Hahn, für einen Theologen, von der Stadt Hof zu verleihen (S. 523),
4. die Müller-Stiftung, 1574 gegründet von Matth. Müller, zu Grimma, von seiner Vaterstadt zu verleihen (S. 528)

und

5. 4 von Schönbergsche Stipendien, gegründet 1473—1647.

Daß damit die Zahl der Stipendien dieser Art noch nicht erschöpft, sondern jedenfalls eine Anzahl eingegangen ꝛc. ist, beweist der Umstand, daß in den Acta Rectorum[2]) noch mehrere andere

---

[1]) Vergl. hierzu auch Joh. Jak. Vogel, Leipzigisches Geschichts-Buch oder Annales ꝛc. (Leipzig 1714), S. 200: Adam Müller giebt — 7. Mai 1554 — 600 fl. zu Erhaltung zweier Studenten seiner Freundschaft zu Merseburg oder Leipzig ꝛc.

[2]) Acta Rect. 478. 479. 484. 485. 486. 498.

Stipendien aus verschiedenen Gründen Erwähnung finden, so das Stip. Charintiacum, das Stip. Büchners und das Stip. Pretinensium, das letztere 1559 mit dem namhaften Betrage von 250 fl. gestiftet von dem Bacc. theol. M. Ambros. Reichardt für 2 Pretinensische Studenten. — Nimmt man an, daß diese nur aus gewissen Gründen an genannter Stelle aufgeführt werden, so läßt sich wohl schließen, daß eine Reihe anderer noch bestanden haben kann. Zu diesen Privatstipendien traten nun noch die kurfürstlichen Stipendien [1]) und andere Unterstützungen, wie z. B. der „gemeine Tisch“ [2]), um dessen Vergrößerung man nach den Akten des H.-St.-A. sich in jener Zeit auch fortwährend bemühte [3]). — Natürlich bildeten diese Stipendien ein Zugmittel für die Universität, und dieselbe mußte darauf bedacht sein, sich dieselben zu erhalten. Deshalb konnte der Rektor auch die Bitte des Bürgermeisters Georg Enick und des Stadtschreibers (scriba) Joh. Winckler von Pretten (Bretten?), die als Abgesandte ihres Senates kamen, nicht erfüllen — nämlich zu gestatten, daß ihre Stipendiaten der Bequemlichkeit halber in Wittenberg studieren dürften [4]). Er war darin ja auch gestützt durch die testamentarischen Bestimmungen der beiden Stifter eines älteren wie des neueren Stipendiums, — die nun beide mit einander verbunden sein sollten — die verlangten, daß die Nutznießer nur in Leipzig studieren sollten, und gestatteten, daß der Betrag anderen Leipzigern ausgezahlt werde, wenn die „Pretinenser“ Leipzig verließen und trotz mehrfacher Aufforderung nicht zurückkehrten [5]).

Die Frage der Unterstützung armer Studenten führt uns auf die Bedürfnisse eines Studenten überhaupt; es mögen deshalb einige Untersuchungen über die Kosten des Universitätslebens in Leipzig hier folgen. Wenn Dolch [6]) sagt, daß ein Leipziger Student im 15. Jahrhundert etwa 34 Gulden Rhein., jeden zu 20 Groschen

---

[1]) Sie bezogen sich besonders auf Studenten der Theologie; doch gab es nach Tholuck S. 208 früher auch solche für Studierende der Philosophie.

[2]) Das heutige Convikt.

[3]) Es würde zu weit abführen, wenn wir hier darauf eingehen würden.

[4]) Act. Rect. 485 und 86.

[5]) Nach Tholuck 228 begleiteten sonst die meisten Stipendien ihren Inhaber in Deutschland überall hin.

[6]) Dolch, S. 51.

Digitized by Google

gerechnet, (jährlich?) brauchte und Tholuck[1]) im 16. Jahrhundert die finanziellen Bedürfnisse eines Studenten in Tübingen auf 26 fl. (mit Bett auf 34 fl.), in Marburg auf 16 fl. anschlägt, so sind das ziemlich unbestimmte Angaben; man weiß nicht, was alles unter die Ausgaben gerechnet ist, ob nur Wohnung und Beköstigung oder auch die ziemlich bedeutenden Ausgaben für Kleidung dabei mit inbegriffen sind. — Die schon mehrfach angezogenen Briefe Behaims an seine Mutter geben uns besonders über die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Leipziger Musensohnes wenn auch nicht erschöpfenden, so doch einigermaßen befriedigenden Aufschluß. Behaim scheint ein Student gewesen zu sein, dem von seiner Mutter scharf auf die Finger gesehen wurde, sodaß er einmal, als sich die Mutter über die vielen Geldausgaben beklagt, sich sehr ärgerlich gegen ihre Auffassung verteidigen muß[2]). Wir können deshalb noch etwas über die von ihm angesetzten Ausgaben im Durchschnitt hinausgehen. Leider sind uns aber die einzelnen Abrechnungen für seine Mutter auch nicht überliefert, und die Ziffern beziehen sich nur auf 3 Jahre. Wenn Behaim mehrmals von teurer Zeit schreibt, so bezieht sich das hauptsächlich auf das Jahr 1573. Sonst gleichen aber die Getreidepreise ungefähr denen der fünfziger und sechziger Jahre[3]). Infolgedessen werden die Schwankungen in der Höhe der Ausgaben nicht bedeutend gewesen sein. — Es liegt nun nicht in unsrer Absicht, auf Grund der Ausgaben dieses einen Studenten statistische Tabellen aufzustellen. Wir werden dieselben, wie sie uns vorkommen, wiedergeben, nur um zu zeigen, wohin ungefähr die aus der Heimat kommenden Thaler rollten. Am meisten Ausgaben erforderte wohl nächst den Promotionssemestern, in denen die Kosten solenner Schmausereien — prandium Aristotelicum, coena candelarum und wie sie sonst heißen mögen — einen tiefen Griff in den Beutel verlangten, das erste Semester, in dem es sich einzurichten galt. Lassen wir dazu Behaim selbst reden. Er schreibt am 8. Mai 1572[4]): „Erstlich, liebe mutter, thu ich dir zu wissen, das Jorg Keilhauer (sein Schwager) mir ein neues sponbett kaufft hat umb 6 Pfd. 24 Pf.

[1]) Tholuck, 228.

[2]) Looſe, 13. Brief.

[3]) Nach Vogels Annalen, die für viele Jahre die Getreidepreise angeben.

[4]) 2. Brief, a. a. O. S. 2.

Digitized by Google

Darnach hatt er dem fuhrman, welcher mein faß hat von Nurnberg gen Leipzig gefuhrt, geben 2 fl. 6 Pfd., und daz faß hatt gewogen 2 ½ centner, von dem centner zu fuhren 23 groſchen, daz iſt 1 fl. 24 Pf., mehr hatt er mir ausgeben vor ein par ſchuh 60 Pf. und darnach hatt er mir geben 72 Pf. zu allen ausgebeten. Davon hab ich ausgeben: dem ſchneider, welcher mir mein ſtimpff (Strümpfe) an hoſen hinauff ſatzte, welche mir zu lang waren, 12 Pf., mer den tregern, die mein faß zu meinen magiſter ins collegium trugen, 18 Pf., mer vor ſtro in mein bett 39 Pf., zuletzt fur ½ ſeidla bier zum ſchlaftrunk 2 Pf. Darnach hatt er ausgeben dem depoſitori, welcher mich deponiret, ein halben thaler, darnach dem rectori, welcher mich einſchrieb in das buch der ſtudentenn, ein halben thaler, mer vor ein thruhen 1 thaler. — Die weiteren Briefe enthalten noch folgende Angaben:

16. Okt. 72[1]): darnach meinem magiſter 10 thaler vor holtz, licht, disziplin, ſtubenzins des jar — — — — — — — vor den tiſch mus ich itzund von wegen der theuerung die wochen 18 gr. geben[2]).

Ueber den Preis des Holzes ſchreibt er nur allgemein am 19. Sept. 73[3]): darzu iſt daz holtz itzund theurer (wiewol es kein winter wölffel [= wohlfeil] iſt, ſondern noch halb ſo vil koſt, den drauſen) den winter, den in einem andern.

Der Brief vom 13. Jan. 74[4]) berichtet darüber, daß die Trinkgelderunſitte auch ſchon im Schwunge war. Da erhielt die Wirtin zum neuen Jahr 1 th. „dieweil es der brauch und gewonheit alhir iſt", und der Magiſter einen reiniſchen goltgulden. Der Famulus, „welcher bett, holt waſſer, auskert und andere notturft thut", erhielt 6 gr. – Von Ausgaben für irgend welche Privatvergnügen iſt in allem nicht die Rede; wir glauben demnach, daß die obengenannten Zahlen eher etwas zu tief als zu hoch gegriffen ſind. Nicht wenig koſtete auch die Kleidung[5]). Der

---

[1]) 6. Brief, a. a. O. S. 4.

[2]) Dasſelbe wiederholt ſich im 17. Brief, 13. 1. 74, S. 10.

[3]) 12. Brief, a. a. O. S. 7.

[4]) 17. Brief, S. 10.

[5]) Die Schneider wollten auch am liebſten nur neue Kleider machen und nichts Altes ausbeſſern. Behaim klagt darüber: „— — — den die ſchneider hierinnen gar nichts einen flikken wollen, ſo einer auch nichts neus

Brief vom 31. Okt. 1573 [1]) enthält eine ganze Schneiderrechnung, die hier eingefügt werden möge:

2 fell an die ſtimpff der hoſen	1 th.	—	
dieſelben zu ſchmitzen (färben)	—	2 gr.	
7 ½ lott ſteppſeiden zum rock, die ſchnur aufzunehen, hoſen und wammes à loth 4 gr.	1 th.	6 gr.	
pertigen (Borte) an rock 4 lott zu 4 gr. .	—	16 gr.	
pargett 5 eln zu einem wammes zu 6 gr.	1 th.	6 gr.	
ein eln kardeck (Wollſtoff) under den hut .		8 gr.	
vor ein eln vorſtatt (halbſeidnes Zeug) zu unterlegung des rocks	—	6 gr.	
vor ein dutzet knöpff ans wammes . . .	—	8 gr.	
¼ ſammet an hutt und rock	—	10 gr.	6 Pf.
7 eln leinwadt als rockfutter	—	14 gr.	
dem thuchſcherer vor daz thuch zu den hoſen zu weſſern	—	2 gr.	
vor ¼ ſtab leinwadt under den kragen des rocks	—	1 gr.	
ein hutt mitt ſammet zu verbremen . . .	—	3 gr.	
Schneider für rock, hoſen, wammes machen	2 th.	6 gr.	
dem geſellen zu tranckgelt	—	2 gr.	

Mit ſeinen mitgebrachten Kleidern konnte Behaim, wie es ſchien, nicht viel Furore in Leipzig machen. Er ſchreibt darüber gleich im 2. Briefe an ſeine Mutter: „Zuletzt thu ich dir zu wiſſen, daß ich den mantell hab abſchneiden laſſen, des gar nicht breuchlich hierin iſt, lange mentell zu tragen, auch die da leidt tragen, die tragen nicht ſo lange mentell. Ich werd von idermann ausgericht (ſchadenfroh beurteilt) meines lidern (ledernen) klaidts wegen, daß die ſchnidt ſo lang ſein und die ſtimpff ſo ſchlotteren, auch das der kragen am rocklein ſo hoch iſt“; und ſpäter einmal: „du ſolſt aber wiſſen, daß ich mir die ſtimpff von leder machen

bei inen leſt machen, ſo hab ich vorwar hie gar ſelten etwas neus machen hie laſſen, darumb ſie mir auch kein ſtich nicht flicken wollen, da ich ſie allezeit ſelbs flicke. aber was iſt daz vor ein flicken, ſo man heut etwas flickt, morgen zuriſſen iſt und darnach daher gehett mitt hoſen, die lautter fleck ſeindt. (10. Brief, a. a. O. S. 6.)

[1]) 14. Brief, a. a. O. S. 8 u. 9.

will laſſen, dan es viel reiner ſteht als thuch und dieweil es hierin der meiſte theil alſo tregt, und daß geſeß und ſchnitt von tuch." — Die Tracht des Studenten der damaligen Zeit war eine ſehr maleriſche. „Wir finden eine vollſtändige Koſtümierung eines deutſchen Studenten in einem Stammbuche von 1572, worin ein Muſenſohn dem andern ſein volles Konterfei vom Kopf bis zum Fuße, fein gemalt, dedizierte." „Wir ſehen einen Herrn von Dieskau, damals stud. jur. in Leipzig. Auf dem Kopfe trägt er ein ſchwarz ſammetnes Barett mit roter Feder. Stutzen und Knebelbart zieren ſein Antlitz, ſowie ſeinen Hals eine Spitzenkrauſe. Seinen Oberkörper ſchmückt ein eng anliegendes, rotes Wams mit gleichfalls engen, durch Puffen verzierten Aermeln; dann trägt er ungeheure große Pluderhoſen. Ueber der rechten Schulter hängt ein purpurroter Mantel, an der linken Hüfte ein langer Stoßdegen mit Korbgriff [1])." Mannigfach ſind die Klagen, gerade in dieſer Zeit, über Ueberſchreitung des Natürlichen, Standesgemäßen und Schicklichen in der Kleidung [2]). Hören wir zunächſt Oſſes Klage aus den fünfziger Jahren [3]). Er ſchreibt in ſeinem Teſtamente: „Ueber das iſt auch von nöten, das mein Gnädigſter Herr mit Ernſt ſchaffe, daß Magiſtri und Scholares die leichtfertige, ſolchen Leuten ungebührende Kleidung unterließen. Gehen doch die Knaben alsbald in der Jugend in den leichtfertigſten zerſchnittenen Kleidungen einher, das es mitleidlich zu ſehen. Was iſt's aber Wunder; ſie ſehen ſolches von ihren Magiſtris, die zum theil alſo hereiner treten, daß unter ihnen und einen Balbiers Geſellen der Kleidung halber wenig Unterſcheids, daß derhalben die Perſonen der Univerſität wie vor alters einer ehrlichen und nicht leichtfertigen Tracht brauchten, denn ſolche Leichtfertigkeit in der Kleidung iſt gewißlich bei ſolchen Leuten auch Anzeigunge eines leichtfertigen Gemüths, und wenn noch vor wenig Jahren ein Student alſo gangen, er wäre geſtraft und von keinem Präceptore geduldet worden." Wir dürfen wohl auch dieſe Klage Oſſes nicht ſo traurig ernſt nehmen; es ging dem alten Manne

[1]) Dolch, S. 95.

[2]) In der Mitte des Jahrhunderts erſcheint die ſatiriſche Schrift „vom Hoſenteufel".

[3]) Oſſe, a. a. O. 295—98.

wie manchem heutzutage mit der neuen Zeit; doch unberechtigt sind sicher seine Klagen nicht gewesen. Denn sie wiederholen sich bei anderen, ein Zeichen zugleich, daß sie nichts gefruchtet haben. Schon aus dem Jahre 1559 melden uns die Akten[1]) die Bestrafung eines Studenten wegen Tragens unzüchtiger Kleider, und noch 1579 bemerkt ein Gutachten über Verbesserungen an der Universität[2]): Die Ueppigkeit in der Kleidung soll von den Präzeptoren nicht geduldet werden; die Eltern sollten nicht so viel Geld dazu hergeben, dann wäre der Sache gleich abgeholfen. Die Unsitte wurde so groß, daß, wie für andere Stände, so auch für die Universitätszugehörigen von den Regierungen besondere Kleiderordnungen aufgestellt wurden. Dieselben wiederholen sich an allen Universitäten bis in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts[3]). Das sächsische Haupt-Staatsarchiv birgt eine solche für die Universität Leipzig aus dem Jahre 1579[4]). Sie weist die Studenten in die ihrem Stande entsprechenden Schranken zurück. Die gewöhnlichen Studenten sollen nur „gemeines Landtuch, Satin, Harras, Parchent, Leder" zu ihren Kleidungsstücken nehmen; den Studenten von Adel soll es gestattet sein, seidne, nicht aber samtne Kleider zu tragen, alles Schmuckes, „so ihrem Stande und Alter übel anstehet," sich enthalten. Die beweibten Studenten sollen ebenso wie die Baccal. artium und die gemeinen Notarien „gemeines Landtuch" nehmen, lange Röcke oder Mäntel und Pelze mit gemeinem Futter und wollene oder gemeinseidne Baretts tragen. Des Samts unter die Röcke u. dergl. haben sie sich zu enthalten. Kein Unterkleid darf über 8 fl. kosten. Die Magister endlich, die ja meist auch noch halb Studierende waren, Baccalaurien, Prokuratoren, die nicht in den oberen Fakultäten sind, und die Notarii publici sollen, wie von alters hergebracht, die Röcke, in denen sie promoviert haben, neben „wüllenen" tragen. Samtbaretts sind

---

[1]) Acta Rectorum 507.

[2]) Sächs. H.-St.-A. Loc. 10596. Relation, was bey den beyden Universiteten L. u. W. . . . außgerichtet im Julio Anno 1579, Bl. 21—23.

[3]) Tholuck, S. 31.

[4]) H.-St.-A. Loc. 10596. Schriften, betr. d. Reform. beider Univ. W. und Leipzig ꝛc. 1579/80: Blatt 110 bis 114: „Ordnung in Kleidung derjenigen, so der Universitett zu Leipzig vertraudt sein."

Digitized by Google

ihnen nicht geſtattet; die Elle des Stoffes ſoll nicht über 1 fl. oder Thaler koſten. „Die angewöhnten kurzen Mentel-Röcke“ (ſiehe weiter vorn Behaim!) und Unterkleider werden verboten [1]). — Welche Früchte dieſe „Kleiderordnung“ getragen hat, iſt uns nicht bekannt. Doch iſt gewiß, daß ſie notwendig war; denn die Modeſucht trug viel zur Erhöhung der Koſten des akademiſchen Lebens bei, und daß mancher dabei über ſeine Verhältniſſe hinausging, beweiſen die vielen Schulden, durch die gerade die Schneider in Mitleidenſchaft gezogen wurden. — Schulden! Welchem Muſenſohne ſollte dieſer terminus unbekannt ſein, und vor allem Schneiderſchulden! Der Schneider als Studentengläubiger war damals ſchon eine bemitleidenswerte Figur. In den eingeklagten Schuldſachen der Jahre 1553 bis 1560 [2]) in Leipzig iſt es bald der Schneider Döner, bald Keck, bald Scholpin, bald Müller, Cramer, Wicht und wie ſie ſonſt heißen mögen, der eine Schuld einklagte oder gar die Beſchlagnahme des ſtudentiſchen Eigentums beantragte, da er ſonſt nicht zu ſeinem Gelde kommen konnte. Beſonders der Erſtgenannte ſcheint arg in Mitleidenſchaft gezogen worden zu ſein. Und das ſind nur Fälle, die zur Anzeige gekommen ſind, vielleicht dieſe nicht einmal alle; was mag ſonſt auf Kleider geborgt worden ſein? Doch nicht bloß die Schneider und nebenbei auch die ſie ergänzenden Schuſter hatten die zweifelhafte Ehre, Gläubiger der Herren Studenten zu ſein; der echte Bruder Studio hatte auch damals ſchon zuweilen die Gepflogenheit, nicht zu bezahlen, was er trank [3]); er hätte am liebſten zuweilen umſonſt gewohnt, ſei es auf Koſten der Kollegs [4]) oder armer Witwen [5]). Die Goldſchmiede konnten auch nicht über pünktliche Bezahlung klagen [6]), und ſogar Bücherſchulden kamen ſchon vor [7]).

---

[1]) Die Ordnung enthält auch nicht hierher gehörige Beſtimmungen bez. der Dozenten, deren Frauen und andrer Univerſitätsangehöriger.

[2]) Acta Rect. Döner S. 475, 481, 488, 489, 490, 500 ꝛc., d. übrigen: 431, 439, 470, 488, 491 ꝛc.

[3]) do. 481, 488. (Der Weinhändler Pracht und ſein „pincerna“ ſind hier die Betrogenen).

[4]) do. 488, 491, 499 ꝛc.

[5]) do. 455, 480, 490, 491.

[6]) do. 455, 481.

[7]) do. 508.

Von großer Zahl sind die Schuldfälle, bei denen nur der Geldbetrag angegeben ist, die also entweder durch direkten Borg entstanden sind oder bei denen das Objekt nicht angegeben ist, für das noch Zahlung zu leisten war. Jede Seite der „Acta Rectorum" berichtet in den Acta privata von Schuldforderungen und Beschwerden an den Rektor. Wie viel mag noch geborgt worden sein, ohne daß die etwas geduldigeren Gläubiger ihre Schuldner der akademischen Gerichtsbarkeit auslieferten. Die Schuldbeträge sind der verschiedensten Art. Der kleinste aus den Jahren 1553 (Winter) bis 1560 (Sommer) war 12 gr.[1]), die größten 46 fl. und 55 fl. 78 gr. 5 Pf.[2]), also ungefähr das Jahresgehalt eines dozierenden Magister artium. Der Verfasser hat für die erwähnte Zeit — 14 Semester — 137 Schuldfälle gezählt; auf ein Semester also 10 Fälle. Das sieht zunächst nicht besonders viel aus. Doch wenn man annimmt, daß die Gelegenheit, Geld auszugeben, viel geringer war als jetzt; wenn man die Höhe der Beträge in Betracht zieht; wenn man bedenkt, daß man es hier nur mit den böswilligen Schuldnern zu thun hat, die keine Miene machten, zu bezahlen; wenn man erwägt, daß nicht alle derselben genannt sein können, da die Buchführung von den einzelnen Rektoren nicht mit der gleichen Gewissenhaftigkeit durchgeführt wurde: dann sieht man die Schuldfälle auf eine nicht geringe Höhe anwachsen. Von den 137 Fällen ist bei 29 der Betrag nicht angegeben;

in	10 Fällen	ist er unter 1 fl.
in	39 F.	1—5 fl.
in	15 F.	6—10 fl.
in	15 F.	11—20 fl.
in	12 F.	21—30 fl.
in	2 F.	31—40 fl.
in	2 F.	über 40 fl.
in	3 F.	1—5 Thaler
in	4 F.	6—10 Th.

[1]) Act. Rect. 491.

[2]) Act. Rect. 508. — Der 1. Betrag betrifft eine Schneiderrechnung. — Der 2. wurde von 9 Gläubigern eingeklagt. Der Schuldner hatte sich schon nach Wittenberg geflüchtet, wurde aber gefaßt und bezahlte einen Teil seiner Schuld.

in 5 Fällen iſt er 11—20 Th.
in — F. 21—30 Th.
in 1 F. über 30 (42) Thaler.

Natürlich beſaßen auch damals ſchon gewiſſe Herren Studioſen geradezu eine Virtuoſität im Schuldenmachen und gelangten dadurch zu der traurigen Berühmtheit, mit ihrem Namen mehr als einmal in den Akten der Univerſität verewigt zu werden, ſo ein gewiſſer Koch mit dem größten der 137 Schuldbeträge[1]), ein Loſſel[2]), der beſonders viel Wert auf ſchöne Kleidung gelegt zu haben ſcheint, da er beſonders Schneider zu ſeinen Gläubigern zählt, der Pole Geſken[3]), der auch auf andere Weiſe der Univerſität viel zu ſchaffen machte, und andere. — Natürlich mußte bei dieſem Schuldenunweſen den Gläubigern eine gewiſſe Sicherheit geboten werden, wenigſtens einen Teil der Schulden beglichen zu ſehen. Es wurden deshalb das Eigentum oder ein Teil desſelben bei denen mit Beſchlag belegt, die Miene machten, die Univerſität zu verlaſſen[4]), im ſchlimmſten Falle die Uebelthäter ſelbſt gefaßt[5]). Gewöhnlich gab man aber vernünftigerweiſe noch eine kurze Friſt von 8—14 Tagen[6]) oder bis zu dem nächſtfolgenden Leipziger Markte[7]), an dem ſehr oft mit den zureiſenden Kaufleuten Geld aus der Heimat kam[8]). War die Friſt verſtrichen, ohne daß eine Zahlung eintrat, ſo ſtrafte man wohl den Schuldner mit öffentlicher Namennennung[9]), mit Karzer[10]), ja bei beſonderer Hartnäckigkeit drohte man bez. ging man mit der ſchlimmſten Strafe vor: der Relegation[11]). Freilich ſcheinen dieſe Zwangsmittel und Appellationen an das Ehrgefühl nicht von durchſchlagendem Erfolge geweſen zu ſein. Beſonders in den ſechziger Jahren wurden wieder

---

[1]) Act. Rect. 481, 500, 508.
[2]) do. 481 (4 mal), 501, 508 ꝛc.
[3]) do. 439, 455.
[4]) Formel: arrestari bona, Act. Rect. z. B. 481.
[5]) Formel: arrestatus est re et corpore.
[6]) Z. B. Act. Rect. 438.
[7]) do. 489.
[8]) Die Meſſen waren überhaupt Zahltermine.
[9]) Act. Rect. 482, 486.
[10]) do. 431, 490.
[11]) do. 490 (Schuld von 21 fl.), 491.

Digitized by Google

Klagen über die hohen Schneider- und Trinkſchulden laut, ſo daß ſich die Univerſität im Verein mit dem Rate der Stadt genötigt ſah, am 6. April 1565 ein Kreditgeſetz für Studenten zu erlaſſen[1]), nach dem keinem Studierenden — Söhne reicher und adliger Eltern ausgenommen — von einem Schneider über 5 fl., von einem Weinhändler über 1 fl. geborgt werden ſollte, wenn die Gläubiger darauf Anſpruch machten, daß ihnen von amtlicher Seite zu ihrem Gelde verholfen wurde.

---

[1]) Vog. Annalen S. 216. Nach Dolch S. 49 ſtammen überhaupt die älteſten Kreditgeſetze aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Besprechungen.

Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. I. Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. 17. und 18. vielfach verbesserte und stark vermehrte Auflage besorgt von Ludwig Pastor. Freiburg i. Br., Herder, 1897 (LVI, 792 S.).

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. I. Bd., 1. Heft: Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung von Nikolaus Paulus. Ebenda, 1898 (VIII, 100 S.).

Das generelle Urteil, das ich über das Werk Janssens hege, habe ich bei Besprechung des 6. sowie des 7. und 8. Bandes in dieser Zeitschrift Bd. II. S. 90 ff. und Bd. II. S. 466 ff. ausführlich dargelegt. Bei der vorliegenden neuen Auflage des 1. Bandes habe ich keinen Anlaß dasselbe zu wiederholen, wenngleich einige tiefergreifende Aenderungen seitens des Herausgebers Prof. Pastor gemacht sind. Sie sind aus einem anerkennenswerten Streben nach größerer Unparteilichkeit hervorgegangen und bestehen namentlich in einer früher nur kurz, jetzt ausführlich gegebenen Darstellung kirchlicher Schäden und Mißstände, die allerdings sehr notwendig war. Der Haß des Volkes gegen die Pfaffen, wie ihn z. B. v. Bezold in seiner Geschichte der Reformation und früher trefflich charakterisiert hat, wird jetzt als wichtiger Faktor richtig anerkannt. Endlich werden die sittlichen Zustände der Laienwelt schärfer, d. h. ungünstiger und damit richtiger geschildert als früher. Die abschreckende Schilderung des 16. Jahrhunderts in späteren Bänden wird dadurch insofern korrigiert, als eben die Zustände jener Zeit sehr verwandte Züge mit denen des 15. Jahrhunderts zeigen. Im übrigen hat Pastor mit demselben Sammelfleiß, den Janssen in hohem Maße besessen hat, die seit dessen Tod erschienene Litteratur für das Werk nutzbar zu machen gesucht, sich aber meistens auf bibliographische Verweise in den Anmerkungen beschränkt. Auf einen Fall erlaube ich mir indessen etwas näher einzugehen, weil er mich selbst betrifft und in gewisser Hinsicht charakteristisch zu sein scheint. Aus meiner von Janssen noch nicht gekannten Geschichte des deutschen Briefes, die Pastor aber des öfteren freundlich heranzieht, führt dieser ein von mir in der Einleitung zu einem Abschnitt

Digitized by Google

gelegentlich gegebenes Urteil über das ausgehende Mittelalter ausführlich an (S. 321), weil es in gewisser Weise mit der Auffassung Janssens über diese von ihm im Gegensatz zur späteren Zeit so hochgepriesene Periode harmoniert. Freilich warne ich dort gleichzeitig vor Ueberschätzung. Diese Betonung eines gelegentlichen Urteils entspricht der Art, wie Janssen neuere nichtkatholische Autoren zitiert. Sachlich würde ich es für richtiger gehalten haben, wenn Pastor an einer anderen Stelle und zwar im Text ausführlich mein Werk herangezogen hätte, nämlich da, wo es eine stoffliche Lücke bei Janssen auszufüllen im Stande ist, einige Seiten unmittelbar vorher, bei dem Abschnitt über die Prosa. Hier hätte die Heranziehung der Briefe des 15. Jahrhunderts, die ich ja eingehend charakterisiert habe, die Darstellung Janssens wesentlich ergänzt und sein Urteil über die Prosa jener Zeit sachlich bestätigt. — —

Die Stellung des Herausgebers Prof. Pastor hat übrigens bezüglich seines Strebens nach Objektivität eine neue Beleuchtung erhalten durch das 1. Ergänzungsheft zu Janssens Geschichte. In diesem giebt Nikolaus Paulus eine ausführliche kritische Untersuchung über die bekannte Fabel von Luthers Selbstmord. Er kommt zu folgendem Resultat: „1. Auf Grund der protestantischen Quellen kann mit genügender Sicherheit angenommen werden, daß Luther, wenn auch unerwartet schnell gestorben, doch nicht tot im Bette gefunden wurde, sondern vielmehr nach einigen Gebeten am 18. Februar 1546 gegen 3 Uhr morgens, in Gegenwart mehrerer Personen sanft und ruhig verschieden ist. 2. Auf Grund sowohl der protestantischen als der katholischen Quellen muß die Erzählung des angeblichen Kammerdieners von Luthers Selbstmord als eine Fabel zurückgewiesen werden." Mit Glück wird vor der eigentlichen Untersuchung die im 16. Jahrhundert grassierende Sucht, über das Hinscheiden von Gegnern gräßliche Gerüchte zu verbreiten, ausführlich behandelt. Gerade diese Partieen haben auch ein im engeren Sinne kulturgeschichtliches Interesse, wie denn überhaupt den Hauptnutzen von dem Janssen'schen Werk die Kulturhistoriker haben, vorausgesetzt, daß sie das hier aufgehäufte Material kritisch zu benutzen imstande sind.

Georg Steinhausen.

Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. Dritter Band, bearbeitet von Friedrich Lau (Publik. d. Gesellsch. für Rheinische Geschichtskunde XVI, 3). Bonn, P. Hanstein, 1897 (XXVII, 410 S.).

Die vor längerer Zeit von Höhlbaum veröffentlichten ersten beiden Bände des Buches Weinsberg, aus dem schon in den siebziger Jahren Ennen in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte umfangreiche Auszüge mitgeteilt hatte, gehören zu den interessantesten kulturgeschichtlichen Quellen des 16. Jahrhunderts. Der Verfasser, der seiner eigenen wenig bedeutenden Persönlichkeit eine über alle Maßen große Aufmerksamkeit widmete, hat uns mit einer staunenswerten Ausführlichkeit und einer unverkennbaren Lust an behaglicher Kleinmalerei ein oft langweiliges, aber sehr deutliches Bild des Lebens und der Meinungen eines bürgerlichen Durchschnittsdeutschen jener Zeit überliefert, wie wir es

ed by Google

nicht eingehender wünschen können. Ueber sein eigenes Leben hinaus beschäftigen sich seine Aufzeichnungen sodann mit den Zeitereignissen, über die er seine Notizen irgendwoher sammelte und abschrieb, und namentlich mit den Vorgängen in seiner Heimatsstadt Köln. — Während nun aber die ersten beiden Bände eine Fülle kulturhistorischen Details brachten, so über das Kinder- und Schülerleben jener Zeit, über das Studentenleben, über Ehe- und Familienleben, Geselligkeit, Lebenshaltung, Zeitanschauungen u. s. w., steht der jetzt von Lau herausgegebene 3. Band in dieser Beziehung hinter jenen weit zurück. Ich vermag allerdings nicht zu beurteilen, ob die durch den neuen Herausgeber vollzogene Kürzung des Textes darauf von Einfluß gewesen ist. Der gewaltige Umfang der letzten Aufzeichnungen Weinsbergs zwang dazu. Lau hat aber nicht nur die langen und langweiligen didaktischen Partieen, in denen Weinsberg schwelgte, fortgelassen, sondern er hat auch die Mitteilungen Weinsbergs über sein eigenes Leben und seine eigenen Erlebnisse, weil jedes charakteristische Gepräge der Weiterentwickelung fehlt, und ferner die ausführlich geschilderten Erlebnisse seiner Verwandten ausgeschlossen. Das Wissenswerteste daraus ist in einer sehr kurzen Einleitung zusammengefaßt. Es ist nun durchaus möglich, daß Lau doch manches kulturgeschichtlich interessante gar zu rigoros unterdrückt hat.

Immerhin bietet auch für uns dieser Band manche beachtenswerten Einzelheiten, wie z. B. die Bemerkung über den Kaufhandel, den Gelehrte trieben, die Abschnitte über den Unterricht von Weinsbergs Neffen, das Leben des Doktor Hilt, die Gecke (Närrin) Trein, den Mord eines Ehepaares durch einen Pfaffen, die Einkleidung von Weinsbergs Nichten zu St. Clara, das Begräbnis eines Bürgermeisters, über einen plötzlich verbreiteten Aberglauben, der dem Häring allerlei andichtete, über den Raub und die Gefangenhaltung einer Jüdin, die Austreibung des bösen Geistes aus einer Besessenen, den Tod des Doktor Birckmans, ferner seine Darlegungen über Namengebung und Namenentstehung und manches andere, von Kometenerscheinungen, Hinrichtungen, Ueberschwemmungen u. s. w. ganz abgesehen. Seine bis in's kleinste gehende Beachtung des Alltagslebens zeigt sich wieder überall und erstreckt sich bis auf die Schlafmützen, über deren damals Mode gewordenes Tragen bei Winterkälte er sich des längeren ergeht.

Ein letzter Band soll bald erscheinen. Georg Steinhausen.

Emil Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg von dem ersten urkundlichen Nachweis ihres Bestehens bis zu ihrem Uebergang an das Königreich Bayern (1806). Nürnberg, 1896, Joh. Phil. Raw'sche Verlagsbuchhandlung (J. Braun) (IX, 1078 S.).

Das Buch war ursprünglich als zweite Auflage der 1875 erschienenen Geschichte der Stadt Nürnberg von Johann Paul Priem, die vergriffen und gegenüber den zahlreichen neueren Forschungen und archivalischen Veröffentlichungen veraltet war, geplant. Der Charakter jenes Werkes, das nur auf abgeleiteten Darstellungen basiert, hat Reicke aber mit Recht sehr bald zu einer völligen Neubearbeitung desselben ohne Anlehnung an seinen Vorgänger

Digitized by Google

geführt. Da die erste Lieferung bereits erschienen war, mußte die Fortsetzung allerdings etwas hastig gemacht werden, wie es auch die verhältnismäßig große Zahl von Nachträgen und Berichtigungen zeigt. Auch eine gewisse Unselbständigkeit am Anfang seines Buches und eine etwas sehr große Kürze in Behandlung der letzten Jahrhunderte gesteht der Verfasser zu. Neue Quellenforschungen verhinderte ferner ebenfalls der Mangel an Muße. Der Hauptzweck des Buches war ja auch, eine im besseren Sinn populäre, übersichtliche Gesamtdarstellung der so wichtigen Geschichte Nürnbergs zu geben. Und wenn der Verfasser die Mängel des Buches selbst stark hervorhebt, so will uns zwar die Notwendigkeit der allzugroßen Beschleunigung der Arbeit nicht ohne weiteres einleuchten, wir müssen aber auf der anderen Seite dem Verfasser für die geleistete Arbeit sehr dankbar sein und uns freuen, daß hier endlich eine auf den Ergebnissen der neueren Forschung aufgebaute, sehr geschickte und lehrreiche Darstellung über die Geschichte eines der historisch wichtigsten Stadtgebiete Deutschlands dem Freund der Geschichte vorliegt.

Es steht die Geschichte Nürnbergs zu einem guten Teil im engsten Zusammenhang mit der politischen Geschichte der deutschen Nation, speziell der Kaisergeschichte: das zeigt das Werk Reickes in klarer Weise. Aber noch mehr gewinnt für uns Nürnberg an Bedeutung als „Auge Deutschlands", als ein Mittelpunkt, ja als ein Spiegelbild deutscher Kulturentwickelung seit dem späteren Mittelalter. Ich wünschte wohl, daß wir einmal eine wissenschaftliche und völlig erschöpfende Kulturgeschichte Nürnbergs erhielten, wir würden damit ein wesentliches Stück der allgemeinen deutschen Kulturgeschichte vor uns haben. Es ist natürlich, daß Reicke diese kulturgeschichtliche Seite seines Werkes, die für unsere Zeitschrift ja auch allein in Betracht kommt, ausführlich berücksichtigt hat. Der lokalgeschichtliche Standpunkt überwiegt allerdings, dem Charakter des Werkes entsprechend, vor dem allgemeingeschichtlichen. Abgesehen von vielen Partieen der übrigen Abschnitte, die uns z. B. über das gewerbliche Leben, über das Zeidlerwesen, über die Juden u. s. w. orientieren, ist insbesondere das 7. Kapitel, das die Kulturverhältnisse Nürnbergs am Ausgang des Mittelalters sehr anschaulich und ausführlich (S. 556—783) schildert, lobend hervorzuheben. Man sieht, es hätte das fast ein eigenes Buch werden können. Recht hübsch sind in diesen Abschnitt auch viele Quellenstellen verwebt. Etwas kurz kommt das häusliche Leben weg. Für eine Schilderung desselben zu etwas späterer Zeit (Ende des 16. Jahrh.), ebenso für eine solche der Geselligkeit in Nürnberg könnte in der 2. Auflage der von mir herausgegebene Briefwechsel Balthasar Paumgartners mit seiner Gattin Magdalene, geb. Behaim, gut herangezogen werden. Erwähnt sei noch ein ausführliches und gutes Register, das die Benutzung des Buches wesentlich erleichtert. Wir wünschen demselben recht viele Leser.

Im Anschluß an die Besprechung von Reicke's Werk erwähne ich eine Abhandlung desselben Verfassers: „Geschichtliches über das Schützenwesen, insbesondere im reichsstädtischen Nürnberg", enthalten in dem „Führer durch Nürnberg, anläßl. des XII. Deutschen Bundesschießens herausgegeben". Es bildet diese Gelegenheitsschrift eine willkommene Ergänzung des kulturgeschichtlichen Teiles jenes großeren Werkes. Ferner sei es mir gleich hier gestattet, auf

eine neue Publikation aufmerkſam zu machen, die wir dem ſehr regen Verein für Geſchichte der Stadt Nürnberg verdanken. Es iſt dies die Lichtdruckreproduktion des Proſpekts der Stadt Nürnberg von Hieronymus Braun vom Jahre 1608, der für die Topographie des alten Nürnberg von großer Bedeutung iſt. Der Zeichner war Kanzleiſchreiber und erntete für ſeine Arbeit noch ſchnöden Undank ſeitens ſeiner Vorgeſetzten. Eine ausführliche Abhandlung über den hochſt gewiſſenhaft ausgeführten Proſpekt bringt die erſte Abteilung des 12. Heftes der Mitteilungen des genannten Vereins aus der Feder von Karl Schäfer, der ſich über die älteſten Stadtproſpekte und Stadtanſichten höchſt inſtruktiv ausläßt.

Georg Steinhauſen.

A. Bömer, Die lateiniſchen Schülergeſpräche der Humaniſten. Auszüge mit Einleitungen, Anmerkungen und Namen- und Sachregiſter. I. Teil. (Texte und Forſchungen zur Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutſcher Zunge I, 1.) Berlin, J. Harrwitz Nachfolger, 1897 (III, 112 S.).

Der Verfaſſer, der unſern Leſern als Forſcher auf dem Gebiete der Humaniſtengeſchichte durch einen Beitrag zu unſerer Zeitſchrift bereits bekannt iſt, veroffentlicht in dem vorliegenden Heft eine recht intereſſante Studie, auf die ich gern hinweiſe. „Quellen für die Schul- und Univerſitätsgeſchichte des 15. und 16. Jahrhunderts" nennt er auf dem Titelblatt ſeine Auszüge: er hätte recht gut auch „für die allgemeine Kulturgeſchichte" hinzufügen konnen. Es handelt ſich um jene „Geſpräche", die zwar nicht von den Humaniſten zuerſt, von ihnen aber beſonders gern für Schüler zur Uebung und zur Erlangung größerer Fertigkeit in der Handhabung der lateiniſchen Sprache geſchrieben ſind, alſo ähnliche Muſterſtücke, wie ſie für das ſchriftliche Geſpräch, für den Brief in den zahlreichen Formel- und Muſterſammlungen des Mittelalters vorliegen. Das neue an den humaniſtiſchen Werkchen war die Abſicht, die lateiniſche Umgangsſprache wieder zu klaſſiſcher Eleganz zu bringen. Indeſſen intereſſiert uns dieſe Seite hier weniger als der Stoff der Dialoge, der ſowohl dem Schulleben wie dem täglichen Verkehr überhaupt entnommen iſt und der die Geſprächbücher zu „einer koſtbaren Quelle für die Geſchichte des Schülerlebens und die Kulturgeſchichte überhaupt" gemacht hat. Und dieſen Stoff legt uns eben der Verfaſſer in guten und anſchaulichen Auszügen vor. Er beſchränkt ſich, wie geſagt, nur auf die erhaltenen Drucke der humaniſtiſchen Schülergeſpräche; der vorliegende erſte Teil umfaßt die Zeit von ca. 1480—1520, d. h. von dem bekannten und bereits viel benutzten Manuale ſcholarium bis zu den Dialogi pueriles des Chriſtophorus Hegendorffinus. Unter den behandelten Autoren ragen Paulus Niavis und Erasmus beſonders hervor. Es ſind intereſſante Bilder aus dem Schul- wie aus dem Volksleben, die uns da vor Augen geführt werden. Beiſpiele zu geben, iſt hier nicht möglich. Jedenfalls wird das dem zweiten Teile beizugebende Regiſter die Verwertung ſehr erleichtern. Nur auf einen Punkt mochte ich aufmerkſam

machen. Die kulturgeschichtlichen Ergebnisse aus den Gesprächen sind nicht immer so sicher, wie man zunächst annehmen möchte. Das meiste trägt ja so unzweifelhaften Zeit- und Lokalcharakter, daß man es ohne weiteres verwerten mag. Anderes wird aber doch altes, traditionelles rhetorisches Gut sein. Der Verf. macht selbst darauf aufmerksam, daß dem Altertum und Mittelalter solche Hilfsmittel nicht fremd gewesen sind: ich bin überzeugt, daß vieles von diesem Stoff auch in die Humanistengespräche übergegangen ist. Hierauf kritisch zu achten, wäre also eine Aufgabe, die der Kulturhistoriker bei der Benutzung der Gespräche nicht übersehen darf.

Indem wir uns der verdienstlichen Arbeit Bömers freuen, wollen wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß mit derselben eine neue Reihe von Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte eingeleitet wird. Der Herausgeber Karl Kehrbach begründet in einem Begleitwort die Notwendigkeit dieses Unternehmens: wir wünschen demselben guten Fortgang. Georg Steinhausen.

W. Bruchmüller, Die Folgen der Reformation und des 30jährigen Krieges für die ländliche Verfassung und die Lage des Bauernstandes im östlichen Deutschland, besonders in Brandenburg und Pommern. Croffen a. O., Richard Zeidler, 1897.

Die kleine Schrift faßt auf 37 Seiten die Ergebnisse der Forschung über den Gegenstand mit eigenem Urteil zusammen und bietet für den, welcher sich über den Gang der Entwickelung im Osten im großen und ganzen unterrichten will, ein recht brauchbares Hilfsmittel. Der Verfasser kennzeichnet die Verhältnisse der Bauern im Kolonialgebiet in folgenden Hauptpunkten: Die Einwanderer waren in der Regel zu Erbzinsrecht auf ihren Hufen angesiedelt; sie entrichteten davon dem Grundherrn einen Hufenzins, dem Landesherrn Bede und leisteten ihm daneben bestimmte Dienste mit Fuhren, Brücken- und Wagenbau. Endlich zahlten sie an die Kirche den Zehnten. Wo lassitischer Besitz vorkommt, erklärt er sich wahrscheinlich aus dem Sitzenbleiben von Slawen auf ihren Stellen. Grundherren waren die Landesfürsten, Klöster, Städte und adelige Herren. Der Verfasser erörtert dann unter Hervorhebung der verschiedenen Ansichten die Frage, ob die Grundherren in Brandenburg vor dem Bauer dagewesen seien und diesen in's Land zogen, oder ob sie sich erst allmählich über den ursprünglich nur vom Landesherrn abhängigen Bauer erhoben, und die andere, ob die Grundherrschaft, d. h. der Anspruch eines Rittergutsbesitzers auf Dienste und Abgaben seiner Bauern in Verbindung mit Gerichts- und Polizeigewalt schon mit der Kolonisation entstanden sei oder sich erst allmählich entwickelt habe. Der Hergang ist eben, wie Bruchmüller im Anschluß an einen Aufsatz von Fuchs in der Zeitschrift der Savignystiftung ausführt, verschieden gewesen. In der Altmark, Mittel- und Uckermark haben sich die Rechte der Grundherren über die Bauern erst im Laufe der Zeit ausgebildet; in der Neumark dagegen sind, wie in Pommern und Schlesien, seit Beginn der Kolonisation bedeutende Grundherrschaften mit weit-

gehenden Rechten vorhanden. Die Gutsherrschaft hat sich nach B., der sich hier dem Standpunkte Knapps anschließt, erst nach und nach entwickelt und zwar im 14. und 15. Jahrhundert. Die Durchschnittsgröße eines Ritterhofes belief sich ursprünglich auf 4—6 Hufen eigenen, aber nicht selbst bewirtschafteten Besitzes; seit die neuen Formen der Kriegsführung und Verwaltung die Hof- und Kriegsdienste der Ritter mehr und mehr überflüssig machten, begannen sie die Landwirtschaft als Erwerbszweig zu treiben; sie vergrößerten ihren Besitz durch Aneignung von Bauernland, wozu die Zeitverhältnisse mannigfache Gelegenheit boten. In Pommern findet die Umwandlung des Hintersassenverhältnisses in Erbunterthänigkeit im Laufe des 15. Jahrhunderts statt, wobei in Vorpommern die Bauern bessere Rechte an ihren Hof bewahren; im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts wird die Schollenpflichtigkeit und der Gesindezwang durchgeführt. Es entwickelt sich die Anschauung, daß der Gutsherr zur „Relegation" seiner Bauern — ohne oder mit Entschädigung — berechtigt ist; in der Ansicht, daß das römische Recht nicht schädlich auf die Lage der Bauern eingewirkt habe, kann ich dem Verfasser nicht zustimmen. Der dreißigjährige Krieg verwischte schließlich alle Rechtsverhältnisse und führte fast überall zu einer völligen Knechtung der Bauern und zu weiterer Einziehung von Bauernland durch die Gutsherrn, die sich der auf dem Lande ruhenden Steuern meist zu entledigen wußten. Auch die Betrachtung der Zustände des Ostens zeigt, daß die Herabdrückung der Bauern, ihr allmähliches Versinken in Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft ein Ergebnis der Verschiebung der politischen und sozialen Verhaltnisse seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts ist und allmählich und stufenweise eintritt.

Spremberg i. L. Rudolf Goette.

Rudolf Kleinpaul, Die Lebendigen und die Toten in Volksglauben, Religion und Sage. Leipzig, G. J. Göschen, 1898 (VI u. 293 S.).

Ein umfangreiches und interessantes Gebiet hat sich Kleinpaul als Gegenstand seines Buches gewählt, und welche Fragen und Stoffe er darin behandelt, möge zunächst eine Uebersicht über den Inhalt zeigen. Die Einleitung handelt von den Grundzügen der Volkspsychologie, von der Seele und den Erscheinungsarten der Seele. Jenes unbekannte etwas, das man Seele nennt, ist dazu da, das Geheimnis des Lebens und des Todes zu erklären, sie ist das Mittel, diese beiden schroffsten Gegensätze mit einander zu versöhnen. Die Seele verrät sich in dem lebendem Korper durch den Hauch, den Atem, und wie sich das Volk auch andere Organe im Menschen als eigene Lebewesen denkt, so stellt es sich auch die atmende Seele als ein Tierchen vor, natürlich als ein recht zierliches, geschmeidiges, langgestrecktes, als Schlange, Eidechse, Wiesel oder Maus. Berichtet doch die Sage oft genug davon, wie solch ein Tierlein dem Munde Schlafender enthuscht sei. Verläßt aber die Seele beim Tode für immer ihr Heim, so entweicht sie in Gestalt irgend eines geflügelten Wesens, meist als Vogel oder

Schmetterling. Bald aber nimmt sie wieder neue Gestalt an; wenn der Leichnam sich verflüchtigt, so legt sie diese alte Hülle, die aber jetzt leicht und luftförmig geworden ist, wieder an, sie wird ein Geist; sie kann jedoch auch wieder in andere, irdische Körper einziehen. In der Vorstellungsweise des Volkes ergiebt sich nun leicht der Begriff eines allgemeinen Totenreiches, und der Schritt zu einer Scheidung zwischen dem Aufenthaltsort der guten und der bösen Seelen ist dann auch nicht mehr groß; da aber in diesem Falle jemand da sein muß, um die Trennung vorzunehmen, so finden wir bei sehr vielen Völkern auch den notwendigen Richter und einen vorläufigen, gemeinsamen Versammlungsraum. Der Seelenglaube ist auch das Mittel, das Geheimnis des Traumes zu erklären; denn wenn wir träumen, so erhalten wir entweder den Besuch der Seele eines Verstorbenen oder auch noch Lebenden, oder unsere eigene Seele macht solch einen Besuch. Wenn uns aber (im Zustande der Hallucination) im Wachen unsere eigene Seele vor Augen tritt, so sehen wir unsern Doppelgänger oder das zweite Gesicht.

Das erste Kapitel schildert uns sodann die Höllenfauna, d. h. solche tierische Wesen, die irgend eine nähere Beziehung zum Tode haben. Da erscheint zuerst der Hund, angesichts dessen der Parse stirbt (Sägdid), der bei den Griechen zum Kerberos, zum Höllenfürsten wird, dann ein Menschenfresser in übertragenem Sinne, der Sarg, dann die Leichenfliege, die Geier und Raben, endlich das Feuer, das ja auch Leichen frißt. — Das zweite Kapitel führt uns die Scharen der Todesengel vor in ihren verschiedenen Gestalten, in denen sie das Nahen des Mächtigen verkünden; auch sie sind nichts als abgeschiedene Seelen und zeigen sich in verschiedenen Typen, als weiße Frau, als Vampyr, Alp, Mittagsfrau, endlich auch in Vogelgestalt als Käuze und Eulen. — Der Kampf der Lebendigen mit den Toten ist der Gegenstand des dritten Kapitels. Da wird zunächst die Gespensterfurcht besprochen, die immer auf dem Anblick von Toten beruht; dann die Poltergeister, deren Treiben gar oft recht natürliche Ursachen hat, die man aber noch öfter als richtige Hausgeister auffaßt. Das beste Mittel zum Streite gegen die Geister ist einerseits kaltes Wasser, andrerseits Feuer, das besonders als Johannisfeuer wirksam ist. Endlich finden auch noch die wunderreiche Johannisnacht und die geheimnisvollen zwölf Nächte hier eine Stelle. — Kapitel vier handelt von dem Kultus der Seelen, ihrer Wohnsitze und Fetische. Wie der Menschenleib als ein Haus, in dem die Seele wohnt, gedacht wird, so kann auch umgekehrt das Haus als eine Art Menschenwesen mit einer eigenen Seele gedacht werden, und diese Seele des Hauses sind die Hausgeister, d. h. die Seelen der in dem Hause Gestorbenen. Da diese nun ihr Heim samt seinen menschlichen Bewohnern innig lieben, so halten sie treue Wacht und erheben bei drohender Gefahr rechtzeitig ihre warnende Stimme. Bei Neubauten schaffen die Menschen oft künstlich schützende Geister, indem sie ein Kind oder ein Tier einmauern, ein Brauch, den man nicht etwa als Opfer deuten darf. Eine andere Art Hausgeister sind die Vögel, die freiwillig die Wohnungen des Menschen aufsuchen, die Schwalben, Störche, Tauben. Auch die Rosengärten der deutschen Sage sind hier angereiht, denn sie sind ja auch ein Aufenthaltsort von Seelen, eine Art Paradies

auf Erden. — Die Ueberschrift des fünften Kapitels lautet: „Die Unsterblichkeit, die man hofft, und die Unsterblichkeit, die es giebt." Es ist eine philosophische Betrachtung vom Standpunkte des Materialismus; eine Seele giebt es nur in der Phantasie der Alten und in der veralteten Begriffswelt der geistig Zurückgebliebenen (S. 257). Folglich giebt es auch keine Unsterblichkeit der Seele; wohl aber eine andere Unsterblichkeit, die auf der Fortpflanzung, auf der Unvergänglichkeit des Stoffes beruht (266), und insbesondere gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch von unseren Handlungen (274). — Der Schlußabschnitt faßt die Ergebnisse des Buches zusammen. Der Verfasser hat in dem Toten- oder Seelenkultus zwar nicht die einzige, wohl aber die natürlichste und verständlichste Religion entdeckt; sie bedeutet nichts als die Liebe zu denen, die uns einst im Leben nahe standen und nun überirdische Wesen geworden sind. Daraus ergiebt sich die Gottesidee insofern, als der älteste Stammvater des Volkes als der Urgrund aller Dinge überhaupt erscheint. Der erste Vater wird der höchste Gott. Die Grundidee des Christentums ist nur eine weitere Entwickelung dieses Gedankens. Nicht bloß jedes einzelne Volk hat seinen Vater, sondern alle Menschen haben nur einen und denselben. Wenn sich Christus selbst als den Sohn des Menschen bezeichnet, so meint er damit eben den einzigen, den höchsten Gott und dies ist die Menschheit; denn die Menschheit ist das Ewigste, das Göttlichste, was je auf Erden gewesen ist.

Die Art und Weise, wie sich nun Kleinpaul mit diesem reichen Stoffe abgefunden hat — zu dessen Behandlung ihn übrigens namentlich Lipperts Kulturgeschichte anregte — erscheint mir nun aber nicht einwandfrei. Man weiß nicht recht, für wen das Buch eigentlich geschrieben ist. Den Ansprüchen der Wissenschaft genügt es kaum; dazu ist die Darstellung viel zu allgemein, zu wenig methodisch und durchgearbeitet und vielleicht auch etwas zu reich an Phantasie. Dem Laien wiederum dürfte manche Stelle begegnen, die nicht ohne weiteres verständlich ist. Dazu kommt nun ein höchst auffälliger Stil. Das Buch ist nicht nur mit einer Menge dialektischer und Slang-Ausdrücke durchsetzt, die meines Erachtens nicht in die Schriftsprache gehören (wie z. B. Hampfel S. 64, Biller 67, Zulp 121, abmurren 123, Mumpitz 138, pisacken 160, tückschen 258 u. a. m.), sondern es finden sich auch sonst nur zu oft Wendungen, die offenbar originell und witzig sein sollen, aber einen höchst unerfreulichen Eindruck hervorrufen; drei Beispiele mögen genügen: S. 38: Die Seele scheint nach dem Tode durch den Leib hindurch „wie eine Ballettänzerin durch die Gaze"; S. 149: „Mit des Geschickes Mächten ist es besser nicht anzuflechten, wie der Dichter sagt"; S. 245, wo von der Linde die Rede ist: „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Tilios hinsinkt, wie der Vater des Waldes und die Reitschule in Kalifornien". — An grammatischen Versehen führe ich an S. 206 „die vorhabende Fahrt" und S. 233 „er könne ihn (st. sein) nicht Herr werden". — Zu den verschiedenen etymologischen Versuchen sei bemerkt, daß es schwierig sein dürfte, lautlich „Seele" mit sibilare in Zusammenhang zu bringen (S. 14); auch frz. souffler hat mit diesem Verbum nichts zu thun (S. 15), sondern kommt von suf-flare. — Die Gleichung *νίαιρα* = *κάιρα* (S. 65) ist lautlich ebenfalls unhaltbar. — Daß der Traum

des heiligen Guntram nur eine Verchristlichung der Siegfriedsage darstellen sollte, ist doch sehr unwahrscheinlich (S. 23). — Den hebräischen Jehova als Geist, als Gott gewordene Seele aufzufassen (S. 31), ist nicht angängig, da er wohl sicher eine vergöttlichte Naturgewalt (Regen oder Donner) ist; (vgl. Kerber, d. religionsgesch. Deutung d. hebr. Eigennamen S. 87/88). — Wenn der Hund in Begleitung des Asklepios wirklich den Tod darstellen sollte (S. 69), so wäre dies eine Art Ironie, an die ich nicht recht glauben kann; das einfachste bleibt doch wohl, ihn nach der epidaurischen Geburtssage als ursprünglichen Hüter des Gottes oder mit Apollod. III, 10. 3. 8. als Jagdhund aufzufassen. — Zu S. 124, wo von der Entschädigung der liebebedürftigen Seelen die Rede ist, die auf Erden zu kurz kamen, möchte ich auf einen Brauch hinweisen, der uns näher liegt als die tatarische Sitte. In Leobschütz in Schlesien nennt man den Leichenschmaus nach dem Tode eines Kindes oder einer Jungfrau „himmlische Hochzeit" und in Kosel feiert man das Begräbnis eines Jünglings oder einer Jungfrau wie eine wirkliche Hochzeit mit lustigem Tanze. (Mittlgn. d. Schles. Gesellsch. f. Volksk. I, 14). — Der Abschnitt über den Alp S. 129 ff. hätte sich, wie mancher andere, etwas weiter ausführen lassen; nach schlesischen Sagen (Mittlgn. II, 107) hat das Volk oft wahrgenommen, wie der Alp aus dem Munde eines Menschen in Gestalt einer Maus hervorkommt, um andere Leute des Nachts zu drücken. Manchmal (ebd. I, 46) erscheint er auch als Katze oder Schlange; aber nicht bloß so als Seelenalp lernen wir ihn kennen, sondern zugleich auch als Wald- oder Baumalp. (Ebd. I, 8; III, 26). — Nur aus den Beiwörtern *γλαυκῶπις* und *βοῶπις* auf den ursprünglichen Zoomorphismus der Göttinnen schließen zu wollen (S. 133), dürfte nicht genügen. — Da bei der Behandlung der zwölf Nächte (S. 179 ff.) die Ilias herangezogen ist, hätte auch die Zeit der Zwölften bei den Indern erwähnt werden sollen, wo die Rhbus, die Jahreszeiten, zwölf Nächte im Hause des Sonnengottes schlafen. — In den Rahmen des Buches hätte es wohl auch gehört, den Seelenglauben in seinem Verhältnis zur Namengebung zu besprechen, und endlich wäre ein Sachindex zur leichteren Uebersicht und Benutzung sehr am Platze gewesen.

Trotz solcher Aussetzungen aber bietet das Buch doch auch viel Wissenswertes und Anregendes.

Breslau. H. Jantzen.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Rätsel. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1897 (XXIV, 372 S.).

„Dem mecklenburgischen Volke gewidmet" ist der vorliegende, allseitig mit Freude begrüßte Band, dem Volke, in dessen Dienst Dr. Wossidlo seit Jahren seine beste Kraft bewährt hat. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Aufrufe, Nachrichten in Zeitungen, Anfragen u. s. f. zu verfolgen, wie sie dieser Pfleger der Volkskunde im Laufe der Zeit hat ausgehen lassen, wird dem

raſtloſen, unermüdlichen und geſchickten Manne ſeine Anerkennung nicht verſagen. Die erſte reife Frucht ſeiner Mühe liegt nun vor, das mecklenburgiſche Rätſelbuch, und wir dürfen ſagen, daß es die Grundlage einer wiſſenſchaftlichen Rätſelforſchung bildet und für lange Zeit das Muſter für ähnliche Sammlungen bleiben wird.

Wie eifrige Beihilfe aus allen Kreiſen, aber wie viel Hinderniſſe auch W. bei ſeinem Forſchen gefunden hat, das iſt im Vorwort und im Mitarbeiterverzeichnis zu leſen. Wie er das ungeheure Material zu erwerben gewußt hat, beweiſen die folgenden Blätter. Schon die Gruppierung iſt ſein Werk. Wer jemals eine Sammlung von Volksüberlieferungen unternommen hat, weiß die Schwierigkeiten einer ſolchen Arbeit zu ſchätzen. W. teilt zunächſt im großen ein: I. Sachenrätſel; II. Scherzrätſel und Rätſelfragen; Aufgabenrätſel; Wortſpielrätſel; Namenrätſel; III. Halslöſungen; Rätſelmärchen. Ich habe kürzlich an einem anderen Orte eine Anordnung vorgeſchlagen, die von der Erwägung ausging, daß bei den Woſſidloſchen Gruppen II und III eine Löſung durch den überlegenden Verſtand nicht möglich iſt, ſondern ein Witz oder eine dem Ratenden vorher ganz unbekannte Thatſache die Stelle einer Löſung vertreten muß. Ich möchte daher die I. Gruppe bei W. als „wirkliche“ Rätſel von den „unwirklichen“ (Gruppe II, III) unterſcheiden. Innerhalb der „Sachenrätſel“ hat nun W. weitere zehn Unterabteilungen gemacht, in denen er entweder in der Form ſehr ähnliche, mit gleichen Stilmitteln arbeitende oder inhaltlich übereinſtimmende Rätſel zuſammenfaßt. Dieſe Einteilung ſcheint auf den erſten Blick etwas willkürlich, aber man verſuche erſt eine beſſere. Wer jemals über Volksrätſel gearbeitet hat, wird längſt die Hoffnung aufgegeben haben, für ihre Anordnung einen nach jeder Richtung vollkommenen Kanon zu finden. Freilich hat auch W. den ganzen Reichtum nicht in jenen Gruppen unterbringen können, an manchen Stellen lief das Faß über und ſo ſchließen ſich noch drei Nebengruppen an: „Kleinere Rätſel“, „Verſchiedene Rätſel“ und „Volkstümliche Rätſel“.

Mit Recht hat W. nicht etwa alles, was ihm zugefloſſen iſt, in vollem Umfange abdrucken laſſen. Dafür hat er einen reichen Variantenapparat faſt allen wichtigen Nummern beigeben können und dieſe Abweichungen überſichtlich gruppiert. Durch den klaren Druck und die ſcharfe Abhebung der Haupt- und Nebendinge – der Ausſtattung gebührt überhaupt alle Anerkennung – wird die Ueberſicht in dem Chaos erleichtert. Die Umbildungen der Rätſel im Volksmunde haben übrigens nicht blos ſachlichen, ſondern auch hohen ſprachlichen Wert und ſollten für Lexikographie und Lautlehre ſorgfältig ausgeſchopft werden. An den Text reiht ſich zunächſt ein reichhaltiges „Verzeichnis der für die Anmerkungen benutzten volkskundlichen Litteratur“. Daß hier einige unbedeutende Lücken ſind (z. B. fehlt ein Hinweis auf die hübſche Rätſelſammlung in R. Andrees Braunſchweigiſcher Volkskunde), hat bei der Fülle des verwerteten Materials nichts auf ſich. Die Anmerkungen ſind ungemein reichhaltig, trotzdem der größte Teil der Verweiſungen unbarmherzig geſtrichen worden iſt. Es ſtehen hier übrigens nicht blos Hinweiſe auf fremde Sammlungen, es werden viele gute Wort- und Sacherklärungen gegeben und außerdem noch manche Variante zum Text. Endlich hat W. in einer für

Digitized by Google

wissenschaftliche Sammlungen doch wohl nicht ganz empfehlenswerten Anwandlung übergroßer Zartheit alle „zweideutigen Stücke" hierher verpflanzt. Zwei treffliche Register beschließen das Buch, deren eines nach den Lösungen geordnet ist, während das andere sachlich und sprachlich Interessantes, stilistische Besonderheiten u. dergl. in alphabetischer Folge vorführt.

Die Rätsel bilden nur den ersten Band der „Mecklenburgischen Volksüberlieferungen". Mögen die anderen Teile nicht allzu lange auf sich warten lassen und diesem ersten an innerer Gediegenheit nicht nachstehen, dann dürfen sie freundlicher Aufnahme bei allen Beteiligten sicher sein.

Würzburg. Robert Petsch.

Ernst Baasch, Die Hansestädte und die Barbaresken. Beiträge zur deutschen Territorial- und Stadtgeschichte I 3. Kassel, Brunnemann, 1897 (238 S.).

Der Titel der überaus gründlichen, ausschließlich auf archivalischem Material beruhenden Arbeit des Hamburger Handelskammersekretärs ist etwas weit gefaßt; es liegt eine Darstellung der von Hamburg, Bremen, Lübeck seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemachten Versuche vor, durch ein Vertragsverhältnis mit den afrikanischen Raubstaaten ihren Handel zu sichern. Nur zweimal haben diese Bemühungen auf kurze Frist zum Ziele geführt: der 1751 mit Algier geschlossene Vertrag mußte alsbald wieder gekündigt werden, weil Spanien an den vertragsmäßig ausbedungenen Lieferungen von Waffen und Schiffsmaterial an den Dey Anstoß nahm und mit Abbruch seiner Handelsbeziehungen drohte; der Vertrag von 1805 mit Marokko war bei den bald darauf eintretenden politischen Umwälzungen und der infolgedessen bestehenden Handelsstockung überhaupt nicht von Bedeutung. Die Niederwerfung Algiers durch Frankreich machte weitere Schritte überflüssig. Das Studium der durch einen Zeitraum von fast hundert Jahren hauptsächlich von Hamburger Bevollmächtigten mit Zähigkeit geführten, immer wieder gescheiterten Verhandlungen ist manchmal ermüdend, aber lehrreich. In seltener Deutlichkeit treten hier die Lehren der Geschichte für die Gegenwart zu Tage: die Hilflosigkeit des Seehandels ohne den Schutz einer starken Reichs- und Flottenmacht. Ein Anhang bringt die sorgfältigen Abdrücke der einschlägigen Aktenstücke sowie interessante Ausführungen über die Maßregeln zur Auslösung der in Sklaverei geratenen Seeleute. Die zu diesem Zwecke 1624 begründete Sklavenkasse war eine Versicherungsanstalt aus Beiträgen der Seeleute, abgestuft nach der mehr oder minder gefahrlichen Fahrtrichtung und zur Hälfte von den Rhedern getragen.

Magdeburg. G. Liebe.

Georg Gropp, Die Kulturperioden des 19. Jahrhunderts. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren XVII, 6/7.) Frankfurt a. M., A. Foesser Nachf., 1896 (50 S.).

Ein geschickt geschriebenes Büchlein mit vielen hübschen Einzelheiten, auf der andern Seite in ebensoviel Einzelheiten angreifbar. Was die Ten-

denz betrifft, so gehört der Verfasser zu den überzeugten Anklägern der kapitalistischen Gesellschaft, wie sie von rechts und links heute massenhaft entstanden sind. Seine Rettung heißt: Mehr Religion und zurück aufs Land. Der Urheber alles Bösen ist der Liberalismus. Uebrigens wird diese Tendenz nicht breit dargelegt, sondern schimmert durch eine im allgemeinen ruhige geschichtliche Darlegung überall durch. Ich stehe nun auf völlig anderem Boden als der Verfasser. Mein im vorigen Jahr erschienenes Buch: Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert konnte auf die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Strömungen naturgemäß nur im Zusammenhang mit dem Thema eingehen, aber ich glaube doch gezeigt zu haben, daß gerade die Generation, die schließlich für alles Ueble von der Mehrzahl der heutigen Sozialpolitiker verantwortlich gemacht wird, die spezifisch bürgerliche Generation unserer Väter nicht bloß geistig, politisch und wirtschaftlich die allergrößten Verdienste sich erworben hat, sondern auch sittlich große Fortschritte herbeigeführt hat. Erst die zum nachdrücklichen Einfluß gelangte bürgerliche Moral hat die laxen Anschauungen der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die letzten Nachwehen der Hofgesellschaft des 18. Jahrhunderts besiegt. Man mag aus meinem Buch ersehen, wie die sittlichen Zustände damals nicht bloß in der Aristokratie, sondern im Mittelstand wirklich waren. Erst das siegreiche Bürgertum hat die Familie wieder gekräftigt: wir haben viel mehr Sinn für das Haus, als unsere Großväter. Die Geselligkeit war damals wesentlich eine öffentliche. Das Hazardspiel war die Würze jeder Gesellschaft und so fort. Doch ich muß auf mein Buch verweisen. Gegen die Schäden der Gegenwart bin ich nicht blind, die kapitalistischen Auswüchse verurteile ich ebenso wie die sittlichen Nachtseiten der Großstädte, nur sehe ich keinen Anlaß, immer nur diese Schattenseiten zu betonen. Wenn Grupp und andere nichts als Materialismus — da möchte ich nebenbei an einen cynischen Materialisten aus dem Anfang des Jahrhunderts erinnern, an Friedrich von Gentz — so sehe ich noch sehr viel Idealismus; wenn jene immer nur soziales Elend sehen, erkenne ich eine außerordentliche Besserung der wirtschaftlichen Lage nicht bloß der mittleren, sondern gerade auch der unteren Klassen. Doch darüber ließe sich noch vieles sagen. Hervorheben will ich nur noch einmal, daß mich trotz der angedeuteten völligen Differenz der Grundanschauung die Schilderung Grupps sehr interessiert hat. Georg Steinhausen.

Rudolf Goette, Deutscher Volksgeist. Vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Altenburg, Geibel, 1898 (107 S.).

Es ist uns eine Freude, auf ein Buch hinzuweisen, das brennende Fragen der Gegenwart in einer so ausgezeichneten Weise behandelt. Der Verfasser hat sich schon früher vorteilhaft bekannt gemacht durch verschiedene historische Arbeiten („Zeitalter der deutschen Erhebung", zahlreiche gediegene Aufsätze, die zum Teil in der Zeitschrift für Kulturgeschichte erschienen sind; auch ein Band fein empfundener und formvollendeter Gedichte liegt von ihm vor). Dieses Buch enthält vier Abhandlungen, die der Ausdruck seiner Ueberzeugung über die

Digitized by Google

Aufgaben der deutschen Geschichte der Volkskultur sind, einer Ueberzeugung, die aus den Dingen selbst und nicht aus allgemeinen Begriffen geschöpft ist.

In dem ersten Abschnitte untersucht der Verfasser, was man unter „Volksseele" zu verstehen habe, und wendet sich dabei gegen Lamprechts Auffassung von dem „Gesetz der psychischen Resultanten", das nichts anderes sei als eine wissenschaftliche Umschreibung des Grundsatzes der Mehrheitsherrschaft und auf der rein atomistischen Schätzung des einzelnen beruhe. Nach Goette stellt sich die Volksseele dar in Aeußerungen des geistigen, gesellschaftlichen und politischen Lebens, die aus volkstümlichem Geiste heraus geboren, im Sinne der Gesamtheit gedacht, gewollt und empfunden sind. „Ein gesundes Volk" bemerkt er einfach und richtig „kann nur sich selbst, seine Wohlfahrt, Macht und Ehre wollen."

In der zweiten Abhandlung „Deutschtum und Romanismus" folgt ein kurzer, von ebenso reichem Wissen als klarer Einsicht zeugender „Ueberblick der wichtigsten Vorgänge in dem Widerstreit zwischen deutschem Volkstum und romanistischen Einflüssen, der unserer Geschichte ihren kennzeichnenden Inhalt giebt." Er versteht unter Romanismus alle die Einflüsse, welche die Gesamtentwicklung unseres Volkes auf den verschiedensten Gebieten von außen her bestimmt haben. „Die schwächste Seite des Germanentums bei seinem Auftreten in der Weltgeschichte zeigt sich darin, daß es ein Prinzip der Einheit nicht aus eigener Kraft in genügender Stärke auszuprägen vermochte und deshalb von einem ersterbenden Kulturvolke entlehnen mußte." Die Zwitterstellung des deutschen Kaiser- Königtums führte zu Konflikten, „aus denen es nur mit schwerer Schädigung für sich und das deutsche Reich hervorging." Die Herrschaft der Kirche im Mittelalter ist für das deutsche Volkstum verhängnisvoll gewesen; „schwer und wuchtig legte sich das Latein auf die junge Saat volkstümlichen Geisteslebens". „Der Deutsche entrann dem einengenden Regelzwange der starren, seinem natürlichen Empfinden unverständlichen Dogmatik und tauchte unter in der Welt des Gemütes." Die Mystiker und frommen Lehrer wie Thomas a Kempis bilden die Brücke zur Reformation, und diese hat die Gefahren des Pietismus, des Rationalismus und des philosophischen Kritizismus bis jetzt ebensogut überstanden, wie die Gegnerschaft des Ultramontanismus, der stets war, was er noch ist, eine Macht der Fremdherrschaft. Als ein Hemmnis der Entwicklung deutschen Volksbewußtseins beklagt der Verfasser die Herrschaft des römischen Rechtes. Das Recht soll sich „wie ein Gewand dem wachsenden Volkskörper anschmiegen." Das germanische Recht hatte sich in voller Eigenart im Anschluß an die ältesten wirtschaftlichen Lebensformen entwickelt, aber es wurde im Laufe der Zeit von romanischen Bestandteilen durchsetzt; auch hier waren es die Herrschaft der lateinischen Sprache und die Einflüsse des kirchlichen Rechtes, welche das alte volkstümliche Recht allmählich in einen Zustand der Erstarrung brachten. Das von romanischem Geiste durchtränkte „Bürgerliche Gesetzbuch" befriedigt den Verfasser nicht, ein wahrhaft deutsches Recht zu schaffen, soll vielmehr erst die Aufgabe eines zukünftigen deutschen Volksstaates sein. Auch in der deutschen Litteratur machte sich derselbe romanistische Einfluß geltend. Selbst das Nibelungenlied zeigt ihn; denn

Digitized by Google

dort liegen zwei ganz verschiedene Weltanschauungen, der Heldensinn der heidnischen Vorzeit und die Höveschheit des weltmännisch gewandten, christlichen Rittertums im Streit. Auch die Renaissance brachte für Deutschland höchstens eine Ahnung der Freiheit; das wirkliche Ergebnis war für Deutschland nur eine andere Form der Gebundenheit. An die Stelle der Scholastik trat der Humanismus, das Bildungsideal blieb durch und durch romanisch. Man muß leider dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Auch der Humanismus hat sein redlich Teil dazu beigetragen, das eigene Geistesleben unseres Volkes niederzuhalten und zu ersticken und die schreckliche Oede der Jahrhunderte herbeizuführen, die auf die reformatorische Bewegung folgten."

Im dritten Abschnitte behandelt der Verfasser „die politischen Parteien und sozialen Strömungen im deutschen Reiche". Das Kapitel sollte von keinem ungelesen gelassen werden, der in irgend einer Weise an der politischen Entwicklung unseres Volkes Anteil nimmt. Mit scharfer Beobachtung verfolgt der Verfasser die Entwickelung des Parteiwesens in den letzten hundert Jahren. Zunächst schien die Wirkung der geistigen Wiedergeburt unseres Volkes am Ende des vorigen Jahrhunderts vom eigentlichen deutschen Volksgeiste abzuführen. „Man kann die frohe Botschaft jener Tage etwa in folgendem zusammenfassen: Das Gewissen ist frei, Glauben und Meinen steht nicht unter dem Banne des Gesetzes; das Sittengesetz ruht, unabhängig vom Offenbarungsglauben, als ein Führer im Leben in der Brust jedes Menschen. Zur veredelten Menschlichkeit soll es führen, die über rein zufällige Schranken erhaben ist, alle Brüder mit selbstloser Liebe umfaßt und die Unterdrückung von ihresgleichen nicht dulden will. Auch die Kunst ist eine Offenbarung des Göttlichen, sie weist empor aus der Enge der gemeinen Alltäglichkeit."

„Den Staat war jenes Geschlecht geneigt nur für ein notwendiges Uebel zu erklären, Volkstum und Vaterland verschwanden ihm zeitweilig vor dem Leitbilde reiner Menschheit. Aber hier griff die geschichtliche Erfahrung sehr schnell bessernd ein. Sie brachte es den Deutschen zum Bewußtsein, daß ein Volk entweder sein Dasein mit aller Entschiedenheit wollen und verteidigen oder thatkräftigeren Nationen gegenüber aufgeben muß, und sie wählten das erstere. Mit der Erkenntnis, daß Volkstum und eigene Art mit allen Kräften gepflegt und erhalten werden müssen, daß sie die naturgemäße Ausgestaltung und Schutz gegen fremde Gewalt nur in einem kraftvollen Staate finden, ergänzte das junge Geschlecht des 19. Jahrhunderts das reiche Erbe seiner Väter." In feiner und geistreicher Weise werden nun die einzelnen Epochen vorgeführt: die Zeit der Romantik, Haller, König Friedrich Wilhelm IV., Arnold Ruge, Gutzkow, die achtundvierziger Bewegung, die preußische Konfliktszeit, die neuen Parteien. Die einzelnen Parteien selbst werden charakterisiert.

Gar manche unerfreuliche Erscheinung zeigt sich der Betrachtung des Verfassers, aber es geht doch vorwärts. „Die deutsche Gesinnung ist zum Sauerteig geworden, der das ganze Staatsleben mehr und mehr durchdringt." Anzeichen dieses Fortschrittes erkennt der Verfasser in der Verjüngung unserer Muttersprache, die sich von fremden Einflüssen immer mehr zu befreien sucht und versteht, in den Wandlungen, die sich auf unseren höheren Schulen voll-

Digitized by Google

ziehen zu Gunsten deutscher Auffassung und Sprache. Auch die Kämpfe auf kirchlichem und theologischem Gebiete werden herangezogen, schließlich auch die der gesunden Entwickelung des Volksgeistes nicht immer dienende Thätigkeit der Tagesschriftsteller und Tagesblätter.

Natürlich darf Friedrich Nietzsche nicht fehlen. Der Verfasser beklagt, daß sich in der gebildeten Gesellschaft ein gewisses Banausentum geltend mache, besonders das künstlerische Urteil findet er mit Recht oft roh und unsicher, trotzdem aber läßt „die deutsche Dichtung heute mit aller Deutlichkeit eine geistige Vorwärtsbewegung unseres Volkes erkennen". Er glaubt eine Umkehr zu spüren von der „modernen Kunstrichtung, die ihm eine Erscheinungsform der volkstumfeindlichen, umstürzenden Strömung ist, ungesund und undeutsch". In Heinrich Harts „Lied der Menschheit" erkennt er eine „klare, königliche und deutsche Kunst".

Im letzten Abschnitt stellt der Verfasser die „Forderung des deutschen Volkes an die Zukunft" auf. Verständigerweise giebt er hier nur eine knappe Zusammenfassung; die Ausscheidung des Fremden ist die nächste Aufgabe, Recht und Rechtsprechung sollen sich ganz und gar im deutschem Geiste erfüllen. Die Bildung soll volkstümlich sein, vor allen Dingen die Gesinnung muß deutsch werden, doch darf der Eifer für deutsche Bildung nicht in Beschränktheit ausarten. Die kriegerische Volkskraft muß weiter gepflegt werden, eine starke, einheitliche, selbstbewußte Regierung soll sich unmittelbar an die produktiven Stände wenden, die sozialpolitische Gesetzgebung darf nicht einschlafen.

Die antisemitische Neigung des Verfassers vermag ich nicht zu teilen. Die von ihm wie schon von vielen andern bekannte vorgeschlagene Lösung (Abschließung in geistiger, wirtschaftlicher und geselliger Beziehung) halte ich für keine Lösung, sondern für einen Rechtsbruch, der nicht einmal Erfolg haben würde. Ebensowenig teile ich seine optimistische Hoffnung betreffs Wiederbelebung des christlichen Glaubens. Der Verfasser bedenkt nicht, daß persönliche religiöse Ueberzeugung und Kirche zwei ganz verschiedene Dinge sind. Keine Kirche kann auf eine streng formulierte Dogmatik verzichten, ohne sich selbst den Todesstoß zu versetzen; kein Freier aber wird sich einem solchen jetzt anachronistisch gewordenen dogmatischen Systeme unterwerfen. Gar eine Wiedervereinigung der katholischen und evangelischen Kirche, die der Verfasser für möglich zu halten scheint, ist für mich ungefähr das Unwahrscheinlichste, was ich mir denken kann.

Trotz dieser Ausstellung muß ich mich mit dem bei weitem größten Teile des trefflichen Buches völlig einverstanden erklären und kann es nur auf das allerwärmste empfehlen. Es wird Jeden gefangen nehmen durch die ehrliche, kernige und vornehme Gesinnung des Verfassers, belehren durch die geistreiche Beleuchtung der Ereignisse und Persönlichkeiten, erfreuen durch die ungewohnlich feine Diktion. Adolf Stamm (Iserlohn).

Berichtigung.

Auf Seite 133 ist in der ersten Zeile der Anzeige von E. H. Meyers Deutscher Volkskunde „Jahrzehnts" statt „Jahrhunderts" zu lesen.

Digitized by Google

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1897 (Schluss).

Gewerbe, Industrie, Technik und Erfindungen: R. Eberstadt, Magisterium u. Fraternitas. E. verwaltungsgesch. Darstell. d. Entsteh. d. Zunftwesens (Staats- u. socialwiss. Forsch. 15, 2) Lpz. (VI, 242 S.). — G. v. Below, Die Entstehung d. Handwerks in Deutschl. II. Die hist. Stellung des Lohnwerks (ZSocialWirtschG. 5, 3). — F. Schulz, Ein Beitrag z. Gesellengeschichte (ZHGPosen 12, 2). — F. Voigt, Z. Gesch. d. Handwerks in Hamburg im 17. Jh. (MVHambG. 6, 3). — K. Th. Weiss, Zunftgebrauch in Ettenheim (Alemannia 25, 1). — Schwärzler, Ordnung und Tax der Handwerker in Lindau 1652 (SchrVGBodensee 26). — H. Herbert, Das Zunftwesen in Hermannstadt z. Z. Karls VI. (AVSiebenbLk. 27, 2/3). — E. Castelot, Les gildes et les corps de métiers de la ville de Riga depuis leur origine (Journ. des économ. Sept.). — E. Martin Saint-Léon, Hist. des corporations de métier depuis leurs origines jusqu' à leur suppression en 1791. Paris (X, 675 p.). — A. Vaunois, Les corporations de métiers jusqu' à leur ancienne suppression (Rev. Soc. Étud. Hist. 1897, 3). — R. Eberstadt, Die Entwickelung der Königsmeister im französ. Zunftwesen v. M.A. bis ins 18. Jh. (JbGVV. 21, 3). — E. Payen, Les corporations à Paris au 13e et au 18e siècles et l'évolution de l'idée corporative (Bull. Comité central du travail industr. 11). — F. Herbet, Les contrats d'apprentissage à Fontainebleau au 17e s. (L'Abeille de Fontainebleau nov.). — A. Doren, Entwickelung und Organisation der Florentiner Zünfte im 13. u. 14. Jh. (Staats- u. socialwiss. Forsch. 15, 3) Lpz. (IX, 114 S.). — O. Wiedfeldt, Statist. Studien z. Entwickelungsgesch. d. Berliner Industrie von 1729 - 1890. Diss. Leipzig (38 S.). E. Dragendorff, Rostocks älteste Gewerbetreibende (BeitrGRostocks II, 3). — F. de Chanteau, Essai sur l'industrie et le commerce à Metz du XIVe au XVIe siècle. Bourg (XIII, 178 p.). — J. Pellisson, Notes sur les enseignes, le commerce et l'industrie en Saintonge et en Aunis (fin) (Revue de Saintogne et d'Aunis. sept.). — A. Bourgeois, Les métiers de Blois. Documents recueillis. (MémSocSciencLettr. Loir-et-

Digitized by Google

Cher 13). — Ch. Rist, La durée du travail dans l'industrie française de 1820 à 1870 (Revue d'écon. polit. XI, 4). — W. Chaffers, Marks and Monogramms on Europ. and Oriental Pottery and Porcelain. With histor. Notices of each Manufactory and 3500 Potters Marks and Illustr. London (998 p.). — P. Du Chatellier, La poterie aux époques préhistor. et gauloise en Armorique. Rennes (64 p.). — O. Hölder, Die Formen d. röm. Thongefässe diesseits u. jenseits d. Alpen. Stuttgart (VII, 38 S., 24 Taf.). — K. Schumacher, Zur röm. Keramik (Bonn.Jbb. 100). — A. Oxé, Die Terra-sigillata-Gefässe des Cn. Ateius (ib. 101); H. Dragendorff, Zur Terrasigillata-Industrie in Griechenland, Kleinasien, Südrussland und Aegypten (ib.). — C. Čermák, Die alten Töpferstätten beim Deutschbroder Thor in Čáslau (MkkCentralComm. 23, S. 142). — J. Brinckmann, Beitr. z. Gesch. d. Töpferkunst in Deutschland (1. Königsberg i. Pr. 2. Durlach) (JbHambWissAnst. 13). — O. Weber, Die Entwickel. d. keramischen Industrie in Böhmen (MVG. Deutsch. i. Böhm. 35, 2). — J.-A. Blanchet, Règlement des potiers d'étain à Troyes en 1576 (Revue de Champagne 1896. nov./déc.). — A. Zschuppe, Das Porzellan; seine Gesch. u. Technik (Zs. f. Keram. 1897, 11). — R. Bruck, Tschirnhausen u. d. erste europäische Porzellan (Sprechsaal 1897, 11). — E. T., Gotthelf Greiner, der Erfinder d. thüring. Porzellans (ib. 32). — F. Minkus, Claud. Innoc. du Paquier, der Begründer d. ehemal. Wiener Porzellanfabrik (Cbl. f. Glasindustr. 411). — R. Borrmann, Die Fayencen d. 18. Jh. in Holland, Frankreich u. Deutschl. (Zs. f. Keramik. 9, Beil.). — E. Tiedt, Die Glasindustrie, die Porzellanmalerei und die Porzellanfabrikation Lauscha's, ihre Gesch. und techn. Entwickel. In: Festschrift z. 300jähr. Jubil. v. Lauscha. — O. N. Witt, Die Industrie d. Glases einst und jetzt (Prometheus 9, 1). — A. Rzehak, Z. Gesch. d. Glases in Mähren (MMähr.GewerbeMus. 1897, 9). — L. Beck, Die Gesch. d. Eisens. 3. Abtl.: Das 18. Jh. Brschw. (VII, 1205 S.). 4. Abtl.: Das 19. Jh. Lf. 1. (S. 1—176). — J. St. Gardner, Ironwork Part 2, comprising from the Close of the mediæval Period to the end of the 18. cent., excluding english Work. London (216 p.). — H. V. Sauerland, Einige Notizen z. Gesch. d. lothring. Eisenindustrie im M.A. (JbGLothrG. 8, 2). — J. Lauritsen, Odense Smedelov ingennem 400 Aar med en Efterslæt. Et kulturhist. Bidrag. Odense (68 S.). — M. Siebourg, Italische Fabriken „megarischer" Becher (MDArchInst. Rom. XII, 1). — H. Stuart Jones, A greek goldsmiths mould in the Ashmolean Museum (Journ. Hell. Stud. 16, 2). — A. Weiss, Das Handwerk d. Goldschmiede zu Augsburg b. z. J. 1681 (Beitr. z. Kunstg. N. F. 24). Lpz. (VIII, 359 S.). — W. Boeheim, Goldschmiede in Wiener-Neustadt im 15. Jh. (BerMAV. Wien 32). — K. Drexler, Goldschmiede-Arbeiten i. d. regul. Chorherrenstifte Klosterneuburg. Erläut. Text v. C. List. Wien (37 Taf., 15 S.). — J. Epstein, Die Breslauer Goldschmiede von 1470—1753 (Schles. Vorzeit VII, 2). — W. Chaffers, Gilda Aurifabrorum: a History of English Goldsmiths and Platemakers and their Marks stamped on

Plate. New ed. Lond. — J. D. McGuire, A study of the primitive methods of drilling (Annual Report of the Board of Regents of the Smithonian Institution for the year ending June 30, 1894). — P. Blanchet, Notice sur quelques tissus antiques et du haut moyen âge jusqu'au 15e s. Paris (III, 46 p.). — E. Pietrkowski, Die Tuchmacherei zu Schönlanke (ZHGPosen 12, 3/4). — F. Hipler, Die Rolle der Tuchmachergesellen in Wormditt (ZGErmland 12, 1). — H. Moritz, Verband grosspolnischer Tuchmacherinnungen (ZHGPosen 12, 3/4). — E. Otto, Zur Gesch. der Gewerbe in Butzbach. II. Das Butzbacher Wollenhandwerk im 16. Jahrh. (QuartalblIHVHessen II, 6). — B. Kreuter, Beitr. z. Gesch. d. Wollengewerbe in Bayern im Zeitalter d. Merkantilsystems (Oberbayr. Arch. 50). — C. Brügel, Die Ansbacher Schneiderzunft. Ein Beitr. z. Gesch. d. Zunftwesens. Ansbach (45 S.). — H. Silbermann, Die Seide. Ihre Gesch., Gewinnung u. Verarbeitung. Bd. I. Die Gesch. d. Seidenkultur, d. Seidenhandels u. d. Seidenwebekunst v. ihr. Anf. bis auf d. Gegenw. Dresden (X, 517 S.). — F. Kunze, Die Seide im Lichte der Kulturgesch. (Nord u. Süd. April). — F. Voigt, Das kaiserl. Edict von 1685 gegen ein neues Posamentmachergerät (Schnurmühle) u. d. Publizirung dieses Edicts in Hamburg (MVHambG. 6, 3); Die verbotenen Schnurmühlen (ib.). — F. Courtois, Notes hist. sur la fabrique de dentelles à la main établie au Creusot 1844—1866 (Mém. Soc. Éduenne 24). — C. de Beaumont, Un prototype inédit de la tapisserie d'„Artémise". Paris (15 p.). — F. Donnet, Documents pour servir à l'hist. des ateliers de tapisserie de Bruxelles, Audenarde, Anvers etc. (suite). (Ann. Soc. arch. Bruxelles 11, 1/4). — G. Cumont, Hist. d'une manufacture de batiste à Nivelles au 18e s. (ib. 3/4). — J. Blockhuys und A. Gervais, Aus d. Gesch. d. fläm. Teppichweberei (D. Teppich-Ztg. 1897, 7). — C. de Waard, De Middelburgsche tapijten (Oud-Holland 1897, S. 65). — E. Müntz, La tapisserie en Allemagne (Weltpost 22, 1). — J. Böttiger, Karls IX. Tapetväfveri och Tapetsamling (Samf. för Nordiska Museets Främj. 1895/6.) — E. Wernicke, Wendel Roskopf, Meister zu Görlitz u. in Schlesien 1518—1549 (NLausitzMag. 73, 2). — A. Warschauer, Die Posener Malerinnung (ZHistGesPosen 11, 3/4). — A. Kirschner, Die Aussiger Bäckerzunft 1608 (MNordbExcCl. 20, 4). — K. Th. Weiss, Bäcker-Alphabet a. Tübingen (Alemannia 25, 1). — M. Ebenböck, Das Lebzeltergewerbe (ZMünchAV. 8). — H. Heine, Die Artikel der alten Knochenhauerinnung zu Nordhausen (ZHarzV. 29). — Auszug der Artikul der Ehrsam. Zunfft der Fleischhacker in Graber. Mitget. v. A. Herglotz (MNordböhmExcCl. 20, 3). — Ferd. del Marmol, Description de l'ancienne tannerie de Dinant (AnnSocArchNamur. 21, 3). — G. Van Doorslaer, Eenige Aanteekeningen rakende de mechelsche Klokgieters (BullCercleArchMalines 7, 1). — K. Schwärzler, 1653. Recess betr. d. Herrenmühle an der Laibach (35. Jahresber. Vorarlb. Mus. V.). — Lehmann, Die aargauische Strohindustrie. E. Beitr. z. Gesch. derselben. Aarau (VIII, 124 S., 1 Taf.). — H. Lehmann, Die Anfänge

Digitized by Google

der Freiämter Strohindustrie (Die Schweiz 1897, 5). — E. Kirchner, Das Papier. I. Die Gesch. der Papierindustrie u. Allgemeines über das Papier. Biberach (IV, 52 S.). F. Keinz, Ueber die älteren Wasserzeichen d. Papiers u. ihre Untersuchung (Zs. f. Bücherfreunde I, 5). E. Marabini, Papiergeschichte d. Reichsstadt u. d. Burggrafen v. Nürnberg II. München-Nymphenburg (176 S., 2 Karten). — Chrzaszcz, Der Lumpensammler in Oberschlesien (ZVGSchles. 31). — J. Gauthier, L'industrie du papier dans les hautes vallées franc-comtoises du 15e au 18e s. (MémSocd'émul. Montbéliard 26, 1). — G. Martin, Les papéteries d'Annonay (1634—1790) (Bibliographe moderne 1897, 3). — C. M. Briquet, Associations et grèves des ouvriers papetiers en France aux 17e et 18e s. (R. internat. sociol. 5, 3). — R. Garnett, The Manufacture of fine paper in England in the 18th Century (Library 100). — G. Lewinstein, Die deutsche Tabak-Industrie. E. Skizze ihr. Entwickel. u. wirtsch. Bedeutung. (Volksw. Zeitfragen 142/3.) Berlin (69 S.). — B. W. Arnold, History of the Tobacco Industry in Virginia from 1860 to 1894 (Hopkins Univ. Stud. Hist. Pol. Science 15, 1/2). — E. Dresse, L'industrie des canons de fusil (Ann. Soc. Sciences Arts Lettres Hainaut 8, 1). — Courtet, Note sur les constructions en mer voisines des ports de Carthage (Ac. des inscript. et belles-lettres C. R. 1897, Janv., Févr.). — E. M. Laumann, La machinerie au théâtre depuis les Grecs jusqu'à nos jours. Paris (159 p.). — J. G. Vogt, Welt der Erfindungen. Lf. 135-214. Leipzig. — G. H. Niewenglowsky, Hist. et applications de la photographie. Paris (24 p.). Gius. Tibaldi Tancredi, L'inventore del telefono. Innocenzo Manzotti di Aosta. Torino (98 p.). — E. Renard, Les télégraphes et le téléphone dans le département du Gard (1821-1896). Nîmes (100 p.). J. Banneux, Quelques pages de l'hist. de la télegraphie électrique (BullSocBelgeÉlectr. 1897 Avril-Sept.).

Handel: R. Mayr, Storia commerciale. G. Dalvì e L. Canella traduttori. Wien (IV, 323 S.). — E. Revillout, La créance et le droit commercial dans l'antiquité. Paris (V, 336 p.). — Vidal de la Blanche, Note sur l'origine du commerce de la soie par voie de mer (Ac.InscrBL.CR. Sept./Oct.). — F. Carabellese, Le relazioni commerciali fra la Puglia e la reppublica di Venezia dal secolo X al XV. Trani (157 p.). A. Schaube, Ein ital. Kursbericht v. d. Messe v. Troyes aus d. 13. Jh. (ZSocialWirtschG. V, 3). — Handel u. Verkehr in Deutschl. während d. 13. Jh. (APostTel. 20). — G. v. Detten, Die Hansa der Westfalen. E. Bild d. Gewerbe- u. Handelsthätigkeit unserer Landsleute im MA. München (VIII, 206 S.). — E. Schulze, Ein Krämerbuch a. d. Ende d. 15. Jh. (NLausMag. 73, 2). — L. Hennebicq, L'époque des Fugger (AnnInstScienceSoc. 1897). — J. Hartung, Aus d. Geheimbuche e. dtsch. Handelshauses im 16. Jh. (ZsSocWirtschG. 5, 4). — V. Lössl, Das Regensburger Hansgrafenamt. E. kleiner Beitrag z. Kultur- u. Rechtsgesch. (VerhHVOberpfalz. 49). — F. Bruns, Lübecker Handelsstrassen am Ende d. MA. (Hans.Gbll. 1896). — E. v.

Digitized by Google

Halle, Neuere Litteratur zur Hamburg. Handels- u. Wirtschaftsgesch. (JbGVV. 21, 3). — F. Voigt, Kleine Beitr. z. Erläuter. d. Handelsbezieh. d. Hansa u. insbes. Hamburgs mit England 1601—1608 (MV. HambG. 6, 3). — E. Baasch, Hamburg u. d. Kompagnie v. Ostende (ZSocWirtschG. V, 3). — E. v. Halle, Z. Gesch. d. Maklerwesens in Hamburg. [Aus „Hamburgs Handel u. Verkehr".] Hamb. (IV, 44 S.). — R. Singer, Hamburger Firmen a. d. vor. Jh. [Aus „Hamburgs Handel u. Verkehr"]. Hamb. (26 S.). — E. Baasch, Die Anf. d. modernen Verkehrs Hamburgs m. Vorderindien u. Ostasien (MGeogrGesHamburg 13). — R. Funke, Die Leipziger Messen in Gesch., Wesen u. Bedeutung. Festschrift. Lpz. (54 S.). — K. Koppmann, Die Einrichtung des Rostocker Pfingstmarkts (BeitrGRostocks. II, 2). — Erneuerung d. Bestimmungen üb. d. Wochenmärkte zu Frankenberg (1692) (Hessenland XI, 14). — A. Pribram, Z. Gesch. d. böhm. Handels u. d. böhm. Industrie im Jahrh. nach d. westfäl. Frieden (MVG. d. Deutsch. i. Böhm. 35, 4). — F. M. Mayer, Z. Gesch. d. österr. Handelspolitik unter Kaiser Karl VI. (M. Inst. Oest. Gesch. 18, 1). — H. Pigeonneau, Hist. du commerce de la France. T. 2. Le 16e siècle; Henri IV., Richelieu. 2. éd. Paris (490 p.). — G. Saint-Yves, Les pertes du commerce de Marseille de la rupture de la paix de Nimègue à la paix de Ryswick (1688—1698) (Bull. Géogr. Hist. 1896). — N. Roubin, La vie commerciale des juifs comtadins en Languedoc au 18e s. (Rev. étud. juiv. 68/9).

H. Brugmans, De Notulen en Munimenten van het College van Commercie te Amsterdam 1663—1665 (Bijdr. en Meded Hist. Gen. 18). — W. P. Groeneveldt, De Nederlanders in China I. De eerste bemœiingen om den handel in China en de vestiging in de Pescadores (1601—1624) (Bijdr. Taal-Land- en Volkenkunde Nederl. Ind. 6. Volg. 4. Deel). O. Nachod, Die Beziehungen d. niederl.-ostind. Kompagnie zu Japan im 17. Jh. Lpz. (XXXIV, 444, CCX S.). — Martel, Le développement commercial de la Belgique avec les pays étrangers. Tome II. Gand (779 p.). — Ch. Piot, Les marchands aventuriers à Anvers (BullAcScienceLettresBelg. 1897, 5/6). — H. Tipper, England's attainment of commercial supremacy. London (VI, 167 p.). — C. Klitgaard, Efterretninger om Skude- og Strandhandelen paa Vestkysten af Vendsyssel (Saml. Jydsk Hist. 3, I, 3). — Frank R. Rutter, South American trade of Baltimore (John Hopk. Un. Stud. in Hist. and Polit. Science 15, 9).

Geld- und Finanzwesen: O. Seeck, Die Entstehung des Geldes (DRs. 23, 9). — H. Schurtz, Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Geldes (DGeogrBll. 20, 1/2). — Götze, Die trojanischen Silberbarren der Schliemann-Sammlungen. E. Beitr. z. Urgesch. d. Geldes (Globus 71, 14). — L. Strauss, L'hist. de la monnaie (Revue économ. 8, 2). — P. Gréciano, Du rôle de l'État en matière monétaire. Histoire de la monnaie, le mono-metallisme-or, les crises monétaires. Paris (336 p.). — G. Schmoller, Ueb. d. dtsch. Münzwesen d. MA. u. d. beginnend. neueren Zeit (Sb. Akad. Wiss. Berlin 1897, 4). — Derselbe, Ueb. d. Entwicke-

Digitized by Google

lung d. deutsch. Münzwesens v. d. Einheitsmünze des Denars zu einem vielgliederigen System kleiner, mittlerer und grosser Münze (ib. 53). — G. Poppe, Die Kipper- und Wipperzeit 1618–1624 (ZHarzV. 30). — A. Hughes, C. G. Crump and C. Johnson, The debasement of the coinage under Edward III. (Econ. Journ. June). — W. Sviatlowsky, Die Gesch. u. Entwickel. d. altruss. Geldsysteme. Diss. München. — M. Prager, Die Währungsfrage i. d. Verein. Staaten. Eine wirthschaftsgesch. Studie (Münch. volksw. Stud. 23). München (XV, 476 S., 1 Taf.). — E. Nys, Le crédit et les emprunts publics au m.a. (Rev. Droit Internat. 1897, 4). — W. Lotz, Aus d. Gesch. d. Creditverkehrs (AllgZtgB. 134). — G. Grupp, Die Anfänge d. Geldwirtschaft. I. (ZKulturG. 4, 4/5). — Derselbe, Kapitalist. Anfänge i. d. Landwirtschaft u. i. Gewerbe (ZsgesStaatswiss. 53, 4). H. Cunow, Die weltgesch. Bedeutung des Geldkapitals am Ausg. d. M.A. (N.Zeit II, 34). — W. Hohoff, Die Gesch. d. Wortes „Kapital" (Monatsschr. f. christl. Socialreform 19, 2/3). — A. Tortori, La girata cambiaria: suo sviluppo storico e sua natura nel diritto vigente in Germania e in Italia. Roma (222 p.). Ant. Monzilli, Note e documenti per la storia delle banche di emissione in Italia. Città di Castello (746 p.). — W. Ten Eyck Hardenbrook, Financial New York: a history of the banking and financ. institutions of the metropolis. Part. 1—4. New York.

Besitzverhältnisse, Oeffentlicher und privater Haushalt, Preise: H. Brocher, Esquisse d'une hist. de la propriété foncière (R. génér. de droit 1896, 5). — J. Loutchisky, La petite propriété en France avant la révolution et la vente des biens nationaux. Paris (165 p.). — J. B. Sägmüller, Der Schatz Johanns XXII. (HJb. 18, 1). — F. Bluomberger, Vermögensverhältnisse in Stadt u. Landschaft Freiburg 1445 (ZSchweizStat. 1896, S. 491/8). — A. Barbier, Notes sur les gages et pensions des officiers de la vicomté de Châtellerault en 1429 (BullSoc. Antiqu. Ouest. 1897, 1). — Besoldungsklage ein. Predigers i. d. zweiten Hälfte d. 17. Jh. (JbGesBildKunst Emden 12, 1/2). — H. Ermisch, Eine Hofhaltsrechnung Markgraf Wilhelms I. (1386) (N.ArchSächsG. 18, 1/2). — O. La Chèvre, Un ménage royal au commencement du siècle: 1794—1820. [Georg IV.] (Ann.ÉcoleLibreScienc.Polit. 1897, 2). — Rekeningen van den Drost van Twenthe over 1336–1339 uitg. d. S. Muller (Bijdr. en Meded. Hist. Genootsch. 18). — F. v. Meyenn, Aus den Rentereibelägen im Haupt-Archive zu Schwerin (JbbVMecklG. 62. Bericht). — F. Voigt, Aus den Hamburger Renterei-Rechnungen (ib.). — F. v. Meyenn, Aus einem Rechnungsbuche des Herzogs Ulrich von Mecklenburg (1575—1585) (ib.). — Th. Reiche, Aus den Oelperschen Gemeinderechnungen (Braunschw. Mag. 3). — E. Friedländer, Rechnungen des Cisterzienserklosters Mariawald aus d. Ende d. 15. Jh. (ZBergGV. 32). — K. Haselbach, Ueber finanzielle Zustände in Niederösterreich im 17. Jh. (BllVLandesk.Niederösterr. 31, 8/10). — F. Molard, Épisodes de l'hist. financière d'Auxerre au 14e s. (Soc. Sc. Hist. de l'Yonne. Bull. 56). — E. Fournier de Flaix, L'impôt dans les diverses

Digitized by Google

civilisations. 1. série. 2 vols. Paris (XXIII, 817 p.). — F. E. Welti, Die Tellbücher der Stadt Bern a. d. J. 1389 (AHVBern 14, 4). — H. Kühlewein, Die Zinsheberolle des Prämonstratenser-Klosters S. Mariä in Ilfeld. Festschrift. Ilfeld (30 S.). — R. Durrer, Ein Panzer-Steuerrodel von Dallenwil 1493 (Anz. Schweiz. Altertumsk. 30, 1). — Cte de Luçay, L'impôt sur le revenu et en particulier sur le revenu agricole en France au 18e s. (AcScMorPolit.C.R. 1897, 4). — Danska tidens skatteförhållanden i Skåne. En Kulturstudie från hedenhös till år 1658 af Strömkarlen (Ny Illustr. Tidn. 1896). — G. R. Curtiss, Protection and prosperity. An account of tariff legislation and its effect in Europe and America. London (XXXII, 864 p.) (enth. auch Beitr. z. allg. Handels- u. Industriegesch.) — E. Forestié, La dépense journalière d'un château Quercynois au 14e s. (fin.) (Soc. arch. Tarn-et-Garonne Bull. 24, 3). — L. Bourdery, Le partage des frères Petiot, bourgeois et marchands de Limoges (29. avril 1500). Limoges (15 p.). — Tamizey de Larroque, Deux livres de raison du 16e s. (R. Quest. Hist. 61, 1). — F. Molard, Le livre de raison des familles Barbanceys et Chadenier (Bull.Soc.Sc.Hist. de l'Yonne 50). — J. A. Blanchet, Dépenses de la maison du comte de Provence en 1774. Paris (30 p.). — A. Michaut, Vingt-cinq ans de dépenses d'un ménage parisien (du 20. avril 1872 au 19. avril 1897) (Journ.Soc.Stat.Paris 38, 8). — G. Grupp, Die Gesch. d. Preise in ihrer Beziehung z. Wirtschaftsgesch. (Allg. Ztg. Nr. 99). — H. Michaelis, Kritische Würdigung der Preise des Edictum Diocletiani vom nationalökon. Standpunkte aus (ZgesStaatswiss. 53, 1). — P. Leroy-Beaulieu, Les variations et la tendance des prix des objets de première necessité depuis un siècle (suite) (Bull. du comité central du travail industriel fasc. 15). — G. Bienaymé, Le coût de la vie à Paris à diverses époques (suite) (Journ.Soc.Stat.Paris 37, 10; 38, 2/3). — Cte. Couret, Un fragment inédit des anciens registres de la prévôté d'Orléans, relatif au règlement des frais du siège de 1428—29. Orléans (48 p.). — G. Liebe, Einlagerkosten (ZKulturG. 4, 6). — Humblot, Les mercuriales de Langres du 15e au 19e s. (Revue de Champ. et de Brie. 1897 Sept./Oct.). — H. Oncken, Graf Christof von Oldenburg im Fürstenkriege (Feldrechnungen vom März bis Oktober 1552) (JbGOldenburg 6). — G. Hertel, Die Kostenrechnung über den Aufenthalt des Erzbischofs Sigismund auf dem Landtage zu Calbe 1564 (GBllMagdeburg 32, 1). — A. Köberlin, Reiserechnung u. Gesandtschaftsbericht Leonhards von Egloffstein 1499 (ZKulturG. 5, 1/2). — H. Hess, Eine Reise-Rechnung a. d. J. 1527 (ZVThürG. 18, 3/4). — Kosten einer Reise von Leipzig nach Heidelberg i. J. 1573 (DresdGBll. 6, 3). — J. Epstein, Eine Rechnung der Meissener Fabrik 1762 (Schles. Vorzeit 7, 2). — A. W., Eine Theuerung in Kassel vor 80 Jahren (Hessenland 11, 1).

Versicherungswesen: G. Hamon, Cours d'assurances ou abrégé histor. et pratique des assurances maritimes, incendie, vie, accidents et agricoles. Paris (XVIII, 331 p.). — J. Lefort, Les origines de

Digitized by Google

l'assurance (R. gén. de droit 1897, 1). — Bensa, Hist. du contrat d'assurance au m.a. (ib. 1896).

Verkehrswesen, Reisen, Entdeckungen: J. G. C. Anderson, The Road-System of Eastern Asia Minor with the Evidence of Byzantine Campaigns (JournHellStud. 17, 1). — W. Ruge, Strassen im östlichen Kappadokien (Phil. Hist. Beitr. f. C. Wachsmuth). — Popp, Linearer Verlauf und Bauart der alten Strassenzüge im Hinterlande des rätischen Limes mit Nutzanwendung f. d. Anlage der Römerstrassen überhaupt (Westd. Zs. 16, 2). — G. Wolff, Römische Strassen i. d. Wetterau (ib. 16, 1). — O. Cuntz, Die elsässischen Römerstrassen der Itinerare (ZGOberrhein 12, 3). — Karl Baron Hauser, Die Römerstrassen Kärntens (Carinthia 87, 4). — F. Pichler, Röm. Bergstrassen i. d. Ostalpen (CorrBl. Ges. Anthrop. 28, 1/3). — L. Zdekauer, Le spese di selciatura e di riparazione della via di Malcucinato (1334) (Bull. Senese Stor. Patr. III, 4). — Dengler, Ueber mittelalterl. Strassenabsperrungen durch Ketten (KorrBl.Ges.V.D.G.V. 45, 1). — H. Prejawa, Die Ergebnisse der Bohlwegsuntersuchungen i. d. Grenzmoor zwischen Oldenburg u. Preussen (MVG.Osnabrück 21). — H. Plathner, Eingetretene Verschiebungen an dem Bohlwege im Dievenmoore (ib.). — W. Berdrow, Auf d. Verkehrswegen des 18. Jh. (Allg. Ztg. B. 22). — A. Hugues, Les routes de Seine-et-Marne avant 1789. Paris (88 p., 1 carte). — F. Marcevaux, Du char antique à l'automobile. Les siècles de la locomotion et du transport par voie de terre. Paris (VI, 293 p.). — Un traité postal de 1517 (L'Union postale 22, 7/8). — C. Moeller, Geschichte des Landes-Postwesens in Mecklenburg-Schwerin (JbbV. MecklG. 62). — R. Schucht, Das Postwesen in Braunschw. (Braunschw. Magaz. 3). — Zur Geschichte des Postwesens in Hamburg (MV. HambG. 6, 3). — Tholotowsky, Z. Gesch. d. Hamburger Stadtbriefbeförderung (ib.). — P. A. Helmer, Die Postverbindung zwischen Barr und Strassburg i. d. zweiten Hälfte d. 18. Jh. (JbGElsLothr. 13). — R. Rother, Zur Postgeschichte von Meerane (Schönb. Gesch. Bll. III, 1). — J. Ruhl, E. hess. Postbeamter i. 18. Jh. (Hessenland 11, 17). — Hundert Jahre Entwickelung d. d. Post (APostTelegr. 1897, 6). — C. Jacobsen, Spredte Bemærkninger om det danske Postvæsen for hundrede Aar siden (AarbDanskPostv. 1896). — P. Thomsen, Om de gamle Postgaarde (ib.). — J. H. Heaton, Postal and telegraph. Progress under Queen Victoria (Fortnightly Rev. June). — A. Martinien, Les employés des postes pendant la guerre d'Espagne (1808—14) Paris (140 p.). — O. Berndt, Die Entwickelung der Locomotive (In: Feierliche Uebergabe des Rectorats der techn. Hochschule Darmstadt 1896). — Fleck, Studien z. Gesch. d. preuss. Eisenbahnwesens. (Forts.) (Arch. Eisenb. 1897, 1). — Gesch. d. Eisenbahn. d. österr.-ungar. Monarchie. Lf. 1/10. Teschen. M. Reizenstein, The economic history of the Baltimore and Ohio Railroad 1827—1853 (Johns Hopkins Univ. Stud. in Hist. and Polit. Sc. XV, 7/8). — F. W. Speirs, The street-railway system of Philadelphia, its history and present condition. (ib. 3/5). —

J. Kromayer, Die Entwickelung der röm. Flotte vom Seeräuberkriege d. Pompeius b. z. Schlacht v. Actium (Philol. 56, 3). — Ch. de la Roncière, Charlemagne et la civilisation maritime au 9e siècle (Le moyen âge 10, 4). — T. Pepin, Les origines de la boussole marine (Études publ. p. les pères de la compagnie de Jésus. 1897, 20. avril). — Ch. de la Roncière, Un inventaire de bord en 1294 et les origines de la navigation hauturière (BiblÉcolChart. 58, 4). — E. W. Dahlgren, Forntida seglingsanvisningar för de nordiske farvattner. Stockholm (32 S., 2 Kart). — H. Harrisse, Sébastien Cabot, pilote-major d'Espagne, considéré comme navigateur (Revue de géogr. Nov.). — A. Jungesbluth, Vor 150 Jahren (Braunschw. Mag. 3). — P. E. Döring, Das Schiffergelag in Sonderburg (ZGSchleswHolstLauenbG. 26). — K. Koppmann, Die Eröffnung d. Dampfschiffahrt zwischen Rostock u. Warnemünde (BeitrGRostock II, 2). — Il primo battello a vapore sul Lago Maggiore (Bull.Stor.Svizz.Ital. 19 1/5). — R. Landerer, Gesch. d. Hamb.-Amerik. Packetfahrt-Actien-Gesellsch. Lpz. (98 S., 12 Taf.). — Eckermann, Die Eindeichungen bei Bottschloot; Das Kanal-Project von 1629 (ZGSchleswHolstLauenbG. 26). — Wie man ursprünglich reiste und wie Menschen und Waaren fortgeschafft wurden (APostTel. 20). — E. Eckstein, Die Gasthäuser im klass. Altert. (Westerm. Mh. Juni). — F. Ludwig, Untersuchungen über die Reise- u. Marschgeschwindigkeit im 12. u. 13. Jh. Berlin (X, 193 S.). — Cte. de Marsy, Les pélerins normands en Palestine (15e – 17e siècles) (Bull.Soc.Antiqu. Normandie 17). — Des Ritters Hans v. Hirnheim Reisetagebuch a. d. J. 1569. Hrsg. v. F. Khull. Graz (62 S.). — P. d. Chabot, Comptes rendus d'un voyage fait en Italie en 1573 pour y faire une enquête sur la mort de Gilles Chasteignier etc. Vannes (23 p.). — Le voyage du Levant de Philippe Du Fresne-Canaye (1573). Publié et annoté par H. Hauser. Paris (XXXVII, 338 p.). — V. Hantzsch, Dresdner Reisende des 16. u. 17. Jh. (DresdGBll. V, 3). — Breitenbach, Eine Reise des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm an den Rhein, nach Frankreich und England, August 1600 bis April 1601 (Neub.Coll.Bl. 60). — F. Hachez, Voyage de François Vinchant en France et en Italie du 10. septembre 1609 au 18. févr. 1610 (suite et fin) (Soc.Belg.Geogr.Bull' 21, 1/4). — Un' ambasceria veneta attraverso il Gottardo nel 1626 (Boll.Stor.Svizz.Ital. 19, 6/7). — A. Vandal, L'Odyssée d'un ambassadeur. Le marquis de Nointel dans les Échelles du Levant (Le Correspondant 10 april, 25 april). — E. Fournier de Flaix, Les voyages de Montesquieu (Australie, Italie, Allemagne, Hollande) (Réf.Soc. III, 2). — A. Humann, Weltreise Johann Caspar Röhrigs von Birkenfeld 1768 -1776 (SchrVMeiningG. 24). — G. Wolfram, Eine Reise nach Berlin i. J. 1787 (SchrVGBerlin 34). — O. Lehmann, Das Reisen vor 100 Jahren (M. FreibergAV. 33). — Eine Reise vor 100 Jahren [Briefe von Wilmsen] (Der Protestant 1897, Nr. 23/36). — R. Prümers, Eine Lissaer Kollektenreise (ZHGPosen 12, 2). — J.-B. Trumet de Fontarce, Impressions de voyage. Italie (1820). Bar-sur-Seine (XXXII, 158 p.). — Julius

Pfeiffer, Erlebnisse e. reisenden Handwerksburschen. Wanderung d. Deutschland u. Dänemark v. 35 Jahren. Stuttg. (IV, 243 S.). — Éd. Chavannes, Voyageurs chinois chez les Khitan et les Joutchen (Journ. asiat. 9, 3). — G. Delvaux, Vasco de Gama et les découvertes maritimes des Portugais 3. 4. (Soc. Belge Géogr. Bull. 21, 6. 22, 1). — H. Conrad, Le voyage d'Anthony Jenkinson dans l'Asie centrale en 1558 (Union géogr. du Nord 18). — A. Legrand, La Compagnie des Indes. Expédition du Villevault à Canton en 1765 (Soc. Brétonne Géogr. Bull. 69/70). — G. Saint-Yves, Le voyage autour du monde du capitaine Étienne Marchand (1790/2) (BullGéogrHist. 1896).

Sicherheitswesen: E. C. Lovatelli, I vigili dell' antica romana (NAntol. fasc. 23). — P. Schlumberger, Kurze gesch. Mitteilungen üb. d. Feuerlöschwesen d. Stadt Mülhausen (1262–1897). Colmar (71 S.). — P. Kampffmeyer, Gesch. d. modern. Polizei i. Zusammenh. m. d. allg. Kulturbewegung. Heft 1/5. Berlin.

Gesundheitswesen, Krankenpflege, Körperpflege: J. Pagel, Gesch. d. Medicin. 1. Einführung. 2. Hist. medic. Bibliogr. f. 1875 bis 1892. Berlin (960 S.). — F. Spaet, Die gesch. Entwickel. d. sogen. hippokratischen Medicin im Lichte d. neuest. Forschung. Berlin (VIII, 55 S.). — Dumon, Notice sur la profession de médecin d'après les textes assyro-babyloniens (Journal asiat. 9, 2). — C. F. Lehmann, E. assyr. Darstell. d. Massage. (Verh.Berl.Anthr.Ges. 1896, S. 585 f.). — O. Cambier, L'assistance méd. dans la Grèce antique. Dour (32 p.). — E. Spalikowski, Antonius Musa et l'hydrothérapie froide à Rome. Paris (47 p.). — Deneffe, Chirurgie antique: Les oculistes Gallo-Romains au IIIe s. (Ann. Soc. Méd. Chir. d'Anvers. Mars 1897). — M. Höfler, Ueber germ. Heilkunde (Janus. Arch. intern. pour l'hist. de la méd. 1897). — R. Fox Fortescue, Medical Folklore (ScottMedJourn. 1897. Oct.). Eine ärztliche Reclame a. d. 15. Jh. (Brschw. Mag. 3). — Wüstefeld, Sanitäre Einrichtungen im alten Hannover (ZHVNiedersachsen 1897). — Pagel, Die Entwickel. d. Medicin in Berlin v. d. ältesten Zeiten b. a. d. Gegenwart. Wiesbaden (IV, 130 S.). — Deshayes, Notice sur l'hygiène en France il y a cent ans et aujourd'hui. Rouen (11 p.). — H. Kuborn u. A., Aperçu hist. sur l'hygiène publique en Belgique depuis 1830. Bruxelles (IV, 284 p.). — A. Tille, Die Feldkrankheit (ZKulturG. 4, 6). — Laumonier, La peste: hist. et traitement. Paris (36 p.). — A. Schubert, Eine Schrift üb. d. Pest vor 300 Jahren (AllgZtg. B. 27). — B. Reber, L'habit des médecins pendant la peste (Janus 1897). — Pestartige Krankheiten im Luxemburgischen (7. Forts.) III (14. Jh.); IV (15. Jh.) (Ons Hémecht III, 1). — L. Boucher, La peste à Rouen au 16e et au 17e siècle. Rouen (59 p.). — G. Doublet, La peste d'Ax en 1631. Foix (142 p.). — J. Bauer, La peste chez les juifs d'Avignon (Rev. étud. juiv. 68). — Valdrighi, Contagio di pestilenza bubbonica in Formigine durante il secolo XVII. (1630—1731.) Modena (45 p.). — P. Hauser, Études épidémiologiques.

Digitized by Google

Le Choléra en Europe depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris (XV, 543 p.). — A. Ledieu, L'Influence à Abbeville 1467—1470 (Bull. hist. et phil. 1896). — Zur Volksgesundheitspflege im M.A. (Badewesen und Seelbad) (HistPolBll. 118, 5). — G. Hertel, Ein Gesundbrunnen in Zuchau bei Kalbe a. S. (GBllMagdeburg 31, 2). — L. Boriani, Introduzione alla storia della farmacia in Italia. fasc 1. Bologna (237 p.). — Blanck, Aus der Volksheilkunde Mecklenburgs [Aus „Arch.V. FreundeNaturg."]. Güstrow (56 S.). — Karutz, Volksmedicin auf dem Gebiete der Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten (Z.f.Ohrenheilk. 30, S. 36). — H. Stegmann, Geheimmittelindustrie im 18. Jh. (MGerm. NatMus. 1897, 8/10, 16). — V. Ernst, Das Biberacher Spital bis zur Reformation (WürttVjshefteLandesgesch. N. F. 6). — J. Giesler, Das ehemalige Siechenhaus in Uri. Hist. Skizze (3. Neujahrsbl. Ges. Gesch. Uri). — Goiffon, L'hôpital Saint-Jacques à la fin du 15e siècle (Mém. AcadNimes 19). — Chotard, Les hôpitaux en Auvergne au 18e s. (Revue d' Auvergne 1897, 1). — L. Lallemand, Quinze années de réformes hospitalières 1774—1789 (Ac. Sc. Mor. Pol. C. R. 1897, 4). — H. Rühl, Entwickelungsgesch. d. Turnens. 2. Aufl. Lpz. (V, 156 S.). — E. Angerstein, Grundzüge d. Gesch. u. Entwickel. d. Leibesübungen. 2. Aufl. Wien (VIII, 156 S.). — Das fünfzigjährige Jubiläum des allgemeinen Zeichens d. deutschen Turnerschaft (QuartalbllHVHessen II, 4).

Pflanzen und Tiere: E. Rolland, Flore populaire ou hist. naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folklore. T. I. Paris (III, 277 p.). — C. Joret, Les plantes dans l'antiquité et au m.a. (hist., usages et symbolisme) I. Les plantes dans l'orient classique. Paris (XX, 504 p.). — St. Fellner, Die homerische Flora. Wien (84 S.). — R. Pieper, Volksbotanik. Unsere Pflanzen im Volksgebrauche, in Gesch. u. Sage. Gumbinnen (622 S.). — F. Söhns, Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben (ZDUnterr. 11, 2/3). — A. Ulrich, Beiträge z. bündnerischen Volksbotanik. 2. Aufl. Davos (75 S.). — W. Unseld, Die Pflanzen i. d. schwäbischen Sprichwörtern u. Redensarten (Alemannia 25, 2). — F. Tschernich, Deutsche Volksnamen d. Pflanzen a. d. nördl. Böhmen. Progr. Akad. Gymn. Wien (40 S.). — A. Brigham, Der Mais. Ein Beitr. z. Gesch. der Entwickel. seines Anbaues u. Schilderung ein. Reihe syst. Unters. zum Zwecke d. Verbess. seiner Zucht u. der Steigerung seiner Erträge. Diss. Göttingen (54 S.). — O. Warburg, Die Muskatnuss, ihre Gesch., Botanik, Kultur etc. Zugleich e. Beitr. z. Kulturgesch. d. Banda-Inseln. Lpz. (XII, 628 S.). — W. J. McGee, The Beginning of Zooculture (The Americ. Anthropol. 1897, 7). E. Beauvois, Animaux domestiques chez d'anciens peuples de l'Amérique du nord (Muséon 16, 2). — Keller, Figuren des ausgestorbenen Ur aus vorhomerischer Zeit (Globus 72, 22). — C. Cohn, Zur litterarischen Gesch. d. Einhorns. II. Progr. Berlin (29 S.). — E. Damköhler, Zur Gesch. d. Wolfs im ehemal. Fürstentum Blankenburg (Braunschw. Mag. 3). — A. Treichel, Der Tiergarten zu Stuhm nach

Digitized by Google

dem D. O. Tresslerbuche (ZHVMarienwerder 35). J. Forest, Le Paon à travers les âges. Usages et superstitions. Paris (8 p.). (Aus Bull. Soc. Acclimat.) — M. Köhler, Die Schwalbe in Volksglauben und Dichtung d. Chinesen (D. zool. Garten 38, 10). J. Ph. Glock, Die Symbolik d. Bienen u. ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst u. Bräuchen. 2. (Titel-)Ausg. Heidelberg (XII, 411 S.).

Nachträge zu früheren Rubriken: F. Marx, Die Beziehungen d. klass. Völker d. Altertums zu dem keltisch-germanischen Norden (AllgZtgB. 162/3). — L. Zapf, Aus dem Leben d. Stadt Hof im M.A. (Unser Vogtland 4, 1). — Pfau, Die Dorfordnung von Fischheim (1714) (MVSächsVolksk. 1897, 3/4). — R. Doebner, Hildesheim im späteren M.A. (ZHarzV. 29). — U. Hölscher, Beitr. z. Gesch. v. Goslar 4. (ib.) — W. Varges, Verfassungsgesch. d. Stadt Halberstadt i. M.A. (ib.) — P. Höfer, Der Königshof Bodfeld (ib. 29. 30). — F. Hauptmann, Allerlei aus alten Tagen (Bilder a. d. Gesch. v. Bonn IX). Bonn (134 S., 1 Pl.). — C. Neuber, Die ältere Gesch. v. Fritzlar (Hessenland 11, 19 23). — J. Wichner, Der Admonterhof in Graz (MHVSteiermark 45). — A. Gubo, Aus den Ratsprotokollen der Stadt Cilli. IV (BeitrKundeSteiermGQu. 28). — F. Tadra, Kulturní styky Čech s cizinou až do válek husitských. (Kulturbeziehungen Böhmens zu der Fremde bis zu den Hussitenkriegen.) Prag (436 S.). — H. Paasonen, Sprachl. Beiträge z. Kulturgesch. d. Finnen (Finn.) (Suomi 3, 13). — Candé, Un livre de gages des châtelains du Lude au commencement du 17e s. Contribution à l'étude de la vie privée des anciens seigneurs en province (Rev. hist. du Maine 42, 2). — V. Du Bled, Les diplomates étrangers et la société française au 18e s. (Cosmopolis 22).

Fr. Arnaud, Muron et ses environs (Bull.Soc.Géogr.Rochefort 19, 4).

Boissonnade, La police municipale à Poitiers au 17e s. (Soc. des Antiquaires de l'Ouest 1897, 2). — L. Devillers, Bons de police de la ville de Mons du XIIIe au XVe s. (Bull. Acad. Scienc. Lettres Beaux-Arts Belg. 1897, 5). — A. D. van Assendelft de Coningh, Amsterdamsche forensen in de 17e eeuw. (De Economist Jan./Febr. 1897).

C. Bamps et E. Geraets, Les anciennes gildes ou compagnies militaires de Hasselt (Ann.Ac.Arch.Belg. X, 1/3). — J. Colville, By-ways of History: Studies in the Social Life and Rural Economy of the Olden Time. London (334 p.). — E. Nys, Un iréniste au 17e s.: Ernest, landgrave de Hesse-Rheinfels (Revue de droit internat. 29, 2). — J. G. Findel, Gesch. d. Grossloge z. Sonne in Bayreuth. Lpz. (VIII, 199 S.). — J. Delmas, Les loges maçonniques de Saint-Flour au 18e s. (Bull. hist. de l'Auvergne 1897, 5). — J. Fenner, Der Humanist Mutianus a. Homberg (Hessenland 11, 19). — Eine Prüfungsordnung a. d. J. 1789 (Kath. Schulbl. 9, 285 6). — A. Gronau, Aeltere Schulordnungen d. Elbing. Gymnasiums. I. Progr. Elbing (22 S.). — Bittschrift von Bewohnern der Gegend vor dem Dammthor wegen Errichtung e. Schule. 1797 (MVHambG. 6, 3). — G. Sello, Ein Findling z. Geschichte der Stendaler Stadtschule (25. Jahresber. d. AltmärkV. f. vaterl. G.). —

Digitized by Google

C. Müller, Nordhäuser Schulverhältnisse a. d. Hand der Schulordnungen v. 1583, 1640 u. 1658 (ZHarzV. 30). M. Schneider, Zur Gesch. d. Gymnas. illustre in Gotha (Aus d. Heimath [Gotha] 1, 2). — G. Nick, Zur Gesch. d. Schulwesens in unserem Vereinsgebiete (QuartalblHV. Hessen II, 4). — P. Joachimsohn, Augsb. Schulmeister u. Augsb. Schulwesen im 4. Jahrh. (ZHVSchwabenNeuburg 23). — O. Holzer, E. Wiener Schulrede a. d. J. 1463 (StudMittBenedOrd. 27, 290/2). — F. Jansa, Die Piaristen u. ihre Schulen in Leipnik (Czech.). Progr. Leipnik (41 S.). — E. Haffter, Histor. u. Kulturhistor. a. bündn. Gemeinde-Archiven. 1. Schulgeschichtliches aus Thusis (BündnMbl. S. 274 ff.). — W. D. Macray, A Register of the Members of the St. Mary Magdalene College, Oxford. New Series vol. 2. Fellows 1522—1575. Oxford. — J. J. Eck, Studierende aus Wimpfen bis 1650. Progr. Wimpfen (S. 48—64). — Léon-G. Pélissier, La cryptographie de Simon Cattaneo. Note sur quelques documents cryptogr. italiens (Mém.Soc.Antiqu.France 6). — O. Mühlbrecht, Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwickel. b. z. Ende d. 19. Jh. 2. Aufl. Bielefeld (XII, 335 S.). — H. Stein, Une imprimerie clandestine à Valognes (Le Bibliographe moderne 1897, 3). — Claudin, Origines et débuts de l'imprimerie à Poitiers (ib. 1897, 6). — Ducourtieux, Les origines et les débuts de l'imprimerie à Ussel (Bibliogr. limousin 1897, 1). — A. Claudin, Notes p. s. à l'hist. de l'impr. à Limoges; l'atelier de P. Berton (suite) (ib. 4). — B. Olsen, Stedsevarende Kalendere i Lunds Kulturhist. Museum (Fortsätt. af märkedage) III/IV (Kulturhist. Meddel. II). — O. Heilig, Tagwahlen aus dem 15. Jh. (Alemannia 24, 3). — E. Friedel, Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden (Brandenburgia 6, 12). — G. Sello, Teufelsspuk bei Stendal (25. Jahresber. Altmärk. V. f. vaterl. G.). — J. Moser, Zwei Rosslaer Erscheinungsgeschichten aus dem 17. Jahrh. (ZHarzV. 29). — E. Vigström, Två blad ur folkets dolda Kunskap. 1. Kärleksmedel. 2. Moderspligter (Svenska Fornminnesfören. Tidskr. 9, 3). — Jaworsky, Hausgeister b. d. Südrussen (Z.Oest.Volksk. 1897, 10/11). — J. B. Andrews, Neapolitan Witchcraft (Folk-Lore 8). — M. J. Walhouse, Folklore Parallels and Coincidences (Folk-Lore 8). — *Mitteilungen d. Vereins f. sächs. Volkskunde 1897, 2:* A. Meiche, Unechte Sagen; E. Mogk, Zur ätiologischen Sagenbildung; A. Meiche, Zu unsern Volkstrachten; Hausschatz und Himmelsbrief; Feuersegen; Ein Mittel für beschrien sein. — C. A. Garufi, Recherches sur les usages nuptiaux observés en Sicile pendant le m.-a. (ital. Titel war mir nicht zugänglich) (Arch. stor. Sicil. 21, 3/4). — v. Friesen, Ein Ehevertrag vom Jahre 1576 (MVSächsVolksk. 1897, 3/4). — T. O. Radlach, Verlöbnisvertrag des Ortsschulzen Jochim Kammiht zu Cheinitz mit Ilsabe Bierstedt zu Quadendambeck vom 9. Oct. 1696; Eine Einladung zu einer altmärkischen Bauernhochzeit in Siedenlangenbeck v. J. 1716 (25. Jahresber. d. Altmärk. V. f. vaterl. Gesch.). — F. W. Schubart, Askanische Glocken (ZHarzV. 29). — G. van Doorslaer, Les fondeurs

de cloches malinois (BullCercleArchMalines 1897, 1). — Meier, Die Artillerie d. Stadt Braunschweig im M.A. (ZHarzV. 30). — E. Jacobs, Schloss Wernigerode als Feste u. d. grobe Geschütz daselbst i. J. 1626 (ib. 29). — Ein althessisches Geschütz in Malta (QuartalbllHVHessen II, 2). — F. Beck, Die Errichtung d. Kreisregiments i. J. 1697 u. sein erster Kommandeur Hartmann Samuel Hoffmann von Löwenfeld (ib. II, 5). — Althessische Fahnen in Schweden (ib.). — Ed. Otto, Ueber bürgerl. Wehrpflicht in alter Zeit (ib. II, 3). — P. Uhle, Die Chemnitzer Kleiderordnungen (Festschr. z. 25jähr. Jub. d. V. f. Chemn. Gesch.). — E. Forestié, Costumes des dames montalbanaises au 14e s. (SocArch. Tarn- et Garonne 25, 2). — W. v. Boetticher, Stammbücher im Besitz oberlausitzischer Bibliotheken (VjsWappen-Siegel-Familienkunde 23, 3. 24, 2). — Stammbuchblätter aus den geneal. Sammlungen des Dr. Gg. Schmidt (ib. 24, 3).

Digitized by Google

Briefe aus dem Brigittenkloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522.

Eingeleitet und erläutert von Joh. Kamann.

I.

Einleitung.

Der Orden „des heiligsten Erlösers", von der heiligen Brigitta von Schweden gestiftet, hatte sich von ihrem 1370 gegründeten Kloster Wadstena am Wettersee aus bald über ganz Europa, namentlich über die nördlichen und östlichen Länder verbreitet und zählte im Laufe des 16. Jahrhunderts gegen 70 blühende Niederlassungen. Die Brigitten befolgten im ganzen die Augustinerregel und widmeten sich ausschließlich dem Gebete, der Betrachtung und der Arbeit. Jedes Kloster bestand aus zwei durch besondere Gebäude und strenge Klausur, selbst in der gemeinschaftlich benutzten Kirche, von einander geschiedenen Konventen, dem der Schwestern und dem der Brüder. Nach dem Vorbilde der die Apostel und die 72 Jünger umfassenden Familie Christi zählte ersterer, wenn vollständig, gegen 60 Nonnen, letzterer gegen 13 Priester, Diakonen u. a., wozu noch eine Reihe Laienglieder kamen, welche für die leiblichen Bedürfnisse des Klosters zu sorgen hatten[1]).

Die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten des Klosters lag in den Händen der Aebtissin, die der geistlichen in der Kompetenz des Priors, „des Generalbeichtigers aller Brüder und Schwestern"; sonst waren die Konvente dem Diözesanbischofe unterstellt, der alle drei Jahre eine kanonische Visitation vornehmen sollte.

[1]) Vgl. Binder, Gesch. der bayer. Birgittenkloster in Verh. d. hist. Vereins der Oberpfalz Band 40, neue Folge 1896. Binder, die hl. Birgitta von Schweden und ihr Klosterorden 1891. G. Grupp, Maihinger Brigittinerinnen aus Nürnberg in Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg XIII. 79 ff.

Digitized by Google

Die Zucht in den Brigittenklöstern war streng, namentlich inbezug auf Fasten und Chorgebet; kein Ordensglied durfte Geld oder Geldeswert besitzen, alles gehörte der Gesamtheit. Höchst einfach war die Klosterkost, einfach das grobe, graue Ordensgewand.

Das Mutterkloster der süddeutschen Brigittenklöster war Gnadenberg in der Oberpfalz, 1426 von der Gemahlin des Pfalzgrafen Johann, einer pommerischen Prinzessin, gegründet. Gnadenberger Brüder und Nonnen besiedelten das 1472 von den Grafen von Oettingen den Brigitten überlassene Kloster Maria-Mai (Maihingen) im Ries. Ein weiteres — Altomünster in Oberbayern — stiftete 1489 Hedwig von Polen, die Gemahlin des bayrischen Herzogs Georg des Reichen; es ist die einzige Brigittenniederlassung, welche in ihrem weiblichen Konvente heute noch besteht.

Durch die Beobachtung einer strengen Zucht und durch ihre ganze Wirksamkeit erwarben sich die Brigittenklöster bald ein großes Ansehen; in Süddeutschland fanden sie an den wohlhabenden Bürgern der Reichsstädte, namentlich Nürnbergs, besondere Gönner und Wohlthäter. Welche reiche Geldspenden und Stiftungen flossen nur von Nürnberger Patrizierfamilien, von den Fürern, den Scheurl u. a. nach dem benachbarten Gnadenberg! Eine Reihe von Nürnbergern und Nürnbergerinnen traten namentlich im 15. Jahrhundert mit Vorliebe in den strengen Brigittenorden. Unter ihnen finden sich manche ihrer ganzen Individualität nach bedeutende und treffliche Persönlichkeiten, so Barbara Fürer, die Gnadenberger Aebtissin, und Katharina Lemlin aus der Imhoffschen Familie, im Kloster Maihingen im Ries. Der Briefwechsel der ersteren ist längst bekannt geworden (vgl. Lochner, Barb. Fürer, Aebt. v. Gnadenberg in Hist. pol. Blätter, Band 49; Kamann, Aus dem Briefwechsel der Fürer mit dem Kloster Gnadenberg in Verh. d. hist. Ver. der Oberpfalz. B. 44); weit umfangreicher und wertvoller aber ist die Korrespondenz der Katharina Lemlin aus den Jahren 1516 -1526, welche sich im Archive der Freih. v. Imhoffschen Familie erhalten hat. Da diese Briefe zur Geschichte der süddeutschen Brigittenklöster und der Kulturverhältnisse des angehenden 16. Jahrhunderts manche schätzenswerte Beiträge liefern, so dürfte ihre Veröffentlichung gerechtfertigt erscheinen.

Als Einführung in die Briefe werden eine Lebensskizze der

Digitized by Google

Katharina Lemlin ſowie einige Bemerkungen über die Entſtehung und Bedeutung ihrer Korreſpondenz nicht unwillkommen ſein.

Ihr Vater war der angeſehene Nürnberger Kaufherr Paulus Imhoff, geboren 1425. Seiner 1462 mit Urſula Holzſchuher geſchloſſenen Ehe entſproſſen fünf Töchter. Die älteſte, Urſula, heiratete am 26. November 1481 Hektor Pömer; ſie ſtarb aber ſchon 1490. Magdalena trat am 20. Juli 1484 in das von Kaiſer Ludwig dem Bayer bezw. dem reichen Konrad Groß für 12 Nürnbergerinnen geſtiftete Auguſtinerinnenkloſter Pillenreuth ein. Margarethe Imhoff, 1485 mit Martin Tucher (geb. 1460, † 1528) verehelicht, ſtarb 1521 bei ihrer Tochter Urſula Kurz in Regensburg. Ihr aus Peter Viſchers Gießhütte hervorgegangenes Epitaph im dortigen Dome erregt noch heute unſere Bewunderung. Felicitas Imhoff ſtarb, 13 Jahre alt, zu Ulm, wohin ſie mit ihrer Mutter wegen der in Nürnberg herrſchenden Peſt geflohen war. Die drittälteſte Tochter Paul Imhoffs war Katharina, die Schreiberin dieſer Briefe.

Nach dem plötzlichen Tode des Vaters auf einer Geſchäftsreiſe zu S. Cruce in Italien am 7. Juli 1478 ging die Witwe desſelben 1481 eine zweite Ehe mit Nikolaus Tetzel ein.

Ueber die Jugend Katharinas iſt uns wenig bekannt; ſie hatte ohne Zweifel einen für jene Zeit guten Schulunterricht erhalten, welcher den Mädchen Alt-Nürnbergs von einer Reihe von Privatlehrern, den ſog. Schreib- und Rechenmeiſtern, von „Lehrfrauen“ und wohl auch von Nonnen in den Klöſtern erteilt wurde.

Am Kilianstage 1484 hielt Michel Lemmel, der Sohn des Michel Lemmel und der Kath. Hegner, um die Hand der Kath. Imhoff an. Die Familie Lemmel, Lemlein oder Lemlin, wie ſie in den Urkunden genannt wird, ſtammt aus Bamberg. Ein Zweig derſelben hatte ſich in Nürnberg niedergelaſſen, war namentlich durch einen einträglichen Weinhandel zu Wohlſtand gelangt und auch ratsfähig geworden.

Die Familien der Imhoff und Lemmel waren übrigens durch eine Heirat bereits verwandt. Der Oheim Katharinas, Hans Imhoff, der Stifter des von der kunſtfertigen Hand Adam Krafts errichteten Sakraments-Häuschens in der Nürnberger St. Lorenzkirche, hatte in erſter Ehe Urſula Lemmel zur Frau.

Digitized by Google

In einer Urkunde vom St. Kilianstage 1484 versprach „Michel Lemlein", jetzt „burger zu Bamberg, nachdem er sich mit jungfrau Katharina Imhoff in dem heiligen sakrament der ee verpflichtet", an Eidesstatt, daß er innerhalb des nächsten halben Jahres sein Bamberger Bürgerrecht aufgebe und solches zu Nürnberg erwerbe. Dort wolle er sich „niederlassen, burger bleiben, sein anwesung und wonung haben, so lang und dieweil die benannt junkfrau Katharina im leben ist". Nach dem Heiratsbriefe desselben Datums brachte Kath. Imhoff 800 fl. rhein. mit in die Ehe; ihre Mutter verpflichtete sich außerdem, die Tochter „nach eren zu kleyden, alles von dem iren" und sie nach dem Nürnberger Stadtrechte erben zu lassen.

Michel Lemlein versprach seiner Braut 1000 fl. rhein. zur Ehe; die Erbverhältnisse der etwa daraus hervorgehenden Kinder waren genau bestimmt. „Und welchs unter ihnen beden", so heißt es in dem Heiratsvertrag, „vor dem andern von tods wegen abging ohne leyplicher eelig erben, so solten dem andern, das dannocht lebte, bede zuschetz verfallen sein und werden."

Mittwochs, am 25. August 1484 fand die Hochzeit statt, wozu den Neuvermählten der Rathaussaal und die Stadtpfeifer zum Tanze gewährt wurden. Das Bürgerbuch (Manuskr. 230 fol. 12 im K. Kreisarchiv Nürnberg) enthält den Eintrag: „Michel Lemel ist burger worden, sabato ante Reminiscere 85 et dedit 10 fl. werung." Neubürger, welche ihren Wohnsitz in der inneren Stadt nehmen wollten, mußten damals einen wirklichen Besitz von mindestens 200 fl. Gold nachweisen, während für die Niederlassung in den Vorstädten ein solcher von 100 fl. genügte. Das Ehepaar bezog das Haus des † Paulus Imhoff in der Egydiengasse (jetzt Theresienstraße), dem Predigerkloster gegenüber. Katharina Lemlin und Margarethe Tucher hatten dasselbe zusammen geerbt; durch eine Zahlung von 700 fl. an letztere war es in den ungeteilten Besitz der Lemlin gekommen.

Am 3. Oktober 1506 versprachen jedoch diese und ihr Gemahl urkundlich, wenn sie mit Tod abgingen, oder falls sie das Haus veräußerten, daß Margarethe Tucher im Ankauf desselben stets den Vorzug haben und es um 200 fl. weniger erhalten sollte, als der Schätzungswert betrage.

Die Ehe Katharinas war, nach verschiedenen Aeußerungen in

ihren Briefen zu ſchließen, eine recht glückliche. Michel Lemlin beteiligte ſich neben anderen Geſchäften beſonders an der Handelsgeſellſchaft der Imhoffſchen Familie, welche in Venedig und in den Niederlanden eigene Kontore beſaß, mit bedeutenden Kapitalien und gelangte ſo zu einem beträchtlichen Vermögen. Er ſtarb jedoch ſchon am 8. September 1513 als der letzte ſeines Stammes in Nürnberg und wurde wie andere Glieder der Lemmelſchen Familie in der Kirche der Predigermönche, für welche er zeitlebens eine beſondere Vorliebe beſaß, begraben. Da ſeine Ehe kinderlos geblieben war, ſo kam ſeine Frau in den ungeſchmälerten Beſitz des ganzen für jene Zeit beträchtlichen Vermögens. Der Verluſt ihres Mannes ging ihr immer tiefer zu Herzen; ſie zog ſich allmählich von den Freuden der Welt ganz zurück und beſchloß, obgleich nahezu 50 Jahre alt, nach dem Beiſpiele einiger Glieder der Imhoffſchen Familie in der Stille des Kloſters den Reſt ihres Lebens zu verbringen.

Die Verwandten widerſetzten ſich heftig ihrem Plane und ſuchten ſie in Nürnberg feſtzuhalten. Namentlich ihr treueſter Freund, ihr Vetter Hans Imhoff, der einflußreiche Ratsherr und deſſen Frau Katharina Muffel äußerten oft, ſie könnte doch auch außerhalb des Kloſters ſelig werden; ſie wünſchten, wie die Aebtiſſin Anna von Maihingen 1520 ſcherzhaft ſchreibt, der Baſe geradezu den Stein an den Hals, daß er ſie an der Ausführung ihres Planes hindere. Katharina Lemlin entſchied ſich für den ſtrengen Brigittenorden, deſſen Leben und Wirkſamkeit ſie bei ihren Beſuchen in Gnadenberg und durch die vielfachen Beziehungen ihrer Familie zu dieſem Kloſter kennen und lieben gelernt hatte.

Eine Verwandte, Elsbeth Imhoff, gehörte ehedem dem Gnadenberger Konvente an und befand ſich unter jenen fünf Nürnberger Nonnen, die am Vorabend des St. Jakobstages 1473 von dort nach Maihingen zur Beſiedelung und Einrichtung des den Brigitten zugewieſenen Kloſters Maria-Mai abgeſchickt worden waren.

Wenn Katharina Lemlin nicht in Gnadenberg Aufnahme fand, ſondern nach Maihingen gewieſen wurde, ſo lag der Grund darin, daß dort der Schweſternkonvent damals vollzählig war; hauptſächlich wollte man aber dem armen Maihinger Kloſter durch die reichen Einkünfte und Zuwendungen der Witwe aufzuhelfen ſuchen.

Am 6. Juni 1516 vermachte Katharina Lemlin, „nachdem sie willens, ihren weltlichen stand in einen geistlichen zu verändern", das Wohnhaus in der Egydiengasse ihrem Lieblingsneffen Lorenz Tucher. Doch sollte dieser während ihrer Lebzeit jährlich 40 fl. dem Kloster, in dem sie weilte, reichen und ebensoviel seiner in Regensburg verheirateten Schwester Ursula Kurz.

Mit dem alten Imhoffschen Hause ging damals ein großer Vermögensteil der ausgestorbenen Lemmelschen Familie, namentlich auch liegende Güter, an Lorenz Tucher über. Er galt bald als einer der reichsten Männer Nürnbergs. Für seinen kunstsinnigen Geschmack zeugt das von ihm 1535—1544 erbaute Landhaus in der Hirschelgasse zu Nürnberg, dessen feine Frührenaissanceformen auf südfranzösische Motive hinweisen.

Am 15. Juni 1516 trat Katharina Lemlin in das Maihinger Kloster ein, mit ihr zugleich eine andere Nürnbergerin, Dorothea Gruntmann, welche ihr der Konvent später als Dienerin beigab.

Die nächsten Verwandten, welche die fromme Witwe nach Maihingen begleitet hatten, schenkten ihr, wie gebräuchlich, zum Klostereingang 50 fl., von welchen man die Hochzeit, d. h. das für die Gäste und die Konvente bestimmte Mahl bestritt, bei dem sich die Religiose zum letztenmal im Kreise der Ihrigen vergnügen durfte.

Im ganzen brachte Katharina Lemlin dem Kloster 7563 Goldgulden zu; die Verwendung der Zinsen hieraus hatte sie, wie wir aus einer im Fürstl. Oettingen-Wallerstein'schen Archiv befindlichen Urkunde ersehen, genau vorgezeichnet. Eintausend Gulden bestimmte sie zum Neubau des Schwesternhauses „mit den gewelben und winden" [1]), sowie zu einer neuen Werkstube und zu anderem „noturftigen gepäu".

Von 100 fl. Jahreszinsen aus 3000 fl. Kapital, auf dem Nürnberger Rathaus angelegt, sollten jährlich 21 fl. um wollenes Tuch für die „notürftigsten personen" der beiden Konvente, das übrige aber zum Ankauf von Fastenspeise (d. h. Weinbeeren ꝛc.), Gewürz, Safran, Zucker, Honig und Seife verwendet werden.

[1]) D. h. Vorrichtung zum Winden = Drehen; also eine Art umdrehbaren Kästchens in der Wand, wodurch die Speisen in die Klausur hinein- und herausgeschafft wurden, wodurch überhaupt meist der Verkehr mit der Außenwelt stattfand.

Digitized by Google

Das Kloſter verpflichtete ſich, jährlich ungefähr 8 Tage vor oder nach St. Michaelstag einen ewigen Jahrtag mit geſungener Vigil und Seelmeſſen abzuhalten; auch „ſol ein ygliche ſweſter ein lange vigilg beten mit 9 lezen“. Dieſer Gottesdienſt wurde in folgender Form von der Kanzel verkündet: Gedenkt durch gots willen des erbern Michel Lembels, burgers zu Babenberg, Katherina ſein eliche haußfrau, Michel Lembels, burgers zu Nurmbergk irs ſuns und Katharina Lemblin, ſeiner nachgelaſſen wittben, unſer conventſweſter, ſo diß jartags ein ſtifterin geweſt iſt, auch Paulus Imhoff zu Nurmbergk, Urſula ſeiner elichen wirthin, der ſweſter Lemblin vater und mutter, Urſula Hector Bemerin, irer ſweſter und aller der, die auß diſem geſchlecht verſchaiden ſein. Der aller jartag wirt man begen auf N . . tag mit der vigilg und auf N . . . tag mit ſelmeſſen in diſem würdigen gotshauß mit einem paternoſter und ave Marie.

An ſolchen Jahrtagen ſollten ſich beide Konvente um 5 fl. „ein guts mal geben und den drunck auch beſſern“. An Leibgeding bezog das Kloſter zu Lebzeiten der Katharina Lemlin aus Nürnberg u. a. 40 fl. von Martin Tucher, 15 fl. von Hans Imhoff, 12 fl. von Chriſt. Fürer und 20 fl. von Heinrich Geuder. Hievon verpflichtete es ſich zu kaufen: 1 Zentner Mandel, „davon ſol man die dreyfirtel zu ſupen und ander noturft des convents gebrauchen und das übrig firteil in ein gemayn außteilen“, allerlei Faſtenſpeiſe, Gewürz, Wachs zu „lichtlein oder wachsſtocklein“, Zucker und Honig für die Siechmeiſterin, d. h. die Krankenſchweſter, „damit ſie den kranken in beiden conventen und auch armen außwendigen perſonen labung zurichten und mittailen mög“. Zwei Stücke wollenes Tuch um 9 fl. waren jährlich „armen notürftigen menſchen außerhalb des cloſters um gots willen“ beſtimmt. „Mer funfzehn guldin umb baumöl und ſchmalz, damit man neben dem, ſo vom ewigen gelt gekauft wurd, deſter bas (beſſer) und ſtattlicher moch bachen und das eſſen deſt reychlicher damit zu beraiten; und was von dem leybding jerlich unausgeben überbleybt, von ſolchen ſol man den perſonen in beyden conventen und ſunderlich an hailigen tagen des gutlich thun, auch bede convent mit weiſſen brot verſehen.“

Das Kloſter verpflichtete ſich, ſobald Katharina Lemlin in einen andern Konvent geſchickt würde, dieſem „alles und ydes aufheben von dem ewigen gelt und leybdinggelt“ zu überlaſſen.

Digitized by Google

Von 50 fl. Jahreszinsen aus 1000 fl., bei dem Herrn von Alfing angelegt, bestimmte Katharina Lemlin „alleweg und ewiglich umb wein zu geben und in kain andern weg noch weiß anders zu gebrauchen, dan umb wein und wo es gesein mag, das man den swestern allen alle tag zway tritteln weins gebe, mit dem, das man in (ihnen) sunst geben ist".

Aus fünfhundert Gulden Kapital, beim Ulmer Rat angelegt, bezog das Kloster 25 fl. Zins jährlich. Hiefür gehörten $12\frac{1}{2}$ fl. zum Ankauf von Baumöl und ebensoviel für Schmalz, „das man den beiden conventen dester öfter damit mög backen . . ."

Bei einer etwaigen Ablösung der angelegten Geldsummen verpflichtete sich das Kloster, dieselben „auf das schirst, so es gesein mag, widerumb an orten und enden, do es am gewissten seyen und am maisten nuz ertragen mocht, onzulegen . . ."

Außerdem überwies Katharina Lemlin von ihrem aufgelösten Haushalt dem Kloster mancherlei nützliche Gegenstände „an bettgewandt, leynen dinglich, zynnen dinglich, mer messen und kupfern und von holzwerk als betkasten und thruen und sunst mancherley, ist forderlich zwayhundert gulden wert".

„Sie brachte mit ihr Hab und Gut, daß es das Kloster in ewige Zeit hilft, will es Gott", so schreibt die Priorin Walburg Scheffler in das Saalbuch des Klosters. Thatsächlich hat Katharina Lemlin demselben zur rechten Zeit aufgeholfen, denn es befand sich am Anfang des 16. Jahrhunderts in trüben materiellen Verhältnissen. Es teilte das Schicksal aller süddeutschen Brigittenklöster, denen ihre Stifter höchst unzureichende Einkünfte zugewiesen hatten, die nicht einmal den bescheidensten Lebensbedürfnissen der Konvente genügten, viel weniger ihnen die Ausübung großer Mildthätigkeit ermöglichten. Bedenkliche Finanzkalamitäten zeigten sich in Maihingen namentlich unter den Aebtissinnen Maria und Ursula. Der Ankauf neuer Güter zum Unterhalt der beiden an Mitgliedern stets wachsenden Konvente, der Bau von unumgänglich notwendigen Gebäuden, mehrjährige schlechte Ernten infolge ungünstiger Witterungsverhältnisse und andere Mißerfolge hatten dem Kloster eine drückende Schuldenlast aufgebürdet. Große Dürftigkeit war bei den Klosterbewohnern eingekehrt, während der frühere Zufluß von wohlthätigen Gaben und Stiftungen immer merklicher abnahm. „Wen ir all den grossen mangel solt sechen", schreibt Katharina

Digitized by Google

Lemlin bereits in ihrem erſten Brief vom 22. Juli 1516 an Hans Imhoff, „es wür euch erparmen . . . Es glaubt kein menſch, was für ein groß mangel hinen iſt zu peden cofenten . . .“

Trotz dieſer Entbehrungen fühlte ſich Katharina Lemlin bald in den ſtillen Kloſterräumen heimiſch und glücklich. „Du wirſt mir noch pas recht geben,“ ſchreibt ſie an Hans Imhoff, „daß ich die welt geflohen hab. Ich kan got dem herrn nit genung danken, daß er mich an ein ſolche ſelige ſtat gefügt hat.“

Sie freute ſich, daß durch ihre Mittel dem Kloſter aufgeholfen worden, „aber ſie erhob ſich nicht ihres Gutes, war allzeit demütig und begnügig, murret um kein Ding, was ſie antraf,“ meint die Chroniſtin. Sie wollte inbezug auf Speiſe und Trank nicht anders behandelt werden als ihre Mitſchweſtern. Willig und fromm erfüllte ſie die ſtrengen Ordenspflichten. Ihr haushälteriſcher Sinn, ihre Arbeitſamkeit, ein in praktiſchen Dingen geſchulter, klarer Blick kamen dem Kloſter bald zu gute; in der Verwaltung desſelben ſtand ſie bald der Aebtiſſin überall fördernd zur Seite. Beſonders ſcheint ſie ſich der Pflege von Kranken inner- und außerhalb des Kloſters mit Geſchick angenommen zu haben, wie ſie ſich denn auch, von Nürnberger Freunden, ſo von Willibald Pirkheimer angeregt, auf die Bereitung von allerlei Arzneien verſtand. „Sie riet jedermann das Beſte und war bereit zu geben Arznei und Labung, was ſie dann übers Jahr einmachte für die Kranken,“ ſchreibt Walburg Scheffler.

Bald verbreitete ſich der Ruf ihres Wohlthätigkeitsſinnes und ihrer Geſchicklichkeit im ganzen Ries; gar mancher Dürftige und Kranke verließ von ihr gelabt und getröſtet die gaſtliche Kloſterſchwelle. Hatte die fromme Witwe die Welt und deren Freuden mit den Entbehrungen des ſtillen Kloſterlebens vertauſcht, um zur höheren geiſtigen Vollkommenheit zu gelangen, ſo erloſchen in ihrem Herzen doch niemals die Liebe zu den Verwandten und zur alten Heimat, das Intereſſe an allem, was ſie dort zurückgelaſſen hatte. Zwiſchen Katharina Lemlin und den Nürnberger Freunden entwickelte ſich ein reger brieflicher Verkehr. Ein Teil dieſer Korreſpondenz hat ſich noch in dem Freiherrlich von Imhoffſchen Archiv und in dem der von Fürerſchen Familie zu Nürnberg erhalten; eine Auswahl aus derſelben ſcheint mir in hiſtoriſcher und ſprachlicher Hinſicht der Veröffentlichung wert zu ſein.

Digitized by Google

Die Briefe sind der Ausdruck eines kindlich frommen Gemütes; sie gewähren ein treues Bild von dem entsagungsvollen Leben im Kloster Maria-Mai, dessen Bau Katharina Lemlin mit bedeutenden Mitteln gefördert hat, dem sie durch ihre warme Fürsprache an den Nürnberger Verwandten neue Gönner und Wohlthäter gewann. Die Briefe werfen aber auch interessante Streiflichter auf das gesamte Nürnberger Kulturleben, sie berühren manche politische und kirchliche Fragen, welche damals die Welt bewegten und selbst die fromme Nonne in ihrer Abgeschiedenheit beschäftigten. In mancher Hinsicht unterscheiden sich unsere Briefe von den gewöhnlichen Klosterkorrespondenzen jener Tage. Das religiöse Element tritt nicht exklusiv hervor, ebensowenig formelle Geziertheit und ein weichlicher Zug; hier herrscht vielfach ein buntes Leben, ein gesunder Realismus. Die Schreiberin war eben eine welterfahrene Frau, welche erst mit nahezu 50 Jahren das behäbige Leben der Heimat mit der stillen Klosterzelle vertauschte. Die Eindrücke der früheren Verhältnisse ließen sich bei ihr nicht so leicht verwischen.

Die meisten Briefe der Kath. Lemlin sind an ihren gleichalterigen Vetter Hans Imhoff, den einflußreichen Nürnberger Ratsherrn (geb. 24. Juli 1461 † 11. Aug. 1522; vgl. über ihn: Biedermann, Nürnb. Patriziat Tafel 235), mehrere an dessen Frau, Katharina Muffel († 23. Sept. 1536), sowie an deren Schwiegersohn, den in Kriegs- und Staatsgeschäften gleich tüchtigen Christoph Fürer, gerichtet. Fast in allen Briefen tritt zunächst die warme Fürsorge für die Erhaltung des Klosters in den Vordergrund. Ihre Bitten um Almosen und Vorschüsse in den chronisch gewordenen Finanznöten der Konvente wachsen immer mehr; sie verstand es dieselben stets mit den herzlichsten Worten zu begleiten. Scherzhaft schreibt sie einmal an Hans Imhoff: „Ich sich gern, daß du auch zu eim pettler bist worn, so hast du mir mein petteln dester mynder verubel und sichst, wie es ein dink ist, wo die heilig armut ist".

Manchmal schlägt die Schreiberin geradezu einen bittern Ton an, wenn Schwager, Schwester oder andere Verwandten ihrer Bitte nicht gleich willfahren. „Mich bedeucht", schreibt sie im Dezember 1516, „er — Martin Tucher — hält sich geneuer gegen den convent und mir, denn ich gegen in allen gehalt habe." Und

wiederum 1517: „Het ich gewißt die genaukeit und hertigkeit und unfreuntlichkeit meiner ſweſter und undank, ich het mich lecht in etlichen dingen paß beſunnen; ich hab im woll geſchriben unſer armut und die groſſen ſcheden, die uns heur zugeſtanden ſen, das er pillig und ſy ein mitleiden mit uns haben ſollen."

Und als die Imhoffſche Handelsgeſellſchaft mit der Auszahlung des Geldes an das Kloſter zögerte, ſchrieb ſie: „Der geiz iſt zu gar in den leuten, nun furen wirs (d. h. das Geld) nit mit uns hin und wird eim nit mer von all ſeim gut denn ein armer, ellender grober rock, den gibt man eim in die erden. Was hilft es denn, daß wir alſo genau ſen?"

„Hätte ſie nur viel von ihren Freunden erbetteln und herbrengen können, wäre ihr eine große Freude geweſen", urteilte Walburg Scheffler über ſie. In der That, wo ſich ihr Gelegenheit bot, trat ſie warm für ihr armes Klöſterlein ein. Als 1519 ihr Vetter Konrad Imhoff ſtarb, und deſſen Hinterbliebene, wie gebräuchlich, Geldſpenden unter die Armen verteilten, da wandte ſich Kath. Lemlin an Hans Imhoff mit der Bitte: „So wolt ich an dir auch peteln, ob du uns etwas kannſt zuwegen pringen ein wenig von dem, das durch got gehört, wann wir auch woll für haußarme leut gerechnet wern".

In finanziellen Dingen war Hans Imhoff überhaupt ihr treuer Berater. Wie ängſtlich iſt ſie z. B. beſorgt, bis ſie ihren von der Imhoffſchen Handelsgeſellſchaft dem Kloſter ausbezahlten Geldanteil ſicher und zinsbringend angelegt hat!

Im Gegenſatz zu dem Prior erblickte Kath. Lemlin in der frühern Art der Kapitalanlage zwar nichts ſündhaftes, aber ſie zieht es doch vor, das Geld anderweitig unterzubringen. Sie korreſpondiert hierüber mit Hans Imhoff und wendet ſich mit dieſem an verſchiedene Perſönlichkeiten nach Nürnberg und Augsburg, ſowie an den Ulmer Rat.

Der Bau des neuen Schweſternhauſes beſchäftigt ſie vielfach in ihren Briefen. Der in Bauſachen erfahrene Chriſtoph Fürer, durch deſſen materielle und geiſtige Unterſtützung die neue Kloſterkirche zu Gnadenberg vollendet wurde, ſtand ihr ratend zur Seite und reiſte deshalb mehrmals nach Maihingen. Und als der neue Kreuzgang im Schweſternhauſe vollendet war und darin nur noch die Fenſter fehlten, da beſchloß Kath. Lemlin, dieſelben mit kleineren

Digitized by Google

Glasgemälden und farbigen Scheiben versehen zu lassen, wie sie solche in Nürnberger Kirchen oft bewundert hatte.

Bei den Verwandten bettelte sie die erforderliche Summe zusammen und der bekannte Nürnberger Meister Veit Hirschvogel malte in farbenreichen Bildern Szenen aus der Leidensgeschichte Christi und dem Leben Mariens. Auch die Wappen der einzelnen Stifter ließ sie unten an den Fenstern anbringen, damit die Schwestern bei ihren feierlichen Umzügen in dem Gange derselben in den Gebeten besser gedenken könnten.

Nach langem Zögern vollendete der Meister die Fenster, aber nicht alle Figuren darauf fanden die Zufriedenheit der Maihinger. Kath. Lemlin schrieb an Hans Imhoff: „Lieber vetter, wis, daß uns die fenster ser woll gefallen und die figur auch, den (außer) das sy nur nit all senlich (ansehnlich) gemacht sen. Dem kun wir nit tun; sy wollens umer auf eine neue, seltzama art machen. Mon molt jetzund unserm lieben hern nur rotz und grabs (graues) hor; ich halt, mon tu im keine er darmit . . . . . Es sitzt unser lieber her da, da mon krönt, wie ein feister priester. Er solt in (ihn) in eim roten mantel gemacht haben und plutig und verwunt." Auf diese Weise weiß sie an den Malereien allerlei auszusetzen; ihr allzu konservativer Kunstgeschmack konnte sich nicht für die freieren Auffassungen der Renaissance erwärmen.

Das Leben zu Maihingen, wie es uns so anschaulich in den Briefen entgegentritt, zeigt die alte strenge Zucht im Sinne der schwedischen Ordensstifterin. Es ist rührend zu sehen, wie Katharina Lemlin von der Fülle der Gnadenschätze, welche nach ihrer Ueberzeugung die beiden Konvente durch Gebet und strenge Entsagung verdienten, solche ihren Verwandten zuzuwenden bestrebt ist.

Das Interesse an der Heimat und an allem, was sich dort ereignete, finden wir überall in den Briefen. Heiraten, Geburten und Sterbefälle im engeren und weiteren Bekanntenkreise, Tagesfragen und allerlei Stadtklatsch beschäftigen unsere Schreiberin; immer verlangt sie nach Neuigkeiten. „Ich sich woll, das gar selzam heirat gescheen sen, sind (seit) ich ins kloster pin; unser lieber herr machs überall gut", schreibt sie an Hans Imhoff am 17. August 1518. Die glückliche Geburt seines Enkelkindes begrüßt sie freudig: „Die würdig muter, der würdig vater und

Digitized by Google

pede cosent wunſchen dir fill gelucks zu dein enicklein und ich inſunderheit ... Unſer lieber herr verleich mit ſein gotlichen genaden, das frum, ſelig leut daraus wern und woll ſy behüten vor allem übel."

Und wie innig weiß ſie ihren Vetter Hans Imhoff und deſſen Frau zu tröſten, als dieſe eine Tochter im Blütenalter durch den Tod verloren hatten. „Ich hof, ſchreibt ſie, unſer lieber her hab ſy in ganzer unſchuld und in ihrer reinigkeit hingenumen, das ſolſtu für ein groſſe gab von unſerm lieben herrn nemen, das er dies ſo feterlich verſechen hat und ſy von fill ſorg und angſt entladen hat, die dan hie in dieſem zeit und in diſſer welt iſt. — Und pit dich gar fleißig, du wolſt dir ein herz darinen nemen und dich unſerm lieben hern laſſen, der alle ding im peſten tut und allein weis, was dem menſchen das nuzt und peſt iſt zu ſel und leib ..."

Als die Mutter vor Gram über den Verluſt des Kindes krank wurde, ſchrieb ſie dem Vetter: „Die wirdig muter pit dich, du ſolſt ein weil heraus zu uns reiten und dein weib mit eim wagen ſoll mit dir pringen, das pit ich dich auch gar fleißig, wo es geſein mag. Wen ir den luſt verkert, ſo wird euch der unmut deſter er (eher) vergen."

Der Beſuch von Nürnberger Freunden, die erwartet oder auf Geſchäftsreiſen zufällig nach Maihingen kamen, bereitete ihr ſtets große Freude. „Lieber vetter", heißt es in einem Briefe vom Sonntag Okuli 1519, „dein weib hat mir nun geſchriben, wie du und dein ſwager nun von roz (im Auftrag des Rates) wegen zu Ulm ſeit geweſt und ſin gehabt, ir wolt am heimreiten zu mir ziehen. Das wer uns allen ein groſſe freud geweſt, wo es eur fug wer geweſt, aber der ſweren ſorglichen leuft halben, ſo verarg ich euchs nit, das ir den ſicherſten weg habt geſucht, den es in ein arms ellends weſen jezund iſt." Ein andermal ſchickte die Aebtiſſin ſelbſt einen Boten zu dem in Amtsgeſchäften zu Nördlingen weilenden Willibald Pirkheimer und ließ ihn einladen „zu eim arm cloſtermal und das er die andern hern mit im nem, die von Nürnberg wern." Die Briefe der Katharina Lemlin berühren aber auch vielfach wichtige politiſche Fragen, welche damals die mächtige Vaterſtadt bewegten; durch dieſe Mitteilungen erheben ſie ſich über das Niveau gewöhnlicher Frauenbriefe. Ihr

Digitized by Google

Vetter Hans Imhoff nahm eine angesehene amtliche und private Stellung im Nürnberger Gemeinwesen ein.

Was er der Verwandten in Maihingen mitteilt, stammt meist aus gut unterrichteter Quelle; sein Urteil über verschiedene Thatsachen verdient eine besondere Beachtung. Schade, daß die Briefe des wackeren Hans Imhoff, dessen kluges, würdevolles Antlitz uns Albrecht Dürer auf einem Gemälde überliefert hat, nicht mehr erhalten sind! Auf dieselben kommt aber Katharina Lemlin in ihren Antwortschreiben immer wieder zurück. Da schreibt sie einmal, ob es denn wahr sei, daß der Pfalzgraf sein im Landshuter Erbfolgekrieg an Nürnberg verlornes Gebiet durch Waffengewalt wieder gewinnen wolle, ob die Ansbacher Markgrafen immer noch die Vaterstadt durch allerlei Intriguen belästigten und ob diese nun wirklich zum Zuge gegen den gefürchteten Ritter Franz von Sickingen rüste. Der Krieg in dem Württemberger Lande 1519, die Vertreibung des Herzogs Ulrich durch das Heer des Schwäbischen Bundes, in welchem der Schwiegersohn Hans Imhoffs, Christoph Fürer, das Nürnberger Kontingent befehligte, beunruhigten unsere Maihinger Nonne, umsomehr, als ihr Kloster in der Nähe des Kriegsschauplatzes mehrere Weinberge besaß, für deren Verwüstung sie fürchtete. Voll Freude schreibt sie aber im Spätherbst 1519 nach Nürnberg: „Wiß, das uns unser lieber her ein grosse gnad tun hat, das wir im fill zu danken haben und hat uns unsern wein behüt im wirtenwergischen land, das uns von den genaden gotes heur mer weins wirt, den kein jar, weil ich hinen pin gewest, das wir uns gonz erwegen heten, es wür uns nichts. Wir haben einen frumen, treuen mon dapey gehabt, der fleiß mit dem bauen hat gehabt und auch im krig hat helfen bewarn. So ist unser lieber herr der pest helfer gewest, der die seinen nit verlest, die ir hofnung in in setzen. Het wir den wein nun gar her heimen; er kost fill her heim zu fürn. Wenn unser knecht darnach farn, so sen sy je pis an den neunten tag auf und müssen sy und die ros zern. Wir pringen mit hundert gulden nur mit der fur nit herheim und sen die leut hieum arm und haben uns nit zu leichen, das wirn flugs erheim prechten, das nit wider ein unglück doben ausge, da got der herr wol for sein, so kem wir darum. Mon nom uns schir fert nun dalast (doch) ein doben aus eim keller; unser lieber herr woll uns den behüten."

tized by Googl

Als echte Patriotin beklagt ſie den allzu frühen Tod des Kaiſers Maximilian I.; die Zukunft des Reiches erſcheint ihr in düſterem Lichte. „Es iſt uns ein groſſer ſchreck geweſt, ſchrieb ſie 1519, der abgang hochlöblicher gedechtnus des kaiſers, wan es woll zu beſorgen iſt, wie du ſchreibſt, das es widerwertig im reich zu wer gen.“

Daß Katharina Lemlin als ehemalige Nachbarin des Rathauſes — ihr Wohnhaus ſtieß daran — für die wichtigen Vorgänge darin ſich intereſſierte, kann uns nicht wunder nehmen; ſie freut ſich, daß ihr Vetter Hans Imhoff bei den neuen Ratswahlen immer zu größeren Ehren gelangt. „Ich wunſch dir vill gelucks zu deim ſtant und purgermeiſteramt und vill mü und erbet und ich wunſch dir gott den heiligen geiſt in dein ſel und herz, das du die ding alle mugſt woll ausrichten zu dem lob gotes und deiner ſel heil und zu hilf und troſt deines nechſten.“ Ihr Reſpekt vor dem Verwandten ſtieg gewaltig, ſodaß ſie meinte, ſie dürfe ihn jetzt nicht mehr mit dem vertraulichen „Du“, ſondern mit dem vornehmen „Er“ anreden. „Ich hab es aber jetz im alten laſſen pleiben“, fügt ſie bei, „darum nym mirs nit in argen auf.“

Für das kirchliche Leben in der Reichsſtadt zeigt Kath. Lemlin ſtets große Teilnahme. In einem Kompetenzſtreit des Rates mit dem Nürnberger Predigerorden über das Kloſter Engelthal nahm ſie für den letzteren Partei, bis ſie von Hans Imhoff eines beſſeren belehrt wurde. „Pis (ſei) auch ein guter mitler darinen“, ſchrieb ſie beſchwichtigend an dieſen, „und weis ſy auch auf den rechten weg, wes ſy unrecht haben.“

Die Briefe, meiſt auf Quartblättern derben Papieres, zeigen eine deutliche, feſte und charakteriſtiſche Schrift, die auf eine gewiſſe zielbewußte Energie ſchließen läßt. Sie beginnen mit beſtimmten, dem Zweck des Schreibens und dem Feſttagskalender angepaßten Einleitungen, wie ſie in den ſog. Formelbüchern der Klöſter zum Gebrauche zuſammengeſtellt waren. Manche atmen in erhabener, hochpoetiſcher Sprache eine tiefe Frömmigkeit und innige Liebe zu Chriſtus und der Jungfrau Maria.

Mit welchen zarten Wünſchen begleitet Katharina Lemlin, um hier nur ein Beiſpiel anzuführen, am Neujahrstage 1520 ihre arme Kloſtergabe an Hans Imhoff und deſſen gleichnamigen Sohn: „Ave Maria, die hochwürdig, genadenreich menſchwerdung Jeſu

Digitized by Google

Christi, unsers behalters, und sein werde mutter Maria wollen dir und all den deinen verleihen ein gut, selig, gelücklich, gesund neu jar und alles, das euch allen nuz und gut sey zu sel und leib, dawit mein arms gepet. Lieber vetter, ich schick dir und deim sun, dem Hans Imhoff, jedem ein kleines fazaletlein (Taschentüchlein). Ich weis woll, das ir sy schuner und pesser habt; pit euch, ir welt die in lieb von mir annemen, den willen für die werk. Wir sen Meying arm closterleut; ich hof, es soll euch unser aller arms gepet lieber sein, denn ander gab, der ir nit notterftig seyt und wir nit haben. Wen wir auf peden seiten nur die lieb und guad gotes fluchs (schnell) heten, das wer uns allen gut. Got der herr woll uns dy allen durch sein gruntlasse parmherzigkeit mitteilen, das wir alle von im nymer gescheiden werden."

In der Handhabung der Sprache und des Ausdrucks zeigt sich Katharina Lemlin ziemlich geschickt und geschult. Allerdings ist sie hierin die echte Nürnbergerin; sie schreibt wie sie spricht und es fällt ihr manchmal schwer, dem Dialekt die richtige, schriftliche Form zu geben. Deklination und Konjugation der Wörter, Satzwendungen, Bilder, Vergleiche und Sprichwörter, wie sie in den Briefen vorkommen, weisen fast durchgehends auf ihre Nürnberger Heimat hin.

Manches ist nur flüchtig hingeworfen, Wörter und sogar einzelne Satzglieder fehlen hie und da und müssen ergänzt werden. Allerdings konnte sie auch, durch Berufspflichten und religiöse Uebungen abgehalten, nicht die nötige Zeit und Sorgfalt auf ihre Korrespondenz verwenden. Wie oft stiehlt sie sich einige Stunden von der ihr ohnehin karg zugemessenen Nachtruhe ab, um einen begonnenen Brief zu vollenden. Ein Brief vom St. Andreastag 1519 enthält z. B. die Nachschrift: „Zu nacht, so unser swester al schlafen, der pot wil frü weck."

Oefter entschuldigt sie sich, daß sie in der Eile den Brief auf der unrichtigen Seite des Blattes fortgesetzt hat. „Ich hab also geeilt", meint sie am 4. Mai 1518, „mit meim schreiben und hab den unrecht wider an der andern seiten angehoben. Du werst auch woll denken, ich sey ein gute petzkochin (dumme Person), das ich also mit umge." Ein andermal heißt es am Schlusse des Briefes: „Nym vergut mit meim pflazeten schreiben; es ist pey dem liecht gescheen und in grossen eilen." Es kann uns nicht

wundern, wenn ihre Schrift im Laufe der Zeit ſchlechter und undeutlicher wird; ihre Sehkraft nahm immer mehr ab, es mochte ihr manchmal ſchwer fallen, bei dem matten Schimmer einer Talgkerze ihre Korreſpondenz zu erledigen.

„Es will mir ſchir (bald) ſauer wern am geſicht", äußerte ſie ſich bereits 1521, „wen ich lang ſchreib, ich muß ſchir gute augengleſſer etwa peteln, das ich mich daran gewen."

Die Briefe der Katharina Lemlin an ihre Nürnberger Verwandten ſcheinen nach dem 1522 erfolgten Tode des treuen Vetters Hans Imhoff des Aelteren immer ſeltener geworden zu ſein. Aus dem Jahre 1525 iſt noch ein Schreiben Chriſtoph Fürers an unſere Maihinger Nonne erhalten, das einen Einblick in ihre ſpäteren Lebensſchickſale gewährt und zugleich die Stellung derſelben zur Reformation erkennen läßt. Ganz Deutſchland war damals von der kirchlichen Frage gewaltig ergriffen; die Reichsſtadt Nürnberg hatte ſich 1524 der Sache Luthers eng angeſchloſſen. Mehrere Verwandten der Katharina Lemlin aus den Geſchlechtern der Fürer, Imhoff u. a., z. B. Sigmund Fürer, ſind als entſchiedene Förderer der neuen kirchlichen Richtung in Nürnberg zu bezeichnen.

Auch zu den Maihinger Brigitten drangen Luthers Lehren; mehrere Konventsglieder ſchloſſen ſich dieſen an und verließen das Kloſter. Vergebens mochten die Nürnberger Verwandten verſuchen, Katharina Lemlin für die neuen kirchlichen Anſchauungen zu gewinnen; ſie zeigte ſich gleich anfangs als eine Gegnerin derſelben. Daß ſich dadurch bald zwiſchen beiden Teilen eine gewiſſe Entfremdung herausbildete, kann nicht wunder nehmen. Der Bauernkrieg brachte Maihingen an den Rand des Verderbens und trieb Mönche und Nonnen ins traurige Exil nach Oettingen, das mit ſeinem Fürſten aber raſch in die Hände der zügelloſen Rotten fiel. Die Erlebniſſe dieſes troſtloſen Aufenthaltes hat uns die mehrgenannte Chroniſtin des Maihinger Kloſters, Walburg Scheffler in düſteren Farben geſchildert. (Vgl. Binder, Geſch. der bayer. Birgittenklöſter: Maihingen ꝛc. S. 196 ff.)

Katharina Lemlin teilte das bittere Loos der Vertriebenen und beklagte mit ihnen die Verwüſtung des Kloſters durch die Bauern. Dieſe hatten ihr alle Gegenſtände, Mobiliar u. a., was ſie dem Kloſter zugebracht, teils geraubt, teils mutwillig zerſtreut. „O, was hat ihr Herz gelitten", ſchreibt die Chroniſtin.

Digitized by Google

„Aber sie sprach: O Herr Gott, ich sprich mit dem hl. Job: Gott hat es geben, Gott hat es genommen, der Name des Herrn sei gebenedeiet, sonst könnt ichs nit vertragen."

In Oettingen besuchte der Nürnberger Diplomat und Kriegshauptmann Christoph Kreß, der beim schwäbischen Bundesheer gegen die Bauern im Ries stand, Katharina Lemlin, um sie namens ihrer Verwandten nach Nürnberg einzuladen. Seine Vorstellungen, daß sie dadurch einer ruhigeren Zukunft entgegensehen könnte, blieben bei ihr ebenso wirkungslos, als die polemischen Erörterungen im Briefe Christoph Fürers vom 29. Dezember 1525. Dieser ist übrigens ein charakteristischer Beleg für die durchaus selbständige Natur Fürers in der gewaltigen kirchlichen Bewegung. Christoph Fürer und sein Bruder Sigmund, ehedem die größten Wohlthäter der Brigitten in Gnadenberg und Maihingen, schlossen sich zuerst gemeinsam der kirchlichen Reformbewegung in Nürnberg enge an. Bald aber fühlte sich Christoph Fürer von der Entwicklung derselben im Reiche und in der Vaterstadt so wenig befriedigt, daß er jener den Rücken wandte und auch seine Entlassung aus dem Ratskollegium erzwang. Das Auftreten bestimmter Kreise innerhalb der neukirchlichen Partei, namentlich des übereifrigen Predigers Osiander, der Bauernkrieg u. a. mochten seine Entschlüsse beeinflussen. Tief religiös angelegt, ein Gegner Luthers, aber auch in manchen Glaubenssätzen wie über den Wert der guten Werke u. a. nicht mehr auf dem Boden der alten Kirche stehend, wandelte Christoph Fürer nun den Weg seines eigenen Gewissens. Von einem Konzile erhoffte er die segensreiche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, den dauernden Frieden in der Christenheit. (Vgl. üb. Christ. Fürers Stellung zur Reformation die Einleitung zu: Kamann, Aus dem Briefwechsel der Familie Fürer mit dem Kloster Gnadenberg. Verh. des hist. Ver. der Oberpfalz, B. 45. Lochner, Geschichtl. Studien).

Ob Katharina Lemlin den Brief Fürers nach dessen Wunsch ihren Genossen mitgeteilt oder ob sie jenen überhaupt beantwortet hat, ist schwer zu entscheiden. Sie blieb mit ihren Schwestern in Oettingen, bis ruhigere Zeiten ihnen die Rückkehr nach Maihingen gestatteten. Sie half dann dort das verwüstete Kloster wieder aufrichten; die alten, schweren Sorgen um den Unterhalt desselben nahm sie in doppeltem Maße auf sich.

Digitized by Google

Katharina Lemlin war nahezu 67 Jahre alt und hatte 17 derſelben im Brigittenorden zugebracht, als ſie von der Waſſerſucht ergriffen wurde. Sie ertrug dieſelbe mit Geduld und chriſtlicher Ergebung, wie uns Walburg Scheffler (Grupp, Maihinger Brigittinerinnen, a. a. O. 95) eingehend berichtet. Als ſie ihr Ende herannahen fühlte, rief ſie die beiden Konvente zu ſich und ſprach: „Laßt Euch das Kloſter befohlen ſein und helft einander treulich in dem Dienſte Gottes und bleibt bei einander und helft einander und laßt ench die Weil kurz bei einander ſein". Sie ſtarb am Oſtermontag 1533. „Hätte eine große Klag von uns allen", ſchreibt die Chroniſtin, „auch von den Aeußeren, denn ſie war gar nahe im Ries allenthalben bekannt. Eine Ehr und Kron war ſie unſerm armen Kloſter."

Ueber die Behandlung des Textes in den meiſt vollſtändig nach den Originalen wiedergegebenen Briefen — nur bei minder wichtigen und bei Wiederholungen erſchien eine Auswahl angezeigt — ſei folgendes bemerkt:

Eigennamen erhielten große, die übrigen Wörter kleine Anfangsbuchſtaben, cz wurde in z verwandelt. Da inbezug auf Verdoppelung und Häufung der Konſonanten in den Originalen die größte Willkür herrſcht, ſo wurden ſolche, ſoweit es die Grammatik zuließ, vereinfacht. Nur Wörter mit konſequent durchgeführter Schreibweiſe blieben ſtehen z. B. vill = viel, woll = wohl und wolle ꝛc. V und w, wenn ſie für u ſtanden, wurden ſelbſt bei Diphthongen in u aufgelöſt, i und j an die richtige Stelle geſetzt. Die in den Handſchriften wenig beachtete Zeichenſetzung fand eine Regelung in moderner Weiſe.

Herrn Major a. D. Wilh. Freiherrn von Imhoff in Nürnberg, welcher in bekannter Liberalität mir die Abſchrift der Originalbriefe freundlichſt geſtattete, der Direktion des Fürſtl. Oettingiſch-Wallerſteinſchen Archivs in Wallerſtein, Herrn Bibliothekar Dr. Grupp in Maihingen und Herrn Pfarrer G. Binder in Oetting ſpreche ich auch an dieſer Stelle für ihre der Arbeit zu teil gewordene Förderung beſten Dank aus.

1.

Ave Maria fur ein freuntlichen gruß zuvoran. Lieber vetter, wenns dir, deim weib und dein kinden und all unſern guten freunten woll ging, das hort ich gern; in demſelben wis mich auch geſund

und wis, daß es mir von den genaden gotes gonz woll get, und hof zu unſerm lieben herrn, ich hab mich gonz woll verſechen, ein got well [1]), zu ſel und leyb. Und iſt mir die weil (Zeit) gonz kurz hie und hab aller ding lengſt gewont, und hat die wirdig muter [2]) und all ſweſter ein großen fleis mit mir mit eſſen und trincken und aller wart und nottorft, mer, denn mir not iſt; gott dem herrn ſey lob und er. Und het got dem herrn fill zu dancken, das er mich in den heiling orden beruft hot; got der heilige geiſt verleich mir ſein gotliche genad, das ich mein leben darinen verflies (beſchließe) nach ſeim gotlichen lob und meiner ſel heil. Lieber vetter, ich pit dich gar freuntlich, du wolſt als (ſo) gütwillig ſein und wolſt der wirdigen frauen (d. h. der Aebtiſſin) und dem wirdigen cofent und mir hundert gulden leihen und zu der rechnung oder darnach von meim gelt wider nemen; wir wolten uns nun dalaſt [3]) aldieweil zum pau [4]) ſchicken, das mon nun dallaſt nach der ernt (Ernte) ſtein und allerley lies fürn und ſchir (bald, ſchnell) holz fellen und fürn, da mus mon vill verlünen (Lohn geben) und ſtein und kalk prenen, das mon umer (immer) gelt mus haben und iſt keins vorhanden. Es iſt gonz ein arm ding an gelt. Hie gibt mon noch als (ſo) fill münz fur ein gulden, ſo ſchick neur (nur) münz her. Ich hab verſtanden, die junckfrau Urſel, deiner Madlin [5]) tot (Patin), da das Türlein pey iſt geweſt, das hinen (im Kloſter) iſt, die woll here; wür (würde) nichs aus demſelben, das ſis nit herfurt, ſo ſchicks der Hans Heſſin [6]), die ſchickt es here. Lieber vetter, ich hab dir nun pey (durch) deim weib in einer eil verzeichet geſchickt, was du von meim gelt nach der rechnung aus ſolſt richten und weis nit eigenlich, ob ich es recht hab anzeichet; haſt du ein fel (Fehl) darinen, ſo will ich

---

[1]) Ein got well, an gott wohl (im Volksmund in „a gott wohl" umgebildet und dann irrig in ein hochdeutſches „ein gott wol" übertragen) altertümliche Formel = ſo Gott will.

[2]) Aebtiſſin Maria Forſter von Bautzen 1500—1517. Vgl. über ſie: Binder, Geſch. d. b. Birgittenklöſter, 175 ff.

[3]) Dalaſt, talaſt, taling verderbt aus talanc (taclanc) = den Tag hindurch, von nun an, jetzt. Vgl. Schmeller-Frommann, Bayeriſches Wörterbuch I. 592.

[4]) D. h. des Schweſternhauſes.

[5]) Nürnbergiſch = Magdalena, d. h. die elfjährige Tochter Imhoffs.

[6]) Die Frau des Kaufmanns Hans Heß in Nördlingen, mit dem das Kloſter in Geſchäftsbeziehungen ſtand.

Digitized by Google

dirs etwa wider anzeichnen. Ich hab mich beſunen und dünckt mich, es wer fill wern, (d. h. die Summe), aber ich hab ein gute hofnung zu unſerm lieben herrn, wir ſollen, ein gotwell, ein gute rechnung[1]) haben, das den fur dich und die andern fetern auch wer. Grüß mirs all fleißig und mein ſün[2]) (Söhne) auch und ire weiber; ſprich zu meim ſun, ich ſchreib aus eim ganzen freyen herzen, das es mir gonz woll get und mir die weil (Zeit) kurz iſt, das ich euch nit ſchreiben konn. Wen mir die weil lonck wer, ſo ſchrib ich je für die langen weil; es wirt mir je kaum ein wenig zeit, das ich etwas einmach[3]); ich wir (werde) das zucker fluchs (ſchnell) darzu an (los), ſy haben for (vorher) gar nichs ſolches und haben ein große freud darzu und meinen die ſwachen (Kranken), ſy ſenn (ſind) nye pas (beſſer) gelabt und gekreftigt worn; es iſt woll als ein arms dinck hinen geweſt mit ſolchem und fill dingen. Lieber veter, ich pit dich, du wolſt fleis ankeren pey den vetern, wen ir rechnung tut, das ſy ſich gutwillig laſſen finden, das das gelt ſchir (bald) angelegt war. Wen ir all der großen mangel ſolt ſechen (ſehen), es wür (würde) euch erparmen, den die ſweſter haben; die herrn (Mönche) haben kein ſolchen mangel, den gibt mon ir notturft, und mangeln die ſweſter dapey. Lieber veter, ich wolt auch gern wiſſen, ob der prief uber die Egloffſteineriſchen güter noch nit gefunden wer worden oder nit. Lieber veter, hab fleis mit und las dich der mü aller nit verdrieſen, die du von

---

[1]) D. h. einen guten Rechnungsabſchluß der Imhoff'ſchen Handelsgeſellſchaft, in welcher Katharina Lemlein, wie ehedem auch ihr Mann, eine größere Summe Geldes zu Gewinn und Verluſt angelegt hatte.

Am Mittwoch nach St. Michelstag 1517 bekannten Aebtiſſin Urſula und Bruder Bernhardinus, „gemayner peichtvater in beden conventen, ſchweſter und bruder zu Maria May", für ſich und ihre „getreue, geliebte Konventsſchweſter Katharina Lemlin von Peter, Konrad und Hans Imhoff die dreitauſend Gulden „haubtguts," welche jene „in vergangenen yaren bey ine und iren mitgeſellſchaftern in irem handel zu gewyn und verluſt gehapt hot, mitſampt der ertragenden gewynung, ſo es die yar here bys auf dato dieſer quittung ertragen hat, zu gutem dank par außgericht und bezalt" erhalten zu haben. (Originalquittung mit den beiden Conventsſiegeln im Freiherrlich von Imhoffſchen Familienarchiv zu Nürnberg).

[2]) Kath. Lemlein hatte keine Kinder, unter ihren Söhnen verſteht ſie einige ihr beſonders nahe ſtehende Verwandten; z. B. Sebaſtian Imhoff.

[3]) D. h. die Früchte einkoche u. verſchiedene Hausmittel für die Apotheke bereite.

Digitized by Google

meinentwegen haſt; ich will dir mein arms gepet treulich mitteilen, als (ſo) fill es unſerm lieben herrn genem iſt, der wol mit ſein gotlichen genaden mit uns allen alzeit ſein. Datum an ſant Maria Madalena tag (22. Juli) im 16. yar.

Sweſter Katerina
Lemlin zu Marya Mey.

Aufſchrift:
Dem erbern und weiſen Hans Imhof zu Nurmberg, dem eltern, meinem lieben vettern.

2.

Ave Maria fur ein freuntlichen grus zuvoran. Lieber vetter, wenn es dir und deim folck (deiner Familie) allem wolging, das dir lieb iſt, das hort ich gern; ſo iſt es mit mir auch yn dem nunyng (jetzigen) weſen von den genaden gotes, das ich geſunt und frolich pin und mir die weil gonz kurz iſt, got dem hern ſey lob und er. Lieber veter, wis, das mir ein prief von dir worn (worden) iſt und darzu 2 feslein und darinnen 14 ſtuck mylaun (Melonen); der danck ich dir gar freuntlich für die wirdigen frauen, mich und auch den ganzen cofent, wan ſy ſen (ſind) warlich all gut geweſt und friſch herkumen. Wir haben wol acht tag dafon geſſen; es kentens (es kannten es) nit fill ſweſter, den (nur) die Nurmbergerin; aber ſy habens ſchun lernen eſſen. Lieber vetter, ich vernym gern, das es dir mit deiner hochzeit [1]) und mit der kirbe (Kirchweihe) recht zu iſt geſtanden; du haſt aber ein unſauberen ſchenpart gelofen [2]), als der Caſper Lemel ſeling (ſelig) albeg (allweg) ſprach; aber es gibt unſer lieber herr die genad; das du dich nit hart darumb kumerſt, daron du dan recht duſt; was zu ern gehort, da ſoll mon nit karck (karg) ſein, wan mons anders vermog. Auch iſt es mir ein ſundere freud, das ir alſo

[1]) Hans Imhoffs Tochter Klara, geboren d. 5. Mai 1496, heiratete im Juli 1516 Friedrich Behaim, geb. 1491, † als Nürnberger Kriegsherr 1533. Das Ratsbuch enthält darüber folgenden Eintrag: Item Fridrichen Beheim ſind zu ſeiner vorhabenden hochzeyt mit junkfrauen Claren Hanſen Imhofs tochter auf montag nach ſant Jacobstag (7. Juli) ſchiriſt (nächſt) das rathauß und ſtatpfeifer vergönnt. Actum 2a Wilibaldi 1516.

[2]) Schembart = Maske. Unter dem Schömbartlaufen verſtand man im alten Nürnberg die Maskenumzüge an Faſtnacht, bei denen es ſehr toll zuging. Sie dauerten mit kurzer Unterbrechung von 1449—1539.

Digitized by Google

lenger pey einander beleibt[1]). Unſer lieber herr geb euch gelück und heil darzu; ich het auch gemeint, es ſolt der veter, der purgermeiſter[2]), her ſein kumen am auf- oder abziehen, das er den auf das mal nit tun (gethan) hat. Ich hof aber, er wer ein mal kümen und beſechen, wie ich mich verſechen hab, und uns raten zu unſerm pau[3]). Wir ruſten jezund flüchs darzu; mon hat die wochen zymerholz gefurt, mon hat am montag 24 wegen gehabt, am eritag (Dienstag) 37, geſtern 70 wegen, albeg 2 zu eim wagen, das mon geſtern mer den anderhalbhundert menſchen ſpeiſt, allein die zum zymerholz gehorten mit den, die auf- und abluden und mon mus in (ihnen) genung zu eſſen und truncken geben, eitel (nur, bloß) wein, geſotens und protes, dreyerley fleiſch und den pfern (pferden) heu; ſen (ſind) uberall nachpaurn aus den dorfern, die duns (thun es) umb gotes willen; mon mocht ſein ſchir ſo nachet kümen, wen mons verlünt[4]); ſy tetes (thäten es) aber nit im lun, ſy mein, ſy wollen ein gozlun verdinen. Mon wirt ir in ein andere wochen aber fill haben, die muſen eichens zu pfelen fürn. So hebt mon jetzund an, ſtein zu prenen zu den gewelben, ziegel und kalk; ſo deckt mon ſtetigs hinen, haben ſchreiner, die auch allerley peſteln (kleine Arbeiten verrichten) hinen, dauſen und den hern[5]), das umer (immer) fill gelz darauf get, und mon wirt auch pald ſtein prechen zu den maurn. Lieber vetter, dorumb pit ich dich gar freuntlich, ob du uns als vil zu lieb wolſt tun und wolſt uns noch zweyhundert gulden leichen und zu der rechnung

[1]) D. h. die Neuvermählten blieben zunächſt noch in der Familie des Hans Imhoff. Im alten Nürnberg verpflichteten ſich überhaupt häufig Eltern bei der Verheiratung der Töchter, das neuvermählte Paar noch auf eine beſtimmte Zeit, etwa ein Jahr lang, in ihrer Familie mit Koſt und Kleidung zu unterhalten. So verſprach z. B. Hans Imhoff in dem Heiratsvertrag ſeiner Tochter Katharina mit Chriſtoph Fürer am 12. Januar 1512 jener eine Mitgift von 800 fl. rhein, „ſie nach ehren zu kleiden, auch beide ein par in coſt halten und dazu erben laſſen als ein tochter nach der ſtadt recht." Chriſtoph Fürer ſollte ihr 1000 fl. derſelben Währung geben.

[2]) Hieronymus Imhoff (Biedermann, Patriziat, Tafel 220), geb. 7. April 1467, ließ ſich in Augsburg nieder, wurde dort in den Rat gewählt und ſtarb dort 1539.

[3]) D. h. zum Bau des neuen Schweſternhauſes.

[4]) Der Gedanke iſt: dem Kloſter käme es gerade ſo teuer zu ſtehen wenn es ſtatt der Koſt den Arbeitern den Lohn an Geld gebe.

[5]) D. h. im Schweſternhaus, außen u. im Monchsgebäude.

Digitized by Google

wider nemen, daß mon den zeug mocht allen vor winters zusamen zechen (zusammenbringen, zuwegebringen), das mon, als pald die weter tag (Tage mit beständigem Wetter) angingen, anhub zu pauen, solt wir leben und gesunt sein, wan es mus meister Michel afters (hernach) die kirchen zum Genadenperg [1]) gewelben. Es meint die wirdig muter, sy wol ins uberhaupt andingen, im und meister Mathes [2]); sy hat je ein gute hofnung, sy wols als zusamen schicken, daß es den flucks von stat ge. Ich mein, wir wollen afters kein gelt mer fodern, pis mon recht anhebt zu pauen. Uns hat das gelt das merteil sunst zu notdürftigen peuen genuzt, als ich den an hab zeigt daforn im prief, und dein weib ein teil hat gesechen, da sy hie was, aber das ander gelt wer wir je notürftig anzulegen zum wein, smalz und ol (Oel). Als du mir schreibst, so hab ich kein zweifel, ir wert euch all gütlich finden lassen; unser lieber herr wirt euchs, ein got well, in eim andern ergezen (vergüten) durch das furgepet der frumen menschen in peden cofenten. Lieber vetter, wiltu als gutwillig sein und uns das gelt leichen, so gibs neur (nur) der Hessin, neur (nur) munz, wie dus nun her hast geschickt; so darfstu kein mü nit haben, so schickt sis auf einmol oder auf zwey her, wie sys am pasten (besten) kon einmachen (einpacken). Das ander gelt umb die pecherlein und kornmantel zeichen (verzeichne) neur auch zu dem, das ich dir for schuldig sein; ich sech (sehe) gern, dastu auch zu eim petler pist worn, so hastu mir mein peteln dester mynder verubel, und sichst, wie es ein dinck ist, wo die heilig armut ist. So darfstu auch kein pessern petler auschicken zu petteln den (als) dein Frizen [3]), er lest nit gern leicht noch

---

[1]) Ueber den Kirchenbau zu Gnadenberg u. a. vergl. Binder, a. a. O. 76 ff. Hager, die Klosterruine von Gnadenberg. Verh. d. hist. Ver. d. Oberpfalz Band 10, neue Folge, 130 ff.

[2]) Die Persönlichkeit des obengenannten Meisters Michel laßt sich nicht genau bestimmen, vielleicht ist Michel Behaim gemeint. Dagegen ist Meister Mathes der seit 1507 in den Nürnberger Aemterbüchern unter den städtischen Zimmerleuten genannte Mathes von Sachsen. Am 29. März 1518 wurde er an Stelle des verstorbenen Georg Stadelmann dem um das städtische Bauwesen hochverdienten Architekten Hans Behaim als treffliche Arbeitskraft beigegeben. Sein jährliches Gehalt betrug 24 fl., „und soll sunst mit der herberg, holtz und anderm gehalten werden, wie gegen benannten meister Jorigen beschehen." (Ratsbuch 1518).

[3]) Es ist wohl der Schwiegersohn Imhoffs, Friedrich Behaim, gemeint. Vgl. S. 270 Anm. 1.

Digitized by Google

(nach). Wir dorften ſein hie wol, das er uns allerley erpetelt, des mon den mancherley notdurftig iſt, ich verſich mich halt zu im, er gunn uns als guz und wer auch auf unſerm teil (Vorteil) ſein; wen er neur (nur) gen ſant Marta[1]) auspetelt hat, dieweil tut er uns kein gut. Auch als du ſchreibſt, das es ſich an ſant Clarntag gert (gejährt) hab, das ich dir mein furnemen geſagt[2]) hab, und du es nit werſt vergeſſen, des hab ich mir von ganzem herzen gelacht, daſtu es ſo eben gemerckt haſt; und wie du ſchreibſt, das alle freud vermüſcht wer, das hab woll ausgerechent, und du wirſt mir noch pas (beſſer, mehr) recht geben, das ich die welt geflochen hab. Ich kon got dem herrn nit genung dancken, das er mich an ein ſolche ſelige ſtat gefügt hat und, wen du ſecheſt die groſen danckperkeit und freud, die ſy mit mir haben, es wür dir auch ein freud geben. Sy meinen, wenn mich unſer lieber herr nit zu in gefugt het, ſy künten kaum pey einand beliben ſein, ich wolt in woll günen, das in (ihnen) mein narung geleich woll erſpros (erſprieße, gedeihe). Jetzund nit mer, den unſer lieber herr ſey mit ſein gotlichen genaden mit uns allen.

Datum freytag nach ſant Sewolztag (22. Aug.) im 16. yar.

Sweſter Katerin Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift:
Dem erbering und weiſen Hans Imhof, dem eltern, zu Nürmberg, meinem lieben vetern.

3.

Ave Maria für ein freuntlichen grus zuvor. Lieber veter, ich hab dir ein prief geſchriben, den ich dir hiemit ſchick auf dein nunyng (neulichen) prief, darinnen ich dir ſchreib, das es uns als (alles) worn iſt, was du uns geſchickt haſt, und ander ding, auch das ich dir darinen ſchreib, und als ich dirn (dir ihn) ſchicken wolt, kom mir noch einer darzu, ein copey einer quytanz (Quittung) umb die 60 gulden, die ich dir hiemit [ſchick]. Und danck dir

[1]) Das Pilgrimſpital St. Martha in Nürnberg geſtiftet 1360 von Konrad Waldſtromer, deſſen Pfleger Hans Imhoff 1515—1522 war. Die Kirche diente nach der Reformation bis ca. 1614 den dramatiſchen Vorſtellungen der Handwerker; ſeit 1810 iſt ſie der reformierten Gemeinde eingeräumt.

[2]) D. h. den Entſchluß ins Kloſter zu gehen.

gar freuntlich aller lieb und freuntſchaft, die du dem wirdigen cofent und mir erzeigſt und deins freuntlichen erpitens, des ich unvergeſen wil ſein gegen unſerm lieben herrn, wen im neur (nur) mein arms, unbirdigs gepet genem wer. Lieber veter, als du ſchreibſt, ir wert noch eur rechnung tun vor der heiling zeit, ſo hat die wirdig muter befolchen, das jede ſweſter ſol ein ſanta Maria unſer lieben frauen peten, das ſy mit geluck verprocht (vollbracht) wer, und wollen unſern lieben hern auch furan fur euch all piten, das euch unſer lieber her gelück und heil verleich, geiſtlich und zeitlich. Ich hab dich im andern prief gepeten, du ſolſt die vettern all von meinentwegen piten, des ich dan kein zweifel hab; ich will dir es an eim zetelein da ſchicken, was du dafon aus ſolſt richten. Ich wolt gern das unſer vor haben, den die frauen zu Pilnreut, zum Genadenperg, und die zu Pergen müſen das lezer einnemen, auch die dreißig gulden der Jarhamerin ſun und tochter [1]). Wen der veter, der Peter Imhof [2]), mit ſein hundert gulden auch wolt lenger harrn, die er zum pau hat dargelichen, zum ſpittal, ſo wer es gut; wolt er aber unwillig ſein, ſo muſt düms (du ihm es) auch etwa geben, wen mon dir erlaubt, uns gelt zu geben. Dein 300 gulden ums leibding, nym auch am erſten dafon und gib uns ein mal zu ſant Valpurgentag dafon, was ſich das nach der zeit wirt gepürn. Wir begern jezund kein halben zins, ſo es ſich ſo lang verzogen hat mit der rechnung; du wirſt woll ſechen, was ich dir anzeichen. So haſtu mir heur dargelichen und die 300 gulden zum pau, daſtu mir zu nachs (nachts) ſchickeſt, als ich herein wolt, und umb die pecherlein. Plib uns denn fil uber, des dorft (bedurften) wir je woll (wohl), ich hab kein zweifel, du werſt des kofenz treuer ſchafer (Verwalter, Anordner) damit ſein. Lieber vetter, ich hab ein treulichs mit-

---

[1]) Vor ihrem Eintritt in den Orden bedachte Kath. L. mehrere Kloſter mit Geldgeſchenken. Gnadenberg erhielt 100 fl. „zu ſteuer unſeres kaufens des paumöls oder ander unſer noturft zu kaufen", das Benediktinerinnenkloſter Bergen bei Neuburg a. d. Donau, in welchem verſchiedene Nürnbergerinnen, z. B. die Schweſtern des bekannten Humaniſten Willibald Pirkheimer ſich befanden, bekam 100 fl.; Agnes Jarheimerin, eine entfernte Verwandte des Michel Lemel erhielt für ihre zwei Kinder 30 fl. „zu einer Letz". (Nach den Originalurkunden im Freih. v. Imhoffſchen Familienarchiv zu Nürnberg.)

[2]) Der älteſte Bruder des Hans Imhoff.

Digitized by Google

leiden mit euch allen des Werbleins [1]) halben, ich het umer (immer) ein hofnung, es ſolt nit alſo ſein geweſt, ich halt, es mus ir muter alſo umer ein leit nach dem andern haben, weil ſy hie auf erden ſey, es ſenn (ſind) lecht (etwa, wohl) eitel (nur) mitel zu dem ebigen leben, dadurch ſy unſer lieber [her] etwa gonz zu im ziechen will, ich wolt ir gern ſchreiben und ſy troſten, ſo weis ich nit, woran ich recht tu. Ich vergis ir aber ſunſt nit in meim gepet, wan es unſerm lieben hern genem wer, das irs unſer lieber herr ſchick zu ir ſel heil und der tochter auch. Ich danck oft got dem hern jezund, das er mir die geiſtlichen kind fur die weltlichen hat geben, ſo es doch ſo fill anfechtung iſt pey den rechten kinder und freut mich von ganzem herzen, was ich den zweyen cofenten tun ſoll, damit ſy deſter ſtercker und geſchickter ſen, das lob gotes deſter pas (beſſer) zu verpringen. Wir haben jezund ein faſten ſind (ſeit) aller heiling tag pis auf weinachten. So mein die ſweſter, ſy ſen (ſind) in etlichen jarn die faſten nie ſo ſtarck geweſt als jezund [2]), ſo mon in (ihnen) die fiſch und ander eſſen würzt und ein wenig pas (beſſer, mehr). Sunſt auch macht ſy ſorgen neur (nur) all umb mein eſſen und trincken und tun mir ſo fill liebs und freuntſchaft, das ich got dem hern nymer genug darumb dancken konn. Es iſt mir auch ein treulichs mitleiden, das der Wolf Holzſchuer aber (wieder) einmal gefangen iſt [3]); unſer lieber

---

[1]) Barbara, die Tochter des Hans Imhoff, ſtarb als Kind.

[2]) Von Advent bis Weihnachten und von Faſtnacht bis Oſtern wurden in den Brigittenklöſtern nur ſtrenge Faſtenſpeiſen genoſſen; Fiſche und Milchſpeiſen waren u. a. von Allerheiligen bis Advent geſtattet. Vgl. Binder a. a. O. 7 ff.

[3]) Ueber die Gefangenſchaft des Wolf Holzſchuher, (Vgl. über ihn: Biedermann, Nürnb. Patriziat, Tafel 178.) eines Verwandten der Pemlin, findet ſich nichts in den Akten. Dagegen erfahren wir aus den Ratsverlaſſen 1516—1518 von einem erbitterten Streite desſelben mit ſeinen Gräfenberger „Unterthanen", welche ihm die Zahlung von „gult, zins, zoll und umgeld" hartnäckig verweigerten. Der Nürnberger Rat verſuchte mehrmals einen friedlichen Vergleich zwiſchen den beiden Parteien. Nur wenige Bauern kamen ihren Verpflichtungen nach; andere drohten aber Holzſchuher „mit fehdlichem ſchaden", ſodaß der Rat ihnen befahl, „außerhalb freundlichen rechtens" gegen den Lehensherrn und die Seinen „nichts thätliches zu handeln oder vorzunehmen". Die Bauern ſchienen alſo zu beabſichtigen, ihren Lehensherrn gefangen zu nehmen; das Gerücht hievon mochte nach Maihingen gelangt ſein.

Der Streit ſpitzte ſich zu, als einer der aufrühreriſchen Gräfenberger

her helf im mit lieb aus. Es ist halt nit anders in aller welt den (als) anfechtung und leiden; wir wollen `im (ihm) etwas peten. Lieber vetter, ich hab dir da anzeichent, was du aus solst richten von unsern gelt, so wirt es ein grose sum machen uber das haubtgut; ich hab aber je ein ganze hofnung zu unserm lieben hern, ir (d. h. die Imhoffsche Handelsgesellschaft) solt heur, ein got well, ein gute rechnung haben. Wo es aber je nit wolt erreichen, so must es an dem gelt abgin (abgehen), das umb das smalz und ol gehort. Ich hof aber je, du werst mich schir (bald, schnell) mit einer guten potschaft, ein got well, erfreuen. Mich deucht, wen neur die ding an ein ort fluchs komen und verstreckt (vollstreckt) würn, die ich verornt (verordnet) hab, so hof ich, mein herz dester pas zu ru sezen und das ich dem geistlichen dester pas mocht anhangen und unserm lieben hern dester fleißiger mocht dinen. Lieber vetter, tu fleis in allen dingen, als ich den ein ganz vertrauen zu dir hab. Jezund nit mer, den ich befilch dich mit allen den, die dir lieb sen, in die beschirmung der hochwirdigen dryfaltigkeit und in das fürpit der hochgelobten junckfrau Maria und alles himelischen hers (Heeres) und insunderheit unser heiling muter sant Birgita und ir heiling tochter, sant Katerina [1]). Die wirdig muter, der wirdig vater [2]) und pede kosent enpieten dir ir gepet. Datum am eritag nach unser lieben frauen, tag als sy geheiligt und empfangen war im 16. jar (9. Dez.).

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufschrift:
Dem erbern und weisen Hans Imhof
zu Nurmberg, dem eltern, meim
lieben vettern.

---

einen Knecht des Wolf Holzschuher erschlug, und dieser Lehensherr deshalb einen Unschuldigen gewaltthätig behandelte. Der Rat, welcher von Holzschuher in spitzigen Worten angegriffen worden war, setzte die Freilassung des Gefangenen durch und erwirkte erst Ende 1518, als sich Gräfenberg unter den Schutz Nürnbergs stellte, einen friedlichen Vergleich. (Nach den Ratsverlässen 1516–1518.)

[1]) Sie starb am 24. März 1381 als Vorsteherin des von ihrer Mutter gegründeten ersten Brigittenklosters Wadstena in Schweden. Katherina wurde 1484 heilig gesprochen. Binder a. a. O. 13 ff. Binder, die heilige Birgitta von Schweden und ihr Klosterorden, 95 ff.

[2]) P. Bernhard Eypischhofer von Augsburg 1508—1520.

Digitized by Google

4.

Ave Maria, Jeſum Criſtum den neugeporen kung (König) von himelreich mit all ſein gotlichen genaden und gaben wunſch und beger ich dir in dein ſel und herz zu eim guten, ſeligen neuen jar. Lieber veter, ich las dich wiſſen, das mir der ſwager Merten Tucher nun auch geſchriben hat und will uns die zwey tuch kaufen [1]) und hat mir von ſeiner heirat [2]) geſchrieben und das mon in peden cofenten peten ſoll, ob es in (ihm) nuz und gut wer, das es ein furgonk (Zuſtandekommen) gewon (gewänne); wo es aber nit gut wer, das unſer lieber herr ein ſelig mitel darein ſchickt, das den gar treulich geſcheen iſt. Er hat auch gemelt, er ſind ſeiner freunt woll dazu geneigt; wiewoll er woll mocht leiden, das ſy einer mereren freuntſchaft wer, ſo lob mon im die junckfrauen ſo woll, und mir anzeigt, wes ſich ir vater erpoten hab, ich ſoll im (ihm) mein gutbedüncken anzeigen zu ſamt und aller furpit, das ich den geton hab. Aber als ich merck an deins weibs ſchreiben, ſo iſt die heirat geſchen, er (ehe) mein prief hinein iſt kumen und das mein groſter gepruch (Gebrechen, Anſtand) geweſt, das ich im dareinen an hab zeigt, das ich mich beſorg, wie mir dein weib ſchreibt, geſchee es, ſo wer (werde) er fill red muſſen horn, er hab von des gelz wegen daher geheirat, das im den von den genaden gotes nit not tut. Es mag freilich ein frum, wolzogen menſch ſein; ich het nymer mer kein gedancken daher gehabt; gefelt es in (ihm) woll, ſo los ich mirs auch gefallen. Ich pin doch von den genaden gotes von der welt und freu mich, das ich jezund fur die hochzeit all unſerm lieben herrn dinen ſoll und gen kirchen gen, wen ichs neur (nur) mit fleiß tet. Ich hab in

---

[1]) Tuch für Kleider ins Kloſter.

[2]) D. h. von der Hochzeit ſeines Sohnes Lorenz, geboren 1490. Derſelbe heiratete am 10. Febr. 1517 Katharina Straub, die Tochter des Kaufmanns Bernhard Straub. Das Ratsbuch enthält unter dem 3. Februar folgenden Eintrag: Item Martin Tuchers ſun, Lorentzen Tucher, ſind zu ſeiner vorhabenden hochzeyt mit junckfrauen Katharina, Bernhardin Strauben Tochter, auf eritag nach Apolonia ſchiriſt der ſtatpfeifer und rathaus vergonnt und ſoll im darzu ſeinem vater zu eren und vergleichung ſeiner gehapten mühe in der landpflegſtuben auf gemainer ſtat coſten ain geſaid (Jagd) nach rehen geſchechen. per her Wiebolden Pirckheimer und Criſtof Kreſſen. Act. 3a Blaſii (3. Februar) 1517.

jezund auch der Pemerin tochter anzeigt, wo es an der freuntschaft nit irt[1]), das ir vater mein swester selige hat gehabt[2]) und sy dem Lorenzen gefiel. Ich denk, es hab der Lorenz den scheuen (Scheu, Abscheu) an der Lucya gehabt, das sy freylich elter ist den er. Ich weis es aber auch nit, ich gunn (gönne) ir woll, das sy verheirat ist. Ich hof, sy sey, ein got well, woll versechen. So ist es mir recht leit mit deiner Pechemyn[3]), das sy noch imer swach ist und du besorgst, du werst ir nit lang haben. Ich hof zu unserm lieben hern, es soll, ein got well, mit der zeit schir pesser wern; ich pin auch fro, das dein Jaberhel (Gabriel) mit lieb heim ist kümen, so kumt etz der Enders[4]) auch, ein got well, mit freuden, er kumt eben auf seins gesellen hochzeit; ich halt doch, sy werns (werden es) vor fasnacht haben, wiewoll es je nit gut ist, das mons (man es) in der verpoten zeit hat[5]). Sag dem swager nit dafon, das ich dir dafon geschriben hab, wan ich hab sorg, ich kun in (ihm) noch nit schreiben und glucks wünschen. Lieber vetter, ich wünsch dir auch fill gelücks zu deim enycklein, dem jungen Fürer[6]). Ich pin gonz erfreut, das sy unser lieber her aber alle erfreut hat mit eim jungen sun; es sen (sind) die ped cofent fro, das sy also glucklich genesen ist. Es sagt der wirdig vater almal, er het sy[7]) heur fur ein junge junckfrau angesechen. So schreibstu mir, wie das Werblein (die kleine Barbara) in kein kloster woll, es hat almal kein rechten lust dazu gehabt, wiewoll sy je dafon sagt, wen es ir sunst nit recht zuging, wen sy die muter stroft oder slug. Ich will woll gelauben, es wer noch mü und erbet wern, wen sy schun ein mon nem; so wundert es mich ser mit der Muslin, wen sy ir est (eheſt) als ubel tut,

[1]) D. h. wenn die nahe Verwandtschaft kein Hindernis bildet.

[2]) Ursula Imhoff, die Frau des Hektor Pömer, starb schon 1490 und dieser ging dann eine zweite Ehe ein.

[3]) Hans Imhoffs Tochter Klara, die Frau des Friedrich Beheim.

[4]) Die beiden Söhne Gabriel und Andreas, 19 und 28 Jahre alt, welche damals von der Geschäftsreise zurückkehrten.

[5]) Die Abhaltung feierlicher Hochzeiten war während der Fastenzeit verboten.

[6]) Christoph Fürer, geboren am 29. Januar 1517 (Biedermann, a. a. O. Tafel 372.)

[7]) D. h. Frau Kath. Fürer.

Digitized by Google

ich het irs nit zugetraut. Es iſt gut, das ir Keterlein[1]) im kloſter iſt; es iſt jezund eben in der welt: je lenger eins lebt, je mer es ſicht und hort, das im widerwertig iſt, es mus lecht alſo als (alles) erſtriten wern. Du haſt mir auch geſchriben, wie dein weib ſag, ich hab peſſer leben den ſy; das ſoltu auch genzlich gelauben, das dem alſo iſt. Ich hab von den genaden gotes ein gut, gerut (ruhiges) leben; ich darf umb nichte ſorgen und pin frolich mit der wirdigen muter und den ſweſtern, den was mich das dinglich[2]) anſicht (anſieht), ſo hof ich, unſer lieber her ſol es, ein got well, mit geluck und genaden auch geben, das es als verſtreckt wer. So hoft ich mich unſerm lieben hern eſt (eheſt) gar zu laſſen und geben und ich pit dich, lieber vetter, du wolſt alſo gemüt mit den dingen allen weiter ſein, wie du pisher haſt getun. Kon ich nit umb dich verdinen mit meim armen gepet, ſo ſen die ped cofent willig, irn fleis anzukern in ir andacht gegen got dem hern fur dich und die deinen. Es leſt dir die wirdig muter und der wirdig vater und pede ir gepet teglich und unvergeſſen ſagen, desgeleichen will ich auch mein fleis tun, wens unſerm lieben hern neur genem wer; und ſy dancken dir und deim weib aller lieb und freuntſchaft und mü und erbet, die ir von unſern wegen habt. Des geleichen danck euch peden auch und pit dich, lieber vetter, du wolſt mein lang, unnüz ſchreiben im peſten annemen. Ich mus dir denoch etwa ſchir mer ſchreiben. Ich hab den vetern allen fiern jedem ſunder da geſchriben, wen du der prief einen laſt, ſo heſtu die meinung ir aller. Ich hab den prief woll for zechen tagen geſchrieben, hab in aber erſt heut gar zu geſchriben. Es iſt der wirdig her, her Macheiſen, nechten (geſtern) her zu uns kumen und hat uns heut ein ſchune predig tun, daran die ſweſter all ein gros gefallen haben. Ich wolt im die prief geben haben, da eilt er ſo ſer weck, da het ich dem Furer noch nit geſchriben, ſo wolt wir auch gern ein antwort haben des paus halben. Ich het im gern etwas geſchenckt, ſo weſt ich nit was; das ich im hie mocht ſchencken, das iſt im als daheimen nit ſelzom. Ich will im gern mein arms gepet mitteilen. Jezund nit mer, den unſer

[1]) Ihre Verwandte Katharina Muffel befand ſich ſeit 1514 im Katharinakloſter zu Nürnberg.

[2]) Nürnbergiſch, Verkleinerung von Ding, Sache: ſonſt verſtand man in Nürnberg unter „dinglich“ auch Weißzeug, als Hemden, Tiſchtücher.

lieber herr sey mit sein gotlichen genaden mit uns allen. Datum am pfinztag nach sant Schalasdicka (Scholastica) tag (12. Febr.) im 17. jar.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufschrift:
Dem ersamen, weisen Hans Imhoff,
pürger zu Nürmberg, dem eltern,
meinem lieben vettern.

5.

Ave Maria, unsern lieben Herrn Jesum Christum mit dem verdinstnus seines heiligen, pittern leidens und sterbens wunsch und beger ich euch allen für ein freuntlichen grus.

Lieber pruder [1]), wenn es euch allen wolging und gesunt wert, das wer uns allen ein freud; so ist es mit uns allen auch in alten wesen von den genaden gottes.

Lieber pruder, dein bryf ist mir nun worden, darinen die wirdig mutter und ich dein meinung wol vernumen haben und gefelt der würdigen mutter dein rat gantz wol und will dir also folgen und will bey irn nachpaurn (Nachbarn) beleiben und hat gar ein fein meister bestellt mit rat und hilf, junckher Walther von Hurnheim, der warlich allen fleiß mit uns hat und eine groß freud hat, das wir neu gewelb und mer gemach gewinnen, und haben den meister angenummen, das er das mauerwerk nach der ruten (d. h. nach dem Maß) macht, als hie und fill gewonheit ist, und den grund und das gewölben nach dem taglon.

Er ist graf Joachims (v. Oettingen) und seiner swester, der abtesin von Kirchen (Kirchheim) werkman, hat in (ihnen) fil peu (Gebäude) tun, heist meister Jorg. So hab wir ein zymerman angenumen, ist auch des grafen werkman; versich mich, man wer (werde) yns (ihm es) nach dem taglon lossen machen.

Ich gelaub geleichwol, das sich meister Mathes [2]) und maister Symon [3]) nit gern von Nürmberg so weit machen; es wer in den,

[1]) Im geistlichen Sinne = Bruder in Christo. Dürer nennt sie in seinen Briefen gleichfalls „freundlich liebe Schwester".

[2]) Meister Mathes v. Sachsen. Vgl. Br. Nr. 2.

[3]) Der Steinmetz Simon Rößner, über den ein Ratsverlaß d. d. Quinta post Thome 1518 meldet: Meister Symon Rößner steinmetzen zu einem landpaumeister annemen und bestellen des jars um 16 fl.

Digitized by Google

ir mü wol gelunt, das dan nit unpillich iſt; ſo iſt es nit mynder, es mocht hie ein nachteil pringen, wen ſy iren geſellen ſo fill müſten geben, das ſich die hieſigen darnach mochten richten, wie du dann ſchreibſt, und dankt dir die wirdig muter, der gantz conſent und ich gar fleiſig aller deiner mü und erbet, die du von unſern wegen gehabt haſt [1]). Wen ich gewiſt het, das man ſolich werkleut hieumb hat, ich het am allererſten dich und dein pruder ungemüt gelaſſen. Es iſt auch das daran, daß ſie lecht (leicht, etwa) lang nit heraus heten künen kumen, ſo heben wir jezund ſchun an abzuprechen, wan die tag wachs, was wol vor augen iſt; es iſt heuer ein ſpete faſten [2]). Ich hab nun dem Hanſen von Schwabach, dem furman, befolen, wen er heim küm, ſo ſoll er zu dir gen und dir ſagen, das die werkleut nit darauf warten. Ich het dies gern eer geſchrieben, ſo iſt man erſt am vergangen mitwoch mit dem zymerman eins worn und am montag dafor mit dem meiſter Jorgen, dem ſteinmetzen, wan es iſt der von Hurnheim nit daheimen geweſt, er mus uns je nur zückeſt (?) wern. Lieber pruder, wir künnen es zeitlich nit umb dich verdienen, aber wir wollen es gern geiſtlich tun; unſer lieber herr mach dich ſein teilhaftig und dein weib und kind, desgeleichen dein pruder und geſweyen und ſag in allen mein armes gepet und freuntlichen grus, auch dem Sigmündlein und Keterlein [3]) und euren folk allen. Die wirdig muter, der wirdig vater und pede conſent empieten euch allen ir gepet.

Ich wolt dein weib auch geſchriben haben, ſo hab ich je der zeit nit. Jezund nit mer, den unſer lieber herr woll mit ſein götlichen genaden mit uns allen ſein die heiligen zeit und alle zeit.

---

[1]) Chriſt. Fürer war thatſächlich ein in Bauangelegenheiten erfahrener, geſchickter Mann, den der Nürnberger Rat deshalb oft zu Rate zog. Chriſtoph Scheurl, der bekannte Nürnberger Rechtsgelehrte, ſagt von ihm: „Es war ein ſcharfſinniger kopf, hat des pauens großen verſtand, was ſo ſinnreich und anſchlegig, das er gantz Nurnberg auf einen tiſch entwarf und eines jeden bürgers hauß anzeiget."

[2]) Oſtern fiel im Jahre 1517 auf den 12. April.

[3]) Die beiden Kinder: Sigmund war damals 4 Jahre, Katharina noch jünger.

Digitized by Google

Datum am Freitag nach Ynfoca (Invokavit) in der faſten (6. März) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlein
zu Maria-Mey.

Aufſchrift:

Dem erbarn, furſichtigen und weiſen Herrn Chriſtof Fürer, des erbarn raths zu Nürmberg, unſern gunſtigen, lieben herrn in Chriſto.

6.

Ave Maria ꝛc. Lieber vetter, die Hofferin von Augspurg war nun hie und ſagt mir, ſy und der furmon, du werſt gen Augspurg. Das hort ich gonz gern, das doch der herr, der purgermeiſter, ein troſt von jemat (jemand) het in ſeiner großen betrubnüs, die unſer lieber herr uber in verhengt hat. Ich hof je, er ſey gonz unſers lieben herrn, das er in mit ſolchen großen leiden heimſucht und im ſein ſun alſo nymt und im an zweifel, das ein uber gros leiden iſt mit dem tod [1]). Unſer lieber herr verleich im gedult und ſey der lieben ſel genedig und parmherzig. Er ſchrib mir als ein ſenlichen prief, das ich gonz weich darob ward; ich hab im wider angehaben (angefangen) zu ſchreiben, will im gar ſchreiben; es war mir nun zu kurz, das ich im oder dir nit hinaus kunt ſchreiben. Ich muſt erſt veſper und kumplet derannach (hernach) peten [2]), das ich mich verſäumt und unter der veſper und darnach mit ir [3]) ret. Ich befalch dem Hanſen, dem furmon, er ſolt dich laden von der wirdigen muter und meinetwegen, daſtu zu uns her komſt am abherreiten oder ſolz deim Frizen ſagen, kom er mit zu dir. Wolſtu aber zu deiner tochter gen Eyſtet reiten [4]), ſo wolt ich mich auf das mal dein erwegen

[1]) Ulrich Imhoff, der Sohn des Hier. Imhoff zu Augsburg, wurde im Duell mit Hans von Furtenbach zu Aquila in Apulien erſtochen.

[2]) Die namentlich in den Kloſtern ſtreng beobachteten Gebetsſtunden (kanoniſche Horen) zerfielen in horae diurnae: Prima (6 Uhr), tertia (9 Uhr), sexta (12 Uhr), nona (3 Uhr), vespera (6 Uhr), ſodann in die horae nocturnae: completorium vor dem Schlafengehen, matutina (Mette) oder laudes (3 Uhr früh). Vgl. ü. die Ordensregeln der Brigitten Binder, Die hl. Birgitta von Schweden u. ihr Kloſterorden, S. 57 ff.

[3]) D. h. mit dem erwähnten Beſuche aus Augsburg.

[4]) Seine Tochter Suſanna, geb. 1495, war ſeit 1513 Kloſterfrau zu St. Walburg in Eichſtätt, 1540 Priorin dieſes Kloſters, † 1574.

Digitized by Google

(d. h. dich aufgeben, dich in Ruhe laſſen), wiewoll ichs nit gern tu und dich gonz gern gehabt het, wann ich fill mit dir zu reden het, das eins denoch nit als genzlich im ſchreiben aus konn richten. Ich pin je der hofnung, du werſt mich, ein got well, einmal heimſuchen; ſo du jetzund nit kumen piſt, ſo will ich ein freud mit deiner tochter haben, du habſt ſy erfreut und heimgeſucht. Lieber vetter, wis, das wir unſer alz, pos gerüſt (altes, ſchlechtes Baugerüſt) fluchs laſſen abprechen und heben an und woln, ein got well, fluchs pauen und haben hie werkleut beſtelt nach des Kryſtof Furers rat. Es kunten uns die von Nürmberg nit pald wern und kumen lecht auch nit gern heraus um großen fortel, das in (ihnen) nit zu verargen iſt, wan ſy haben daheimen guter gepeu genug. Wen ich am erſten het gewiſt, das mon als gut meiſter hieumb het funden, ich het kein herausgeſchickt. Wir troſten uns junkher Walther von Hurnheim, der iſt der oberſt paumeiſter, der verſtet die ding faſt woll. Unſer lieber her geb uns gelück und heil darzu. Lieber vetter, ich pit dich gar fleißig, du wolſt als gutwillig ſein und wolſt uns jezund fur hundert gulden groſchlein ſchicken zum pau und pit dich gar fleißig, du wolſt uns noch in der faſten noch fur hundert gulden ſchicken. Ich kon dir jezund nit mer ſchreiben, der furmon wart auf den prief, den ich befilch dich yn die beſchirmung unſers lieben hern und ſeiner lieben muter Maria und des gonzen himeliſchen hers. Datum an ſant Georgentag in der faſten (12. März) im 17 jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie bei Brief 1 ff.

7.

Ave Maria ꝛc. . . . Lieber vetter, du ſchreibſt mir, ich ſoll je ein veſper oder kumplet verſäumen[1]; ichs erfüls hernach woll. Es iſt aber hinen nit als dauſen. Wen eins dauſen ein veſper oder ein cumplet verſäumt, ſo ligt nit vill daran, aber wen eins hinen nit darzu kon kümen und urlab davon nymt, ſo mus es nichs deſter mynder peten, 'albeg (allweg) vierzig vater unſer und ave Maria fur die veſper und zechen vater unſer fur die cumplet. So hat eins nit zeit, das es nach der veſper pet, als da heimen,

[1]) D. h. um Briefe an ihn rechtzeitiger ſchreiben.

wen die mener ſpet zum tiſch kumen. Man get von der veſper eingangs zu mol oder colazen (kleine Mahlzeit, Zwiſchenmahlzeit), desgleichen leut mon pald kumplet, ſo ge wir in die geiſtlichen colazen. All nacht, er (ehe) wir zu der cumplet gen, da liſt mon uns etwas guz ein wenig und verkünd, wer uns guz tut und für wen mon piten ſoll oder ander nottorft. Auch du piſt auch oft darinen und dein weib und kind und all die dein, das die wirdig muter befilcht für euch alle zu peten und fur die andern vettern und fur all unſer gut freunt. Wir haben ſchun den Franckfurtern [1]), eurn leuten, pet (gebetet). Unſer lieber her behut ſy und die andern all vor allem leid und ubel. Darumb mus ich mich deſter mer zu der veſper fudern (ſchicken), das ich mit dem peten hinnach kum. . . . Ich bin fon herzen fro, das der Riglerin Werblein ein mon hat und alſo weck zeucht, ſo wirt ſein deſter er vergeſſen, auch daß die Hilprentin auf denſelben tag ins kloſter iſt gangen. Es iſt, ein got well, ein gelucſeliger tag geweſt; es hat mich auch von herzen erfreut, das ſy ſich alſo unſerm lieben hern ergeben hat; ich hab ir einsgangs ein gemeins pet [2]) laſſen tun, das ſy unſer lieber her in irm guten anfang beſtetig. Lieber vetter, du ſchreibſt auch, wie du dich mit den zweyn vettern zu Auspurg vereint habſt, uns tauſend gulden zu geben, wen wirs wollen anlegen, das wir alle zu großem danck von euch annemen, und wen ich den vettern ſchir mer ſchreib, ſo will ich in peden auch dancken, und wen wir etwas ankümen zu kaufen, ſo will ich dichs woll wiſſen loſſen, auch des gelz umb ſmalz und ol (Oel), das iſt uns ein großer troſt von dir, wen wirs neur künten woll anlegen. Unſer lieber her woll uns etwas zufugen nach ſeim gotlichen willen. Ich dank dir auch gar fleißig deiner guten kolazen, (Mahlzeit, hier wohl Eßwaren), du tuſt im zu vill; ich begerz nit, das ir mir ſo oft etwas ſchicket. Unſer lieber her widerleg euchs geiſtlich und zeitlich; ich will euch mein arms gepet dafür mitteil(en). Unſer lieber her wols von mir armen ſunderin in genaden annemen. Jezund nit mer, den unſer lieber her ſey mit ſein gotliche genaden mit uns allen die heiligen zeit (Faſtenzeit). Die wirdig muter,

---

[1]) D. h. für die auf die Frankfurter Meſſe ziehenden Leute der Imhoffſchen Handelsgeſellſchaft.

[2]) D. h. ein von beiden Konventen verrichtetes allgemeines Gebet.

Digitized by Google

der wirdig vater und pede cofent enpieten euch allen ir gepet. Lieber vetter, du haſt mir geſchriben, wie du nit gern auf dasmal gen Auspurg geriten ſeiſt und nit vill freud da geweſt ſey pey dem herrn zu der zeit, und ich das gar woll gelaub und ich in deim prief vernym, das der vetter Ularich ſeliger lecht (wohl) urſach darzu geben (d. h. zu dem Duell) hat. Das iſt mir leit und gelaub woll, es kumer den herrn am herzſten, er heſt (hätte) es ſunſt er (eher) ausgelagen; unſer lieber herr verleich im gedult darinen. Du ſchreibſt mir auch, wie du ſo mit großen freuden zu Eyſtet enpfangen ſeiſt worn, das ich genzlich wol gelaub. Darumb ſchrieb ich druf (darauf), ich wolt mich mit deiner tochter freuen und ſich (ſehe) gern, daſtu jezund pey ir geweſt piſt. Ich hof, unſer lieber herr ſoll es, ein got well, etwa ein mal auch fugen, daſtu her zu uns kümſt.

Datum am pfintzag nach unſer lieben frauen tag in der vaſten (26. März) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie oben.

8.

Ave Maria ꝛc. . . . Ich wolt ſy (d. h. ihre Vettern) erweicht haben mit dem ſchreiben, das ich in geton hab und in die nottorft der cofent erzelt hab, das es gonz große notdorft iſt, es kon nymant gelauben, was die cofent pede bedurfen, wen mon es ſchun auf das ſchlechs und geneuſt (genaueſte) angreuft; ſo hat es gonz kein zufall (Einnahmen) als (wie) zum Genadenperg; es ſen fill Ulmerin, Auspurgerin, Norlingerin und aus dem Wirtenwergeriſchen land hinen; es tat aber nymat dem cofent kein ſundere hilf, den der Jorg Mülner von Auspurg hat drey tochter hinen, der tut dem cofent alle freuntſchaft und er (Ehre); es kon aber ein mon nit geben, das es in eim ſolchen großen cofent gonz erſprieſen müg. Ich gelaub, weil (ſolange) ich hinen ſey geweſt, das dem cofent nit zweyer oder dreyer gulden wert ſey worn fon aller ſweſter wegen aus den ſteten allen, den (außer) was der Jorg Müllner tut. Pisweilen ſchickt mon etlicher etwas kleins fur ir perſchon, aber auch nit fill. Ich hab aber danoch die hoffnung zu unſerm lieben hern, er wer uns nit verlaſſen, der alle die nit verleſt, die ir hofnung in yn ſetzen. Es hat mir mein ſwager

Mertein Tucher jezund aber geſchriben, er hab dich das gelt nun anpoten, du habſt es aber noch nit gefodert, er woll dirs etwa geben. Wen er dirs gibt, ſo pis (ſei) als (ſo) gemut (guten Gemütes) und nym es ſon im ein von unſertwegen. Wen wir den einmal mer gelz durfen zum pau, ſo will ich dir darumb ſchreiben. Du darfſt kein ſorg haben; mon ſchreibt es eben an, was du uns ſchickſt. Man hat heut angehaben (angefangen) den grunt zu maurn und heut den erſten ſtein gelegt und daron gemauert. Unſer lieber her geb uns gelück, das als woll gerat; ich hof, es ſoll, ein got well, fluchs von ſtat gen. Lieber vetter, ich danck dir gar freuntlich, daſtu uns die zymy (Zimmet) und den mandel geben haſt, nym das gelt von deim weib ein; gelaub furwar, daſtu ein gut werck tuſt, wen du uns etwas alſo gibſt, das wirs ein wenig necher (billiger) mügen haben; den wen wirs ſunſt kaufen, ſo mug wir die teil deſter großer machen, wan wir müſſen albeg achzig teil aus eim ding machen, das in die gemein gehort; wen mon den ein eſſen würzt, ſo mus mon albeg fur neuzig perſchon haben mit dem priſter und pfrüntleuten daußen (d. h. außer dem Kloſter), das ein kleins nit klecken will, wen mons halt nit faſt koſtlich macht. . . .

Tatum am ſamſtag nach unſer lieben frauen tag verkündung (28. März) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlin,
zu Maria Mey.

Auffchrift:
Dem erbering und weiſen Hans Imhof zu Nurmberg, meinem lieben vettern dem eltern.

9.

Ave Maria, in durch das verdienſtnus des pitern leidens unſers lieben hern Jeſu Criſti und ſeiner frolichen urſtend (Auferſtehung) wunſch und beger ich dir alles gut zu ſel und leib. Liber vetter, wis, das mir zwen prief jezund von dir worden ſen pey der Apalonya; auch ſen uns die hundert gulden worn, des wir dir gar großen danck ſagen all, daſtu uns aber (wiederum) alspald zu willen piſt worn. Ich hab aber in dein priefen vernumen, daſtu noch nit gar ſtarck piſt, das iſt uns allen gar mitleidenlich mit dir und haben dir in peden cofenten pet und ſant

Digitized by Google

lieborȳum, das gepet, all ſweſter pet, das ich dir hiemit ſchick. Unſer lieber her mach dich des teilhaftig und als gutz und gepez, das teglich in peden cofenten geſchicht, das günen ſy dir und den deinen von ganzem herzen und enpieten dir alle ir gepet und ſunder die wirdig muter und der wirdig vater und haben umer ein hofnung, es wer ſich etwa einmal ſchicken, daſtu zu uns kumſt, ein got well; ſo haben ſie jezund umer ein freud auf dein weib, aber ich beger je nit, das ſy von dir ziech, weil (ſolange) du ſwach piſt; es wer euch peden nit zu tun. Es hat keins kein ru oder freud; ich hof aber je zu unſerm lieben hern, es ſoll ſich, ein got well, nun des faſt fluchs umb dich peſſern. Ich hab deim weib geſchriben und meint, daſtu ein criſtyr (Klyſtier) oder zwu nomſt, haſtu noch nit etwas genumen, oder des oham Pirkamers konfekt [1]). Wen es der ſtein nit wer, ſo mocht es ein poſe, ſcharpfe matery ſein, die dir alſo grimen macht und dich kraftlos macht. Du muſt dennoch etwas geringz je tun, das mon eim großern fürkum; wiewoll mir nit zweifelt, ir habt rot in ſolchen dingen; pis (ſei) neur fluchs gering mutig. . . . Ich kon je jezund dem Tucher nit ſchreiben, ſag im mein gepet, wen du in ſeihſt, desgeleichen dem Fürer folck; die jungfrau hat mir nun etwas geſchickt, die Kriſtof Fürerin. Ich hab aber je nit zeit, das ich ir jezund danck und die Frenzin Imhof und die Rechin, kon jezund keiner ſchreiben, mus mit der peicht und andern dingen umbgen. Jezund nit mer, den die genad unſers lieben hern ſey zu allen zeiten mit uns allen.

Datum an ſant Walpurgenabent (30. April) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Auffchrift wie vorher.

[1]) D. h. eine zuſammengeſetzte Arznei nicht Konfekt (Süßigkeiten nach unſeren Begriffen). Ueber die Konfekte jener Zeit, vgl. H. Peters, Aus pharm. Vorzeit ꝛc. 2. Aufl. S. 16 ff.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Studentiſches Leben in Leipzig zur Zeit des Kurfürſten Auguſt (1553—1586).

Von Paul Zinck.

II.

An dem Schuldenunweſen trugen die Auswüchſe des ſtudentiſchen Privatlebens, die Art und Weiſe, wie man die Zeit, da man ſich nicht der Wiſſenſchaft hingab, zuzubringen pflegte, nächſt der Modeſucht die Hauptſchuld. Suchen wir an der Hand der Acta Rectorum und der Kollegſtatuten, die uns direkt oder indirekt den Stoff dazu liefern, dieſe Auswüchſe kennen zu lernen; auch hier möge beſonders das Leben der freiern, nicht durch Stipendien oder Wohnungszwang — wir denken hier beſonders an die kurfürſtlichen theologiſchen Stipendiaten — in ihren individuellen Regungen beeinträchtigten Studenten geſchildert werden.

Die deutſchen Univerſitäten unterſcheiden ſich in Bezug auf das ſtudentiſche Leben weſentlich von denen anderer Länder. Seit ihrem Beſtehen bildete ſich ein eigentümlicher, frei ſtrebender, ſelbſtändiger Geiſt in der deutſchen Studentenſchaft aus und herrſchte von da an durch alle Jahrhunderte, ſo ſehr ſich auch Zeit und Sitte geändert haben. Beſonders zeigt ſich dieſer freie Sinn, wie wir ſchon bemerkt haben, in der Reformationszeit, und das Bewußtſein der neuen Freiheit machte trotz des politiſchen Ernſtes der Zeit die Herzen luſtig und froh. Ein friſcher Zug pulſierte durch das junge Geſchlecht, ſo daß der Dichter [1]) mit Recht von ihm ſingen konnte:

> . . . auff den Schulen die Studenten
> baden und tauchen gleich den Enten,

[1]) Rollenhagen im „Froſchmeuſeler".

Digitized by Google

ſchwimmen künſtlich (wie Genß und Schwanen),
fiſchen, fahren mit Schiff und Kanen;
fechten, ſchlagen Ball, ſpringens Kleid,
wiſſen von keiner trawrigkeit.
Singen auf ihre vielſtimmige Reygen
in Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen,
fein kunſtreich nach der Muſen arth,
kein froelicher Volck funden ward."

Freilich war die Fröhlichkeit meiſt derber Art. Doch das lag ja in der Zeit begründet, die noch wenige feinere Genüſſe kannte, in der noch die Teilnahme an oder die Ausrichtung von „Zweckeſſen", an die ſich gewöhnlich Trinkgelage anſchloſſen, als Verdienſt angeſehen wurden. Man wendete ſich deshalb oft genug Genüſſen von ſehr zweifelhafter Art zu, die meiſt den Charakter geſellſchaftlicher oder ſittlich anſtößiger Ausſchreitungen annahmen. — Die Zahl der Vorleſungen war nicht ſo groß, daß es den Studierenden an freier Zeit gefehlt hätte, und wenn auch mancher, der mit geringer Vorbildung zur Univerſität gekommen war, dieſe Zeit nützlicher verwertete, ſo waren doch ihrer genug vorhanden, die an weniger wiſſenſchaftlichem Leben mehr Vergnügen fanden. Wie ſie ihre freie Zeit verwendeten, iſt unſchwer zu erraten. Die ſchon erwähnten Bier- und Weinſchulden weiſen darauf hin, daß Zechgelage nichts ſeltenes waren. Da man am Tage nicht längere Zeit im Zuſammenhange zur Verfügung hatte, ſo ſah man ſich genötigt, die Abend- und Nachtſtunden dazu zu verwenden. Freilich ſtand damit für die Kollegbewohner der zeitige Schluß der Kolleggebäude im Widerſpruch [1]). Doch dieſer ſcheint zu gewiſſen Zeiten auch nur auf dem Papiere geſtanden zu haben [2]); und auch ſonſt fand man Mittel, um auf die Straße zu gelangen, ſei es daß man den Schließer beſtach, ſei es daß man ein Fenſter zerbrach und durch dasſelbe ausſtieg [3]). Wie viele Studenten wohnten außerdem ſchon in der Stadt. Daß dieſe ganz beſonders ſich in der Nacht umhertrieben, darauf läßt Artikel 11 der Verbeſſerungs-

[1]) Um 9 Uhr im Winter, 10 Uhr im Sommer, vergl. Statutenbücher 222 u. 543.

[2]) vergl. Beſchwerde des Rates den Schluß der Kolleggebäude betreffend, „dadurch viel vnraths und ſchaden geſchicht" ſiehe: Loc. 10596, Schriften betr. die Reform ꝛc. Bl. 53—55 (Beſchwerden des Rates 1579).

[3]) vergl. Act. Rect. 431.

Digitized by Google

vorschläge für die Universität Leipzig von 1577 schließen [1]): man solle, um Nachtstörungen zu vermeiden, den Bürgern verbieten, die Nachtschwärmerei durch Herausgabe von Hausschlüsseln zu unterstützen. Nächtliche Störungen kamen in großer Zahl vor. Wein und Bier machten die Köpfe warm, und die jungen Leute, die schon im nüchternen Zustande zu leichtfertigen Streichen aufgelegt waren, ließen, wenn der Geist des Weines wirkte, ihrem Uebermute ganz besonders die Zügel schießen [2]). So fanden Tumulte in den Trinkstuben selbst statt [3]). Wurden die Krakehler da nicht mehr geduldet, so zogen sie lärmend in der Stadt umher [4]), belästigten die Wächter, brachten unbeliebten Personen Katzenmusiken, beschädigten ihnen die Häuser oder warfen Fenster ein [5]), und das Ende vom Liede war dann nicht selten, daß sie von den „Dienern der Stadt" ergriffen und in ein sicheres Gewahrsam gebracht wurden [6]), was dann gewöhnlich zu Scherereien und Reibereien mit dem Rate der Stadt führte. Die Bestimmungen der Kollegstatuten [7]) über die Aufrechterhaltung der Ruhe beweisen uns, daß ähnliche Ruhestörungen auch innerhalb der Kollegs vor allem am Tage vor sich gegangen sind. Rennen, Zuschlagen der Thüren, Brüllen aus den Fenstern, besonders durch Trunkene, unzüchtige Bewegungen und Redensarten und dergleichen scheinen an der Tagesordnung gewesen zu sein. Eine besondere Ungezogenheit war die, Kugeln oder „Bombarden" aus den Fenstern zu werfen [8]). Dem von den bösen Geistern des Alkohols Besessenen trat wohl oft auch ein Wort auf die Zunge, das am besten unausgesprochen geblieben wäre. Gewiß ist eine große Reihe von Beleidigungen [9])

---

[1]) H.-St.-A. Loc. 10533. Univers. L. u. W. 1577. 11. Artikel.

[2]) Einer der größten Krakehle dieser Zeit hatte zur Hauptperson den schon genannten Polen Gesken. Er knüpfte sich an einen Promotionsschmaus und schlug die Wellen ziemlich weit; seine Abhandlung würde uns zu weit in andre Gebiete (Gerichtsbarkeit ꝛc.) führen.

[3]) Act. Rect. 501 (bei Adam Pracht). 507.

[4]) do. 440. 441. 446. 481.

[5]) do. 450. 481. 501.

[6]) do 437. 490.

[7]) Statutenbücher 228. 541.

[8]) do. 541.

[9]) vergl. Statutenbücher 222. 263. 542.

Digitized by Google

in dieſem Zuſtande ausgeſprochen worden [1]). Schimpfereien waren nicht ſelten. „Schelm, Dieb, Schurke“ [2]) (nebulo) ſcheinen beliebte Schmeichelnamen geweſen zu ſein. Auch Familienmitglieder andrer [3]) und Frauen [4]) waren vor wörtlichen Beleidigungen nicht ſicher. Oft folgte dem beleidigenden Worte die noch ſchlimmere That. Es entſtanden Schlägereien [5]), bei denen meiſt Waffen verwendet wurden und die deshalb nicht ſelten einen blutigen Verlauf hatten. Nicht nur Studenten unter einander ſuchten auf dieſe Weiſe ihr Recht [6]) — dieſe ſcheinen ſogar ſchon regelrechte Duelle veranſtaltet zu haben [7]) —, auch einfache Stadtleute [8]), Bauern [9]), ja ſelbſt Perſonen des andren Geſchlechts [10]) waren vor ihren Angriffen nicht ſicher, und ſogar an ſeinen Vorgeſetzten vergriff ſich manch' rüder Geſell [11]). Auch ſpäter als in den bei dieſen Beiſpielen in Betracht kommenden Jahren ſind wohl noch oft ſolche Rüpeleien vorgekommen. Das beweiſt uns das ſehr ſpezialiſierende Strafſyſtem der Kollegien bei ſolchen Vorfällen [12]). Es ſind da folgende Vergehen angeführt: Beleidigung durch Worte — Anrempeln ohne „cruentatio“ — cruentatio ohne Wunde — Verwundung — Verſtümmelung.

Bei den Zuſammenſtößen mit Städtern oder Bauern iſt wohl auch dann und wann die Initiative auf der Seite dieſer Elemente zu ſuchen. Vogels Annalen [13]) wiſſen aus dem Jahre 1561 zu berichten, daß drei Kürſchnergeſellen einen Studenten bei Abend überfielen und tödlich verwundeten, und auch die Acta berichten von ähnlichen Fällen, wo einer von beiden Teilen ſein Leben

[1]) Act. Rect. S. 454.

[2]) do. 440. 492.

[3]) do. 450. 469.

[4]) do. 469 (eine Frau wurde „dicker Puffack“ geſchimpft) u. 488.

[5]) 16 Fälle werden in den Acten ſo genannt, bei 14 traten Verwundungen ein.

[6]) A. R. 431. 491. 500.

[7]) do. 490.

[8]) do. 433. 491. 500 ꝛc.

[9]) do. 490. 491.

[10]) do. 480 (quaedam impudica mulier). 491 (die Tochter eines Profeſſors bei einer Hochzeit).

[11]) do. 452.

[12]) Statutenbücher S. 263.

[13]) Vogels Annalen S. 212.

lassen mußte [1]). Es war deshalb sehr am Platze, daß der Kurfürst gegen den Mißbrauch der Waffen einschritt. Im Jahre 1554 schon erließ er ein Edikt [2]), das das Waffentragen denjenigen verbot, die irgend jemanden mit Waffen verletzt hatten. Es kam auch gelegentlich solcher Fälle zu Auseinandersetzungen mit dem Rate oder gar mit der kurfürstlichen Gerichtsbarkeit. Ein Fall, dem sich an der Hand der Acta Rect. noch manche andre anreihen ließen, möge hier etwas ausführlichere Erwähnung finden [3]). Der Student Joachim Weigmann aus Perleberg war am Osterdienstage (28. März) 1559 von dem Bauer Merten Auener aus Zschocher von dem Dorfe aus über die Brücke der Elster bis ins „landtgericht“ [4]) verfolgt worden, und „dieser hat nicht nachlassen wollen vnd ihnen also benotdrangt, das ehr nicht vmbgehen konnen, zur errettung seines leibs vnd lebens sich zur gegenwehr zu stellen, vnd gemelten M. A. mit einen vnuersehnlichen stich verwundt, das er folgendes tags gestorben.“ Weigmann [5]) wurde von den Wächtern gefaßt und sollte, weil die That sich auf kurfürstl. Boden ereignet hatte, auch durch den „Quästor“ oder Schösser des Kurfürsten vor das kurfürstliche Gericht gestellt werden. Das schien der Universität ein Eingriff in ihre Gerichtsbarkeit zu sein. Den „Consiliariis“ wurde deshalb zur Erwägung vorgelegt, ob nicht „vigore privilegiorum suorum“ die Universität die Auslieferung des Weigmann verlangen könne. Die Consiliarii gelangten zwar zu dem Urteile, daß die Privilegien der Universität sich nur auf den Gerichtsbezirk des Leipziger Rates erstreckten, daß man aber trotzdem einen Versuch beim Quästor machen könne. Dieser milderte daraufhin nur das Gefängnis des Verhafteten; im übrigen meinte er ohne Auftrag des Kurfürsten nichts thun zu können. Nun schickte die Universität sofort einen Boten mit einem Schreiben an den Kurfürsten, und dieser genehmigte wirklich die Auslieferung, reservierte sich aber im übrigen das „jus vitae ac necis.“ Der Quästor ließ infolgedessen durch den „landtknecht“ (famulus publicus) am 8. April den Weigmann ins Universitätsgefängnis überführen. — Interessant

[1]) Act. Rect. 499 ꝛc.

[2]) Act. Rect. 436. Bestrafung desw. 438. 452. 479. 481 ꝛc.

[3]) Act. Rect. 499.

[4]) Damit ist jedenfalls der „kurfürstliche Gerichtsbezirk“ gemeint.

[5]) Act. Rect. 486.

Digitized by Google

iſt auch das Urteil, das infolge der von den Angehörigen des Getöteten erhobenen Klage von der Univerſität Gericht gefällt wurde:

1. W. ſoll ſich mit den gerichten vertragen, auch die gerichtskoſt erlegen.
2. Er ſoll der armen frawen vnd, ſo ſihe ſwanger, ihrem kindtlein zur ergezung ihrer armut 25 alte ſchock volgender geſtalt entrichten: nemlich vnd anfenglich vff ſchirſt kommenden freitag nach Cantate 8 alte ſchock, vnd auff künfftigen Michelismark aber 8, vnd letzlich auff den Oſtermark über ein iar 9 alt ſchock bezahlen.

Wenden wir uns nun mit wenigen Worten dem Gebiete der Sittlichkeit im engeren Sinne zu, ſo müſſen wir zu dem Urteile kommen, daß die Studierenden der Univerſität Leipzig es mehr mit dem weiblichen Geſchlechte hielten, als es ſich mit Sitte und Geſetz vertrug, wenngleich ſie auch darin nicht mehr thaten, als manche andre Stände.

„Von Jena und Leipzig ohne Weib,
von Wittenberg mit geſundem Leib,
von Helmſtädt ungeſchlagen,
weiß wohl von Glück zu ſagen",

meldet uns ein Reim aus jener Zeit [1]). Natürlich ſpielten die Damen der Halbwelt — impudicae mulieres, scorta, mulieres suspectae pudiciae und wie ſie ſonſt genannt werden — dabei die Hauptrolle. Die Akten benachrichtigen uns mehrfach über den Umgang mit ſolchen Weibern; gewöhnlich erfuhr man davon, wenn die Herren ihre nötigſten Ausgaben als Schulden ſtehen ließen, um mit den Huren ihr Geld zu verjubeln [2]). Einem Studenten, der es beſonders toll in dieſer doppelten Beziehung trieb [3]), konnte man nur, da er dabei auch ſeine Studien ganz und gar vernachläſſigte, den Rat geben, nach Bezahlung ſeiner Schulden die Univerſität zu verlaſſen. Ebenſo mußte ein Freund Behaims wegen Hurenhändel relegiert werden (1574). Wo viel Geſetze ſind, da wird viel geſündigt. Alle Kollegſtatuten enthalten hierauf bezügliche Strafbeſtimmungen — ein Zeichen, daß ſexuelle Aus-

[1]) Nach Sach, Deutſches Leben in der Vergangenheit, S. 326.
[2]) Acta Rect. 479. 492.
[3]) do. 492; er wird verklagt „propter trinam scortationem".

Digitized by Google

schreitungen auch in den Kolleggebäuden keine Seltenheit waren. Wer eine Hure mitbrachte, zahlte im 1. Falle 1 fl., beim zweiten Male 2, beim 3. Male 3 fl.[1]); wer eine solche über Nacht bei sich behielt, wurde mit 4 fl. gestraft[2]). Dreimal Rückfällige sollten aus dem Kolleg ausgeschlossen werden. Später scheint diese Strafe, wohl weil die Unsitte immer mehr zunahm, sofort angewendet worden zu sein[3]).

Haben wir schon bemerkt, daß jugendlicher Uebermut manch strafwürdiges Vergehen im Gefolge hatte, so müssen wir hier noch hinzufügen, daß auch wohlvorbereitete gemeine Verbrechen, die wir heute in besseren Kreisen nur selten zu finden gewöhnt sind, vor dem Universitätsgerichte zur Verhandlung kamen. Besonders sind dieselben Diebstähle oder damit verwandte Vergehen. So melden die Akten vom 13. Okt. 1558[4]): „Alex. Röbein Guttelensis est compraehensus, cum quandam famosam picturam detraxisset." Im Dezember desselben Jahres[5]) verleiteten einige Studenten den Stiefsohn eines Bäckers zum Diebstahle. Im November 1579 wurde der Sohn eines Jenenser Professors wegen desselben Verbrechens durch das Schwert hingerichtet[6]). Besonderes Aufsehen erregte im Jahre 1567 die That des Studenten Goldstein und seiner Genossen, die von dem zur Messe anwesenden Wittenberger Bürgermeister und Apotheker Pfreund durch allerlei Drohungen und Mißhandlungen 3600 fl. zu erpressen suchten[7]). Die Verurteilung des verhafteten Goldstein bedeutete einen Sieg der städtischen über die Universitätsgerichtsbarkeit. Goldstein wurde wenige Wochen nach der That auf dem Leipziger Markte im Beisein des Kurfürsten enthauptet. Einen seiner Helfershelfer, Alesius, ergriff man lange Zeit darauf; da er aber der Sohn eines berühmten

[1]) Statutenbücher 221 22. 263. 541. Nach den Statuten des Coll. Min. sofort 3 fl.

[2]) do. 263.

[3]) Zarncke fand die Bestimmungen über Geldstrafen eingeklammert vor (do. S. 263 u. 541).

[4]) Act. Rect. 482. — Er wurde mit Gefängnis bestraft.

[5]) do. 489.

[6]) Vog. Ann. S. 241.

[7]) Ebenda S. 218 (siehe auch Moier a. a. O. S. 378). Hier ist diese Angelegenheit sehr breit dargestellt, so daß wir darauf verzichten.

Digitized by Google

Profeſſors war, kam er noch mit dem Leben davon. Er wurde auf — 90 Jahre von der Univerſität relegiert.

Bei dieſer Gelegenheit möge nur noch ein kurzes zuſammenhängendes Wort über die Strafen, wie ſie bei der Univerſität üblich waren, geſagt werden. Es handelt ſich dabei vor allem um Geldbußen oder Gefängnis. Das ſchon mehrfach erwähnte Univerſitäts-Bedenken von 1577 [1]) läßt ſich über dieſelben folgendermaßen aus: „Dieſe Alternativſtrafen ſind von den Vorfahren nicht ſo gemeint, daß der Pönitent entweder Karzer oder Geldbuße wählen ſolle; ſondern Rektor, Aſſeſſor und consilium publicum ſollen wählen nach den Umſtänden der Perſon und des Verbrechens. Gefängnisſtrafe hat einen ſchimpflichen Charakter. Sie könnte ſolchen ſchaden und für ſie zu ſcharf ſein, die „anſehnlichen Standes, heroicis und feinen liberalibus ingeniis ſein und ſich ſonſt auch vortrefflich aufführen und deren That mehr aus Unbedachtſamkeit als mit böſem Vorſatz geſchehen iſt". Durch Abſchaffung der Geldſtrafe und nur Beibehaltung der Karzerſtrafe würden alle Verbrechen gleichmäßig beſtraft werden. Das könnte zum Leichtſinn führen, weil Leichtſinnige ſagen würden, ſonſt Wohlerzogene würden mit derſelben Strafe belegt, wenn ſie ſich etwas zu Schulden kommen ließen. Durch die Geldbußen ſollen die Studenten oft nur an ihre „Reverenz" gegen den Magiſtrat erinnert werden [2]). Trotz Beibehaltung der Geldſtrafen kann der Uebermut noch durch Exkluſion oder Relegation beſtraft werden [3]). Nach dieſen Grundſätzen ſcheint in der ganzen auguſteiſchen Zeit geſtraft worden zu ſein. Unter den in den Akten erwähnten Beſtrafungen überwiegen die Geldſtrafen durchaus und die Kolleg-Statuten kennen mit Ausnahme des völligen Ausſchluſſes überhaupt nur ſolche. Gefängnisſtrafe, Relegation oder gar Exkluſion (gänzliche Verweiſung von der Univerſität) wurden nur gegen oft rückfällige und böswillige Schuldner als Strafe für Beleidigungen des anderen Geſchlechts oder an geweihtem Orte [4]), Verwundungen, Diebſtahl und ähnliche Vergehen oder Verbrechen angewendet.

---

[1]) H.-St.-A. Loc. 10533 Univerſiteten ꝛc. — Artikel II.

[2]) Wie die Rechnungen nachweiſen, wurden dieſe Strafen auch oft erlaſſen.

[3]) Jedenfalls hatte K. Auguſt die Geldſtrafen ganz abſchaffen wollen.

[4]) So wurde z. B. ein Student mit Gefängnisſtrafe belegt, der dem Söhnchen (filiolus) des bekannten Bürger- und Baumeiſters Hieronymus Lotter in der Nikolaikirche einen Fauſtſchlag verſetzt hatte.

Wenn wir so im zweiten Teile dieser Arbeit vor allem die Schattenseiten des studentischen Privatlebens [1]) kennen gelernt haben, so müssen wir uns vor einer Verallgemeinerung dieser Zustände allerdings hüten; die Akten haben eben immer nur die Schlechtigkeiten verzeichnet; für die guten Seiten haben sich keine so gewissenhaften Chronisten gefunden. Für die damalige Zeit war das studentische Treiben im ganzen betrachtet kein unsittliches zu nennen. „Ueber die Studenten ist nicht sonderlich zu klagen [2])."

Anhang [3]).

(Zu dem Abschnitt: „Kosten des Universitätslebens.")

I.

Impensa sumptuum in coenam candelarum anno Christi MDLXXVII Curam (?) illam M. Joanne Koch vicecancelario.

1.

	Thal.(R)	gr.	pf.
Für 2 Bradthanen	—	5	—
für 3 Lendenbraten von der Candivalen (?) einen vmb 5 gr.	—	15	—
für 3 gerocherne zungen bei der Candivalen	—	18	—
für 9 Schopszungen	—	4	6
für Schweinenbraten	—	13	—
für einen Schops	1	12	—
für ein halb Kalb	—	12	—
für Speck	—	4	—
für hasen	2	—	—
für einen Karpfen	—	6	—
Facidt	7	5	6

2. Panis placentae et alia.

Für Brodt	1	19	—
Für Kuchen	1	9	—
Facidt	3	7	—

[1]) Auf das wissenschaftliche Leben können wir hier, da dieses uns auf zu viele andere Gebiete des Universitätswesens führen würde, nicht eingehen.

[2]) H.-St.-A. Loc. 10533 Universiteten ꝛc. Artikel II.

[3]) H.-St.-A. Loc. 10596 Relation, was den den beyden Uniuersiteten ꝛc. 1579. Bl. 29a—34.

Digitized by Google

3. Pisces.

	Thl.	gr.	pf.
Für ein halb Schock Neunaugen von der Kauslerin gekauft	—	16	—
Für 2 Pfd. Lüneburger gerochenen Lachs auch bei der K.	—	8	—
Für Neunaugen	—	6	—
Für Hecht und Karpfen	4	—	—
Facidt	5	9	—

4. Potus.

Für 1/4 Bier vnd 30 Kannen Vbermas	5	7	—
Für Bier, mer	—	3	6
Für Süßewein	1	11	—
Für Reiniſchen Wein	—	6	6
Für Bier	—	3	6
Für Bier altero die	—	14	—
Für Wein	—	12	8
Für 2 Eimern Reiniſchen Wein	18	11	4
Für Bier einzuſchroten	—	3	—
Facidt	28	5	6

5. Aromata et his similia.

Für ein Loth Zimmetrinden	—	2	6
Für Zuckern	—	10	—
Für ein Loth Negelein	—	2	6
Für ein Loth Inguer	—	—	10
Facidt	—	15	10

6. Ligna, Carbones.

Für 5 ſecke Kollen	—	14	—
Für ein fuderlein Scheitholz	1	5	—
Für Holtz	—	4	—
Facidt	2	2	—

7. Operae.

Den Küchenjungen	—	8	—
Der Küchenweſcherin	—	7	—
Dem Schencken	—	18	—
Dem Koche	1	9	—

	Thlr.	gr.	pf.
Dem Stubenheitzer	—	5	—
Den Cantoribus	1	3	—
Den Bieraufträgern	—	6	—
Facidt	4	14	—

8. Varia.

Für ¼ Steins Licht bei der Merten Schencken	—	13	—
Für 5 Secke Kollen heimzutragen	—	—	5
„ 2 Mandel Eier	—	4	6
„ 2 Pfd. geschmelzte Butter	—	3	6
„ 2 Kandel Biereßigk zu dem Lendtbraten	—	—	8
„ Krüge vndt laßen (Lasen, Henkelkrüge)	—	3	4
„ 3 Pfd. Mandeln	—	12	—
„ ½ Schock Eier	—	5	—
„ Rüße	—	1	6
„ Rote Rüben	—	1	6
„ 5½ Pfd. hollendischen Kas	—	6	7
„ den Wein einzulegen	—	4	6
„ Obst	—	16	2
„ Nürnbergischen Pfefferkuchen	—	10	6
„ 1 Pfd. Baumöhl	—	5	—
„ Limonien	—	3	—
„ Senf	—	1	—
„ 10 Eier	—	1	8
„ Salath	—	12	—
„ Topfe	—	4	8
„ Saltz	—	2	—
„ Budter und Kümmel	—	1	2
„ Wein vndt Bier eßigk	—	3	6
Examinatoribus altero die pro potu	1	—	—
Für zerbrochene gleser	1	3	—
Facidt	7	15	4

Summa Summarum Facidt 59 ℛ 11 gr. 12 pf.

II.

Impensa in promotione Magist. Anno 1579 Decano Facultatis M. Daniele Frisio Arg.

1. In prandium judicii.

Vor 1 alte Henne	— fl.	2 gr.	6 pf.
„ 1 Karpfen	—	4	—
„ 4½ Pfd. Rindfleisch	—	3	—
„ 7 Pfd. Schweinsbraten	—	7	—
„ 9 Pfd. Schopsenfleisch	—	6	—
„ Caldaunen	—	3	—
„ 9 Pfd. Kalbfleisch	—	4	6
„ 4½ Kannen Rostrum (?)	—	1	10
„ 1 Dünnenkuchen	—	3	6
„ brot vnd semmel	—	2	6
„ butter	—	1	—
„ Zeweben (Zibeben, große Kochrosinen) vnd wertze	—	1	—
„ kolen	—	4	—
„ Saltz	—	—	6
„ Obst	—	1	—
dem bratenwender	—	1	—
vor Castanien	—	1	—
Für Getrencke.			
Vor Bier	—	11	4
für 5 kannen Wein Rheinisch die Kanne zu 3 gr. 6 pf.	—	17	—
Summa	3 fl.	13 gr.	2 pf.

2. Pro ferina.

Dem botten gegen Annaburg	—	18	—
Warttgeltt fünf tag	—	10	—
einen andern botten (zum Jegermst.) . .	1	17	—
dem fuhrmann, welcher das stuck Wild gebracht	—	40?	—
dem Knecht zu ?	—	4	—
den fuhrmann aus der Herberg zu lösen .	—	17	—
dem Jegermeister	1 Thaler.		
einem botten nach Belgershain	—	4	—
dem der die Hasen brachte zu tranckgeltt .	—	2	—
Summa	7 fl.	10 gr.	—

Digitized by Google

3. Carnes.

Vor 8 Pfd. Schöpſenfleiſch im Rauch . .	— fl.	5 gr.	4 pf.
vor 16 Zungen im Rauch	3	4	6
„ 14 Kaphanen	2	14	6
„ braten im eßig	2	16	6
„ 44 Pfd. Schweinbraten	2	10	6
„ 12 Pfd. Sthellbraten (?)	—	10	—
„ 100½ Pfd. Kalbfleiſch	2	8	3
„ 18 Pfd. Rindtfleiſch	—	12	—
„ 3 Juſter vnd 3 geſchlingk zu Kelbern .	1	—	—
„ 3 geſchlenck vnd 3 kaldaunen . . .	1	—	—
zun Schöpſen zugenommen			
Summa	20 fl.	15 gr.	3 pf.

4. Pisces.

½ Centner Hechte u. ½ C. Karpfen . .	8 fl.	—	—

5. Aromata.

Vor 1 Virtel Pfeffer	—	3	6
„ ¼ Jngwer	—	3	6
„ 2 lot Negelein	—	5	—
„ 2 lot Muſcatenblumen	—	6	—
„ ½ Viertel Zimmetrinden	—	4	6
„ 2 Pfd. Kappern	—	6	—
„ 2 Zeweben	—	3	—
„ 15 Pfd. Mandeln	2	—	—
„ 1 Pfd. Oliven	—	8	—
„ ½ lot Saffran	—	4	—
„ Citronen	—	8	—
Summa	4 fl.	9 gr.	6 pf.

6. Ligna.

für zwey ſchock Reißholtz vnd 12 bundt .	2	1	6
„ 1 fuder Scheitt	1	9	—
vom holtz zu hawen	—	2	6
Summa	3 fl.	13 gr.	— pf.

7. Potus.

Für 1 legel Maluaſier	18 fl.	— gr.	— pf.
den tregern ins collegium z. tragen . . .	—	—	6
für 1 faß wein vnd 3 kannen	28	—	—
für 1 virtel bier ad prand. artist. . . .	5	2	—
für 1 Virtel bier im prand. plat. . . .	5	2	—
Summa	56 fl.	12 gr.	6 pf.

8. Operae.

den dreyen Schencken	3 thaler.		
den 9 Kuchen Jungen, ſo die braten gewendet	— fl.	18 gr.	— pf.
dem bratenmeiſter	1 Thal.	—	—
der Schüßelweſcherin	1 „	—	—
den zween waßertregern	1 „	—	—
der Köchin aufs prandium	4 „	—	—
dem Thorwerter	— „	9	—
Summa	12 fl.	15 gr.	— pf.

9. Honoraria.

Dem Küchenſchreiber für Verehrung eines Rehes, einiger Vögel vnd 1 Haſen	— fl.	12 gr.	—
dem Ratsdiener, ſo den Magiſtris das Geſchenk offerirt	—	12	—
dem Kiſter zu S. Nicolai	—	6	—
Summa	1 fl.	9 gr.	—

10. Varia (ähnliches wie in der 1. Rechnung; ſie füllen 2 lange Spalten). Summa 4 fl. 13 gr. 2 pf.

Summa Summarum: 141 fl. 1 gr. 8 pf.

Digitized by Google

Rousseaus Weltanschauung.

Von Thomas Achelis.

Unsere Zeit bietet für den aufmerksamen Beobachter manche verwandte Züge mit dem zur Neige gehenden achtzehnten Jahrhundert; hier wie dort dieselben unversöhnlichen Gegensätze einer neuen Weltanschauung und einer alten, abgelebten Kultur, eine müde, skeptische Stimmung, die allen Wert des Daseins und Denkens in Zweifel zieht, und andererseits eine tiefe Gährung, eine mächtige Bewegung der Geister, die radikal mit der Vergangenheit bricht und neue Ideale zu schaffen sucht. Es ist deshalb kein Zufall, wenn sich unsere Blicke zu jener Epoche wenden, welche eine Wiedergeburt unserer ästhetischen und sittlichen Anschauungen vorbereitete, von der Umgestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse noch ganz zu schweigen. Einer der regsamsten Agitatoren, einer der kühnsten Wortführer jener tiefgehenden Revolution war unzweifelhaft der schlichte Genfer Bürgerssohn Jean Jacques Rousseau, zugleich der Erbe der Aufklärung und doch ihr bitterster Feind, eine originelle, eigenartig ausgeprägte Individualität und doch wieder nur in ihrer ganzen epochemachenden Wirksamkeit verständlich unter der Voraussetzung des sozialen Niveaus, der geistigen Atmosphäre, der er angehörte. Es mag vielleicht richtig sein, wenn Hettner mit Bezug auf diese seltsame, zur psychologischen Analyse geradezu herausfordernde Gestalt bemerkt: „Es giebt in der Geschichte einzelne bedeutende Menschen, die man füglich als neue, voraussetzungslose, uranfängliche Naturen bezeichnen kann. Wir bringen es uns nicht immer zum Bewußtsein, daß wir die Vorzüge, welche wir einer geregelten Schulerziehung verdanken, auch wieder mit wesentlicher Einbuße erkaufen. Wir gewinnen allgemeine Begriffe, noch ehe wir immer die sinnlichen Anschauungen haben, aus welchen diese Begriffe entsprungen sind. Wir verlernen,

Digitized by Google

die Dinge mit unſeren eigenen Augen zu ſehen, wir ſehen ſie von Anfang an nur durch die Brille der herrſchenden Denkweiſe. Nur wenige kommen dazu, dieſe Brille je völlig abzulegen. Derſelbe Grund, welcher es macht, daß Kinder gebildeter Eltern zwar wieder gebildet, aber meiſt ohne alle tiefere Eigentümlichkeit und Urſprünglichkeit ſind, derſelbe Grund macht es auch, daß alle wahrhaft ſchöpferiſchen und umgeſtaltenden Geiſter faſt immer nur aus Kreiſen und Ständen erwachſen, welche dem ausgetretenen Geleiſe der allgemeinen Verkehrsſtraße fern liegen. Ein Kind dieſer Art erhält die Münze nicht fertig und ausgeprägt, es muß ſich dieſelbe erſt mühſam erarbeiten und ſelbſt prägen. Es nimmt Nichts als feſt und gegeben; Alles erſcheint ihm als fragwürdig und bezweifelbar. Mit unerhörter Dreiſtigkeit ſtellen ſolche Naturen der ganzen Menſchheit ihr einzelnes Ich gegenüber und laſſen Nichts gelten, als was vor dieſem Ich das Recht und die Kraft ſeines Daſeins genügend ausweiſt. Rouſſeau war eine ſolche neue, tiefe und urſprüngliche Natur." (Litteraturgeſchichte des 18. Jahrh. II, 436). Und trotzdem iſt das Urteil Emerſons, mit Carlyle der glühendſte Verfechter der unveräußerlichen Rechte des Individuums gegen die nivellierende Theorie des Milieus, wohl noch tiefſinniger, wenn er in einem ſeiner berühmten Eſſays ſagt: „Die Erforſchung des Weſens vieler Individuen führt uns in eine elementare Sphäre, in der das Individuum ſchwindet, oder in der alle mit ihren äußerſten Spitzen ſich berühren. Die Gedanken und Gefühle, die ſich dort ergießen, laſſen ſich nicht mehr in die Schranken einer Perſönlichkeit ſperren. Dies iſt der Schlüſſel zur Machtfülle der großen Menſchen — ihr Geiſt ergießt ſich von ſelbſt durch jene Ströme ins Weite. Alles, was das Individuum angeht, iſt zeitlich und nur im Hinblick auf die Zukunft gegeben und zu betrachten, ſowie das Individuum ſelbſt, das aus ſeiner Beſchränkung empor zu einer katholiſchen Exiſtenz zu ſteigen berufen iſt. Wir haben die letzte und wahrſte Bedeutung eines Genies nicht erkannt, ſolange wir ihm eine originale und ſelbſtändige Bedeutung zuſchreiben." (Repräſentanten der Menſchheit.) Suchen wir deshalb die Perſönlichkeit Rouſſeaus aus ſeinen Erlebniſſen und Erfahrungen ſowohl wie aus dem allgemeinen kulturhiſtoriſchen Typus ſeiner Zeit zu verſtehen; nur dieſe doppelte Perſpektive kann uns eine allſeitig befriedigende Löſung unſerer Aufgabe in Ausſicht ſtellen.

Digitized by Google

Es versteht sich wohl ohne weitere Begründung von selbst, daß wir nicht in voller Ausführlichkeit hier den seltsam verschlungenen Irrgängen, den jähen Wechselfällen und unerwarteten Umschlägen zu folgen vermögen, aus denen sich das abenteuerliche Leben dieses Sonderlings zusammensetzt; nur wo es uns zugleich gestattet ist, tiefe psychologische Einblicke in das an Kontrasten so reiche Innere dieser im wahren Sinne des Wortes ‚problematischen' Natur zu thun, dürfen und müssen wir verweilen. Schon die ersten Eindrücke und Erfahrungen der zarten Jugend waren für das leicht entzündliche und empfindsame Herz des Knaben verhängnisvoll. Wir dürfen uns in dieser Beziehung wohl auf die sonst nicht immer einwandfreie Darstellung der Bekenntnisse, jenes bei allen schweren Fehlern doch eigenartigen und bewundernswerten Buches, verlassen, wo es heißt: „Ich fühlte eher, als ich dachte, das ist das gemeinsame Schicksal der Menschheit. Ich erfuhr es mehr als Andere. Ich weiß nicht, was ich bis zum Alter von fünf oder sechs Jahren machte; ich entsinne mich nicht, wie ich lesen lernte; nur meiner ersten Lektüre erinnere ich mich und ihres Eindrucks auf mich, es ist die Zeit, von welcher an ich mein ununterbrochenes Selbstbewußtsein rechne. Meine Mutter hatte Romane hinterlassen; wir begannen sie zu lesen nach dem Abendessen, mein Vater und ich. Es handelte sich im Anfang nur darum, mich durch unterhaltende Bücher im Lesen zu üben. Bald aber wurde das Interesse so lebhaft, daß wir abwechselnd ohne Aufhören lasen und die Nächte bei dieser Beschäftigung zubrachten. Wir konnten nie vor dem Ende eines Bandes aufhören. Zuweilen sagte mein Vater, wenn er am Morgen das Zwitschern der Schwalben hörte, ganz beschämt: Legen wir uns zu Bett, ich bin noch mehr Kind als du. In kurzer Zeit gewann ich auf diesem gefährlichen Wege nicht allein eine außerordentliche Uebung im Lesen und Auffassen, sondern auch ein bei meinem Alter unerhörtes Verständnis der Leidenschaften. Ich hatte noch keinen Begriff vom wirklichen Leben, als mir alles Gefühlsleben vertraut war; begriffen hatte ich Nichts, aber Alles gefühlt. Die unklaren Eindrücke, welche ich einen nach dem andern erhielt, verwirrten zwar die Vernunft nicht, die ich noch nicht hatte, aber sie prägten mir eine besondere aus und gaben mir über das menschliche Leben verkehrte und schwärmerische Vorstellungen, von denen Erfahrung und Nachdenken mich nie

Digitized by Google

haben recht heilen können.“ Bald wurden dieſe Romane durch ernſtere Stoffe verdrängt und in dem wißbegierigen und feurigen Knaben bildete ſich unter dem Studium der römiſchen und griechiſchen Geſchichte (beſonders war Plutarch die Lieblingslektüre) das Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl aus, das, wie er ſchreibt, „ſich gegen Unterjochung und Sklaverei empört und mich mein ganzes Leben hindurch in Verhältniſſen, welche am wenigſten geeignet waren, ihm Spielraum zu gewähren, geplagt hat. Ohne Aufhören mit Rom und Athen beſchäftigt, mit den großen Männern derſelben ſozuſagen lebend, ſelbſt geborner Bürger eines freien Gemeinweſens und Sohn eines Vaters, deſſen ſtärkſte Leidenſchaft die Vaterlandsliebe war, entflammte ich an ſeinem Beiſpiele; ich träumte, ich ſei ein Grieche oder Römer, ich wurde die Geſtalt, von der ich las; die Erzählung der Züge von Ausdauer und Unerſchrockenheit, die mich ergriffen, ließen meine Augen glänzen und meine Stimme ſtärker ertönen. Eines Tages, als ich bei Tiſche die Geſchichte von Scävola erzählte, erſchrack man, mich aufſtehen und die Hand über ein Kohlenbecken ausſtrecken zu ſehen, um ſeine Handlung darzuſtellen.“ Nachdem der Jüngling dann einem harten Meiſter entlaufen war und die ſavoyiſche Grenze überſchritten hatte, empfing er bei Madame de Warens in Annécy am Genferſee den zweiten und entſcheidenden Impuls für ſeine ganze ſpätere wechſelvolle Laufbahn. Erſtlich entfaltete ſich unter dem Einfluß der zärtlich beſorgten mütterlichen Freundin, die bekanntlich ſpäter noch in vertraulichere Beziehungen zu ihrem Schützling trat, die krankhafte Leidenſchaftlichkeit und jähe Reizbarkeit des Temperaments bei Rouſſeau in ſo ſtarkem Maße, daß jede klare und beſonnene Lebensführung dadurch nicht wenig gefährdet wurde. Mit bewundernswerter Objektivität porträtiert ſich der Pſycholog in ſeinen Bekenntniſſen, wo es u. a. ſo heißt: „Zwei faſt unvereinbare Dinge verbinden ſich in mir, ohne daß ich begreifen kann, wie: Ein ſehr feuriges Temperament, lebhafte, ſtürmiſche Leidenſchaften und dabei eine langſame ſchwerfällige Entwickelung der Gedanken, die ſich immer zu ſpät einſtellen. Man ſollte ſagen, mein Herz und mein Geiſt ſeien nicht die einer und derſelben Perſon. Das Gefühl kommt raſcher als der Blitz über meine Seele, aber anſtatt mich aufzuklären ſetzt es mich in Flammen und blendet mich. Ich fühle Alles und ſehe Nichts. Ich bin in

Digitized by Google

Eifer und Hitze, aber dumm; um denken zu können, muß ich kühlen Blutes sein. Zu verwundern ist dabei, daß ich dennoch ziemlich sicheren Takt, Scharfblick, sogar Schlauheit habe, wenn man mir nur Zeit läßt; mit gehöriger Muße mache ich vortreffliche Stegreifwitze, aber auf dem Fleck habe ich nie Etwas gesagt oder gethan, was getaugt hätte[1]). Diese Langsamkeit im Denken bei vollster Lebhaftigkeit des Gefühls tritt bei mir nicht allein in der Unterhaltung hervor, sie ist mir auch, wenn ich allein bin und arbeite, eigen. Meine Gedanken ordnen sich in meinem Kopfe mit der unglaublichsten Schwierigkeit. Sie kreisen unklar und gären darin, daß es mich in Aufregung bringt, erhitzt, mir Herzklopfen macht; und mitten in dieser Unterredung sehe ich Nichts klar, könnte ich nicht ein einziges Wort schreiben, ich muß warten. Allmählich legt sich der Sturm, das Chaos entwirrt sich, jedes Ding begiebt sich an seine Stelle, aber langsam und nach jenem verworrenen Durcheinander. Wenn ich vorher hätte warten und dann in ihrer Schönheit die Dinge hätte wiedergeben können, die sich darin gespiegelt haben, so hätten mich wenige Schriftsteller übertroffen. Daher kommt die außerordentliche Schwierigkeit für mich, zu schreiben. Meine durchstrichenen, verschmierten, verworrenen, unleserlichen Handschriften bezeugen die Mühe, welche sie mich gekostet haben. Nicht eine einzige ist darunter, die ich nicht vier oder fünf Mal hätte abschreiben müssen, bevor ich sie drucken lassen konnte. Ich habe nie Etwas zu Stande gebracht die Feder in der Hand an meinem Tisch und vor meinem Papier; auf Spaziergängen, zwischen Felsen und in Wäldern, Nachts im Bette, während meiner Schlaflosigkeit, schreibe ich im Kopfe, man kann sich denken, mit welcher Langsamkeit, besonders bei einem Menschen, dem es durchaus an Gedächtnis für Worte fehlt und der nie im Leben auch nur sechs Verse auswendig zu behalten vermochte. Unter meinen Perioden sind einige, welche ich fünf oder sechs Nächte nach einander in meinem Kopfe gewendet und herumgeworfen habe, bevor sie so waren, daß sie zu Papier gebracht werden konnten. Daher kommt es auch, daß mir Werke, welche Arbeit erfordern, besser gelingen als diejenigen, welche mit einer

[1]) Dazu kam noch eine gewisse Schüchternheit, welche R. schon deshalb den Verkehr im Salon verleidete und die ihn weder bei den Frauen noch bei Männern zu verlassen pflegte.

gewiſſen Leichtigkeit geſchrieben ſein ſollen, wie Briefe, eine Art, deren Ton ich nie habe treffen können, ſodaß mir die Beſchäftigung damit eine Qual iſt[1])". (Konfeſſionen I 3. Buch). Durch dieſe intuitive Form ſeines Denkens, die einer übernatürlichen Inſpiration, einer wunderbaren Offenbarung gleicht, wird auch der impulſive, dem ſtärkſten Paroxysmus perſönlicher Leidenſchaft zuſtrebende Stil der Darſtellung bedingt, die ihn zum Führer jener ganzen Epoche macht. Dieſer unmittelbare, packende Zauber einer geſchloſſenen, machtvollen Perſönlichkeit, die trotz aller Zerriſſenheit doch im Haß gegen das Beſtehende ſich eins weiß, rückt dieſen ſeltſamen Mann faſt in die Reihe der religiöſen Reformatoren, wohin die Bemerkung eines ihm in jeder Beziehung untergeordneten Zeitgenoſſen F. M. Grimm zielt: Rouſſeau ſei zwei Jahrhunderte zu ſpät geboren; in Zeiten großer Religionsbegeiſterung würde er der Stifter einer neuen religiöſen Sekte geworden ſein. „Daher, ſetzt Hettner hinzu, ſeine hinreißende Beredſamkeit. Man fühlt es deutlich am raſchen und unaufhaltſamen Strom, an dem blutwarmen Pulsſchlage ſeiner Worte und Sätze, daß ſie ihm aus dem tiefſten Herzen quellen; Rouſſeaus Schriften würden es thatſächlich bezeugen, auch wenn er es in ſeinen Selbſtbekenntniſſen nicht ſelbſt geſagt hätte, daß er nur in der Hitze der Leidenſchaft ſchreiben könnte. Rouſſeau ſprach aus, was als unbeſtimmtes Sehnen durch die ganze Menſchheit hindurch zog. Nicht bloß in den Helden der franzöſiſchen Revolution, welche die Menſchenrechte entwarfen, ſehen wir die Einwirkungen Rouſſeaus, ſondern ebenſo ſehr in den titanenhaften Jünglingen der deutſchen Sturm- und Drangperiode, in ihrem fauſtiſchen Drang nach Unmittelbarkeit und Ganzheit des menſchlichen Wiſſens und Handelns, in ihrer Empörung gegen den Zwang bürgerlicher Ordnung." (Litter. II, 440). Deshalb iſt es für ihn auch ſo bezeichnend, daß es ihm ſpäterhin, wenn jene tiefe Inſpiration und Begeiſterung verflogen war, ſo ſchwer fiel und faſt unmöglich wurde, die früher blitzartig konzipierte Gedankenreihe in eben dieſer ſyſtematiſchen Folge wieder zu erzeugen. Dieſe Eigentümlichkeit mußte ihn, wie ein neuerer

[1]) Das gilt freilich nur von den üblichen Korreſpondenzen über die gewöhnlichen Erlebniſſe des Tages; ſobald es ſich um Schilderungen ſeeliſcher Stimmungen handelt (wie z. B. in der neuen Heloiſe), zeigt ſich R. als vollendeter Meiſter.

Biograph bemerkt, dazu führen, seine Gedanken in einer allem Zusammenhange und aller Begrenzung trotzenden Weise auszusprechen. Niemand unter seinen Zeitgenossen hat diese seine Eigentümlichkeit so klar erkannt wie d'Alembert, welcher in einem Briefe, in dem er Voltaire gegen Rousseau milder zu stimmen versucht, von diesem sagt: Jean Jacques ist ein Kranker mit vielem Geist; aber er hat nur Geist, wenn er das Fieber hat. Man darf ihn weder heilen noch höhnen. Das Fieber hing damit zusammen, daß das Gefühl bei Rousseau stärker war als das Denken. Nur diejenigen Gedanken, um die sich ein Gefühl konzentrieren konnte, hatten eine natürliche Wurzel in seinem Geiste. (Höffding, Rousseau und seine Philosophie. Stuttgart, Frommann 1897 S. 14.) Deshalb endlich auch — ein Umstand, den wir noch später berühren werden — seine Geringschätzung der Reflexion, die den Menschen, wie er sich drastisch ausdrückte, zu einem ‚entarteten Tier' mache, und umgekehrt die Wertschätzung des Instinkts, worin er völlig Nietzsche gleicht, — nicht nur die Selbstliebe, der Trieb zur Selbsterhaltung, die amour de soi, ist ihm ein solcher Instinkt, sondern ebenso das Gewissen und das Genie — und deshalb schließlich die unverholene Bewunderung des freilich ja kritischer Begründung und Begrenzung dringend bedürftigen Naturstandes[1]).

Von fast gleicher Bedeutung ist der Naturkultus, der sich in dem paradiesischen Zusammenleben mit seiner Gönnerin, wo die bittere Not des Daseins den Flüchtling nicht bedrohte, ungehemmt entfalten konnte und der in begeisterten Tönen die Pracht und Majestät der Alpen feierte, wenn auch nicht, wie richtig bemerkt ist, die der Gletscher und Firnen, sondern die der niedrigeren

[1]) Man könnte in dies Gebiet des Intuitiven noch die bekannte Erzählung von seiner ‚Erweckung' hineinziehen, als er auf dem Wege nach Vincennes (um den gefangenen Diderot zu besuchen) in einer Zeitungsnotiz die Ankündigung der Preisaufgabe seitens der Akademie zu Dijon vom Jahre 1749 las: Si le retablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs? und er nun wie von einer plötzlichen inneren Erleuchtung erfaßt das Problem seines Lebens vor sich sah, sich in gewaltsamer, alle Sinne gefangen nehmender Erregung unter einem Baum niederließ und eine halbe Stunde unter Thränen zubrachte — aber diese etwas rhetorisch gefärbte Schilderung ist nicht ganz frei von kritischen Bedenken, die sich auf eine spätere Ausschmückung des ursprünglichen Faktums richten; vgl. Hettner Litterat. II, 443, dagegen Höffding Rousseau S. 7 ff.

bewaldeten Höhen. Rousseau war überhaupt ein schwärmerischer Liebhaber des Wanderns und besonders des einsamen Umherstreifens, wo er allein mit seinem Genius war und ungerufen sich die zündenden Ideen und verlockenden Phantasiegestalten einstellten, so daß man ihn unbedenklich mit Höffding den Begründer der Psychologie der Fußtour nennen darf. Es gab etwas in der freien Wanderung, das mit dem Zuge in seiner Natur stimmte, den er selbst als manie ambulante bezeichnet hat, und es bewirkte, daß er nur im Umherstreifen das Glück finden konnte. Rousseau realisiert in seinem Leben den freien und kecken Vagabondentypus, der, um das Höchste zu finden, mit großen Hoffnungen und Wünschen in die Welt hinauswandert — diesen Typus, den die Romantiker später mehr zum Thema ihrer Gedichte als zum Vorbilde ihres Lebens machten. Die Wirklichkeit ist hier wie so oft vor der Poesie vorausgegangen. In die freie Natur hinaus mußte denn auch am ersten derjenige, der den radikalen Einspruch gegen die Kultur der Zeit erheben wollte (a. a. O. S. 35). Hören wir sein eigenes Geständnis: „Ich liebe mit Behagen zu wandern und innezuhalten, wenn es mir gefällt. Das umherwandernde Leben ist, was ich bedarf. Bei schönem Wetter eine schöne Gegend zu durchwandern, ohne Eile zu haben und mit einer angenehmen Aussicht am Ziele, ist von allen Arten zu leben am meisten nach meinem Geschmack. Was ich übrigens unter einer schönen Gegend verstehe, weiß man schon. Nie erschien mir ein flaches Land, so schön es auch war, als solches. Ich verlange Berggewässer, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, steile Wege zu erklimmen und niederzusteigen, Abgründe an meiner Seite, die mir Furcht einjagen. Ich hatte diesen Genuß und kostete ihn ganz aus, als ich mich Chambéry näherte (auf der Rückreise nämlich über die Alpen nach Savoyen). Nicht weit von einer schroffen Bergwand, le pas de l'échelle genannt, unterhalb der in den Felsen gehauenen Heerstraße, an dem Chailles heißenden Orte rauscht und kocht in schrecklichem Abgrunde ein kleiner Fluß, der tausende von Jahrhunderten gebraucht zu haben scheint, um sich ihn auszuhöhlen. Man hat den Weg mit einem Geländer versehen, um Unglück zu verhüten; so konnte ich hinabblicken und mir nach Herzenslust Schwindel machen; denn das Merkwürdigste bei meinem Geschmack an wilden Bergpartien ist, daß sie mir den Kopf schwindeln

Digitized by Google

machen, und ich liebe dies Wirbeln, vorausgesetzt, daß ich dabei in Sicherheit bin. Fest auf das Geländer gestützt, streckte ich das Gesicht vor und blieb da ganze Stunden lang, von Zeit zu Zeit den Schaum und das dunkle Gewässer aufkochen sehend, dessen Toben ich durch das Geschrei der Raben und Raubvögel vernahm, welche von Fels zu Fels, von Gestrüpp zu Gestrüpp flogen, hunderte Fuß unter mir. An Stellen, wo der Abhang nicht unterbrochen und das Gestrüpp nicht zu dicht war, um Steine durchzulassen, sammelte ich deren so schwer, wie ich sie tragen konnte, häufte sie auf dem Geländer und warf sie dann, einen nach dem anderen hinab; ich hatte meine Freude daran, sie rollen, aufschnellen und in tausend Stücke zerschellen zu sehen, ehe sie auf dem Boden des Abgrundes ankamen." (Konf. I., 4. Buch.) Diese Romantik, welche dem phantastischen Jüngling unter allen erreichbaren Schlössern am Wege die gefühlvollsten Lieder auspreßte, hat den gereiften Mann ebenfalls nicht verlassen, als er auf der weltabgeschiedenen Petersinsel im Bieler See Ruhe vor seinen Verfolgern suchte oder als er nach langem Aufenthalt in Frankreich beim ersten Betreten des heimatlichen Bodens zu großer Verwunderung des Postillons aus dem Wagen sprang und die Erde küßte. Etwa zwanzig Jahre später war es ihm durch die Liberalität einer anderen Gönnerin, Madame d'Epinay, vergönnt, in einem kleinen Landhause, l'Ermitage, in der Nähe von Paris in idyllischen Naturfreuden dahin zu leben, die nur durch gelegentliche litterarische Arbeiten unterbrochen wurden. Endlich waren diese Jahre in Chambéry und les Charmettes (der Name des Landgutes seiner Schützerin) insofern die Lehrjahre des jugendlichen Denkers, als sie ihn unter Leitung des Hausarztes tief in philosophische und naturwissenschaftliche Studien, die Voltaire in ihm angefacht hatte, hineinführten. Locke, Descartes, Malebranche und Fénelon spielen dabei eine Hauptrolle.

Wir können uns über die weiteren Stationen seines wechselvollen Lebens kurz fassen, schon deshalb, weil überall derselbe Zug enttäuschter Verstimmung, argwöhnischer Reizbarkeit, ja schließlich eines ausgesprochenen Verfolgungswahnsinns hervortritt, der ihn rastlos von Ort zu Ort treibt. Deshalb auch der Bruch mit den früheren Freunden, mit den Encyklopädisten, mit Voltaire, mit seinen engeren Landsleuten. Dazu kamen die eigenen Thorheiten

Digitized by Google

und Inkonſequenzen, die ihn immer mehr mit ſeiner Umgebung zerfallen ließen, die Unterbringung ſeiner Kinder im Findelhauſe ſeitens eines Mannes, der die unveräußerlichen Rechte des Herzens nach allen Seiten mit Nachdruck verteidigt hatte, die völlig aus der Luft gegriffenen Beſchuldigungen Hume's, der ihn eine Zeit lang mit ungeheuchelter Herzlichkeit bei ſich beherbergt hatte, — dieſe Undankbarkeit tritt auch ſehr unverhüllt im ſpäteren Verhältnis zu Madame de Warens zutage — und letzten Endes die leidige Prahlerei, aus dem vollen, ungeſchminkten Geſtändnis des Fehltrittes ſich eine Art von Heiligenſchein herzuſtellen, eine phariſäiſche Selbſtgefälligkeit, die bekanntlich gleich die erſten Worte ſeiner Bekenntniſſe höchſt unangenehm kennzeichnet. Dieſe unheilvolle innere Zerſetzung, an der dieſe vielſeitige Natur ſchließlich zu Grunde ging — er war in der That ein Märtyrer des Widerſpruchs, wie Höffding ſagt —, ſchildert der unbeſtechliche Seelenkenner ſelbſt mit richtigen Zügen: „Als ich jung war, ſo ſchreibt er an Malesherbes, glaubte ich in der Welt dieſelben Menſchen zu finden, welche ich in meinen Büchern fand; als ich erfahrener wurde, verlor ich immer mehr die Hoffnung. Aergerlich über die Ungerechtigkeit, welche ich erduldet, betrübt über die Unordnungen, in welche mich das Beiſpiel anderer oder die Macht der Ereigniſſe hineingezogen hatte, faßte ich eine Mißachtung gegen das Jahrhundert und gegen meine Zeitgenoſſen; fühlend, daß ich niemals unter ihnen eine Lage erringen würde, welche mein Herz befriedigen könne, löſte ich mich allmählich los von der Geſellſchaft in meiner Einbildungskraft und entfernte mich von dieſer um ſo mehr, da ich ſie ohne Mühe und Gefahr genießen konnte und immer ſicher war, ſie ſo zu finden, wie ich ſie bedurfte.“ „Aber, wie Hettner treffend hinzufügt, die Wirklichkeit mit ihrer inneren Vernunft und Unumſtößlichkeit iſt ſtärker als das ſchwache eigenwillige Herz mit ſeiner ſchrankenloſen Sophiſtik. Der Zwieſpalt bleibt in Rouſſeau ungelöſt. Es iſt ein unausgeſetzter aufreibender Kampf, in welchem das Ich zuletzt unterliegt. Faſſen wir in dieſer Weiſe die innere zwieſpältige Natur Rouſſeaus als die Erhebung und als die gewaltthätige und einſeitige Ueberſtürzung der aus langer Erſtarrung erwachenden Innerlichkeit, ſo haben wir nicht nur in Rouſſeau ſelbſt die vermißte innere Einheit wiedergefunden, ſondern der Charakter Rouſſeaus gewinnt zugleich eine

Digitized by Google

tiefere, weltgeschichtliche, fast möchte man sagen typische Bedeutung. Die Geschichte Rousseau's ist die Krankheitsgeschichte der überschwänglichen, nur auf sich selbst gestellten, gegen alle notwendigen Bedingungen und Gesetze des wirklichen Weltlaufes gekehrten Gefühlsseligkeit. In dieser Beziehung ist es in der That äußerst merkwürdig, daß Rousseau selbst seine innere Verwandtschaft mit Tasso herausahnte, ja im 77. Verse des 12. Gesangs in Tasso's befreitem Jerusalem sein Lebensschicksal ganz bestimmt vorausgesagt wähnte. Tasso und Rousseau leiden beide an der gleichen Ueberschwänglichkeit und gehen in der gleichen Tragik unter. Hier haben die Byron und Puschkin mit ihrem vielbesungenen Weltschmerz und ihrer Zerrissenheit ihre Ahnen und zugleich den strafenden Richterspruch der Geschichte" (a. a. O. S. 515). Vielleicht hat der allerdings vielgeprüfte Dulder in völliger Verzagtheit und Verzweiflung Hand an sich gelegt, als ihn wieder einmal eine schwere Depression erfaßte; doch ist dies Gerücht über einen etwaigen Selbstmord, das sich wesentlich aus allgemeinen psychologischen Gründen beim Bekanntwerden seines plötzlichen Todes (am 3. Juni 1778) sofort bildete, zu wenig empirisch begründet, als daß wir damit als einer festen Thatsache rechnen könnten. Für die universelle Beurteilung des Charakters macht es, um auch dies Moment noch zu erwähnen, keinen wesentlichen Unterschied, ob wir in den Bekenntnissen den eitlen, sich in allen Situationen selbst bespiegelnden Menschen, den ungezügelten Hochmut und die maßlose Verblendung, welche immer auch für die bedenklichsten Verhältnisse und schnödesten Thaten eine beschönigende Entschuldigung zu finden weiß, sehen oder ob wir darin wirklich einen aufrichtigen Versuch einer ehrlichen Selbsterkenntnis erblicken und es dem Verfasser aufs Wort glauben, wenn er beteuert, er habe damit der Menschheit einen neuen Dienst leisten wollen. Es ist gar nicht einmal erforderlich, ihn, wie so viele seiner Zeitgenossen gethan, der bewußten Heuchelei zu beschuldigen; der Gegensatz freilich zwischen den erhabenen Ideen, welche Rousseau vertritt, und dem eigenen Lebenswandel ist so frappant, daß er nur durch den ebenso starken Widerstreit seiner Gefühle mit der mangelnden sittlichen Energie sich erklärt. Die Begeisterung für die hehren Ideale wich nur allzu häufig dem sinnlichen Behagen am Gemeinen. Schwerlich wird man vom rein psychologischen Standpunkte aus

Digitized by Google

die Berechtigung einer Verteidigung, wie ſie eben den Bekenntniſſen in erſter Linie zu Grunde liegt, beſtreiten wollen, aber ebenſo wenig dürfte das phariſäiſche Kokettieren mit dem Laſter, dem wir mehr als billig begegnen, eine ernſthafte Rechtfertigung finden. In dieſer Beziehung ſteht das gleichnamige Werk des heiligen Auguſtin turmhoch über dieſem Buch, mit dem in der Hand Rouſſeau beim Erſchallen der Poſaune des jüngſten Gerichtes ſich beruhigten Herzens vor den Weltenrichter ſtellen wollte.

Wenn wir nunmehr von dieſer biographiſchen Skizze uns zu der Betrachtung der leitenden Prinzipien wenden, welche in der Weltanſchauung dieſes merkwürdigen Mannes hervortreten, ſo wird es ſich in erſter Linie darum handeln, den maßgebenden Gegenſatz zwiſchen Kultur und Natur zu unterſuchen, von welchem das ganze Denken Rouſſeau's beherrſcht war, und ſodann die Konſequenzen dieſes Problems nach verſchiedenen Seiten, nämlich in ſozialpolitiſcher, in äſthetiſch-ethiſcher, in religiöſer und endlich in pädagogiſcher Hinſicht, ſoweit das eben in einer allgemeinen Orientierung möglich iſt, zu ziehen.

Eine ſtürmiſche, heißblütige, eigenwillige Natur, nach Erkenntnis und wahrhafter Aufklärung dürſtend, fand ſich Rouſſeau, nachdem er ſich autodidaktiſch den Eintritt ins Heiligtum der Wiſſenſchaften verſchafft hatte, eigentlich mit allen traditionellen Normen und Dogmen im Widerſpruch, und das umſomehr, weil er als der Sohn eines einfachen Bürgers ſich als einen geſchworenen Feind der ariſtokratiſchen Hüter der Bildung betrachtete. In ihm ſtellt ſich uns der Träger des kritiſchen Individualismus dar, der mit ſcharfer, unerbittlicher Logik jede Autorität, jedes Herkommen, jede Anſchauung und Einrichtung auf ihre Berechtigung prüft und dabei auch nicht den Schein des Sophismus ſcheut. Bei dieſem unverbeſſerlichen Radikalismus war der früher erwähnte Bruch mit den Encyklopädiſten und dem reifſten und vielſeitigſten Erben der ganzen Aufklärung, mit Voltaire, eine pſychologiſche Notwendigkeit, umſomehr, als ſich zunächſt die Blicke des jugendlichen Reformators von der verderbten, dem Untergang verfallenen Gegenwart zu einer im idylliſchen, märchenhaften Glanze daliegenden fernen Vergangenheit, zum Paradieſe der Menſchheit hinwandten. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt der bittere Spott Voltaire's, als er die erſte größere Schrift Rouſſeau's, jene Abhandlung über die

Digitized by Google

Ungleichheit der Menschen, erhielt, ganz begreiflich; er schrieb ihm nämlich: „Ich habe Ihr neues Buch gegen das Menschengeschlecht empfangen und danke Ihnen dafür. Man kann nicht mit stärkeren Farben die Scheusale der menschlichen Gesellschaft schildern, von der wir in unserer Unwissenheit so viel Gutes erwartet hatten. Niemals hat man so viel Geist auf die Bemühung verwandt, um uns wieder zu Tieren zu machen; man kriegt ordentlich Lust, auf allen Vieren zu gehen, wenn man Ihr Buch liest. Weil ich aber die Gewohnheit dazu schon vor mehr als sechzig Jahren verloren habe, fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, es wieder anzufangen, und überlasse diese natürliche Art zu gehen denen, die mehr als Sie und ich würdig sind, sie anzuwenden." Suchte schon die Encyklopädie den bisherigen Horizont ganz erheblich zu erweitern, wollte sie den letzten Schlußstein auf das großartige Gebäude des Wissens setzen, das die Renaissance begonnen und die erlesensten Geister aller europäischen Nationen fortgeführt hatten, so wurde jetzt plötzlich der Wert dieser ganzen unendlichen Geistesarbeit selbst in Frage gestellt, das dräuende Gespenst, daß die höchste Bildung kein wahres Glück und keinen wahren Fortschritt zu erzeugen vermöge, wurde wieder heraufbeschworen und geradezu die Vervollkommnungsfähigkeit die Quelle alles Unglücks genannt. Doch war dieser glühende und erbitterte Feind der Verfeinerung, der Hyperkultur, des im akademischen und offiziellen Gelehrtentum verknöcherten Wissens bei all seiner glänzenden Rhetorik zu einsichtig, um eine einfache Rückkehr zum Naturzustande seinen Zuhörern und Lesern zu empfehlen. Diese blöde Utopie, denkbar nur durch den unversöhnlichen Gegensatz zum Raffinement einer alternden, sterbensmatten Civilisation, wäre, das hat Rousseau ausdrücklich in einem Briefe an König Stanislaus von Polen betont, identisch mit einer Barbarei ohnegleichen und mit tierischer Verwilderung gewesen. Er protestiert nur in erster Linie gegen die bloß einseitige Verstandesausbildung und -Abrichtung, gegen die landläufige Ueberschätzung der Kenntnisse als solcher, ähnlich wie z. B. der chinesische Weise Laotse und Graf Tolstoi, um zwei völlig entlegene, aber sich in ihrer Grundanschauung gleiche Denker namhaft zu machen. Er unterschied demgemäß ganz konsequent zwischen dem Menschen im wirklichen Naturzustande, den er freilich in dieser unkritischen, haltlosen Fassung für seine

Digitized by Google

ſozialen und ſtaatsrechtlichen Erörterungen nur allzu gern verwendete, und dem natürlichen Menſchen in geſelligen Verhältniſſen. Es handelt ſich ſomit um die Bildung und Entwicklung natürlicher, urſprünglicher Triebe und Regungen gegenüber eben der herrſchenden Verbildung und Künſtelei, wie es die Pädagogik im Emil des Genaueren ausführt, wo es u. a. heißt: Es gilt nicht einen Wilden zu ſchaffen und ihn in die Einſamkeit der Wälder zu ſchicken; es genügt vielmehr, daß Emil in dem Wirbel der Welt ſich nicht fortreißen läßt durch die Leidenſchaft und durch die Vorurteile der Menſchen; er ſoll mit ſeinen eigenen Augen ſehen, mit ſeinem eigenen Herzen fühlen und keine Macht der Erde ſoll ihn beſtimmen, als ſeine Vernunft. Der Kernpunkt des ganzen quälenden Problems, an deſſen Löſung Rouſſeau ſein ganzes Leben geſetzt hatte, war ja der ſchwierige Nachweis, wie der urſprünglich gute Menſch zu der gegenwärtigen traurigen ſittlichen Entartung gekommen ſei. Das war in der Hauptſache eben herbeigeführt durch das Erdrücken des Gefühls und Inſtinkts ſeitens des Verſtandes, und deshalb muß dieſer unheilvollen Ueberbürdung vorgebeugt werden, welche ſchon die Jugend bedroht, um wieder eine harmoniſche, alle geiſtigen Kräfte in gleicher Weiſe anregende Bildung und Geſittung zu erzeugen. In dieſer Betonung des Urſprünglichen, Naturgemäßen, Naiven gleicht Rouſſeau wiederum unzweifelhaft Nietzſche, dem Verkünder des ungebändigten Individualismus, trotz des harten Wortes, mit welchem dieſer ſein Vorbild abfertigt, nämlich dieſe Mißgeburt, Idealiſt und Kanaille in einer Perſon. Dazu kommt noch, um den Haß gegen den komplizierten Mechanismus der modernen Kultur zu ſteigern, das tiefgreifende ſoziale Moment, der Druck der höheren, im Beſitz überlieferter Weisheit und Macht ſchwelgenden Klaſſen, die brennende Sehnſucht nach Freiheit und Unabhängigkeit, der berechtigte Groll über die menſchenunwürdige Knechtſchaft, welche dem Bewußtſein der damaligen Menſchen ſich fühlbar zu machen begann. Daher iſt es denn kein Zufall, wenn die beiden erſten Schriften Rouſſeau's, die Löſungen der Preisaufgaben der Akademie Dijon, der discours sur les sciences et les arts und der discours sur l'origine et les fondamens de l'inégalité parmi les hommes, in der Hauptſache eine feurige, geharniſchte Kriegserklärung gegen die unerträglichen Zuſtände jener Zeit ſind, ohne daß ein wirklicher Neubau unter-

Digitized by Google

nommen wird. Dies Programm enthüllt uns der Emile ou de l'éducation und vor allem der berühmte contrat social, dessen theoretische Wirkungen wir noch heutzutage verspüren.

Wie noch die heutige Sozialdemokratie und mit ihr manche Anthropologen geht unser Denker in seiner staatsrechtlichen Deduktion von einem ursprünglichen Kommunismus alles Besitzes aus, von einer ungetrübten Glückseligkeit aller Menschen, die durch keinen Egoismus und persönliche Habsucht gestört sei. Viel citiert sind die berühmten Worte im Discours sur l'origine et les fondamens de l'inégalité parmi les hommes, welche die plötzliche Veränderung dieser prähistorischen Idylle schildern: „Der erste, welcher ein Stück Land umzäunte und sich zu sagen vermaß, dies Land gehört mir, und Leute fand, welche einfältig genug waren, dies zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Was für Verbrechen, was für Elend und Schrecken hätte derjenige dem menschlichen Geschlecht erspart, welcher, die Grenzpfähle ausreißend oder die Gräben verschüttend, seinen Mitmenschen zugerufen hätte: Hütet Euch, diesen Betrüger zu hören; Ihr seid verloren, wenn Ihr vergeßt, daß die Frucht allen und das Land niemanden gehört! So lange der Mensch noch in wilder Hütte lebte und sich damit begnügte, sich in Tierfelle zu kleiden, sich Bogen und Pfeile und ein einfaches Schifferboot zu bereiten, kurz so lange er nur Arbeiten kannte, die ein jeder für sich allein verrichtete, so lange war der Mensch frei, gesund, gut und glücklich. Aber in demselben Augenblick, da der Mensch die Hilfe des anderen bedurfte, da er begreifen lernte, daß es für den einen von Vorteil sei, wenn er Nahrung für zwei habe, in demselben Augenblick verschwand die Gleichheit. Das Eigentum war eingeführt. Die Arbeit wurde notwendig, die wüsten Landstrecken wurden lachende Felder; aber mit jeder Ernte wuchs Knechtschaft und Elend. Bergbau und Ackerbau waren die beiden Künste, welche diese große Umwälzung hervorbrachten. Aus der Anbauung der Ländereien folgte die Teilung derselben; daraus die Regeln und Begriffe von Recht und Unrecht." Die neuere Völkerkunde, welche sich mehr auf empirische, nüchterne Beobachtungen, als auf glänzende Hypothesen verläßt, hat, wie bekannt sein dürfte, zur Evidenz erwiesen, wie manche irrtümliche Voraussetzungen in dieser Betrachtung mit unterlaufen, wie wir z. B. bei den Naturvölkern schon eine Arbeitsteilung

finden, wie die vielgeprieſene Freiheit des Naturmenſchen ein blaſſes Phantom iſt — von der Güte und ſelbſt von der angeblichen Geſundheit desſelben gar nicht zu ſprechen, für welche ſich noch ein Lubbock erwärmen konnte —. Völlig falſch iſt aber die für die Aufklärungsphiloſophie ſo charakteriſtiſche Ableitung des Eigentumsbegriffes aus einem Akt individueller Willkür, es fehlt jede organiſche, den ethnologiſchen Thatſachen entſprechende Deduktion aus dem urſprünglichen Horden- oder Stammeseigentum durch unendliche Variationen hindurch bis zum Familien- und ſchließlich erſt Privateigentum; immer iſt die verhängnisvolle Vorſtellung von der Allmacht des ſingulären, aus dem ſozialen Zuſammenhang völlig herausgeriſſenen Urmenſchen wirkſam, ein Irrtum, der auch noch in der landläufigen juriſtiſchen Doktrin von der occupatio der res nullius ſteckt. (Vgl. Stein, Die ſoziale Frage im Lichte der Philoſophie. Stuttgart, F. Enke. S. 80.) [1]) Nun folgt die Gründung des Staates, als eines mit voller Ueberlegung geſchloſſenen Vertrages zwiſchen den Bürgern und der jeweiligen Regierung, die ſpäter im Contrat social in großen Umriſſen auf der Grundlage beſtimmt ſind, daß jedes Mitglied ſich unbedingt und ohne Vorbehalt aller ſeiner Rechte an die Geſamtheit entäußert; dieſe Körperſchaft heißt dann der Staat. Aber der erhoffte Gewinn bleibt aus, ein bloßes Trugbild hat die Phantaſie verführt. Denn wie es in der Konſtruktion weiter heißt: Auf dieſe Weiſe war oder mußte der Urſprung des Staates und der Geſetze ſein, welche dem Schwachen neue Feſſeln ſchmiedeten und dagegen dem Reichen die Kräfte verſtärkten, die natürliche Freiheit ohne Wiederkehr vernichteten, für immer Eigentum und

[1]) Die weittragenden politiſchen Folgen dieſer Irrlehren, wie ſie namentlich an einigen bedeutenderen Führern in der franzöſiſchen Revolution hervortraten, liegen hier außerhalb unſerer Betrachtung. Wenn Mirabeau für den Urzuſtand perſönliches Eigentum nur auf den individuellen Arbeitserwerb beſchränkte, wenn der Girondiſt Briſſot das Privateigentum als Frevel an der Natur bezeichnete, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn in den Klubs, beſonders in dem jakobiniſchen, die kommuniſtiſchen Schwärmereien eine immer greifbarere Geſtalt annahmen und die Proletarier unter Philipp Egalité den heiß erſehnten Zuſtand von vordem wieder praktiſch zu machen ſuchten. Dagegen ſtreitet es nicht, wenn Rouſſeau ſelbſt nicht den Anarchismus und die Revolution gewollt hat, ſondern nur als Anwalt des unterdrückten Mittelſtandes auftrat (vgl. Höffding a. a. O. S. 141).

Digitized by Google

Ungleichheit festsetzten, aus menschlicher Gewalthätigkeit ein unwiderrufliches Recht machten und zum Vorteil einiger Selbstsüchtiger das ganze menschliche Geschlecht der Arbeit, der Knechtschaft, dem Elend unterwarfen. Bald verbreiteten sich diese Vereinigungen über die ganze Erde, denn die eine Vereinigung bedingte mit Notwendigkeit die andere. Ueberall das bürgerliche künstliche Recht; das Naturrecht erhält sich nur noch in einzelnen großen kosmopolitischen Seelen, welche das ganze Menschengeschlecht umfassen und sich über die Schranken erheben, durch welche die einzelnen Völker getrennt sind. Jene Uebel, welche früherhin das Heraustreten aus dem Naturzustand wünschenswert gemacht hatten, machten sich nun auch zwischen den einzelnen Vereinigungen fühlbar, und natürlich nur um so heftiger. Daher unaufhörliche Kriege; die edelsten Menschen halten es für ihre Pflicht, ihresgleichen zu morden[1]). Die traurigsten Folgen können auch für den Staat selbstredend nicht ausbleiben: „Verfolgen wir den Fortschritt der Ungleichheit, so finden wir, daß die Errichtung von Gesetz und Recht des Eigentums der erste Schritt war, die Einsetzung der Obrigkeit der zweite und der dritte und letzte Schritt der Uebergang der gesetzlichen Macht in eine willkürliche. Der erste Schritt begründete den Unterschied zwischen den Reichen und Armen, der zweite den Unterschied zwischen den Starken und Schwachen, der dritte den Unterschied zwischen dem Herrn und dem Knecht. Dieser letzte Schritt ist die Summe aller Entartung. Die Unrechtmäßigkeit der Willkürherrschaft liegt darin, daß die Unterthanen kein anderes Gesetz als den Willen des Herrn haben und der Wille des Herrn kein anderes Maß als seine Leidenschaft. Aber darum ist der Despot auch nur so lange Herrscher, als er der Stärkste ist. Ein Aufstand, welcher mit der Entthronung und Erdrosselung des Sultans endigte, ist eine ebenso gesetzmäßige Handlung als diejenige, durch welche am Abend vorher der Sultan

[1]) Auch hier darf Rousseau einen bedeutsamen Einfluß für sich in Anspruch nehmen, insofern durch ihn die uralten, schon von Aristoteles begründeten Vorstellungen vom Naturrecht nicht nur ein wichtiges Palladium für die zu erringende politische Freiheit in der französischen Revolution wurden, sondern auch für die spekulative Deduktion eines Kant und Fichte hier ein sehr wirksames Ferment entstand (vgl. Gumplowicz Allgem. Staatsrecht 2. Aufl. Innsbruck 1897 und Höffding a. a. O. S. 121).

über Leben und Gut ſeiner Unterthanen verfügte. Die Gewalt hielt ihn aufrecht, die Gewalt ſtürzte ihn.“ In dieſen Worten iſt die Berechtigung der franzöſiſchen Revolution unzweideutig dargethan, und zwar um ſo mehr, als nun gegenüber dieſer zufälligen, nur hiſtoriſch gewordenen Gewalt die eigentliche und bleibende Souveränetät in folgender Weiſe begründet wird: Dieſe unveräußerliche und unteilbare Macht iſt der ſouveräne Volkswille, der immer Recht hat und ſtets den allgemeinen Nutzen bezweckt, — offenbar ein etwas myſtiſches Organ, das ſich bei näherer Prüfung in die Summe aller individuellen Willensregungen auflöſt. Aber ſelbſt Turgot, der einzige franzöſiſche Staatsmann vor der Revolution, der die neuen Ideen ernſtlich anzuwenden geſonnen, war, wie Höffding bemerkt, ein großer Bewunderer des contrat social, beſonders eben wegen der Lehre von der unveräußerlichen Souveränetät des Volkes (a. a. O. S. 135). Um aber thunlichſt die etwaigen Kolliſionen zwiſchen der jeweiligen Regierung und dem ſouveränen Volkswillen zu vermeiden, wendet ſich der kühne Denker in ſeiner Konſtruktion an kleine Staaten. Sparta iſt ihm ein Muſterbild. Freiheit und Nationalitätsgefühl finden hier ihren fruchtbarſten Boden, ſelbſt gegen innere Feinde ſind ſie unüberwindlich, wie das Beiſpiel der griechiſchen Städte, Holland und die Schweiz zeigen. Es war fürwahr kein Zufall, wenn Rouſſeau für Corſica eine neue Verfaſſung entwarf, da er hier eine Bevölkerung vorfand, die als die einzige in Europa, wie er in ſeinen Confeſſions ſchreibt, nicht durch ſeine Geſetzgebung heruntergebracht ſei. Hier laſſe ſich vielleicht ein annähernd idealer Zuſtand herſtellen, indem thunlichſt die Ueberflutung der kleinen Inſel durch die moderne Kultur (Anlage von Städten, Entwickelung von Handel und Induſtrie u. ſ. w.) verhütet werden ſolle. Ueberhaupt müſſe möglichſt die ſyſtematiſche Arbeitsteilung als Bedingung und andererſeits wieder als Folge der Anhäufung aus großen Reichtümern und Kapitalien vermieden werden.

Wie dieſe verführeriſchen Geſänge von Volksherrſchaft, Freiheit und Gleichheit einen verheerenden Wirbelwind auf ſozialem Gebiete hervorzurufen geeignet waren — mit Recht nennt Hettner den contrat social das Grundbuch der franzöſiſchen Revolution —, ſo wirkten die äſthetiſchen und ethiſchen Ideen des kühnen Reformators nicht weniger aufwühlend. Wir haben ſchon früher den

Digitized by Google

innigen und schwärmerischen Naturkultus berührt, welcher für die ganze sentimentale Auffassung der Wirklichkeit seitens Rousseaus maßgebend war, und können uns deshalb hier wohl auf wenige Andeutungen beschränken. Soviel man sonst gegen die Unbestechlichkeit und Lauterkeit der Gefühle und Empfindungen einwenden mag, die uns bei diesem unglaublich vielseitigen Rhetoriker des Herzens entgegentreten, — die Sympathie mit der Natur ist echt und ungekünstelt, sie strömt aus dem tiefsten Innern seines reizbaren Gemütes. Der vor Freuden weinende Knabe, als er, den dumpfen Mauern Turins entronnen, wieder auf dem Heimwege zu seiner mütterlichen Freundin Madame de Warens sich befindet, der vor Sonnenaufgang sich vom Lager an der Seite seiner Therese erhebende und ins Freie hinauseilende, die ganze Majestät des Naturerwachens durchkostende Mann und der müde, abgehetzte Dulder auf der einsamen Insel im Bieler See — sie alle sind unwandelbar in der schrankenlosen Hingabe an die Natur. Vielleicht ist es insofern richtig, wenn Hettner sagt: „Rousseau spricht mit dieser sinnenfrischen Naturempfindung für die ganze Zeit das erlösende Wort aus. Die beschreibende Dichtung wurde gestürzt, die französische Gartenkunst mit ihrer gradlinigen Künstelei erhielt den Todesstoß, die verknöcherte, der Natur entfremdete Salonwelt baute Gartenhäuser auf grünen Berghalden oder an den Ufern der Seen und Bäche. Von allen Zweigen erschallte der Jubelruf von Frühling und Waldesluft“ (Litterat. II., 477). Und doch versteckt sich in jener brennenden Sehnsucht noch mehr das Gefühl des Kranken, aus der ungesunden und verpesteten Atmosphäre hinauszukommen; von diesem den Begriff des Sentimentalen im Gegensatz zu der rein naiv-unbefangenen Empfindung beurteilenden Standpunkt hat unser großer Schiller in seinem denkwürdigen Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, wie bekannt, mit anerkannter Meisterschaft das in Rede stehende Problem behandelt. „Rousseau als Dichter wie als Philosoph hat keine andere Tendenz als die Natur entweder zu suchen oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bei der einen oder anderen verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu juvenalischer Satire begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwiderstehlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln; nur

Digitized by Google

weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er uns selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mitteilen muß. Entweder ist es seine krankhafte Empfindlichkeit, die über ihn herrscht und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt, oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmut des Gemäldes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmachen, finden sich bei diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grade, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in seinem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen und überall mehr ein Bedürfnis nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darin sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, nur um des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ohne Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedrig steckt und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es desto sicherer zu erreichen." Auf Rousseau trifft deshalb das Kriterium, das Schiller von den sentimentalen Dichtern überhaupt aufstellt, ganz besonders zu, daß er nämlich durch Ideen rühre, während uns naive Dichter durch sinnliche Unmittelbarkeit und Natürlichkeit fassen; die ganze Wärme und Innigkeit, die leidenschaftliche Heftigkeit und der Grimm über die Laster und Entartungen der Kultur, das rein persönliche Element der Darstellung ist dahin zu rechnen. Im Uebrigen bedarf dieser Typus sentimentaler, weltschmerzlicher Weltanschauung und Naturauffassung, wie er sich anscheinend mit organischer Notwendigkeit an den großen Wendepunkten kulturgeschichtlicher Ent-

Digitized by Google

wicklung einstellt, wohl kaum genauerer Analyse. Auch hier hat unzweifelhaft Schiller das Rechte getroffen mit seiner Bemerkung, daß dies Gefühl inmitten des äußersten Raffinements am intensivsten auftreten müsse: deshalb waren die Franzosen die Entdecker des Naiven und Sentimentalen zugleich. Diese pessimistische Verstimmung droht eine chronische, den ganzen gesellschaftlichen Organismus in Frage stellende Krankheit zu werden, wenn eine vollständige Uebersättigung zugleich mit einer frivolen Skepsis sich der Gemüter bemächtigt hat und damit das unheimliche Gefühl eines nahenden totalen Bankerotts, wie ihn die französische Revolution in der That darstellt. Es ist bekannt, wie jene thränenfeuchte Rührseligkeit bei aller didaktischen Neigung ein spezifisches Charakteristikum der ganzen Aufklärung bildet, eine Stimmung, die nicht wenig durch die ethnographischen Entdeckungen in der Südsee, wo man die Inseln der Seligen vor den erstaunten Blicken aus den Fluten des Stillen Ozeans auftauchen zu sehen vermeinte, genährt wurde — die meisten Reisebeschreibungen, vor allem die begeisterten Schilderungen von Georg Forster legen von dieser Ueberschwänglichkeit ein beredtes Zeugnis ab. Wenn es sich nun abgesehen von diesen rein ästhetischen Prinzipien praktisch darum handelt, jenem Ideal der Natur wieder gerecht zu werden, so wissen wir freilich schon aus einem früheren Zusammenhang, daß Rousseau keinen rückhaltlosen Rückgang zum sog. Urzustand vertrat, sondern er suchte eine Verbesserung der Zustände und Anschauungen dadurch anzustreben, daß er Genügsamkeit, Einfachheit und Natürlichkeit als die Grundsätze der sittlichen Lebensführung aufstellte. Es ist der Begriff einer organischen Entwicklung zu einer „guten" Kultur, der ihm hier vorschwebt und der für das konkrete soziale Dasein allein brauchbar ist[1]). Demgegenüber nimmt es sich einigermaßen phantastisch aus, wenn er einmal seinen Anhängern eine buddhistische Ent-

[1]) R. lenkt hier von seinem abstrakten Individualismus in eine sozialpsychologische Perspektive ein, wie er geradezu Pflicht und Tugend (im Gegensatz zu der angeborenen natürlichen Gutartigkeit bonté) soziale Begriffe nennt. Höffding vermutet, daß diese Auffassung für die Genesis und Form der Kant'schen Ethik mitbestimmend gewesen sei, insbesondere die Idee der volonté générale und die Idee der Tugend als einer Uebereinstimmung mit ihr. Diese zweite tiefere Beeinflussung falle in das Jahr 1783 (vgl. Höffding a. a. O. S. 121).

Digitized by Google

äußerung aller Kulturelemente, eine Nachahmung des bekannten indiſchen Büßertums in den Wäldern empfiehlt, indem er ausruft: „Ihr, die ihr inmitten der Städte eure verhängnisvollen Beſitztümer verlaſſen könnt, eure unruhigen Herzen, eure verderbten Seelen und eure zügelloſen Wünſche, nehmt, da es von euch abhängt, eure frühere und anfängliche Unſchuld wieder an, geht in die Wälder, um den Anblick und die Erinnerung an die Vertreter eurer Zeitgenoſſen zu verlieren“ u. ſ. w.

Für ein ſo reizbares Temperament, für einen ſo tiefen Gefühlsmenſchen, wie es Rouſſeau iſt, beſaß das religiöſe Problem ein großes, unwiderſtehliches Intereſſe; dazu kam, daß myſtiſche und pietiſtiſche Neigungen, die in ihm ſchlummerten, durch den Umgang mit Frau von Warens ſich noch mehr entfalteten. Das Dogma, der Ritus, die äußeren Formeln und Zeremonien machten für ihn nichts aus, und ſchon aus dieſem Grunde erklärt ſich ſein Rücktritt zum anfänglichen proteſtantiſchen Standpunkt. Weil die Religion ihm eine Sache des Herzens war, nicht des grübelnden und rechthaberiſchen Verſtandes, ſo konnte er ſich auch nicht in dem Gezänk der Theologen wohl fühlen, und ſchon aus dieſem Grunde war der Bruch mit der Encyklopädie und insbeſondere mit Voltaire, der ſich namentlich über das Glaubensbekenntnis des ſavoyiſchen Vikars im Emil ärgerte, unvermeidlich. Aber ſo ſehr das urſprüngliche Gefühl im Gegenſatz zu einer logiſch klaren Erkenntnis betont wird, ſo nahe Religioſität mit Naturgefühl und Naturſchwärmerei verwandt iſt — charakteriſtiſch iſt der Satz, daß der Gedanke von Gott dem erſten Menſchen an einem ſchönen Sommerabend nach Sonnenuntergang aufgegangen ſein müſſe —, ſo ſehr kämpft doch Rouſſeau mit allen intellektuellen Waffen gegen die flache Weisheit des Materialismus, die ſich zu der Zeit in Frankreich durch Holbach, Grimm und andere Vertreter der Encyklopädie breit machte. Die Selbſtändigkeit des geiſtigen Lebens bei aller Abhängigkeit von der Außenwelt, das Daſein eines perſönlichen Gottes, die Willensfreiheit, die Unſterblichkeit der Seele, die Wirkſamkeit des Gewiſſens gegenüber der Selbſtſucht des Menſchen u. a. fanden in ihm einen ebenſo begeiſterten Verfechter, wie er andererſeits die Thorheit eines Kultus der Materie nicht minder energiſch bekämpft. Die Erörterung des Problems des Böſen führt ihn auf platoniſche Spekulationen, die

sich auch bei Bayle wiederfinden, indem der Materie als dem widerstrebenden Prinzip die Schuld an der Verunstaltung der Welt aufgebürdet wird, und so verfängt sich unser Religionsphilosoph in dem landläufigen Dualismus, der in irgend welcher gröberen oder feineren Variierung überall bis zu den neuesten Lösungsversuchen hin wiederkehrt. In dem Streit gegen die Offenbarung entlehnt er umgekehrt die meisten Waffen dem englischen Deismus, und er stellt gegenüber der Theologie die Gültigkeit der Naturgesetze fest, die kein willkürliches Eingreifen Gottes in den Weltlauf zulasse. Ebensowenig ist der Anspruch der verschiedenen historischen Religionen auf Offenbarung kritisch haltbar, ganz abgesehen von dem mißlichen Umstande, daß eine jede der anderen den Vorrang streitig macht. Immer nur Bücher, ruft der Vikar aus! Verlangt Gott wirklich, daß wir so gelehrt sein sollen? Klappe die Bücher zu und gehe in die freie Natur hinaus! Das Evangelium ist größer als alle Bücher, aber es ist doch nur ein Buch. Doch will Rousseau bei aller Gleichgültigkeit gegen die Dogmen und Zeremonien nicht die herrschende Kirche bekämpfen oder aus ihr austreten, vielmehr sucht er sich den bestehenden Formen thunlichst anzupassen, indem er freilich an erster Stelle völlige Auslegungsfreiheit fordert. Aber freilich wird der thörichte Versuch gemacht, eine für alle verbindliche Staatsreligion einzuführen, über deren Beachtung der Souverän zu wachen habe. Wer diese Lehren der natürlichen und bürgerlichen Religion (Glauben an ein zukünftiges Leben, an die Heiligkeit des Staates und seiner Gesetze, an Duldsamkeit ꝛc.) nicht halte, sei aus dem Gemeinwesen zu verbannen, nicht als gottlos, sondern als der sozialen Gemeinschaft unwürdig.

Es kann nicht wunder nehmen, daß diese schwankenden und vielfach mangelhaft begründeten Anschauungen überall auf Widerspruch stießen, sowohl bei den Materialisten, welche Rousseau als Gläubigen oder gar als Mystiker verschrieen, als auch bei den Orthodoxen, welche in ihm einen Feind der Kirche und des Dogmas erblickten. „Die Encyklopädisten", schreibt Hettner, „urteilten um so härter, je mehr sie früher Rousseau als einen der ihrigen betrachtet hatten; Voltaire nannte ihn den Judas in ihrem Bunde. Heftiger noch war die Aufregung auf kirchlicher Seite. Der Erzbischof von Paris erließ einen besonderen Hirtenbrief. Auf Befehl des

Digitized by Google

Parlamentes wurde das Buch (es iſt der Emil) von Henkershand verbrannt; man hätte ſich auch der Perſon Rouſſeaus bemächtigt, hätten nicht vornehme Gönner ſeine Flucht begünſtigt" (a. a. O. S. 468). Zuſammenfaſſend veranſchaulicht das folgende Glaubensbekenntnis ſeinen Standpunkt: „Ich habe mein Leben unter den Ungläubigen zugebracht, ohne mich irren zu laſſen, ich liebte und ſchätzte ſie und mochte doch ihre Lehre nicht leiden. Brüſteten ſie ſich mit ihrem Denken, ſo fragte ich meinerſeits die Natur, d. h. das innere Gefühl, welches meinen Glauben beſtimmt, unabhängig von meinem Denken. Ich ließ ſie ihre Wandelungen, Schickſale und ihre notwendige Bewegung in Szene ſetzen, und während ſie ihre Welt, man weiß nicht wie, zuſammenwürfelten, ſah ich meinerſeits in der Welt eine ſo weisheitsvolle Einheit, daß ich durchaus eine einheitliche und perſönliche Grundurſache anzunehmen mich gezwungen fühlte. Ich glaube an Gott, und Gott würde nicht gerecht ſein, wenn meine Seele nicht unſterblich wäre. Und dies erſcheint mir als das Weſentliche und Nützliche aller Religion; um den Reſt mögen die Streitſüchtigen ſich ſtreiten."

Es war früher ſchon ausgeführt, daß Rouſſeau nicht ein phantaſtiſcher Naturzuſtand vorſchwebte, ſondern eine Rückführung auf einfache, naturgemäße Verhältniſſe gegenüber den Raffinements der Verbildung moderner Civiliſation. Dies Problem gewann begreiflicherweiſe praktiſche Geſtalt für die Pädagogik, für die ſich im 18. Jahrhundert überhaupt in weiten Kreiſen der Geſellſchaft ein reges Intereſſe zeigte. Dieſem Gedanken iſt der ſchon gelegentlich berührte Emil gewidmet, den Goethe das Naturevangelium der Erziehung nennt, und in der That haben hier ſpäter Peſtalozzi und Baſedow mit ihren Ideen und Verſuchen eingeſetzt. Die Heranbildung der Jugend war in Frankreich außerdem eine um ſo dringlichere Frage, als Schule und Erziehung weſentlich in den Händen der Geiſtlichkeit lag, — und eben deshalb erfolgte hier der Zuſammenſtoß mit der Kirche um ſo ſchroffer. Zunächſt kommt es nur darauf an, alle ſchädigenden Einflüſſe vom Kinde fernzuhalten, alſo die urſprüngliche Natur unverſehrt zu laſſen. Emil, ſo heißt es hier, iſt nicht ein Wilder, welcher in die Wüſte verbannt worden, ſondern ein Wilder, welcher in den Städten wohnen ſoll; er muß mit ſeinen Mitmenſchen verkehren, wenn er ihnen auch nicht in allen Stücken gleicht, er muß das Notwendige

Digitized by Google

zu finden und seinen Vorteil zu wahren wissen. Freilich hat auch hier der Fanatismus des Prinzips schädlich gewirkt; aus dem einseitigen Bestreben, nie durch Lehre und Vorschrift zu wirken, sondern der Eigentümlichkeit des Kindes selbst Alles zu überlassen, entspringt notwendiger Weise eine Lauheit, ein unbestimmt weiter Spielraum für die Erziehung, der keine methodische, stufenweise Heranbildung zuläßt. Oder gar es verkehrt sich der Grundsatz in sein Gegenteil, indem jene anscheinend passive Rolle des Wartens und Beobachtens, zu welcher der unglückliche Lehrer verurteilt ist, sich unbemerkt zu einer sehr gefährlichen Bevormundung gestaltet, welche für die sittliche Zucht des Zöglings vollends gefährlich ist. Es fehlt eben die Schulung und Entwicklung des Charakters, die sich niemals mit solchen, auf bloße Zufälle und gelegentliche Bethätigungen begründeten, anscheinend so gründlichen, experimentellen, in der That aber recht willkürlichen Kunststücken erreichen läßt. Deshalb kann es auch nicht überraschen, wenn Rousseau einem durch die Lektüre des Emil begeisterten Zeitgenossen sehr energisch widerriet, die empfohlenen Maßregeln bis auf das Detail unmittelbar in Praxis umzusetzen. Vielleicht schwächte auch der bedenkliche Umstand die Bedeutung und Wirkung der vorgetragenen Ansichten ab, daß Rousseau selbst sich ja seiner Kinder entäußert hatte und die Versuche, die Sprößlinge Anderer zu erziehen, sehr unglücklich ausgefallen waren. Aber nichtsdestoweniger darf man mit Hettner den Emil „ein Buch von großartigstem Blick nennen, dessen Wirkung daher auch wahrhaft überwältigend war. Wie ein reinigender Blitz in schwüler Gewitterluft durchzuckte die gesammte Menschheit das Bewußtsein, daß die Wiedergeburt und die Selbstverjüngung von Innen herauskommen müsse, daß die Rückkehr zur Einfalt der Natur und zu den natürlichen Grundbedingungen des Lebens vor allem Not thue. Es fehlt nicht an lächerlichen und schädlichen Uebertreibungen; mit Recht ist die Flachheit der philanthropinistischen Erziehungsanstalten, welche zwar gesunde Körper, aber nur leere Köpfe bildeten, in allgemeinen Verruf gekommen. Aber der Kern ist unverloren und wirkt noch heute. Der gemütserwärmende Familiengeist ist gekräftigt, der Kindheit ist die Kindlichkeit gerettet, im Schulunterricht ist das tote Gedächtniswerk fortan der anregenden Selbstthätigkeit gewichen. Pestalozzi, der große Begründer des neueren Erziehungswesens, ist unmittelbar aus der Grund-

Digitized by Google

anschauung Rousseau's hervorgegangen. Er, der erfahrungsreiche Schulmann, pflegte zwar Emil mit seinen Ueberschwänglichkeiten später ein Traumbuch zu nennen, aber er selbst erzählt uns, wie dieser Emil die Begeisterung seiner Jugend und der Erwecker aller seiner Ideen war" (a. a. O. S. 460).

Fassen wir die ungemein große Vielseitigkeit dieser schöpferischen Natur zusammen und suchen wir uns den eigentlich treibenden Gedanken all seiner Entwürfe und Spekulationen zu vergegenwärtigen, so gilt das heiße Bemühen, dem er sein Leben gewidmet, der hohen Aufgabe, Kultur und Natur, diese beiden unversöhnlichen und doch wieder in steter, unbewußter Wechselwirkung stehenden Gegensätze mit einander zu versöhnen. Das hehre Ideal persönlicher Freiheit und Unabhängkeit inmitten all der unvermeidlichen Lasten und drückenden Fesseln, mit denen uns das gesellschaftliche Leben umschlingt, die Erlösung, der in jahrhundertlanger Knechtschaft schmachtenden niedern Schichten des Volkes, die Erhebung gerade dieser Stände in eine höhere Sphäre durch geistige und sittliche Aufklärung, der Ersatz überlebter, altersschwacher Bildungselemente durch neue, entwicklungsfähige, der menschlichen Natur und Ursprünglichkeit entsprechende Faktoren, sowohl auf dem psychologischen, ästhetisch-ethischen, wie auch auf sozialem Gebiete, die Regeneration der Menschheit nach allen Seiten hin, das bildet das große Ziel seines unermüdlichen und eben in dieser rastlosen Energie bewunderungswürdigen Strebens, das uns alle Irrtümer und Fehlgriffe wieder vergessen läßt. Das Geheimnis seiner revolutionären Wirkung, die wir früher schon für die verschiedenen Zweige der Kunst und Wissenschaft besprochen haben, beruht eben in der unvergleichlichen und hinreißenden Kraft seiner Darstellung, in dem Zauber und Schwung seines fast dichterisch gesteigerten Ausdruckes, kurz in dem rein persönlichen Moment. Wenn er auch selbst den ewigen Widerspruch zwischen der Begehrlichkeit des eigenen Herzens und den unweigerlichen Anforderungen des großen sozialen Lebens nicht zu lösen vermocht hat, sondern an diesem aufreibenden Zwiespalt kläglich zu Grunde gegangen ist, so möchte gerade diese Tragik uns Nachlebende umsomehr anfeuern, jenes große Problem, das in seiner ganzen Schroffheit härter als je, gerade an uns herantritt, mit Anspannung aller Kräfte zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, das Problem

Digitized by Google

einer harmoniſch abgeklärten Perſönlichkeit. Wir ſchließen dieſe Skizze mit einer allgemeinen Charakteriſtik Rouſſeau's, die wir dem trefflichen Werk Stein's (Die ſoziale Frage) entnehmen: „Obgleich Rouſſeaus contrat social in der Philoſophie Kant's und der klaſſiſchen Philoſophie der Deutſchen keine geringe Rolle ſpielt, und ſein Aufrollen des Eigentumsproblems für die Geſchichte von geradezu richtunggebender Bedeutung geworden iſt, ſo liegt doch ſeine eigentliche Stärke auf geſchichtsphiloſophiſchem Gebiete. Hier durfte der dilettierende Brauſekopf ſolche Meiſter, wie Herder und Kant waren, ſeine Schüler nennen. Seine radikale Verneinung des Wertes der geſchichtlichen, gewordenen Civiliſation, wie das tollkühne Unterfangen ſeiner beiden Preisaufſätze, der Menſchheit mit wahrer Flammenzunge zu predigen, ſie ſolle die Geſchichte durch die Rückkehr zum Naturzuſtande noch einmal von vorne anfangen, das waren Gedanken von ſo umwälzender Natur, daß ſie die abſtrakte Wiſſenſchaft nicht minder als das konkrete geſellſchaftliche Leben förmlich umgeſtaltet haben. In der Wiſſenſchaft erhält die Geſchichtsphiloſophie von ihm neue Impulſe, die werdende ſozialiſtiſche Partei ihre Bewaffnung. Wenn auch die ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe im Frankreich des vorigen Jahrhunderts an ſich ſchon genugſam Stoff zum Ausbruch einer Revolution in ſich bargen, ſo war doch Rouſſeau derjenige unter den Enzyklopädiſten, welcher den Ausdruck der Revolution mit dürren, nackten Worten ankündigt und ſelbſt den Zunder in die bereit gehaltene Pulvertone geſchleudert hat“ (a. a. O. S. 472).

Digitized by Google

Die Entwickelung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus.

Ein sozialgeschichtlicher Versuch von Kurt Breysig.

Man wird vielleicht einen Augenblick stutzen, wenn man die sehr summarische Uebersicht, die die folgenden Blätter über die Entwickelung der europäischen Völkergesellschaft und des von ihr ausgebildeten Staatensystems planmäßig geben, als sozialgeschichtlichen Versuch bezeichnet findet. Dennoch ist diese Benennung mit allem Bedacht gewählt und auch nicht ohne einen sehr bestimmten Zweck ausdrücklich hinzugesetzt. Man wird auf die Grenze zwischen äußerer und innerer Geschichte hinweisen, die dadurch verwischt werde. Aber die heutige Scheidung zwischen innerer und äußerer Geschichte der Völker hat, den praktischen Gründen, die für sie sprechen, zum Trotz, an sich große Bedenken. Die Merkmale des Vorwiegens diplomatischer und militärischer Aktion sind äußerliche, sie haben bisher nicht immer zugetroffen und werden es vermutlich in Zukunft noch weniger thun. Wo große Völker in Staatenbünde oder gar völlig selbständige Teilstaaten zerfielen, wie in dem Deutschland und Italien der neueren Jahrhunderte, hat ihre, vom heutigen Standpunkte aus gesehen, innere Geschichte jene Formen des diplomatischen und kriegerischen Verkehrs angenommen, die sonst als Kriterien der äußeren Geschichte gelten. Und wenn einmal in Zukunft die europäischen oder gar alle zivilisierten Völker sich zu staatlichen oder staatähnlichen Verbänden zusammenschließen sollten, was man, auch ohne prophezeien zu wollen, zu den Entwickelungsmöglichkeiten der nächsten Jahrhunderte wird rechnen

Digitized by Google

müſſen, würde man von da aus zurückblickend die geſamte internationale europäiſche oder Weltpolitik als ähnlich zu innerer Geſchichte verwandelt anſehen müſſen. Dieſelbe Gruppe hiſtoriſcher Aktionen, die heute als auswärtige Geſchichte gilt, würde dann als ein Bruchteil und gewiß nicht der wichtigſte Bruchteil der inneren Geſchichte dieſer großen Völkergruppen betrachtet werden müſſen. Aber auch abgeſehen von dieſen Zukunftsbildern, die man als leere Vermutungen, und jenen Einzelfällen, die man als nichts beweiſende Ausnahmen hinſtellen könnte, es wird doch zugegeben werden müſſen, daß die Skala der Aſſoziationen, die uns umgeben, auch noch über den Staat hinaus aufwärts weiterführt. Mag die Menſchheit als das weiteſte Band, das uns umſchlingt, ſelbſt heute noch kein greifbares Leben als ſoziale Einung führen, die Völkergruppen der ziviliſierten, der europäiſchen, der germaniſch-romaniſchen Nationen und der Germanen, der Slaven unter ſich ſind doch Verbindungen, denen bei aller Lockerheit ihres Zuſammenhalts, bei allem oder — wie man heute nur noch ſagen darf — faſt allem Mangel an gemeinſamen, feſten Inſtitutionen doch dieſer Charakter nicht völlig abgeſprochen werden kann. Denn ſie weiſen und wieſen zum Teil ſchon ſeit Jahrhunderten unendlich viel gemeinſames Gut an ſozialer Kultur auf. Die einzelnen Völker, die dieſe Gruppen bildeten, ſtehen und ſtanden unter einander in tauſendfachen Wechſelbeziehungen aller Art.

Dazu kommt noch eine weitere Erwägung. Wer es verſucht, in längeren Zeiträumen die Entwickelung großer Völker für im engeren Sinne ſozialgeſchichtliche Zwecke zu überſehen, d. h. die Geſchichte der Stände und Klaſſen zu erforſchen [1]), der wird bald inne, daß ſolche Unterſuchungen nur in engſter Berührung mit der inneren Staatsgeſchichte zu führen ſind; ohne die Kenntnis der Verfaſſungs- und Verwaltungs-, Rechts- und Wirtſchaftsentwickelung iſt über dieſe Dinge nichts Sicheres zu ſagen. Iſt man ſo aber

[1]) Ich darf hier, um den Zuſammenhang klar zu legen, aus dem der vorliegende Aufſatz hervorgegangen iſt, auf die Begriffsbeſtimmung hinweiſen, die ich an anderer Stelle zur Feſtſtellung der Aufgabe und der Grenzen der Sozialgeſchichte vorgeſchlagen habe. Es geſchah zur Einleitung in die Aufſatzreihe: Die ſoziale Entwickelung der führenden Völker Europas in der neueren und neueſten Zeit (Jahrbuch f. Geſetzgeb., herausg. von Schmoller XX [1896] S. 1024 ff.).

Digitized by Google

genötigt, den Staat ſelbſt als ſoziales Gebilde einerſeits über, andrerſeits neben den weniger bedeutenden und weniger organiſierten der Klaſſen und Stände anzuſehen, ſo ergiebt ſich zuletzt die ſehr natürliche Konſequenz, nicht nur die innere, ſondern auch die äußere Entwickelung dieſer Form ſozialer Gemeinſchaft ins Auge zu faſſen. Die letzte, wenn auch gewiß nicht unwichtigſte Aufgabe des Sozialhiſtorikers wird ſo die Schilderung der auswärtigen Aktionen dieſes ſtärkſten und deshalb ſeiner Aufmerkſamkeit würdigſten ſozialen Gebildes ſein. Iſt aber ſeine Forſchung nicht auf eine, ſondern auf mehrere Volksentwickelungen gerichtet, iſt ſie vergleichend internationaler und nicht nationaler Natur, ſo ergiebt ſich ebenſo notwendig der Fortſchritt von der äußeren Staatsgeſchichte zur Geſchichte des Staatenſyſtems oder der Völkergeſellſchaft, deren Organiſationsform jenes iſt. Denn, wenn ſchon alle innere, ſei es eigentlich ſozialhiſtoriſche, ſei es verfaſſungs- oder wirtſchaftlichgeſchichtliche Unterſuchung größerer Perioden bei mehreren Völkern, wohl verſtanden univerſalgeſchichtliche Ziele verfolgen muß, ſo ſtellt ſich ſehr bald das Bedürfnis heraus, zu dieſer innern Univerſalhiſtorie die äußere Parallele zu ziehen, zumal es zwiſchen beiden Entwickelungsreihen an Wechſelwirkungen nicht fehlt. Der Sozialhiſtoriker aber wird ſich dieſer Aufgabe um ſo weniger entziehen dürfen, als die Erforſcher der nun ſchon Jahrzehnte lang mit ſo großem Eifer angebauten auswärtigen Staatsgeſchichte bisher Derartiges nicht unternommen haben [1]). Und eine ſehr naheliegende

[1]) Das wird man auch von Ranke behaupten müſſen. Er, der ſo großen Wert auf die univerſalhiſtoriſche Auffaſſungsweiſe ſeiner Werke legte, hat nie daran gedacht, jener inneren Univerſalgeſchichte aus Prinzip zu dienen, ſo viel koſtliche Einzelbeiträge er auch namentlich zur univerſalen Kirchengeſchichte geliefert hat. Aber auch die auswärtige Staatengeſchichte hat er nie von einem ſo ſyſtematiſchen Standpunkt aufgefaßt, wie es auf den folgenden Blättern — obgleich gewiß nur ſehr mangelhaft — geſchehen ſoll. Wie hätte ihm, der aller theoretiſchen Dienſtbarkeit der Hiſtorie abhold war, auch in den Sinn kommen können, die Fülle der internationalen Ereigniſſe, die er zu immer neuen farbenreichen Einzelſchilderungen zu ordnen wußte, als eine Reihe organiſcher Entwickelungen anzuſehen und ſie ſo zu bearbeiten, daß das Ergebnis, wie der vorliegende Aufſatz es beabſichtigt, als hiſtoriſches Material für einen Teil der ſozialen Morphologie verwertet werden kann. In den Vorträgen, die er Maximilian II. von Bayern gehalten hat, iſt er davon ganz weit entfernt geblieben, aber auch in dem Aufſatz von 1833 (Die großen Mächte, S. W. XXIV [1872] S. 1 bis 40), einem der wundervollſten Erzeugniſſe

Digitized by Google

theoretiſche Erwägung führt zu der Ueberzeugung, daß auch mit der geſchichtlichen Darſtellung der Schickſale einer Völkergeſellſchaft der Sozialhiſtoriker das Gebiet ſeiner eigentlichen Aufgabe nicht verläßt; iſt der Staat, das Volk, woran kein Zweifel ſein kann, ein ſoziales Gebilde, ſo iſt die Staaten-, die Völkergeſellſchaft es auch.

Sie iſt es vielleicht in demſelben Maße, wie etwa die internationale Klaſſe, die ja nur ein Teil von ihr iſt, und ein kurzer Ueberblick über die hiſtoriſch nachweisbaren Fälle ihres Vorkommens wird genügen, ihre hauptſächlichen Charakteriſtika feſtzuſtellen. Denn eine ſolche ſyſtematiſche Verſtändigung muß freilich ſtattfinden, damit die geſchichtliche Schilderung eines dieſer Fälle — und zwar die des zunächſt liegenden —, wie ſie hier verſucht werden ſoll, Ausſicht auf Erfolg habe.

In der griechiſch-römiſchen Epoche der europäiſchen Geſchichte iſt dieſe Form ſozialer Gemeinſchaft vielleicht nur eine kurze Zeit lang aufgetaucht. Das Nebeneinander der griechiſchen Staaten in der Blütezeit ihrer Macht, an das man zuerſt zu denken geneigt iſt, kann doch nicht in Betracht kommen. Es war eine weit enger begrenzte Verbindung; dieſe Gemeinweſen bildeten, auch die ſelbſtändigen überſeeiſchen Kolonien, bei aller politiſchen Unabhängigkeit doch eine Nation. Es war die Staatengruppe eines Volkes, nicht aber eine Völkergeſellſchaft. Einige Jahrhunderte ſpäter aber, zur Zeit der Expanſion des römiſchen Staates, wird man von einer

---

ſeiner erſten Periode, findet ſich nichts derart. So viel wertvolle Einzelzüge zu dem Bild des europäiſchen Staatenſyſtems er hier auch zeichnen mag, er denkt nicht daran, das Ganze der Entwickelung mit einem Blick zu umſpannen und es als zeitliche Einheit, als organiſch gewachſenes Gebilde aufzufaſſen. Nur eine der Vorausſetzungen für ein ſolches Unternehmen hat er geſchaffen, was ihm nicht vergeſſen werden ſoll, er hat den inneren Zuſammenhang und die äußere Abgeſchloſſenheit der germaniſch-romaniſchen Völkergruppe zuerſt mit großem Nachdruck — vielleicht überhaupt zum erſten Male, doch möchte ich das nicht behaupten — zur Geltung gebracht.

Daß mit ſolchen Feſtſtellungen, die wiſſenſchaftsgeſchichtlich notwendig ſind, der Genius Rankes nicht geſchmälert oder auch nur herabgeſetzt werden ſoll, das ſollten doch auch die unbedingteſten Verehrer ſeines Werkes als ſelbſtverſtändlich vorausſetzen. Indem man die Grenzen der Thätigkeit eines großen Gelehrten zu erkennen verſucht, kann man, denke ich, der theoretiſchen Erkenntnis und der praktiſchen Fortbildung ſeiner Disziplin Dienſte leiſten, ohne im Mindeſten ſein Andenken verkleinern zu wollen.

ſolchen reden dürfen: die Umwohner des mittelländiſchen Meeres, Römer, Griechen, Karthager, Aegypter und die weſtaſiatiſchen Staaten, hatten alle ein gewiſſes Maß gemeinſamer Kultur und eine Fülle internationaler Beziehungen. Doch iſt dem Beſtande dieſer Völkergeſellſchaft bald dadurch ein Ende gemacht worden, daß das römiſche Reich ſie ganz und gar verſchlang und ſich einverleibte; das Imperium der Cäſaren war das erſte — und bisher einzige — Beiſpiel dauerhafter politiſcher Unifizierung einer ganzen Völkergruppe und im gewiſſen Sinne auch nur dadurch ermöglicht, daß ihm eine ſolche Kulturgemeinſchaft vorausgegangen war. Eine ſo große Anzahl verſchiedener Völker wäre vielleicht für den Augenblick zuſammen zu raffen und zu unterwerfen geweſen, wie es Alexander gethan hatte, aber man hätte ſie nimmermehr über ein halbes Jahrhundert lang vereinigt halten können, wäre nicht jene Vorſtufe lockerer Einigung und kultureller Homogenität vorangegangen. Die helleniſche Kultur hat dem römiſchen Imperium erſt den Boden bereiten müſſen.

Immerhin iſt jene antike Völkergeſellſchaft durch die analogen Bildungen der ſpäteren Epoche europäiſcher Geſchichte bei weitem an Intenſität übertroffen worden. Dieſer neue Völkerverein, der ſich zuerſt aus den germaniſch-romaniſchen Nationen entwickelte, ſpäter faſt alle europäiſchen Völker in ſich aufnahm, verdankt dieſe größere Dichtigkeit vor allem dem Umſtande, daß er urſprünglich zu den alten Banden der kulturellen Einheit und naher internationaler Beziehungen noch ein Drittes fügte, das ihn, zu einer Zeit, wo er zu einer eigentlichen Völkergeſellſchaft noch gar nicht herangereift war, ſogar dem Volk, der Nation ſehr angenähert hat, die Gemeinſamkeit der Abſtammung. Später, als dieſe Völkergruppe ſich mannigfach differenzierte, iſt trotzdem die Einheit der Raſſe bewahrt worden; ſie war und blieb indogermaniſch; einige Sprengſtücke anderer Raſſen, die ihr einverleibt wurden, können nicht ins Gewicht fallen. Ja ſelbſt heute, da ihr Bereich den Erdball umfaßt, iſt dieſe Raſſenreinheit kaum weſentlich alteriert worden; der eine Völkerſtamm iſt der Herrſcher der Welt geworden.

Doch wird man auf dieſe Blutsverwandtſchaft der Völker, die in den letzten anderthalb Jahrtauſenden die Träger der Weltgeſchichte geworden ſind, nicht allein den Ton legen dürfen, das ausſchlaggebende Moment bleibt ſicherlich, wie in jenem antiken

Digitized by Google

Präzedenzfalle, ein gewiſſes Maß gemeinſamer Kultur und ein gewiſſes Maß gegenſeitiger politiſcher, d. h. in weiterem Sinne ſozialer Beeinfluſſung. Begreift man die geſamte mittelalterliche und neue Entwickelung der europäiſchen Völkergeſellſchaft als eine Einheit, ſo ergiebt ſich alſo nur eine ſehr geringe Anzahl von Fällen einer ausgebildeten Völkergemeinſchaft, nämlich zwei. Denn ein weiteres voll entwickeltes Seitenſtück wird man im Laufe der hiſtoriſch beleuchteten Epochen der Weltgeſchichte ſchwerlich nachweiſen können. Es hat zwar an Anſätzen und Keimen oder, wenn man will, nicht ganz ausgereiften Bildungen dieſer Art, nicht gefehlt, man könnte vor allem an die muhammedaniſche Völkergruppe zur Zeit der Abbaſiden oder an Mittel- und Oſtaſien, nämlich Tibet, China, Korea, Japan, denken, aber alle dieſe Beiſpiele ſind jenen zweien nicht wirklich analog und ebenbürtig. Man würde ſonſt zuletzt noch bis zu den wilden Stämmen Nordamerikas oder den Negervölkern heruntersteigen müſſen. Iſt es aber erlaubt, aus zwei Fällen eine Regel abzuleiten, ſo wird man von einer Völkergeſellſchaft dann ſprechen dürfen, wenn eine Anzahl von Nationen eine größere oder geringere Menge von Kulturgütern miteinander teilt, und wenn es zwiſchen ihnen zu regelmäßigen äußeren Berührungen kommt. Die Gemeinſamkeit des Kulturbeſitzes erſtreckt ſich nicht, wie bei den Völkern, bis auf die fundamentalſten Elemente, namentlich nicht auf die Sprache, doch ſie kann — wie die Gegenwart zeigt — ſeine feinſten und zarteſten Beſtandteile, Glaube, Dichtung, Kunſt und Wiſſenſchaft, aufs ſtärkſte beeinfluſſen. Die politiſchen Wechſelbeziehungen aber ſind in noch höherem Grade die notwendige Vorausſetzung für den Beſtand einer Völkergeſellſchaft: wo ſie mangelhaft ausgebildet ſind, wie etwa im mittleren Mittelalter der germaniſch-romaniſchen Nationen, wird man von einer keimenden, entſtehenden, aber noch nicht von einer voll ausgebildeten Völkergeſellſchaft ſprechen können.

Gewiß ſteht dieſer politiſche Kontakt auch in den Fällen der kondenſierteſten Völkervereinigung ſehr weit hinter dem zurück, der etwa die Territorien eines Staates zuſammen hält, und dennoch wird man die Völker- oder Staatengeſellſchaft als ein ſoziales Gebilde anſehen können, das dem Staate nicht ganz unähnlich iſt. Sie hat eine innere Politik, wie jene: es iſt die internationale, die auswärtige Politik der Staaten, ihrer Glieder, und ſie hat

Digitized by Google

zuweilen, bei irgend festerem Zusammenschluß, auch eine auswärtige Politik, d. h. ein gemeinsames Verhalten gegen alle nicht zu ihrem Bunde gehörigen Völker und Länder. Ein Staatenbund weist hier und da Institutionen und Verhältnisse auf, die nicht viel festerer und geschlossenerer Natur sind, als die einer solchen Völkergruppe. Und wird man auch z. B. das heute sogenannte Völkerrecht noch nicht mit dem Recht der Staaten auf eine Stufe stellen wollen, weil ihm eines der wichtigsten Erfordernisse, die Erzwingbarkeit, fehlt, so liegt hier vielleicht doch schon ein fruchtbarer Keim für sehr viel weiterführende Entwickelungsmöglichkeiten der Zukunft vor. Wie immer es sich aber auch damit verhalten möge, der Sozialhistoriker ist nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, diese weiteste aller Associationsformen, die das Gemeinschaftsleben der Menschen beherrschen, ebenso in den Bereich seiner Studien zu ziehen, wie alle engeren, wie Familie, Stand, Klasse, Staat und Volk. Auch sie bethätigt ihr besonderes Leben in besonderen Manifestationen und sie ist auch, in Stadien fortgeschrittener Entwickelung, nicht nur ein Verband, nicht nur von Verbänden, sondern auch der Einzelnen.

1. Altertum der Germanen.

Will man die Entstehung und Fortbildung der germanisch-romanischen Völkergesellschaft verfolgen[1]), so wird bei jeder wirklich universalgeschichtlichen Uebersicht rätlich sein, ihre Geschichte in große Perioden zu zerlegen. Da von der Urzeit durchaus abzusehen ist, so stellt sich ganz zwanglos als die erste von ihnen die Zeit von Beginn der Wanderungen bis zum Verfalle des Karolingerreiches, d. h. des halben Jahrtausends vom Ausgang des vierten bis

[1]) Ich zitiere für die sehr zahlreichen großen und groben historischen Thatsachen, auf die ich mich im folgenden stützen muß, keine literarischen Hilfsmittel. Es wäre in der Regel sehr überflüssig, die Ausnahmen wird man in jedem Falle durch besondere Umstände gerechtfertigt finden. Ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich meine Leser mit so vielen bekannten Thatsachen behellige; aber will man zu einer einheitlichen Uebersicht über die Geschichte der internationalen Beziehungen zwischen den europäischen Staaten gelangen, so muß man zunächst die historischen Vorgänge selbst summarisch verfolgen. Ohne dieses Beweismaterial ständen die Thesen, die ich verfechten möchte, in der Luft, und es in aller Kürze beizubringen, ist auch deshalb notwendig, weil es in dieser Anordnung nirgends zusammengestellt ist.

Digitized by Google

zum Ausgang des neunten Jahrhunderts, dar, die man aus mehr als einem guten Grunde das germanische Altertum wird nennen dürfen.

Die Einheit und Zusammengehörigkeit der germanischen Völkergruppe ist in diesen Jahrhunderten ganz unverkennbar.

So stark nun aber auch die Uebereinstimmungen sind, die sich in der inneren Entwickelung der einzelnen germanischen Völker und Völkergruppen nachweisen lassen, für die Gestaltung nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Schicksale des Germanentums bleibt doch die Thatsache entscheidend, daß es schon in diesem ältesten Stadium seiner Geschichte überhaupt zu einer staatlichen Differenzierung einzelner Teile der Gesamtnation, wenn man so sagen darf, kam. Die Germanen waren, wie sie aus der Urzeit in ihr Altertum traten, also etwa zu Beginn der Völkerwanderung, sicherlich eine übersehbar große Anzahl von Stämmen, meist wahrscheinlich in kleinen Karawanen, von Völkerschaften, die schlechthin kein politisches Band unter einander zusammen hielt. Nur die Sprache und wie es scheint ihre Körperbeschaffenheit, ihre starken Leiber, ihr blondes Haar, ihre blauen Augen und ihre lichte Hautfarbe, erwiesen, daß sie einer Abstammung waren. Nun ist es die politische Leistung dieses Zeitalters gewesen, daß zuerst die kleinen wie ein Chaos sich durcheinander schiebenden Völkerschaften zu größeren Gemeinschaften, zu Stämmen, zu Volksstaaten sich zusammenfaßten. Einzelnen Gruppen der Germanen, und es sind sicherlich nicht die am mindesten politisch begabten gewesen, gelang dieser Fortschritt schon zu der Zeit, als sie noch wanderten — so den Ost- und Westgoten, Vandalen und den Burgundern. Andere sind sogleich, nachdem sie zur Ruhe gekommen sind, soweit gelangt, so die Franken. Noch andere haben auch, nachdem sie sich fest angesiedelt hatten, noch recht lange Zeit dazu gebraucht, um dieses höhere Stadium staatlicher Bildung zu erreichen, so die Longobarden in Oberitalien, die Angelsachsen in England, die Dänen, Norweger und Schweden. Die langsamsten endlich — und zu ihnen gehörten unsere, der heutigen Deutschen, Vorfahren zum größten Teil — sind überhaupt nicht so weit gediehen, so die Sachsen, Bayern, Alemannen, Friesen: sie wurden, noch ehe sie zu solcher Konzentrierung vordrangen, ähnlich wie die Thüringer, die nur eben die ersten Anfänge der Stammeseinigung hinter sich gehabt zu haben scheinen, von der fränkischen Uebermacht überwältigt. Man

Digitized by Google

wird ihnen dieſe Saumſeligkeit nicht zum Vorwurf machen dürfen, denn die Hochflut der fränkiſchen Invaſion überraſchte ſie zu einer Zeit, in der auch die engliſchen und ſkandinaviſchen Germanen noch Jahrhunderte weit von einer ſolchen Verſchmelzung entfernt waren.

Die Franken ihrerſeits haben nämlich in ungeheuer raſchem Anſturm noch eine dritte Stufe politiſchen Fortſchritts erreicht, die Bildung eines Großſtaats, mit dem ſich keiner der andern germaniſchen Staaten dieſes Zeitalters auch nur entfernt an Ausdehnung und Stärke meſſen kann. Denn obwohl die Franken an ſich ſchon das weiteſte Territorium unter den ſpäter deutſchen Stämmen wenigſtens geſchloſſen beſiedelt hatten, haben ſie zu Anfang des neunten Jahrhunderts mit Ausnahme Spaniens, Englands, Skandinaviens und des zu Grunde gegangenen Vandalenſtaats in Nordafrika alle übrigen Stämme der Germanen oder doch ihr Gebiet beherrſcht. Daß ſie ſoweit gelangt ſind, mögen ſie vor allem dem anſpornenden Vorbilde des römiſchen Reiches zu danken gehabt haben, aber ganz urſprünglich, um nicht zu ſagen ganz germaniſch, mutet die Thatſache an, daß neben dieſem Großſtaat ſich eine ganze Anzahl germaniſcher Volksſtaaten ihre Unabhängigkeit bewahrten. Denn das ſpätere Kaiſerreich der Römer hat ſoweit ausgebildete Staaten in ſeinem Reiche nicht geduldet. Und wenigſtens in leiſen Anfängen kündigt ſich darin die Entſtehung einer Völker- und Staatengeſellſchaft, d. h. eines Nebeneinanders von einigermaßen ebenbürtigen kulturverwandten und in politiſchen Beziehungen ſtehenden Staaten an, wie ſie weder die griechiſche noch die römiſche Geſchichte aufweiſt.

Der ungeheure Drang zur Expanſion, der das Frankenreich ſo raſch vorwärts trug und der es ſich eine Zeit lang ſcheinbar unaufhaltſam ausbreiten ließ, iſt zwar auch ſchon vorübergehend auf eines der autonom gebliebenen Germanenvölker gerichtet geweſen, aber es blieb doch nur bei den allererſten Anläufen. Karl der Große hat im Jahre 810 einen Feldzug gegen die Dänen unternommen, der indes wenig Erfolg hatte. Sein überkirchlicher Sohn Ludwig hat ſich begnügt, den Dänenkönig, Hariold, der ſich hilfeflehend zu ihm geflüchtet hatte, taufen zu laſſen, während er ihm elf Jahre zuvor, 815, einen Königsboten und ein Heer mitgegeben hatte, die dann aber bald wieder unverrichteter Dinge abgezogen ſind. Beide Male war der Mangel einer Flotte der Fortführung des Krieges hinderlich. England aber und die kleinen gotiſch-

chriſtlichen Königreiche in Nordſpanien blieben ganz außerhalb des Bereichs fränkiſcher Eroberungsluſt.

Demnach wird man nicht ſagen dürfen, daß in dieſen beiden erſten Epochen des germaniſchen Altertums, d. h. in der Periode der Wanderungen und der erſten Staatengründungen und in der Blütezeit des fränkiſchen Großſtaates, mehr als die Vorbereitungen eines Staatenſyſtems nachzuweiſen ſind.

Verſteht man darunter das Nebeneinanderbeſtehen und Aufeinanderwirken einer Anzahl von ebenbürtigen Gliedern, ſo kann in der früheren der beiden Epochen, in der Zeit vom vierten bis in das achte Jahrhundert, davon noch überhaupt nicht die Rede ſein. Wohl iſt es zu Auseinanderſetzungen und friedlichen und feindlichen Berührungen mannigfacher Art zwiſchen Oſtgoten und Weſtgoten, Weſtgoten und Franken gekommen, aber ſie waren doch alle zu roher und zu temporärer Natur, als daß man von einem geordneten und dauernden politiſchen Syſtem ſprechen könnte. Und als dann das großfränkiſche Reich entſtand, handelte es ſich doch auch damals nur in den ſeltenſten Fällen um ein Schwerterkreuzen zwiſchen eigentlich ebenbürtigen Gegnern: in der Regel bekriegte hier ein werdender Großſtaat, der zwar auch noch ſehr barbariſchen Charakters war, aber ſchon eine politiſche Organiſation von hoher Reife erreicht hatte, barbariſche Völker und Stämme, die mit der einzigen Ausnahme der Langobarden von dieſem Stadium politiſcher Entwickelung jedenfalls noch ſehr weit entfernt waren. Und als die karolingiſche Monarchie nun alle die Beſtandteile des Germanentums, deren ſie habhaft werden konnte, ſich einverleibt hatte, ſtand das Verhältnis noch nicht allzuviel anders. War das im achten Jahrhundert[1]) aus den Trümmern des alten weſtgotiſchen Reiches neuerſtandene Königtum von Galizien und Aſturien auch ſchon längſt, Dänemark wenigſtens neuerdings, aus dem Stadium der kleinen Völkerſchaftsſtaaten in das des Volksſtaates eingetreten, ſo waren ſie doch viel zu klein, um feindlich oder freundlich in irgend ein einigermaßen ebenbürtiges Verhältnis zu dem neuen Kaiſertum treten zu können, ganz zu geſchweigen von den angelſächſiſchen Teilſtaaten, die noch auf jener tiefen Stufe ſtanden. Wenn es zu Kriegen zwiſchen dem groß-

[1]) Lembke, Geſchichte von Spanien I (1831) S. 325 ff. 355 ff.

fränkiſchen und dem däniſchen Reiche kam, ſo hätte auch dieſer Konflikt nicht anders enden können, als die früheren zwiſchen dem führenden und den kleineren Germanenvölkern, hätte Karl nicht aus Weisheit und Selbſtbeherrſchung, Ludwig wohl mehr aus Schwäche, auf eine ernſtliche Austragung dieſes Streites verzichtet. Im übrigen iſt hier ſchon, wie ſo oft auch ſpäter, das höfiſche Zeremoniell des internationalen Verkehrs bezeichnend. Alfons von Galizien und Aſturien nannte ſich in ſeinem Schreiben an Karl deſſen Eigenmann, und die angelſächſiſchen Könige bezeichneten ihn als ihren Herren, ſich aber als ſeine Untergebenen und Diener.

Die ſonſtigen großen Gewalten des europäiſch-weſtaſiatiſchen Länderkreiſes aber ſtanden zu weit entfernt, als daß man ſie mit dem Karolingerreich zuſammen als Glieder eines Staatenſyſtems bezeichnen könnte. Es fehlt zwar nicht an vorübergehenden Berührungen, ſo wenn der große Herrſcher des öſtlichen Araber-Reiches Harun al Raſchid dem Kaiſer Karl die den Chriſten heiligen Stätten in Jeruſalem ſchenkte oder wenn Karl zuerſt in einen kurzen Konflikt, nachher aber in ein um ſo intimeres Freundſchaftsverhältnis mit dem byzantiniſchen Kaiſertum geriet. Hier war er der Bittende: um von der ſoviel älteren Macht ſeine junge kaiſerliche Würde anerkannt zu ſehen und den eigentlichen Nachfolger der Cäſaren mit dem Titel Bruder anreden zu dürfen, hat er im Jahre 812 auf Venedig und Dalmatien verzichtet und ſie dem oſtrömiſchen Reiche überlaſſen. Auch lag es in der Tendenz der kaiſerlichen Politik Karls, eine gewiſſe Zuſammengehörigkeit ſeines neuen mit dem alten Römerreich zu betonen: er hat in einem Schreiben an den Kaiſer Michael im ſelben Jahre zuerſt für ſeinen Staat die Bezeichnung weſtliches Kaiſerreich gewählt, um es ſo als die andere Hälfte des byzantiniſch-öſtlichen erſcheinen zu laſſen. Aber dieſe Berührungen waren doch allzu flüchtig und vorübergehend; von den Gliedern eines katholiſch-griechiſchen oder gar eines chriſtlich-muhammedaniſchen kann noch weniger als von denen eines germaniſchen Staatenkreiſes geſprochen werden.

Nur in einer Hinſicht machte ſich das Germanentum mit Einſchluß der von ihm unterworfenen romaniſchen Bevölkerungen einigermaßen als ein Ganzes geltend: alle Nichtzugehörigen ſah

man instinktiv als Feinde an. Und in diesem einzigen Punkte, an dem diese Völkergruppe sich zwar nicht durch ihre Gründung, wohl aber durch ihre Einheit und Abgeschlossenheit als Ganzes erwies, tritt auch die Funktion der Kulturgemeinschaft als maßgebenden Faktors in der Konstituierung auch äußerer Zusammengehörigkeit zu Tage. Es scheint sehr zweifelhaft, ob der damalige Franke sich den Wenden und Sorben, Tschechen und Arabern gegenüber als Germanen empfunden und also sich durch sein Volkstum von ihnen geschieden betrachtet hat; wohl aber unterschied er auf das leidenschaftlichste und bewußteste zwischen Christen und Ungläubigen. Das Christentum aber war gerade damals im nördlichen und mittleren Europa im Alleinbesitz der Franken, der Westgoten und Angelsachsen, also abgesehen von den Skandinaviern ein schlechthin germanisches Kulturelement. Und da weiter alle christlichen Germanen der römisch-katholischen Denomination anhingen, die über den Arianismus gesiegt hatte und der byzantinischen Kirche schon damals fremd gegenüberstand, so war auch den griechischen Christen gegenüber der religiös-kulturelle Zusammenhang ein enger. Aus dieser Abneigung heraus hat man schon früh die Angriffe fremder außerchristlicher Völker aufs heftigste abgewehrt: so die muhammedanischen Araber, sobald sie nach Ueberwältigung des westgotischen Spaniens ins Reich der Franken einfielen, und ist später selbst angriffsweise gegen sie vorgegangen. Nur dürfen diese Kämpfe nicht etwa als die Wirkungen eines christlich-germanischen Solidaritätsgefühls aufgefaßt werden. Die Franken haben dem Sturz des spanischen Westgotenreichs zu Beginn des achten Jahrhunderts sehr gelassen zugesehen; sie griffen erst ein, als die Araber die Pyrenäen überschritten hatten. Und selbst die Feldzüge Karls des Großen gegen das Kalifat waren nicht, wie die spätere kirchlich-tendenziöse Geschichtschreibung behauptete, zur Befreiung der spanischen Christen von muhammedanischer Herrschaft, sondern lediglich um des Landerwerbs willen unternommen. Immerhin vertrat hier aber der fränkische Großstaat die Interessen der ganzen Völkergruppe: es war eine Lebensfrage nicht nur für die Franken, sondern für die gesamt-germanische und die christliche Kultur, ob dem Ansturm der semitischen Muhammedaner Halt geboten wurde. Und es wird noch oft genug auf diesen Blättern gezeigt werden, daß auch in der

Digitized by Google

auswärtigen Geſchichte einer organiſierten Völkergruppe, alſo einer ausgereiften Völkergeſellſchaft, nicht ſelten eine einzige Macht und zunächſt durchaus nur um ihres eignen Vorteils willen handelnd auftritt und dabei doch die Intereſſen der Gemeinſchaft wahrnimmt. So zeigt ſich denn in dieſem Stück wenigſtens der Anſatz zur Ausbildung einer wirklichen Völkergeſellſchaft; in allen übrigen Punkten aber zeigt ſich, daß hier ein Staatenſyſtem nur im Entſtehen begriffen, nicht aber ſchon entſtanden war.

Der dritte und letzte Zeitabſchnitt, den man im germaniſchen Altertum unterſcheiden kann, die Epoche der ſinkenden Karolingermonarchie weiſt nun aber doch noch einige abweichende und nicht unwichtige Symptome auf. Das augenfälligſte iſt die Zerteilung des fränkiſchen Großſtaats in mehrere, zuletzt in zwei Staaten. Unzweifelhaft manifeſtierte ſich in dieſem Vorgang wenn nicht allein, ſo doch nebenher oder auch nur als Unterſtrömung, derſelbe Geiſt volksſtammes- oder gar nur völkerſchaftsmäßig partikularer Zerſplitterung, der vor der Herſtellung der Frankenherrſchaft das geſamte Germanentum beherrſcht und der den kleineren autonomen Staaten ihr von jener verſchont gebliebenes Sonderdaſein gegeben hatte. Gewiß waren die mannigfachen Spaltungen, die das Geſchlecht der Karolinger mit dem überkommenen Reichsboden vornahm, zunächſt nicht Erzeugnis eines ſolchen Dranges zu nationaler Abſonderung, ſondern der Ausfluß der das Zeitalter völlig beherrſchenden privatrechtlichen Auffaſſung der Monarchie, in der ſie den Staat ihres großen Ahnherrn immer von neuem teilten wie ein Bauerngut. Aber ganz zufällig kann die Hauptteilungslinie, die im Vertrage von Meerſen von 870 zwiſchen Oſt- und Weſtfranken gezogen wurde, nicht mit der damaligen Sprach- und der ſpäteren Nationalgrenze zwiſchen Deutſchen und Franzoſen in der Hauptſache[1]) zuſammengefallen ſein; dokumentariſche Nachweiſe wird man für die Annahme, daß die damals ſchon beginnende Differenzierung, wenn nicht der Nationalitäten, ſo doch der Sprachen auf die Feſtſtellung gerade dieſer Grenze Einfluß gehabt hat, kaum je auffinden. Aber völlig von der Hand zu weiſen iſt die Vermutung doch nicht, daß ſie den beteiligten Herrſchern als die natürliche, gewiſſermaßen ſelbſtverſtändliche er-

[1]) Mühlbacher, Deutſche Geſchichte unter den Karolingern (1896) S. 546.

schien, weil sie in jener keimenden nationalen und sprachlichen Scheidung ihre Basis fand. Noch Karl der Große selbst war anders verfahren: er hatte in seinem Diedenhofener Hausgesetz von 806 den Reichsboden ganz willkürlich auseinandergerissen, um ihn unter seine Söhne zu verteilen. Inzwischen aber mochte sich das unklare Bewußtsein von der Verschiedenheit der Nationalitäten noch mehr geltend gemacht haben.

Das stärkere Motiv war indessen natürlich die überwiegend dynastische Auffassung, die die Karolinger von dieser bedeutendsten aller Staatsangelegenheiten hatten: sie haben offenbar die unabsehbare Wichtigkeit dieser, wie sie wähnten, nur ihre Familie angehenden Entschließungen nicht erkannt. Es ist ja gar nicht auszudenken, wie sich die Zukunft Europas gestaltet haben würde, wenn diese universale Herrschaft immer in einer Hand geblieben, wenn man die Einheit dieses Viernationenreichs etwa durch ein oberstes Staatsgrundgesetz für alle Zeiten sicher gestellt hätte. Aber eben daß sich solche Gedanken nur vorübergehend geregt haben, ist ein Beweis nicht nur für die mehr sorglos, als selbstsüchtig dynastische Anschauung des Herrschergeschlechtes von seinem Amte, sondern auch dafür, daß die Völker des karolingischen Großstaates selbst ihnen innerlich nicht im mindesten gewonnen waren. Wäre irgendwie schon die Idee verbreitet gewesen, daß es auf die Aufrechterhaltung seiner Einheit ankomme, so hätten die einzelnen Herrscher und Prinzen der Dynastie nicht immer so bereitwillige Heerfolge in ihren Aufständen und Teilungskriegen gefunden. Weder Völker noch Fürsten aber haben diesen Gedanken damals in Wahrheit fassen können; ihnen lag nichts daran, das gewaltige Reich, das die größte Persönlichkeit dieses Jahrtausends mit dem Schwerte zusammengeschweißt hatte, weiter aufrecht zu erhalten. Ja, was viel mehr ins Gewicht fällt, Karl selbst hatte diese Anschauung nicht: daß er den Kaiserthron *einem* Erben hinterließ, war keine wohlbedachte Entscheidung, sondern die Folge des Umstandes, daß er nur einen Sohn hatte. Noch im Jahre 806 hatte er, wie schon erwähnt, eine Teilung angeordnet, von der er nur die kaiserliche Würde ausnahm. Aber diese allein hätte nimmermehr zur Aufrechterhaltung der Reichseinheit ausgereicht.

Doch ist es auch nützlich, auf diese Perspektive einen Blick zu werfen, so wird man sich auch sogleich vergegenwärtigen müssen,

Digitized by Google

daß ſie nicht nur außerhalb der Wirklichkeit, ſondern auch außerhalb der hiſtoriſchen Möglichkeit liegt. Der Großſtaat Karls des Großen war doch nicht nur das Produkt der einen übergroßen Perſönlichkeit, ſondern auch wenn nicht hervorgebracht, ſo doch bedingt durch die beſonderen politiſchen und ſozialen Vorausſetzungen des Zeitalters. Er war nur möglich in dem noch rohen und wenig entwickelten Zuſtand, in dem ſich das Germanentum damals befand; ſobald ſich einmal, wie es ſchon in den Ausgängen dieſer Periode geſchah, die nationale Differenzierung regte, die in jenem embryonalen Stadium noch fehlte, war ihm der Boden entzogen.

Jedenfalls iſt nun aber aus bewußten dynaſtiſchen und halb unbewußten nationaliſtiſchen Tendenzen eine Scheidung der Völker entſtanden, die ihrerſeits etwa ſo viel zum Entſtehen der europäiſchen Staatengeſellſchaft beigetragen hat, wie das Fortbeſtehen der außerfränkiſchen germaniſchen Autonomien. Von den in ſpäterer Zeit führenden Völkern Europas waren nun erſt die mächtigſten des Feſtlandes zu politiſcher Selbſtändigkeit gekommen. Indes iſt mit dieſer Trennung durchaus noch nicht ſogleich ein ganz neuer Zuſtand eingetreten; der Differenzierungsprozeß, der jetzt begann, hat ſich keineswegs ſofort allgemein durchgeſetzt. Daß ein großes Land von ihm ganz unberührt blieb, iſt ein ſehr deutlicher Beweis dafür, daß er auch dort, wo er gelang, eine prinzipielle Wandlung mehr anbahnte, als ſchon an ſich darſtellte.

Daß Italien nicht auch, wie Oſt- und Weſtfranken, wie das ſpätere Deutſchland und Frankreich, damals ſtaatliche Selbſtändigkeit erreichte, iſt ſehr charakteriſtiſch — für die Zeit wie für die beſonderen Verhältniſſe des Landes. Zunächſt für die Zeit, inſofern als dadurch offenbar wird, wie ganz die dynaſtiſchen Rückſichten bei dieſen karolingiſchen Landteilungen die ausſchlaggebenden waren, mochten auch die Anfänge der nationalen Abſonderung ihnen zum Teil ſchon die Richtung weiſen. Karl der Große hatte von Italien in vollem Maße nur das ober- und mittelitalieniſche Reich der Lombardei beherrſcht, das er 774 ſeinem Frankenſtaat einverleibt hatte; das ſüdlichſte Unteritalien mit Sardinien und Sizilien war in byzantiniſchem Beſitz, der größte Teil der unteritalieniſchen Provinzen aber trotz eines ſiegreichen Feldzuges im Jahre 787/88 als Herzogtum Benevent unter einem longobardiſchen Herrſchergeſchlechte in ſelbſt formal nur wenig ge-

schmälerter Unabhängigkeit belassen. Außerdem waren der neugegründete Kirchenstaat und das eben jetzt erst emporblühende Venedig, das sich um 800 von Byzanz loszulösen begann, halbselbständige Staaten. Immerhin bildete also die Hauptmasse des Landes einen Teil des fränkischen Reiches und es schien eine kurze Zeit, als solle auch diesem Stück aus der Erbschaft Karl des Großen, das durch Sprache, Abstammung und geographische Lage noch weit deutlicher von dem eigentlichen Frankenreich sich schied, als Ost- und Westfranken untereinander, die Autonomie werden, als solle ein Südfranken sich bilden.

Der Kaiser selbst hatte bereits eine derartige Abtrennung vorbereitet, er hatte schon im Jahre 780 seinen Sohn Pippin zum König von Italien krönen lassen, dem er, bald nach dessen Tode im Jahre 811, seinen Enkel Bernhard folgen ließ. Diesem ist dann unter Ludwig dem Frommen wieder Lothar, der spätere Kaiser, zum Nachfolger gegeben worden, und selbst der Umstand, daß dieser im Vertrag von Verdun einen so großen Landgewinn davon trug, das geographisch schlechthin unmögliche Mittelreich, das von Holland bis Benevent reichte, hat die Selbständigkeit seines italienischen Anteils nicht allzusehr beeinträchtigt. Lothar gab die Herrschaft über diesen sogleich an seinen Sohn Ludwig II. weiter, den er zum König von Italien machte. Aber freilich sein Regiment hat trotz längerer Dauer die Selbständigkeit eines südfränkischen Reiches auch nicht sicherzustellen vermocht. Als dann diese Linie zum Unglück wieder ausstarb, als die auf ihn folgenden west- und ostfränkischen Karolinger als Herrscher größerer Reiche oder gar wie Karl der Kahle des Gesamtstaats, Italien wieder nur wie eine fremde Provinz ihrem Zepter unterwarfen, ist es vollends um die italienische Autonomie geschehen gewesen. Die Unsicherheit der dynastischen Verhältnisse konnte dieses Land, in dem sich der Partikularismus so früh und so stark erhoben hat, wie nirgends sonst und wo er nicht nur wie anderwärts als Territorialismus der Magnaten, sondern auch als Munizipalgeist in den großen, aus der Römerzeit herstammenden Städten sich regte, am allerwenigsten ertragen. Es wurde noch auf lange Zeiten als corpus vile, als eine Beute fremder Nationen angesehen.

Das Verhängnis, das über der Geschichte dieses Landes gewaltet hat, war aber nichts anderes, als die üble Erbschaft des ger-

Digitized by Google

maniſchen Altertums, der Epoche des karolingiſchen Großſtaates, die ſich durch die Jahrhunderte als Denkmal ganz anderer Zuſtände aufrecht erhalten hat. Das fränkiſche Weltreich hatte faſt alle feſtländiſchen Germanen unter ſeine Herrſchaft zuſammengefaßt und mit ihnen die von ihnen eroberten Lande. Als das Herrſchergeſchlecht auf der Höhe ſeines Wirkens ſtand, mochte ein Schalten und Walten mit dieſem Territorialbeſitz nach rein dynaſtiſchen Geſichtspunkten noch allenfalls dem politiſchen Niveau der Germanen entſprechen, ſie waren damals vielleicht noch eine große, einigermaßen homogene Völkermaſſe. Als ſein Regiment ſich aber dem Ende zuneigte, d. h. um die Wende des neunten und zehnten Jahrhunderts, hätte, wie überall, ſo auch in Italien die inzwiſchen begonnene nationale Differenzierung auch ihren politiſchen Ausdruck finden müſſen. Daß es nicht geſchah, hat die ſpätere ſtaatliche Entwickelung des Landes ein volles Jahrtauſend ſo unglücklich beeinflußt. Nitzſch hat einmal Karl den Großen einen barbariſchen Staatsmann genannt, und ebenſo barbariſch war auch ſeine kosmopolitiſche Politik. Da ſie, wie Karls Staatskunſt überhaupt, dem Geiſt des Zeitalters nicht nur entſprach, ſondern geradezu ſein reifſtes, größtes Erzeugnis war, ſo war ſie in ihrer Epoche in allen ihren Konſequenzen, alſo auch in Hinſicht auf die Unſelbſtändigkeit Italiens voll berechtigt. In ſpäteren Zeiten aber, und zwar ſchon von dem Ende dieſer Epoche an und ſpäter immer mehr, nahm ſich dieſer ſtehen gebliebene Ueberreſt ihrer Einwirkung wie ein Erbſtück jener alten, überall ſonſt längſt überwundenen Babarei aus und hob ſich je länger, deſto ſchroffer ab von der nationalen Entwickelung der anderen aus dem Karolingerreich hervorgegangenen Völker.

Und daß Italien von dem nationalen Sonderungsprozeß ausgeſchloſſen blieb, iſt nicht das einzige Anzeichen dafür, daß es ſich auch jetzt noch um ein Vorbereitungsſtadium in der Entſtehung des europäiſchen Staatenſyſtems handelt. Auch im Norden ſind doch die Symptome eines teils barbariſchen, teils rein dynaſtiſchen Verhaltens der Staaten zu einander weit ſtärker, als die der Bildung einer wirklichen Völkergeſellſchaft. Die Kriege der Epoche ſind deß Zeugen. Im Laufe des neunten Jahrhunderts ſind die ſkandinaviſchen Germanen, die nun nicht mehr von den Franken beunruhigt waren, ihrerſeits zum Angriff gegen die karolingiſchen Lande vorgegangen. Sie haben Jahrzehnte lang alle Küſten der

fränkischen Reiche, von Nordwestdeutschland bis Sizilien, beunruhigt, aber man wird diesen tumultuarischen Raubzügen nicht den Charakter internationaler Kriege beilegen dürfen, obwohl sie eine westfränkische Landschaft völlig und in der Folge den Süden Italiens zum Teil einer zweiten germanischen Invasion ausgeliefert haben. Aber auch die Konflikte, zu denen es zwischen den beiden neuen Reichen, dem ost- und westfränkischen, kam, sind nicht eigentlich als Kriege im Sinne späterer Zeiten, der Stadien der vollendeten nationalen Differenzierung, anzusehen. Man könnte versucht sein, den Kampf, der 876 zwischen den Ostfranken unter Karl dem Dicken und den Westfranken unter Karl dem Kahlen entbrannte, als den ersten deutsch-französischen Krieg und die Schlacht von Andernach als das erste Aufflackern eines tausendjährigen Brandes anzusehen. Aber eine solche Auffassung wäre doch außerordentlich übertrieben. Gewiß, hier haben zum ersten Male die Männer aus französischem und deutschem Land die Schwerter gekreuzt, doch was sie gegeneinander in Harnisch brachte, war keinerlei staatlicher oder gar nationaler Konflikt, sondern ein Familienstreit ihres Herrschergeschlechtes. Und dieses selbst sah sich in seinen beiden Zweigen noch so ganz als eines an, daß es um das so gemeinsame Erbe haderte. Daß fünf Jahre später ein unbedeutender Sproß des sinkenden Karolingerhauses noch einmal, zum letzten Mal, die Universalmonarchie Karls unter seinem Zepter vereinigt, bezeugt, wie stark doch noch der Zusammenhang war, der die beiden auseinandergerissenen Teile zusammenkettete, und wie sehr die dynastischen Rücksichten noch alle staatlichen oder gar nationalen überwogen.

So wandelt sich das Bild nur leise. Einige Züge in ihm bleiben ganz unverändert. Die Abwehr äußerer Gefahren von der Völkergruppe wird von einem der beiden stärksten Glieder übernommen; die Madjaren, die nun von Osten her, wie einst die Araber von Westen, sie überfallen, werden von dem ostfränkischen Arnulf zurückgewiesen. Und daß gegen Ende des Jahrhunderts England durch einen großen Herrscher von der Stufe der Völkerschafts-Kleinstaaterei auf die Höhe des einheitlichen Volksstaats gehoben wird, ändert nicht allzuviel an der Machtverteilung zwischen Franken und Angelsachsen. Die christlich-spanischen Königreiche wie Dänemark blieben noch immer an der Peripherie der germanischen Völkergruppe, das übrige Skandinavien ganz abseits liegen.

Digitized by Google

Dennoch iſt der Fortſchritt unverkennbar; das Uebergewicht der Mitte iſt durch die Spaltung von Oſt- und Weſtfranken vermindert, die Herrſchaft über Italien beginnt für Oſtfranken eher eine Aufgabe, als eine Machtvermehrung zu bedeuten, England formiert ſich, die übrigen Glieder behalten ihr Sonderdaſein, kurz die Gruppe der germaniſchen Völker nähert ſich mehr und mehr einem Zuſtand, der eine gleichmäßigere Verteilung der politiſchen Kräfte zwiſchen ihren einzelnen Gliedern involviert und der eine größere Differenzierung der Nationen zwar noch nicht vorausſetzt, wohl aber ſie zu fördern aufs beſte geeignet iſt.

2. Das frühe Mittelalter.

Mit dem Erlöſchen der oſtfränkiſchen und der wenigſtens temporären Verdrängung der weſtfränkiſchen Linie der Karolinger iſt auch für die äußere Geſchichte der germaniſchen Völkergruppe ein ſehr deutlicher Einſchnitt gegeben; jedenfalls aber beginnt hier, für den Sozialhiſtoriker ganz unverkennbar, eine neue Epoche der inneren Entwickelung: die Zeit der Zerſetzung der barbariſchen Einheitsſtaaten des germaniſchen Altertums, die Zeit des ſtarken Wachstums des durch das Lehnsſyſtem begünſtigten hohen Adels, die Zeit des emporſtrebenden Territorialismus, die Frühzeit des eigentlichen Mittelalters. Auch das Ende dieſer Periode um die Mitte oder gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts iſt wiederum durch die innere Geſchichte ganz unzweifelhaft indiziert: in dieſen Jahrzehnten traten wenigſtens in den drei großen Nationen, die einſt eine dauernd führende Rolle in Europa zu ſpielen berufen waren, die Faktoren hervor, die nicht nur das ausgehende Mittelalter, ſondern auch die beginnende Neuzeit entſcheidend beſtimmen ſollten: in Deutſchland der Partikularismus des hohen Adels und der von ihm begründeten Einzelſtaaten, die nach dem Ausgang der Hohenſtaufherrſchaft dem Kaiſertum die Macht aus den Händen zu winden beginnen, in Frankreich der aufſteigende Abſolutismus, der, nun auch ſchon eine Weile vorbereitet, durch Philipp den Schönen erſt recht ausgeprägt wird, in England der Parlamentarismus des hier allein geeinten Ständetums, das neben dem Königtum ſich zu formieren anfängt.

Nun iſt die Frage, ob ſich in dieſer Periode von Ende des neunten bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Bild

Digitized by Google

der auswärtigen Beziehungen der Staaten unter ſich, d. h. der inneren Geſchichte der germaniſch-romaniſchen Völkergruppe, verändert hat. Man wird ſie, um die leitende Theſe der nächſten Blätter ſogleich auszuſprechen, nicht bejahend beantworten dürfen. So ſehr ſich auch die Staaten dieſer Epoche ihrer inneren Struktur nach von denen des germaniſchen Altertums unterſcheiden mögen, ſie ſind in der Hauptſache ebenſo wenig wie jene in die dauernden Beziehungen freundlicher und feindlicher Natur zu einander gekommen, die, am Maßſtab moderner Zeiten gemeſſen, erſt ein Staatenſyſtem, eine Völkergeſellſchaft im eigentlichen Sinne des Wortes ausmachen.

Allerdings fehlt es nicht an Erſcheinungen, die einen Augenblick an dieſem Urteil irre zu machen vermögen. Da iſt zunächſt das dauernde und ſehr enge politiſche Verhältnis zwiſchen Deutſchland und Italien. Durch alle dieſe Jahrhunderte haben die deutſchen Könige immer von neuem mit der Kaiſerwürde auch die Herrſchaft über Italien in Anſpruch genommen und mit wechſelnd größerem oder geringerem Glücke auch wirklich ausgeübt und beſeſſen. Aber wer ſich des Zuſtandes zu Ausgang des germaniſchen Altertums erinnert, wer ſich vergegenwärtigt, daß die ſpäteren deutſchen Herrſchergeſchlechter nur das Recht der karolingiſchen Dynaſtie, als deren legitime Erben ſie ſich betrachten durften, aufrecht erhielten, der wird in dieſer Ausnahme von der allgemeinen Regel des Fürſichdahinlebens der europäiſchen Staaten nicht ihre Widerlegung, ſondern nur den irregulären Ueberreſt einer früheren Periode ſehen können. Italien war das Hausgut der Karolinger geweſen und wurde nunmehr das der deutſchen Könige, ihrer Nachfolger. Aber, ſo wird man einwenden, wenn dieſes der hiſtoriſche Urſprung war, ſo hat ſich vielleicht doch der Selbſtändigkeitsdrang, der nationale Geiſt der Italiener geregt? Und dann wäre in Wahrheit ein Jahrhunderte lang währender internationaler Streit entſtanden, der wenigſtens dieſe beiden Staaten und Völker durch eine politiſche Kombination verbunden erſcheinen und der ſomit auf die Anfänge eines europäiſchen Staatenſyſtems ſchließen ließe?

Um der Sache auf den Grund zu kommen, wird man auch für dieſe Periode die italieniſchen Verhältniſſe beſonders ſcharf ins Auge faſſen und zunächſt die äußere politiſche Entwickelung dieſes Landes in kurzem überblicken müſſen.

Digitized by Google

Die Frage iſt um ſo wichtiger, als ſie — zum erſten Mal — den Ausblick auf eine weitere Konſequenz der Schilderung der auswärtigen Staatsbeziehungen eröffnet. Die Geſchichte der europäiſchen Völkergeſellſchaft bedeutet nicht nur die Geſchichte der internationalen Berührungen, ſondern ſie führt auch dazu, den Urſprüngen des modernen Nationalismus nachzuforſchen, ja ſie fällt zu einem und zwar nicht dem unwichtigſten Teile mit deſſen Entſtehungsgeſchichte zuſammen. Denn für die Geſchichte der nationalen Differenzierung kommen freilich auch Momente der inneren Entwickelung der Völker in Betracht: inwieweit ſich ein politiſches Gebilde kondenſiert und feſtigt und inwiefern das Volk, aus dem es geformt iſt, ſich ſeiner ſittlichen und geiſtigen Eigenart nach von andern abſondert, beides trägt weſentlich zur Entſtehung des Nationalgefühls und des nationalen Bewußtſeins bei, d. h. zum Heranreifen des ſchwächeren oder des ſtärkeren Kennzeichens des eigentlichen Nationalismus. Denn von beiden Entwickelungsreihen läßt die eine die Entſtehung nationaler Geſinnung, die andre die einer nationalen Staatspraxis aufs beſte erkennen. Die entſcheidende Spitze aber, in der alle nationale Beeinfluſſung ſozialer und politiſcher Inſtitutionen, Auffaſſungen und Gewohnheiten gipfelt, iſt doch das Verhalten des entſtehenden oder ſchon ausgereiften Nationalkörpers nach außen hin, eben ſeine auswärtige Geſchichte.

Und gerade hier, bei der ausnahmsweiſe innigen Berührung zweier Glieder der entſtehenden europäiſchen Völkergeſellſchaft, muß ſich für jenes Zeitalter auch dieſe Frage am eheſten entſcheiden laſſen. Die italieniſch-deutſchen Beziehungen ſind nicht nur ſymptomatiſch für das Problem, ob damals ſchon ein europäiſches Staatenſyſtem, ſondern auch dafür, ob damals ſchon ein europäiſcher Nationalismus beſtanden habe.

Noch ehe die Karolinger in Deutſchland ausgeſtorben waren, haben zwei Verwandte des alten Herrſcherhauſes, Markgraf Berengar von Friaul und Herzog Guido von Spoleto, und der benachbarte Boſo von Burgund, ein Schwiegerſohn Ludwigs II. des Karolingers, der ſich vom weſtfränkiſchen Reich faſt unabhängig gemacht hatte, um die Herrſchaft über Italien gerungen. Die ſüditalieniſch-lombardiſchen Fürſtentümer lebten ihr Sonderdaſein weiter. Arnulf, der erſte Beherrſcher eines rein-deutſchen Reiches, hat dieſe

Ambitionen nur zeitweiſe aufhalten können, obwohl er ſich in Rom zum Kaiſer hatte krönen laſſen. Guido wie ſein Sohn Lambert haben ſich ebenfalls als Kaiſer krönen laſſen: die erſten und mit ihren nächſten Nachfolgern die einzigen Italienerkaiſer. Berengar, der, ſchon 888 gekrönt, 897 endlich unbeſtritten folgte, hat ſich zuerſt mit der Würde eines Königs begnügt, 916 aber ebenfalls die Kaiſerkrone in Anſpruch genommen. Nach ſeinem Tode im Jahre 924 iſt zuerſt einige Zeit lang Rudolph von Burgund, der ſich ſchon ſeit 922 König der Lombarden nannte, nachher, nach deſſen Verdrängung der unechte Karolingerſproß Hugo von Provence König von Italien geweſen, und trotz unerhört unruhiger und unſicherer Verhältniſſe haben er und ſein Sohn Lothar verhältnismäßig lange Italien wirklich regiert. Von 945 ab iſt dann der Markgraf Berengar von Ivrea, ein Enkel des Kaiſers Berengar, König von Italien geworden, aber er hat nur ſechs Jahre regiert.

Man ſieht, dieſe Periode, die im Uebrigen eine Zeit der wildeſten Kämpfe und grauſamer dynaſtiſcher Greuelthaten war, iſt inſofern wichtig, als hier in dem Jahrtauſend nach der Spaltung des einheitlichen Karolingerreiches das einzige Mal mit Erfolg der Verſuch gemacht worden iſt, dem oſt- und weſtfränkiſchen ein unabhängiges ſüdfränkiſches Reich an die Seite zu ſtellen. Aber darauf iſt mit allem Nachdruck hinzuweiſen, daß wenn ſelbſt die Begründung ſelbſtändiger Staaten im ſpätern Deutſchland und ſpätern Frankreich nicht unmittelbar, ſondern nur indirekt und vermutungsweiſe auf eine nationale Differenzierung zurückzuführen iſt, ſo kann auch in dieſem Falle von keinen ſtärkeren Einwirkungen die Rede ſein. Auch hier ſtanden dynaſtiſche Intereſſen und Beſtrebungen in erſter Reihe: alle die Herrſcher, die das Land in dieſen unruhigen und wechſelreichen Jahrzehnten erhalten hat, konnten — dies Eine wenigſtens war ihnen gemeinſam — nähere oder fernere Verwandtſchaft mit dem Karolingerhauſe als ihren hauptſächlichſten Rechtstitel geltend machen. Und noch charakteriſtiſcher für die Auffaſſung, die die Italiener von damals ſelbſt hatten, iſt die Aufnahme, die ſie dem erſten deutſchen Könige bereiteten, der ſeine Hand nach der alten Langobardenkrone ausſtreckte. Der erſte Zug, den Otto im Jahre 951 nach Italien unternahm und der wohl Rom unberührt ließ, ihm aber

Digitized by Google

den für den Augenblick ganz unbeſtrittenen Beſitz des Nordens verſchaffte, iſt auf keinerlei Widerſtand geſtoßen. Und wenn er nach kurzer Zeit den ſo leicht beiſeite geſchobenen, von den Italienern ſo gar nicht verteidigten Berengar mit dem Königreich Italien belehnte, ſo war es ſein freier Wille und nicht eigentlich die Rückſicht auf irgend eine politiſche oder gar nationale Oppoſition. Ebenſo iſt der ſpätere Abfall des neuen Vaſallen Berengar durch deſſen perſönlichen Ehrgeiz zureichend erklärt, denn als Otto nun zum zweiten Mal mit einem Heere die Alpen überſchritt, hat ſich ihm ebenſowenig eine allgemeine Erhebung in den Weg geſtellt. Und auch die Inanſpruchnahme der kaiſerlichen Würde hat daran nichts geändert.

Man hat dieſen Krönungsakt oft als einen welthiſtoriſchen Moment dargeſtellt und ihn ſehr verſchieden beurteilt. Er war ſicherlich von der größten Tragweite, aber er fällt doch nicht ſo weit aus der Richtung der bisherigen Entwickelung heraus, wie eine allzuſtarke Betonung ſeiner Außerordentlichkeit erſcheinen läßt. Die Quellen, die der heutigen Forſchung nach der Entſtehung dieſes Ereigniſſes und nach ihren Motiven zur Verfügung ſtehen, ſind ganz außerordentlich dürftig [1]). Aber der allgemeine Zuſammenhang läßt doch erkennen, daß Otto I. die italieniſche Königskrone wie die römiſche Kaiſerwürde erworben hat als Nachfolger der letzten deutſchen Karolinger. Die Rechtsanſprüche, die noch Arnulf mit Erfolg geltend gemacht hatte, hat ſein Nachfolger Ludwig vor allem ſeines allzu jugendlichen Alters wegen nicht erheben können. Aber ſchon Konrad [2]), der erſte nicht karolingiſche König des deutſchen Oſtfrankenreichs, und ſein Nachfolger Heinrich I. [3]) ſollen ſie wieder, wenn auch nur im Kleinen erneuert haben. Was Wunder, daß nun Otto I., nur 51 Jahre nach Arnulfs des letzten oſtfränkiſch-deutſchen Herrſchers Tode, der Kaiſer und italieniſcher König geweſen war, dieſe Würde von neuem zu erringen trachtete. Im Grunde war es eine viel wichtigere Entſcheidung geweſen, als nach der letzten karolingiſchen Reichsteilung der oſtfränkiſche Arnulf und nicht der weſtfränkiſche Karl III. Beſitz

[1]) Vgl. Köpke-Dümmler, Kaiſer Otto der Große (1876) S. 192, Anm. 2.

[2]) So Leo I Geſchichte der italieniſchen Staaten (1829) S. 317.

[3]) Waitz, Jahrbücher Heinrichs I (²1885) S. 170 f.

von Italien und der Kaiserkrone ergriff. Man wird diese momentane Wendung, die ihre Ursachen vor allem in der persönlichen Fähigkeit und dem Altersunterschied der beiden in Betracht kommenden Herrscher hatte, nicht allein dafür verantwortlich machen können, daß in allen späteren Jahrhunderten die deutschen, nicht die französischen Könige diese beiden Besitztümer innegehabt haben. Aber will man überhaupt die bestimmte Konjunktur eines Augenblicks mit dieser weltgeschichtlich wichtigen Fügung in Verbindung bringen, so verdient es jene eher, als die Konstellation, die Otto I. nach Italien führte.

Natürlich sind auch hier noch Motive der temporären politischen Lage und des persönlichen Ehrgeizes hinzugetreten: die innerdeutsche Entwickelung, insbesondere das Verhältnis zu den geistlichen Fürsten hat Otto vielleicht ebenso sehr [1]) wie sein Thatendurst über die Alpen getrieben; der überkommene Anspruch aber und der ganz naheliegende Gedanke, auch in diesem Reiche den deutschen König als Karolingererben zu erweisen, drängen sich für die heutige, zumeist auf Mutmaßungen angewiesene Forschung, als ausschlaggebende [2]) Gründe doch in den Vordergrund. Und wenn sicher auch darin, wie noch mehr in dem ganz persönlichen Verhältnis Ottos I. zu Adelheid, der von ihm errungenen königlichen Wittwe, das dynastische Element viel stärker anzuschlagen ist, als irgend ein anderes politisches (von nationalen Beweggründen ganz zu geschweigen), so ist das nur ein Beweis mehr dafür, wie wenig man damals bei Deutschen und Italienern auf den nationalen Unterschied gab, wie völlig noch die Auffassung der Karolingerzeit überwog, daß Land und Leute ganz und gar den Zufälligkeiten der Erbfolge folgen müßten. Beide Anschauungen stehen im innersten Zusammenhange miteinander: hatte man die Vorstellung, daß die Gesamtheit der rein-christlichen, also der germanisch-romanischen Völker eigentlich eine homogene Einheit sein, so war es ganz selbstverständlich, daß die von je von den Germanen sehr hoch geschätzten und geachteten Rechte der Herrschergeschlechter zu jeder beliebigen Vereinigung von Territorien und Volksteilen führten. Die Auf-

[1]) Ritzsch, Geschichte des deutschen Volkes I (1883) S. 330 ff.

[2]) Dieser Ansicht ist auch Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I (³1881) S. 376 f.

Digitized by Google

faſſung, daß ſolche Verbindungen dann unnatürlich ſeien, wenn ſie die Grenzen der — nach heutigen irrigen Begriffen ſchon damals vorhandenen, in Wahrheit aber erſt keimenden — Nationen überſchritten, konnte erſt entſtehen, wenn man zu einem wirklichen Nationalgefühl durchdrang. Daß ein ſolches aber weder in Italien, noch auch in Deutſchland vorhanden war, dafür iſt der ganze Vorgang der neuerlich vollzogenen Inkorporation des italieniſchen Königtums in das deutſche Reich und deſſen ebenfalls wieder aufgenommenen Umwandlung in ein römiſches Kaiſertum charakteriſtiſch.

In Italien hat offenbar niemand ſich gegen die deutſche Herrſchaft aus nationalen Gründen geſträubt. Alle Gegenbewegungen, die gegen die Herrſchaft des Sachſenkaiſers ſtattgefunden haben, und es hat bekanntlich auch im weiteren Verlauf ſeiner Regierung nicht daran gefehlt, ſind mehr als zur Genüge aus dem natürlichen Selbſtändigkeitsdrange der Großen zu erklären, der in Italien ſo mächtig wie nur ſonſtwo emporgeſchoſſen war. Und überdies gab es hier, was dem Emporkommen eines nationalitalieniſchen Staates vermutlich am allermeiſten hinderlich geweſen iſt, einen ganz anomalen Faktor, der das höchſte Intereſſe daran hatte, daß es zur Bildung eines ſtarken einheimiſchen Königtums nicht kam: das Papſttum. Jetzt rächten ſich an den Italienern die Siege, die ihre Herrſchluſt und Schlauheit in der Verkörperung des römiſchen Biſchoftums über die andern Glieder der germaniſch-romaniſchen Völkergeſellſchaft davon getragen hatten. Es zeigte ſich, daß dies kluge Volk wohl durch ſein Prieſter-Königtum oder beſſer -Kaiſertum einen ungeheuren Einfluß auf alle andern zu erringen vermochte, daß es dafür aber den hohen Preis des Verzichtes auf ein gefeſtigtes Volkskönigstum zahlen mußte. Ein Papſtkaiſer konnte keinen Volkskönig neben oder gar über ſich ertragen. Niemand hat die Uebertragung der Kaiſerkrone an den deutſchen König ſo lebhaft und eifrig gefördert, wie Papſt Johann XII., und ſchon die Eroberung des Langobardenreichs hatte vor allem auf die Kirche ſich ſtützen können. Daß das Papſttum ſich zunächſt in der Perſon des ehrgeizigen Wüſtlings Johann und ſpäter noch oft in ſeiner Rechnung täuſchte, daß ihm die deutſchen Kaiſer gebietender gegenüber traten, als es einſt die nahen einheimiſchen Könige gethan hatten, ändert an dieſer Feſtſtellung nichts.

Nur Eines iſt immer und immer wieder hervorzuheben: hat damals das italieniſche Papſttum in modernem Sinn höchſt unnational gehandelt, ſo trat es damit nicht in den mindeſten Gegenſatz zur Auffaſſung ſeines Volkes: mit andern Worten das internationale geiſtige Regiment, das der oberſte Prieſter der Kirche damals über die germaniſch-römiſche Völkergemeinſchaft mehr erſt anſtrebte, als ſchon wirklich ausübte, iſt auf demſelben Boden erwachſen, wie die Widerſtandsloſigkeit, mit der ſich das italieniſche Volk dem deutſchen König und Kaiſertum unterwarf. Es kann keinen gröberen hiſtoriſchen Irrtum geben, als den Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts auf dieſe nur erſt ſehr wenig national fühlende, geſchweige denn ihrer Nationalität bewußte Zeit zu übertragen.

Dieſelbe Beobachtung aber läßt ſich auch in Deutſchland machen: es wird niemand einfallen, die italieniſche Annexion und die Erwerbung der Kaiſerkrone als Ausfluß nationaler Eroberungsluſt des deutſchen Volkes hinzuſtellen. Ganz wie Italien paſſiv ſich in die Verknüpfung der dynaſtiſchen Rechtsanſprüche gefügt hat, ſo haben die Deutſchen allein ſich um dieſer willen, aber nicht um etwa die deutſche Nationalität nach Italien auszubreiten, in dieſe Kriege eingelaſſen. Nichts iſt dafür charakteriſtiſcher, als daß es niemals zu einer deutſchen Einwanderung, auch nur der mindeſten Ausdehnung in Italien gekommen iſt, daß die deutſchen Könige immer nur vorübergehend ihre Heere über die Alpen führten und daß ſie in der Regel ſelbſt ihre Beamten und Beauftragten aus Italienern wählten. Otto I. hat damit angefangen, die italieniſchen Biſchöfe, die er hier wie in Deutſchland als die geeignetſten Werkzeuge ſeiner Macht anſah, beſonders in Pflicht zu nehmen, und er hat nicht einmal verſucht, einen Deutſchen zum Papſt zu machen, was ihm doch unter jener Vorausſetzung am nächſten hätte liegen müſſen.

All dieſe Anzeichen ſind ebenſo viele untrügliche Beweiſe dafür, daß man auch deutſcherſeits dieſelbe Empfindung germaniſch-romaniſcher Solidarität und nicht nationaler Beſonderheit hatte. Das ſtärkſte Zeugnis aber giebt die Erwerbung der Kaiſerkrone ſelbſt ab. Hätte man wirklich ſchon einen Hauch von jenem Nationalbewußtſein gehabt, ſo hätte man nicht daran denken dürfen, eine Würde zu erneuern, die ihrem innerſten Weſen nach einen

Digitized by Google

universalen Charakter trug. Aber davon eben war nicht die Rede: man betrachtete das Kaisertum als eine Erbschaft der deutschen Linie des Karolingerhauses, und Otto I. suchte es festzuhalten und dem überkommenen Rechtsanspruch faktisch Geltung zu verschaffen, weil er ein starker Herrscher war. Damit ist alles Positive gesagt, aber auch ausgesprochen, daß in allem und jedem der Vorgang ein anderer hätte sein müssen, hätte hier ein nationaler König mit seinem Volk eine Erweiterung seines und des nationalen Machtgebiets vornehmen wollen. Wie die Deutschen sich verhielten, wenn sie erobern wollten, haben sie nicht so lange Zeit danach sehr deutlich gezeigt, als sie den slavischen Osten sich einverleibten. Und der Grund dafür, daß sie dort so ganz anders auftraten als in Italien, das sie angeblich so sehr gelockt haben soll, ist zuletzt doch nur darin zu suchen, daß es sich hier nicht nur um Nichtdeutsche, sondern um Nichtchristen, nicht germanisch-romanische Völker handelte. Die galten als gute Beute, die Italiener aber als die Genossen einer großen Gemeinschaft.

So erweist sich denn, daß die Eroberung Italiens, wie die Erneuerung der Kaiserwürde, weder die Meinung erschüttert, daß damals noch kein wirkliches Staatensystem in Europa zustande gekommen war, noch die andere, daß sich damals das germanisch-romanische Solidaritätsgefühl noch nicht zu einem wenigstens politisch nachweisbaren Nationalismus differenziert hat. Und was von dem Beginn der italienisch-deutschen Beziehungen gilt, das ist auch von ihrem weiteren Verlauf in den nächsten Jahrhunderten zu sagen. Man weiß, von wie viel Kämpfen sie erfüllt sind, wie viel Feldzüge die deutschen Kaiser dieser Zeiten in Italien zu führen gehabt haben, und trotzdem wird niemand behaupten wollen, daß auch nur eine von den zahlreichen Empörungen, die für sie den Anlaß gaben, eine Manifestation nationaler Opposition oder nur eines staatlichen Selbständigkeitsdrangs gewesen wäre. Selbst der große Kampf, den die Salier mit dem sich höher aufrichtenden Papsttum auszukämpfen hatten, hat keinerlei nationalen Beigeschmack. Wie hätte es auch anders sein können, beruhten doch Kaisertum und Papsttum beide gleichmäßig auf dem Gedanken der christlichen, der germanisch-romanischen Gemeinschaft, nur mit dem Unterschiede, daß dieses sein Imperium über alle Völker ausdehnte, jenes aber sich mit dem ihm verbliebenen Ueberreste des

Digitized by Google

karolingiſchen Univerſalreiches durchaus begnügte. Und ſo kam es, daß Gregor VII. gegen Heinrich IV. ganz ebenſo mit deutſchen, wie mit italieniſchen Hilfstruppen, d. h. mit den von ihm aufgereizten weltlichen und geiſtlichen Fürſten, gegen den Kaiſer focht. Noch auffälliger und vielleicht noch charakteriſtiſcher war, daß ſich die antikaiſerlichen Parteien, die ſich unter den Hohenſtaufen in Italien bildeten, nach einem deutſchen, dem Kaiſertum ebenfalls aufſäſſigen Fürſtengeſchlecht benannten. All' die Hunderte von Aufſtänden, die die deutſchen Herrſcher des Landes zu beſtehen hatten, entſprachen nur den Kämpfen, die dieſelben Kaiſer in Deutſchland ſelbſt zu führen hatten. Sie ſind die Produkte derſelben hiſtoriſchen Tendenz, des Strebens des zum Fürſtentum aufſteigenden Hochadels nach partikularer Unabhängigkeit. Und wenn ſie in Italien ſich vielleicht noch heftiger Luft gemacht hat, als in Deutſchland, wenn hier namentlich auch die Städte, in demſelben Drang nach halbſtaatlicher Autonomie, als Gegner der nationaliſtiſchen Monarchie auftraten, ſo war dies nicht der Einwirkung eines nationalen Haſſes, ſondern den noch viel autonomiſtiſcheren Neigungen der Italiener zuzuſchreiben. Im Gegenteil, zuletzt hat der verführeriſche Reiz, den Italien auf den zweiten großen Hohenſtaufen ausübte, das alte Verhältnis zwiſchen den beiden Völkern faſt umgekehrt. Friedrich II. war im Grunde faſt in demſelben Sinne ein italieniſcher Beherrſcher der Deutſchen, wie alle ſeine Vorgänger deutſche Beherrſcher der Italiener geweſen waren. Alle dieſe Zwiſtigkeiten gehören nicht in die äußere, ſondern in die innere Geſchichte Italiens, und ſie ändern das Bild, das die italieniſch-deutſchen Beziehungen von Otto I. ab bis zum Ausgang des frühen Mittelalters, bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts darbieten, in keinem einzigen Zuge.

Und auch anderwärts, in der auswärtigen Geſchichte der übrigen germaniſch-romaniſchen Völker, ſucht man vergeblich nach Anzeichen einer weſentlichen Aenderung der Verhältniſſe im Vergleich mit den Ausgängen der Karolingerzeit. Nirgends iſt es vor allem zu ſtändigen feindlichen oder friedlichen politiſchen Beziehungen im modernen Sinne gekommen. Am nächſten liegt die Vermutung, daß die Kaiſerwürde der deutſchen Staatskunſt dieſer Jahrhunderte Pläne gegen die Unabhängigkeit der übrigen Völker eingegeben hätte. Aber davon kann doch im Ernſte nicht die Rede

sein. Das deutsche Reich ist in diesen Zeiten seiner größten Stärke gegen die andern Gliedern der germanisch-romanischen Völkergruppe nicht erobernd vorgegangen, ja es hat ihnen nicht einmal ernstlich eine Hegemonie aufzudrängen versucht, nach der zu streben ihm seine Kraft wohl erlaubt haben würde.

Wohl sind namentlich die Sachsenkaiser Mehrer des Reiches gewesen, aber das deutsche Schwert hat sich zuerst und zuletzt und fast ausnahmslos gegen Nichtchristen, gegen die Völker außerhalb des germanisch-romanischen Nationenvereins gerichtet. Die Erwerbung des deutschen Nordostens, die erste Kolonisation großen Stiles, die des Mittelalters, hat sich damals vollzogen, und ein ähnlicher Vorstoß nach Südosten ist ihm parallel gegangen. 928 ist die Brandenburg, die Hauptfeste der Wenden, gebrochen worden, 929 hat der slavische Herrscher Böhmens, 963 der Polens die deutsche Lehnshoheit anerkannt; nach 960 regierte als kaiserlicher Beamter Gero schon über das Land zwischen Elbe, Schlei und Oder, und 976 wurde der Babenberger Leopold Markgraf der Südostmark, die bald darauf Oesterreich genannt wurde und die sich allmählich Steiermark, Krain und Kärnten angliederte. Es war das Bollwerk des Reiches gegen die noch barbarischen Madjaren und ihre Invasionen in Deutschland, die schon Heinrich I. und Otto I. hatten zurückweisen müssen. Mecklenburg ist 1170 von dem damals und noch heute regierenden slavischen Fürstengeschlecht aus der Hand Heinrichs des Löwen zu Lehen empfangen worden, Preußen ist 1226 dem deutschen Orden, Pommern ist 1181 ebenso als deutsches Lehen vergeben worden. Es blieb gleichfalls unter der Herrschaft seiner slavischen Fürsten, die nun ihrerseits sich und das Land friedlich germanisierten, was die Deutschherren zur selben Zeit mit Feuer und Schwert thaten. Die Oberhoheit des Reiches über Schlesien, das sich unter einheimischen Fürsten ähnlich aus einem slavischen in ein deutsches Land verwandelte, ist freilich selbst unter den Staufern, wie die über Pommern und Preußen, keine sehr wirksam ausgeübte gewesen. Ueberhaupt ist für den gesamten Vorgang, das Vorrücken der Deutschen über die Oder und Weichsel und nach Süden bis zur Sau, charakteristisch, daß es in seinem weiteren Verlaufe mehr und mehr eine Angelegenheit des deutschen Volkes, als des Reiches wurde. Schon die salischen Kaiser haben dieser Ausdehnung der Reichsgrenzen nicht die stetige Teilnahme zugewandt,

Digitized by Google

die das ſächſiſche Haus ihr gegönnt hatte, und, im ganzen und großen betrachtet, hat in dieſem Zeitraum die Koloniſation des Oſtens durchaus nicht die Rolle in der deutſchen Reichsgeſchichte geſpielt, die den Angelegenheiten Italiens und des alten Reichslandes wie ſelbſtverſtändlich zukam. Dem guten Schwert ſtarker Fürſten und Edelleute und der durch Uebervölkerung verſtärkten Wanderluſt deutſcher Bürger und Bauern hat dieſe Koloniſierung faſt alles und jedenfalls unendlich mehr zu danken, als den Einwirkungen der Herrſcher des Reiches, zum wenigſten ſeit dem Ausgang der Sachſenkaiſer.

Für die Geſchichte der Entſtehung des modernen Nationalismus iſt der Vorgang ſehr wichtig, erſtlich weil hier zum erſten Mal gewiſſermaßen eine Nation getrennt vom Staate politiſch handelnd auftritt und zum zweiten, weil durch dieſe Koloniſation ebenfalls zum erſten Male Fremden, Slaven, nicht nur germaniſche Herrſchaft, ſondern thatſächlich auch germaniſches Volkstum aufgenötigt wurde. Aber für die Entwickelung des europäiſchen Staatenſyſtems iſt er nicht von gleicher Bedeutung. Die ſlaviſchen Böhmen, Mecklenburger, Wenden und die Preußen waren wie die Polen zu Anfang dieſes Expanſionsprozeſſes erſt eben im Begriff, eigentliche Staaten zu gründen, ſie ſtanden damals etwa auf der Stufe, die die Germanen zur Zeit der Völkerwanderung erreicht hatten, ſie begannen erſt hier und da Chriſten zu werden, ſie gehörten nicht nur ihrem Blut, ſondern auch ihrer kulturellen, wie ihrer ſozialen und politiſchen Entwickelung nach noch im mindeſten nicht zu der germaniſch-romaniſchen Völkergruppe. Für das Verhalten Deutſchlands zu dieſer kommt alſo jener Vorgang nicht in Betracht. Im Gegenteil der Vergleich aller übrigen internationalen Aktionen des Reichs mit ihm läßt ſehr deutlich erkennen, wie wenig die deutſche Politik dieſer Jahrhunderte nach einer europäiſchen Hegemonie, geſchweige denn nach einer Univerſalmonarchie im Sinne des Karolingerſtaates ſtrebte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Besprechungen.

Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. I. Abteilung: Briefe 1. Bd.: Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, mit Unterstützung der K. Pr. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Georg Steinhausen. 1. Bd. Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter. Berlin, 1899, Gärtners Verlag (H. Heyfelder). (XIII, 454 S.)

Wer der Kulturgeschichte die Berechtigung zur Selbständigkeit bestreitet, pflegt so zu verfahren, daß er alle bedeutenderen Aeußerungen menschlicher Geistesthätigkeit der Behandlung seitens der politischen Geschichte vorbehält und den kümmerlichen Rest — die äußeren Lebensformen — mit einigen mehr oder weniger geschmackvollen Wendungen abthut. Die Praxis allerdings ist bescheidener als die Theorie: auch umfassendere moderne Darstellungen begnügen sich in der Regel mit dem von Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen notgedrungen verteidigten Rezept, „neben der eigentlichen Geschichte einen Packwagen mit allerhand Nachrichten herfahren zu lassen". Wer an Rankes Worte denkt: „Auch in der Geschichte bekämpfen und durchdringen sich Freiheit und Notwendigkeit; die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Notwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens", der wird in solcher Behandlung den Reichtum wirkender Kräfte nicht erschöpft sehen. Wie Meeresströmungen, dem Auge entzogen, mit unentrinnbarer Gewalt Verkehr und Klima beeinflussen, so weist das Volkerleben Unterstromungen auf, die von der machtvollsten Einzelpersönlichkeit gelenkt, aber nicht geschaffen werden konnen. Ihnen vor allem gilt die Arbeit der Kulturgeschichte. Wenn es unhistorisch ist, vergangene Zeiten aus der eignen zu beurteilen, dann ist die Geschichte der Anschauungen nötig zur historischen Erkenntnis. Das Seelische als Hauptgegenstand der Kulturgeschichte wird sich klarer ausscheiden, nachdem vieles überflüssig ihr Zugeschobene der neuen Wissenschaft der Volkskunde zugefallen ist. Je mehr sich aber die Kulturgeschichte der Entwickelung der Ideen zuwendet, desto berechtigter wird die Forderung sein, daß sie sich der Zersplitterung enthalte, die bisher ihrem wissenschaftlichen Charakter Abbruch gethan hat, und die Einzelheiten, auf deren Beobachtung sie nun einmal angewiesen ist, nur aus weiten Gesichtspunkten betrachte. Ein mit dilettantischer Freude veröffentlichter Fund, der in der Vereinzelung nur als Kuriosum wirkt,

Digitized by Google

kann in einer geschlossenen Entwickelungsreihe ein wertvolles Glied abgeben. Für solche auf kulturelle Zusammenhänge gerichtete Forschungen fehlt es aber noch sehr an der nötigen Grundlage, den wissenschaftlichen Quellenpublikationen; dem Forscher lag bisher auch die Arbeit des Sammlers ob. Die Notwendigkeit eines Wandels erkannt und die thatkräftigen Schritte dafür gethan zu haben, dies Verdienst wird dem Herausgeber unserer Zeitschrift unbestritten bleiben. Die beste Anerkennung dafür ist die Unterstützung der Akademie der Wissenschaften. Wieviel gerade den Privatbriefen für die Kenntnis des inneren Lebens vergangener Zeiten zu entnehmen ist, dafür hat schon Steinhausens Geschichte des deutschen Briefes die wertvollsten Hinweise gegeben. Sind doch die Briefe als unmittelbare Zeugnisse dafür ungleich bedeutsamer als die tendenziös beeinflußten litterarischen Aeußerungen. Ihnen treten sie als Berichtigung oder Ergänzung zur Seite. Die Spottverse gegen die Pfefferjäcke: „Es stund viel besser in der Zeit, da füchsen war ihr bestes Kleid und ihn die Stiefel stunken", wie lebendig werden sie illustriert durch die Worte des adelsstolzen Reischach an Hans Besserer: „Wie der Pfeffer und ander Kaufmannschaft von Alexandria und Barcelona gen Venedig komm, ziemt dir baß, denn den Adel zu rechtfertigen." Um so höher ist der Wert solcher unmittelbaren Zeugnisse, als die Sammlung sich auf eine Zeit beschränkt, wo sie noch selten waren. Ist doch der private Briefverkehr, der im vierzehnten Jahrhundert entsteht, erst in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten zu reicherer Ausbildung gelangt, um dann bald nach 1500 in breitem Schwall dahinzufluten. Das Alter der Briefe — hier ist zum erstenmal der älteste erhaltene von 1305 veröffentlicht — erhoht ihren Wert auch in sprachlicher Hinsicht, zumal die verschiedensten Dialekte vertreten sind. Für die getreue Wiedergabe der Texte, die überwiegend, für die ältere Zeit fast ausschließlich aus den Archiven geschopft sind, bürgt die wissenschaftliche Strenge der Edition in den für Urkundenbücher allgemein angenommenen Formen. Auch die bereits anderwärts gedruckten Stücke haben nur nach nochmaliger Kollationierung Aufnahme gefunden. Besonderen Dankes wert ist die auf die sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und die vielfach unsichere Datierung verwendete Sorgfalt. Mit den Abweichungen von heute zur Regel gewordenen Editionsgrundsätzen kann man sich bei der Eigentümlichkeit der Texte wohl befreunden, da sie durchaus der Lesbarkeit dienen. Nicht zum mindesten wird diese gefordert durch die ausgezeichnete typographische Ausstattung, die leider bei einem deutschen wissenschaftlichen Werke hervorzuheben nicht überflüssig ist. Der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes bietet durch die Stellung der Briefschreiber noch viel Gelegenheit zur Würdigung bedeutender Persönlichkeiten. Auf Albrecht Achilles hatte in dieser Hinsicht bereits Steinhausen a. a. O. hingewiesen. Von ihm, dem ersten deutschen Fürsten, der eine umfassende Korrespondenz führte, der allerdings auch durch sein wechselreiches Leben wie wenige Gelegenheit dazu hatte, liegt eine ganze Reihe von Briefen vor, die einen Einblick in die selten reiche Entwickelung dieser mächtigen Persönlichkeit gewähren. Wie echt deutsch mutet es uns an, wenn der Mann, dessen Verschlagenheit ebenso wie sein eiserner Arm bei den Feinden gefürchtet war, sorgsam auf die verschiedensten Interessen aller Familienglieder eingeht. Dazu

Digitized by Google

kommt ein nie versagender Humor, dessen Massivität für uns schwächliche Moderne freilich etwas schwer verdaulich ist und den Wunsch Graf Ulrichs von Württemberg bei der Geburt eines Sohnes nicht unberechtigt erscheinen läßt: „daß euer Sohn frommer werd denn ihr". Aber auch für die Gewinnung typischer Züge ist das Material von Wert, um so mehr, da die Differenzierung der geistigen Interessen nach den Ständen erst spät eingetreten ist. Noch sind Jagd und Turnier die Brennpunkte auch des fürstlichen Lebens, und es ist eine wichtige Angelegenheit, wenn Eberhard von Württemberg den Markgrafen Albrecht um Unterweisung angeht in „subtiler, verborgener Kunst, dienend zu Vorteil dem Rennen und Stechen". Aber schon wirft eine große Zukunft ihre Schatten auch in dies beschauliche Dasein, Herzog Adolf von Cleve dankt seinem Neffen von Jülich für Uebersendung einer deutschen Bibel (1446), und Herzogin Sidonie von Sachsen bittet ihren Sohn Georg, den Verkauf der zu Leipzig gedruckten Predigten Taulers zu gestatten (1498): „Du magst mir wahrlich glauben, das sich des Buchs 6 Menschen, die ich weiß, fast sehre gebessert haben." Ueberhaupt zeichnen sich die Briefe der fürstlichen Frauen durch größere Vielseitigkeit aus. Daß sie mehr schrieben, wird man für keinen Zug der Zeit erklären, aber erfreulich ist es, daß von ihnen verhältnismäßig viel mehr Briefe erhalten sind, denn sie enthalten eine Fülle der anmutigsten Beziehungen. Mit Sorgen betrachtet es die genannte Herzogin Sidonie, wenn ihr phantastisch ritterlicher Gemahl Albrecht im Osten und Westen des Reiches das kaiserliche Banner aufrecht hält: „Solche liebliche Wege kann ihm der römische König vorgeben, aber er spricht vielleicht nicht: Ich will dir dein Schaden richten und, das du darauf gewandt hast, wiedergeben." Aber sie freut sich doch, daß ihr Sohn „ein Sermon" vor dem König gehalten hat, „versehe mich, auf länger Tag wird ein guter Prediger aus dir werden". Und als er vor seiner Hochzeit die Briefe an sie und an Herzog Friedrich verwechselt, neckt sie ihn mit dem Sprichwort: Du gehst in Gedanken als ein verlobte Maid. Breiten Raum nehmen schon in den ältesten Briefen schwärmerische Freundschaftsbeteuerungen ein, und nicht selten überraschen Züge von lieblicher Zartheit. So dankt Herzogin Elisabeth von Cleve ihrer jugendlichen Nichte für einen Brief, der sich kurz vor deren Vermählung über der Minne Pracht verbreitet; „wiewohl wir der Pracht eine lange Zeit, Gott habe Dank, entschlagen sind gewesen und es mit euer Liebden noch zur Zeit also gelegen ist, deren möglichst und besser zu gebrauchen denn wir, das wir euch sehr wohl gönnen". Nur wenige Hinweise auf den reichen Inhalt der eigenartigen Publikation sind an dieser Stelle zu geben möglich. Aufschlüsse mannigfachster Art wird sie gewähren, vor allem für eins, die Entwickelung der Persönlichkeit. Wessen Blicke durch Amt und Neigung der Vergangenheit zugekehrt sind, wer die Spuren ihrer Thätigkeit täglich in ihren Schriften vor sich sieht, der bedauert wohl, daß ihm so wenig menschliches Empfinden entgegen tritt, so selten stärkere Individualitäten den konventionellen Bann zu durchbrechen vermögen. Die verstreuten Zeugnisse in reicher Fülle gesammelt zu sehen, ist ihm ein seltener Genuß, für die er der mühevollen Arbeit des Kundigen dankbar verpflichtet ist.

Magdeburg. G. Liebe.

Digitized by Google

G. Ratzinger, Forschungen zur bayrischen Geschichte. Kempten 1898, Johann Kösel. (VIII, 653 Seiten.)

Der Band enthält eine ausführliche Studie über Albert Böheim und sodann 14 kleinere Abhandlungen zur Kirchen- und Kulturgeschichte. Die erstere Arbeit bringt manches Neue und Wissenswerte. Sie gewährt in der verhältnismäßig eingehenden Darstellung der Lebensschicksale jenes unermüdlichen und rücksichtslosen Anwaltes der Kurie im Kampfe mit Friedrich II. einen wertvollen Einblick in die Denkart und das Treiben der papstfreundlichen Kreise, sie hilft in einigen Punkten ein tieferes Verständnis der Zeit erschließen. Man erfährt mancherlei über das Pfründenwesen, die Ausnutzung der Aemter, die Handhabung der Exkommunikation, Einzelheiten, die für ein genaues Milieu der Zeit schätzbar sind. In dem Urteil über Albert freilich ist wohl des Verfassers Ansicht einmal durch seinen ultramontanen Standpunkt, dann aber auch durch die Vorliebe des Biographen für seinen Helden bestimmt. Albert Böheim ist ein treffliches Musterbild jener Männer, denen eine kirchliche Erziehung oder vielmehr Abrichtung allen Zusammenhang mit Staat und Volkstum genommen hat, die in der Durchführung kirchlicher Forderungen mit allen Mitteln ihr Lebensziel sehen, wobei er nach Sitte der Zeit seinen eigenen Vorteil keineswegs außer acht ließ. Den protestantischen Geschichtschreibern, die Friedrich II. als einen „Realpolitiker" hinstellen, wäre eine Abfindung mit Ratzingers Arbeit zu empfehlen. Das geht aus ihr mit voller Deutlichkeit hervor, daß um jene Zeit die kirchlichen Waffen in Deutschland durch wahnwitzige Anwendung beinahe wirkungslos geworden waren und dem Kaiser bei einiger Mäßigung in den italienischen Angelegenheiten um 1240 ein schöner Erfolg erreichbar war. Auch die von Ratzinger beiläufig ausgesprochene Ansicht, daß Deutschland unter Friedrich II. namentlich in den Städten für eine Wiederherstellung des Kaisertums eine Fülle von Kräften geboten habe, welche dieser aber nicht zu nutzen verstand, verdient m. E. eine gründliche Nachprüfung. Ich glaube, daß sich in dem Urteil über Friedrich II. der Böhmersche Standpunkt doch schließlich im wesentlichen behaupten wird. Die kleineren Abhandlungen sind vorwiegend der Kirchengeschichte geweiht, enthalten aber auch mancherlei für die Kulturgeschichte Bemerkenswertes, so in den Aufsätzen über die soziale Bedeutung des h. Franziskus, die Anfänge der Bettelorden in der Diozese Passau, Lombardische Bau-Innungen in Bayern und Diakonat und städtische Armenpflege im M. A. Mannigfache Anregungen vermögen die fleißigen Arbeiten Ratzingers der Forschung sicherlich zu bieten.

Spremberg i. L. Rudolf Goette.

Vinzenz Löfil, Das Regensburger Hansgrafenamt. (Separatabdruck aus den Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg. Band IXL.) Regensburg, Herm. Bauhof.

Es wird hier auf Grundlage sehr sorgfältiger Forschungen eine Darstellung der Entwickelung des Regensburger Hansgrafenamtes geboten. Vorher

Digitized by Google

geht hauptsächlich im Anschluß an Köhnes Arbeit über das Hansgrafenamt ein kurzer Ueberblick über die Entwickelung der Behörde in anderen Städten. Da das Regensburger Hansgrafenamt in seinen Befugnissen und seiner Stellung mannigfachen Wandlungen unterworfen war und immer mehr tief in alle möglichen Verhältnisse des bürgerlichen und gewerblichen Lebens eingriff, gestaltet sich die Schrift zu einem, wenn auch nicht vollständigen, so doch höchst inhaltreichem Bilde der älteren Stadtwirtschaft bis zum Beginne dieses Jahrhunderts. Als erster urkundlich beglaubigter Hansgraf erscheint Marquardus um 1184. Hansa bedeutet in dieser Zusammensetzung Handelsabgabe (erst später Handelsgenossenschaft), und der Hansgraf dürfte ursprünglich ein Beamter gewesen sein, dem die Befugnisse des Grafen, soweit sie sich auf den Handel bezogen, vom Könige oder vom Burggrafen übertragen waren. Die Aufgabe des Hansgrafen war nun ursprünglich, die Marktfahrer oder Großkaufleute auf ihren Zügen zu den großen Märkten zu begleiten und dafür zu sorgen, daß deren Freiheiten und Rechte, namentlich ihre Zollvergünstigungen nicht beschwert würden. So finden wir ihn in seiner konsularischen Thätigkeit in Enns, Frankfurt, Werda, Würzburg. Aus diesen Befugnissen entwickelt sich dann sehr bald eine Gerichtsbarkeit innerhalb der Stadt in Dingen, die den Handel betreffen, was eine Urkunde König Rudolfs von 1281, der sog. Lichtenberger Schied, erweist. Wie Regensburg im Laufe des 13. Jahrhunderts die Unabhängigkeit von Herzog und Bischof, die städtische Selbstregierung erlangte, wuchs auch die Bedeutung des Hansgrafenamtes und der Umfang der Geschäfte. Es gestaltete sich zu einem Rat aus, dessen Vorsteher erst drei, dann sechs, schließlich zwölf Hansherren zur Seite traten. Die persönliche Begleitung der Marktfahrer hört auf und wird auch dadurch überflüssig, daß die Regensburger an den Hauptverkehrspunkten feste Niederlassungen gründen.

Doch der Außenhandel Regensburgs wurde infolge der Verlegung des Haupthandelsweges von der Donau nach Westen schon seit 1200 zu gunsten von Nürnberg und Augsburg immer mehr zurückgedrängt, und die Thätigkeit des Hansgrafen und seines Rates richtete sich mehr und mehr auf das Innere. So erlangt er in einem zweiten Abschnitt seines Wirkens einen ausgedehnten Einfluß auf Handel und Gewerbe innerhalb der Stadt; der Rat der Hanse wird vollständig zu einer städtischen Behörde, der die Beaufsichtigung der Gewerbe, der Handwerker und ihrer Arbeit und Preise, die Erhebung von Zöllen und Abgaben, die Prüfung von Maß und Gewicht, die Verhängung von Geldbußen für Uebertretungen in Sachen des gewerblichen Verkehrs zufällt, deren Kasse von der städtischen Finanzverwaltnng zuerst aushilfsweise, dann regelrecht herangezogen wird.

In einem letzten Zeitraume ihrer Wirksamkeit, der mit dem Ende des 15. Jahrhunderts anhebt, dehnen sich besonders die polizeilichen Befugnisse, welche die Hanse im Auftrage des Rats versieht, immer mehr ins einzelne aus; sie wird eine Art von Mädchen für alles in der städtischen Verwaltung. Sie übt Gesundheits- und Sittenpolizei aus, wacht über die Sicherheit, beaufsichtigt Hochzeitsschmäuse, hält auf die Befolgung der Kleiderordnung, bekümmert sich um die Entlohnung des Gesindes. Im Jahre 1811 erst

Digitized by Google

wurde dies Hausgericht von der neuen bayerischen Regierung aufgelöst. Die Einrichtung insgesamt hat nach dem Urteil des Verfassers, „wenn sie auch den Niedergang von Handel und Gewerbe nicht aufzuhalten vermochte, doch zur Hebung und Erhaltung dieser wichtigen Faktoren im Staats- und Stadtleben unendlich viel beigetragen und war ein Hebel mit zur Begründung der städtischen Autonomie, wie zur wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit des Handels- und Gewerbestandes in Regensburg". Die deutsche Kulturgeschichte ist dem Verfasser für seine fleißige und gründliche Arbeit, die ihr wirklichen Gewinn bringt, zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Zu wünschen wäre nur eine lichtvollere Anordnung des Stoffes, die bei einer chronologischen Darstellung leichter gewesen wäre. Infolge der Gliederung nach sachlichen und zeitlichen Gesichtspunkten werden die vielfachen Wiederholungen recht lästig.

Spremberg. Rudolf Goette.

Zur deutschen Volkskunde. Nr. 6. 7. (= Haaß, Volkstümliches aus Vögisheim im badischen Markgräflerland; und Glock, Lieder und Sprüche aus dem Elsenzthale.) Bonn, P. Hanstein, 1897. (18; 53 S.)

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Verlegers, größere Sammlungen volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Materials, die für ein selbständiges Buch teils nicht umfassend, teils nicht ausgereift genug, in Zeitschriften doch wieder dem allgemeinen Gebrauche nicht recht zugänglich gewesen wären, zu einer Reihe kleiner Schriften „zur deutschen Volkskunde" zu vereinigen. Die sauber ausgestatteten, oft sehr reichhaltigen Hefte werden bei dem billigen Preise sich überall Eingang verschaffen. Ihre Reihe eröffnete seinerzeit (1894) Elard Hugo Meyer mit einer Art von ausführlichem Fragebogen über „Badische Volkskunde" — das einzige theoretische Heft der Sammlung. Sonst sind alle Beiträge frisch aus der Praxis des Sammelns und Beobachtens erwachsen und, was hervorzuheben ist — nicht nach der Schablone gearbeitet. Im Gegenteil kommt die Eigenart jedes Sammlers hübsch zur Geltung. Mit der ihm eigenen Gabe, den kleinsten Kreis treu zu bestellen und dem scheinbar längst abgeernteten Boden immer neue Früchte abzuringen, Geschichte und Volkskunde zu vereinen, entwirft Karl Dirksen, der bekannte Sammler „Meidericher Sprichwörter", ein anschauliches Bild des Volkslebens zu Meiderich am Niederrhein. Dagegen beruht die Stärke J. J. Hoffmanns (Volkstümliches aus Schapbach in Baden) in der gewissenhaften Beibringung der Namen, wobei aber die Volkspoesie nicht vernachlässigt wird. So haben sich, je nach ihrer Eigenart, A. Goetz der Volkskunde von Ziegelau (Baden) und F. Schmitz des Siebengebirges angenommen.

Von den zuletzt erschienenen Nummern sieht die über Vögisheim aus wie eine Beantwortung der Fragebogen zur badischen Volkskunde. Sie giebt vor allem vollständige Namenlisten, stellt den volkstümlichen Speisezettel

Digitized by Google

hübſch zuſammen, geht aber über Haus-, Gehöft- und Dorfanlage, wie auch über die Tracht etwas kurz hinweg. Einige Kinderreime folgen. Der erſte, verderbt überlieferte:

Bſiſd e Hääsli, danzd e Firli,
Schlaad en Eeſeli drumme:
Ali Dierli, wu Wädeli hän
Sole an'd Hochzid chume

ſtellt ſich zu dem Verschen von der Bettlerhochzeit, das ſchon der Anhang zu „Des Knaben Wunderhorn" bringt:

Widele, wedele,
Hinterm Städtele [1])
Hat der Bettelmann Hochzeit,
Pfeift ihm Läusle,
Tanzt ein Mäusle,
'S Igele ſchlägt die Trommel,
Alle die Thier, die Wedele haben,
Sollen zur Hochzeit kommen.
(Reclamſche Ausgabe, S. 832.)

Reichhaltige, aber etwas zuſammenhangloſe Notizen über Sagen, Aberglauben, Sitten und Feſtgebräuche ſchließen ſich an, den Schluß bilden gründliche Liſten mundartlicher Wörter mit Beziehung auf Ad. Socins Aufſatz über die Basler Mundart (Basler Neujahrsblatt, 1896).

Viel einheitlicher iſt das Heft aus dem Elſenzthale, jenem letzten großeren Seitenthale des Unterneckars. Unter den Liedern mögen die meiſten auf Kunſtlieder zurückgehen, wie ſchon die Strophenformen und Refrains beweiſen. Wertvoll natürlich ſind ſie inſoweit, als ſie erkennen laſſen, was das Volk ſingt, woran es Geſchmack empfindet, nicht aber als Aeußerungen ſchöpferiſchen Volksgeiſtes. Manches ſchmeckt nach dem Kouplet, wie es ja durch die Heimkehr der Reſerviſten aus der Garniſonſtadt im Volke eingeſchmuggelt wird. Doch findet ſich auch, freilich in verderbter Form (S. 29), ein ſo herrliches Volkslied wie das vom Schloß in Oeſterreich:

„In Oeſtreich ſtand ein feſtes Schloß,
Dort ſaß bei Kröten und Schlangen,
Sechs Klafter unter der Erde tief,
Ein Jüngling hart gefangen."

Oder echt volkstümliche Umdichtungen von Kunſtliedern, worauf jetzt viel Aufmerkſamkeit verwandt wird:

„Und es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem Wechſel des Monds;
Und der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege bleibt keiner verſchont."

Daran ſchließen ſich Kinderreime, Wächterrufe, Beſchwörungsformeln („Jeſus Nazarenus, ein König der Jüden, hilf uns aus dieſen Feuernöten"), Wetter-

[1]) Soll wohl heißen: Städele, Ställchen.

regeln („Wann die Schlehe blicke, muß der Bauer d' Händsching flicke") und 185 Sprichwörter. Im ganzen eine sehr reichhaltige, dem Forscher willkommene Materialsammlung.

Würzburg. Robert Petsch.

Gustav Eskuche, Siegerländische Kinderliedchen, aus Volksmund gesammelt und erläutert. Siegen, Verlag von Hermann Montanus, 1897. (128 S.)

Der Herausgeber dieses äußerst wohlgelungenen, vom Verleger in ein würdiges Gewand gekleideten Büchleins ist auf dem Gebiete der Volkskunde nicht mehr unbekannt. Schon 1891 gab er zu Kassel mit Johann Lewalter zusammen „hessische Kinderliedchen" heraus und hat sich dadurch ein großes Verdienst erworben. Wer den kulturgeschichtlichen Gehalt des Volks- und Kinderliedes kennt, der wird mit dankbarer Freude die rüstige Arbeit anerkennen, die gerade in Hessen jetzt auf diesem Gebiete geleistet wird, um so mehr, als ja dort der Ausgangspunkt der Volkskunde ist, denn in Hessen und Nassau haben die Brüder Grimm ihre schönsten Märchen gesammelt. Den gereimten Erzeugnissen der Volkspoesie konnten sie damals eine gleiche Pflege nicht angedeihen lassen. Dafür ist aber in den letzten Jahrzehnten rüstig nachgearbeitet worden. Otto Böckel gab 1885 eine ganz treffliche Sammlung „Volkslieder aus Oberhessen" heraus, und seine weitschichtige Einleitung hat einen hohen kulturgeschichtlichen Wert. Leider ist das Werk nicht so verbreitet, wie es sein sollte. Dagegen haben es die „Deutschen Volkslieder in Niederhessen, aus dem Munde des Volkes gesammelt" von Johann Lewalter, die 1890 zuerst erschienen, bereits zu einer zweiten Auflage gebracht[1]). Auch sie sind dem Forscher und Freunde der Volkspoesie unentbehrlich, haben auch den großen Vorzug, außer vielen Hinweisen auf das Vorkommen der Lieder in anderen Ländern deutscher Zunge, die Melodieen mitzubringen. Dies trifft auch zu bei der von Gustav Freytag eindringlich empfohlenen guten Sammlung „Nassauischer Volkslieder" von Wolfram, der nun — für den Kulturhistoriker doppelt wichtig — diejenigen Kunstlieder namhaft macht, die im nassauischen Volke umgehen. Die Auswahl, die das Volk eben aus dem ihm Gebotenen traf, läßt doch Schlüsse auf seinen Geschmack, auf seine Denkweise ziehen. Mit solchen Männern im Bunde also, im Verein vor allem mit Lewalter, hat sich Eskuche für die Herausgabe von Kinderliedern geschult. Sein neues Buch zeigt ihn uns als eifrigen und glücklichen Sammler und als besonnenen Herausgeber, dessen Talent sich in verständiger Anordnung und ungeschminkter Wiedergabe der Nummern auf das beste bewährt. Wenn wir von den sehr gewagten mythologischen Partieen absehen, so bringen auch seine Einleitung und Anmerkungen viele, gerade für den Kulturhistoriker wertvolle Bemerkungen, sodaß wir das Buch unsern Lesern nur auf das wärmste empfehlen können.

Würzburg. Robert Petsch.

[1]) Jetzt im Verlage der „Hess. Antiquariatsbuchhandlung" zu Kassel.

Das deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Hans Helmolt, Alfred Kirchhoff, H. A. Köstlin, Adolf Lobe, Eugen Mogk, Karl Sell, Henry Thode, Oskar Weise, Jakob Wychgram hrsg. von Hans Meyer. Mit 30 Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1898. (VIII, 679 S.)

Wie schnell doch manche Bücher vergessen werden! In dem Vorwort zu dem vorliegenden anziehenden Werk heißt es, daß im Zusammenhang der deutsche Volkscharakter noch von keinem dargestellt worden sei. Das ist nicht ganz richtig. Das, was die Verfasser geben wollen, hat schon vor nahezu vierzig Jahren Wilhelm Wachsmuth in seiner „Geschichte deutscher Nationalität" zu geben versucht. Die Anlage des Werkes ist eine andere, ebenso die Behandlung, aber die Ziele sind im Grunde dieselben. Auch Wachsmuth hat die Frage „was ist deutsch" „nach möglichst vielen Seiten" zu beantworten gesucht. „Das Aeußerliche der Persönlichkeit", „Gebiet und physiologischer Gliederbau der Sprache", „geistig-sittliche Grundstimmung, Anlagen, Neigungen", „Volkshumor", „Furor", „das Materielle im Volksleben", „Staatliches Gesellschaftsleben", „Recht", „Kunst", „Glaube und Aberglaube", so und ähnlich sind die verschiedenen Abschnitte betitelt, in denen er das deutsche Volkstum zu begreifen sucht. Und niemand ist eingehender der so wichtigen Eigenart der deutschen Stämme und Landschaften gerecht geworden, als er in Band 2 und 3 seines Werkes. Das Historische scheint bei seinem Werk in den Vordergrund zu treten, aber die historische Grundierung ist auch für das Meyer'sche Werk unentbehrlich gewesen. Das Ziel Wachsmuths war, „die Ethnographie, die sich meistens nur mit der Außenseite des Völkerdaseins und nur mit den Erscheinungen der Gegenwart zu thun gemacht hat, auf einer zu vertiefenden Basis, nämlich durch Rückschreiten in die historische Begründung und Entwickelung gegenwärtiger Zustände und zwar nicht bloßer Aeußerlichkeiten, sondern des gesamten physisch-geistig-sittlichen Völkerlebens höher zu stellen und mit mehr Mark und Kern zu füllen als bisher", natürlich nur soweit das deutsche Volk in Betracht kam.

Es ist ein ähnliches Ziel, das sich Hans Meyer in dem vorliegenden Werk gesetzt hat, und so ist seine Bezeichnung desselben als „ein erster Versuch" doch etwas einzuschränken. Wohl aber ist das Buch gegenüber jenem veralteten Werk Wachsmuths, ganz abgesehen von der anderen Anlage, insofern als ein neues, verdienstvolles zu begrüßen, als seitdem die Forschung außerordentliche Fortschritte gemacht hat, als eine eigene Disziplin, die Volkskunde, entstanden ist und als — und dies ist wohl das Hauptmotiv Meyers — das nach 1870 mächtig erregte deutsche Nationalgefühl und das Selbstbewußtsein der heutigen Deutschen zu einer gründlichen Neubeantwortung der Frage „was ist deutsch" gewissermaßen drängte.

Daß diese Beantwortung in populärer und möglichst weite Kreise interessierender Weise erfolgte, ist durchaus berechtigt. Und weiter war es ein richtiger Blick Meyers, die Frage entsprechend der heute beliebt gewordenen Methode gemeinsamer Arbeit nach den verschiedenen Gebieten von verschiedenen

Digitized by Google

Bearbeitern, darunter so trefflichen wie Alfred Kirchhoff, der aber wohl seine Thüringer etwas überschätzt, beantworten zu lassen. Seine sehr anerkennenswerte Einleitung giebt die Grundgedanken, die den übrigen Mitarbeitern gleichsam als Richtschnur dienen sollten. Dadurch hat er auch eine Einheitlichkeit der Auffassung herbeizuführen gesucht. Sie haben auch alle ihr Bestes geben wollen, was ja freilich das Vorhandensein mancher schwacher Seiten nicht ausschließt, und sie suchen für ihre Aufgabe durch fesselnde Darstellung den Leser zu erwärmen. Ausstattung und Bilderschmuck zeigt das erfolgreiche Bemühen der Verlagshandlung, dem deutschen Volk dieses Buch, in dem es sich gewissermaßen spiegeln soll, auch in äußerlich anreizendem Gewande darzubieten.

Im einzelnen behandeln Kirchhoff die deutschen Landschaften und Stämme, Helmolt die deutsche Geschichte, Weise die deutsche Sprache, Mogk die deutschen Sitten und Bräuche und die altdeutsche heidnische Religion, Zell das deutsche Christentum, Lobe das deutsche Recht, Thode die deutsche bildende Kunst, Kostlin die deutsche Tonkunst und Wychgram die deutsche Dichtung.

So wünschen wir denn, trotzdem, wie gesagt, bei einzelnen Autoren mancherlei Ausstellungen, denen aber vieles Erfreuliche gegenübersteht, zu machen wären, dem Buche recht weite Verbreitung: es eignet sich trefflich zum Hausbuch unserer Gebildeten. Georg Steinhausen.

Jacob von Falke, Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Dekoration und Ausstattung der Wohnung. 6. Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1897. (378 S.)

Das vorliegende liebenswürdige Buch, dessen Verfasser nun leider verstorben ist, ist 1871 in erster Auflage erschienen und ist, wenn ich nicht irre, aus Vorträgen entstanden. Daß es jetzt in 6. Auflage hat erscheinen können, ist eine erfreuliche Thatsache und beweist, daß sein Zweck, „Schönheit, Anmut, ästhetisches Wohlgefallen in das Haus zu bringen und durch den Reiz der künstlerischen Harmonie das Gefühl der Befriedigung, der Behaglichkeit, des Glückes in unseren vier Wänden fördern zu helfen", in zunehmendem Maße erfüllt wird. Nach den wesentlichen Umgestaltungen in der vierten und fünften Auflage ist die vorliegende fast unverändert geblieben, obgleich die Lage der Dinge auf dem Gebiete der modernen Kunstindustrie entschieden eine bessere geworden ist als früher. Falke sieht darin nur eine Bestätigung der Richtigkeit der von ihm von Anfang an vertretenen Grundsätze. Sein Buch will eben Verständnis und bewußtes Urteil an Stelle eines dunklen Gefühls, einer unsicher tastenden Wahl setzen: er richtet sich vorzugsweise an den Inhaber der Wohnung, ihn will er mit den die Aesthetik derselben betreffenden Fragen vor allem vertraut machen. Er versucht das einmal durch einen kritischen Teil, der sich auf die verschiedenen Verfahrungsweisen richtet und die in der Sache selbst liegenden Bedingungen untersucht, und er sucht weiter durch geschichtliche Betrachtungen die erforderliche Vertrautheit mit der Entstehung des Vorhandenen zu erreichen.

Digitized by Google

Dieser Teil ist es, der uns hier besonders interessiert und der entschieden das beste darstellt, was bisher über die Geschichte der Wohnung, vom klassischen Altertum bis zur Gegenwart, geschrieben ist. Auch die Abschnitte über die Einzelheiten der Wohnung sind mit geschichtlichen Betrachtungen, die aber zum Teil Wiederholungen sind, durchsetzt. So darf das Buch nicht nur um seines eigentlichen Zweckes willen, sondern auch um seines geschichtlichen Inhalts, der uns immer in anmutiger Form geboten wird, warm empfohlen werden. Georg Steinhausen.

H. Simonsfeld, Wilhelm Heinrich Riehl als Kulturhistoriker Festrede, gehalten in der Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München. München, 1898. (62 S.)

Mit besonderer Freude mache ich die Leser dieser Zeitschrift auf die ausgezeichnete Würdigung aufmerksam, die in der vorliegenden akademischen Rede die kulturgeschichtliche Bedeutung und Eigenart Riehls gefunden hat. Mit liebevollem Verständnis legt Simonsfeld diese Bedeutung an der Hand der Schriften Riehls sowohl als im Zusammenhang mit der neueren kulturgeschichtlichen Bewegung im allgemeinen eingehend dar. In beiden Beziehungen ist die Lektüre der Rede dringend zu empfehlen. Wenn in der letzteren Hinsicht der Verfasser des öfteren meine Aeußerungen und Anregungen heranzieht, so freue ich mich, daß er im großen und ganzen denselben zustimmt, insbesondere auch meinem Aufsatz über Freytag, Burckhardt, Riehl und ihre Auffassung der Kulturgeschichte in den „Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum, Gesch. u. deutsche Litteratur". Daß ich Riehl in dieser Zeitschrift (V, 209) etwas hinter Freytag und Burckhardt zurückgestellt habe — nämlich in Bezug auf gelehrte Forschungsthätigkeit —, worauf Simonsfeld am Eingang seiner Rede eingeht, hindert in keiner Weise, Simonsfeld vollständig beizupflichten, wenn er ihn „den universellsten und anregendsten, durch seine öffentliche und schriftstellerische Thätigkeit weitaus wirksamsten deutschen Kulturhistoriker" nennt. Ich entnehme ferner der Rede, daß Riehl thatsächlich „Professor der Kulturgeschichte" war und nicht nur als solcher angesehen wurde, wonach meine Notizen in dieser Zeitschrift II, S. 197 und III, S. 126 zu berichtigen wären. Es ist dann nur zu bedauern, daß dieses frühe Beispiel so sehr ohne Nachwirkung geblieben ist.

Im übrigen ist die Rede ein neues Zeugnis dafür, daß unter den Historikern das Verständnis für die Bedeutung und die Aufgaben der Kulturgeschichte ein viel größeres ist, als man gemeinhin annimmt. Die ruhige und gerechte Auffassung, von der die vorliegende Rede durchdrungen ist, wird hoffentlich bald eine allgemeine sein. Georg Steinhausen.

Digitized by Google

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1898.

Allgemeine Darstellungen. Allgemeines: F. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürl. Entwick. b. z. Gegenw. 4. Aufl. Lf. 38—40. — Sources of the earliest civilization (Science of man I, 10). — G. Güttinger, Die Entwickelung d. menschl. Gesellschaft. Mit besond. Berücksicht. d. deutschen Gesch. Stuttg. (XXIV, 254 S.) — Silas K. Hocking, The culture of manhood. Lond. (92 p.). — E. Nys, Le développement économique et l'histoire (RDroitInternat. 29, 6; 30, 1). — C. Bang, Europeisk kulturhistoria i korta drag. Öfvs. fr. manuskriptet af C. A. Zachrisson I. Stockholm (332 S. 25 T.). — W. Cunningham, An Essai of Western Civilization in its economic aspects (ancient times). Cambridge (XII, 220 S.). — N. Flerowsky, Das ABC der sozialen Wissenschaften. Die gegenwärtige west-europ. Zivilisation. Die griech.-röm. Zivilisation, das M.-A., das Aufleben der Wissenschaft. Uebersetzung des Autors (aus dem Russ.). Lpz. (XVI, 614 S.). O. Merten, De l'esprit moderne dans les humanités anciennes (Revue de l'instr. publ. Belg. 1898, 5). — G. Siefert, Rückblick auf die Kulturgesch. d. M. A. (Lehrproben u. Lehrgänge 55). F. Hettinger, Thomas v. Aquino u. d. europäische Civilisation. 2. Aufl. Berlin (24 S.). — M. Philippson, Kulturgesch. Europas s. d. Ausgange d. M. A. bis zur Gegenwart. [Aus „F. v. Hellwald, Kulturg."] Lpz. (343 S.). — G. Kurth, Les origines de la civilisation moderne 4. éd. 2 vols. Paris (XXIX, 328; 358 p.). — H. Kraemer, Das 19. Jahrh. in Wort u. Bild. Politische u. Kulturgeschichte. Bd. I. 1795—1840. Berlin (VIII, 504 S.). Th. Ziegler, Die geistigen u. sozialen Strömungen d. 19. Jh. (Das 19. Jahrh. in Deutschlands Entwickelung I.) Berlin (VIII, 714 S.). — G. Steinhausen, Die Klagen über unsere Zeit (Nation 1898, 28). — E. Ciccotti, La storia e l'indirizzo del secolo XIX. (Biblioteca sociologica serie B No. 2). Milano (18 p.). — G. Hirth, Kulturgesch. Bilderbuch. 2. Aufl. Lf. 40/50. München. — Brooks Adams, The law of civilization and decay: an essay on history. Lond. (14, 394 p.). W. Roberts, Science and modern civilization. London. — H. Tipper, The growth and influence of music in relation

Digitized by Google

to civilisation. London (234 p.). — K. Lamprecht, Ueber d. Entwickelungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft (ZKulturG V, 6; VI, 1 2). — Ders., Die Entw. d. d. Geschichtswiss. vornehmlich seit Herder (AllgZtg. B. 83). H. Barge, Entwickl. d. geschichtswiss. Anschauungen i. Deutschl. Leipzig (36 S.). F. Rossbach, Der Unterricht i. d. Gesch. m. besond. Berücksicht. d. kulturgesch. Momente. Neuwied (16 S.). H. Simonsfeld, W. H. Riehl als Kulturhistoriker (AllgZtg. B. 257 8). — Brandt, Utopie und Kulturgeschichte (AllgZtg. B. 108). G. Steinhausen, Plan einer zusammenfassenden kulturgesch. Quellenpublikation (vgl. unter Deutschland Denkm. d. d. Kulturg.) (ZKulturG. V, 6).

Sammelwerke: Th. Jean Feilner, Beitr. z. Gesch. d. Kultur u. Kunst. Philosoph. Aphorismen. Braunschw. (VIII, 160 S.).

Einzelne Völkergruppen und Völker. Asien: F. Hirth, Zur Kulturgesch. d. Chinesen (AllgZtg. B. 147/8). A. Conrady, Die Beziehungen der chinesischen Kultur zur abendländischen. (Hochschulvorträge 5.) Lpz. (17 S.). — James Scott, Stray notes on Corean history and literature (JournChinaBranchRAsiatSoc. 28). M. Krol, Das Geschlechts- und Familienwesen der transbaikalischen Burjaten (ZSocWirtschG. 6, 2/3). — H. Hirt, Die wirtschaftl. Zustände d. Indogermanen (JbbNatOekStat. 70, 4.). Hübbe-Schleiden, Indien und die Inder, kulturell, wirtschaftlich und politisch behandelt (M. Geogr. Ges. Hamburg 14). — J. A. Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies. Translated and ed. by H. K. Beauchamp. Oxford (770 p.). — Archag Tchobanian, L'Arménie, son histoire, sa littérature, son rôle en Orient. Paris (91 p.). — G. Jacob, Studien in arab. Dichtern III: Altarabisches Beduinenleben nach den Quellen gesch. 2. Ausg. Berlin (VIII, 278 S.). G. Rindfleisch, Die Landschaft Haurân in römischer Zeit u. i. d. Gegenwart (ZsDPalaestV. 21, 1).

Aegypten: Hosius, Neues aus dem alten Aegypten. (Jahresb. Westf. Prov. V. 1896/7). — E. Revillout, Le moyen âge de l'Égypte pharaonique dans l'art et dans les moeurs (Rev. Égyptol. 8, 2 4). L. Borchardt, Die Dienerstatuen a. d. Gräbern d. alten Reiches (ZAegyptSpr. 35, 2). S. Lane Poole, Cairo: Sketches of its history, monuments and social life 3 ed. Lond.

Griechenland und Rom: Pauly's Real-Encyclop. des klassischen Altertums. Neue Bearb. Lf. 38. 39. Stuttg. Dictionnaire des antiquités grecques et romaines réd. sous la direct. de Ch. Daremberg et E. Saglio fasc. 24 25. Paris. — St. Cybulski, Tabulae, quibus antiquitates graecae et romanae illustr. Tab. IV. Lpz. — L. de la Vallée Poussin, La Grèce et l'Inde; ce que l'Inde nous a appris; ce que la Grèce a appris à l'Inde (Musée Belge 1898, 2). — J. Burckhardt, Griech. Kulturgesch. Hrsg. v. Jak. Oeri. 2 Bde. Berlin (IX, 370, 443 S.). H. Köster, Ueber den Einfluss landschaftlicher Verhältnisse auf die Entwickelung d. attischen Volkscharakters. Progr. Saarbrücken (17 S.). J. B. Bury, The double city of Megalopolis (JournHellenStud. 18, 1). — W. Judeich, Athen im Jahre 1395 nach der Beschreibung des Niccolò da Martoni (MDArchInst. Athen. 22, 4). — H. Bender, Rom u. römisches

Leben im Altertum. 2. Aufl. Neue billige (Titel-) Ausg. Tübingen (XI, 594 S. 11 T.). — W. Ramsay, A manual of Roman antiquities. Revised by R. Lanciani. 16. Ed. Lond. (590 p.). — Giov. Pinza, Le civiltà primitive del Lazio. (Bull. CommArch. Roma 26, 1/2). — W. Schmid, Ueber d. kulturgesch. Zusammenhang u. d. Bedeutung d. griech. Renaissance i. d. Römerzeit. Akad. Antrittsrede. Tübingen (48 S.). — S. Dill, Roman Society in the last century of the Western Empire. London (402 p.). — J. Toutain, Études sur l'organisation municipale du Haut-Empire (Mélanges d'arch. et d'hist. 18, 3/4). — J. P. Waltzing, Étude hist. sur les corporations professionnelles chez les Romains III: Recueil des inscriptions grecques et latines relatives aux corporations des Romains. London (VIII, 352 p.). — G. Patroni, Un villaggio siculo presso Matera nell'antica Apulia (Monumenti antichi VIII). — A. Raeder, Det romerske colonaets udvikling III (Nord. Tidskr. f. Filol. 6 2/3). — F. Ramorino, Cornelio Tacito nella storia della coltura: discorso. 2 ed. Milano (112 p.). — J. B. Keune, Gallo-römische Kultur in Lothringen und den benachbarten Gegenden (JbGLothrG. 9). — E. Schulze, Römisches Soldatenleben in den Taunuskastellen (Umschau 39/40). — E. Ritterling und L. Pallat, Römische Funde aus Wiesbaden (AnnVNassAltK. 29, 2). — A. Riese, Urkundl. Mitteil. über Heddernheim und d. dortige Römerstadt; Römische Fibeln aus Heddernheim. (In: Mitth. über Römische Funde aus Heddernheim II.) K. Schumacher, Z. röm. Keramik u. Geschichte Südwestdeutschlands (NHeidelbJbb.8). — H. Graf v. Walderdorff, Die Römerbauten an dem Königsberge bei Regensburg (VerhHVOberpfalz 50). — A. Oxé, Neue röm. Funde vom Niederrhein (BonnJbb. 102). — F. Fiala, Beitr. z. röm. Archäologie d. Herzegowina (Wiss. Mitt. a. Bosnien 5). — P. A. Hoffer, Fundorte röm. Altertümer im Bezirke Travnik (ib.). — J. Kellner, Röm. Baureste in Ilidže (ib.).

Deutschland: K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV, 1. Hälfte. Berlin (384 S.). — Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. 1. Abteilung. Bd. 1: Deutsche Privatbriefe des MA. hrsg. v. Georg Steinhausen. Bd. I. Berlin (XIII, 454 S.). — H. Gerdes, Gesch. d. deutsch. Volkes u. seiner Kultur im MA. Bd. 2. Lpz. (XI, 665 S.).

Bilder deutscher Kultur und Gesch. in Musterdarstellungen z. Studium f. Lehrer u. Lernende. Langensalza (IV, 339 S.). — Hirschfeld, Ueber den Namen „Germani" bei Tacitus u. sein Aufkommen b. d. Römern (SbAkWissBerlin 1898, 39). — P. Reinecke, Antike Germanen-Darstellungen in Bronze (VerhBerlAnthropGes. 1897, S. 587 f.). — R. Kötzschke, Die Gliederung der Gesellschaft b. d. alten Deutschen (DZGeschWissNF. II, 4). — F. Brincker, Germ. Altertümer i. dem angelsächs. Gedichte „Judith". Progr. Hamburg (22 S.). — B. Salin, Några tidigare former af germanska fornsaker i England (KonglVitterhHist. Månadsbl. 28). W. v. Schulenburg, Dungkeller des Tacitus (Verh. Berl. Anthr. Ges. 1897, S. 595 ff.). — A. Zehme, Die Kulturverhältnisse d. d. MA. Im Anschluss an die Lektüre zur Einführ. i. d. d. Altertümer im deutschen Unterricht geschildert. Wien u. Prag (XVI, 215 S.). —

Digitized by Google

Herrade de Landsperg, Hortus deliciarum. Réproduction héliograph. Texte explicatif par G. Keller. Livr. 10. (Suppl.) Strassburg (10 Taf. S. 45 bis 59). — A. Schultz, Ein Tag auf e. Burg i. 13. Jh. (Umschau 2, 21 22). — J. Heidemann, Die deutsche Kaiseridee u. Kaisersage i. MA. u. die falschen Friedriche. Progr. Berlin (40 S.). — J. Knepper, Nationaler Gedanke u. Kaiseridee b. d. elsäss. Humanisten. E. Beitr. z. Gesch. d. Deutschtums u. d. polit. Ideen im Reichslande. (Erläut. u. Ergänz. z. Janssens G. d. d. V., I 2/3.) Freiburg i. B. (XV, 207 S.). K. Hegel, Die Entstehung d. dtsch. Städtewesens. Lpz. (IV, 192 S.). — G. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen u. Bürgertum. (Monogr. z. Weltgesch. VI.) Bielefeld (136 S.). — Chr. Meyer, Ein Kulturbild a. d. Reformationszeitalter (Der Augsburger Reichstag i. J. 1548 nach e. fürstl. Tagebuch). (PreussJbb. 94, 2). — K. Schenk, Die wirtschaftl. Folgen d. 30j. Krieges für Deutschland. Kulturgesch. aus dem Unterrichtsstoff d. Obertertia (Z. f. gesch. Unterr. I, 7). Das deutsche Volkstum. Hrsg. von H. Meyer. Lpz. (VIII, 679 S.). — R. Goette, Deutscher Volksgeist. Vier Abhandl. z. Einf. i. d. Politik d. Gegenwart. Altenburg (III, 107 S.). — G. Schmoller, Umrisse u. Untersuch. zur Verfassungs-, Verwaltungs- u. Wirtschaftsgesch. bes. d. Preuss. Staates im 17. u. 18. Jh. Lpz. (XIII, 686 S.). — Holtze, Bilder aus Berlin vor zwei Menschenaltern (SchrVGBerlin 35). — Beitr. zur Kulturgesch. v. Berlin. Festschr. z. Feier d. 50j. Bestehens d. Korpor. d. Berliner Buchhändler. Berlin (VII, 303 S.). — R. Hansen, Zur Topographie u. Gesch. Dithmarschens (ZGesSchleswHolstLauenbG. 27). — H. Eckardt, Alt-Kiel in Wort und Bild. Kiel (VII, 564 S.). — H. W. C. Hübbe, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Hamburg u. ihr. Umgegend. Heft 1. Hamb. (VIII, 136 S.). — R. Ehrenberg, Aus der Vorzeit von Blankenese u. den benachbarten Ortschaften Wedel u. s. w. Hamburg (IV, 124 S.). G. H. Sieveking, Die Hammer Höfe (ZVHambG. 10, 2). C. W. Hermes, Wismar, e. Stadtbild v. d. Ostsee. Wismar (106 S.). H. Schumann, Pommerns Bewohner in vorgeschichtl. Zeit (Jahresber. Geogr. Ges. 6, 2). — A. Reifferscheid, A. d. Gesch. zweier Dörfer in Pommern (ib.). F. Schultz, Das Deutsch-Kroner Land im 14. Jh. (ZWestpreussGV. 39). M. Töppen, Mitteilungen aus einem Zinsbuch d. Stadt Gollub (Altpr. Monatsschr. 35, 5/6). A. Warschauer, Gesch. d. Stadt Mogilno (ZHistGPosen 13, 2). — W. Schulte: Die Anfänge d. deutsch. Kolonisation i. Schlesien. (In: Silesiaca, Festschrift). — M. Perlbach, Schlesisches a. d. Marienburger Tresslerbuch 1400–1409 (ib.). — H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jh. (ZVGSchlesiens 32). — Ed. Vogt, Aus alten Tagen. Geschichtsbilder a. d. Vergangenheit d. Kirchspiels Sabschütz in Oberschles. Leobschütz (256 S.). A. Mock, Die sozialen Verhältnisse der Malteserkommende Gröbnitz zu Anf. d. 19. Jh. Progr. Leobschütz (16 S.). — Volkmer, Gesch. d. Stadt Habelschwerdt. Habelschwerdt (VIII, 310 S.). — Cogho, Die Walen oder Venediger im Riesengebirge (MSchlesGVolksk. V, 1). — E. Schulze, Johann Emerichs Diarium consulare v. Jahre 1617/8 (NLausitzMag. 74, 1). Brückner,

Ortsgeschichte von Gersdorf (ib.). — O. Pniower, Die Bevölkerung Brandenburgs vor der slavischen Zeit (Archiv d. Brandenburgia 3). — L. Krug, Haus Jessen (Kreis Sorau). (ib.) — H. Jentsch, Das Rechnungsbuch d. Stadt Guben auf d. J. 1556/7 (NiederlausMitt. 5, 5/7). — Fr. Senckel, Auszüge a. d. Kirchenbuche von Wellmitz 1687–1827 (ib.). — H. Bieder u. A. Gurnik, Bilder a. d. Gesch. d. Stadt Frankfurt a/O. Frkft. (VI, 184 S.). — A. Reckling, Gesch. d. Stadt Driesen (Arch. d. Brandenb. 4). — C. Pfau, Beitr. z. sächs. Sittengesch. nach gerichtl. Buchungen (MVSächsVolksk. 1898, 5). — O. Richter, Atlas z. Gesch. Dresdens. Pläne u. Ansichten d. Stadt a. d. J. 1521–1898. Dresden (IV, 57 S. 40 Taf.). — Loose, Beitr. z. Statist. d. Stadt Meissen (MVGMeissen 5, 1). — K. Grosse, Gesch. d. Stadt Leipzig v. d. ältesten bis auf die neueste Zeit II, 1. Lpz. (448 S.). — G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. N. F. Lpz. (XV, 488 S.). — Stecher, Gesch. d. Stadt Hohenstein I (Schönb.GBll 5, 1). — F. E. Kröber, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Penig. 1. Bestätigung der städtischen Gerechtigkeiten u. Freiheiten i. J. 1485 (ib.); — Zur Gesch. des Dorfes Reichenbach (ib.). — J. Müller, Zur Gesch. d. Stadt Lössnitz (ib. 4, 3). — Pflugbeil, Zur Gesch. d. Dorfes Schlagwitz (ib.). — Beiträge z. Gesch. d. Stadt Buchholz III. Buchholz (72 S.). — F. Joël, Einkünfte, Dienste u. Lasten d. Amtes Schwarzenberg (Glückauf 17, S. 141 ff.). — C. v. Raab, Regesten zur Orts- und Familiengesch. des Vogtlandes II. (MAltVPlauen 13). — A. Schirmer, Beiträge z. Gesch. Eisenbergs a. Grund d. ältest. Stadtrechnungen (MGVEisenberg 13). — E. Baumberg, Arnstädter Leben vor 70 Jahren. Arnstadt (52 S.). — H. Burkhardt, D. Entstehung d. Weimarischen Parkes 1778—1828. [Aus Festschr. z. 80. Geburtst. d. Grossh.] Weimar (28 S.). — F. Joël, Besitz, Einkünfte und Rechte der Herzöge, bezw. Kurfürsten von Sachsen i. d. Aemtern Sangerhausen und Röblingen (NMitt. a. d. Geb. Hist.antiq. Forsch. 19, 4). — Rademacher, Die urbs Merseburg im 10. Jh. Progr. Merseburg (31 S. 1 Pl.) — A. Heine, Beitr. z. Gesch. d. Dorfes Ober-Rissdorf im Mansfelder Seekreise (MansfBll. 12). — R. Setzepfandt, Stadtbuch von Oschersleben 1428–1562 (GeschBllMagdeb. 32, 2). — Gesch. d. Burgen u. Klöster d. Harzes IV: K. Meyer, Die Burg Questenberg und das Questenfest. Leipz. (48 S.). — E. v. Meier, Hannov. Verfassungs- u. Verwaltungsgesch. 1680—1866. I. Lpz. (X, 556 S.). — G. Weber, Die Freien bei Hannover. Bilder aus ihr. Vergangenheit. Hannover (VIII, 135 S.). — K. Fiesel, Aus 18 Jahrhunderten. Gesch. und Bilder aus dem Papenteich. I. Allg. Gesch. d. Papenteichs. II. Chronik d. Kirchspiels Ribbesbüttel. Gifhorn (IV, 84 S.). — W. Bettinghaus, Zur Heimatskunde d. Lüneburger Landes II. Celle (95 S.). — v. d. Osten, Die Namen d. Wurster Siedelungen (Jahresber. d. Männer v. Morgenstern 1). — Fünf Vorträge geh. im Rüstringer Heimatsbund (Epping, Aus d. Waddenser Chronik; Markus, E. Gang durch Stedingen; Eschen, Allerlei aus d. guten alten Zeit; H. Bulling, Die Entstehung der Marschen; Marcus, Aus Butjadingens Vorzeit). Varel (256 S.). — J. B. Nordhoff,

Digitized by Google

Altwestfalen. Volk, Land, Grenzen. Münster (74 S.). — Osnabrücker Urkundenbuch. Hrsg. v. F. Philippi. III, 1 (1251–1259). Osnabr. (160 S.). — J. Wilbrand, Bielefeld u. Umgegend im Volksmunde (Jahresber. HV. Ravensberg 12). — Veröffentlichungen d. histor. Kommission d. Prov. Westfalen. Quellen u. Forschungen zur Gesch. d. Stadt Münster i. W. Hrsg. v. O. Hellinghaus. Bd. I. Münster (XII, 322 S.). — P. Bahlmann, Aus Münsters Vergangenheit. E. kurze Stadtgesch. Münster (32 S.). — Philippi, Münsters Vergangenheit in Gesch. u. Kunst (Korr. BlGesV. 1898, 12). — H. Boos, Gesch. d. rhein. Städtekultur. 2 Bde. 2. Ausg. Berlin (XI, 574 S.). P. D. Fischer, Beiträge z. Kulturgesch. d. Rheinlandes (DRs. 25, 4). F. Schroeder, Sittliche und kirchliche Zustände Essens i. d. 1. Hälfte des 16. Jh. (Beitr. G. Essen 18). — W. Sauer, Z. Gesch. d. Besitzungen d. Abtei Werden (das officium Grimheri in Elfter etc.) (ZVBergGV. 33). J. V. Bredt, Der Hof Bockmühl bei Barmen (ib.). — J. Kuhl, Gesch. d. Stadt Jülich, insbes. d. früh. Gymnasiums zu Jülich. IV (Schluss-) Teil. Jülich (VIII, VI, 358 S.). — H. Keussen, Crefeld vor 200 Jahren; Crefeld vor 100 Jahren (Ann. HVNiederrhein 66). — Ed. Adenaw, Archäol. Funde in Aachen bis z. J. 1898 (ZAachGV. 20). — A. Schoop, Grundzüge der Gesch. Dürens. Düren (14 S.). — F. Lau, Entwickel. d. kommunalen Verfass. u. Verwalt. d. Stadt Köln b. z. J. 1396 (Preisschriften d. Mevissen-Stiftung I). Bonn (XVI, 408 S.). — Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten a. d. 16. Jh. 3. Bd. bearb. v. F. Lau (Publ. Gesellsch. Rhein. Gesch. Kunde 16). Bonn (XXVII, 410 S.). — R. Bettgenhaeuser, Drei Jahresrechnungen des Kölnischen Offizialatsgericht in Werl (AnnHVNiederrhein 65). — M. Bär, Urkunden u. Akten z. Gesch. d. Verfass. u. Verwalt. d. Stadt Koblenz — 1500 (Publ. d. Ges. f. rhein. Gesch. Kunde 17). Bonn (XXII, 266 S.). — Lager, Eine Dienstordnung für d. Beamten u. Diener des Trierschen Domkapitels a. d. zweiten Hälfte des 13. Jh. (Trierisches Archiv 1). — H. Kniebe, Bilder aus Saarbrückens Vergangenheit. II. Reihe. Saarbrücken (V, 252 S.). — F. W. E. Roth, Aus der Kulturgesch. d. Rheingaues (Forts. u. Schl.). (ZKulturG. V, 3/5.) — F. Michel, Beiträge zur Geschichte des Märkerwesens zu Niederlahnstein (AnnVNassAltk. 29, 2). — Büff, Hessisches Leben in Sage und Sitte (MittVHessG. 1897, S. 31 ff.). J. Probst, Gesch. d. Stadt u. Festung Germersheim. Speyer (XIII, 585 S., 5 T.). — R. Sillib, Ein englischer Reisebericht über Heidelberg a. d. J. 1617 (NAGHeidelberg 3, 3/4). — A. Stork, Gesch., Volkswirtschaft u. soziales Leben d. Gemeinde Beiertheim. L. A. Karlsruhe. Karlsruhe (56, 32 S., 8 T.). — A. Thoma, Gesch. d. Klosters Frauenalb. E. Beitrag z. Kulturgesch. vor 7 Jahrh. Freiburg i./B. (III, 104 S.). — Le vieux Mulhouse. Documents d'archives. T. II. Mülhausen i./E. (LI, 551 S.). — Seraphim Dietler, Gebweiler Chronik. Hrsg. von J. v. Schlumberger. Gebweiler (XXXII, 402 S., 1 Faks.). — Urkunden und Akten d. Stadt Strassburg. I. Abt. Urkundenbuch IV, 1: Nachträge u. Bericht. zu I—III. Gesammelt v. W. Wiegand. Register zu II, III, IV, 1. Strassb. (VII, 360 S.). — Ch. Nerlinger, Le surnom de Maiselocker

donné aux Strasbourgeois. Strassb. (12 S.). — H. Witte, D. heilige Forst u. s. ältest. Besitzer. II. Gründung der Burg und Stadt Hagenau. (ZGOberrh. 13, 3). — A. Meyer, Gesch. d. Stadt Lauterburg. Weissenburg (VIII, 204 S.). — Ch. Nerlinger, État du château de Thann en Alsace au XVe siècle. Suivi de: Les revenus du duc de Bourgogne à Thann à la fin du 15e siècle. Strassb. (15, 18 S.). (Extr. d. l. Bibl. de l'école des chartes 59, 3/4). — G. Wolfram, D. räuml. Ausdehnung v. Metz zu römischer u. frühmittelalterl. Zeit (JbGLothG. 9). — K. Weller, Die Besiedelung des Alamannenlandes (WürttVjsh. f. Landesg. 7, 3/4). — Ders., Schwäbisch-Hall z. Hohenstaufenzeit (ib. 7, 1/2). — H. Schmitt, Aus Mergentheim. Bürgermeisterrechnungen 1623/5. (Veröff. d. AV. Mergenth. 1896/7 S. 11/35). — Blicke in Ulms Gesch. u. Gegenwart. Ulm (48 S.). — Baumann, Die Bevölkerung des bayer. Schwabens in ihrer gesch. Aufeinanderfolge (Beitr. Anthr. Urg. Bayerns 12, 3/4). — K. Pfund, Gesch. Erinnerungen a. d. Volksleben im Isarwinkel um 1760 (MonatsschrHVOberbayern 7, 3). — K. Pfund, Erinnerungen a. d. Volksleben im Isarwinkel um d. J. 1780 (ib. 7, 11/12). — O. Aufleger u. K. Trautmann, Alt-München i. Bild u. Wort. Lf. 20. München. — R. Streiter, Alt-Augsburg (AllgZtg. B. 132). — J. Schlicht, Niederbayern in Land, Gesch. u. Volk. Regensburg (IV, 391 S.). — F. Leitschuh, Illustr. Gesch. d. Stadt Bamberg. Lief. 1. Nürnberg (32 S.). — Chr. Meyer, Das Stadtrecht v. Hof v. J. 1436 (Zeitschr. d. Sav.-Stift. f. Rechtsg. German. Abt. 19). — Ders., Ehaften des Klosters Heidenheim (HohenzollForsch. 5, 282/9).

Oesterreich: J. Lippert, Social-Gesch. Böhmens i. vorhussit. Zeit. Bd. II. D. sociale Einfluss d. christl.-kirchl. Organisation u. d. deutsche Kolonisation. Prag, Wien, Lpz. (IV, 446 S.). — Val. Schmidt, Beitr. z. Agrar- u. Kolonisationsgesch. d. Deutschen in Südböhmen III (MVGDeutschenBöhmen 36, 3). — A. Werhold, Z. wirtschaftl. u. staatsrechtl. Entwickel. d. Egerlandes (ib. 36, 3/4). — R. Müller, Forschungen i. verschied. Bezirken Nordböhmens (MNordböhmExcCl. 21, 4). — A. Mörath, Z. ältest. Gesch. d. Stadt Krummau (MVGDeutschenBöhmen 36, 4). — Hawelka, Die Besiedelung d. polit. Bezirkes Sternberg (ZVGMähren II, 1/2). — F. Krakowizer, Gesch. der Stadt Gmunden in Ober-Oester. Bd. 1. Gmunden (XXXII, 485 S., 11 Taf., 1 Karte). — Quellen z. Gesch. der Stadt Wien. I: Regesten aus in- und ausländischen Archiven. Bd. 3. Wien (VII, 402 S.). III, 1: Grundbücher der Stadt Wien. I. Die ältesten Kaufbücher (1368–1388), bearbeitet von F. Staub. Wien (LXXX, 458 S., 4 Taf.). — Wien vor 50 Jahren. Aus d. Tagebüchern e. alt. Wieners (Alt-Wien 7). — K. Schalk, Hundert Jahre aus der Gesch. e. österr. Marktes (Medling, heute Mödling) 1437–1543 (ZSocWirtschG. 6, 2/3). — A. Queiser, Gesch. d. Stadt Amstetten v. d. ältest. Zeiten bis auf die Gegenwart. Amstetten (VIII, 168 S., 8 Taf.). — Urkunden z. Gesch. d. Deutschen in Siebenbürgen. Von F. Zimmermann, C. Werner u. G. Müller. Bd. II: 1342–1390. Hermannstadt (VII, 759 S.). — Zustand d. Sachsenlandes am Ende des 17. Jh. (CorrBlVSiebenbLK. 21, 11/12. — Monu-

Digitized by Google

menta Hungariae Juridico-historica. Corpus Statutorum IV, 2: Statuta et Articuli Municipiorum Hungariae Cis-Danubiorum. Budapestini (LXIX, 842 S.). — Th. Ortvay, Gesch. d. Stadt Pressburg II, 2: Die Rechtsorganisation d. Stadt im MA. Pressb. (XVI, 552 S.). Inama, Slavische Spuren in der Flurverfassung des Lungau (M. Anthrop. Ges. Wien 18, 2). L. Cesarini Sforza, Lo statuto di Terlago del 1424 (Arch. Trentino 14). — Jos. Grabherr, Die reichsfreie Herrschaft St. Gerold. Beitr. z. Landes- u. Kulturgesch. Vorarlbergs. (36. Jahresber. d. Vorarlb. Mus.-Vereins).

Schweiz: J. Nater, Geschichte von Aadorf und Umgebung. Frauenfeld (VIII, 866 S.). — Aug. Mayer, Gesch. von Ermatingen von 1600 bis 1800. (Thurg. Beitr. z. vaterl. G. 38). — A. Farner u. R. Wegeli, Bauernchroniken a. d. thurg. Bezirken Dieszenhofen u. Frauenfeld und d. zürch. Weinland (ib.). — F. Haag, Beiträge z. bern. Schul- u. Kulturgesch. I. 1. Bern (VII, 264 S., 1 Bild). — J. C. Muoth, Die Thalgemeinde Tavetsch. Ein Stück Wirtschaftsgesch. aus Bünden (Bündn. Mbl. Nr. 2/4). — Jean Ant. Gautier, Hist. de Genève des origines à l'année 1691. T. I u. III. Genève (459 p., 676 p.). Ch. Roumieux, Joyeusetés genevoises et célébrités de la rue 1830 à 1860. Genève (92 p.). — B. Reber, Antiquités et légendes du Valais. Genève (Extr. du „Valais Romand") (67 p.). — F. G. Stebler, Die Tesslen oder hölzern. Namensverzeichnisse im Oberwallis (Schweiz 22).

Frankreich: H. Soulier, Des origines et de l'état social de la nation française. Paris (524 p.). — K. Hillebrand, Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. 1. Frankr. u. d. Franz. 4. Aufl. Strassb. (XXII, 462 S.). — A. Lebon, Cent ans d'hist. intérieure (1789—1895). Paris (349 p.). — A. Milhaud, La densité de la population française en 1801, 1846, 1896. (Ann. de géogr. 1898, 1). — Histoire générale de Paris. Topographie historique du vieux Paris. T. 6. (Région centrale de l'Université.) Paris (X, 597 p.). A. Franklin, La vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Moeurs, Usages des Parisiens du XIIe au XIIIe siècle, d'après des documents originaux ou inédits. 2e série: La vie de Paris sous Louis XIV: Tenue de Maison et Domesticité. Paris (XXVIII, 356 p.). — Dasselbe. Les Magasins de nouveautés. T. 4. Paris (XVI, 339 p.). L.-G. Pélissier, Paris jugé par un Dalmate en 1763 (SocHistParisBull. 1898, 4). J. Laffitte, Un coin de Paris. Le XIIe Arrondissement dans le passé. Précis historique et anecdotique sur Auteuil, Passy, Chaillot et le bois de Boulogne. Paris (X, 174 p.). — M. Summer, Quelques salons de Paris au XVIIIe siècle. Paris (271 p.). — P. de Nolhac, Le Château de Versailles sous Louis XIV. Recherches sur l'histoire de la cour et sur les travaux des bâtiments du roi. Paris (VIII, 280 p.). R. Minon, La vie dans le nord de la France au 18e siècle. 1. série. Paris (IX, 451 p.). — Victe. Arthur Du Bois de Villerabel, A travers le vieux Saint-Brieuc. Souvenirs et Monuments. Saint-Brieuc (VIII, 290 p.). — L. Delourmel, Recherches d'hist. locale. Les anciennes prisons de Rennes. Rennes (63 p.). — R. Triger, Le Mans à travers les âges (RHistduMaine 44). A. Le Lorier, Monographie hist. et statist. de la

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1898.

Allgemeine Darstellungen. **Allgemeines:** F. v. Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürl. Entwick. b. z. Gegenw. 4. Aufl. Lf. 38—40. — Sources of the earliest civilization (Science of man I, 10). — G. Güttinger, Die Entwickelung d. menschl. Gesellschaft. Mit besond. Berücksicht. d. deutschen Gesch. Stuttg. (XXIV, 254 S.) — Silas K. Hocking, The culture of manhood. Lond. (92 p.). — E. Nys, Le développement économique et l'histoire (RDroitInternat. 29, 6; 30, 1). — C. Bang, Europeisk kulturhistoria i korta drag. Öfvs. fr. manuskriptet af C. A. Zachrisson I. Stockholm (332 S. 25 T.). — W. Cunningham, An Essai of Western Civilization in its economic aspects (ancient times). Cambridge (XII, 220 S.). — N. Flerowsky, Das ABC der sozialen Wissenschaften. Die gegenwärtige west-europ. Zivilisation. Die griech.-röm. Zivilisation, das M.-A., das Aufleben der Wissenschaft. Uebersetzung des Autors (aus dem Russ.). Lpz. (XVI, 614 S.). — O. Merten, De l'esprit moderne dans les humanités anciennes (Revue de l'instr. publ. Belg. 1898, 5). — G. Siefert, Rückblick auf die Kulturgesch. d. M. A. (Lehrproben u. Lehrgänge 55). — F. Hettinger, Thomas v. Aquino u. d. europäische Civilisation. 2. Aufl. Berlin (24 S.). — M. Philippson, Kulturgesch. Europas s. d. Ausgange d. M. A. bis zur Gegenwart. [Aus „F. v. Hellwald, Kulturg."] Lpz. (343 S.). — G. Kurth, Les origines de la civilisation moderne 4. éd. 2 vols. Paris (XXIX, 328; 358 p.). — H. Kraemer, Das 19. Jahrh. in Wort u. Bild. Politische u. Kulturgeschichte. Bd. I. 1795—1840. Berlin (VIII, 504 S.). — Th. Ziegler, Die geistigen u. sozialen Strömungen d. 19. Jh. (Das 19. Jahrh. in Deutschlands Entwickelung I.) Berlin (VIII, 714 S.). — G. Steinhausen, Die Klagen über unsere Zeit (Nation 1898, 28). — E. Ciccotti, La storia e l'indirizzo del secolo XIX. (Biblioteca sociologica serie B No. 2). Milano (18 p.). — G. Hirth, Kulturgesch. Bilderbuch. 2. Aufl. Lf. 40/50. München. — Brooks Adams, The law of civilization and decay: an essay on history. Lond. (14, 394 p.). — W. Roberts, Science and modern civilization. London. — H. Tipper, The growth and influence of music in relation

Digitized by Google

to civilisation. London (234 p.). — K. Lamprecht, Ueber d. Entwickelungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft (ZKulturG V, 6; VI, 1 2). - Ders., Die Entw. d. d. Geschichtswiss. vornehmlich seit Herder (AllgZtg. B. 83). - H. Barge, Entwickl. d. geschichtswiss. Anschauungen i. Deutschl. Leipzig (36 S.). F. Rossbach, Der Unterricht i. d. Gesch. m. besond. Berücksicht. d. kulturgesch. Momente. Neuwied (16 S.). H. Simonsfeld, W. H. Riehl als Kulturhistoriker (AllgZtg. B. 257 8). — Brandt, Utopie und Kulturgeschichte (AllgZtg. B. 108). G. Steinhausen, Plan einer zusammenfassenden kulturgesch. Quellenpublikation (vgl. unter Deutschland Denkm. d. d. Kulturg.) (ZKulturG. V, 6).

Sammelwerke: Th. Jean Feilner, Beitr. z. Gesch. d. Kultur u. Kunst. Philosoph. Aphorismen. Braunschw. (VIII, 160 S.).

Einzelne Völkergruppen und Völker. Asien: F. Hirth, Zur Kulturgesch. d. Chinesen (AllgZtg. B. 147/8). A. Conrady, Die Beziehungen der chinesischen Kultur zur abendländischen. (Hochschulvorträge 5.) Lpz. (17 S.). — James Scott, Stray notes on Corean history and literature (JournChinaBranchRAsiatSoc. 28). M. Krol, Das Geschlechts- und Familienwesen der transbaikalischen Burjaten (ZSocWirtschG. 6, 2/3). — H. Hirt, Die wirtschaftl. Zustände d. Indogermanen (JbbNatOekStat. 70, 4.). Hübbe-Schleiden, Indien und die Inder, kulturell, wirtschaftlich und politisch behandelt (M. Geogr. Ges. Hamburg 14). - J. A. Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies. Translated and ed. by H. K. Beauchamp. Oxford (770 p.). - Archag Tchobanian, L'Arménie, son histoire, sa littérature, son rôle en Orient. Paris (91 p.). - G. Jacob, Studien in arab. Dichtern III: Altarabisches Beduinenleben nach den Quellen gesch. 2. Ausg. Berlin (VIII, 278 S.). - G. Rindfleisch, Die Landschaft Haurān in römischer Zeit u. i. d. Gegenwart (ZsDPalaestV. 21, 1).

Aegypten: Hosius, Neues aus dem alten Aegypten. (Jahresb. Westf. Prov. V. 1896/7). — E. Revillout, Le moyen âge de l'Égypte pharaonique dans l'art et dans les moeurs (Rev. Égyptol. 8, 2/4). - L. Borchardt, Die Dienerstatuen a. d. Gräbern d. alten Reiches (ZAegyptSpr. 35, 2). S. Lane Poole, Cairo: Sketches of its history, monuments and social life 3 ed. Lond.

Griechenland und Rom: Pauly's Real-Encyclop. des klassischen Altertums. Neue Bearb. Lf. 38. 39. Stuttg. - Dictionnaire des antiquités grecques et romaines réd. sous la direct. de Ch. Daremberg et E. Saglio fasc. 24/25. Paris. - St. Cybulski, Tabulae, quibus antiquitates graecae et romanae illustr. Tab. IV. Lpz. — L. de la Vallée Poussin, La Grèce et l'Inde; ce que l'Inde nous a appris; ce que la Grèce a appris à l'Inde (Musée Belge 1898, 2). — J. Burckhardt, Griech. Kulturgesch. Hrsg. v. Jak. Oeri. 2 Bde. Berlin (IX, 370, 443 S.). — H. Köster, Ueber den Einfluss landschaftlicher Verhältnisse auf die Entwickelung d. attischen Volkscharakters. Progr. Saarbrücken (17 S.). J. B. Bury, The double city of Megalopolis (JournHellenStud. 18, 1). — W. Judeich, Athen im Jahre 1395 nach der Beschreibung des Niccolò da Martoni (MDArchInst. Athen. 22, 4). — H. Bender, Rom u. römisches

Leben im Altertum. 2. Aufl. Neue billige (Titel-) Ausg. Tübingen (XI. 594 S. 11 T.). — W. Ramsay, A manual of Roman antiquities. Revised by R. Lanciani. 16. Ed. Lond. (590 p.). — Giov. Pinza, Le civiltà primitive del Lazio. (Bull. CommArch. Roma 26, 1/2). — W. Schmid, Ueber d. kulturgesch. Zusammenhang u. d. Bedeutung d. griech. Renaissance i. d. Römerzeit. Akad. Antrittsrede. Tübingen (48 S.). — S. Dill, Roman Society in the last century of the Western Empire. London (402 p.). — J. Toutain, Études sur l'organisation municipale du Haut-Empire (Mélanges d'arch. et d'hist. 18, 3/4). — J. P. Waltzing, Étude hist. sur les corporations professionnelles chez les Romains III: Recueil des inscriptions grecques et latines relatives aux corporations des Romains. London (VIII, 352 p.). — G. Patroni, Un villaggio siculo presso Matera nell'antica Apulia (Monumenti antichi VIII). — A. Raeder, Det romerske colonaets udvikling III (Nord. Tidskr. f. Filol. 6 2/3). — F. Ramorino, Cornelio Tacito nella storia della coltura: discorso. 2 ed. Milano (112 p.). — J. B. Keune, Gallo-römische Kultur in Lothringen und den benachbarten Gegenden (JbGLothrG. 9). — E. Schulze, Römisches Soldatenleben in den Taunuskastellen (Umschau 39/40). — E. Ritterling und L. Pallat, Römische Funde aus Wiesbaden (AnnVNassAltK. 29, 2). — A. Riese, Urkundl. Mitteil. über Heddernheim und d. dortige Römerstadt; Römische Fibeln aus Heddernheim. (In: Mitth. über Römische Funde aus Heddernheim II.) — K. Schumacher, Z. röm. Keramik u. Geschichte Südwestdeutschlands (NHeidelbJbb.8). — H. Graf v. Walderdorff, Die Römerbauten an dem Königsberge bei Regensburg (VerhHVOberpfalz 50). — A. Oxé, Neue röm. Funde vom Niederrhein (BonnJbb. 102). — F. Fiala, Beitr. z. röm. Archäologie d. Herzegowina (Wiss. Mitt. a. Bosnien 5). — P. A. Hoffer, Fundorte röm. Altertümer im Bezirke Travnik (ib.). — J. Kellner, Röm. Baureste in Ilidže (ib.).

Deutschland: K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV, 1. Hälfte. Berlin (384 S.). — Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. 1. Abteilung. Bd. 1: Deutsche Privatbriefe des MA. hrsg. v. Georg Steinhausen. Bd. I. Berlin (XIII, 454 S.). — H. Gerdes, Gesch. d. deutsch. Volkes u. seiner Kultur im MA. Bd. 2. Lpz. (XI, 665 S.). — Bilder deutscher Kultur und Gesch. in Musterdarstellungen z. Studium f. Lehrer u. Lernende. Langensalza (IV, 339 S.). — Hirschfeld, Ueber den Namen „Germani" bei Tacitus u. sein Aufkommen b. d. Römern (SbAkWissBerlin 1898, 39). — P. Reinecke, Antike Germanen-Darstellungen in Bronze (VerhBerlAnthropGes. 1897, S. 587 f.). — R. Kötzschke, Die Gliederung der Gesellschaft b. d. alten Deutschen (DZGeschWissNF. II, 4). — F. Brincker, Germ. Altertümer i. dem angelsächs. Gedichte „Judith". Progr. Hamburg (22 S.). — B. Salin, Några tidigare former af germanska fornsaker i England (KonglVitterhHist. Månadsbl. 23). — W. v. Schulenburg, Dungkeller des Tacitus (Verh. Berl. Anthr. Ges. 1897, S. 595 ff.). — A. Zehme, Die Kulturverhältnisse d. d. MA. Im Anschluss an die Lektüre zur Einführ. i. d. d. Altertümer im deutschen Unterricht geschildert. Wien u. Prag (XVI, 215 S.). —

Digitized by Google

Herrade de Landsperg, Hortus deliciarum. Réproduction héliograph. Texte explicatif par G. Keller. Livr. 10. (Suppl.) Strassburg (10 Taf. S. 45 bis 59). — A. Schultz, Ein Tag auf e. Burg i. 13. Jh. (Umschau 2, 21 22). J. Heidemann, Die deutsche Kaiseridee u. Kaisersage i. MA. u. die falschen Friedriche. Progr. Berlin (40 S.). — J. Knepper, Nationaler Gedanke u. Kaiseridee b. d. elsäss. Humanisten. E. Beitr. z. Gesch. d. Deutschtums u. d. polit. Ideen im Reichslande. (Erläut. u. Ergänz. z. Janssens G. d. d. V., I 2/3.) Freiburg i. B. (XV, 207 S.). K. Hegel, Die Entstehung d. dtsch. Städtewesens. Lpz. (IV, 192 S.). G. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen u. Bürgertum. (Monogr. z. Weltgesch. VI.) Bielefeld (136 S.). Chr. Meyer, Ein Kulturbild a. d. Reformationszeitalter (Der Augsburger Reichstag i. J. 1548 nach e. fürstl. Tagebuch). (PreussJbb. 94, 2). - K. Schenk, Die wirtschaftl. Folgen d. 30j. Krieges für Deutschland. Kulturgesch. aus dem Unterrichtsstoff d. Obertertia (Z. f. gesch. Unterr. I, 7). Das deutsche Volkstum. Hrsg. von H. Meyer. Lpz. (VIII, 679 S.). — R. Goette, Deutscher Volksgeist. Vier Abhandl. z. Einf. i. d. Politik d. Gegenwart. Altenburg (III, 107 S.). — G. Schmoller, Umrisse u. Untersuch. zur Verfassungs-, Verwaltungs- u. Wirtschaftsgesch. bes. d. Preuss. Staates im 17. u. 18. Jh. Lpz. (XIII, 686 S.). Holtze, Bilder aus Berlin vor zwei Menschenaltern (SchrVGBerlin 35). - Beitr. zur Kulturgesch. v. Berlin. Festschr. z. Feier d. 50j. Bestehens d. Korpor. d. Berliner Buchhändler. Berlin (VII, 303 S.). R. Hansen, Zur Topographie u. Gesch. Dithmarschens (ZGesSchleswHolstLauenbG. 27). H. Eckardt, Alt-Kiel in Wort und Bild. Kiel (VII, 564 S.). — H. W. C. Hübbe, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Hamburg u. ihr. Umgegend. Heft 1. Hamb. (VIII, 136 S.). - R. Ehrenberg, Aus der Vorzeit von Blankenese u. den benachbarten Ortschaften Wedel u. s. w. Hamburg (IV, 124 S.). - G. H. Sieveking, Die Hammer Höfe (ZVHambG. 10, 2). C. W. Hermes, Wismar, e. Stadtbild v. d. Ostsee. Wismar (106 S.). H. Schumann, Pommerns Bewohner in vorgeschichtl. Zeit (Jahresber. Geogr. Ges. 6, 2). — A. Reifferscheid, A. d. Gesch. zweier Dörfer in Pommern (ib.). F. Schultz, Das Deutsch-Kroner Land im 14. Jh. (ZWestpreussGV. 39). M. Töppen, Mitteilungen aus einem Zinsbuch d. Stadt Gollub (Altpr. Monatsschr. 35, 5/6). A. Warschauer, Gesch. d. Stadt Mogilno (ZHistGPosen 13, 2). - W. Schulte: Die Anfänge d. deutsch. Kolonisation i. Schlesien. (In: Silesiaca, Festschrift). M. Perlbach, Schlesisches a. d. Marienburger Tresslerbuch 1400--1409 (ib.). - H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jh. (ZVGSchlesiens 32). - Ed. Vogt, Aus alten Tagen. Geschichtsbilder a. d. Vergangenheit d. Kirchspiels Sabschütz in Oberschles. Leobschütz (256 S.). A. Mock, Die sozialen Verhältnisse der Malteserkommende Gröbnitz zu Anf. d. 19. Jh. Progr. Leobschütz (16 S.). — Volkmer, Gesch. d. Stadt Habelschwerdt. Habelschwerdt (VIII, 310 S.). — Cogho, Die Walen oder Venediger im Riesengebirge (MSchlesGVolksk. V, 1). — E. Schulze, Johann Emerichs Diarium consulare v. Jahre 1617 8 (NLausitzMag. 74, 1). Brückner,

Ortsgeschichte von Gersdorf (ib.). O. Pniower, Die Bevölkerung Brandenburgs vor der slavischen Zeit (Archiv d. Brandenburgia 3). — L. Krug, Haus Jessen (Kreis Sorau). (ib.) H. Jentsch, Das Rechnungsbuch d. Stadt Guben auf d. J. 1556/7 (NiederlausMitt. 5, 5/7). Fr. Senckel, Auszüge a. d. Kirchenbuche von Wellmitz 1687 1827 (ib.). — H. Bieder u. A. Gurnik, Bilder a. d. Gesch. d. Stadt Frankfurt a/O. Frkft. (VI, 184 S.). A. Reckling, Gesch. d. Stadt Driesen (Arch. d. Brandenb. 4). — C. Pfau, Beitr. z. sächs. Sittengesch. nach gerichtl. Buchungen (MVSächsVolksk. 1898, 5). O. Richter, Atlas z. Gesch. Dresdens. Pläne u. Ansichten d. Stadt a. d. J. 1521 -1898. Dresden (IV, 57 S. 40 Taf.). — Loose, Beitr. z. Statist. d. Stadt Meissen (MVGMeissen 5, 1). — K. Grosse, Gesch. d. Stadt Leipzig v. d. ältesten bis auf die neueste Zeit II, 1. Lpz. (448 S.). — G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit. N. F. Lpz. (XV, 488 S.). — Stecher, Gesch. d. Stadt Hohenstein I (Schönb.GBll 5, 1). - F. E. Kröber, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Penig. 1. Bestätigung der städtischen Gerechtigkeiten u. Freiheiten i. J. 1485 (ib.); — Zur Gesch. des Dorfes Reichenbach (ib.). — J. Müller, Zur Gesch. d. Stadt Lössnitz (ib. 4, 3). — Pflugbeil, Zur Gesch. d. Dorfes Schlagwitz (ib.). — Beiträge z. Gesch. d. Stadt Buchholz III. Buchholz (72 S.). — F. Joël, Einkünfte, Dienste u. Lasten d. Amtes Schwarzenberg (Glückauf 17, S. 141 ff.). — C. v. Raab, Regesten zur Orts- und Familiengesch. des Vogtlandes II. (MAltVPlauen 13). — A. Schirmer, Beiträge z. Gesch. Eisenbergs a. Grund d. ältest. Stadtrechnungen (MGVEisenberg 13). — E. Baumberg, Arnstädter Leben vor 70 Jahren. Arnstadt (52 S.). — H. Burkhardt, D. Entstehung d. Weimarischen Parkes 1778—1828. [Aus Festschr. z. 80. Geburtst. d. Grossh.] Weimar (28 S.). — F. Joël, Besitz, Einkünfte und Rechte der Herzöge, bezw. Kurfürsten von Sachsen i. d. Aemtern Sangerhausen und Röblingen (NMitt. a. d. Geb. Hist.antiq. Forsch. 19, 4). — Rademacher, Die urbs Merseburg im 10. Jh. Progr. Merseburg (31 S. 1 Pl.) — A. Heine, Beitr. z. Gesch. d. Dorfes Ober-Rissdorf im Mansfelder Seekreise (MansfBll. 12). R. Setzepfandt, Stadtbuch von Oschersleben 1428—1562 (GeschBllMagdeb. 32, 2). Gesch. d. Burgen u. Klöster d. Harzes IV: K. Meyer, Die Burg Questenberg und das Questenfest. Leipz. (48 S.). - E. v. Meier, Hannov. Verfassungs- u. Verwaltungsgesch. 1680—1866. I. Lpz. (X, 556 S.). — G. Weber, Die Freien bei Hannover. Bilder aus ihr. Vergangenheit. Hannover (VIII, 135 S.). — K. Fiesel, Aus 18 Jahrhunderten. Gesch. und Bilder aus dem Papenteich. I. Allg. Gesch. d. Papenteichs. II. Chronik d. Kirchspiels Ribbesbüttel. Gifhorn (IV, 84 S.). — W. Bettinghaus, Zur Heimatskunde d. Lüneburger Landes II. Celle (95 S.). — v. d. Osten, Die Namen d. Wurster Siedelungen (Jahresber. d. Männer v. Morgenstern 1). — Fünf Vorträge geh. im Rüstringer Heimatsbund (Epping, Aus d. Waddenser Chronik; Markus, E. Gang durch Stedingen; Eschen, Allerlei aus d. guten alten Zeit; H. Bulling, Die Entstehung der Marschen; Marcus, Aus Butjadingens Vorzeit). Varel (256 S.). — J. B. Nordhoff,

Digitized by Google

Altwestfalen. Volk, Land, Grenzen. Münster (74 S.). — Osnabrücker Urkundenbuch. Hrsg. v. F. Philippi. III, 1 (1251—1259). Osnabr. (160 S.). — J. Wilbrand, Bielefeld u. Umgegend im Volksmunde (Jahresber. HV. Ravensberg 12). — Veröffentlichungen d. histor. Kommission d. Prov. Westfalen. Quellen u. Forschungen zur Gesch. d. Stadt Münster i. W. Hrsg. v. O. Hellinghaus. Bd. I. Münster (XII, 322 S.). — P. Bahlmann, Aus Münsters Vergangenheit. E. kurze Stadtgesch. Münster (32 S.). — Philippi, Münsters Vergangenheit in Gesch. u. Kunst (Korr. BlGesV. 1898, 12). — H. Boos, Gesch. d. rhein. Städtekultur. 2 Bde. 2. Ausg. Berlin (XI, 574 S.). — P. D. Fischer, Beiträge z. Kulturgesch. d. Rheinlandes (DRs. 25, 4). — F. Schroeder, Sittliche und kirchliche Zustände Essens i. d. 1. Hälfte des 16. Jh. (Beitr. G. Essen 18). — W. Sauer, Z. Gesch. d. Besitzungen d. Abtei Werden (das officium Grimheri in Elfter etc.) (ZVBergGV. 33). — J. V. Bredt, Der Hof Bockmühl bei Barmen (ib.). — J. Kuhl, Gesch. d. Stadt Jülich, insbes. d. früh. Gymnasiums zu Jülich. IV (Schluss-) Teil. Jülich (VIII, VI, 358 S.). — H. Keussen, Crefeld vor 200 Jahren; Crefeld vor 100 Jahren (Ann. HVNiederrhein 66). — Ed. Adenaw, Archäol. Funde in Aachen bis z. J. 1898 (ZAachGV. 20). — A. Schoop, Grundzüge der Gesch. Dürens. Düren (14 S.). — F. Lau, Entwickel. d. kommunalen Verfass. u. Verwalt. d. Stadt Köln b. z. J. 1396 (Preisschriften d. Mevissen-Stiftung 1). Bonn (XVI, 408 S.). — Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten a. d. 16. Jh. 3. Bd. bearb. v. F. Lau (Publ. Gesellsch. Rhein. Gesch.Kunde 16). Bonn (XXVII, 410 S.). — R. Bettgenhaeuser, Drei Jahresrechnungen des Kölnischen Offizialatsgericht in Werl (AnnHVNiederrhein 65). — M. Bär, Urkunden u. Akten z. Gesch. d. Verfass. u. Verwalt. d. Stadt Koblenz — 1500 (Publ. d. Ges. f. rhein. Gesch.Kunde 17). Bonn (XXII, 266 S.). — Lager, Eine Dienstordnung für d. Beamten u. Diener des Trierschen Domkapitels a. d. zweiten Hälfte des 13. Jh. (Trierisches Archiv 1). — H. Kniebe, Bilder aus Saarbrückens Vergangenheit. II. Reihe. Saarbrücken (V, 252 S.). — F. W. E. Roth, Aus der Kulturgesch. d. Rheingaues (Forts. u. Schl.). (ZKulturG. V, 3 5.) — F. Michel, Beiträge zur Geschichte des Märkerwesens zu Niederlahnstein (AnnVNassAltk. 29, 2). — Büff, Hessisches Leben in Sage und Sitte (MittVHessG. 1897, S. 31 ff.). J. Probst, Gesch. d. Stadt u. Festung Germersheim. Speyer (XIII, 585 S., 5 T.). — R. Sillib, Ein englischer Reisebericht über Heidelberg a. d. J. 1617 (NAGHeidelberg 3, 3/4). — A. Stork, Gesch., Volkswirtschaft u. soziales Leben d. Gemeinde Beiertheim. L. A. Karlsruhe. Karlsruhe (56, 32 S., 8 T.). — A. Thoma, Gesch. d. Klosters Frauenalb. E. Beitrag z. Kulturgesch. vor 7 Jahrh. Freiburg i./B. (III, 104 S.). — Le vieux Mulhouse. Documents d'archives. T. II. Mülhausen i./E. (LI, 551 S.). — Seraphim Dietler, Gebweiler Chronik. Hrsg. von J. v. Schlumberger. Gebweiler (XXXII, 402 S., 1 Faks.). — Urkunden und Akten d. Stadt Strassburg. I. Abt. Urkundenbuch IV, 1: Nachträge u. Bericht. zu I—III. Gesammelt v. W. Wiegand. Register zu II, III, IV, 1. Strassb. (VII, 360 S.). — Ch. Nerlinger, Le surnom de Maiselocker

donné aux Strasbourgeois. Strassb. (12 S.). — H. Witte, D. heilige Forst u. s. ältest. Besitzer. II. Gründung der Burg und Stadt Hagenau. (ZGOberrh. 13, 3). — A. Meyer, Gesch. d. Stadt Lauterburg. Weissenburg (VIII, 204 S.). — Ch. Nerlinger, État du château de Thann en Alsace au XVe siècle. Suivi de: Les revenus du duc de Bourgogne à Thann à la fin du 15e siècle. Strassb. (15, 18 S.). (Extr. d. l. Bibl. de l'école des chartes 59, 3/4). — G. Wolfram, D. räuml. Ausdehnung v. Metz zu römischer u. frühmittelalterl. Zeit (JbGLothG. 9). — K. Weller, Die Besiedelung des Alamannenlandes (WürttVjsh. f. Landesg. 7, 3/4). — Ders., Schwäbisch-Hall z. Hohenstaufenzeit (ib. 7, 1/2). — H. Schmitt, Aus Mergentheim. Bürgermeisterrechnungen 1623/5. (Veröff. d. AV. Mergenth. 1896/7 S. 11/35). — Blicke in Ulms Gesch. u. Gegenwart. Ulm (48 S.). — Baumann, Die Bevölkerung des bayer. Schwabens in ihrer gesch. Aufeinanderfolge (Beitr. Anthr. Urg. Bayerns 12, 3/4). — K. Pfund, Gesch. Erinnerungen a. d. Volksleben im Isarwinkel um 1760 (MonatsschrHVOberbayern 7, 3). — K. Pfund, Erinnerungen a. d. Volksleben im Isarwinkel um d. J. 1780 (ib. 7, 11/12). — O. Aufleger u. K. Trautmann, Alt-München i. Bild u. Wort. Lf. 20. München. — R. Streiter, Alt-Augsburg (AllgZtg. B. 132). — J. Schlicht, Niederbayern in Land, Gesch. u. Volk. Regensburg (IV, 391 S.). — F. Leitschuh, Illustr. Gesch. d. Stadt Bamberg. Lief. 1. Nürnberg (32 S.). — Chr. Meyer, Das Stadtrecht v. Hof v. J. 1436 (Zeitschr. d. Sav.-Stift. f. Rechtsg. German. Abt. 19). — Ders., Ehaften des Klosters Heidenheim (HohenzollForsch. 5, 282/9).

Oesterreich: J. Lippert, Social-Gesch. Böhmens i. vorhussit. Zeit. Bd. II. D. sociale Einfluss d. christl.-kirchl. Organisation u. d. deutsche Kolonisation. Prag, Wien, Lpz. (IV, 446 S.). — Val. Schmidt, Beitr. z. Agrar- u. Kolonisationsgesch. d. Deutschen in Südböhmen III (MVGDeutschenBöhmen 36, 3). — A. Werhold, Z. wirtschaftl. u. staatsrechtl. Entwickel. d. Egerlandes (ib. 36, 3/4). — R. Müller, Forschungen i. verschied. Bezirken Nordböhmens (MNordböhmExcCl. 21, 4). — A. Mörath, Z. ältest. Gesch. d. Stadt Krummau (MVGDeutschenBöhmen 36, 4). — Hawelka, Die Besiedelung d. polit. Bezirkes Sternberg (ZVGMähren II, 1/2). — F. Krakowizer, Gesch. der Stadt Gmunden in Ober-Oester. Bd. 1. Gmunden (XXXII, 485 S., 11 Taf., 1 Karte). — Quellen z. Gesch. der Stadt Wien. I: Regesten aus in- und ausländischen Archiven. Bd. 3. Wien (VII, 402 S.). III, 1: Grundbücher der Stadt Wien. I. Die ältesten Kaufbücher (1368–1388), bearbeitet von F. Staub. Wien (LXXX, 458 S., 4 Taf.). — Wien vor 50 Jahren. Aus d. Tagebüchern e. alt. Wieners (Alt-Wien 7). — K. Schalk, Hundert Jahre aus der Gesch. e. österr. Marktes (Medling, heute Mödling) 1437–1543 (ZSocWirtschG. 6, 2/3). — A. Queiser, Gesch. d. Stadt Amstetten v. d. ältest. Zeiten bis auf die Gegenwart. Amstetten (VIII, 168 S., 8 Taf.). — Urkunden z. Gesch. d. Deutschen in Siebenbürgen. Von F. Zimmermann, C. Werner u. G. Müller. Bd. II: 1342–1390. Hermannstadt (VII, 759 S.). — Zustand d. Sachsenlandes am Ende des 17. Jh. (CorrBlVSiebenbLK. 21, 11/12. — Monu-

Digitized by Google

menta Hungariae Juridico-historica. Corpus Statutorum IV, 2: Statuta et Articuli Municipiorum Hungariae Cis-Danubiorum. Budapestini (LXIX, 842 S.). — Th. Ortvay, Gesch. d. Stadt Pressburg II, 2: Die Rechtsorganisation d. Stadt im MA. Pressb. (XVI, 552 S.). Inama, Slavische Spuren in der Flurverfassung des Lungau (M. Anthrop. Ges. Wien 18, 2). L. Cesarini Sforza, Lo statuto di Terlago del 1424 (Arch. Trentino 14).

Jos. Grabherr, Die reichsfreie Herrschaft St. Gerold. Beitr. z. Landes- u. Kulturgesch. Vorarlbergs. (36. Jahresber. d. Vorarlb. Mus.-Vereins).

Schweiz: J. Nater, Geschichte von Aadorf und Umgebung. Frauenfeld (VIII, 866 S.). — Aug. Mayer, Gesch. von Ermatingen von 1600 bis 1800. (Thurg. Beitr. z. vaterl. G. 38). — A. Farner u. R. Wegeli, Bauernchroniken a. d. thurg. Bezirken Dieszenhofen u. Frauenfeld und d. zürch. Weinland (ib.). — F. Haag, Beiträge z. bern. Schul- u. Kulturgesch. I, 1. Bern (VII, 264 S., 1 Bild). — J. C. Muoth, Die Thalgemeinde Tavetsch. Ein Stück Wirtschaftsgesch. aus Bünden (Bündn. Mbl. Nr. 2/4). — Jean Ant. Gautier, Hist. de Genève des origines à l'année 1691. T. I u. III. Genève (459 p., 676 p.). Ch. Roumieux, Joyeusetés genevoises et célébrités de la rue 1830 à 1860. Genève (92 p.). — B. Reber, Antiquités et légendes du Valais. Genève (Extr. du „Valais Romand") (67 p.). — F. G. Stebler, Die Tesslen oder hölzern. Namensverzeichnisse im Oberwallis (Schweiz 22).

Frankreich: H. Soulier, Des origines et de l'état social de la nation française. Paris (524 p.). — K. Hillebrand, Zeiten, Völker u. Menschen. Bd. 1. Frankr. u. d. Franz. 4. Aufl. Strassb. (XXII, 462 S.). — A. Lebon, Cent ans d'hist. intérieure (1789—1895). Paris (349 p.). — A. Milhaud, La densité de la population française en 1801, 1846, 1896. (Ann. de géogr. 1898, 1). — Histoire générale de Paris. Topographie historique du vieux Paris. T. 6. (Région centrale de l'Université.) Paris (X, 597 p.). A. Franklin, La vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Moeurs, Usages des Parisiens du XIIe au XIIIe siècle, d'après des documents originaux ou inédits. 2e série: La vie de Paris sous Louis XIV: Tenue de Maison et Domesticité. Paris (XXVIII, 356 p.). — Dasselbe. Les Magasins de nouveautés. T. 4. Paris (XVI, 339 p.). L.-G. Pélissier, Paris jugé par un Dalmate en 1763 (SocHistParisBull. 1898, 4). J. Laffitte, Un coin de Paris. Le XIIe Arrondissement dans le passé. Précis historique et anecdotique sur Auteuil, Passy, Chaillot et le bois de Boulogne. Paris (X, 174 p.). — M. Summer, Quelques salons de Paris au XVIIIe siècle. Paris (271 p.). — P. de Nolhac, Le Château de Versailles sous Louis XIV. Recherches sur l'histoire de la cour et sur les travaux des bâtiments du roi. Paris (VIII, 280 p.). R. Minon, La vie dans le nord de la France au 18e siècle. 1. série. Paris (IX, 451 p.). — Victe. Arthur Du Bois de Villerabel, A travers le vieux Saint-Brieuc. Souvenirs et Monuments. Saint-Brieuc (VIII, 290 p.). — L. Delourmel, Recherches d'hist. locale. Les anciennes prisons de Rennes. Rennes (63 p.). R. Triger, Le Mans à travers les âges (RHistduMaine 44). A. Le Lorier, Monographie hist. et statist. de la

paroisse et commune de Bréville, canton de Troarn. Histoire d'une petite commune rurale depuis les temps reculés jusqu'en 1895. Bréville (XV, 311 p.). — C. d. Beaurepaire, Melanges historiques et archéologiques concernant le département de la Seine-Inférieure et plus spécialement la ville de Rouen. Rouen (415 p. et pl.) — E. Gallet, Recherches p. servir à l'hist. d'un grand village. Quelques notes et documents sur Longpré-les-Corps-Saints. fasc. 1 Amiens (XXXIV, 98 p.). — H. Macqueron, Variétés historiques sur Abbeville. Le commerce de la boucherie à Abbeville (15—18e s.) etc. etc. Abbeville (99 p.). — D. Dergny, Études locales. Grandcourt, Déville et Ecotigny. Abbeville (XXXII, 103 p.). — J. Ficheroulle, Bailleul (Ses origines et ses seigneurs, ses industries etc. etc.). Bailleul (171 p.). — Delille, A travers les rues du vieux Lille II. Lille (65 p.). — A. Matton, Histoire de la ville et des environs de Guise I. Laon (421 p.). — A. Miel, Histoire locale de Cerny-en-Laonnois depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours. Laon (104 p.). — Bon de Bonnault d'Houët, Les Francs-Archers de Compiègne (1448—1524). Compiègne (VII, 251 p.). — E. Coet et C. Lefèvre, Hist. de la ville de Marle et des environs. Compiègne (IV, 552 p.). — M. Poinsignon, Hist. gén. de la Champagne et de la Brie. 2. éd. 3 vols. Châlons. — Pièces rares ou inédites relatives à l'hist. de la Champagne et de la Brie p. p. A. Assier. 8. 9.: L'imprimerie au 15e s., au 16e s. Paris (60, 60 p.). 11: Documents sur le 17 siècle. Les Jésuites à Troyes et à Reims; la Champagne en 1670; Une affiche de spectacle en 1610; les Postes et les Messageries jusqu'en 1783; N. des Guerrois: M. de la Salle; Histoires horribles arrivées à Châlons et à Charleville. Paris (60 p.). — J. Mussey, Hist. de Longwy et de la famille bourgeoise de Mussey jusqu'en 1706. Nouv. éd. Longwy (VIII, 226 p.). — A. Huguenin: Histoire des maires de Melun (1506—1891). Melun (268 p.). — A. Vaissier, Antiquités burgondes au musée d'archéologie de Besançon. Besançon (8 p. 3 pl.). — A. Castan, Notes sur l'hist. municipale de Besançon. Bes. (586 p.). — G. Dumay, Les halles, foires et marchés de Talmay (1428—1898) (Mém. Soc. Bourguign. Géogr. Hist. 1898). — Cte de Marsy, L'arrondissement de la Palisse, ses châteaux et ses anciennes habitations. Caen (16 p.). — A. Babeau, Les mœurs provençales à la fin du m. a. (Réforme sociale 1898). — C. Barrière Flavy, Censier du pays de Foix à la fin du 14e s. Assiette des impôts directs selon l'ordonnance de Gaston Phébus en 1385. Toulouse (69 p.). — F. Galabert, Pages d'hist. locale. Confréries au m. a. dans le Tarn-et-Garonne. Montauban (9 p.). — R. L. Alis, Hist. de la ville, du château et des seigneurs de Caumont. Agen (XLIV, 490 p.). — D. d'Aussy, Les Registres de l'échevinage de Saint-Jean-d'Angély (1332—1496). II. (Arch. hist. de la Saintonge et de l'Aunis.) Paris. — E. Vincent, Une paroisse autrefois, en Angoumois (Marillac-Le-Franc (BullSocGéogr.Rochefort 20, 1—2).

Belgien, Holland: H. van Houtte, Essai sur la civilisation flamande au commencement du 12e siècle d'après Galbert de Bruges (Recueil de travaux p. p. l. membres de la conférence d'hist. 7).

Digitized by Google

Louvain (XV, 158 p.) — A. Ronse, Ephémerides brugeoises (AnnSoc. émul. pour l'étude de l'hist. de la Flandre 50, 1—3). — Inventaire archéolog. de Gand. fasc. 7. Gand. — E. Varenbergh, Contributions à l'hist. des voisinages à Gand (AnnSocHistArch Gand III. 1). — Fr. de Potter en Jan Broeckaert, Gesch. d. gemeente Lede. Gand (91 p.). — Dieselben, Gesch. van de gemeenten d. prov. Oost-Vlaanderen. 55 deel V. reeks 4. deel. Gand. — Clerbaut, La bourgeoisie et les bourgeois dans l'ancien Bruxelles au point de vue hist. et jurid. (suite). (Ann.Soc.Arch. Bruxelles 1898, 2—4). — E. Soil et R. Desclée, Tournai en 1701 d'après un plan en relief (Ann. Soc. hist. Tournai II). — E. Poncelet, Les trente-deux banneresses de la cité de Liège (Bull. Inst. Arch. Liég. 26). — E. Geraets, Recherches sur la population de Hasselt pendant les XVIIe et XVIIIe siècles (Soc. Chorale et littér. de Mélophiles de Hasselt Bull. 34). — L.-Ph. Darras, Hist. de la ville de Châtelet. Vol. I. Charleroi (367 p.). — A. Gosseries, Monographie archéol. du village de Noirchain (AnnCercleArchMons 27). — N. J. Lenoir, Hist. de la commune de Gerouville 1. 2 (SocBelgeGéogr. 1898, 5—6). — T. Oppermann, Kunst og Liv i Nederlandene fra 1400 til 1700. Kopenhagen (166 S.). — Robr. de Beaucourt van Noortvelde, Geschied. en beschrijving der gemeente Westende-ter-Zee bij Nieupoort. Ostende (129 p.).

Luxemburg: J. Grob, Z. Kulturgesch. des Luxemburger Landes. 2. Heft. Bildung u. Unterricht um d. Wende d. 18. Jh. Luxemb. (S. 55—126).

England: J. Kersley Fowler, Records of old times, historical, social, political, sporting and agricultural. Lond. (XXIV, 240 p.). K. Hewatt, In the olden times: being papers on places and people of the past. London (338 p.). T. F. Th. Dyer, Old Engl. Social Life as told by the Parish Registers. Lond. (VI, 257 p.). — W. S. Walsh, Curiosities of popular customs and of rites, ceremonies, observances and miscellaneous antiquities. London (1018 p.). W. Cunningham, Alien immigrants to England (Social England Series). London (XXIV, 286 p., 3 maps, 7 plates, 1 facsim.). — C. Gross, A bibliography of British municipal history. Including guilds and parliamentary representation (Harvard hist. stud. V). London. — Jessopp, Parish life in England before the great pillage (Nineteenth Century January-March). — W. Connor Sidney, The early days of the 19th century in England 1800—1820. Lond. — E. Walford and W. Thombury, Old and new London. Revised cheap ed. 2 vols. London (592 p.). — M. J. C. Meiklejohn, London: a short history. London. — D. Pasquet, Le développement de Londres I (Ann. de géogr. 7, Nr. 34). — John Timbs, Clubs and Club Life in London. With anecdotes of its famous Coffee Houses, Hostelries and Taverns from the 17th century to the present time. A new ed. Lond. (560 p.). — G. L. Gomme, London in the reign of Victoria (1837—1897). London (VIII, 248 p.). — P. J. Edwards, Hist. of London street improvements 1855—1897. Lond. (308 p.). J. G. C. Minchin, Old Harrow days. London (340 p.). — H. W. Brewer, Mediaeval Oxford. London (16 p. 1 pl.). J. Davies and J. O. Bevan,

An archaeolog. survey of Herefordshire. Mediaeval period. London (37 p.). — M. D. Harris, Life in an old English town: a history of Coventry from the earliest times. London (416 p.). — Records of the borough of Northhampton. Introduction on history of the town by W. R. D. Atkins. Vol. I ed. by C. A. Markham. II ed. by J. C. Cox. Lond. — Francis D. Longe, Lowestoft in olden times. Lowestoft (103 p.). — Sidney Oldall Addy, The Hall of Waltheof or the Early Condition and Settlements of Hallamshire (EdinbRev. 384). — T. P. Cooper, The old inns and inn signs of York. York. — R. Blakeborough, Wit, charakter, folk-lore and customs of the Nord-Riding of Yorkshire. London. — Extracts from the Account Rolls of the Abbey of Durham. Vol. I (Publication of the Surtees Soc. 99). Durham. — G. D. Rendel, Newcastle-on-Tyne: its municipal origin and growth. Lond. (XVI, 140 p.). — J. C. Hodgson, A history of Northumberland Vol. IV, 2. New-Castle-upon-Tyne (512 p.). — C. P. Penberthy, The warp and woof of Cornish life and character. Lond. — Highlands of Scotland in 1750. From Ms. 104, in the King's Library. With an introduction by Andrew Lang. Lond. (6, 169 p.). — F. Gerard, Picturesque Dublin. Old and new. Lond. (430 p.).

Nordische Länder: S. Müller, Nordische Altertumskunde. Deutsche Ausgabe besorgt von O. L. Jiriczek. II. Eisenzeit. Strassburg (V, 234 S.). — S. E. Lönborg. Adam af Bremen och hans skildring af Nordeuropas länder och folk. Akad. afh. Ups. (V, 182 p.).

K. H. Karlsson, Några bidrag till Sveriges uppodlingshistoria hemtade från ortnamnsforskningens område (Svenska Fornminnesfören. Tidskr. 10, 1). — H. Hildebrand, Sveriges medeltid. Kulturhist. Skildring II. Stockholm. A. U. Isberg, Bidrag till Malmö stads historia IIa. Malmö (240 S.). — J. St. Kruse. Knutsgillet i Malmö från medeltiden till början af 1700 — talet. Kulturh. Studie. (Meddelanden från Svenska Slöjdfören. 1897. I S. 5 -46.) C. Sjöström, Ur Lunds Krönika (Kulturhist. meddelanden I; 3. årg. 49 53). — C. S. Lindblad, Lödöse stad samt Ale och Flundre härader, historiska minnen och nuvarande förhållanden. Göteborg (2, 144 S.). — Stockholm under medeltiden och vasatiden. Kort framställning af H. Hildebrand, Fr. Liljekvist, G. Upmark och F. U. Wrangel. Sthm. (102 S., 1 Karte). — G. Westerin, Västerhaninge och Muskö socknar i Sotholms härad af Stockholms län. Försök till en beskrifning i historiskt, topografiskt, arkeologiskt och statistiskt hänseende. Strängnäs (VI, 256 S.). (Bidrag t. Södermanlands äldre Kulturhist. IX). Stora Kopparberget och Falun tad i reseskildringar. Utdrag ur äldre och nyare tryckta källor sammanställda af C. S[ahlin]. Falun (IV, 96 S.). — A. Hjelmström, Från Delsbo. Seder och bruk, folktro och sägner, person- och tidsbilder. Sthm. 1896 (94 S.). A. T. Snöbohm, Gotlands land och folk. Hufvuddragen till en teckning af Gotland och dess öden från äldre till nuvarande tid 2. uppl. H. 1—2. Visby (96 S.). — A. Neovius, Anteckningar rörande Borgå stads och sockens historia I. Borgå (212 S.). — J. Ross, Bidrag til Norges Kulturhistorie i første halvdel af 19de aarh. (Samtiden VIII,

194/204, 361/68). — A. C. Bang, Den norske kirkes geistlighed i reformationsaarh. (1536—1600). Biograf., kulturhist. og kirkehist. Oplysninger Kristian. (350 S.). — Trondhjem i Fortid og Nutid 997—1897. Med Bidrag af norske og danske Historikere udg. af H. G. Heggtveit. Horten (347 S.). — H. Matthiesen, Det gamle Throndhjem. Byens historie fra dens anlæg til erkestolens oprettelse. 997—1152. Kristian. 1894 7 (XIV, 268 S.). F. A. Z. Sandberg, Topografiske og statistiske Meddelelser om Kjøbstaden Moss i dens Fortid og Nutid. Moss (XII, 482 S., 5 Karter). B. E. Bendixen, Fornlevninger i Søndhordland (Foren. til norske Fortidsm. Bev. Aarsb. 1896, p. 18—45). — F. U. Wrangel, Några drag från 1500 — talet. (Nornan 1898, 185—90). P. Munch, Danmark for 50 Aar siden (Nord og Syd Oct. Dec.). J. Schjørsing, For halfhundrede Aar siden (AarbDanskKulturh. 1898). — Gamle Kjøbenh. Huse og Gaarde i Tegninger af A. Larsen med Text af E. Schiødte H. 4. Kbh. (30 S.). — J. Kornerup, Om Jellings Minder fra Oldtid og Middelalder (Kirkehist. Saml. 4 R. V S. 167/79). D. H. Wulff, Fra Aalborgske Arkiver (Sandflugt. En Præst overfalder en Bonde. En Skole i Söndersholm.) (Samlinger til jydsk Hist. og Top. 3 R. I, 405 S.). — J. A. Jörgensen, Gamle Optegnelser om Bornholm i svundne Tider. Rönne (80 S.). — P. R. Dam, Folkeliv og Indstiftelser paa Bornholm. Optegnelser, Skildringer og Minder fra den förste Halvdel af vort Aarhundrede. Neksö. 1896 (60 S.). — D. Bruun, Fortidsminder og Nutidshjem paa Island. Orienterende Undersögelser foretagne i 1896 (Nordboernes Kulturliv i Fortid og Nutid I). Kbh. (242 S.).

Russland: P. Milukow, Skizzen russ. Kulturgesch. Deutsch v. E. Davidson. Bd. I. Lpz. (XVI, 240 S., 6 Taf.). — B. Minzès, Skizzenz. Gesch d. Wirtschaftsstaats und der Gesellschaft in Russland. (Zs. f. Sozialwiss. 1, 10/11). — A. Wegner, Gesch. d. Stadt Libau. Libau (V, 153 S. mit 4 Plänen). — C. Mettig, Gesch. d. Stadt Riga. Riga (VIII, 489 S.). A. v. Bulmerincq, D. Verfass. d. Stadt Riga i. ersten Jahrh. d. Stadt. Lpz. (XIII, 144 S.). A. Bergengrün, Die Verfass. d. Stadt Riga im ersten Jh. d. Stadt (BaltMonatsschr. 40, 12). — K. v. Löwis, Schloss Kalzenau (SBGiesGOstseeprov. 1897). G. O Westling, Om det religiösa och sedliga tillståndet i Estland 1561—1710. (Kyrkl. tidskr. II, 353/74). — J. A. Heikel, Sede- och bildningsförhållanden i Finland under 17de seklets senare hälft. Helsingfors (80 S.).

Italien: F. Novati, L'influsso del pensiero latino sopra la civiltà italiana del medio evo 2. ed. rived. Milano (304 p.). J. Burckhardt, Die Kultur d. Renaissance in Italien. 6. Aufl., 2 Bde. Lpz. (XII, 326; X, 335 S.). — L. G. Pélissier, Textes et fragments inédits, relat. à l'hist. des mœurs ital. (1498—1500). (Extr. de la Revue d. langues Rom. 40, 11/12) Montpellier (40 p.). — W. Masing, Italienische Kultur (BaltMonatsschr. 40, 6). — G. Mantovani, Notizie archeologiche Bergomensi (Atti dell'Ateneo Bergamo 13). F. Gabotto, Storia di Cuneo dalle origini ai giorni nostri. Cuneo (336 p.). — A. Valentini, Gli statuti di Brescia nei secoli XII e XV (NArchVeneto 15, 1/2). — V. Forcella, Milano nel secolo XVII. Milano (277 p.). —

Cian Vittorio, La Torino del tempo andato nelle relazioni di alcuni viaggiatori italiani e stranieri (NAntol. 16. sett.). — E. Bertini, Piccola storia di Firenze. Firenze (598 p.). — U. G. Mondolfo, L'ultima parte del Constituto Senese del 1262, ricostruita dalla Riforma successiva (BullSenStorPatr 5, 2). — L. G. Pélissier, La ville de Sienne en 1845 (ib.). — C. Calisse, Storia di Civita-vecchia. Firenze (730 p). — E. Bovet, Le peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets en dialecte Transtévérin de G. G. Belli. Contrib. à l'hist. des mœurs de la ville de Rome. I. Thèse. Neuchâtel. — L. Marcheix, Un Parisien à Rome et à Naples en 1632 d'après un manuscrit inédit de J. J. Bouchard. Paris (191 p.). — S. di Giacomo, Bonne Sforza à Naples. Étude sur les mœurs somptuaires italiennes au commencement du 16e s. (Gaz. d. Beaux-Arts. 17, 409/22; 18, 393/406). — A. Dina, Il comune beneventano nel mille e l'origine del comune medievale in genere. (RIstLomb.Rendiconti 31, 8). — G. Arcoleo, Palerme et la civilisation en Sicile. Paris (XLI, 100 p.). — P. Russo, Illustrazione storico-archeologica di Aderno. Palermo (156 p.).

Afrika: L. Frobenius, Der Ursprung der Kultur. Bd. I. Der Ursprung der afrikan. Kulturen. Berlin (XXXI, 368 S., 26 Karten, 9 Taf.). — Ders., Der Ursprung der afrikan. Kulturen (ZGesErdk. 33, 2). — Ders., Der westafrikan. Kulturkreis III, IV (Peterm. Mitt. 44, 9 u. 12). — G. Loth, Hist. de la Tunisie. Paris (295 p.). — P. Gauckler, L'Archéologie de la Tunisie. Paris (71 p. 16 pl.). — P. Lapie, Les civilisations tunisiennes (Musulmans, Israélites, Européens). Paris (310 p.). — F. v. Luschan, Altertümer v. Benin (VerhBerlAnthropGes. 1898, 146/160). — J. F. Ingram, Natalia: a condensed history of the exploration and colonisation of Natal and Zululand. Lond. (212 p.).

Amerika: Ch. Morris, A history of the U. S. of America, its people and its institutions. Philadelphia (XII, 581 p.). — E. P. Evans, Beiträge z. amerikan. Litteratur- u. Kulturgesch. Stuttg. (XI, 424 S.). — G. Hunt, Office-Seeking during Jefferson's Administration (AmHistRev. II, 2). — J. Q. Goss, Bellevue, its past and present (Proc. Coll. Nebraska Hist. Soc. 2. Ser. II.) — J. B. Ambrosetti, Notas de arqueologia Calchaqui (contin). (BolInstGeogr.Argent. 19, 1/6).

Australien: G. W. Rusden, History of Australia. 2. ed. 3 vols. London (624 S.). — M. Davitt, Life and progress in Australasia. Lond. (470 p.). — E. G. Wakefield, The colonization of South Australia and New Zealand. Lond. (XXVII, 386 p.).

Juden: K. Zacher, Antisemitismus u. Philosemitismus im klass. Altertum (PreussJbb. Okt.). — N. R. Lazarus (Nahida Remy), Das jüdische Haus. I. Bd. (2. Titelaufl. d. Kulturstudien üb. d. Judentum.) Berl. (V, 322 S.). — L. Lucas, Innocent III. et les Juifs (RÉtudJuives 70). — A. Eckstein, Gesch. d. Juden im ehemal. Fürstentum Bamberg. Bamb. (VII, 328 S.). — A. Human, Gesch. d. Juden im Herzogtum S.-Mein.-Hildburgh. I (SchrVSachsMeinG. 30). — A. Feilchenfeld, Anfang und Blütezeit der Portugiesengemeinde in Hamburg (ZVHambG. X, 2). —

Digitized by Google

A. Frankl-Grün, Gesch. d. Juden in Kremsier. 2. Tl. (1848–1898). Frankf. a. M. (V, 179 S.). — Bensemer, Beiträge z. e. Gesch. d. Blühens u. d. Niederganges d. Juden im Königreich Polen (Aus „AntisemJb.“). Berlin (22 S.). N. Roubin, La vie commerciale des Juifs comtadins en Languedoc au 18e s. (suite). (RÉtudJuiv. 71). J. Bauer, Le chapeau jaune chez les juifs comtadins (RevÉtudJuiv. 71). — S. Lacroix, Ce qu'on pensait des juifs à Paris en 1790 (Revue polit. et litt. 1898 No. 14; auch in La révol. franç. 14. août.).

Einzelne Familien: F. Hüttner, Beiträge zur Geschichte der Familie von Dandorf (Familienchronik, 17. Jahrhundert). (ArchG. Oberfranken 20, 2). — Franz Carl Freiherr von Guttenberg, Regesten des „Geschlechtes von Blassenberg“ und dessen Nachkommen (ib.) — K. A. v. Hase, Unsere Hauschronik. Gesch. der Familie Hase in 4 Jahrhunderten. Lpz. (V, 342 S.). — Geschichtsblätter d. Familien v. Stamme Hildebrant No. 9. Stolp. P. Kaufmann, Z. Gesch. d. Familien Kaufmann aus Bonn und v. Pelzer aus Köln. Beiträge z. rhein. Kulturgesch. Bonn (VII, 118 S.). — H. R. Kell, Das Haus Kell. 4 Jahrhunderte e. fränk.-sächs. Pfarrfamilie. Heft 1. Plauen (IV, 42 S.). — A. Petersen, Chronik der Familie Petersen II. München (IV, 186 S., 1 Bild, 1 Taf.). Gesch. d. Schleinitzschen Geschlechts. Berl. (III, 716 S., 24 Taf.). Archiv der Familie v. Stackelberg. Bd. I. Quellen a. d. Majoratsarchiv zu Isenhof. St. Petersburg (IV, 159 S., 2 Taf.). Oorkonden uit het Familie-Archief Van Sminia (1450—1535). (DVrijeFries 19, 2). — Edw. J. Rawle, Records of the Rawle family. Taunton (XII, 324 p.). — H. de Chabannes, Preuves pour servir à l'hist. de la maison de Chabannes. T. 4. Dijon (1092 p.). Baron d'Olce, Notes sur la famille de la Lande d'Olce. La Rochelle (87 p.). — M. Morand, Une famille viennoise: les Fornand (XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles). Vienne (LX, 48 p.). J. Stanga, La famiglia Stanga di Cremona: cenni storici. Milano (200 p., 34 tav.).

Sittlich-humane Entwickelung: E. Revillout, La morale Égyptienne (Revue Égyptol. 8, 2 4). — Scipio Sighele, Antike u. moderne Tugend (DRevue Okt.). G. Naumann, Antimoralisches Bilderbuch. E. Beitr. z. vergl. Moralgeschichte. Lpz. (IV, 379 S.). — F. Regnault, La pudeur à travers les peuples (Médecine moderne 1897, VIII, S. 535). — Mme C. Des Prez de la Ville-Tual, La charité dans l'évolution sociale. 2e édit. Paris (XXI, 198 p.). Jul. Vieujant, Quand et comment l'idée de la charité fit son apparition dans l'histoire (Revue de Belg. 1898, 9). Schmitz, Privatwohlthätigkeit im MA. 2. (HistJb. 29, 4). — W. Zuhorn, Gesch. d. Wohlthätigkeitsanstalten d. Stadt Warendorf. 7 10. (ZVaterlGAltK 55). H. Freytag, Zwei Danziger Armenordnungen d. 16. Jh. (ZWestprGV. 39). — P. v. Radics, Die Wohlthätigkeit in Krain u. d. Herrschern a. d. Hause Habsburg (Schl.) (OestUngRev. 23, 5, 6). — M. H. Nielsen, Fattigvæsenet i Danmark 1536—1708 (Aarb. f. dansk. kulturh. 1897, S. 69–124). — A. Tuetay, L'assistance publique à Paris pendant la révolution. Documents inédits,

recueill. et publ. p. Al. Tuetay. III. les Hôpitaux et Hospices. Paris (821 p.); IV. les Hospices et Ateliers de filature (1791 — an IV.). Paris (833 p.). — Léon Le Grand, Les Maisons-Dieu; leur régime intérieur au moyen âge (RevQuestHist. 63, 1). — Derselbe, Les maisons-dieu et léproseries du diocèse de Paris au milieu du 14e s. d'après le registre de visites du délégué de l'évêque 1351 1359 (Soc. d'hist. de Paris Mém. T. 24). — G. Fleury, Les établissements hospitaliers de Mamers (R. hist. arch. du Maine 43, 3). — L. Zdekauer, I primordi della casa dei Gettatelli in Siena (1238—1298) con docum. inediti (BullSenese. 5, 3). — J. George, Humanität u. Kriminalität. Eine Zusammenstellung sämtl. Kriminalstrafen vom frühest. MA. bis auf die Gegenwart unter Berücksicht. aller Staaten Europas. Jena (XXVII, 383 S.). — R. Wrede, Die Körperstrafen bei allen Völkern v. d. ältest. Zeiten b. a. d. Gegenwart. Kulturgesch. Studien. Lf. 1. Dresden (48 S.). — R. v. Hippel, Beitr. z. Gesch. d. Freiheitsstrafe II (Zs. f. ges. Strafrechtswiss. 18, 5). — L. Keller, Z. Gesch. d. Bauhütten u. d. Hüttengeheimnisse (MonatsblComeniusG. VII, 1/2). (Forts. folgt.)

Preisaufgabe.

Die Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft in Leipzig stellt u. a. für das Jahr 1902 folgende Preisaufgabe:

Historisch-nationalökonomische Sektion.

„Die Gesellschaft wünscht eine Darstellung der

Entwickelung der deutschen Kulturgeschichtschreibung von Herder bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt einschliesslich.

Es wird dabei gewünscht, dass vor allem der innere Gang der Entwickelung dargestellt werde. Dazu sind die jeweils in den Vordergrund tretenden Ziele klar zu beleuchten und besondere Sorgfalt auf die Darlegung der für die Erreichung dieser Ziele in Dienst gestellten Methoden zu verwenden. Ferner ist es die Aufgabe, den Zusammenhang der Ziele und Methoden mit der allgemeinen geistigen Entwickelung, insbesondere der Entwickelung der Psychologie, der Ethik und Soziologie, nachzuweisen. Preis 1000 Mk."

Die Bedingungen für die Einsendung der Arbeiten sind die üblichen.

Digitized by Google

Briefe aus dem Brigittenkloſter Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522.

Eingeleitet und erläutert von Joh. Kamann.

II.

10.

Ave Maria ꝛc. . . . Es hat uns unſer lieber her auch ein kleine irung in unſern pau gemacht, im ſey aber ebigs lob, das es denoch ſo genediglich mit uns ergangen iſt, nachdem als es ein grauſams weter hie war[1]). Es hat uns aber denoch fill decher zuriſſen und unſern ziegelſtadel gar (vollſtändig), das mon weder kalk oder ſtein prenen kon, wirt in die wochen wider machen, ein got well. Sen (ſind) uns die zymerleut ſchir all von der arbet; den der meiſter, alſo tun die leut, den die ſtedel ſen nidergefallen, das ſis machen loſſen, das ſy ir treid (Getreide) ſchir, ein got well, darein legen und ſtellen hie umb ir ſach darein; ich hof aber, ſy ſollen uns pald wider wern (werden). Freg neur den Criſtof Furer, der hat woll dafon gehort und ein teil geſechen, wie es hieumb geton hat. Er war nun pey mir; unſer lieber her danck im, er muſt neur ſer weck eilen, er ſagt mir, wie eur Pechamyn als ſer ſwach wer geweſt aber an irer engen (Atemnot), das uns allen ein gros mitleiden was. Mon hat ir ſend (ſeither) gemeine gepet in peden cofenten tun; er ſagt mir auch, es wer wider peſſer worn, auch umb den veter Hanſen, dein ſun[2]), und umb die Retzlin, das ich als gern

[1]) Vgl. Binder, Geſch. d. bayer. Brigittenklöſter, a. a. O. 184 ff.

[2]) Hans Imhoff II, der mit der Tochter Willibald Pirkheimers, Felicitas verheiratet war. Hans J. II ſtarb am 2. Juli 1526. Ueber die zweite ſehr unglückliche Ehe der Felicitas mit Hans Kleeberg vgl. R. Ehrenberg, Hans Kleeberg der „gute Deutſche" i. d. Mitt. d. Ver. f. Geſch. der St. Nürnberg. X, 1 ff.

Digitized by Google

hort. Es ist mir aber recht leit um dein weib, das sy als fil anstos hat mit krancken, und hab sorg, sy nem ir nit war und acht ir selbs nit, das sy auch zu zeiten etwas tet. Es nymt eins pey krancken oft gesmeck (Geruch) und preden (Ausdünstung) ein und mit dem wachen, das nit almall gut ist, als der guten Hessin seling[1]) ist geschen. Das tochterlein wirt wider gesunt, so hat sy es mit der heut (Haut) zalt. Der oham, der Pirckamer[2]), gibt ir woll ein guten rat, was sy etwa tut; ich kon ir je jezund nit schreiben, aber, ein got well, pald ich schreib den prief erst nach der cumplet mit eilen. Es ist ein deckweber von Nürmberg erst umb kumpletzeit kümen, will morgen frü weck, darumb nemt jezo vergut und grus mirs fleißig und all dein folck (Familie) und dein eehelten (Dienstboten), und ich will euch gern allen mein arms gepet mitteilen ꝛc. Jezund nit mer, den die genad unsers lieben hern sey zu allen zeiten mit uns allen. Datum am samstag nach sant Felizentag (30. Mai) pey der nacht, als du an mein schreiben woll sichst, im 17. jar.

Swester Katerina Lemlin,
zu Maria Mey.

Aufschrift wie vorher (an Hans Imhof d. Aelt. zu Nürnberg).

11.

Ave Maria, gracya plena, got der heilig geist mit sein sibenfeltigen gaben und all sein gotlichen guaden woll dein sel und herz also durchleuchten und stercken, das du von got dem hern nymer geschiden werst: das beger ich dir fur ein freuntlichen grus und all den dein. Lieber vetter, wis das mir dein prief mitsamt der kopey und die zetel mit deiner rechnung worn ist an unsers hern fronleichnamstag und hab in deim prief vernumen, wie es jezund zu leiden umb dich ist nach deiner swachheit. Das ist

[1]) Die schon genannte Kaufmannsfrau zu Nördlingen, welche einige Tage vorher starb.

[2]) Willibald Pirkheimer beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit medizinischen Studien. Selbst gichtleidend schrieb er sein „Lob des Podagra." Er kannte verschiedene Arzneien und bereitete allerlei Hausmittel für Verwandte und Freunde. Die Briefe seiner Schwestern im Kloster Bergen bei Neuburg a. Donau (Vgl. Lochner, Briefe der Aebtissin Sabina ꝛc. an ihren Bruder Willibald Pirkheimer, Nr. 12, 14, 19) enthalten vielfach die Bitte um Zusendung von Pillen, sowie um Anweisung zur Bereitung von Arzneien.

Digitized by Google

uns allen ein große freud in peden cofenten; unser lieber her woll dirs mit freuden meren. Aber, das unser lieber her die Frenzin Imhof von disem jamertal gefodert hat, unser lieber her sey ir lieben sel genedig und parmherzig, und das dein sun so kronck ist und die Rezlin, des sey wir als ubel erschrocken und ist uns ein groß mitleiden in peden kosenten. Ich hof aber je zu unserm lieben hern, es sey, ein got well, mit dem vetter Hansen, deim sun, nun dalast ein wenig pesser worn. Wen es den der will gotes wer, so wolt ich der Jorg Rezlin der pesserung auch woll gunen, es dorften ire kleine kind ir je lenger. Wir haben in denselben abet ein gemeins gepet geton und sind auch und die hern (Mönche) im amt der heiligen mes, das in unser lieber her gesuntheit verleich nach seim gotlichen willen und ir sel heil. So hat mon der Frenzin Imhof jedes ein vigilg pet und wirt sy die wochen begen (begehen mit einem Gottesdienst), wan sy hat sich vert (voriges Jahr) auch in unser prüderschaft lassen schreiben. Unser lieber her, der woll unser arms gepet fur sy alle erhorn und die lebendigen und die toten teilhaftig machen. Es saget mir der wirdig vater erst an unsers hern leichnams abet, als ich peicht het, wie er dich und dein weib mit all den eurn, mein swager und swester, den purgermeister zu Auspurg und unser ganze freundschaft sein hern und prüder wider befolchen hat, auch die toten, das er den oft tet. Sagt mir auch, er wolt der Rezlin schreiben, er wart neur auf ein puchlein, wür (würde) mon zu Auspurg trucken, das wolt er mit schicken. Ich sich woll, es tut heur aber als fert (voriges Jahr), das die leut aber in den kopfen kronck wern und ein teil sterben, wiewoll es sich lecht (etwa) heur pas mert. Es daucht mich fert (voriges Jahr), wen mon den leuten bezeit (bei zeit) zu der lebern lies[1]) und eim (einem) oft zwi (zweimal) etwa ein andere adern auch, es hülf dennoch fill leut. Du must besechen, wen dein weib heim kumt, das sy ir auch las (d. h. Ader) oder etwas tu; wen eins pey krancken leuten ist, so nymt eins vill posser preden ein, die oft auch große kranckheit pringen, und tue du auch als woll und nym etwa kristir oder sunst erzeney. Solt etwa eine posse scharpfe mattery pey dir sein, als ich dir geschriben hab, so mocht

[1]) Das Aderlassen an den verschiedenen äußeren Teilen des Körpers war früher besonders beliebt. Vgl. Kamann, Nürnberger Haushaltungs- u. Rechnungsbücher ꝛc. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. St. Nürnberg, VII. Heft, S. 113, Anm.

die große krankheit daraus kumen; wer (wehre) im pey zeit. Als du schreibst, wie dir die hiz wetu (weh thu), das solt auch woll ein anzeigung dafon sein, wan es denoch nit stez das wetter jer heis ist. Wir haben deins weibs nun zu pfingsten gewart und der Sigmund Fürerin, meinten umer, sy solten kumen sein und die heiling zeit pey uns sein gewest; so hat sy gros ursach gehabt, da wir nit um (darum) haben gewist. Unser lieber herr woll es als mit sein gotlichen gnaden pessern. Mach dich etwa mit in (ihnen) auf und kumt zu uns heraus — wir haben von den genaden gotes ein fein, frischen luft herausssen — und sich alda weil (unterdessen) unsern pau, wie er dir gefall. Ich weis woll, wenn du dein Frizen radfrogst, er wirt dirs raten; ich hab je ein solchen trauen zu im. Es war der Jorg Müllner von Auspurg nun furzechen (vierzehn) tag hie und sein weib und junsfrau und ein junge tochter zechen tag, war in die weil geleich kurz hie. Er hat drey tochter hinen, wolt die viert auch gern herein, wen sys neur herein ließen. Darumb hoft ich, es solt dir die weil auch nit lonck hie wern. Berat dich eins guten. Lieber vetter, ich danck dir freuntlich, dastu aber mü hast gehabt von unssern wegen und unser zins hast eingenumen und der Hessin ir dreißig gulden hast geschickt, auch die andern 30 gulden und die 6 fl., den aufwechsel [1]). Sy hat uns noch nit geschickt, aber er ist heut hie gewest; da hab wir in gepeten, das er uns geld zu Norling (Nördlingen) dafür zuwegen pring und er das daheimen dafur behalt. So darf mon es nit wogen; auch hab ich in gepeten, er soll uns hundert gulden zuwegen pringen zum pau, das kün wir auch nit geraten (entbehren), es zuron (zerrann) uns am samstag gelz, das wir die erbeter (Arbeiter) nit gar zalen kunten, das sy geleich unwillig warn. So war sunst auch gar kein gelt im closter, das mons dafon het zaln mugen. Es gelaubt kein mensch, was fur ein großer mangel hinen ist zu peden cofenten und sunst auch fill gesinds. Darumb hab ich in auch peten, ob er uns auch 17 gulden, ein ½ gulden zu wegen pringen, dastu uns daheimen wider gebst. Die 100 gulden und die achzechet halben, wie er uns dan wirt von Norling heraus schicken, das will ich dich wissen lassen, gib mon uns 8 fl. und 18 Pfg. fur

[1]) Agio beim Wechseln des Goldes in Kleingeld.

Digitized by Google

ein gulden, ſo pis als gut willig und gib im golt [1]). Lieber vetter, der Fürer wirt doch ſein 6 gulden nun dalaſt geben; er iſt lecht (wohl, etwa), ein got well, heim, ſo hat dein weib 4 gulden, wern zechen (zehn). So du den als gutwillig piſt und wilt izund mit dem halben zins, mit deim leibding, anfahen zu ſant Johanastag, das wir zu großem danck nemen, ſo rechen es auch darzu, wir wollen dir ein quytanzen darumb ſchicken. Des Merten Tuchers zins, iſt 8 gulden $^1/_2$, das los (laſſe) dein weib behalten, als ich ir nun geſchriben hab. Ich hor woll von der Hans Fockerin (Fugger), die iſt geſter auch hie geweſt, das die würz und zucker als ſehr teuer iſt. Darumb woll wir jezund nichs kaufen loſſen, wen es uns nit als (ſo) groſe not tet, wolt wirs nit ſo genau jezund von euch nemen. Ich hab ſorg, ich mus dich pald wider mit hundert gulden müen zum pau; es get ein gros gelt auf die zymerleut und maurer all wochen. So mus mon fill ſtein kaufen, auch ſchir alle wochen dem zigler gelt haben, der uns etlich ſtein prent und faſt (ſehr) fill kalgs; die maurn nemen ſehr fill zeugs wider, die mit den gwaderſtein. Das ein hundert, meint ich, wolt ich beſechen, ob ich es noch ein weil moch (möchte) dinen (drinnen) laſſen. Lieber vetter, las dich der mü von unſer aller wegen nit verdrißen; die wirdig muter hat heut aber befolchen, das ein ide ſweſter ſoll morgen ein ſanta Maria peten dir, deim weib und dein ſun und all den eurn. Desgleichen hat mir der wirdig vater erſt heut geſagt, er befelch euch umer (immer) alle ſein hern und prudern. Unſer lieber her wol unſer gepet nit verſmechen und euch ſein teilhaftig machen; ich hof, es hab unſer ganze freuntſchaft treu furpiter und piterman für die lebendigen und die toten . . . Lieber vetter, es wundert mich ſer, das mon die münch all zu Pilnreut weck hat tun [2]), ich hab woll geſechen,

[1]) Ueber die Nürnberger Münzverhältniſſe vgl. Hegel, Deutſche Stadtchroniken I und II und Kamann, Nürnberger Haushaltungs- und Rechnungsbücher ꝛc. a. a. O. VI. Heft, Einleitung.

[2]) Im Kloſter Pillenreuth wirkten ſeit altersher Nürnberger Mönche als Beichtväter. Zwiſchen dieſen und den Nonnen war es ſeit 1516 zu Zwiſt und zu allerlei Kompetenzſtreitigkeiten gekommen, was dem auf ſeine Vogteirechte ſtets eiferſüchtig wachenden Nürnberger Rat und den kirchlichen Oberen mißfiel. Im Jahre 1517 fand im Auftrage des zuſtändigen Biſchofs Gabriel von Eichſtätt durch den Abt von Rebdorf eine Viſitation des Kloſters Pillenreuth ſtatt und im Anſchluß daran empfahl der Nürnberger Rat dem Kirchenfürſten,

Digitized by Google

das sich die zwen peichterveter nach einander mer gewalz an haben genumen, den die andern, und die schaferin almal die pest ist geweset gegen vill leuten vill jar. Es ist die probstin zwar albeg ein frume, senfte frau geweset, ich will woll gelauben, die schaferin hab sich gewalz unterstanden, das sys ubertobert (bezwungen, sie mit Gewalt fügsam gemacht) hat, das sy irm gewalt nachheng als die forigen zwu, mein ich, müsten sy mer furchten, den sis; ich gelaub auch woll, das mein mum ser tun (gethan) hab; sy hat woll als ser gewundert, das mon zu sant Walpurgen (in

außer anderen Reformen, die Seelsorge dort zwei Laienpriestern zu übertragen. Bei den bescheidenen Einkünften des Klosters mochten ihn dazu wohl zunächst Sparsamkeitsrücksichten geleitet haben, aber auch das Mißfallen gegen die dort wirkenden Monche ist unverkennbar.

Eine Kommission bestehend aus Aelteren des Rates, dem Abte von St. Egydien, dem Propst von St. Lorenz, dem weltlichen Klosterpfleger Martin Geuder, dem Ratskonsulenten Willibald Pirkheimer und dem bekannten Ratsschreiber Lazarus Spengler trat am 29. April 1517 zusammen. Ihr Gutachten betonte, daß dem Kloster Pillenreuth „zu göttlichem dienst und der innern seelen heyl ein peichtvater, der ein layenpriester sei, sampt einem andern priester, im hilflich verordnet werde; es wär des closters vermögen nicht, zwei priester zu erhalten." Nachdem die Klosterfrauen „etwa vil in unwille gegen den beichtvater ständen, und auch er gegen sie", so möchte der Bischof diesen und seinen Gesellen von Pillenreuth in ihr Kloster zurückversetzen, „das eine rechte, vollkummene peicht, wie dann sein soll, beschehe." Die Kommission schlug dem Bischof zwei Priester zur Seelsorge vor, die in Nürnberg oder sonst in der Nähe ein Benefizium besäßen und davon lebten; das Kloster sollte nur verpflichtet sein, ihnen Brot und Getränke zu reichen. Der Rat wollte aber darauf sinnen, daß etwa später durch ihn und die Beihilfe von Nürnberger Familien eine eigene Stiftung zur Bestreitung der Pillenreuther Seelsorge errichtet würde. Als Beichtvater würden sie in Nürnberg wohl einen „bedagten, erbern und gelernten prister" finden; als Prediger hielt man den Frühmesser von Kornburg — nächst Pillenreuth gelegen — besonders geeignet.

Die Kommission bat zugleich den Bischof, die bisher sehr unregelmäßig gehaltene Klostervisitation mindestens alle zwei Jahre vornehmen zu lassen und außerdem, wie in andern Konventen gebräuchlich, jährlich zwei- oder dreimal einen fremden Beichtvater nach Pillenreuth zu senden. Es sei dieses ein Mittel, „vil scrupel auszureuten", und diene zu einem friedlicheren Zusammenleben der Nonnen.

Nachdem der Bischof Gabriel noch seinen Kaplan Veit Fünfelein vom Kloster Mariastein bei Eichstätt zur näheren Beratung der Angelegenheit nach Nürnberg gesandt hatte, genehmigte jener am Freitag nach Jubilate 1517 die von der Kommission vorgeschlagenen Reformen. Als Beichtvater von Pillenreuth bestimmte der Bischof den persönlich in Eichstätt erschienenen Priester

Digitized by Google

Eichſtätt) und zu Pergen leyenprieſter hat. Es wirt in (ihnen) allen ant tun, pis ſy in die gewonheit kumen; unſer lieber her ſchick in ir ſach auch alle zum peſten. Ich pin fro, daſtu ſy mit den 500 gulden auch nit loſſen wilt, wir wiſſen noch nit wohin mit unſerm (d. h. Geld zum Anlegen) in den ſwern leuften. Ich pit dich freuntlich ſon unſer aller wegen, ob du uns doch etwa ein rat darzu kunſt geben, ob du etwa von keim ort heſt gehort, da mon hoft, da es gewis wer; ich dacht nun umer, wen der pürgermeiſter her wer kumen, ich wolt ſein rat auch mit gehabt haben. So dein weib aber nit iſt kumen, ſo iſt er auch nit kumen. Ich hor, das mon zu Nürmberg und in andern ſteten auszeucht uber den von Sickingen [1]); der almechtig got woll ſein gotliche genad

Michel Amlang vom neuen Spital zu Nürnberg, als Prediger den Kornburger Frühmeſſer. Zugleich revidierte der Biſchof die alten Statuten des Kloſters und gab namentlich über die Klauſur desſelben ſehr ſtrenge Vorſchriften. Kein Fremder durfte dieſelbe betreten ohne hohere Genehmigung, ſelbſt Prieſtern und Aerzten war der Eintritt ins eigentliche Kloſter nur dann gewährt, wenn eine kranke Schweſter ihrer Hilfe bedurfte. (Ein Original der alten Kloſterſtatuten aus dem 15. Jahrh. findet ſich in der Nürnberger Stadtbibliothek; die von Biſchof Gabriel 1517 rev. Kloſterordnung iſt bei Würfel, Geſch. des Nonnenkloſters Pillenreuth a. a. O. abgedruckt.)

Am Mittwoch nach Kantate 1517 erſchien der Abt von Rebdorf, begleitet von den Verordneten des Nürnberger Rates, in Pillenreuth. Sie eröffneten dem Konvent die Befehle des Biſchofs und ſetzten die zwei Prieſter in ihr neues Amt ein. Die Nonnen nahmen nach einigen Bedenken ſolche als Seelſorger an; die zwei Mönche kehrten in ihr Nürnberger Kloſter zurück. (Nach Akten des Kgl. Nürnberger Kreisarchivs.)

[1]) Gegen Franz von Sickingen, der wegen ſeiner vielfachen Plackereien und ſeiner Fehde mit Worms in der Reichsacht ſich befand, ſollte ſchon 1517 durch den ſchwäbiſchen Bund oder die vereinigten Reichsſtädte ein Kriegszug unternommen werden. Die vielen Unterhandlungen hierüber führten zu keinem Reſultat, weil der Kaiſer insgeheim verſuchte, den kühnen, im Solde des franzöſiſchen Königs ſtehenden Ritter in ſeine Dienſte zu ziehen, was ihm auch gelang. Bereits im Juni 1517 ging in Nürnberg das Gerücht, der Zug gegen Sickingen ſei „vertragen". (Vgl. Nürnberger Briefbuch Nr. 77 Fol. 15 Nürnb. Kreis-Archiv; Ulmann, Franz v. Sickingen, 67 ff., 91, 143 ff.) Sickingen war von jeher der Reichsſtadt Nürnberg feindlich geſinnt. Nicht nur ſchädigte er ihre Kaufleute, wo er konnte, auch unzufriedene Bürger z. B. Euſtachius Rieter fanden an ihm einen gefürchteten Rückhalt. (Vgl. die Schreiben des Rates im Briefbuche 1579 vom 19. Januar, 4., 23. April 1519.)

Der Provinzial des Predigerordens, der dem Nürnberger Rate gegenüber die geiſtliche und weltliche Oberaufſicht über das Kloſter Engelthal beanſpruchte, drohte jenem mit einem Ueberfall durch Franz von Sickingen.

Digitized by Google

darzugeben, das es gelucklich und woll zugee und euch das eur auch wider wer. Lieber vetter, sag mein gepet und freuntlichen grus deim weib. Ich hab ein gros mitleiden mit ir des suns halben und irs wachens und mü und erbet halben. Ich hab ir je izund nit künen schreiben, ich will ir, ein got well, pald schreiben. Grus mir dein folck (Familie) und dein echelten (Dienstboten) alle fleißig. Jezund nit mer, den unser lieber her sey mit sein gotlichen genaden mit uns allen zu allen zeiten. Datum am eritag nach sant Veiztag (16. Juni) im 17. jar. Es ist gester ein jar gewest, sant Veiztag nach, das ich ein pin gangen (d. h. in das Kloster), es dunckt mich von den genaden gotes nit ein viertel jars; got dem hern sey ebigs lob und er in allen dingen und geb mir sein gotliche genad, das ich furan andechtiger und frumer wer.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufschrift wie vorher.

12.

Ave Maria ꝛc. . . . Es hat mir mein swester (d. h. die Tucherin) noch nie geschrieben, so schreib ich ir auch nymer; ich las als geschen; ich hab mich unserm lieben hern ergeben, dem will ich mich lossen, solt ich in genaden leben. Wen mir etwas not wer, ich halt, es wür mir hart ligen; ich hab von den genaden gotes noch kein geprüch an nichte(s?) und hof, unser her wer mich allmal woll versechen nach meiner nottorft. Wen neur der cofent ein wenig hin kon kumen, benügt mich woll, wiewoll es mit müh zuget. So hof ich zu unserm lieben hern, er wer uns, ein gott well, nit verlassen, der die sein nit verlest, und wer uns unser schadens überall ergetzen nach sein gotlichen lob und unser sel heil. Gib dem Merten Tucher neur die quytanzen und pis also gemüt und sag im mein arms gepet und freg in, ob im nit in der Norlinger mes ein prief von mir worn sey, darinen ich im geschriben hab, wie die paurn in der kopey zu dem kaufprief nach meim beduncken nit all mit irn rechten nomen benent sen, das in den ein mal ein nachteil pringen mocht, und begert, mich dieselben nomen eigentlich wissen lossen, so wolt wir in (ihnen) den kaufprief eingangs fertygen. So schreibt er mir nit und weis nit, ob im (ihm) der prief worn ist; hab im auch im selben prief gedankt der zweyer tuch, die er uns geschickt hat. Ich pat in fert

Digitized by Google

(voriges Jahr), er solt uns zwey tuch kaufen fur die alten schuld von paurn und fur die funf gulden am zins aus dem haus, das er uns zu sant Michelstag neur 15 gulden gab. Du darfst nichs zu im sprechen, das mir mein swester als unfreuntlich ist; sy beleibt in ir alten gewonheit, wie sie allmal gegen mir ist gewest; wen sy der swester Madlin (Magdalena) freuntlich wer, die dorft (bedarf) sein wol, so sy mich nymer hat. Lieber vetter, las mich einmal wissen, ob ir sach recht zugee, so sy kein munch mer haben. Es hat mir mein swester sind (seither) geschriben, aber nichs von dem handel. So will ich ir auch noch nit dafon schreiben, pis sy der priester pas (besser) gewonen; ich kunt dir nun auch nit vill dafon schreiben, ich het der zeit nit.. Ich sich gern, das in (ihnen, d. h. den Nonnen in Pillenreuth) der Füterer also ein prunnen hat machen lossen; es war for gar ein schlechter prunn. Es ist nit ein gros closter, es ist aber fein mit zilligen (kleinen) gemachen (Gemächern) und als (alles) luftig und frey darumb, das kein perck oder nichs hat, daron es steht, dan (als) die feucht (Feuchtigkeit) von den weyrn [1]), mon kons aber nit als (alles) pey einander haben; es ligt das unser auch fein und hat ein guten luft. Ich denck woll, das mir mein closter pas (besser) gefil, den Pilnreut und derselb orden [2]). Es gefelt mir jezund Maria Mey und der orden fill pas, got dem herrn sey lob und er.

Es ist uns ein gros mitleiden, das dein Pechamyn als krouck ist gewest und ir sorgfeltig auf sy seyt auf ir kindhaben. Es hat mir dein Fritz gesagt, sy ge geleich swerlich umb; ich hof, unser lieber her soll sy gelücklich erfreuen mit ein frolichen anplick. Gehabt euch neur alle woll, ir habt fill frumer leut, die fur euch alle peten. So woll wir auch in peden cosenten fleis ankern (ankehren), unsern lieben hern für sy und euch alle zu piten. Lieber vetter, ich hab nun dein Frizen befolchen, er soll dich piten, dastu uns ein pfund guz saferan gebst. Ich halt, wir komen am pesten am nechsten (billigsten), und deucht dich, das er auf wür slagen, so gib uns afters noch ein pfund, wan es kleckt (reicht) uns ein jar kaum 2 pfund. . . . Es essen die swester

[1]) An den Weihern, nächst dem Kloster, erlitt Markgraf Albrecht Achilles am 11. März 1450 durch die Nürnberger, welche er spottischer Weise zum Fischen eingeladen hatte, eine schwere Niederlage.

[2]) D. h. der Augustinerorden.

Digitized by Google

all gern fill ſuppen, eben wie du und dein weib. So gelaub ich, es ſey den hern (den Mönchen) auch alſo; wir wolten das ein pfunt gern pald haben. Iſt es aber zu müſam, ſo ſchicks pede mit einander jezund her, und ſen die paraskorner (ein Gewürz) noch wolfeil als fert (voriges Jahr), ſo gib uns ir auch fur 2 gulden, weil (ſolang) ſy wolfel ſen. Auch dorft (bedurften) wir woll fur 2 gulden peffer auf den herbſt, wen er izund in eim rechten gelt wer, ſo gebſt uns jezund ein, oder, wen es dir eben wer: da pit ich dich gar freuntlich umb, lieber vetter, von peden cofent wegen und von mainent wegen. . . . Lieber vetter, du muſt uns aber ein weil porgen, ſo du uns etwas gibſt, pis du einmal zins einnymſt; ich mein, der imber (Ingwer) ſey jezund teur; ſo ſen die muſat (Muskatblüte) teur, das wir mit verziehen muſſen.

Lieber vetter, du haſt mir nun geſchriben, wie der vater von Redorf [1]) auch zu Pilnreut geweſt ſey und er dunck dich ein feiner geiſtlicher mon ſein. Ich halt ihn auch genzlich dafur. Er iſt aber noch nit hin geweſt, mocht er lecht (etwa) ſchir (bald) kumen. Jezund nit mer, denn unſer lieber her ſey mit ſein gotlichen genaden mit uns allen. Datum am eritag nach ſant Peterstag ketenfeier (3. Auguſt) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher.

13.

Ave Maria, Jeſum Criſtum unſern ſeligmacher mit allen ſein gotlichen genaden wunſch und beger ich dir fur ein freuntlichen grus ꝛc. Lieber vetter, wis, das wir am ſamstag nach unſer lieben frauentag gepurt wider ein ebteſſin erwelt haben, und iſt eine erwelt worn, heiſt Urſel Geringin, iſt von Dinckelſpuhel [2]); ich hof je, unſer lieber herr hab uns, ein got well, woll wider verſechen, des wir den woll notdürftig ſen pey den ſwern leuften und unſer armut zu ſo fill folcks. Sy iſt vor etlicher zeit woll firzehen jar ſchafferin geweſt, das ſy woll weis, was zum haushalten gehort;

[1]) Vgl. die Anmerkung über Pillenreuth im vorigen Briefe.

[2]) Sie ſtand dem Kloſter nur zwei Jahre vor. Ueber ſie vgl. Binder, a. a. O. 183.

Digitized by Google

ſy iſt aber je nit gern in die armut eingeſeſſen. Sy het 48 ſtim in peden kofenten von freyer wal und warn afters die andern all willig, ir die andern ſtym zu geben, die ſy heten, das ich hof, es ſey von got dem heiligen geiſt, der woll ir auch ſein gotliche genad mitteilen, uns for zu ſein und uns alle zu regirn nach dem lob gotes und unſer ſel heil. . . .

Lieber vetter, unſer neue wirdige muter und ich dancken dir gar fleißig von wegen peder cofent, daſtu aber (wieder) mit uns gemut (gutmütig) piſt geweſt mit dem ſaferon und uns den necher (billiger) haſt geben, den er ſunſt gilt. Wir nemens zu großem danck an; mon hat dir und den dein einsgangs ein gemein gepet tun; befolch die wirdig muter und ſen all ſweſter willig, des mer zu tun, und ſen all fro, das unſer lieber herr dein tochter, die Pechamyn, alſo erfreut hat. Sy haben ir oft pet; unſer lieber herr geb dir fill gelücks zu deim enycklein [1]), du muſt gonz ein alter anher wern, wan du ſo fill enycklein uberkümſt. Unſer lieber herr behut ſy alle vor allem ubel und teil in (ihnen) allen ſein gotliche genad mit, das eitel (nur) frum und ſelig leut daraus wern. Als du ſchreibſt, wen du nit zu der kinttauf geladen haſt, ich merck woll, es iſt die ſach noch im alten weſen, es wer wol zeit, daß es ſich verkert, und wer auch woll, das ſich ander daron ſtißen, wen es neur hülf; ich mein, es wär ein große notdürft. Ich danck got, das ich von den dingen allen pin, unſer lieber herr machs alles peſſer. . . .

Wir wolten dich auch freuntlich piten, die wirdig muter und ich, lieber vetter, ob du als gutwillig wolſt ſein und wolſt uns die dreißig gulden ſchicken, die an des Tuchers gelt uberbeleiben an den dreyhundert gulden, wen es lecht nit fill mer iſt — es wirt ſich in deiner rechnung woll finden — und wolſt uns noch dreißig gulden darzu leichen pis auf ſant Mertenstag, das du das gelt auf dem rothaus einnymſt [2]), ein got well, ſo nemſtu es wider dafon, da deſtu (thäteſt du) uns ein großen dinſt an, wan es wer uns gonz not, ſo lies wirs auf dieſelben zeit doch ein teils heraus furn. Es hat uns unſer lieber herr fluchs da heimengeſucht, das uns wein und korn, obs und anders verdorben iſt und der

[1]) Es iſt wohl Margarethe Behaim gemeint, geboren im März 1517.
[2]) D. h. die Zinſen von den bei dem Rat angelegten 3000 fl.

Digitized by Google

wint und weter uns fill decher und anders zurissen hat, das mon umer zu machen hot. So nymt der neupau vill mer gelz, den mon gemeint het, und ist des folcks fill, das mon altag speisen mus, und das aufheben nit da, wan es ist das closter nit zu lang gestanden, und da mon es verspert hat und die prüder und swester eingesetzt hat[1]), da haben sy lecht 37 gulden aufhebens (Ertrag, Renten) gehabt, es sen ir aber nit fill gewest; es sagen auch dieselben swester, der noch ein teil leben, die am ersten herein sen kümen, wie mon so fer hab hergeben: der adel aus den steten, hieumb das folck, auch das paursfolck, das als nymer ist, und haben die leut uberall mit in selbs zu schicken, hieumb als woll als ander enten, und als ander closter auch klagen. Aber wir wollen darumb nit verzagen, das es uns so genau ligt, und die hoffnung zu got dem herrn haben, er werd uns nit verlassen, der die seinen nie verlossen hat, die ir hofnung in in sezen, der mag uns woll wieder ergezen den schaden, der uns geschen ist, und es in frumen leuten würcken, das sy uns ir heiliges almusen mitteilen, das wir doch auskümen. Fur mein perschon hab ich von den genaden gotes keinen mangel; er (ehe) mon mir ein geprüch lies an essen oder trincken oder an aller notturft, sy mangelten er (eher) all selbs; es ist mir oft ein anfechtung, das mon so fill fleis auf mich hat, so sunst die notorft nit verhanden ist. Es ist die jezig wirdig muter eben als sorgfeltig auf mich als die vorig und hat mir auch alle freuntschaft tun, weil (solange) sy ein swester ist gewest; darumb wolt ich ir und peden cosenten auch gern alle freuntschaft beweisen. . . .

Lieber vetter, wir wollten gern dein rat haben mit den slossen (Schlössern); es meint die wirdig muter selige, sy wolt gute starcke slos zu den gewelben und pfortenturn machen lossen, so daucht sy, mon macht nit fast starck dinck zu Norling (Nördlingen). Es macht uns fert (voriges Jahr) etliche kalterslos (Schrankschlösser), das war je slecht, swach dinck, wenn sy müssen das eisen teur darzu kaufen wider daheimen. Da was ir meinung, sy wolt dein rat darinen haben, ob du ir riezs (rietest), ob sy zu Nürmberg machen

[1]) Ueber die Stiftung des Klosters und die Besetzung desselben mit Mönchen und Nonnen aus Gnadenberg 1473 vgl. Binder, a. a. O. 159 ff. 164 ff.

Digitized by Google

lies und lies hie unsern smid anslagen, der kon auch slosserwerck; aber ich hab sorg, die slos zu machen sey wir nit versorgt mit im. Lieber vetter, wen du dein Frizen zu dem Jorg Heussen, deim slosser[1]), schickest oder zu eim andern, der gute slos macht, was er für ein slos nemen wolt, das ein furschissenden rigel het, als (wie) die kellerslossen oder die slos, da man zu nachs die heuser mit zusperrt, mus wir an die pforten haben, das mon durch dieselben herein gibt, wie zu sant Katerina ein ist, das mons nit als fleisch und prot und anders durch die winten gibt oder almal das tor offen darf, und die andern an die gewelb dorften kein rigel haben, müsten aber sunst starcke slos sein an eichen tür, und müsten die slos alle jedes zwen starck slussel haben, wan es tet not, das es als am ersten starck gemacht wür, wan mon lest gar hart (schwer, selten) menner herein, die ein dinck pessern, und liest uns du oder dein weib wissen; wolt den einer uns recht mit tun, so lies wir dich wyssen, wie sill wir dorften. Ich mein, es richtez (es richtet es) dein Friz afters woll aus, dastu nit mer mü mit dorfst haben; wir müssen euch alle müen, pys wir sou den dingen gar kümen. Jezund nit mer, den unser lieber her sey mit sein gottlichen genaden mit uns allen. Tatum am samstag vor sant Michelstag (26. Sept.) im 17 iar.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufschrift wie vorher.

14.

Ave Maria ꝛc. . . . Lieber vetter, wiß, das uns die 60 gulden und die 8 u. paraskorner worn sen; die wirdig mütter und ich danken dir gar fleißig, dastu uns aber (wieder) zu willen pist worn. Du tust ein gut werck daran, es ligt der wirdigen muter woll als hert dem großen schaden nah, der uns und andern leuten hieumb ist zugestanden, wen mon ir schun etwa ein wenig zins oder etwas schuldig ist, so haben sy die leut nit zu zalen und ist die not gros umb uns und ander leut, pis unser lieber herr sein gotliche genad gibt, das es pesser wirt, das wir umer (immer) hoffen zu der gotlichen parmherzigkeit. Ich halt, ich mus heur meiner stiftung sill unterwegen lassen, sunderlich auf sant Michels

[1]) Georg Heuß, der berühmte Schlosser und Verfertiger des künstlichen Uhrwerks auf der Nürnberger Frauenkirche.

Digitized by Google

und ſant Mertens zins und wir (werde) das gelt her laſſen furn, das wir zu eſſen und pier darumb kaufen. Mon gibt jezund den ſweſtern je in etlichen tagen kein tropfen weins, den (nur) den ſwachen; den hern[1]) gibt mon noch altag wein zum pier, aber nur halb als fill als for, aber mir leſt mon von den genaden gotes kein gepruch, es mongelt er (eher) jedermon. Es erparmt mich aber je, das ich ſoll haben und ander leut nit. Es hat die vergangen wochen die wirdig muter ein wagen mit wein kaufen laſſen im Wirtenwergiſchen land, koſt ſchir funfzig gulden, iſt dennoch neur ſchlechter wein, iſt in (ihn) mer den halben ſchuldig, neur (nur) das ſy den hern und krancken ſweſtern ein trunck mug haben, er (ehe) er noch teurer wer (werde) . . . . . Ich hab deim weib geſchrieben von unſer wirdigen muter wenyzierung (Benedicierung, Einſegnung); ſo verſich ich mich, es wer den winter nit wern. Es kon der recht piſchof[2]) nit kümen, ſo fodert der weichpiſchof fill gelz und ander amtleut, das uns zu vill in den ſweren leuften iſt; ſo wirt es hinaus dreu jar, das mon hie gefiſſytirt hat (d. h. das Kloſter) und iſt wider zeit zu fiſſytirn. So get eins mit dem andern zu, des ich mich verſich, ſo doch der recht piſchof zu demſelben her mus. Wir müſſen uns alſo ein weil damit laſſen; es hat der wirdigen muter halben kein nachteil. Sy hat macht, alle dinck auszurichten im geiſtlichen und weltlichen, als wer ſie wenydyziert. Grüs mir fleißig dein weib; die wirdig muter, der wirdig vater und pede cofent enpieten euch allen ir gepet und freuntlichen grus, desgeleichen will ich auch gern tun mit meim armen gepet, wenn es neur unſerm lieben hern genem wer. Lieber vetter, wen du dem kaſtner, dem Hans Mülner, ſchreibſt, ſo grüs mir fleißig und ſchreib im, es gee mir von den genaden gotes woll und ſey mir die weil kurz im cloſter. Jezund nit mer, den unſer lieber herr ſey mit ſein gotlichen genaden mit uns allen. Datum am Freitag nach ſant Urſulatag (23. Oktober) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher.

[1]) d. h. den Mönchen.

[2]) Biſchof Chriſtoph v. Stadion 1517—1543. Die kanoniſchen Viſitationen des Kloſters ſollten nach der Regel alle drei Jahre erfolgen. Aber erſt 1523 unter der Äbtiſſin Anna Haßelbeckin erſchien Biſchof Chriſt. v. Stadion mit großem Gefolge zur Viſitation in Maihingen. Vgl. Binder a. a. O. 185

Digitized by Google

15.

Ave Maria in der heiligen, würdigen zeit der zukunft unſers lieben herrn Jeſu Criſt wunſch und beger ich dir und all den dein vill geluckſeliger zeit zu ſel und leib und darzu mein armes gepet. Lieber vetter, wen es euch allen wolging, das wer der wirdigen muter, dem wirdigen vater, peden kofenten und mir beſondere freud; ſo iſt es mit uns auch im alten weſen von den genaden gotes. Lieber vetter, wis das mir dein prief pey dem Flegel, Ulmer poten, worden iſt am mitwoch nach unſer lieben frauentag irer empfenknus; der hat in gen Öting (Öttingen) geantwurt, da iſt er mir worn, auch darinnen ein prief von Pergen, das in die Madlin wol gefelt mit lernung, mit der ſtym (d. h. mit dem Singen der Pſalmen) und allen dingen und der Madlin das cloſterleben auch noch woll gefelt. Aber ſy wern ir den orden erſt auf ſant Sewaſtyonstag anlegen, das ſy afters (dann) das prowejar hat. Darumb, wen es in nit ant tet, ſo wolt ich gern, ob du das gelt, die 100 gulden, lenger behilz; ſy haben mir nit dafon geſchriben, das du in geſchriben haſt. Auch hab ich ein zetelein darinen funden, wie du die zins eingenumen haſt und wider ausgeben, des wir dir freuntlich danken. Die wirdig muter und ich und wir danken dir auch gar freuntlich, dastu uns aber (wieder) ein er (Ehre) mit dem pfeffer tuſt, das wir in peden cofenten getreulich woln verpeten fur dich, dein weib, kind und all die eurn; du gelaubſt nit, wie du als woll daran tuſt. Lieber vetter, als du ſchreibſt, wen wir mer gelz durfen (bedürfen), ſo wolſtu uns ſchicken, ſo hab wir willen gehabt, die wirdig muter und ich, wir wolt die hundert gulden dinen haben gelaſſen pis in die faſten und wolten dieweil nichs mer gepaut haben an den peu (Gebäuden) und heten unſern meiſtern abgeſagt pis auf dieſelben zeit. So iſt ſo fill gepeus vorhanden pey dem graf Joachim, pey etlichen cloſtern und ander enten, da das wetter ſo großen ſchaden tun hat, das mon ſy gern het, das wir ſy jez müſſen je erbeten loſſen, wen ſy vor kelt künen, das ſy uns nit gar dafon gen. Darumb wer (werden) wir des gelz notdurftig ſein und muſen auch mer preter kaufen zu den poden. Es iſt das haus als beſchoſſen (fertig), aber nit gedeckt; do ſey wir nit geſaumt, das uns das wetter den ziegelſtadel allen einwürf. Mon heiſt hie-

umb die ziegelhuten ziegelſtadel, und haben, ſind (ſeitdem) wirs wieder paut haben, kalk, ziegel und ziegelſtein prenen laſſen, die ſtein zum gewelben, das mon kein preis (eine Art Dachziegel) prent hat, iſt uns die zeit zu kurz worn, ich hof, ein gottwell, das ſelb auch vollet (vollends) verricht wern und gedeckt. So meint die wirdig muter, wen das gelt nit zu im allen kleckt (ausreicht), ſo woll ſy denoch beſechen, wie ſy den pau mit der hilf gotes verpring; ſy hoft, es ſoll uns unſer lieber herr nit verlaſſen. Ein got well, wen wir neur auf dem winter wern kumen, auch mit unſerm vich hie und und auf unſerm hof (d. h. auf dem Kloſterhofe zu Uttenſtetten), dem mus mon habern und ſtro kaufen, das das weter als (alles) erſlagen hat. So iſt in der dürn nit fil heus worn, das mon daſſelb auch mus kaufen. Unſer lieber her geb mit ſeiner gotlichen genad, das es ein ander jar peſſer wer mit allen dingen, iſt es nit wider ſein gotlichen willen. Darumb, lieber vetter, ſo pitt ich dich gar freuntlich, du wolſt als gutwillig ſein und wolſt uns die hundert gulden follet (vollends) ſchicken, die ich den noch zum pau verordent hab; und wen es geſein kunt, ſo wolt wirs gern pald haben. Es will die wirdig muter dem Hans Heſſen ſchreiben, wen du ims gibſt, das er mer hanf oder etwas kauf unds darein ſlag, und er ſoll uns nit abwechſeln (d. h. nicht in kleine Münze umwechſeln); wir werns herauſen eben als teuer an (los) und haben die leut gern gelt und erbeten (arbeiten) uns deſter lieber und geben uns deſter lieber zu kaufen, hat je einer ein ſundere freud, wen im ein Lorenzer gulden [1]) wirt oder ſunſt ein guter gulden.

Du ſchreibſt auch, du wolſt uns den ſchuldprief ſchir (bald) ſchicken, wir durfen kein ſorg darumb haben; wis, das wir nit darumb ſorgen, wir wolten euch umb ein großers trauen. Es iſt heur uns als args geſchen, das wir euch die quytenzen nit auf das erſt ſchreiben fertigeten; das was (war) mein ſchult, aber in einer guten meinung, wie ich dir den daſſelb in mein ſchreiben verantwurt hab, wiewoll es mir ſer verungelympft iſt worn, davon du lecht nit weiſt. Ich ergibs und befilchs unſerm lieben herrn. Mon mus doch je ein kleine urſach zu eim haben, das mon deſter mynder freuntſchaft zu eim hab; ich will unſern lieben

[1]) Die Nürnberger Goldgulden trugen auf einer Seite das Bild des hl. Laurentius mit dem Roſte.

Digitized by Google

hern nichs deſter mynder fur ſy piten oder ſy aus meinem armen gepet ſchließen, mochten ſie lecht einmal auch gutwillig wern, welch jez wider mich ſein. Fur mein perſchon freg ich garnicht darnach; ich hab mich unſerm lieben herrn ergeben und iſt mir von den genaden gotes die weil als kurz hinen, das ich ſolchs nit faſt acht. So hab ich fur mein perſchon noch gar kein gepruch (mangel); was aber peden kofenten zu gut geſchicht mit worten oder werken fon mein freunten oder andern leuten, das freut mich paß (beſſer), den was meiner perſchon geſchech. Du darfſt zu nymat (niemand) nichs ſprechen oder darnach fregen; wu du uns aber ſunſt je ein guz wort dar konſt leichen (leihen), ſo tu es got zu lob; du wirſt, ein got well, fill guter werk und gepez teilhaftig. Lieber vetter, wen es dir den eben und fuglich wer, ſo mechſtu (möchteſt du) woll uns das uberig gelt auch mit den hundert gulden ſchicken oder alspald du wilt, das an des Tuchers drey hundert gulden uber iſt beliben oder an allem gelt, das den vorhanden iſt geweſt, das ich hinter mir verlaſſen hab, das du die 15 hundert behilzſt, die anzulegen gehorn, und der Madlin hundert. So macheſt du den ſchuldprief darauf; ich mein aber nit, das es not tut, dastu der Madlin hundert darein ſezt, du ſchreibſt es lecht woll ſunſt in dein puch. Aber was du wilt, du weiſt im woll recht zu tun, es wer woll zeit, dastu der mü und erbet ein tail damit abkemſt. Unſer lieber herr ſey dein ebiger lun darumb und widerleg dirs hie zeitlich und dort ebig. Ich wil dem vetter, dem purgermaiſter, ein got well, pald ſchreiben und in piten, ob mon uns etwas erlangen mocht, das wir das gelt anlegten; es iſt uns woll als ein großer ſchad, das es uns nichs trägt, es wer den das cloſter pas begabt mit zins und rent. . .

Auch hat mir dein weib geſchriben, wie der Puck tot ſey; unſer lieber herr ſey ſeiner lieben ſel genedig und allen gelaubigen ſelen, und wie ir jezund mit ir (d. h. mit der Witwe) handelt, das ir lecht fill gelt nach wert laſſen von irer kleinen kind wegen, das ich den ganz fur gut acht, ſolt irs faſt hert halten und irn kinden enziehen. Es iſt geleich als gut, ir laſt irs, das ſy die armen weiſen deſter pas erziehen mug, als das es etwa ſunſt ander arm nit woll verzerten, als den pisweilen die gewonheit iſt. Aber ich beger, das du mich auch in eim klein teil laſt ſein in derſelben zalung. Du weiſt woll und der vetter Ludwig Imhoff,

Digitized by Google

das ich auch teil an der alten ſchuld het, da mon in ein tail nachlies, aber (oder) mon lies ins nit gar nach. So haſtu mir nun geſchriben, wie der ſaferan auffſlag und mon ſich verſech, es wer ſein heur nit fill; ſo pit ich dich gar freuntlich, du wolſt uns ein pfund ſaferan dafon kaufen — ich darf nit mer begern —, das wir den auch ein ander jar heten, wen er in den auffſlag kümt, ſo ſolt er woll fluchs (ſchnell) auffſlagen, ſo will uns das pfunt nit klecken (reichen), das ich geſtift hab, ſo hat mons junſt nit zu kaufen, wen es teur iſt. So meinen die hern und ſweſter je, wen man in zu zeiten ein ſupen oder ein gemüs ein wenig gibt, es ſey deſter beſſer, es mus auch meim Lemel ſeling fleißig dafur gepet wern. . . .

Lieber vetter, es iſt uns auch ein freud, das es mit deiner Pechamyn gut iſt worn; mon hat ir nun aber ein gemeins gepet geton, dach (da) ich ir ſchwacheit in deins weibs prief vernom. Unſer lieber herr geb ir geluck zu irer heimfart; ich halt dafur, ſy wer gut leben pey ir ſwiger[1]) haben, es iſt denoch albeg ein gute frau geweſt, ſo wirt es lecht mit irer ſchwachheit auch, ein got well, gut wern und die engen vergen. . . .

Ich dank dir gar fleißig, dastu alſo vill potenlons von unſern wegen ausgibſt. . . Damit befilch ich euch alle in das ſus, verwunt herz unſers lieben herrn Jeſu Criſty. Datum am pfinztag zu nacht nach unſer lieben frauendag irer empfenknus (10. Dez.) im 17. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher.

16.

Ave Maria etc. Den genadenreichen, allerſuſten namen Jeſu und ſein erſt undſchuldigs, kindliches plutvergiſſen wunſch und beger ich euch, mein lieber herre Hans Imhoff, mitſampt euren lieben hausfrauen und kinden zu einen ſeligen neuen jar; damit mein und des ganzen convenz ſtets willigs gebet und waß wir alle liebs und guz gen got und im zeit vermugen, bevor. Erſamer herre

[1]) d. h. bei der Schwiegermutter, der Witwe Michel Behaims, Margarethe Winter.

Digitized by Google

und uns getreuer, liebſter vater und wolteter, eure und eurer lieben hausfrauen geſuntheit mit wolgeung (Wohlergehen) nach ſel und leib hort ich von herzen gern und iſt mir und uns allen ein ſundre freud, wen uns ſolchs von euch zu wiſſen wirt. Mit uns iſt es, das wir got zu dancken haben, als der ſein ſol, dieweil unſer leben in dizem ellend werdt (währet). Mein erſamer, lieber herre, ich danck euch mitſampt eurer lieben hausfrauen mit dem ganzen convent mit ſundern groſſen fleis aller lieb und treu, ſo ir uns teglich beweiſt, und das eur erſame gutwilligkeit in unſern dinſt ſo unverdroſſen iſt mit wurz (Gewürz) kaufen und ſchicken in unſern anligen und noturft, ſo treulich und unverdroſſen verſorgt. Der herre Jeſus, der ein mitler zwiſchen allem menſchlichen geſchlechte und ſeinem hymliſchen vater geweſt iſt, der wol mich und uns alle gen euer lieb und treu in allen guten verweſen; wir ſint noch arm cloſterleut und vermugen euer erſamkeit in zeitlicheit nichz widerlegen (wieder zurückgeben), als pillickeit erfordert, aber was wir gen got dem almechtigen durch die hilf ſeiner genaden vermugen, beger wir euch mit ſundern fleiß als unſern gunſtigen, lieben herrn, vater und wolteter. Das kindlein Jeſus, in dem als (alles) gut beſchloſſen (eingeſchloſſen) iſt, das ſchick ich euch, tregt ſein ſecklein vol guter, ſeliger jar des verdinen ſeiner genadenreichen menſchwerdung, und von einer ytlichen ſchweſter der allerheiligiſten geperin (Gebärerin) gots Maria roſenkrenzlein, die woll euch und euer liebe hausfrau, unſer getreue lieben muter, in yr beſchirmung und furpitt haben gegen yren allerliebſten ſun Jeſum. Kind und muter verleihen euch peiden vil langwirige, genadenreiche zeit, in der zu verdinen die freud in ewiger ſeligkeit. Ich ſchick euch ein wenig cloſterkrepflin, wolten in guten willen haben nit fur ein gab und zu einem guten trunck nyſen (genießen). Unſer liebe ſchweſter Katerina Lemlin iſt geſunt und in gutem weſen, gott dem herrn lob und danck, ſie iſt uns allen lieb und wol ein ebenpild aller tugent; der herre verleich ir langwirige ſterck. Es iſt ytz mein fleiſſigs gepet, leſt uns got wettertag (beſtändiges Wetter) erleben, ir wolt uns eure liebe hausfrau ſchicken und eures ſuns frau, das ſie beſehen, wie ir das geiſtlich cleid ſtee. Damit wil ich euer lieb und erſamkeit alzeit befolhen haben und was euch liebt iſt dem frid gotes und in ſein ewige

Digitized by Google

liebhabung. Datum montag nach ſant Pauls des erſten einſidels tag (11. Januar) im 18. jar.

Soror Urſula[1], abtiſſin zu Marie

(An Hans Imhoff). Mey, euer willige in got alzeit.

17.

Ave Maria, gracya plena, Jeſum Chriſtum, unſern ſeligmacher, das ſüß, gutig, barmherzig, neu geporn kindlein, warer gott und menſch, mit ſeiner göttlichen lieb und genaden wunſch und beger ich dir, deim mann und ſwager und geſweyen, dein kinden und all den eurn zu eim gelückſeligen neuen jar zu ſeel und leib und dazu mein arms gepet. Liebe Furerin, wenn es euch allen wol ging, das wer der würdigen muter, dem würdigen vater, beden conſenten und mir ein groſſe freud. So iſt es mit uns auch, das wir gott dem hern danken ſollen; wir haben ein lieben alten heren, heiſſt herr Thoman, der iſt ſer ſwach, und die ſweſter Madalena Furterin[2], die mon mir zu einer warterin gab, iſt woll ein jar ſwach geweſt, nit weis ich, wie es unſer lieber herr mit ihr wurcken will. Ich pin jezund auch etlich tag ſwach geweſt, es iſt aber von den genaden gotes pald beſſer worn, das ich hof zu unſerm lieben hern, es wer pald gar gut wern.

Ich hab deiner muter geſchrieben, wie es mir mit meim kreiſten (ſchmerzhaftes Stöhnen) gangen hat.

Liebe Furerin, die wirdig muter ſchickt der Sigmundt Furerin[3] und dir das kindlein Jeſus, das tregt ſein ſecklein voll ſeliger neuer jar, da ſolt ir herausnemen, als fill ihr durft. Auch ſchickt ſie jeder ein ſchlechtelein mit cloſterkrepflin, die ſolt ihr zu eim ſchlaftrunck eſſen und bitt euch, daß ir alſo vergut nemt, ſie iſt noch ein arme abteſſin. Sy wolt euch ſelbs geſchriben haben, ſo hat ſie immer ſo fill zu ſchicken und ſchreiben, daß ſie es jezund nit tun konn. So ſchick ich der Sigmund Furerin und dir jeder ein piſſemepfelein (Biſamäpfelchen) mit eim piſſen, als er hie zu land wechſt, des ſchmeckenden (riechenden) ſomens (Samens); der geſchmack ſoll gut ſein für die poſen lüft und daran in ein

[1]) Urſula Gering 1517—1520.

[2]) Schweſter Magd. Förderin, eine Nürnbergerin.

[3]) Ihre Schwagerin Barbara, eine geborene Holzſchuher, ſeit 1500 mit Sigmund Fürer verheiratet.

Digitized by Google

federkill (Federkiel) das zeichen tun und fill andechtiger wort, die eins im ſterben (d. h. während der Peſt) bey im tragen ſoll. So halt ich wol, der ſterb (d. h. die Peſt) wer nit lang ausbeleiben; unſer lieber herr woll uns allen genedig und barmherzig ſein. Und bitt euch, ir wolt mit der armen cloſtergab vergut nemen. Ich het je gern eurn mennern auch geſchickt, da het ich ſorg, es mocht in das klein ding verſmachen (verſchmähen). Ich ſchick auch da dein kinden, dem Sigmundlein und dem Keterlein, jedem ein paternoſterlein (Roſenkränzchen), das die daran peten; wann ich hoff, ſy können pede peten, und ſchick deim Kriſtoflein[1]) ein ponyakreuzlein, das henk im an und nym alſo mit dem kinderwerck vergut; wenn unſerm lieben herrn mein arms gepet genem wer, das wolt ich euch allen gern mitteilen. Liebe Furerin, du haſt mir heuer geſchriben, wenn ich etwas bedurf, ſo wolleſt du mirs gern ſchicken, des ich zu großem danck hab angenumen. Und ſo du alß gutwillig biſt, ſo pitt ich dich, du wolſt mir ein halbspfunt oder was dir eben iſt, der klein wachsliechtlein ſchicken, die dein gefater, junckfrau Katera, macht, der man neuen umb 1 pfenyng gibt. Ich hab ſy daheimen zu ſlaflichtlein genüzt, hie er ich am eritag (Dienstag) ſant Anna mit, das ich dreu aufzunt und zunt je eins zu einer kumplet, zum ſalfa[2]) auf, zumal jez und wens finſter iſt. Es hat mirs die junckfrau je gar fein gemacht von ſchun wachs und mit pleichten (gebleichten) techtlein (Döchtlein). Kumt dir der prief vor lichtmes[3]) nit heim, ſo las denoch fragen, ob ſy kein geweichs (geweihtes) hat, ſy leſt je fill licht weichen, die ſie oſtern eim zu freuntſchaft gibt. Iſt es dir aber ein beſchwer, ſo beger ich ſein nit. Es peten aber die ſweſter auch deſter lieber, wenn ein liechtlein print, die ſchun nit ſingen. So wirſtu ſein auch teilhaftig (d. h. des Gebetes). Wen du wider ein großen pauch uberkumſt (d. h. wenn du ſchwanger biſt), ſo las uns bey zeit wiſſen, das wir dir je etwas peten.

Ich ſchick dir auch da ein regiſterlein; wird eben haltig (gerade paſſend) in dein taſchenpuchlein. Dieſelben puchlein hat auch herr Jorg Knoringer ſeliger gemacht; iſt ein feiner, alter frumer herr

---

[1]) Er war damals erſt ein Jahr alt.

[2]) Die Anfangsworte des marianiſchen Lobgeſangs Salve regina ꝛc.

[3]) An Maria Lichtmeß werden in den Kirchen die Wachskerzen geweiht.

Digitized by Google

geweſt, iſt heuer aus unſerm cofent tot; mich dunkt, es ſey denoch fil guz darinen. Ich hab dauſen in unſern nit fil geleſen. Und laß dir deine kind das pirgemene (pergamentene) puchlein nit zureiſſen, das ich dir geben hab. Es iſt woll als gute geſchrift und ſind gute gepet. Ich hab das regiſterlein hereinpracht, wiewol es nit köſtlich iſt, ſo macht man doch nichts ſolches hinen; es haben ein teil ſweſter imer ſorg, es ſey wider die regel, auch die ebangelion, als ich euch fert (voriges Jahr) geſchickt hab. Wir ſollen nur mit der heiling armut umbgen, die wir den von den genaden gotes haben. Liebe Furerin, die wirdig muter, der wirdig vater, mitſamt peden cofenten wünſchen euch allen ein guz, ſeligs neus jar zu ſel und leib und darzu ir unvergeßen gepet und alles gut. Gruß mir dein mon, dein ſwager, die Fürerin, den Schlußelfelder und euer folck als (alles), desgleichen der Furerin muter und all ir ſweſter und wer in gut nach mir fregt, und ſag in, es gee mir von den genaden gotes gantz wol. Gott dem herrn ſey ebig lob und er.

Datum an ſant Agneſentag (21. Januar) im 18. jar.

Sweſter Katerina Lemlein
zu Maria Mey.

Aufſchrift:
Der erbering, thugenthaftigen
frauen Katherina Chriſtof
Fürerin zu Nurmberg, meiner
lieben mumen.

18.

Ave Maria . . Ich hab dir auch geſchriben, wie ich mein ſchwager ſchreiben woll des leibdings halben und dir dieſelben meinung auch ſchreiben, ich hab im jezund dafon geſchriben, wie es mich wunder, ich hab mich des nit verſechen, das er münz geben wer (werde), ſo es in doch nit teur ankumm und in nichs ſchüldig ſey geweſt, ſunder aus freyen willen gelaſſen hab. Es ſey auch das golt gut herauszufurn und darumb alle ding zu kaufen; wen er ſich aber woll peſſern und es nymer tun und woll uns ein abtrag (Buße) tun, ſo woll ich ims vergeben. Und iſt das der abtrag, das er uns ein fenſter in unſern neuen kreuzgang mach und ſein ſun, den Lorenzen, auch um eins pit, desgeleichen den Strauben ſein ſwecher, das ſy in (ſich) ein ebige gedechtnus machten. Wen die

Digitized by Google

ſweſter mit dem heiltum und am freitag mit den ſiben pſam (Pſalmen) da furgen und ſunſt teglich, wen ſy die wapen ſechen, ſo peten ſy denſelben deſter mer. Es ſen eben dreu fenſter an einer ſeiten und ſen der ſeiten drey; die zwu ſeiten hat mon vor etlichen jarn gemacht, haben aber nit ſo reich kunen wern, das ſys verglaſt heten; ſo will das gelt auch nit zu allen dingen klecken (reichen), ſo leſt er doch fenſter zu Nürmberg machen zu einer gedechtnus, wiewoll ich ims in ſein freyen willen geſezt hab. Ich wolt gern mer guter freunt piten, das ſy in ein gedechtnus da machten und die andern fenſter machen, wen ich weſt, wer lieb darzu het, das er ſich des furgepiz teilhaftig macht in ewig zeit ....

Es hat uns mein ſwager ein korp roſſyn geſchickt, den hat mon in ped cofent austeilt, das haben ſy mit groſſer freud und danckperkeit enpfangen, und hat dem wirdigen vater, der wirdigen mutter ein korblein feigen geſchickt und mir ein ganz, das ich dan als (alles) zu groſſen danck nym. Aber mein ſweſter ſchreibt mir nichs; ich ſchreib ir jez aber und danck ir, ſchreibt ſy mir nit, ſo will ich ſein aber ein weil genung haben ... Mer als du ſchreibſt, daſtu dem Wilhelm Schluſelfelder haſt helfen ein weib nemen, des Sebaſthons Imhoff tochter und meinſt, du habſt meim ſun ein undinſt (ſchlechten Dienſt) daran tun; ich mein, er zürn nit wider dich: er hat von den genaden goteß ſelbs ein gute narung, ſo er den je ein weib hat wollen nemen, ſo mein ich, es ſoll im und ſeim weib als lieb ſein eine aus der freuntſchaft als eine fremde. Ich will deim weib der eren und mü woll gunen, die ſy mit den hochzeiten hat, ſo ich neur dafon pin, got dem hern ſey ebigs lob und er, das er mich aus der welt beruft hat in den heilling orden; ich hab deim weib im nechern prief geſchriben, das ſy mich woll mit der ganzen warheit mag verantworten, das mir die weil kurz hinen im cloſter iſt und das es mich nit gereut hat. Ich merck aber je an deim ſchreiben nit, das euch dieſelben prief worn ſen, habs im adfent, mein ich, geſchriben ... Jezund nit mer, denn unſer lieber her ſey mit ſein gotlichen genaden mit uns allen zu allen zeiten. Und ich danck dir zu tauſent malen fleißig aller lieb und treu, die du peden cofent und mir ſtetigs beweiſt; ſy haben dich ſtetigs in irm gepet mit deim weib und all den dein, und leſt dich der wirdig vater fleißig

Digitized by Google

gruſſen und pede cofent. Wünſch mir meim ſun und ſeim weib fill gelucks zu der geſweyen, und ich wunſch euch allen vill gelucks zu der neuen freuntſchaft. Es wirt je ein junge hausfrau, den das es lecht das allerpeſt iſt, ſo ſy kein muter hat; es ſen die jungen tochter auch nit almal woll pey den meiden (Mägden); es wird, ein got well, ein gute ee. Tatum am ſant Vizenzentag (22. Januar) im 18. jar.

Eweſter Katarina Lemlin
Aufſchrift wie bei Brief 1 ff. zu Maria Mey.

19.

Ave Maria, gracia plena. Jeſum Criſtum, unſern erloſer und ſeligmacher, ein troſter aller betrübten herzen, die ir hoffnung in in ſezen, der ſey dein troſt und ſterck in aller deiner betrübnis und bekumernüs und verleich dir ein ſelige, leichte vaſten und alles, das dir nüz iſt zu ſel und leib. Das wünſch und beger ich dir von ganzen herzen für ein freuntlichen grus, lieber vetter, und mein arms gepet. Lieber vetter, die wirdig muter, der wirdig vater und pede cofent haben ein gros mitleiden mit dir in deiner betrübnus und wollen allen fleis ankern gegen unſern lieben hern fur dein tochter ſelige [1]). Als ich deim weib geſchriben hab, ſo iſt es mir auch ein getreulichs, gros mitleiden, als ver (ſofern) es wider got den hern nit iſt, und pin ſer ubel ob deim prief erſchrocken und weſt denoch nit, wie dus meinſt, pis ich deins weibs prief gelas, den kunt ich ungeweint nit leſen. Unſer lieber her ſey ir lieben ſel und allen gelaubigen ſelen genedig und parmherzig. Ich hof, unſer lieber her hab ſy in ganzer unſchuld und in irer reinigkeit hingenumen, das ſolſtu fur ein groſſe gab von unſerm lieben hern nemen, das er dirs ſo feterlich verſechen hat und ſy von fill ſorg und angſt entladen hat, die dan hie in dieſem zeit und in diſer welt iſt. Und pit dich gar fleißig, du wolſt dir ein herz darinnen nemen und dich unſerm lieben hern laſſen, der alle ding im peſten tut und allein weis, was dem menſchen das nuzt (nützlichſte) und peſt iſt zu ſel und leib; wer weis, wen ſy alt wer worden, ob ſy unſerm lieben hern als nachet (ſo nahe

[1]) Am 27. Januar 1518 ſtarb die 13 jährige Tochter Magdalena Imhoff nach kurzer Krankheit.

Digitized by Google

wer worn als jezund; ich hoff, ſy ſey, ein got well, in groſſen freuden, der ſolſtu ſy ungern berauben. Ich hof, du wiſt dich gonz woll darinen zu halten; ich kon dir nit verubel haben, ob es dich gonz hart betrübt hat als ein vater umb ein liebs kint, aber du und dein weib mugt euch eur betrübnus woll ein wenig ringern, wen ir gedenckt an den vetern, den purgermeiſter, den Jeronymus Imhof, das er jezund ein jar als ein groſſe betrubnus hat gehabt und im lecht (wohl) die groſt anfechtung iſt geweſt, das ſein ſun alſo in dem haß und unwillen umb iſt kumen [1]), das ir von den genaden gotes da als nit durft. Jr habt lecht unſerm lieben hern den zechet (Zehnt) muſſen geben, als (wie) mein muter ſelig, da der ſterb (die Peſt) war, als wir gen Ulm zugen, da ſtarb mein ſweſter ſelige, die Feliz, war auch ſchir in eim ſolchen alter, meint mein muter ſelige auch, es tet ir gar fill wirſſer (?), den wen ſy jung geſtorben wer. Ich hab ſorg, es wer denoch ſich mern ſunſt mit dem ſterben, als es ſich manchen enten anfecht (anfängt); es wern hieumb fil leut kronck in den kopfen und halſen und ſterben ein teil und wern ein teil geſunt und ſterben ein teil lecht hungers; mon legt nun nit fer (fern) in aim dorf von hinen ein mon und ſein frauen auf einmal ins grab, ließen acht kind, der nit fill gros ſen und nit fill darzu haben; und ſtirbt je eim die frau oder einer der mon und laſſen ſer fill kind, und hat das weter heur den leuten das treid erſlagen und leiden groſſen hunger und zodell (?) und ſterben. Den es iſt der wirdigen muter und dem wirdigen vater und peden cofenten ein groſſe betrubnus, das mon den armen nit nach irer nottorft mit irn kinden helfen kon. Mon giebt aber denoch teglich prot und ander almuſen, das wir lecht ſchir ſelber dorften. Unſer lieber her las ims ein lob ſein und mer uns durch ſein gotliche genad; wir haben ſunſt nit zu eſſen, pis das neu treid wirt. Unſer lieber her las uns das jar das treid und die frucht wachſen und mit genaden einpringen und niſen (genießen), iſt es ſein gotlicher will . . . . .

Jezund nit mer, den unſer lieber her ſey mit ſein gotlichen genaden mit uns allen und ſeit fluchs frolich und gehabt euch

---

[1]) Vgl. Brief Nr. 6.

woll in unſerm lieben hern. Datum am freytag in den fiertagen in der faſten (19. Febr.) im 18. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Auffſchrift wie oben.

Dem Briefe iſt folgende Beſtellung beigefügt:

Item fur 3 gulden ynber (Ingwer), fur 2 gulden paraskorner (Paradieskörner, ein Gewürz), fur 1 gulden peffer.

Item ein halben zentner feigen, ein fiertel eins zentners ſeifen; fur den gulden, der frauen ſeling von ſant Marta, reis; wer er aber wolfeil, ein ganzen zentner, wan es hat uns das weter heur den hirs und ander dinck gar verderbt, das wir in der milch nit fill zu kochen haben fur pede cofent, ſo muſen es gros hefen (Kochtöpfe) foll ſein auf ein mol (mahlzeit); fur ein gulden ſant Johans prot (Johannisbrot). Mer fur 1 gulden gut gerendelt (geränbelt, geſchälte) erbes (Erbſen), wen ſy anders in eim rechten gelt ſen, wern ſy aber als teur, ſo wolt wir fur ein halben gulden nemen; wen mon hinen (d. h. im Kloſter) kalt erbes macht, ſo ſeut (ſeiht) mon die arbes und geuſt (gießt) ſy mit den pelgen (Hülſen) aus, ſo wolt wirn gern ein wenig gutlicher tun, ſo ſy alſo pier müſſen trincken zu dem groſſen ſyngen und leſen und woltens fur wurz und faſtenſpeys kaufen. Ich meint, wen die Eolpet Heſſin mit der Criſten ging, wen ſy das dinglichs kauft, als feigen, ſant Johans prot, das ſis ein andermal auch deſter fleiſſiger ausklaubt, wen ſy uns etwas kauft.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Entwickelung der europäiſchen Völkergeſellſchaft und die Entſtehung des modernen Nationalismus.

Ein ſozialgeſchichtlicher Verſuch von Kurt Breyſig.

II.

Allerdings fehlt es nicht an einigen Ereigniſſen, die an der Annahme, daß das deutſch-römiſche Reich des frühen Mittelalters keine expanſive europäiſche Politik getrieben habe, auf den erſten Blick irremachen könnten. Da fallen zunächſt die Anſtrengungen ins Auge, die in dieſer Zeit zur Erweiterung des Reichsbodens in Unteritalien gemacht werden, d. h. die früher geſcheiterten kriegeriſchen Verſuche, wie die glückliche, halb friedliche, halb gewaltſame Annexion des jungen Normannenreiches unter Friedrich II. Aber beide lagen viel zu ſehr in der Richtung der ſchon von Karl dem Großen, ja ſelbſt den Longobarden inaugurierten Politik, die damals bereits auf die Vereinigung Italiens unter einem Zepter gerichtet war, als daß man hier von einer Neuerung reden dürfte. Und der normanniſche Staat, das Ergebnis eines der ſtärkſten See- und Raubzüge dieſer barbariſchen Nordgermanen, war zwar gewiß inzwiſchen ſchon zu politiſcher Reife gediehen, aber wenn man ſich ſeiner bemächtigte, wurde das Bild der ſtaatlichen Machtverteilung in Europa nicht eigentlich verändert. Die Gründung war zu jung, zu uſurpatoriſch, als daß ihre Beſeitigung mehr zu ſagen gehabt hätte als die Verſtärkung der monarchiſchen Zentralgewalt im deutſch-italieniſchen Reiche.

Von noch geringerer Bedeutung sind die Beziehungen des Reichs zum skandinavischen Norden, insbesondere zu Dänemark. Die Dänen sind erst zum Beginne des zehnten Jahrhunderts zu politischer Einheit, zur Begründung eines Volksstaates vorgedrungen; daß die Sachsen bis dahin mit ihnen vielfach Grenzkriege zu führen hatten, entspricht nur diesem barbarischen Stadium ihrer Entwickelung. Heinrich I. hat im Jahre 934 durch einen glücklichen Feldzug gegen den ersten dänischen Volkskönig, Gorm, diesen Einfällen ein Bollwerk entgegengesetzt durch die Schaffung einer neuen Nordmark zwischen Eider und Schlei. Aber wenn damals den Dänen auch Tribut auferlegt wurde, so haben doch selbst die späteren Sachsenkaiser nicht daran gedacht, eine Oberhoheit über Dänemark geltend zu machen oder gar erobernd gegen sie vorzugehen. Und Konrad II. hat ein Jahrhundert danach, 1035, sogar freiwillig diese Mark Schleswig wieder abgetreten, um dem Reiche hier im Norden ungestörten Frieden zu sichern. Ebenso war der Konflikt, in den König Lothar von Supplinburg im Jahre 1131 mit Dänemark geriet, rein territorialer Natur, durch die Verknüpfung eines dänischen Thronstreites mit den wendischen und mecklenburgischen Verhältnissen veranlaßt. Auch die Verwickelungen zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, die vorübergehend einen Teil der deutschen Ostseeküste unter dänische Hoheit brachten, dann aber mit der Schlacht von Bornhövede im Jahre 1227 zur völligen Wiederherstellung des alten Zustandes führten, hatten mehr den Charakter von Territorialkriegen, wie sie denn auch nicht vom Reich, sondern den Fürsten des deutschen Nordens geführt worden sind. —

Viel wichtiger sind an sich die Beziehungen zwischen dem neufränkischen deutschen und dem alten eigentlichen Frankreich. Hätte das Kaisertum dieser vier Jahrhunderte, d. h. der Epoche, die es am mächtigsten sah, wirklich die Hegemonie oder gar eine Universalmonarchie angestrebt, so hätte es die Kraft seines Schwertes oder doch seiner Staatskunst zu allererst gegen das Land wenden müssen, dessen Angliederung oder doch Beherrschung am ehesten die Verhältnisse der alten Zeiten wieder hergestellt hätte. Davon aber ist nicht im mindesten die Rede. Man überblicke nur die — sehr kurze — Reihe von kriegerischen Zusammenstößen, die in dieser Periode zwischen Deutschland und Frankreich statt-

Digitized by Google

gefunden haben, und man wird sofort vom Gegenteil überzeugt sein. Der erste Konflikt, zu dem es nach dem Aussterben der deutschen Karolinger kam, der Krieg von 920 und 21, ging von Frankreich aus und kennzeichnet sich schon dadurch als eine der Nachwirkungen der eigentlichen Karolingerzeit. Karl der Einfältige mag durch seinen Einfall im Elsaß die an sich ganz richtige Anschauung haben zur Geltung bringen wollen, daß er auch im ostfränkischen Reiche erbberechtigt sei, der Krieg endete wenigstens mit einer formellen Anerkennung König Heinrichs I. als Herrschers von Deutschland. Ob der nächste deutsch-französische Krieg, der 938 ausbrach, noch auf ähnliche Anschauungen zurückgeführt werden darf, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls aber ging auch er von Frankreich aus. Ludwig IV., der Sohn Karls, begann ihn durch neue Einfälle im Elsaß. Ein Zug, den Otto I. dann seinerseits in den Osten Frankreichs unternahm, brachte den Steit rasch zu Ende: der Karolinger verzichtete damals feierlich auf das schon im Vertrag von Meersen zu Ostfranken geschlagene, aber später nicht ganz unbestrittene Lothringen. Der gewaltige Sachsenkaiser hat dann bald darauf noch einmal in die inneren Verhältnisse Frankreichs eingegriffen, insofern er den Streit schlichtete, der zwischen Ludwig IV. und dem König Hugo ausgebrochen war, d. h. zwischen dem eigentlichen Frankreich und dem im Süden schon längst abgebröckelten Burgund. Wie wenig Otto I. aber daran lag, Frankreich zu schwächen — was doch das zweckmäßigste Mittel zur Erlangung einer dauernden Hegemonie gewesen wäre —, geht daraus hervor, daß er in diesem Zwiste auf die Seite Ludwigs trat und ihm dadurch geradezu zur Anerkennung seiner Oberhoheit über Burgund verhalf. Daß Otto der Große in diesen Wirren eine große Stellung einnahm, daß er damals als Schiedsrichter über die wichtigsten Angelegenheiten Frankreichs auftrat, wird niemand leugnen dürfen. Aber ebenso klar ist, daß was er in dieser Sache unternahm ungefähr das Gegenteil von dem war, was ihm vorgeschrieben war, wenn er seinem Reiche ein Uebergewicht in Europa, ja nur in Frankreich verschaffen wollte.

Das sächsische Kaiserhaus aber hat diese Richtung seiner auswärtigen Politik auch fernerhin beibehalten. Die Regentschaft für den noch unmündigen Otto III. hat den Uebergang der französischen Krone von der karolingischen auf die kapetingische Dynastie im Jahre

Digitized by Google

987 geſchehen laſſen, ohne ſich im mindeſten einzumiſchen und hat auch dem Streit, der ſich zwiſchen Hugo Capet und einem deutſchen Herzog, dem Lothringer, erhob, thatlos zugeſehen. Unter dem erſten Salier iſt inſofern eine Wendung eingetreten, als ihm Rudolf, der letzte König von Burgund, bevor er ſtarb, ſeine Krone zuſandte und ihm ſo dies Karolingererbe übermachte. Konrad II. nahm es an, aber wie wenig dieſe Annexion von 1031 in Frankreich ſelbſt als eine Beeinträchtigung empfunden wurde, geht daraus hervor, daß der franzöſiſche König Heinrich I ſie unterſtützte. Es war wie eine kleine Wiederholung des Anfalls von Italien an Deutſchland. König Rudolf hat vielleicht geglaubt dem ſtärkſten von den beiden Erben der Karolingerdynaſtie dieſes nun frei werdende Stück der ehemaligen Geſamtmonarchie übergeben zu ſollen. Ueberdies iſt dieſe Angliederung faſt immer eine ſehr lockere und daher auch nur eine temporäre geweſen, wenn ſie auch bis zum Ausgang dieſes Zeitalters und noch darüber hinaus beſtehen blieb.

Man muß das Auge über lange Zeiten ſchweifen laſſen, ehe es wieder auf eine ernſtliche Berührung zwiſchen Deutſchland und Frankreich und zugleich auch England, mit dem das deutſche Reich bis dahin ſo gut wie nichts zu ſchaffen gehabt hatte, ſtößt.

Abgeſehen von dem ganz bedeutungsloſen und, wie es ſcheint[1]) gar nicht ausgeführten Feldzugsplan, den Heinrich V. aus Familienrückſichten auf ſeinen Schwiegervater Heinrich I. von England im Jahre 1124 gegen Frankreich hegte, ſind es die Verhandlungen und Beziehungen, die zwiſchen den drei Mächten im Gefolge des Papſt-Schismas von 1160 erwachſen ſind und von denen noch die Rede ſein ſoll. Auch ſie aber waren wie das Bündnis von 1187 nicht nur friedlicher, ſondern auch vorübergehender Art. Und wenn es in den nächſten Jahrzehnten öfters zu deutſch-franzöſiſchen Abmachungen kam, wie in den Jahren 1198 und 1213, ſo handelt es ſich beide Male eher um eine Einmiſchung Frankreichs in innerdeutſche Verhältniſſe als umgekehrt. Epiſoden blieben auch ſie und ſie haben ſich im Zeitalter Friedrichs II. nicht wiederholt.

---

[1]) So Manitius, Deutſche Geſchichte unter den ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſern (1889) S. 637.

Digitized by Google

Seit dem Ausgang des staufischen Kaiserhauses war vollends nicht mehr die Rede von deutschen Uebergriffen dem Ausland oder insbesondere Frankreich gegenüber.

Das Fazit, das sich aus all diesen Ergebnissen ziehen läßt, ist ein doppeltes: erstlich, das deutsche Kaisertum hat niemals, auch zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung nicht, nach einer europäischen Hegemonie im Sinne späterer Zeiten, im Sinne etwa Philipps II. von Spanien oder Ludwigs XIV. gestrebt. Zum zweiten aber zeigt sich, wie wenig in diesem einen, dem wichtigsten Falle von der Herstellung ständiger, sei es feindlicher, sei es freundlicher internationaler politischer Beziehungen gesprochen werden kann. Hätte sich schon damals ein europäisches Staatensystem gebildet, so hätte es sein Dasein zuerst in diesem Zentrum der germanisch-romanischen Völkergruppe bezeugen müssen.

Aber auch anderwärts ist nicht davon die Rede. Im skandinavischen Norden, in dem sich zu Anfang dieser Periode die Begründung von Volksstaaten vollzogen hatte, hat es allerdings während ihres ganzen Verlaufes nicht an Kriegen zwischen diesen Staaten gefehlt, aber es handelte sich hier um ein Gesamtgebilde, dessen spätere politische Differenzierung nicht an seiner damaligen Einheitlichkeit irre machen darf. Die Gegensätze zwischen Norwegern, Dänen und Schweden waren schwerlich größer, als die zwischen Franken, Sachsen und Bayern, nur daß die Nordgermanen sich in dieser Epoche überhaupt noch nicht zu der politischen Einigung durchgerungen haben, die bei den Südgermanen so früh erreicht und während der ganzen Epoche nie ernstlich in Frage gestellt worden ist. Immerhin wirft der Umstand, daß es später, im vierzehnten Jahrhundert, zu einer solchen Einigung gekommen ist, doch auch auf diese Periode sein Licht. Vielfach kreuzt sich in dieser Zeit das Blut der Herrschergeschlechter in den drei Staaten, zu denen sich das Nordland formiert hat, die Kultur ist eine sehr ähnliche, die Wander- und Reiselust bei Dänen und Norwegern war, wie es scheint, Jahrhunderte lang fast gleich groß, die Sprache, die noch heute Norwegern und Dänen gemeinsam ist, war damals auch in Schweden noch kaum vom Hauptstamm des Skandinavischen abgewichen. Auch daß das 1104 gestiftete Erzbistum Lund alle drei Reiche umfaßte, ist charakteristisch. Aus der aufs engste blutsverwandten Bevölkerung der drei Staaten hätte leicht eine Nation

Digitized by Google

und auch eine politische Einheit werden können. Und dieses Ende des Prozesses ist vielleicht nur deshalb nicht eingetreten, weil die Einzelstämme der Dänen, Norweger und Schweden einander zu sehr ebenbürtig, weil ihre politische Kraft zu gleich verteilt war, als daß einer von ihnen die Hegemonie erringen und einen Gesamtstaat hätte gründen können. Die politischen Gebilde, die so entstanden, müßten, wenn man sie mit deutschen Verhältnissen vergleicht, richtiger Stammes-, als Volksstaaten heißen, denn sie entsprachen an Ausdehnung viel mehr den deutschen Stämmen zur Zeit ihrer Selbständigkeit und vor der fränkischen Alleinherrschaft als dem gesamtdeutschen Reiche. Nur daß später ihre staatliche Eigenart und Unabhängigkeit naturgemäß viel weiter vorschritt, als die der nichtfränkischen deutschen Stämme, der so schnell ein Ende gemacht worden war. In Skandinavien aber ist kein Stamm so übermächtig wie in Südgermanien die Franken geworden: nur zwei Stämme sind hier je vereinigt worden, Schweden und Goten, aber schon in frühester Zeit. Eines aber ergiebt sich aus all dem für die Geschichte der germanisch-romanischen Völkergesellschaft: man wird die Kämpfe zwischen Dänen, Norwegern und Schweden, die in diese Jahrhunderte fallen, als innere und nicht als äußere Zwistigkeiten ansehen müssen, es sind Zerwürfnisse im Inneren des skandinavischen Gesamtvolks-Körpers, so gut wie die zahlreichen inneren Kriege der Deutschen und Franzosen.

Ganz ähnlich abgeschlossen vollziehen sich die Schicksale Spaniens: auch hier giebt es mehrere Staaten, die in dieser Periode sich zuweilen bitter bekämpft haben[1]), doch nahm hier ein großes gemeinsames Streben, das dem christlichen Spanien Jahrhunderte lang das Leben bestimmt hat, fast alle politische und militärische Kraft dieser Einzelstaaten in Anspruch — der Kampf gegen die Araber. Er hat diese Epoche erfüllt, ohne doch zu Ende zu kommen.

Entscheidend aber bleibt, daß diese Kämpfe abgeschieden vom übrigen Europa ausgekämpft wurden, hier ist noch weniger als sonst eine internationale Einwirkung und die Entstehung eines Staatensystems zu verspüren. In das Schicksal der heute englischen Inselgruppe haben in dieser Periode sehr viel stärkere Eingriffe von

[1]) Vgl. z. B. Schäfer, Geschichte von Spanien II (1844) S. 350 ff., III (1861) S. 31 ff.

Digitized by Google

außen her stattgefunden, aber Staatskriege wird man weder die verschiedenen dänischen Einfälle, noch die letzte, die normannische Invasion nennen dürfen. Die germanischen Stämme der Sachsen, Angeln und Jüten, die seit der Mitte des fünften Jahrhunderts aus Nordwestdeutschland herübergedrungen waren und die keltische Urbevölkerung teils verdrängt, teils unterjocht hatten, waren zu Beginn des frühen Mittelalters, also zu Ausgang des neunten Jahrhunderts, nur eben erst aus dem Stadium des Völkerschaftskönigtums in das des Volkskönigtums eingetreten und hatten sich auch Englands noch nicht ganz bemächtigt. Da drängte ihnen — seit der Mitte des neunten Jahrhunderts schon ein neuer Vorstoß barbarischer Germanenstämme, dies Mal der Dänen, nach; und zu dem Kampf gegen die Kelten, die im Norden und Westen der Insel, in Schottland und Wales, zähe um ihr Dasein fochten, mußten sie noch die Abwehr gegen die stammverwandten Eindringlinge übernehmen. Diese Kriege haben bis ins elfte Jahrhundert gedauert und sind mit wechselndem Glücke geführt worden. Hie und da könnte man fast zu der Ansicht verführt werden, es hätte sich damals schon um Kriege im späteren internationalen Sinne gehandelt; der dänische Knut und seine Söhne haben in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts einmal eine Zeit lang die ererbte Krone mit der englischen vereint getragen. Ganze Landstriche sind auch rein dänisch geworden. Aber es bedarf nur des oberflächlichsten Vergleichs dieser Kämpfe mit den wirklichen Staatskriegen späterer Jahrhunderte, und man wird inne, daß es sich hier nicht um Vorboten moderner, sondern um den Nachhall älterer Verhältnisse handelt; wie alle Einfälle der Skandinavier in jenen Zeiten, so sind auch diese die letzten Stöße der großen germanischen Völkerwanderung, die wie ein großes Erdbeben erst lange nach der Haupterschütterung völliger Ruhe Platz gemacht hat. Daß Dänemark schon zu einem Volksreich geworden war, ändert nichts an dem überwiegenden Eindruck, daß hier ein Ansturm barbarischer Stämme oder Stammteile stattfand; das dänische Königtum hat sich das Vordringen einzelner Seeräuber-Häuptlinge erst, nachdem es schon Jahrhunderte im Gange war, zu Nutzen gemacht, es ist ihnen gefolgt, aber es hat sie nicht geschickt oder gar geführt. Zuletzt sind die Angelsachsen doch dem skandinavischen Angriff erlegen; zwar nicht die Dänen, die gerade zu Anfang 1066 nach

der durch den Tod des letzten angelsächsischen Königs erledigten Krone gegriffen hatten, wohl aber ihre Landsleute jenseits des Kanals, die sich schon eine Zeit lang im französischen Norden festgesetzt hatten, wurden die glücklichen Erben des angelsächsischen Reiches. Erst von dieser letzten normannischen Eroberung ab, die sich ungleich systematischer vollzog als die früheren, wurde dem Lande die äußere Ruhe verschafft, die im Grunde in diesem Zeitalter die Regel war. Und man darf auch diesen letzten germanischen Raubzug nicht für eine im modernen Sinne staatliche Aktion des Herrschers des französischen Herzogtums der Normandie ansehen. Obwohl die Nordmannen, die sich auf der nach ihnen genannten Halbinsel angesiedelt und festgesetzt hatten, schon seit etwa einem Jahrhundert ihrer Sprache und Sitte nach Franzosen geworden waren, waren sie unruhige, noch barbarische Germanen geblieben; das bewies gerade ihr Angriff auf England, die größte und folgenreichste Wikingerfahrt, die je unternommen worden ist, und der letzte Ausläufer der germanischen Völkerwanderung.

Von nun ab hatte England von fremden Angriffen nicht mehr zu leiden: das normannische Königtum hat ganz in den Bahnen des alten angelsächsischen weiter an der Einigung der Inseln unter einem Zepter gearbeitet. Die Kriege, die es gegen die wallisischen, irischen und schottischen Kelten führte, wird man ebensowenig als auswärtige Kriege im späteren Sinne ansehen dürfen, wie die der älteren Dynastien. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts bei Anbruch der neuen Periode, des späteren Mittelalters, unter Eduard I. war der Status der, daß eben jetzt Wales endgiltig unterworfen war, daß das halbgermanische, halbkeltische Schottland, das schon im zehnten Jahrhundert als geeinigtes Reich dastand, abgesehen von einer zeitweise mehr in Anspruch genommenen als wirksamen Oberhoheit Englands, faktisch unabhängig blieb, während das in Völkerschaften gespalten gebliebene Irland schon seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unter englische Herrschaft gebracht war.

Dennoch hat gerade die normannische Eroberung indirekt zu der einzigen politischen Komplikation geführt, die vom Gesamtcharakter des Zeitalters etwas abweicht: zu den englisch-französischen Verwicklungen, die mit Ausgang des zwölften Jahrhunderts begannen. Nicht nur die Normandie, sondern durch den Ueber-

Digitized by Google

gang der englischen Krone auf die Dynastie der französischen Anjou-Plantagenets und mancherlei Erbgang auch ein großer Teil des südlichen Frankreichs und die Bretagne, zuletzt ein Drittel des ganzen Landes kamen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts in den Besitz der englischen Könige. Nun wurde dieses, seinem Ursprung nach rein dynastische Verhältnis in keiner Weise als politisch unerträglich empfunden. Eine lange Zeit hindurch ist es auch zwischen diesem übermächtigen Vasallen und seinem Lehnsherrn zu keinem erheblichen Zusammenstoß gekommen, endlich aber ging der ehrgeizigste und bedeutendste König dieser Jahrhunderte, Philipp II. August zum Angriff gegen die Normandie vor. Der erste Frieden, der von 1196, kostete dem Lehnsträger nur ein kleines Stück seines Herzogtums; in den Jahren 1203 und 1204 aber ging dem König Johann, der den Beinamen ohne Land sehr mit Recht führt, der allergrößte Teil seiner französischen Besitzungen verloren; nur im Süden verblieb ihm Guienne und ein Stück Poitou. Die Kriege, die Johann dann noch weiter mit England geführt hat, hatten kein besseres Resultat. Erst Heinrich III. hat nach langer Zeit, 1242, den Versuch gemacht, seinem Geschlechte den alten französischen Lehnsbesitz wieder zu verschaffen. Das Ergebnis aber war nur, daß ihm gegen einen allgemeinen Verzicht auf weitere Ansprüche und die Ableistung des Lehnseides 1259 einige Stücke der Gascogne und des Herzogtums Guienne und zwei angrenzende Grafschaften verblieben. Damit aber war diese Episode geschlossen, die allerdings zu dem sonstigen Bild der zwischenstaatlichen Beziehungen in diesem Zeitalter stark zu kontrastieren scheint.

Man hat zunächst den Eindruck, hier und damals ist es wirklich zu einer großen Staatenfehde gekommen. Aber ist dem so? Die Nächstbeteiligten und, wie man sogleich sieht, die im Grunde allein Beteiligten waren in diesem Kampfe die Fürsten. Die Völker waren es ganz gewiß nicht: man hat sehr mit Recht darauf aufmerksam gemacht [1]), daß die Engländer diesem Kampfe nur mit Mißvergnügen zusahen, daß sie die Gelder, die ihre Könige dafür ausgaben, für verschwendet hielten. Es ist nicht die Spur von nationaler Eroberungslust oder gar nationalem

[1]) Michael, Englische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert I (1896) S. 92.

Haß zu bemerken: als dieſer gewaltige Beſitz der engliſchen Krone wieder verloren ging, haben die engliſchen Großen nicht die Hand gerührt, um ihn weiter aufrecht zu erhalten. Sie weigerten ſich 1205, an der Heeresrüſtung, die der König gegen Philipp Auguſt betrieb, teilzunehmen, und die Schlacht von Bouvines, die im Jahre 1214 den Kampf entſchied, iſt ohne jede Empfindlichkeit hingenommen worden. Auch zu dem Feldzuge, den Johann damals in Poitou unternahm, hatten die Barone Englands die Heeresfolge verſagt, und dicht nach der Schlacht begannen ſie ihrerſeits ihren Kampf gegen die Krone und dachten nicht im entfernteſten daran, ſie an Frankreich zu rächen. Im Gegenteil, der Sohn Philipp Auguſts, Prinz Ludwig, der noch nach dem Erlaß der Magna Charta im Herbſt 1215 in England landete und ſich dort eine Zeitlang hielt, iſt von den Baronen, die trotz der inzwiſchen erzwungenen Verfaſſungsurkunde dem Könige mißtrauten, aufs freundlichſte aufgenommen worden, ja man hat ihm die Krone angeboten[1]). Heinrich III. endlich iſt auf dasſelbe Uebelwollen der Barone geſtoßen, ſie haben ihm ohne jeden Umſchweif zu ſeinem franzöſiſchen Feldzug alle Geldmittel verweigert und ihm bedeutet, er möge ſeine Angelegenheiten ſelbſt ausmachen. Und daß auch auf der Gegenſeite nicht irgendwelche nationale Gefühle in Betracht kamen, geht daraus hervor, daß die Herrſchaft der engliſchen Könige in einem ſo großen Teil Frankreichs Jahrzehntelang, ohne das geringſte Mißvergnügen zu erregen, ertragen wurde, und daß auch, als dieſe Territorien abfielen, es nicht aus ſachlichen Beweggründen geſchah, ſondern weil die franzöſiſchen Aftervaſallen an der perſönlichen Handlungsweiſe König Johanns, in deſſen Gewahrſam ſein Nebenbuhler und Neffe ums Leben gekommen war, den ſtärkſten Anſtoß nahmen. Unzweifelhaft war jede, aber auch jede nationale Erregtheit dieſem Zeitalter fremd.

Doch, was mehr ſagen will, im Grunde waren auch die Staaten ſelbſt nicht recht an dieſen Kriegen beteiligt, oder, um es genauer zu ſagen, es trat wohl der franzöſiſche, nicht eigentlich aber der engliſche Staat in ihnen handelnd auf. Sie ſind ein integrierender Beſtandteil des Kampfes der franzöſiſchen Krone um die Einheit des Reichsbodens, aber ſie bedeuten im Grunde keinen Kampf

[1]) Pauli, Geſchichte von England III (1853) S. 456 ff.

zed by Google

zwischen England und Frankreich, keinen Kampf zwischen den Völkern, aber auch keinen zwischen den Staaten. Der größte, deswegen auch der der Krone verhaßteste Vasall in Frankreich war nebenher König von England, und da er in mehr als einen Konflikt mit seinem Lehensherrn geriet, so war es selbstverständlich, daß er auch die Kampfmittel, über die er als englischer König verfügte, hier und da -- d. h. soweit es die völlige Passivität des Volkes und insbesondere des Adels zuließ — heranzog, aber es ist doch im mindesten nicht zu einem wirklichen Duell zwischen dem Staat England und dem Staat Frankreich gekommen, in der Art, wie spätere Jahrhunderte sie dutzendweise erlebten.

Kein Zweifel, so dynastisch auch diese Kriege blieben, sie waren die beste Vorbereitung und vielleicht schon die Vorläufer wirklicher Staatskriege, aber sie waren es selbst noch nicht. Ein Indizium für die Entstehung eines wirklichen Staatensystems bieten auch sie nicht dar.

Aber, und damit wird eine der eigentümlichsten Seiten des politisch-sozialen Zustandes dieser Jahrhunderte berührt, mit den einzelnen Staaten der germanisch-romanischen Völkergruppe, wie sie hier vorgeführt wurden, ist die Zahl der in diesen Zeiten mächtigen politischen Gebilde noch nicht erschöpft: im Gegenteil, eines der mächtigsten ist übergangen, die höchste Gewalt der römisch-christlichen Kirche. Und auch ihre Politik muß in Betracht gezogen werden, um so mehr, als sie wenigstens in den letzten beiden Jahrhunderten dieses Zeitalters einen internationalen Charakter angenommen hat, der sich von der sonstigen Gesondertheit der einzelnen nationalen Entwicklungen sehr deutlich abhebt.

Daß es sich um wirkliche Politik und nicht um kirchliche Maßnahmen handelt, wenn von der Geschichte des Verhaltens der Kirche seit dem Ende des elften Jahrhunderts die Rede ist, wird sogleich offenbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die einzigen offensiven, ja überhaupt auswärtigen Unternehmungen, die die germanisch-romanischen Völker in ihrer Gesamtheit oder wenigstens in einer Vereinigung von mehreren ihrer Glieder veranstaltet haben, auf die Kirche zurückgehen — die Kreuzzüge. Gewiß war Papst Urban II., als er im Jahre 1095 zu Clermont den entscheidenden Anstoß zum ersten Kreuzzug gab, nicht nur der Träger der sehr weltlichen Ambitionen, die soeben die Kirche sehr nachhaltig

Digitized by Google

ergriffen hatten, er handelte auch aus dem religiösen Instinkt, der damals ebenso wie in den Zeiten der allertiefsten Verweltlichung doch der von ihm vertretenen und geleiteten Institution die feste psychische Grundlage gab. Aber so wenig Krieg und Kriegsgeschrei dem Sinne des Heilands, dessen Grab man schützen wollte, entsprachen, so sehr regte sich in diesem Papst das Streben aller großen Staatsmänner auf dem Stuhle Petri nach der Gründung eines kirchlichen Universalstaates. Schon das Vordringen Gregors VII., des ersten der Päpste, in dem dieser alte Ehrgeiz wieder übermächtig wurde, war nicht allein eine innere Angelegenheit des deutsch-römischen Reiches, es war am letzten Ende durch die Idee hervorgerufen, daß dem Papst die Herrschaft über die Christenheit überhaupt gebühre. Die Schaffung eines ausgedehnten unmittelbaren Besitzes der Kirche in Italien und der Kampf gegen die kirchliche Macht des Kaisertums waren nur die ersten Stadien auf dieser Bahn. Wer wollte zweifeln, daß im Grunde die Gedanken der alten Caesaren in diesen Hohenpriestern aufleuchten, die in der Hauptstadt des noch keinen Augenblick vergessenen, durch die Ueberlieferung und tausend Fiktionen aufrecht erhaltenen Imperiums ihren Sitz hatten, die nie aufgehört hatten sich als Römer zu fühlen, und die durch ihre geistliche Universalgewalt wie selbstverständlich auf eine Erneuerung der Idee des Universalstaates hingewiesen waren.

Seit Gregor VII., der doch auch nur nie ganz fallengelassene Pläne wieder belebte, ist zu Tage getreten, daß die Hegemonie, wenn nicht die Monarchie über die Gesamtheit der christlichen, also der germanisch-romanischen Völker, die das Kaisertum nicht erstrebt hat, den Päpsten als letztes Ziel ihres nicht religiösen, ja selbst kaum mehr kirchlichen, sondern politischen Strebens vorschwebte. Kein Wunder, diese Kirche war die mächtigste, die je die Gemüter beherrscht, dieses Priestertum war das stärkste und anmaßendste, dem sich je starke Völker gebeugt, und diese Priester-Organisation die zentralisierteste, die mächtigste, die monarchistischste, der sich die Hingebung von Königen und Nationen je unterworfen hat. Wie hätte eine solche Institution nicht auch die letzten Konsequenzen aus den ihr gleichsam eingeborenen Tendenzen ziehen sollen? Und so ist nicht erstaunlich, daß die einzige wirklich europäische Politik dieser letzten zwei Jahrhunderte von der Kurie getrieben worden ist.

Digitized by Google

Und wie großartig, daß ihr erster internationaler Erfolg das Zustandekommen eines auswärtigen, im Sinne der Völkergruppe auswärtigen Unternehmens und gar eines Angriffskrieges war, denn ein solcher war der erste Kreuzzug. Es ist auch kein Zufall, daß dieser erste Vorstoß, den die Gesamtheit oder wenigstens mehrere Glieder der Völkergruppe zusammen unternahmen, durch ein Einvernehmen des Papsttums nicht mit den Herrschern der großen Reiche der Christenheit, sondern über Kaiser und König hinweg mit den Vertretern des hohen und der Masse des niederen Adels zustande kam. Es war doch, als hätte damals die Kurie selbständig ein Heer aufbieten wollen, ohne die Monarchen, die ihre gefährlichsten Rivalen waren, zu fragen.

Und es ist ebenso merkwürdig, daß der zweite Kreuzzug, der von diesen ihren Nebenbuhlern unternommen wurde, vom Papsttum nicht nur nicht ins Leben gerufen, sondern auch nur mit verhältnismäßig geringer Teilnahme begleitet worden ist. Der dritte Kreuzzug, den die drei Herrscher unternahmen, ist freilich trotzdem von der Kurie aufs eifrigste gefördert, ja wohl überhaupt nur durch Clemens' III. Eifer zu stande gekommen, aber es geschah zu einer Zeit, da Papst und Kaiser in besonders gutem Einverständnis mit einander lebten. Der gewaltige Innocenz III. ist dann, als er 1202 den vierten Kreuzzug zu Werke brachte, wieder ganz in die Bahnen Urbans II. eingelenkt: es war wieder ein Unternehmen von Großen und Rittern. Gregor IX. zog 1228 nur die letzten Konsequenzen aus diesem Verhalten, als er gegen den Kreuzzug eiferte, den der von ihm vervehmte Friedrich II. unternahm. Die beiden Kreuzzüge endlich, die Ludwig IX. ausführte, sind auf Andringen oder, wie der zweite, im vollen Einvernehmen[1]) mit der Kurie ins Werk gesetzt. Der erste und der vierte der Kreuzzüge erweisen sich als diejenigen, die am meisten von der Kirche beeinflußt worden sind. Und es ist charakteristisch, daß jeder von ihnen auch mit einer eigentümlichen Staatsgründung geendet hat. Das Königreich Jerusalem, das im Jahre 1100, und das lateinische Kaisertum, das 1204 gegründet wurde, waren beide Kolonien der germanisch-romanischen Völkergemeinschaft oder,

[1]) Ueber die mehr zuwartende Stellung von Clemens IV. vergl. Sternfeld, Ludwigs des Heiligen Kreuzzug nach Tunis (1896) S. 16 f., S. 25 ff.

Digitized by Google

um es genauer auszudrücken, des germaniſch-romaniſchen Adels, d. h. des politiſch führenden Standes dieſer Gemeinſchaft, beide internationale Gebilde, beide nur zuſammengehalten durch den Standesgeiſt der Ritterſchaft und durch die chriſtlich-kriegeriſche Begeiſterung, die die Kirche in ihr nährte. Sie haben beide nicht lange Dauer gehabt; der Ritterſtaat Jeruſalem hat ſich ein Jahrhundert, Byzanz wenig mehr als ein halbes gehalten; aber als die einzigen internationalen Kolonien der germaniſch-romaniſchen Völkergruppe legen auch ſie, die Errungenſchaften der ſpezifiſch kurialen unter den Kreuzzügen ein lebendiges Zeugnis dafür ab, daß das Papſttum ſich damals als den Führer dieſer Geſamtheit nicht nur fühlte, ſondern auch für kurze Zeit bewährte.

Andrerſeits ſpiegeln die Kreuzzüge freilich in ihrem ſtoßweiſe erfolgenden Vorgehen und in ihrer ſchließlichen Erfolgloſigkeit ein wenig den Charakter der Inſtitution wieder, die am meiſten dazu beigetragen hat, ſie ins Leben zu rufen. So monarchiſch das Papſttum war, durch ſeine Nichterblichkeit und die beſonderen Eigentümlichkeiten ſeiner Wahlen iſt es doch in der Stetigkeit ſeiner Politik vielfach beeinträchtigt worden, mehr wohl als eine Dynaſtie, deren Erfolge doch auch von den Eigenſchaften ihrer jeweiligen Häupter ſehr abhängig ſind. Und wie die Kreuzzüge, d. h. die auswärtige Politik, die die Päpſte in ihrem Trachten nach der Univerſalmonarchie an der Spitze der germaniſch-romaniſchen Völker getrieben haben, ſo iſt auch die innere Politik des zum Daſein ſtrebenden Univerſalſtaates der Kirche von dieſen Mängeln der Inſtitution öfters beeinträchtigt worden. Aber eben dieſe Nachteile hatten doch auch wieder Vorzüge im Gefolge; wie z. B. die Möglichkeit, daß Kandidaten ganz verſchiedener Nationen den Stuhl Petri beſtiegen, den Kosmopolitismus der Kirche und ihrer ſtaatlichen Aſpirationen ſicherlich verſtärkt hat. Und ſo trägt denn auch dieſe innere, d. h. gegen die Chriſtenheit ſelbſt gewandte Politik des Papſttums ein großartiges Gepräge. Was ſie erreicht hat, gehört im Grunde in die innere Geſchichte der Staaten, aber die Geſamtheit dieſer Maßnahmen iſt ſchon ihrer europäiſchen Ausdehnung wegen zugleich ein integrierender Beſtandteil der Geſchichte der geſamten Völkergruppe.

Schon Ranke hat hervorgehoben und Ritzſch hat es im einzelnen nachgewieſen, daß das Verhältnis des Papſttums zum

Digitized by Google

deutschen Kaisertum dadurch entscheidend beeinflußt worden ist, daß die Herrscher des sächsischen Hauses mit einer Sorglosigkeit, die ihrem Machtgefühl entsprang, die aber ihren Nachfolgern die ungeheuersten Schwierigkeiten bereiten sollte, die Bischöfe Deutschlands und Italiens wie ihre Provinzialstatthalter behandelten und sie mit Rechten und Besitztümern aller Art ausstatteten. Versuchte nun Gregor VII. die Bischöfe von dieser weltlichen Abhängigkeit zu befreien, so hätte er folgerichtiger Weise auch gegen ihren weltlichen Besitz eifern müssen. Das hätte durchaus dem Sinn des Urchristentums und der Bibelstelle entsprochen, nach der man dies Verfahren Simonie benannte und als solche brandmarkte. Er dachte aber nicht daran, so wenig wie er sich beikommen ließ, auf den Kirchenstaat zu verzichten, mit dem einst die Kaiser von Karl dem Großen ab in derselben Sorglosigkeit die Kurie ausgestattet hatten. Im Gegenteil, er trachtete nach seiner Erweiterung. Alle diese Maßnahmen aber kennzeichnen sein Streben als ein politisches, und Gregor selbst und die ihm wahlverwandten unter seinen Nachfolgern haben nicht gezögert, mit List und Gewalt in die italienischen, ja selbst die deutschen Verhältnisse einzugreifen. Gegen Heinrich IV. und Friedrich II. hat die Kurie Krieg geführt, wie nur ein Staat, der mehr über moralische als weltliche Mittel verfügt, gegen einen andern Krieg führen kann. In den Kämpfen gegen Friedrich II. tritt vollends schon ein wirkliches Heer des Papstes auf und auf wie viel Stücke Italiens hat die Kurie nicht nach und nach direkt als Oberlehnsherrin Anspruch gemacht: Toskana, Sizilien, Sardinien obenan. Mit demselben Anspruch auf weltliche Macht aber ist der päpstliche Stuhl viel seltener, aber doch zuweilen auch gegenüber anderen Staaten aufgetreten. Wenn er sich anmaßte, dem König Johann von England einen jährlichen Tribut aufzuerlegen, wenn das dreizehnte Jahrhundert einen noch viel bittreren Kampf des Papsttums gegen die französische Kurie mit ansehen sollte, so manifestierten sich darin dieselben Prätensionen auf weltlichen Einfluß. Und das Mittel, durch das all diese Erfolge erreicht wurden, die geistliche Oberhoheit und die mit ihr verbundene moralische Gewalt, war zwar zunächst geistiger Natur; aber es ist in dieser Epoche in einer Weise ausgebildet, die nichts anderes darstellt als Politik, auf kirchliche und religiöse Dinge angewandt. Wie man die Bischofswahlen in

Digitized by Google

die Hände der Ariſtokratie ſpielte, auf die man eher rechnen konnte als auf das Volk und wie man ſich mehr und mehr in die Angelegenheiten der Bistümer miſchte, das iſt alles Gegenſtand der inneren Geſchichte dieſes Zeitalters, aber der Weltpolitik der Päpſte hat es recht eigentlich als Grundlage gedient.

Zu einer auch nur annähernden Verwirklichung dieſer Pläne, die ihre meiſten Träger, wie Gregor VII. ſicher, zur größeren Ehre Gottes erſtrebten und die dennoch eine ungeheuerliche Sklaverei der edelſten Völker der Welt unter einer Prieſterherrſchaft ohnegleichen herbeigeführt haben würde, iſt es nicht gekommen. Immer wieder gewann namentlich das Kaiſertum über den römiſchen Stuhl das Uebergewicht zurück, das es bis zur Mitte des elften Jahrhunderts ungeſtört beſeſſen hatte; nicht einmal zu einem päpſtlichen Regiment über ganz Italien, das doch die nächſte Etappe auf dieſem Wege zum Univerſalſtaat hätte bilden müſſen, iſt es je gekommen. Dennoch leuchtet ein, daß dieſe weit um ſich greifende Kirchenpolitik, die auch mit ihren ruhigeren, regulären Beziehungen die geſamte Völkergemeinſchaft umſpannte, einen Zug in das Bild dieſes Zeitalters bringt, der zu allen ſeinen übrigen in unverkennbarem Gegenſatze ſteht; es bleibt dabei, die einzigen geſamteuropäiſchen Unternehmungen ſind durch das Papſttum herbeigeführt worden und auch ſeine rein geiſtliche Gewalt trägt einen durchaus internationalen Charakter.

Gleichwohl wird man dieſer einen einzigen, noch dazu nicht eigentlich politiſchen Ausnahme wegen noch nicht von einem Staatenſyſtem reden dürfen. Das erweiſt ſchließlich, von allem Uebrigen abgeſehen, auch noch eine letzte Prüfung der damaligen zwiſchenſtaatlichen[1]) Verhältniſſe. Es giebt zwei gute Kriterien eines wirklichen Staatenſyſtems, die in ſpäteren Zeiten in zahlreichen Fällen ausnahmslos nachzuweiſen ſind: das gelegentliche Zuſammenwirken mehrerer Staaten zu einem gemeinſamen Zweck internationaler Politik und der, wenn auch nicht ſtändige, ſo doch einigermaßen lebhafte diplomatiſche Verkehr zwiſchen den Staaten. Beide Symptome nun ſind im frühen Mittelalter lange Zeit nicht nachzuweiſen, und die Ausnahmen, die in den letzten zwei Jahr-

[1]) Man möge mir ſchon dieſe Wortbildung nachſehen; ſie trifft den ſpezifiſchen Zuſtand des Zeitalters beſſer als das nicht völlig ſynonyme „international".

Digitized by Google

hunderten zu konstatieren sind, hängen entweder mit der Kirchenpolitik des Papsttums zusammen oder bedeuten auch wieder eher die Vorbereitung eines veränderten Zustandes als diesen selbst.

Wirklich kombinierte Unternehmungen lassen sich, so weit ich sehe, nur in der zweiten Hälfte des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nachweisen, und es ist charakteristisch, daß sie fast alle, direkt oder indirekt, mit der Politik der Kurie zusammenhängen. Zuerst muß noch einmal von den Kreuzzügen die Rede sein. Der erste gehört selbstverständlich nicht in diese Kategorie, denn er war ein Unternehmen der westeuropäischen Ritterschaft, namentlich der lothringischen, französischen, italienischen. Hier hatte keiner der großen Staaten zu den Waffen gegriffen, sondern der Adel mehrerer Länder. Gewiß, er war das Erzeugnis eines Zusammenwirkens von Angehörigen verschiedener Staaten, aber diese selbst haben sich zurückgehalten. Dieser Feldzug gegen ein nicht-christliches, nicht-germanisch-romanisches Volk wurde nicht wie ehemals die Kriege gegen die Araber und neuerdings gegen die Madjaren von den Herrschern der großen politischen Gemeinschaft, sondern von einem freiwillig zusammengetretenen internationalen Ritterheer geführt. Anders der zweite und dritte Kreuzzug: auch hier war der religiöse Impuls das treibende Motiv der Unternehmung, aber während 1096 Herzöge und Grafen die Leiter waren, setzten sich 1147 zwei Könige an die Spitze. Ob die Herrscher der beiden stärksten Reiche der Christenheit mit Bewußtsein die gewaltige Bewegung, die auch jetzt wieder entstand, in ihre Hand haben bringen wollen, sei dahingestellt, jedenfalls bekam sie dadurch ein weit politischeres Ansehen, als ihre Vorgängerin. Sie ist trotzdem weit erfolgloser gewesen und auch als nach vierzig Jahren sich von neuem Monarchen und zwar dies Mal außer dem römisch-deutschen Kaiser und dem König von Frankreich auch noch Richard von England verbanden, um die inzwischen verloren gegangenen heiligen Stätten zurückzuerobern, ist das Ergebnis kein allzubedeutendes gewesen; Jerusalem blieb in der Hand seines muhamedanischen Eroberers Saladin. Schon die Anfänge des zweiten Kreuzzuges sind durch Uneinigkeit zwischen Konrad III. und Ludwig VII. einigermaßen gestört worden, und der getrennte Einmarsch in Kleinasien mag die furchtbare Niederlage des deutschen Heeres und damit auch das Scheitern der ganzen

Digitized by Google

Unternehmung herbeigeführt haben; offenſichtlich aber ſind die Zwiſtigkeiten zwiſchen Philipp Auguſt und Richard Löwenherz die Urſache für den ſchlechten Ausgang des Kreuzzuges von 1189/90 geweſen.

Indeſſen iſt nicht der ſchnelle Zerfall dieſer halb kirchlichen, halb politiſchen Allianzen für die Charakteriſtik der beiden Kreuzzüge als zwiſchenſtaatlicher Unternehmungen entſcheidend. Auch die Bündniſſe, die in den Zeiten eines ausgebildeten Staatenverkehrs zwei oder drei Länder verbinden, pflegen nicht allzu oft zu vollendeter Harmonie zu führen. Wichtig ſind vielmehr nur ihr ſehr vereinzeltes Auftreten und ihr kirchlicher Urſprung. Sie haben den Verfall der beiden Kolonialreiche nicht aufhalten können und haben vor allem auf die eigentlich europäiſche Politik keinen bedeutenden Einfluß ausgeübt.

Immerhin finden ſich neben dieſen vorwiegend religiös-kirchlich gefärbten Verbindungen verſchiedener Staaten in derſelben Epoche aber auch einige andere Kombinationen, die freilich auch zu einem Teil mit der Politik der Päpſte zuſammenhängen, die alle an ſich doch rein weltliche Zwecke verfolgten. Um das Schisma von 1159 zu ſchlichten, hat Friedrich I. ein allgemeines Kirchenkonzil berufen, das wohl die ganz kirchliche Aufgabe hatte, zwiſchen den zwei ſich ſtreitenden Päpſten zu entſcheiden, das auch vornehmlich von dem hohen Klerus beſchickt war, das aber durch ſeinen kaiſerlichen Einberufer und die Anweſenheit einer Anzahl Staatsgeſandter daneben ein ſehr politiſches Gepräge erhielt. Man könnte verſucht ſein, die Verſammlung, die im Februar 1160 in Pavia zuſammentrat, den erſten diplomatiſchen Kongreß Europas zu nennen, denn nicht nur der Kaiſer, ſondern auch Frankreich, England, Dänemark, Ungarn und Böhmen waren vertreten. Und als die Entſcheidung des Kirchentages getroffen war, hat Viktor IV., der von ihm bevorzugte und vom Kaiſer begünſtigte Papſt, nicht nur an dieſe Staaten, ſondern auch nach Spanien und Byzanz Geſandtſchaften abgeſchickt, um bei den Höfen ſeine Anerkennung zu betreiben.

Die Antworten fielen ſehr verſchieden aus; daß man ſich in Spanien, Ungarn, Konſtantinopel für Alexander III., den Gegenpapſt Viktors, erklärte, daß Dänemark neutral blieb und daß ſich das vom Reich abhängige Böhmen für Viktor entſchied, war nicht ſehr

Digitized by Google

wichtig. Aber daß Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England für Alexander eintraten, erhob diese ursprünglich kirchliche Angelegenheit zum Rang einer europäischen Komplikation. Eine persönliche Zusammenkunft, die die Herrscher in Deutschland und Frankreich hatten, blieb fruchtlos, und Ludwig VII. und Heinrich II. schlossen sogar ein Bündnis gegen alle etwaigen Angriffe Friedrichs.

Diese erste Allianz der Westmächte blieb ohne ernstere Folgen, denn der Kaiser dachte nicht daran, Frankreich anzugreifen, aber es ist doch eine immerhin symptomatische Erscheinung. Und mindestens ebenso charakteristisch war der erste Teil dieser Vorgänge: das Kaisertum hatte bis dahin noch jeden Streit mit einem Inhaber des römischen Stuhles als eine häusliche Angelegenheit des römisch-deutschen Reiches angesehen und es bedeutete ein starkes Zugeständnis an die Internationalität der Kirche, wenn man auch die übrigen Großstaaten zur Entscheidung des Papstzwistes herbeirief. Und ganz ohne Nachfolgerinnen ist diese Episode nicht geblieben.

In den Jahren 1165 bis 1170 ist ein Wechsel von Annäherungen und Entfremdungen zwischen den drei Mächten eingetreten, der doch schon an das diplomatische Schachspiel späterer Zeiten, etwa des siebzehnten Jahrhunderts, erinnert. Einige Zeit darauf hat Frankreich sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen gedroht, insofern es die Opposition des Erzbischofs von Köln, der sich im Einvernehmen mit Urban III. dem Kaiser widersetzte, begünstigte. Gleich darauf aber wechselt das Bild: Friedrich schließt seinerseits mit Philipp August ein Bündnis gegen Heinrich II. Und dieser diplomatische Zug genügt, um den englischen Herrscher zum Frieden zu stimmen.

Eine ganz ähnliche Kombination führte das welfische Gegenkönigtum Ottos gegen den Staufer Philipp herbei. Otto schloß 1198 ein Bündnis mit Frankreich, in dem er ihm Flandern abzutreten versprach und dafür seine Hilfe zugesagt erhielt. Auch England mischte sich ein. Richard Löwenherz, der Oheim Ottos unterstützte seinen Neffen wenigstens durch Geld und diplomatische Intervention bei der Kurie. Diese für den Stauferkönig sehr üble Konjunktur hielt indes zu seinem Glück nicht lange an. Richard starb 1199, und nach seinem Tode entbrannte der alte

Digitized by Google

Zwiſt zwiſchen Frankreich und England von neuem. Auch der Frieden des nächſtfolgenden Jahres änderte daran nichts; Philipp Auguſt nötigte den Nachfolger Richards, Johann, jetzt geradezu, auf jegliche Unterſtützung Ottos zu verzichten. Auf den weitern Verlauf des Königsſchismas hat das Ausland keinen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Nur die Ausgänge Ottos und ſein Kampf mit dem neu aufſteigenden Stauferkönigtum Friedrichs II. ſind noch ein Mal in die engliſch-franzöſiſchen Verhältniſſe verflochten worden; der Welfe hat im Jahre 1213 mit Johann von England und einer Anzahl niederländiſcher Fürſten einen Bund geſchloſſen, um von zwei Seiten her Frankreich anzugreifen. Die Niederlage des welfiſch-engliſch-niederländiſchen Heeres bei Bouvines im darauf folgenden Jahre hat dann, zwar noch nicht ſogleich dem engliſch-franzöſiſchen Zwiſt, wohl aber der freilich viel gelinderen und oberflächlicheren Verwickelung Deutſchlands in jenen ein Ende gemacht.

Allen dieſen Einzelheiten kommt an ſich nicht ſo viel Bedeutung zu, aber als Symptome ſind ſie in ihrer Geſamtheit doch intereſſant genug, um ihrer zu gedenken. Zuerſt durch die internationale Politik der Kurie veranlaßt, alſo ähnlich wie die Kreuzzüge kirchlichen Urſprungs, leben dieſe freundlichen und feindlichen Beziehungen unter den mächtigſten Staaten Europas doch auch zuweilen wieder auf, als dieſer Kauſalzuſammenhang abgeriſſen iſt. Es iſt ſehr bezeichnend, daß auch ſie ihm ihr Daſein verdanken, aber ſie gewinnen doch ein eigenes Leben. Kein Zweifel, in ihnen hat man Anläufe zur Eröffnung dauernder politiſcher Beziehungen zwiſchen den einzelnen Staaten und alſo auch Vorläufer der ſpäteren wirklich internationalen Politik zu ſehen.

Aber trotz dieſer Ausnahme-Erſcheinungen iſt aufrecht zu erhalten, daß bis zum Ausgang des frühen Mittelalters, bis zum Ende alſo des dreizehnten Jahrhunderts, ein Staatenſyſtem noch nicht vorhanden iſt. Man braucht nur in Betracht zu ziehen, daß die ſchärfſten politiſchen Konflikte dieſer letzten zwei Jahrhunderte, die erbitterten Zwiſtigkeiten in Deutſchland-Italien, namentlich zwiſchen Kurie und Kaiſertum, der engliſch-franzöſiſche Streit, der Kampf der chriſtlichen gegen die mauriſchen Spanier ſich innerhalb ihres Bereiches abgeſpielt haben, ohne mehr als ganz gelegentlich und vorübergehend von den andern Staaten auch nur beachtet zu

Digitized by Google

werden. Und so läßt sich, was für die Zeit vom neunten bis zum elften Jahrhunderte zur Evidenz aufzuzeigen ist, auch für den Ausgang dieses Zeitalters nachweisen: daß die politische Entwickelung der germanisch-romanischen Völker sich im wesentlichen getrennt und vereinzelt vollzogen hat. Von der Fülle zwischenstaatlicher Beziehungen, die Krieg und Frieden späterer Zeiten gleichermaßen aufweisen, ist bis auf einige verhältnismäßig episodenhafte Vorgänge des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts damals noch nichts zu verspüren.

Dieses Ergebnis ist um so wichtiger, als es von den uns gewohnten Zuständen so sehr weit abweicht. Und der Historiker wird es immer als eine seiner wesentlichsten Aufgaben betrachten müssen, die Abweichungen fremder Zeitalter dann besonders fest ins Auge zu fassen, wenn seine eigene Zeit versucht ist, in nur allzu natürlicher Uebertragung der eigenen Verhältnisse auf fremde Epochen das historische Bild leicht und unmerklich, aber um so irreführender zu verschieben.

Geht man nun aber den Gründen dieser universalgeschichtlich bedeutenden Thatsachen nach, so wird man zunächst noch einmal rückwärts blicken und resumieren müssen. Die germanische Urzeit, so wenig wie das germanische Altertum kannten, wie hier zunächst festgestellt wurde, kein einheitliches Nebeneinander von Staaten. Die Völkerschafts- und die später entstehenden Stammes- und Volksstaaten haben sich, jene zu unzähligen, diese zu häufigen Malen gegeneinander erhoben, sich gedrängt, geschoben, bekriegt, aber die einzig wirklich dauernde Staatsbildung dieser Zeiten, die fränkische, die erst vom Völkerschafts- zum Stammes-, dann zum Volks- und Großstaate vorwärts schritt, hat, indem sie sich Frankreich, Deutschland, Italien und einem Teil von Spanien einverleibte, gar nicht dazu kommen können, sich einem System von Staaten einzugliedern. Denn die Staaten, die außer ihr überhaupt noch in der germanischen Völkergruppe existierten, waren zu klein, wie die spanischen Reiche, oder zu barbarisch und zerspalten, wie England und Skandinavien, um damals irgendwie als ebenbürtig in Betracht zu kommen. Und auch die andere Möglichkeit, mit ihnen in Konnex zu kommen, die für das Karolingerreich in Betracht kam, nämlich sie sich unterzuordnen, ist nicht verwirklicht worden; sei es, daß dieses auf der höchsten Höhe seine Macht sich selbst genug war und nach

Digitized by Google

neuen Eroberungen nicht dürſtete, ſei es, daß ſie auch der ausgreifenden Eroberungsluſt eines ſolchen Herrſcherrieſen, wie Karl es war, zu ſchwer überwindlich ſchienen.

Die vier Jahrhunderte nun, die ſeit dem Ausgang der deutſchen Karolinger verfloſſen waren, haben für die Ausbildung eines Staatenſyſtems unzweifelhaft eine Fülle von Vorausſetzungen geſchaffen: die Spaltung des karolingiſchen Reiches in zwei Großſtaaten und das Heranreifen der ſkandinaviſchen, engliſchen und ſpaniſchen Staaten, von denen wenigſtens England ſchon zu der Höhe von Frankreich emporwuchs, waren alles Momente, die das Neben- und Ineinanderwirken dieſer Staatenreihe vorzubereiten im ſtande waren. Dennoch iſt es dazu auch jetzt nicht gekommen: die größte von dieſen Monarchieen, das Deutſche Reich, hat durchaus keinen ernſtlichen Verſuch gemacht, einen dauernden und ſyſtematiſchen politiſchen Einfluß auf die anderen ſchwächeren zu erlangen: es iſt nichts als Konfuſion, wenn von einem Streben der ſächſiſchen oder ſtaufiſchen Kaiſer nach der Hegemonie in Europa oder gar nach der Univerſalmonarchie geſprochen wird. Die einzige Gewalt, die nach einer ſolchen wirklich trachtete, das Papſttum, war trotz aller ihrer Weltlichkeit und trotz ihrer ausgeſprochen politiſchen Tendenzen ihrer innerſten Natur nach zu kirchlich-geiſtig, als daß auch ihre ehrgeizigſten Träger über die Anregung und Leitung einer Anzahl temporärer auswärtiger Unternehmungen der Völkergemeinſchaft und über einige mehr negative als poſitive Verſuche, deren Staatenglieder ihrer Hoheit zu unterwerfen, hinausgekommen wären. Die Gründung eines italieniſchen Partikularſtaats und die Möglichkeit, ihre geiſtliche Herrſchaft durch politiſche Einwirkungen zu ſtützen, iſt ſchließlich das einzige Reſultat aller Bemühungen der Gregor, Urban, Innocenz und Bonifazius geweſen. Kein Zweifel, daß auch dieſes Ergebnis kein geringes für das Leben der germaniſch-romaniſchen Völkergruppe als ſolcher war: denn ihre kulturelle Einheit, die nicht am letzten auf der Einheit des römiſch-chriſtlichen Glaubens beruhte, konnte ſelbſtverſtändlich dadurch nur gefördert werden, daß man dieſes ideelle Band zum Teil durch ein ſehr greifbares halbpolitiſches erſetzte. Zu einem Staatenſyſtem hat indeſſen dieſes niemals auch nur verwirklichte Streben nach einem Univerſalkirchenſtaat die Völkergemeinſchaft nicht gemacht. Dafür ſpricht die Seltenheit ſelbſt der friedlichen, geſchweige denn

Digitized by Google

kriegerischen Berührungen zwischen den Großstaaten oder großstaatsähnlichen Staatengruppen — Skandinavien, Großbritannien, Spanien. Wie wenig tiefgreifend die einzige scheinbare Ausnahme der englisch-französischen Kriege war, und wie selten es im Uebrigen zu feindlichem Kontakt zwischen diesen Staaten und Staatenkomplexen gekommen ist, ist gezeigt worden. Man muß nur einmal die zwei Jahrhunderte von 900 bis 1100 oder auch die ein wenig unruhigeren zwei von 1100 bis 1300 mit einem gleich großen Abschnitt der neueren Zeit, etwa dem von 1600 bis 1800 vergleichen, um sich des schlechthin ungeheueren Kontrastes bewußt zu werden. Dort in der neueren Zeit in zwei Jahrhunderten kaum ein Jahr, in dem nicht irgendwo in Europa ein Staat gegen den anderen Krieg führte, oft Jahrzehnte lange Kriegsbrände an mehreren Stellen gleichzeitig, und hier im Mittelalter in der doppelten Spanne Zeit nur einige wenige Waffengänge. Und was für Waffengänge, der Regel nach ganz kurz, meist nur ein, zwei Jahre lang; sicherlich mit sehr wenig zahlreichen Heeren unternommen — oft noch Grenzreibereien nach alter Barbarenart, wie die meisten zwischen Deutschen und Dänen, sonst dynastische Fehden um strittigen Besitz, wie die zwischen England und Frankreich, oder zwischen den deutschen und französischen Herrschern des zehnten Jahrhunderts, oder schließlich sehr vorübergehende Einmischungen in die Thronbesetzung eines Nachbarstaats, wie die englisch-französischen Eingriffe in den Zwist zwischen Staufern und Welfen. Es sind allesamt keine Staatskriege im Sinne späterer Zeit, d. h. keine Staatenduelle, die mit Aufbietung aller politischen Kraft von den Kämpfenden ausgefochten werden, geschweige denn Nationalkriege, bei denen die innersten Gefühle der Völker aufgeregt gewesen wären.

Und wagt man nun, sich diesen Unterschied der Zeiten zu erklären, so ergiebt der nächstliegende Deutungsversuch schon beim ersten Blick ein völlig negatives Resultat. Denn fragt man, was schließlich einem voraussetzungslosen, ebenso wie einem naiven Betrachter dieser Dinge am nächsten liegt, ob jene Zeiten etwa besonders friedliebend waren, so bedarf es keines Wortes, um daran zu erinnern, daß alle diese Jahrhunderte von Waffenklirren und Kriegsgeschrei erfüllt sind. Nicht nur daß gegen Slaven und Mauren, später auch gegen die asiatischen Sarazenen, also gegen die nicht zur Völkergemeinschaft gehörigen Völker Jahrzehnte und selbst Jahr-

Digitized by Google

hunderte lang gekämpft worden ist, auch die innere Geschichte der Staaten und Staatenkomplexe ist in dieser Epoche so unruhig und streitbar wie nur je vor- oder nachher. Um so wunderbarer ist freilich dieses Verhältnis, warum zögerten die kriegsgewohnten Männer dieser Zeit, das Schwert gegen Fremde zu kehren, das sie gegen ihre Landsleute und gegen Nichtgermanen fast unausgesetzt schwangen?

Aber vielleicht stellt sich gerade dieser Widerspruch als nur scheinbar heraus und führt wenn nicht zu allen so doch zu einer Wurzel dieser im wahren Sinne des Wortes universalhistorisch bedeutenden Erscheinung. Man kommt bei allen psychischen Vorgängen — und ein solcher ist auch der Entschluß, Krieg zu führen, — immer wieder auf die Idee, es möchten auch die geistigen Dinge gewissen Gesetzen folgen, die für die äußere Natur gelten. So wird man auch hier zu dem Gedanken getrieben, daß selbst diese starken, mannhaften Völker nur über einen gewissen Vorrat von Kampflust und Schlagkraft verfügten, daß der aber sich in ihren inneren Zwistigkeiten verzehrt und erschöpft hat. Und so mechanisch, man möchte sagen kinematisch eine solche Erklärung lautet, sie trifft doch aller Wahrscheinlichkeit nach zu. Und hierfür wird man auch die Vergangenheit in die Rechnung einbeziehen müssen: die Großstaaten hatten offenbar den Zentralisierungsprozeß, der zu ihrer Begründung führte, bei weitem noch nicht zu Ende geführt, als es zu ihrer Gründung kam. Die Völkerschaften und Stämme, die sie sich einverleibt, die sie aufgesaugt hatten, sind wohl nur in den allerseltensten Fällen wieder aufgelebt, es sind vielmehr neue Formen partikularer und lokaler Gemeinschaft entstanden und politisch bedeutsam geworden, die den zentralistischen Monarchieen überall im Innern die größten Schwierigkeiten machten. Trotzdem scheint es so, als ob der alte Selbständigkeitsdrang der Völkerschaften und Stämme in ihnen wieder aufgelebt sei. So in den deutschen Herzogtümern die Autonomie der alten Stämme, in den Grafschaften die der alten Gaue und Völkerschaften.

Die Völkerwanderung stellt sich dar wie ein historisches Seitenstück zu einer der großen Erdrevolutionen, die der Oberfläche unseres Planeten ihre fertige Form gegeben haben sollen. Die bisherige Schichtung der Völker und Stämme wurde durch gewaltige Stöße und Zuckungen umgewälzt. Die großen Wellen der Völkerzüge haben die bisherige Ordnung lange erschüttert und eine Zeit hin-

Digitized by Google

durch hat immer eine die andere verdrängt oder verschlungen. Dann wurde Ruhe; die großen Bewegungen kamen zum Stillstand; aus Völkerschaften wurden Stämme, aus Stämmen Staaten, aus Staaten Großstaaten oder gar ein Universalstaat. Aber das Wälzen und Schwanken der einzelnen Partikeln der großen Masse hörte noch Jahrhunderte lang nicht auf; in den großen Sammelbecken, in denen sie zusammenfloß, vermochten nur die allergewaltigsten Werkmeister auf kurze Zeit eine ruhige Fläche herzustellen, die großen Völkerordner nach Art des Einzigen, Karls. Dann aber fing das Beben und Brodeln von neuem an und war auch noch zu Ausgang des frühen Mittelalters noch lange nicht zur Stille gebracht. Je unruhiger aber die großen Massen in sich waren, desto weniger waren sie in Gefahr, aus ihrer Bahn herauszufließen und die andern ihnen gleichgearteten Lagerungen zu stören oder zu verdrängen.

So hängt unzweifelhaft die innere mit der äußeren politisch-sozialen Entwicklung zusammen; aber dabei kann es unmöglich sein Bewenden haben, man wird noch tiefer in die Schächte der Gesittung steigen müssen, um vollen Aufschluß zu erhalten. Der Umstand, daß die Lenker der Staaten und die Völker selbst durch innere Unruhen völlig beschäftigt und dadurch von äußeren Unternehmungen abgehalten wurden, kann nicht allein ausschlaggebend gewesen sein; es muß doch auch der innere Trieb dazu gefehlt haben. Forscht man nun aber nach den Gründen, die in späteren Zeiten die einzelnen Glieder der europäischen Völkergesellschaft fort und fort in den Kampf gegen einander getrieben haben, so finden sich nicht nur politische, sondern auch nationale Gegensätze als Ursachen.

Diese Abhandlung hat von vornherein nicht nur die Geschichte des europäischen Staatensystems, sondern auch die des Nationalismus ins Auge gefaßt. Aber das ist, wie sich aus diesem Beispiel ergiebt, keine äußerliche, sondern eine durch den innersten Kern der Sache gegebene Verknüpfung. Nun liegt nichts näher als die Frage: wenn weder das germanische Altertum, noch das frühe Mittelalter ein europäisches Staatensystem kannten, kannten sie vielleicht auch den Nationalismus noch nicht? Für die Karolingerzeit war die Antwort schon in verneinendem Sinne gefunden worden. Aber alle Zeichen sprechen dafür, daß sie ebenso auch für die nächsten

Digitized by Google

vier Jahrhunderte, die frühe Periode des Mittelalters, ausfallen muß. Daß ſich der einzige europäiſche Konflikt dieſer Epoche, der durch die Zerreißung eines der ſpäteren Nationalgebiete entſtanden iſt, der engliſch-franzöſiſche Zwiſt, ohne alle, aber auch alle nationale Erregung vollzog, daß die Südfranzoſen der Gascogne und von Poitou, wie die Nordfranzoſen der Normandie und Bretagne keinerlei nationalen Anſtoß an ihrem engliſchen Herrſcher nahmen und daß die Engländer ihrerſeits ihre Könige nur mit ſehr geringer Teilnahme in den franzöſiſchen Kriegen unterſtützten und daß ſie es über ſich gewannen, einen franzöſiſchen Einfall in ihr Land nicht nur ruhig mit anzuſehen, ſondern ihn für ihren Kampf gegen das Königtum auszunützen und vollends einem franzöſiſchen Prinzen die Krone anzubieten, iſt ſchon hervorgehoben worden; daß die Italiener ſich in die nicht einmal durch dynaſtiſche Anſprüche gerechtfertigte Herrſchaft der deutſchen Könige fügten, wiegt ebenſo ſchwer. Selbſtverſtändlich haben ſie auf die deutſchen Barbaren noch oft, wie es ſchon Papſt Johannes XII. that, geſcholten, aber es bleibt doch entſchieden, daß ſchon Dante[1]), der erſt nach Ausgang des Stauferregiments und erſt zu Beginn des ſpäten Mittelalters das Wort nahm, ſich nicht genug thun konnte, die Notwendigkeit des impero zu rühmen, mit keinem Worte aber einen italieniſchen Herrſcher forderte.

Gewiß, es fehlt nicht an einigen Ereigniſſen, bei denen eine nationale Erregung die Völker zu durchzittern ſcheint. So iſt die für die zwiſchenſtaatliche Politik, wie ſchon erwähnt wurde, faſt völlig belangloſe Invaſion, die Kaiſer Heinrich V. im Jahre 1124 zu Gunſten ſeines Schwiegervaters Heinrich I. von England nicht einmal wirklich unternahm, ſondern nur zu unternehmen drohte, in dieſer Hinſicht von exceſſiver Bedeutung. Nur auf das Gerücht von dieſem Bunde und von dem bevorſtehenden Einfall der Deutſchen in das Königreich hat ſich damals der geſamten franzöſiſchen Vaſallenſchaft eine Aufregung bemächtigt, die nicht anders denn als ein Auflodern des Nationalgefühls gedeutet werden kann.

[1]) Selbſt Kraus (Dante [1897] S. 698), der die Stellung Dantes zum nationalen Gedanken ſehr vorſichtig formuliert, geht vielleicht noch einen kleinen Schritt zu weit, wo er Dantes Bedeutung für die ſpätere nationale Entwickelung betont.

Digitized by Google

Selbſt die entfernteſten Lehnsträger und ſolche, die ſich ſonſt ſehr wenig um den König kümmerten, kamen, ſo wird uns erzählt, von allen Teilen Frankreichs zuſammengeſtrömt, um den Angriff abzuwehren. Mag der Bericht auch in etwas übertrieben ſein, er iſt nicht allzulange nach dem Ereignis verfaßt von einem Mann, der ſelbſt als Ratgeber Ludwigs VII. auf die Leitung des franzöſiſchen Staats einen maßgebenden Einfluß geübt hat. Und wenn er erzählt: die Barone, ſtolz in der Erinnerung an die alten Siege, die ſie über die Deutſchen erfochten hätten, hätten erklärt, man müſſe über die Deutſchen für ihre Unverſchämtheit die gerechte Strafe verhängen; Frankreich ſei die Herrin und Königin unter den Monarchien, ſo fragt man ſich freilich vergeblich, welche Siege damit wohl gemeint ſein können, aber um einen Ausbruch des Nationalſtolzes handelt es ſich in jedem Falle[1]). Vergleicht man indeſſen dieſen Vorfall mit der ſonſtigen Entwicklung, vor allem mit jener Geduld, mit der ſich ein Drittel von Frankreich in die Lehnsherrſchaft der engliſchen Könige fügte, ſo wird man inne, daß hier das Nationalgefühl wohl einmal aus dem Schlummer, in dem es noch lag, durch eine ungewöhnliche Gefahr geweckt wurde, aber daß dieſes Erwachen die Ausnahme blieb. Hat die Reizbarkeit und die Neigung zu politiſchen Emotionen ſich ſchon damals, wie ſpäter ſo oft, bei den Franzoſen geregt, ſo geſchah es doch nur im Moment. Im übrigen aber macht ſich ſchon hier der Zuſammenhang der Entſtehungsgeſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems mit der des modernen Nationalismus geltend. Aber weil es an ſo ſtarken Bedrohungen der Staats- und Volkseinheit ſonſt fehlte, wie dieſe geplante deutſch-engliſche Koalition es war, kam es faſt niemals zu ſolchem Erwachen des politiſchen Nationalismus, der noch zu dumpf und keimhaft war, als daß er auf andere als die allerſchwerſten Reizungen hätte reagieren können. Es findet hier offenbar eine völlige Reziprozität ſtatt: weil das Staatenſyſtem noch unentwickelt war, war es auch der Nationalismus, und umgekehrt mag

[1]) Vgl. die ausführliche Reproduktion aus Sugers Bericht bei Boutaric, Institutions militaires de la France avant les armées permanentes (1863) S. 224 ff.

Digitized by Google

auch dessen Ungereiftheit die Entfaltung einer eigentlichen internationalen Politik gehemmt haben.

An Analogien zu jenem französischen Vorfall fehlt es nicht. Wer wollte daran zweifeln, daß die stolzen Ritterscharen, die den Sachsen, Saliern und Hohenstaufen so oft über die Alpen gefolgt sind, nicht mit demselben Eifer, wenn auch vielleicht mit etwas weniger Pathos zu ihren Königen gestanden hätten, wenn das Reich ähnlich bedroht worden wäre; aber es ist dazu nie gekommen. Und, wenn auch vielleicht völlig unbewußt, mag doch vor allem der Nationalstolz der Deutschen sie neben der Kriegslust des Zeitalters dazu gebracht haben, für das Kaisertum so viel Opfer an Gut und Blut zu bringen. Auch das Eingreifen des Papsttums, namentlich in die staufisch-welfischen Händel, hat zuweilen einen Verdruß erzeugt, der doch mehr als kirchenpolitischer und der schon nationaler Art war, wie in dem Lied, in dem Walther von der Vogelweide klagte und schalt, daß der Bürgerkrieg in Deutschland durch den Papst erregt sei, und wenn er forderte, daß kein deutsches Gold mehr nach Rom fließen solle. Aber dies sind alles Knospen, die noch nicht aufgebrochen sind, sich noch nicht zu sichtbarer Blüte entfaltet haben. Jene größeren, gröberen Fakta, die all diesen Ausnahmen die bei weitem überwiegende Regel gegenüberstellen, müssen den Ausschlag geben.

Kein Zweifel, auch in diesen vier Jahrhunderten schritt die nationale Differenzierung der germanisch-romanischen Völkergruppe fort. Die steigende und selbstverständlich dann weiter divergierende Ausbildung der Sprachen und Litteraturen giebt dafür die besten Beweise. Namentlich die vorwiegend germanischen und die vorwiegend romanischen Völker haben sich damals geistig geschieden, und auch darüber hinaus fehlt es nicht an weiterer Teilung und Spaltung der einzelnen Nationen. Aber in anderen Stücken hat die Kulturgemeinschaft der germanisch-romanischen Völker in diesen vier Jahrhunderten auch beträchtlich an Intensität zugenommen. Die einzigen Germanen, die bis dahin noch nicht Christen gewesen waren, die skandinavischen, wurden es jetzt; die Kreuzzüge sind auch in kultureller Hinsicht ein Beweis für den wachsenden Zusammenschluß der Völkergruppe; die neuen geistigen Güter

Digitized by Google

des Zeitalters, die scholastische Philosophie, die Anfänge der Mystik und die des gotischen Stiles waren doch Gemeingut der großen Nationen, sei es von Anbeginn, sei es durch schnelle Weiterverbreitung. Und für die Geschichte der äußeren sozialen Entwickelung der Völkergruppe ist entscheidend, daß alle kulturelle Differenzierung auf die geistige Entwickelung beschränkt blieb und noch keinen politischen Ausdruck fand.

Der starke Nationalismus unserer Zeit ist wie jede kräftige Anschauungsweise bestrebt, nicht nur seine Dauer bis an das Ende der Tage, sondern auch seine uralte Herkunft zu beweisen oder doch fort und fort zu beteuern. Der Historiker wird sich dadurch aber nicht beirren lassen dürfen. Hatten die Menschen des Mittelalters, neben ihrem sehr starken und auch gewiß sehr äußerlichen Christenbewußtsein und der ihm entsprechenden Abneigung gegen alle Nichtchristen, überhaupt noch — was gewichtigen Zweifeln unterliegen möchte — ein starkes Gemeinschaftsgefühl, so galt es vielleicht weit mehr der Gesamtheit aller Völker ihrer Kulturwelt, als dem besondern Volke, dem sie angehörten. Doch es ist fast unnütz davon zu reden, denn wie soll man beide Motive scheiden, da doch ihre Objekte völlig identisch waren. Ihre schärfste Manifestation, die Verfolgungen, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Juden heimsuchten, ist sicherlich vorwiegend religiösen Ursprungs; der Einfluß der Kreuzzüge auf sie erweist es. Ueberhaupt wird man in diesem Punkt schwerlich an etwas Anderes als instinktartige Empfindungen denken dürfen; die bewußten Gefühle haben sich sicherlich auf die Gemeinschaft der römisch-christlichen Kirche beschränkt, wobei dann unter der Schwelle des Bewußtseins eine Neigung zu allen Bluts- und Kulturverwandten mitgespielt haben mag.

Die Geschichte wird immer dann ihrer Aufgabe am schwersten gerecht werden können, wenn sie das Gesamtniveau intellektuell sehr verschiedener Zeitalter zu erkennen trachtet; es ist nicht leicht, sich dumpfere, gedämpftere Formen von Anschauungen oder gar Empfindungen vorzustellen, wenn man selbst die klaren, ausgeprägten von Jugend auf gewohnt ist. Hier aber findet sich sicherlich ein Fall, wo solches Sichhineinversetzen notwendig ist. Ich weiß nicht, ob das — im Grunde sehr harmlose — Schelten der Völker

Digitized by Google

auf einander, das in ſpäten Zeiten ſehr beſtimmt nachweisbar iſt, ſchon in dieſer Epoche ähnlich oft aufzuſpüren iſt und möchte es faſt bezweifeln. Wohl beſingt der große deutſche Lyriker des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts deutſche Eigenart und nennt den ihn verhaßten Papſt einen Welſchen, und für dieſe Ausſprüche wird man noch manches Seitenſtück auffinden können, aber wenn auch ſolche Anſchauungen ſchon verbreitet waren, eine Spitze hatten ſie noch nicht: Walther ſelbſt redet ſogar von Heiden und Juden ſehr milde. Es wird auch ſchwer genug ſein, in dieſer Richtung Sicheres zu ermitteln; denn über die Gefühle, die eine Zeit hat, redet ſie, wenn ſie ſehr primitiv iſt, ſelten, über unbewußte Empfindungen aber nie und über die, die ſie nicht hat, können vollends auch ihre intimſten Denkmale nur indirekten Aufſchluß geben.

Den Ausſchlag aber geben die großen groben Thatſachen der Geſchichte, denn ſie verſchleiern nichts und ſie erklären deutlich genug, daß es einen Nationalismus im modernen Sinne des Worts damals noch weniger als ein Staatenſyſtem gab. Und es iſt klar, daß die gefühlsmäßige, inſtinktive Erſcheinung, als die tiefer liegende, die andere, auf der politiſchen Oberfläche ſich abſpielende beeinflußt hat. Die mangelnde nationale Differenzierung iſt neben dem Ueberwuchern der inneren Zwiſtigkeiten die Haupturſache für den faſt ebenſo deutlichen Mangel an ſtaatlichen Gegenſätzen geweſen. So paradox es klingt, der Umſtand, daß die Gruppe der germaniſch-romaniſchen Völker noch zu ununterſchieden homogen, alſo immer noch zu ſehr ein Ganzes war, hat in dieſer Epoche ihre Ausbildung zu einer völlig organiſierten, d. h. auch in ein Staatenſyſtem gegliederten Völkergeſellſchaft hintangehalten. Sie glich bei aller Bluts- und Kulturgemeinſchaft noch zu ſehr einem Staatenkomplex, einem Mittelding zwiſchen Staat und Staatenſyſtem, als daß ſie das erſte, nothwendige Kriterium einer ſolchen, die äußere politiſche Wechſelwirkung und Berührung der Einzelvölker hätte aufweiſen können. Ein Körper muß erſt alle ſeine Glieder recht ausgebildet und entfaltet haben, ehe dieſe zu einander in eigene Beziehungen treten können. Vielleicht daß eben die Blutsverwandtſchaft dieſer Nationen den Prozeß aufgehalten hat: die Intenſität der Stammesgemeinſchaft mußte erſt ſchwinden, ehe die ganz anders geartete enge Gemeinſchaft eines in ſtetem gegenſeitigen

Digitized by Google

Kontakt ſtehenden Staatenverbandes an ihre Stelle treten konnte. Sie bildeten auch jetzt, zu Ausgang des frühen Mittelalters, wohl eine Völkerfamilie, aber noch keine Völkergeſellſchaft [1]).

[1]) Ich bin mir wohl bewußt, daß dieſen ſtärkſten Argumenten noch eine Fülle einzelner, aber vielleicht nicht minder charakteriſtiſcher an die Seite geſtellt werden müßten. Aber da mir die intime Kenntnis mittelalterlichen Lebens, die für ihre Beibringung die erſte Vorausſetzung darſtellen müßte, völlig abgeht, muß ich mich auf jene beſchränken. Sie genügen für die Zwecke der vorliegenden Skizze, die dieſe Zeiten nur einleitungsweiſe darſtellen will. Sie wünſcht damit nur den rechten Hintergrund für die ſpäteren Epochen zu gewinnen, die in weiteren Aufſätzen geſchildert werden ſollen.

Digitized by Google

Ein Studentennachlaß aus dem Jahre 1533.

Mitgeteilt von Peter St. Albert.

Was heutzutage beim Tode eines Bruders Studio hinterbleibt, läßt sich in der Regel nicht unschwer ermessen. Einiger Vorrat an Kleidern, Hausrat und Büchern wird immer vorhanden sein, etliche Verpflichtungen werden selten fehlen, größere Schulden dagegen sind im allgemeinen ausgeschlossen. Die Herkunft des einzelnen und seine Lebenshaltung fallen hier ausschlaggebend ins Gewicht: einem von Haus aus armen Schlucker steht schon der Kredit nicht zu Gebote wie einem Reichen und Adligen, seine Ansprüche und sein Aufwand sind dementsprechend oft nicht der Rede wert.

Mit Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse dürfte ein Einblick in die Hinterlassenschaft eines vor vierthalbhundert Jahren an der Universität Freiburg im Breisgau verstorbenen, den besseren Ständen angehörigen Studenten nicht ohne Interesse sein. Es handelt sich um den als Junker bezeichneten Studenten Stephan Böger, aus Dôle (Departement Jura) in Frankreich gebürtig, der im Mai 1529 die hiesige Hochschule bezog und bei seinem Hinscheiden im achten Semester stand. Ueber seine Familien- und Lebensverhältnisse ist weiter nichts bekannt. Er ist zu Ende des Jahres 1532 oder zu Anfang 1533 gestorben, da bereits am 6. Februar 1533 die amtliche Aufnahme seines Nachlasses nach der zu Freiburg üblichen Weise erfolgt ist.

Die hier mitgeteilten, einem Gantbuch des Stadtarchivs entnommenen vier Aktenstücke sprechen genug für sich und bedürfen keines weiteren Kommentars. Stephan Böger war ein echter und rechter Student auch im heutigen Sinn des Wortes. Er hinterließ außer einem für seine Zeit nicht unansehnlichen Büchervorrat

Digitized by Google

auch ein „Meſſer“ und ein Rapier, ein paar zerhauene Wämſe und andere ſtudentiſche Utenſilien, wie nicht minder eine Reihe von Paſſiven, dieſe wohl nur infolge eines unvorhergeſehenen Todes.

Uf dunſtag nach lichtmeß [6. Februar] hat Thomen Fry angefangen zuverkoufen Steffen Bögers des ſtudenten kleider, wie harnoch ſtet, im [15]33. jor.

XX ß um ein ſchefflin
III ß um ein filzhut minus I ß
IX½ ß um ein oraloium
IIII ß um ein alten grouwen rock
VIII ß um ein lang meſſer und I par grow ſocken
XX ß um ein zerhouwen wameſt
III ß IIII ß um ein rot ſchleplin
XVI ß um ein grow ſchleplin
X ß um ein ſchwarz adliſſi muni recklin
XX ß um ein hempt
VII ß um ein ſpangiſch keplin
II½ ß um ein ſchwarz keplin
II½ ß um ein zerhowen wameſt
II ß II ß um ein hempt
I u. III ß um ein ſchwarzi ſpangiſchi kap
VII½ ß um ein ſchwarz barret
III ß IIII ß um ein alt adliſſi wameſt
III ß um ein ſchwarz par hoſen
III guldin um ein rock
XIX ß um ein par hoſen und wameſt, iſt brun adlaß
I ß II ß um ein buoch
V gl. um das korpus, ſind 5 biecher
II gl. um IIII biecher
VI½ ß um ein buoch
I½ ß um II biechlin
XVI bazen um ein Plinium
VIII ß um ein ſamitin librecklin
III ß IIII ß um ein librecklin mit belz gefiettert
IIII ß um ein biechlin
VI ß um ein biechlin
IIII ß um ein buoch

X ß um ein buoch
III ß IIII ß um ein gel par hoſen
III½ ß um ein buoch
IIII ß II ß um ein rapier
III ß IIII ß um ein buoch
VI guldin um VIII biecher
II guldin um IIII biecher
I guldin um ein ſchwarz recklin
I½ ß um ein biechlin
VIII ß um ein par hoſen
VI ß um ein ermel
XII ß um ein adliſſi recklin.

Suma ſumarum XX ℔ XVIII ß VIIII ß.

12 g. 15 ß 4 ₰.

Die, ſo uf junker Steffans gut ir ſchuld kundlich gmacht haben.

Florenz Hesler[1]) hauszins	VII gulden
und botenlon	III „
Ulrich Scheuhen[2]) des kiefers witib hauszins	VI „
mer ſchuld	IIII „
Hans Meyer der ſchnider	I gulden minus VI ß
Hans Schlecht	V½ ℔ VI ß V½ ß
Jos Hauſer	XIII ß IIII ß
Item ſeiner kelerin	VI gulden
Danyel Fichen[3])	VIII „ lidlon
ſeiner frouen	I „ „
Item ſeinem knecht	II „
auch ein gute kappen, ſein grien wames, ſeine hoſen, II hembder, iſt das ein mit gold gemacht.	

[1]) Am Rande: dedit X gulden.
[2]) „ „ „ VI „
[3]) „ „ „ IX „

Digitized by Google

Item des buchfierers frouen[1] . . . V gulden
mer ſein ſwarz hoſen und wames und
ein ſwarzen mantel.
Item zweien prieſtern . . . . . I gulden
Item dem buchfierer . . . . . IIII cronen
Item mer ſo er doctor Paulin geben . II cronen
Item mer dem buchfierer als gwalthaber
von wegen her Peters Bergeti . . VII cronen
Item Hans Franck . . . . . II gulden VI ß
Suma dem grichtſchriber[2] . . . . IIII ß IIII ß

dedit II½ β II Palin & Schwinden ſin lon.

Die, ſo uf junker Steffans ſeligen gut kundlich gmacht.

Item Florenz Hesler[2] . . . . . VII gulden hauszins
und botenlon . . . . . III „
Item Ulrich Scheyen witib[2] hauszins . VI „
mer ſchuld . . . . . IIII „
Item Hans Meyer ſchnider . . . . I gulden minus VI ß
Item Hans Schlecht . . . . . V½ u. VI ß V½ ß
Item Jos Hauſer . . . . . XIII ß IIII ß
Item Danyel Eich[2] . . . . . IX gulden
Item Ludwig buchtrucker . . . . . VI cronen
Item ſeiner frauen . . . . . V gulden dedit IIII gulden
Desglichen ſeine ſwarzen hoſen und
wames und ſein ſwarzen mantel.
Item Johann appetecker ſeligen erben . III gulden II ß VII ß
Item Ludwig Brun als ein gwalthaber
her Peter Bergeti . . . . . VII cronen
Item Hans Francken . . . . . II gulden VI ß
Item dem grichtſchriber . . . . . IIII ß I ß.

Gerechet uf dornſtag nach Oswaldi [7. Aug.] im [XV^c]XXXIII. jor von wegen her Steffan Bögers des ſtudenten erlöſten geltz, daruf iſt gelöſt wie hindis halb ſtod XX u. XVIII ß VIII½ ß, und iſt ſolich rechnung beſchen vor dem edlen und veſten junker

[1] Am Rande: dedit IIII gulden.
[2] „ „ dedit.

Digitized by Google

Trutperten von Krotzingen ſchultheißen, Thoman Fryen und Jacob Fyſitzen.

Davon III ß uſzuſchriben, X ß feil zu han und IIII ß von der rechnung, reſt noch XX ß I ß VIII½ ₰.

Uf fritag nach ſant Auguſtin [29. Auguſt] hab ich Jacob Fivitz dem Lorenz Haßler uberantwurt X gulden.

Item ouch uf diſen tag hab ich geben Ulrich Schey des kiefers verlaßnen witwen VI guldin im [15] 33. jor.

Item den amptherren geben VIII gulden von Taniel Scherers halb uf eins gerichtz erkanntnus und ſiner frouen I gulden.

Item uf eins gerichtz erkanntnus iſt geben Peter buchbinders frouen IIII gulden.

Item dem gerichtſchriber IIII ß IIII ₰.

Item Palin & Schwinden II ß VIII ₰.

Uf ſamſtag vor Nicolaii [5. Dezember] im [15] 34. jor hab ich Jos Huſer das ubrig gelt uberantwurt, namlich II gulden V ß X ₰.

Digitized by Google

Mythus, Sage, Märchen.

Von Jakob Mähly.

Die vergleichende Mythologie, im gewöhnlichen Sinne verstanden, hat den schönen Traum, in welchen sie sich vor fünf Dezennien einwiegte, heute so ziemlich ausgeträumt; die scharfe Luft der Kritik hat auch ihre Gläubigen ernüchtert, und es ist stiller in ihrem Bereich geworden. Aber die Thätigkeit des Vergleichens, und zwar desjenigen Vergleichens, wie es jene Mythologie verstand, hat darum nicht völlig aufgehört; man giebt eben den eroberten Boden nicht gern preis, und das letzte Wort ist ja zudem noch in keiner Wissenschaft gesprochen. Es war ja sehr natürlich, daß man bei der nahen Verwandtschaft zwischen Sprache und Mythologie — welche besonders von Max Müller, nur allzu scharf und übertreibend, betont wurde — denselben Maßstab, den man bei den auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführenden Sprachen der großen arischen Völkerfamilie anwandte, auch auf die als ziemlich gleichalterig geltende Schwester, die Mythologie, glaubte übertragen zu dürfen und sich bemühte, in den verschiedenen mythologischen und religionsgeschichtlichen Urkunden europäischer wie asiatischer Völker arischen Stammes den einen und gemeinsamen Urbestand der arischen Mythologie herauszulesen und herzustellen. Der Gegenstand war verlockend genug. Es fanden sich in den ältesten Religionsquellen arischer Völker so überraschende Aehnlichkeiten, um nicht zu sagen Gleichheiten, im Götterglauben und Götterkultus, daß die Annahme eines Zufalles von vornherein ausgeschlossen schien. Der Zufall kann zwar auch gelegentlich wie ein Wunder aussehen, aber nicht in einer ganzen Reihe gleichartiger Erscheinungen. Man hat also, wenn solche auftreten, nur die Wahl, an ursprüngliches Stammgut, das in prähistorischer Zeit aus der Heimat mitgebracht wurde, oder aber an Entlehnung

Digitized by Google

zu denken. Heute behauptet die letztere Ansicht das Feld, ohne übrigens ihre Gegner auf sämtlichen Punkten geschlagen zu haben. Einige dieser Punkte, allerdings verhältnismäßig nur sehr wenige, werden den Vergleichern auch von der Gegenpartei eingeräumt; im ganzen und großen aber bekennt sich die Mehrheit der Forscher zu der Ansicht, daß „jene bemerkenswerte Uebereinstimmung in den religiösen und sonstigen Anschauungen, in den Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen weit auseinanderliegender Völker und Stämme nicht etwa auf irgend welche verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den betreffenden Menschengruppen zurückzuführen sei, sondern vielmehr darauf beruhe, daß mit eiserner Notwendigkeit, wie die Pflanze je nach Phasen des Wachstums Zellgänge oder Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt oder Blüten entfaltet, so auch zufolge den die Entwickelung der Menschengattung beherrschenden Gesetzen gewissen Lebensbedingungen und äußeren Verhältnisse gewisse mythologische Erscheinungen entsprechen" (Ad. Bastian); also neben der Entlehnung wirkte ein zweites hochwichtiges Moment, und zwar muß dieses Moment aufs kräftigste betont werden und auch der Frage gegenüber standhalten können, wie es denn möglich sei, „daß man in Indien und in Griechenland, wie in anderen Ländern die gleichen rituellen Vorschriften befolgte, in gleicher Weise Buße that und fastete, die Opferstätte ausschmückte und die Opfertiere schlachtete, zu Himmel und Morgenröte, zu Sonne und Mond betete, vom Paradies und vom Totenreich, von der Sintflut und den fünf Weltaltern ähnliche Mythen erzählte", wenn man nicht einen gemeinsamen Urstock annehme. Der Untergrund, auf welchem die Naturvölker, eines wie das andere, ihre Vorstellungen, also auch ihre Mythen aufbauen, ist überall derselbe und „zeigt in seinen letzten elementaren Bestandteilen eine über alle ethnographischen und topographischen Schranken hinausgreifende Aehnlichkeit und Gleichartigkeit". Wo also Entlehnung nicht nachweisbar oder — wie im Kultus und Rituell — nicht wahrscheinlich ist, bleibt keine andere Wahl als diese Annahme. Man könnte jene Frage mit der Gegenfrage beantworten: Wer sagt uns, daß überhaupt in der Periode vor der Trennung der arischen Völker schon bestimmte, über ein allgemeines Empfinden hinausgehende religiöse Vorstellungen vorhanden waren? Wenn aber dieses — wie höchst

Digitized by Google

wahrscheinlich — nicht der Fall war, so kann die große Uebereinstimmung bei den gesonderten Völkern nicht aus einem gar nicht vorhandenen Stammgut erklärt werden! Allerdings sind die Ansichten über den Bestand jener arischen Mythologie sehr verschieden, er wird sogar von einigen Forschern für reich gehalten, und es sollen sich darin die Verhältnisse eines Hirtenvolkes spiegeln und Kämpfe, die sich um geraubte Frauen und Herden drehen; diese Kämpfe seien nun auch auf die überirdischen Mächte übertragen worden, und es sei möglich, daß aus den Urzellen der arischen Poesie auch gewisse tragische Motive des späteren Heldengedichts stammen: der blühende, durch Verrat sterbende Held (Achilleus, Siegfried u. A.), Vater und Sohn als einander unbekannt sich bekämpfende Gegner (Laios und Oedipus, Rostem und Suhrab, Hildebrand und Hadubrand u. A.). Mag man sich nun zu dieser oder der anderen Ansicht bekennen, so wird immerhin eine vergleichende Mythologie möglich sein, insofern eine solche Vergleichung nicht in der Voraussetzung und mit der Tendenz, gemeinsames Urgut auszugraben, angestellt wird, sondern einfach auf die Konstatierung des Gleichen und Aehnlichen bei den verschiedenen Völkern ausgeht, wie man ja auch Recht und Sitte, Litteratur und Kunst der verschiedenen Kulturvölker vergleichend betrachten kann. Wie sich die Vertreter der einen oder der anderen Art zu der Frage nach den „Urzellen" und dem allmählichen Wachstum der mythologischen Ideen stellen, kommt bei der Vergleichung selber kaum in Frage. Mögen sie den Ahnenkultus oder die Verehrung der Naturmächte (— Sonne, Mond, Morgenröte, Blitz, Gewitter —) als erste Stufe annehmen und hier wieder der meteorologischen oder der solaren Theorie zuneigen — sie werden beide hier oder dort einen reichen Vorrat an Parallelen finden. Einig (mit wenig Ausnahmen) sind sie auch beide in dem Punkte, der für unsere Betrachtung der wichtigste ist, nämlich darin, daß im Heldengedicht ein reicher Vorrat mythologischen Stoffes abgelagert sei. Zwar nicht an der Oberfläche; man muß, um zu finden, in das Innere zu dringen, zu graben wissen. Jedes echte Nationalepos liefert dem Kundigen solche Stoffe: die Gesänge Homers wie das Gedicht von den Nibelungen, das finnische Kalewala wie das indische Mahabharata, das Schah-Nameh der Perser wie die spärlichen Ueberreste aus dem Schrifttum der

Digitized by Google

Sumerier, der Urbevölkerung des Mittellandes zwischen Euphrat und Tigris. Auch in den Göttersagen der Hebräer sind noch die Fußspuren solcher Helden -- man denke an Simson -- deutlich sichtbar. Denn wer sind die Haupthelden dieser Dichtungen? Alle, deren Geschichtlichkeit nicht nachgewiesen werden kann, sind verblaßte Götter; mehr oder weniger hell schimmert diese Götternatur durch die Hülle der Helden hindurch, ohne daß die Dichter selber von ihrem ursprünglichen Wesen eine Ahnung hatten. Dem Kenner offenbart sich dieses Wesen nicht nur aus ihrer Bezeichnung als Gottessöhne, sondern sehr oft auch aus ihrem Namen (Eigennamen), sofern diese nichts Anderes als frühere Beinamen oder Epitheta von Göttern sind. Die Verselbständigung solcher Attribute ist nichts Anderes als die Verwandlung (Differenzierung) des echten Gottes in einen Helden. Je nachdem eine Gottheit als männlich oder als weiblich gedacht war, wurde das menschliche Abbild als Held oder als Heldin gedacht; es giebt also auch Heldinnen. Eine solche ist im deutschen Epos Brünhild, das verblaßte Abbild der Sonnengöttin Sindgund, d. h. eigentlich „welche ihren Weg erkämpfen muß", während Brünhild die „Kämpferin im Panzer" bedeutet. Der Mythus meldet: „wie die Sonne abends in ihren Wohnsitz im Westen eingeht, und wie der Himmelsgott morgens die Schlafende weckt, welche auf dem Berggipfel in wabernder Lohe, d. h. in der Morgenröte, erscheint" (W. Scherer). Also auch das germanische Epos zeigt uns einen Abglanz der Mythologie -- und zwar der eigenen, germanischen, welche selbständig, nicht, wie man wohl auch glaubte, ein Rührbrei aus griechischen, indischen und persischen Ingredienzien ist. Einige dieser Epen stimmen, neben dem gleichen Untergrund, auf dem sie sich aufbauen, auch in der Idee, die ihren Inhalt durchzieht, überein, in der Idee nämlich vom jugendlich schönen und reinen Helden, welcher in irgend einen Kontakt mit dem Niederen und Unreinen (Feindlichen) tritt und von dessen Vertretern hinterlistig getötet wird, durch seinen Fall aber auch ihnen den Untergang bringt (Karna in Mahabharata, Siawusch in Schah-Nameh, Achilleus in der Ilias, Siegfried in den Nibelungen). Und mehr noch als das -- sogar einzelne und keineswegs nebensächliche Züge in diesen Epen entsprechen sich oft in überraschender Weise: Isfendiar, der zweite Held der persischen Sage, ist durch Zauber am ganzen Leibe

Digitized by Google

gehärtet und dadurch unverwundbar außer an einer Stelle, den Augen -- wer denkt da nicht an Achilleus und an Siegfried? Der indische Held Karna hält sich grollend vom Kampfe zurück (vgl. Holtzmann, Indische Sagen II, 49 f.). „In meinen Zelten", sagte er, „werde ich sitzen in Ruhe, während euch der Feind im Felde bedrängt, bis Hilfe zu suchen zu mir, dem Fuhrmannssohne, der Sohn des Königs kommt". Auch er trägt einen von seinem wirklichen Vater, dem Sonnengott, ihm gegebenen undurchdringlichen Panzer, auch er ist nur an einer Stelle des Körpers verwundbar. Er will lieber -- gerade wie Achill — mit Ruhm sterben als ohne Ruhm leben, „denn Ruhm gewährt die Wonne des Himmels und ruhmlos ist das Leben nichts!" Karna muß, gerade wie Siegfried dem Gunther, so dem Durjozanah durch seine stellvertretende Tapferkeit die Gemahlin erkämpfen! Auch die „Verbrüderung" zu einem „Heldenpaar" ist ein beinahe durchgehender Zug in Sagen und Epen — man denke an Siegfried und Gunther, Hettel und Wate, Herakles und Iphikles, Theseus und Pirithous, Kastor und Pollux, Agamemnon und Menelaus, Ajax und Teukros, Achilleus und Patroklos. Eine ganze Reihe ähnlicher Züge bietet die Odyssee mit der deutschen Sage von Orendel. Als mythologische Persönlichkeit bietet aber Siegfried die meisten zur Vergleichung lockenden Züge dar. Er wird gleich nach seiner Geburt von seiner Mutter in ein Glasgefäß verschlossen und in einen Fluß gesetzt, ganz wie Karna von der seinigen und ähnlich wie Perseus, wie bei den Phrygiern Paris, wie Attis, wie Adonis, wie bei den Römern die Zwillinge Romulus und Remus, wie in der deutschen Sage noch Wolfdietrich. Er wird auf eine Felsklippe getrieben und hier von einer Hindin gefunden, in ihr Lager getragen und zusammen mit ihren eigenen Jungen gesäugt. Auch hier springen die Parallelen aus der persischen, griechischen und römischen Religion in die Augen. Mimir, der Schmied (ein göttliches Wesen), rüstet später den Jüngling mit eigens gefertigten Waffen zum Drachenkampfe, ähnlich Hephästos den Achilleus zum Männerkampfe. Siegfried versteht die Vogelsprache, indem er die mit dem Blute des Lindwurms benetzten Finger in den Mund steckt. Auch hierzu bietet die griechische und indische Mythologie bedeutsame Parallelen (Wackernagel *Kleine Schr.* S. 17). „Allererst sind die Vögel mit Menschenweisheit begabt" (Liebrecht zu Gervasius v. Tilbury S. 155 und Schmidt

zu Straparola S. 288). Das Märchen von der „weißen Schlange" enthält bekanntlich ganz dieselben Elemente wie die Siegfriedsage. Erwähnenswert ist ferner, daß (nach Gervasius) der griechische Philosoph Demokrit Vögel namhaft machte, „aus deren Blut eine Schlange erzeugt werde, und wer diese Schlange verspeise, der verstehe das Gespräch der Vögel". Nach griechischer Ueberlieferung verstand der bekannte Wahrsager Melampus die Sprache der Vögel erst dann, als ihm während des Schlafes Schlangen die Ohren ausgeleckt hatten (Apollod. I. cap. IX, 11). Also auch hier ist eine Schlange im Spiele. Ebenso bei Tiresias, der seine Sehergabe dadurch erlangte, daß Schlangen ihm die Ohren ausleckten. In den „Gesta Romanorum" wird von einem Hirten berichtet, der die Kenntnis der Tiersprache dadurch erlangt habe, daß er und eine Schlange sich gegenseitig in den Mund spieen. Die Einwohner einer indischen Stadt (Philostr. vita Apoll. Tyan. III, 9) verzehrten, um dieser Gabe teilhaftig zu werden, Herz und Leber einer Schlange. — Siegfried (um zu ihm zurückzukehren) muß für den Drachenmord, der eine Sühne verlangt, büßen, und zwar durch einjährige Dienstzeit bei Schwächeren, als er selber ist, wie Apollo durch Pythos, des Drachen, Erlegung sich einer ganz gleichen Sühne unterwerfen, wie Kadmus dem Vater des von ihm getöteten Drachen neun Jahre lang, wie auch der keltische Tristan dem schwächeren Morolt dienen muß. Siegfried fällt auf der Jagd durch tückische Hinterlist, verwundet aber noch sterbend seinen Mörder, ähnlich dem persischen Siawusch, wie oben gezeigt. Ueber seine Bedeutung als Persönlichkeit: ob ursprünglich Himmelsgott oder Sonnengott — denn nur diese Alternative scheint möglich zu sein — sind die Forscher noch nicht einig geworden. Noch weiter klaffen die Ansichten über die Bedeutung der Brünhild und Waberlohe auseinander. Wir maßen uns keine Entscheidung an.

Das Vorhergehende sollte nur dazu dienen, dem Märchen und der Sage in der vergleichenden Mythologie ihren Platz anzuweisen, indem beide in vielen Fällen als ein Ausfluß des Heldengedichtes zu betrachten sind, in anderen Fällen auch umgekehrt das Heldenepos ein Ausfluß der Sage. Im folgenden soll nun speziell von jenen beiden die Rede sein. Im Gegensatz zum Märchen ist die Sage stets an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden oder, was auf dasselbe herauskommt, sie hat sich an eine geschichtliche Persönlich-

Digitized by Google

keit angeſetzt; in dieſem Fall ſucht ſie uns und unſerem Glauben gleichſam noch näher zu rücken. So iſt es mit dem ſchlafenden „Barbaroſſa“ im Kyffhäuſer, ſo mit dem „Ring des Polykrates“. Die ſogenannte ariſche Periode, d. h. die Zeit, wo die heutigen europäiſchen Kulturvölker noch nicht aus den Hochebenen Aſiens — wie man mit Recht oder mit Unrecht annimmt — nach Europa eingewandert waren, hat es noch nicht zu einer Heldenſage gebracht, aber gleiche Urſachen erzeugen gleiche Wirkungen; aus gleichen Keimen wird Gleiches; und ſo können immerhin auch Sagen, als aus mythiſchem Untergrund hervorgewachſen, bei verſchiedenen Völkern verglichen werden. Jene Sage vom Barbaroſſa, dem ſchlafenden Helden, der zur Zeit der Not erwacht, findet ſich beiſpielsweiſe auch bei den alten Perſern; die Idee, welche dem Ring des Polykrates zu Grunde liegt, nämlich deſſen wunderbare Erhaltung als Vorbote eines nahen Schickſalswechſels, iſt nicht bloß bei den alten Griechen zu Hauſe, ſie erſcheint auch bei den Deutſchen und bei den eben genannten Perſern. Dort iſt es die gottloſe Jungfrau von Stavorn, hier der Vezier Caverſcha. Polykrates wirft den Ring ins Waſſer, um die Götter zu verſöhnen, die Jungfrau, um ſie zu verhöhnen; dem Caverſcha fällt er zufällig ins Bad. Der Ring an und für ſich hat keine mythologiſche Bedeutung; er iſt bloßes zufälliges Symbol für die Entäußerung eines Teiles von Vermögen oder Glück. Nun iſt Polykrates zwar kein Sagenheld; aber die Idee, welche in ſeinem Geſchick Geſtalt annimmt, iſt gleichwohl eine mythiſche — man darf auch hier ſagen eine religiöſe: nämlich die vom Neide der Götter. Es iſt möglich, daß in den perſiſchen „Tauſend und eine Nacht“, wo ſich die Erzählung vom Vezier Caverſcha vorfindet, eine Reminiscenz der Polykratesſage enthalten iſt, ebenſo auch in der chriſtlichen Erzählung von der gottloſen Jungfrau von Stavorn — es könnte aber auch eine ältere, mythiſche Anſchauung zu Grunde liegen. Uns fehlen, bis dahin, die Mittel, methodiſch und ſäuberlich die Scheidung vorzunehmen und jedem Volke ſein Eigentum zuzuweiſen. Der bekannte Ring des Gyges, an den wir hier erinnert werden, der Ring alſo, der ſeinen Träger unſichtbar macht, giebt Anlaß zu derſelben Frage, denn auch er kehrt in der deutſchen Sage wieder (J. Grimm, kl. Schr. IV, 41); hier iſt es der Ring einer Meerminne, welcher unſichtbar macht, ſobald die Hand, die ihn trägt, ſich zuthut. Es iſt alſo ein Zauber-

ring, und ihm ähnlich, ja, der Idee nach identisch, ist der Goldring, dessen Zauberkraft bewirkt, daß sein Träger sich in die Gestalt eines andern verwandeln kann. So in der Sage von Sigmund und Sinfiötli (W. Wackernagel, *Kl. schr.* S. 37), so im Märchen von den sieben Raben (Gebr. Grimm, Märchen Nr. 25). Statt des Ringes kommen auch silberne oder goldene Ketten mit ähnlicher Wirkung vor. Hat dieser Ring (oder ein Substitut), anders als der erstgenannte des Polykrates ꝛc., seine spezielle mythologische Bedeutung? Soll, wie auch mit dem Halsschmuck der Freya und der Menglada, dem Ring Salomonis, dem Gürtel der Venus und der Hippolyte, der — Regenbogen gemeint sein? Es braucht einer übermenschlichen Phantasie oder Kombinationsgabe, um mit einem gemeinsamen Schlüssel diese Rätsel erschließen zu wollen. Hier ist einstweilen Schweigen am Platze. — Außerordentlich verbreitet ist die Hero- und Leandersage (vergl. Grube, „ästhet. Vorträge" II, 39 und G. Scherer, „Die schönsten deutschen Volkslieder", Anmerk. 20). Auf deutschem Boden ist es besonders die Geschichte von den zwei Königskindern, welche hierher gehört. Ob sie auf alter Sage beruht und bis nach Indien hinaufreicht, wie Scherer annimmt? Solche Stoffe sind nachweisbar durch das Altertum und Mittelalter getragen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden, — ob aber gerade in Indien der Urquell zu suchen, ist, trotzdem es beinahe allgemein angenommen wird, dennoch fraglich. In Asien, speziell in Indien, ist schon lange vor Alexander d. Gr. manches reif und groß geworden, was griechische Hände gepflanzt haben; Tierfabel und Tiersage haben eher griechisches als orientalisches Gepräge, und auch für das Märchen dürfen den Indern die Griechen vielleicht den Anspruch der Originalität streitig machen. — In der Geschichte von Hero und Leander will man einen Mond- und Sonnenmythus (Hero der Mond, Leander die Sonne) als Sage, in menschlichem Gewande dargestellt, erkennen. — Auch die Geschichte vom Wettlauf der Atalante findet sich in dem Legendenbuch des christlichen Mittelalters, den sogenannten „Gesta Romanorum", wo ein König seine Tochter dem Freier geben will, der sie im Wettlauf besiegt. Ein mutiger Jüngling stellt sich als Freier ein; er wirft, um die Rivalin durch Lockungen aufzuhalten, zuerst einen Kranz, dann einen goldenen Gürtel, zuletzt einen Beutel mit vergoldetem Apfel — Sinnbild der Ge-

Digitized by Google

ſchlechtsliebe — auf den Weg, auf welchem Apfel der Spruch geſchrieben ſteht: „Wer mit mir ſpielt, wird des Spiels nimmer müde.“ — In Keatings „history of Ireland“ leſen wir die Geſchichte von einem König, welcher Pferdeohren hat und jeden, der ihm die Haare ſchneidet, töten läßt, damit das Geheimnis nicht verraten werde. Endlich fühlt er Erbarmen mit einem jungen Menſchen, den er aber einen Eid ſchwören läßt, daß er von des Königs Leibſchaden ſchweigen werde. Der Jüngling aber, von dem Drang, des ihn drückenden Geheimniſſes ſich zu entladen, krank geworden, vertraut dieſes, nach dem Rate eines Druiden, einem Baume. Aus dem Holze dieſes Baumes wird aber eine Harfe geſchnitzt, und dieſe Harfe verkündet durch ihr Saitenſpiel das Ungeheure! Daß dies nichts anderes iſt, als eine Variation der Sage vom König Midas und ſeinem Barbier ſpringt in die Augen. Die Sage vom Centauren Neſſus, mit deſſen Blut die bethörte Gattin des Herakles deſſen Mantel färbt, hat ſich auch in einem deutſchen Märchen geſpiegelt (Gebr. Grimm III, 329): Ein Jüngling tötet mit dem Schwert einen Rieſen. Sterbend ſagt ihm der Rieſe, drei Tropfen ſeines Blutes würden dem, der ſich damit beſtreiche, Jugend und Liebesgunſt verleihen. Eine böſe Zauberin ſtiehlt dem Jüngling dieſes Blut; es iſt aber, wie dort das des Centauren, vergiftet, und ſie ſtirbt wie dort Herakles; wie dort hat ſich der Rieſe für ſeinen Tod rächen wollen. Die Sage von einem ſolchen Giftgewand, das ſeinen Träger wie mit Feuer verzehrt, kehrt bei der Medea gegenüber ihrer Nebenbuhlerin Glauke wieder ſowie im deutſchen Märchen „Das Brauthemd“. Die bekannte Sage von Kaiſer Karl und der Schlange, die einen Undankbaren durch Läuten an einer Glocke verklagt, wurzelt auf indogermaniſchem Rechtsboden, der Indern wie Germanen gleichmäßig angehören ſoll (Rochholz, Naturmythen S. 198); ſie erſcheint auch im indiſchen Mahawanſa (Weber, Ind. Studien III, 2/3). Nun gehören elementare Begriffe von Ethik und Recht gewiß auch zum geiſtigen Beſitzſtand von Naturvölkern; aber ſchon in der Urheimat jener Völker ethiſche Begriffe ſymboliſiert finden zu wollen, ſcheint unſtatthaft. In der deutſchen Heldenſage ſchlachtet Gudrun, um ihren Gemahl Etzel zu ſtrafen, ihre eigenen Kinder und läßt Trinkſchalen aus ihren Schädeln machen, die ſie Etzel zum Trinken reicht, ſie brät ferner die Herzen ihrer Kinder und giebt ſie Etzel

Digitized by Google

zu essen. Wer erkennt darin nicht die Rache des griechischen Atreus an seinem Bruder Thyest? Und weiter. Auch Gudrun gehört einem Fluchgeschlecht an, und der Fluch trifft auch noch ihre unschuldige Tochter Schwanhild und ihre beiden Stiefsöhne — an all diesem Unheil war das verderbliche Gold schuld. Auch hierbei müssen wir an die unselige Bethörung von Atreus und Thyestes und an des ersteren goldenen Widder denken. Siegfried erhält von der zauberkundigen Kriemhild, Gibichs Gattin und Gunthers und Hagens Schwester, einen Vergessenheits- und Liebestrank: er sollte Brunhildens vergessen und Gudrun zur Frau nehmen. Dieselben Tränke erscheinen in der griechischen Sage mehr als einmal. Des edlen Sängers Brenneberg Herz läßt der Herzog von Oesterreich, der ihn im Verdacht eines Liebesverhältnisses mit seiner Gemahlin hat, ihm aus dem Leibe reißen und es seiner Gemahlin gekocht vorsetzen (Simrock, Deutsche Sagen). In der griechischen Sage erbittet sich Orpheus von Pluto und Persephone seine Gattin Eurydice aus der Unterwelt zurück; in der germanischen Mythologie bittet Freya irgend einen der Götter, zur Unterwelt zu fahren und den Baldur von der Unterweltsgöttin Hel zurückzuerbitten. — In mehr als einer deutschen Sage (vgl. Simrock, „Die dankbaren Toten und der gute Gerhard", und Köhler und Pfeiffer, „Germania", III, 209) erweisen sich die Toten dem sie Begrabenden dankbar — ein Kommentar zu Horazens Archytasode (I, 28), wie Simrock richtig bemerkt, der auch an die von Cicero (de divinat. I, 27) berichtete Geschichte vom Dichter Simonides und dem dankbaren Toten erinnert. — Wenn Bertha, die Spinnerin, durch einen Eid gebunden, ihr Schicksal nicht zu verraten, dieses Schicksal durch eine Stickerei darstellt, worin sie ihre Peiniger in Porträtähnlichkeit einwirkt, so mahnt dies an Tereus und Philomela in der griechischen Sage, und wenn der fromme Eckart, am Venusberge wachend, sich die Ohren zuhalten muß, als das Gefolge der Venus den Ableich spielt — „sonst hätt' auch ihn ergriffen der Liebestaumel im Nu" —, so liegt die bekannte Analogie der griechischen Sage von den „Sirenen" vor. — In der Tannhäusersage schwört der Papst dem Ritter zu verzeihen „bei seinem dürren Stabe, wenn dieser wieder grüne Blätter treibe" — das heißt: niemals. Ganz ähnlich sagt die Aebtissin zu einem Ritter, der eine Braut aus dem Kloster holen will: „Wird dieser

Digitized by Google

Stab erblühen von dürrem Maulbeerholz, dann fruchten eure Mühen um dieses Fräuleins Stolz" (Simrock, „Deutsche Sagen", S. 247). Damit vergleicht sich der bekannte Schwur des Agamemnon in der Ilias (I, 233). — Der Uriasbrief hat sein Analogon einerseits in der nordischen Sage von Hamlet, andererseits in der griechischen von Bellerophon. — In allen diesen Sagen ist es schwer, ja in vielen unmöglich, zu bestimmen, was gemeinsames Gut (Urgut) und was entlehnt ist; noch mehr erschwert wird die Antwort, wenn auch andere Volksstämme als die sogenannten arischen im Besitz solcher Stoffe sind. Der Stab, womit Moses dem Felsen Wasser entlockt, ist kaum ein anderer, als des Bacchus Thyrsusstab, womit dieser Wein aus dem Felsen schlägt; das Trauerspiel von den feindlichen Brüdern, das im hebräischen Paradies sich abwickelt, wiederholt sich vor den Mauern des griechischen Theben, aber auch zwischen Typhon und Serapis an den Ufern des Nils. — Schilda oder Schöppenstädt, Krähwinkel und Lalenburg haben ihr sprechendes Ebenbild an dem griechischen Abdera einerseits und dem syrischen Hôms (Emesa) andererseits. Ueber das allbekannte Schlaraffenland wissen die alten Griechen wenigstens so guten Bescheid wie die Deutschen; ihre Komödiendichter (z. B. Kratinus) sprechen wörtlich von Kuchen und gebratenen Tauben, welche den Glücklichen ins Maul fliegen, von Fischen, die sich selber auf dem Herde backen, von Würsten und Süßigkeiten, welche auf Bäumen wachsen. Hier scheint, auf den ersten Blick, den Griechen die Priorität zu gebühren und die deutsche Anschauung von dort übertragen zu sein. Bedenken wir indessen, daß es die glücklichen Inseln des Kronos sind (Lucian, Saturn. 7 und „Wahre Geschichten" 5), welche die Griechen zu ihren Phantasien veranlaßten, und daß diese Gärten sehr wohl eine nur weiter ausgesponnene Idee aus den Gärten des persischen Yima (Dschemschid) sein könnten, daß ferner auch phönizische Fäden mitlaufen, so mischen sich wieder Zweifel in die Zuversicht. — Die wohlbekannte Sage vom Schatze des Königs Rhampsinit (Herod. II, 121) spielt auch auf griechischem Boden in den Personen des Trophonius und Agamedes (Pausan. IX, 37 und Schol. zu Aristoph. „Wolken" 504). Später reihen sich zahlreiche ähnliche Erzählungen aus den verschiedensten Ländern daran (vgl. das Buch de sept. sapient. und „Orient und Occident" 1866, S. 409, auch Bähr

Digitized by Google

zu Herod. II, 121, Exkurs, Band I, S. 872). Unser deutsches Märchen vom „Meisterdieb" (Nr. 192) entspricht sachlich vollständig der Rhampsinitsage. Einige Gelehrte (so Buttmann) denken dabei an orientalisches, andere (so Bähr) an speziell ägyptisches, noch andere (K. O. Müller) an griechisches Eigentum. Ist die Sage ägyptischen Ursprungs, so beweist sie durch ein Beispiel mehr, daß auch hier ähnliche Ideen, wie bei den arischen Völkern, mythenbildend wirkten. Denn Trophonius sowohl als Rhampsinit deuten auf die Schätze der Erde und die Fruchtbarkeit der Vegetation. Wer den Menschen diese Schätze aus der unterirdischen Kammer bringt, büßt diese Wohlthat mit dem Tode. Ethisch und in ihrem Grunde erfaßt, soll in diesen Erzählungen als Kern die Idee von dem für die Menschheit duldenden, das Leben lassenden Gott durchschimmern, wie dies Creuzer (Symbol.) glaubt; aber er selber wird damit schwerlich Glauben finden. Die Sage vom Schwanenritter (Lohengrin), der nicht nach seiner Herkunft gefragt sein will, hat Leo (Vorles. üb. deutsche Gesch.) in der indischen von Bhischmas Geburt erkennen wollen. Hier nämlich verbietet die Göttin Ganga ihrem Gemahl, nach ihrem Namen zu fragen, und als dieser das Verbot mißachtet, wirft sie die sieben Kinder, die sie geboren, ins Wasser, und verläßt den Mann, gerade wie der Schwanenritter sein Weib verläßt. Die Schwanenritter kommen, nach Simrock („Beowulf" Seite 170) aus der Unterwelt; die Schwäne sind die Seelen der Verstorbenen. Auch W. Müller („Die Sage vom Schwanritter" in Pfeiff. German. I, Seite 419) bringt die Sage mit der Unterwelt in Beziehung. Aber auch bei den Schwanenjungfrauen (Wunschmädchen) muß sich dieses Symbol des Schwanes, soll es richtig gedeutet sein, als solches erweisen. J. Grimm (kl. Schriften II, 314) meint, die Schwangestalt der Wunschkinder besage im Symbol, daß die Schwäne sich von den Menschen zurück in ihre Heimat sehnten; er vergleicht sie mit jenen Seelen bei Plato, die geflügelt sich zu den Göttern erheben, nachdem sie eine Zeitlang sehnsuchtsvoll unter den Menschen geweilt. Dieser Erklärung fehlt aber jede Stütze; sie ist ein Gewebe der Phantasie, das in der Luft zerflattert. Die gewöhnliche — und wahrscheinlich auch richtige — Erklärung ist zwar insofern auch ein „Luftgebilde", als ihr Gegenstand, der Schwan, die Wolke bedeutet, aber diese hat doch wenigstens einen konkreten Bestand.

Digitized by Google

Ring und Kette der Schwanengeschichte sind der Regenbogen, gleichfalls ein „Luftgebilde". Apollo fährt auf einem Schwanenwagen daher, weil die Wolken und Wölkchen der Sonne voranschweben; nichts anderes sind auch die Schwanenjungfrauen, und wenn selbst die Walkyren als solche vorgestellt werden, so scheint auch hier die Schwangestalt in die des Wolkenrosses im Gewitterkampfe übergegangen zu sein. Erst später wird dieser Gewitterkampf auf den irdischen Heldenkampf übertragen und die Walkyren werden Schlachtjungfrauen. Beachtenswert, wenn auch nicht beweiskräftig, mag es auch erscheinen, daß die Schwanenjungfrauen einzelne charakteristische Züge mit den Gräen der griechischen Mythologie gemeinsam haben, jenen „alten Frauen", die dem Sonnenhelden Perseus nur unter der Bedingung weissagen, daß er ihnen ihren einzigen Zahn und ihr Auge zurückgebe. Sie sind „schwangestaltig" und werden in der Kunst mit „Schwanenköpfen" dargestellt. Den Namen der Gräen wollen einige Forscher mit der grauweißlichen Farbe der Wolken in Beziehung bringen, welche an die Grauheit des Alters erinnern soll. Auch die Schwanenjungfrauen weissagen, man denke an Hagen, als er den Weg zu Attila (Etzel) erfragt (W. Grimm, „Heldensage" S. 387). Sie schwebten „sam die vogele vor im üf der fluot" und weissagten nur gegen Rückgabe ihrer Kleider (vergl. Wackernagel, „*Ἔπεα πτερόεντα*" S. 35 ff.). Nebenbei gesagt, scheint es unrichtig, in den Schwanenjungfrauen die Elemente zu den Hexen unserer Altvordern vorgebildet sehen zu wollen. Kaum wahrscheinlicher bringt Weber („Indische Studien") die Hexen etymologisch mit Hekate in Verbindung, indem er beide mit dem indischen çak („mächtig sein") für eines Stammes erklärt, aber richtig bemerkt er dabei, daß unser Hexenwesen in Indien die vollständigste Parallele finde: auch hier nämlich reiten sie des Nachts nackt durch die Luft, halten hier ihre wilden Tänze und fahren zu einer Totenstätte, wo sie sich von Menschenfleisch sättigen oder mit den Toten, die sie beleben, Buhlschaft treiben. Ob hier ein zufälliger oder tiefer begründeter Zusammenhang mit germanischer Vorstellung vorliege, bleibt dahingestellt. — Aber nun der Schwanritter? Auch hier soll der Schwan die Wolke bedeuten und die silberne Kette, an welcher er das Schifflein zieht, den Regenbogen; auf dem Wolkenschiff aber ziehen die Seelen der Verstorbenen dem ewigen Aufent-

Digitized by Google

halt zu. Dann aber kann der Schwan in dieser Sage doch nicht auch die Seele des Abgeschiedenen, d. h. des Schwanritters, bedeuten, der nach seiner Herkunft nicht gefragt werden darf.

So viel von der Sage.

Neben der Sage darf das Märchen als Quelle der mythologischen Forschung nicht übergangen werden. Das Märchen ist eine Ablagerung mythologischen Stoffes im kleinen und niederen; es kennzeichnet sich dadurch, daß es einen Gegensatz bildet zu einer höheren Kultur; es verhält sich zum Mythenglauben wie Gespensterfurcht zum Götterglauben und trägt dunkle Vorstellungen einer früheren Zeit in eine ihm fremdartige Periode geistiger Bildung (K. O. Müller „Proleg. z. Mythol." S. 172). Im allgemeinen darf hier auf die Vorrede der Gebrüder Grimm zu ihren „Kinder- und Hausmärchen" verwiesen, dabei aber nicht verschwiegen werden, daß die Behauptungen der Gebrüder viel Widerspruch erfahren haben, den schärfsten von W. Scherer, der die Märchen geradezu importierte Poesie nennt. Grimm betrachtete sie als „Fußspuren enteilender Götter", Scherer als Perlen des Volksgemüts und der Poesie: Scherer leugnet, daß die Märchen dazu helfen können, verloren geglaubte Reste der Urreligion unserer Väter auszugraben, und macht der „Mythologie" Grimms zum Vorwurf, daß sie so vielen mythologischen Stoff aus den Märchen entnommen habe. Indessen seine Opposition scheint wenigstens ebenso einseitig wie Grimms Methode. Man wird doch Märchen, wie das vom Dornröschen oder vom Schneewittchen, worin die Hauptzüge des Brunhildemythus zur Erscheinung kommen, nicht für „importiert" halten wollen, und der „Säufritz" im Märchen, eine ebenso charakteristische wie launige Entstellung und Entwertung des germanischen Helden Siegfried, trägt wohl seinen Heimatschein deutlich genug. Grimm giebt zu, daß in vielen Fällen die Uebereinstimmung in den Märchen verschiedener Völker teils auf Zufall, teils auf gleichen Anschauungen beruhe; die eigensinnige Ausführung jedoch scheint ihm für gemeinsamen Ursprung zu sprechen. Wenn z. B. die Erfüllung einer Bitte sich an die Lösung von Aufgaben knüpfe, so könne dies Zufall sein; wenn aber diese Aufgaben die allerseltsamsten der Welt seien, so höre der Zufall auf (vgl. „Die kluge Bauerntochter" Nr. 94). Grimm hat ferner eine Anzahl Charakterzüge typischer Märchen-

Digitized by Google

figuren, welche allen Völkern gemeinsam sind, zusammengestellt, so den Däumling, den überall verachteten, verspotteten und verstoßenen, der gleichwohl der gescheiteste ist, so die Riesen und Zwerge, besonders die letzteren, so die Lalenburger, welche die Albernheit unter dem Schein des breitesten Verstandes, mit sichtbarem Wohlgefallen und mit aller Gemütlichkeit betreiben — wir haben letztere oben als gemeinschaftlichen Sagenstoff aufgeführt, weil sie eine, wenn auch fingierte, Oertlichkeit aufwiesen, die jedoch in Griechenland und anderswo eine wirkliche, geographische ist —, so ferner den Schalk Eulenspiegel und den Bruder Lustig oder den Spielhansel. Das Bild, welches Grimm auf sie anwendet, „sie enthielten das Mythische, gleich den Stückchen eines zersprungenen Edelsteines, die auf dem Grase lägen", ist sprechend, nur hat Grimm nicht bedacht, daß dieser Edelstein ja auch der Reihe nach entlehnt sein kann; er hat das Moment der Entlehnung nicht genug betont. Kaum wird je ein Volk ohne selbständige Märchen sein, aber ebensowenig eines ohne importierten Märchenstoff. Müllenhoff meint nun („Schleswig-Holstein'sche Sagen" S. LII), die Uebereinstimmung in den Märchen und Sagen verschiedener Völker erkläre sich sehr einfach: Die Natur- und Lebensverhältnisse, die sich in jenen Erzeugnissen spiegeln, seien nirgends in dem Maße verschieden, daß nicht auch diese Abbilder überall einander ähnlich werden könnten, besonders also bei Blutsverwandten, denn je weiter man zurückgehe, um so weniger finde man die Völker verschieden. Das ist richtig, aber man stößt doch auch auf Stellen, wo jeder Versuch, das Gleiche aus gleichen und zwar psychologischen Ursachen zu erklären, zerschellen muß, wo also nur von Entlehnung die Rede sein kann. Am meisten kann man stutzig werden, wenn sich in Märchen der noch von keiner Kultur berührten Indianerstämme Nordamerikas und der Betschuanen in Südafrika oder der Suaheli in Ostafrika solche Aehnlichkeiten finden, welche J. Grimm als eigensinnig – man dürfte auch sagen: raffiniert – bezeichnet hat. Aber hier sind die Quellen nicht immer lauter, und wie viel auf Rechnung allzu eifriger Missionare zu setzen ist, weiß niemand. Ein gewisser Herr Bleek, der im Sprachstamme der Kaffern das Geheimnis der Sanskritsprache entdeckte — das ein anderer seines Berufes, beiläufig gesagt, auf den Sandwichsinseln gefunden zu haben glaubte — hat aus der Ähnlichkeit

Digitized by Google

einiger Kindermärchen und populärer Gleichnisse die Verwandtschaft der Südafrikaner mit den Polynesiern erschlossen. Dann dürften aber auch wir Germanen die Hottentotten als Stammesbrüder begrüßen, denn die Aehnlichkeiten in den beiderseitigen Volksmärchen sind manchmal, wenn auch nicht gerade raffiniert, so doch überraschend. Wo aber ein wirkliches Raffinement bemerkbar wird, darf man getrost entweder an der Quelle zweifeln oder Import annehmen. Dieser Import sucht sich oft eigene Wege; er gleicht darin dem Schmuggel, der gleichfalls die offene Heerstraße vermeidet. Es findet z. B. unleugbar ein mehrfacher Zusammenhang von mongolischer Märchenlitteratur mit europäischer statt (vergl. Benfeys Einleit. z. „Pantschatantra" und Liebrecht in „Orient und Occid." I, S. 117). Wahrscheinlich waren hier die Slaven, speziell die Polen, Vermittler. Das augenfälligste, frappanteste Beispiel eines solchen durch Vermittelung zu den Mongolen gelangten Märchens ist das vom Cyklopen, das W. Grimm behandelt hat; es hat überhaupt die weiteste Verbreitung gefunden und ist auch zu den Arabern, den Serben, den Rumäniern, den Ungarn, den Gälen und den Esthen („Orient und Occid." II, 121) gelangt: Die Blendung der Augen, die Flucht aus der Höhle mit Hilfe eines Tieres, der ganze Apparat von List in und nach der Höhlenszene, mit oder ohne Variation, finden sich bei jenen Völkern wieder, und ob nun die Blendung durch ein glühendes Stück Holz oder durch Eisen, durch siedendes Wasser oder heißes Blei geschieht, ob ein lebender Widder oder blos dessen abgezogene Haut zur Rettung verhilft, ob der Held sich „Niemand" oder „Selbst" nennt, und ob sein Widerpart ein Cyklop oder sonst ein ungeschlachter Riese oder aber der Teufel selber ist — hier ist keine andere Erklärung möglich als die Annahme der Entlehnung. Benfey hat die Quelle mongolischer Erzählungen in Indien zu finden geglaubt; der Buddhaismus soll es hauptsächlich gewesen sein, dem die Märchen ihre Verbreitung nach jenen Gegenden verdanken (vgl. Brockhaus „Somadeva" in Ber. der sächs. Akad. phil.-hist. Abt. 1860, S. 101 ff.). Aber auch Europa soll von Indien aus mit einer wuchernden Masse Märchenstoffes versorgt worden sein (Gödeke in „Every man. Homulus etc." 1865 und Weber im Monatsber. d. Berl. Akad. 1869, S. 30 ff.) und zwar durch Vermittelung der Mongolen und seit dem 10. Jahr-

Digitized by Google

hundert auch der Araber, Perser und der aus den Kreuzzügen zurückkehrenden Pilger. An dem überraschenden Beispiel vom „gegessenen Herzen", dessen sämtliche Phasen Benfey bei verschiedenen Völkern durchging, glaubte dieser Gelehrte den Indern die Priorität zuweisen zu können; von bekannten Märchen soll auch das „Tischchen deck' dich", der „Zauberspiegel", die „Zaubersalbe", der „Meilenstiefel" und der „Gang nach dem Eisenhammer" indischen Ursprungs sein. Aber die Zweifel sind aus guten Gründen noch nicht verstummt. Auch die Inder haben sich gegen Einflüsse von außen nicht spröde gezeigt. Alexanders des Großen Eroberungszug hat tiefe Spuren hinterlassen. Der Verkehr seit jenem Weltereignis hat sich nicht bloß auf Handelserzeugnisse beschränkt, die Zwischenstationen und Entrepots haben auch geistige Erzeugnisse vermittelt. In indischen Märchen findet sich die Achillesferse und das trojanische Pferd, Salomons Richterspruch und der trockene Durchgang durchs Rote Meer, sogar der Brand Roms durch Nero wieder, wo man nicht von Widerspiegelungen der indischen Heldendichtungen sprechen kann; überdies finden sich im indischen Fürstenspiegel, dem Pantschatantra, eine Menge von Fabeln aufbewahrt, die äsopischen, d. h. griechischen Ursprungs sind; der (oder die?) Verfasser des genannten Buches zeigt eine umfassende Kenntnis der griechischen Fabellitteratur, und der Occident darf heute als die Heimat der Tierfabel gelten. Aber auch das Märchen haben speziell die Griechen gepflegt und recht eigentlich das Märchen mythologischen Charakters (Welcker, griech. Götterlehre I, S. 107). Aus Aristoph. „Lysistrata" erfahren wir von dem Märchen Melanion, und aus Strabo wissen wir, daß man den kleinen Kindern Märchen erzählte, Märchen von der grausigen Lamia, der Gorgo, dem Mormolykeion, also mehr zur Einschüchterung derselben; aber auch der Zweck der Unterhaltung wurde verfolgt, so am heiteren Fest der Oschophorien. Auch Apulejus weiß von „anmutigen Erzählungen und Altweibermärchen". Hätte es doch dem Kirchenvater Tertullian gefallen, seine Skizze von den „Türmen der Lamia" und von den „Strahlen der Sonne" weiter auszuführen, wir würden dann vielleicht, ja wahrscheinlich das „Märchen von der Jungfrau" erkennen, welche von der Hexe, der Lamia, im Turm gefangen gehalten wird und das goldene Haar heraushängen läßt, um es von der Sonne „bestrählen" zu

Digitized by Google

lassen. Die Odyssee enthält eine Anzahl märchenhafter Gebilde (vgl. Polyphem, Circe, die Phäaken, Scylla und Charybdis); sie sind mehr phantastisch als gefühlvoll. Ovids aus griechischer Quelle geschöpftes Werk, die Metamorphosen, zeigt aufs deutlichste, welches Genre sich der größten Beliebtheit erfreute — die Verwandlung von Menschen in Tiere, Blumen, Bäume, Quellen, alles, was pantheistisch gefärbte Sympathie mit dem Naturleben zum Ausdruck brachte, ohne jede sentimentale Beimischung oder auch nur Gefühlsinnigkeit. Die naive Kindlichkeit, worin man mit Recht den Charakter des deutschen und slavischen Märchens erkennt, wo Natur und Gesellschaft sich wie in einem klaren Kinderauge spiegeln, scheint dem griechischen Märchen ferner gelegen zu haben. Das Märchen von der schönen Nitokris-Rhodopis, welche in die Regierungszeit des Amasis heruntergerückt wurde, zeigt, daß auch die nüchternen Aegypter, von deren Phantasie sonst nicht viel verlautet, im trockenen Gartengrunde ihrer Litteratur das Märchen zu pflegen wußten. Strabo erzählt: Als Nitokris (Rhodopis) badete, habe der Wind ihren Schuh fortgetragen und an den Stufen von Amasis' Thron niedergelegt. Der König, erstaunt über die Schönheit des Schuhes, ließ im ganzen Reiche nachforschen und ruhte nicht, bis er die Rhodopis fand, die er dann zu seiner Gemahlin machte. Wir haben hier ohne allen Zweifel einen Teil des Märchens vom Aschenbrödel; der andere Teil ist gebildet aus dem bekannten Märchen „Amor und Psyche" des Apulejus. Dieses, das als Allegorie (die uns hier nichts weiter angeht) existierte, enthält einen wahren Märchenschatz — goldflockige Schafe, Feenpaläste, hilfreiche Ameisen, sprechendes, mitleidfühlendes Schilfrohr, unmöglich scheinende Aufgaben, die nur mit Hilfe kleinster Tiere zu lösen sind. Auch in Indien findet sich die Vorstellung einer Vermählung von Amor und Psyche; hier ist der Gott Krishna „die Liebe" (Amor) und seine Geliebte die, ganz wie im griechischen Märchen, eifersüchtig bekümmerte und durch ihre Hingebung schließliche beglückte Psyche — aber diese Vorstellung ist späteren Ursprungs. Obschon nun das Märchen bei den Aegyptern kaum noch als eigentliches Märchen gelten kann, da es auf historischem und geographischem Boden steht (Amasis und Aegypten), so scheint das deutsche vom Aschenbrödel gleichwohl von hier entlehnt zu sein, und insofern ist dieses

Beispiel interessant. Bunsen („Aegyptens Stellung" u. s. w. II, 240) erblickt in ihm „das älteste, unzerstörbarste Märchen der Welt". Was den deutschen Namen Aschenbrödel (Aschenpuddel) betrifft, so macht Grimm auf die uralte Sitte aufmerksam, daß der Unglückliche und Hilfesuchende sich auf die Asche des Herdes setzte, so Odysseus bei Alkinoos (Odyss. VII, 135). Es liegt aber viel näher, bei der „Asche" an den niederen Dienst des Aschenpuddels zu denken, das sich mit den Abfällen und dem Unrat aus der Küche, wozu auch die Asche gehört, zu beschäftigen hatte. Ein Blick in das erst im 11. Jahrhundert zusammengestellte Märchenbuch Somadevas genügt, um sich von der Aehnlichkeit dieser und der deutschen Märchen- und Sagenstoffe zu überzeugen. Da lesen wir, wie dem indischen Glückskind jeden Morgen ein Goldstück unter das Kopfkissen gelegt wird; wir lesen, wie der indische Held (Putraka) des Nachts in die Burg und das Gemach der bewachten Patali eindringt und sie aus dem Schlafe weckt. Man denkt dabei an Siegfried und Brunhild, und noch mehr, wenn dem Putraka als Erkennungszeichen ein roter Lappen auf das Gewand genäht wird wie dem Siegfried ein rotes Kreuz. Wenn Neid und Bosheit dem König nach dem Leben trachtet und ihn auf eine Pilgerfahrt lockt, um ihn im Heiligtume zu ermorden, so kann das an die Umstände bei der Ermordung Siegfrieds gemahnen. Ferner tritt uns in jenen Märchen auch eine andere Gestalt entgegen, die des indischen Einfaltspinsels, Paramarta geheißen, der dem deutschen Schild- und Lalenburger aufs Haar gleicht, indem er unter dem Schein selbstgefälliger Weisheit die unglaublichsten Albernheiten begeht. Der hölzerne Elefant aber, in dessen Bauch sich Krieger versteckt halten, spricht deutlich dafür, daß er entlehntes Gut ist; dasselbe ist wahrscheinlich der Fall mit den Flügelschuhen, welche ihren Besitzer durch die Lüfte tragen. Bei den Analoga zum Uriasbrief und zu der Joseph- und Potiphargeschichte wird es kaum möglich sein, die eigentliche Quelle örtlich zu fixieren, während wieder die Liebesgöttin, die auch in indischen Märchen aus dem Meere steigt, kaum etwas anderes ist als eine Nachbildung der melischen Anadyomene.

Das Gesagte dürfte genügen, um uns zu überzeugen, daß kein Volk seinen Märchenvorrat als sein ausschließliches Eigentum betrachten kann, sondern daß auch entlehntes Gut sich darunter findet. Wer

Digitized by Google

noch zweifelt, wird sich auch durch weitere Beispiele, wie etwa die „Kraniche des Ibykus", verglichen mit dem Märchen (Grimm Nr. 115) „Die Sonne bringt es an den Tag", oder „Philemon und Baucis", verglichen mit „Der Arme und der Reiche" (Nr. 87 ibid.), oder durch Apulejus' Erzählung von dem in einen Esel verwandelten Menschen, verglichen mit dem „Krautesel" (Nr. 122) oder durch die Sage von Glaukus und Polyidus, verglichen mit „den drei Schlangenblättern" (Nr. 16), welche einen Toten ins Leben zurückrufen – er wird sich auch durch diese nicht überzeugen lassen.

Digitized by Google

Mitteilungen und Notizen.

Die Kulturgeschichte im preußischen Abgeordnetenhause. Am 23. März d. J. kam es in der 52. Sitzung dieses Parlaments gelegentlich einer Petition des Frankfurter Friedensvereins um andere Behandlung des Geschichtsunterrichts in den Volks- und Mittelschulen und höheren Lehranstalten zu einer ziemlich lebhaften Debatte über die Stellung und Bedeutung der Kulturgeschichte im Unterricht. Zunächst sei festgestellt, daß uns der Ausgangspunkt der Petition, nämlich den kulturgeschichtlichen Unterricht als Förderungsmittel der Bestrebungen der Friedensgesellschaft zu betrachten, hier nicht weiter interessiert, daß uns aber, abgesehen von dieser Tendenz, das Bestreben, die im Uebermaß in den Schulen vorgetragene Kriegsgeschichte einzudämmen zu Gunsten des kulturgeschichtlichen Lehrstoffs, über dessen Natur und Bedeutung freilich noch große Unklarheit herrscht, als ein durchaus berechtigtes erscheint. Der Berichterstatter über die Petition hob u. a. hervor, daß der Wunsch, den diese ausdrücke, auch in weiten Kreisen der Lehrer geteilt werde. Für die Majorität, welche über die Petition zur Tagesordnung überzugehen entschlossen war, machte er geltend, daß der Unterricht in der Volksschule bereits die kulturhistorischen Momente nach den allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 genügend betone. Ein fast ausschließlich auf die Kulturgeschichte beschränkter Unterricht würde überdies für die Volksschule zu hoch sein. Von den die eigentlichen Friedensbestrebungen betreffenden Ausführungen des Berichterstatters sehen wir hier ab, ebenso gehen wir auf die Debatte, soweit sie sich darauf bezieht, nicht ein. Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß Freunde wie Gegner der Petition doch in dem Punkt einig waren, daß die Kulturgeschichte im Unterricht nicht vernachlässigt werden dürfe, wenn auch nach den Ausführungen der Rechten zu Klagen kein Grund vorliege. Der Abg. Friedberg betonte besonders, daß er in der Richtiges und Unrichtiges mischenden Petition „für einen richtigen Gesichtspunkt die Empfehlung der Kulturgeschichte namentlich an den höheren Anstalten halte". Der Abg. Frh. v. Heeremann sagte ähnlich: „Das einzige, was wir wollen und wovon vielleicht heute gesprochen werden kann, ist die Frage, ob es gut sei, etwas mehr auf die Kulturgeschichte Rücksicht zu nehmen; und diese bejahen wir alle." Er wollte aus diesem Grunde der Regierung auch die Petition als Material überwiesen wissen. Vorher hatte auch der Abg. Kopsch die allgemeine Ueberzeugung der Pädagogen betont, „daß die Kulturgeschichte in größerem Umfange,

Digitized by Google

als es zur Zeit geschieht, gelehrt werden müsse". Der Abg. Kirsch meinte in der Petition zwei Momente unterscheiden zu sollen. Es ist das richtige, „wenn wir alles dasjenige, was auf die Friedensbestrebungen der Gesellschaft und die Bethätigung dieser Bestrebungen in der Volksschule und unteren Lehranstalten abzielt, für unberücksichtigenswert halten, daß wir dagegen alles dasjenige, was in der Petition sich darauf bezieht, daß die Kulturgeschichte mehr gefördert werden solle, der Regierung als Material überweisen". Er betonte, wie Friedberg, daß „namentlich in den höheren Lehranstalten die Kulturgeschichte mehr in den Vordergrund treten müsse". — Wir würden es sehr begrüßen, wenn das hohe Haus diese Sympathie für die Kulturgeschichte auch praktisch zum Ausdrucke brächte. Nach unserer in dieser Zeitschrift energisch vertretenen Ueberzeugung liegt der Hauptmangel darin, daß die späteren Lehrer auf den Universitäten nicht genügende Gelegenheit haben, Kulturgeschichte, insbesondere deutsche Kulturgeschichte zu hören. Vielleicht nimmt sich das hohe Haus meiner Forderung: „Professoren der Kulturgeschichte" bei der nächsten Etatsberatung an oder wirkt wenigstens dafür, daß in die Lehrstühle für Geschichtswissenschaft auch einmal ausgesprochene Kulturhistoriker berufen werden. G. St.

* * *

Die Kulturgeschichte des Mittelalters im Unterricht ist das Thema einer Programmabhandlung von Rudolf Goette (Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Spremberg). Er will „aus der Masse der Ergebnisse, welche die Forschung auf dem Gebiete der deutschen Volkskultur im Mittelalter gewonnen hat, die Thatsachen herausheben, welche zur Verwertung im Unterricht geeignet sind", und betont zunächst als forderndes Moment die Vereinigung des deutschen und des Geschichtsunterrichts in einer Hand. Ihm liegt weniger daran, „die Verwertung des rein Zuständlichen zu fördern als vielmehr die Entwickelung der Volkskultur in allen Erscheinungen, in Recht, Wirtschaft, Verfassung, im häuslichen und geselligen Leben, in den Aeußerungen des Volksgeistes als in beständigem Fluß befindlich und somit als echten Bestandteil der Geschichte zum Bewußtsein zu bringen". Im übrigen weist der Verf. darauf hin, daß die Ansichten darüber, wie weit man in der Schule gehen darf, sehr verschieden seien, daß seine Zusammenstellung nur ein Vorschlag sein solle und mancherlei anderes ohne Frage ebenfalls mit Erfolg verwertet werden könne. In letzterer Beziehung mochten wir zum Beispiel eine eingehendere Darlegung des römischen Kultureinflusses auf die Germanen in den ersten Jahrhunderten, ferner der Kulturwirkungen der römischen Kirche (in anderem Sinn als auf S. 14), endlich des Aufkommens der deutschen Schriftsprache doch für angebracht halten. Ferner stellt Goette die Verfassungsgeschichte, die zwar der Kulturhistoriker nicht vernachlässigen wird, die aber meines Erachtens doch im wesentlichen zu einer vertieften politischen Geschichte gehört, manchmal zu sehr in den Vordergrund. Im einzelnen ist ja gewiß nicht weniges von dem, was Goette den Schülern gelehrt wissen will, noch sehr be-

Digitized by Google

ſtritten und daher mit Vorſicht zu verwerten. Auf alle Fälle iſt aber die fleißige und auch an feineren Zügen reiche Abhandlung Goettes ſehr leſenswert und verdient eine eingehende Beachtung ſeitens der Lehrer.

* * *

Unter den hiſtoriſchen Landeskommiſſionen entwickelt namentlich die Koniglich Sächſiſche Kommiſſion für Geſchichte eine lebhafte Thätigkeit. Von den im Jahre 1897 von ihr beſchloſſenen Publikationen ſind namentlich einige politiſch-geſchichtliche weit vorgeſchritten und bereits im Druck. Ferner ſind von den Grundkarten des Königreichs Sachſen zwei Blätter fertiggeſtellt, andere werden im Laufe dieſes Jahres vollendet werden. Im Manuſkript werden im Sommer oder Herbſt dieſes Jahres abgeſchloſſen die Ausgabe des Lehensbuches Friedrichs des Strengen v. J. 1349 von Lippert und Beſchorner, das erſte Heft des ſächſiſchen Flurkartenatlas von E. O. Schulze, die Geſchichte des ſächſiſchen Finanzweſens von Wuttke u. A.; weſentlich gefordert iſt die Publikation der Hauptwerke der ſächſiſchen Tafelmalerei des 15. und 16. Jahrhunderts von Flechſig: dagegen iſt bereits 1898 die Publikation ausgewählter Porträts von Anton Graff durch Vogel ausgegeben worden. Die Geſchichte der ſächſiſchen Zentralverwaltung iſt in die Bearbeitung von Dr. Treuſch v. Buttlar übergegangen. Mit Unterſtützung der Stadt Leipzig iſt ferner eine umfaſſende Geſchichte des geiſtigen Lebens der Stadt Leipzig und die Publikation der Matrikel der Univerſität Leipzig von 1559 ab in Angriff genommen. In weiteren Kreiſen hat Prof. Lamprecht durch ſeinen Vortrag: „Volksbildung und Landesgeſchichte“ für die Aufgaben der Kommiſſion Intereſſe zu erregen geſucht (gelegentlich der Hauptverſammlung des Sächſ. Landesverbandes für Verbreitung von Volksbildung). — Von der Thüringiſchen Hiſtoriſchen Kommiſſion iſt die Ausgabe der Landtagsakten durch E. A. H. Burkhardt weſentlich gefördert worden: von den in Ausſicht genommenen Stadtrechtspublikationen ſind als die erſten diejenigen von Poßneck, Saalfeld, Eiſenach bald zu erwarten.

Digitized by Google

Besprechungen.

Heinrich Gerdes, Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur im Mittelalter. Zweiter Band. A. u. d. T.: Geschichte der salischen Kaiser und ihrer Zeit. Leipzig, Duncker & Humblot, 1898. (XII, 665 S.)

Nach längerer Pause hat Gerdes dem im Jahre 1891 erschienenen ersten Bande seines Werkes den vorliegenden folgen lassen, der durchaus das charakteristische Gepräge seines Vorgängers trägt. Auf der einen Seite eine gewissenhafte Quellenbenutzung, Fleiß und Gründlichkeit, auf der anderen Mangel an künstlerischem Gestaltungsvermögen und lebendiger Darstellung: häufig wird nur eine trockene chronologische Aneinanderreihung der Thatsachen gegeben. Wenn der Verfasser die Teilung in „äußere" und „innere" Geschichte gegen darauf bezügliche Einwendungen beim ersten Bande verteidigt, so lassen sich in der That mancherlei Vorteile für die von ihm gewählte Behandlungsweise anführen.

In der Behandlung der für uns hier in Betracht kommenden kulturgeschichtlichen Partieen ist manches lobend hervorzuheben, z. B. ein Blick für die Stimmung der Masse und ein Verständnis für die Forderung, mehr als bisher das Gemütsleben zu beachten. Die Thränenseligkeit jener Zeit wird richtig auf den Einfluß der Kirche zurückgeführt, die im übrigen (vgl. Zappert, Ueber den Ausdruck des geistigen Schmerzes im M. A. in: Denkschriften d. Wien. Ak. Phil. Hist. Kl. V, 73 ff.) die „sekulare Thräne" bekämpfte. Zappert, von dem sich Gerdes übrigens unabhängig zeigt, nennt die Thräne treffend „einen integrierenden Teil des christlichen Kultus". Bei der des längeren behandelten damaligen Wertschätzung körperlicher Schönheit bei Männern hätte dargelegt werden müssen, worin man eine solche sah. Mit Recht wird die Stärke des materiellen Erwerbssinnes betont, wie überhaupt charakteristische Züge gut hervorgehoben werden. Vielfach wäre eine größere Ausführlichkeit sehr erwünscht gewesen, wenngleich anerkannt werden muß, daß auch für diesen Zeitraum noch die Quellen für die innere Geschichte nicht allzu reichlich fließen.

Im ganzen hat der Verfasser eine sehr nützliche Arbeit geliefert, und wir müssen dem Werk einen guten Fortgang wünschen.

Georg Steinhausen.

Digitized by Google

Theodor Lindner, Die deutsche Hanse. Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte im Farbendruck. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1899. (215 S.)

Für die Geschichte der Hanse ist in den letzten Jahrzehnten bekanntlich ein überaus reiches archivalisches Material veröffentlicht worden, und es nähert sich die Zeit einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung der hansischen Geschichte. Obgleich diese noch nicht vorliegt, hat Lindner bereits jetzt den Versuch einer populären Geschichte der Hanse gemacht und sucht bei möglichster Benutzung wissenschaftlicher Arbeiten, doch ohne gelehrte Zuthaten, jenes gerade in der Gegenwart größerem Interesse begegnende große Stück unserer Geschichte weiteren Kreisen verständlich zu machen.

Man darf sagen, daß im großen und ganzen dieser Versuch wohl gelungen ist. Ein besonderes Kapitel, wesentlich auf dem bekannten Werk von Hirsch und auf neueren Arbeiten von Stieda u. a. beruhend, ist dem Handel und der Schiffahrt gewidmet. Einige kleine charakteristische Züge hätten noch eingefügt werden können. Mancher wird eine eingehendere Schilderung städtischen Lebens in den Hansestädten vermissen. Die Illustrationen sind großtenteils gut ausgewählt. Georg Steinhausen.

O. Schrader, Vom neuen Reich (Deutsches Reich und deutscher Kaiser, Die Deutschen und das Meer). Zwei sprachlich-geschichtliche Vorträge. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, 1896. (52 S.)

Von den beiden hübschen Vorträgen hat der erste mehr ein sprachliches, sowie ein politisches Interesse: er giebt zunächst unter Zugrundelegung einer Reihe neuerer Forschungen die Geschichte der drei bedeutungsvollen Worte: „Reich, Kaiser und Deutsch". Sie haben nach ihm das Gemeinsame, „daß sie in bedeutenden Epochen der Geschichte unseres Erdteils aus der Berührung unserer Sprache mit fremden Volkern und Kulturen entweder unmittelbar hervorgegangen sind oder doch unmittelbar durch dieselben ihren bestimmten Sinn empfangen haben. Das Wort „Reich" stammt aus der vor aller geschichtlichen Ueberlieferung liegenden Zeit der Beeinflussung germanischer Zustände durch eine fortgeschrittene keltische Entwickelung, das Wort „Kaiser" aus der Epoche des ersten Zusammenstoßes der vorwärtsstrebenden romischen Herrschaft mit der germanischen Welt; das Wort „Deutsch" hat seine sprachliche Bedeutung durch die christliche Mission, seine nationale durch die Romerzüge, seine sittliche vornehmlich im Hinblick auf das fränkische Welschtum empfangen." Der hypothetische Charakter einer Reihe von Einzelausführungen muß freilich betont werden. Der Schluß des Vortrages beschäftigt sich mit dem neuen Leben, das die Bezeichnungen: „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser" in neuester Zeit gewonnen haben. Sehr lesenswert ist der zweite Vortrag, der „das wechselvolle Verhältnis des deutschen Volkes zum Meere und zur Schiffahrt" in seiner Entwickelung verfolgt, wieder

Digitized by Google

namentlich an der Hand der Sprache. In ihm steckt eine Fülle von Arbeit; ihre Resultate kennen zu lernen, ist gerade dem Freunde deutscher Kulturgeschichte dringend zu empfehlen. Hervorgehoben sei schließlich noch die überaus warme Vaterlandsliebe, die beide Arbeiten durchweht und ihre Lektüre besonders sympathisch macht. Georg Steinhausen.

Franz Ludwig Baumann, Forschungen zur schwäbischen Geschichte. Kempten, Jos. Kösel, 1898 (VIII u. 625 S.).

Den Lesern dieser Blätter darf vorstehendes Werk warm empfohlen werden, da sein Inhalt ein wesentlich kulturhistorischer ist. Sind darin auch, mit einer einzigen Ausnahme — „Zur Geschichte der Stadt Hüfingen" — lediglich frühere Abhandlungen gesammelt, welche ihr Verfasser seit 1874 in verschiedenen Zeit- und Vereinsschriften veröffentlichte, so tragen doch alle den Stempel sorgfältigster Ueberarbeitung auf Grund der inzwischen erschienenen reichen Litteratur — so sehr, daß manche von ihnen eine ganz neue Gestalt angenommen haben. Es ist daher doppelt dankenswert, daß der bewährte Forscher die also auf der Höhe der Wissenschaft forterhaltenen, zerstreuten Aufsätze einem größeren Leserkreise nunmehr bequem und übersichtlich in Buchform darbietet. Dabei ist seine Vortragsweise, die Behandlung der Themata eine im besten Sinne populäre, alles wird auch dem Nichtfachmann klar verständlich und durch plastische Gestaltung in edler, von Fremdwörtern möglichst gereinigter Sprache belebt.

Es sind im ganzen siebzehn Arbeiten, welche sich sämtlich auf dem vom Verfasser nach allen Seiten beherrschten Gebiete des alten Schwabens bewegen und vorwiegend der Frühzeit des Mittelalters angehören. Sie sind, was ebenfalls anzuerkennen, nicht nach der Zeit ihres Entstehens, sondern ihrem geographischen Zusammenhange nach geordnet. Gewiß wird es uns der noch uneingeweihte Leser Dank wissen, wenn wir ihm das, was er von dem vielseitigen Inhalt zu erwarten hat, in den Hauptzügen vorführen.

Die erste und zugleich umfangreichste Abhandlung (101 S.) bespricht die „Kemptner Chroniken des ausgehenden 15. Jahrhunderts": großartige, von Wattenbach zuerst erkannte und mit den fortschreitenden Studien unseres Autors sich immermehr erweiternde Fälschungen eines Schulmeisters des Stifts Kempten namens Birckius, der darin das fabelhafteste, noch vor fünfzig Jahren gläubig hingenommene Zeug über die Vorgeschichte der Fürstabtei Kempten zusammengeschrieben hat. Solchen Machwerken, sowie den Wahres und Falsches durcheinandermischenden Abtskatalogen eines Bruschius ꝛc. stellt der zweite Aufsatz „Zur älteren Geschichte des Stifts Kempten" (45 S.) das echte, historische Bild desselben gegenüber, soweit das bei der Beschränktheit der Quellen heute noch möglich ist, und zwar in der kritisch gesichteten Abtsreihe bis Ende des 13. Jahrhunderts. Darauf folgt eine kleine Episode „Zwei Aebte der Kloster Kempten und Isny" (5 S.) mit der merkwürdigen Thatsache, daß um 1320 ein Abt von Kempten und einer von Isny durch den päpstlichen Stuhl wechselseitig versetzt worden sind. Auch noch der vierte Aufsatz verbreitet sich über Kempten, diesmal „Ueber die städtische Chronik von Kempten. Ein Bei-

Digitized by Google

trag zur Geschichte des Allgäuer Bauernkriegs und des Meistergesangs" (31 S.). Er stellt uns eine erst 1877 wieder entdeckte Chronik vom Ausgang des 16. Jahrhunderts vor, welche, von besonderem Wert für die Jahre 1527 bis 1595, hauptsächlich die Geschichte des Mathias Waibel, Pfarrvikars an der Kirche St. Lorenz, beleuchtet und zwei ihn als Märtyrer poetisch verklärende, noch wenig bekannte Volkslieder mitteilt. — Das nächste Stück „Isingrim, der Freund Ottos von Freising" (3 S.) macht jenen als einen Abt des Klosters Ottobeuren wahrscheinlich; bekanntlich hat auf seine Bitte Bischof Otto seine Chronik verfaßt. — Eine längere Abhandlung, „Der Alpgau, seine Grafen und freien Bauern" (52 S.), legt die Geschichte dieser Grafschaft bis zu ihrem Verfall und bis zur Mediatisierung des Jahres 1806 in eingehenden Schilderungen dar. — Ein dunkles und nicht mehr völlig aufzuhellendes Kapitel aus der Reformationsgeschichte der schwäbischen Reichsstädte behandelt der Essay „Die Reichsstadt Wangen vorübergehend protestantisch" (5 S.). — Wertvolle und seiner Zeit ganz neue Resultate bringt die Untersuchung über die „Abstammung der Kammerboten Erchanger und Berchtold" (15 S.), jener bekannten mächtigen Dynasten, welche unter Konrad I. nach Wiederherstellung des schwäbischen Herzogtums strebten und durch den König ihren Untergang fanden. Es wird darin nachgewiesen, daß sie ihren Ursprung von dem altberühmten Geschlechte der Alaholfinger ableiteten, aus Schwabens erster und vornehmster Familie. — „Die angebliche Grafschaft und Grafenfamilie Kelmünz" (19 S.) widerlegt die noch von v. Raiser verbreitete Meinung, als ob es jemals eine Grafschaft dieses Namens gegeben. Im Anschlusse daran bekämpft Baumann ebenso auf Grund ausgebreiteter Nachweisungen „Die angeblichen Grafen von Ruck" (14 S.) auf einer gleichnamigen Feste bei Blaubeuren an der Neige des 11. Jahrhunderts, die man bis auf die neueste Zeit für eine Nebenlinie der Grafen von Tübingen ausgegeben hat. — Die nächste Arbeit bildet den schon eingangs angedeuteten Beitrag „Zur Geschichte der Stadt Hüfingen" (33 S.). Noch heute deutet die Bauanlage derselben darauf hin, daß sie aus zwei verschiedenen Orten, einer Burgstadt, deren Kern die herrschaftliche Burg, und einem daran angesiedelten Dorfe, dessen Mittelpunkt der Markt einnahm, zusammengewachsen ist. Ursprünglich im Besitze eines einheimischen Edelgeschlechts, der Herrn von H., kam die Herrschaft dieses Namens 1480 an die weitverzweigte Familie derer von Schellenberg, deren letzter, ganz verarmter Sprosse erst 1812 gestorben ist, nachdem längst vorher Besitz und Rechte in die Hand der Grafen (späteren Fürsten) von Fürstenberg übergegangen waren, welche um 1620 ihr Eigentum an der Stadt mit der bisher als Lehen hingegebenen Herrschaft vereinigten. — Die beiden folgenden Artikel machen sich um die historische Topographie verdient. Der eine zählt „Abgegangene und umbenannte Orte der badischen Bar und der Herrschaft Hewen" auf (22 S.) — in alphabetischer Folge, der für das Nachschlagen bequemsten Art. Der ganz oder teilweise abgegangenen Orte sind es über 90, der umbenannten 10. Erstere lassen sich meist noch in den heutigen Flurbenennungen erkennen, und archivalische Hilfsmittel hellen ihre ehemalige Geschichte auf. Interessant ist dabei zu beobachten, wie manche Ortschaften nicht erst durch kriegerische oder andere Ereignisse der Neuzeit verschwunden sind, sondern schon im 14. Jahr-

Digitized by Google

hundert als nicht mehr vorhanden gemeldet werden. Nicht wenige, selbst ansehnliche Pfarrdorfer, sanken schließlich bis zu Meierhofen herab, umgekehrt haben sich etliche erst in neuester Zeit wieder zu reicherer Besiedelung emporgeschwungen; einige aber sind ganz und gar in benachbarten Ortschaften aufgegangen. Der zweite Essay untersucht die Ortsnamen des gleichen Gebietes, einschließlich der abgegangenen, hinsichtlich ihrer Namensdeutung (65 S.), wobei sich der Verfasser vielfach auf die gediegenen Forschungen seines Freundes, des leider zu früh dahingegangenen Dr. Michael Buck, stützt; manche landläufigen Irrtümer werden berichtigt, und in stetem Zusammenhalt der möglichen Deutung mit der Topographie der Orte der wahrscheinliche Sinn ihrer Namen erschlossen. Die frühere Keltomanie empfängt auch hier die verdiente Abfertigung; fast sämtliche Namen lassen sich auf deutsche Wurzeln zurückführen; auch das Lateinische braucht nur für wenige Fälle in Anspruch genommen zu werden. Die Gruppierung geschieht diesmal, im Sinne methodischer Sprachvergleichung, rein systematisch, indem die Erklärung nach Grundworten fortschreitet, an welche sich alles Verwandte von selbst angliedert. Bedeutend erschwert, ja oft unmöglich gemacht wird jedoch eine genauere Deutung dadurch, daß bereits seit alter Zeit die zur Benennung von Ortschaften verwendeten Personennamen zu Koseformen verstümmelt, und diese selbst wiederholt zusammengezogen und verkürzt wurden, wonach der ursprüngliche Vollgehalt nicht mehr ersichtlich ist, und die Erklärung allen Scharfsinns und aller Mühe des Gelehrten spottet. Der Autor erörtert ferner die Frage, wann unsere deutschen Ortsnamen entstanden sind, und kommt zu dem Schlusse, daß das, je nach den Fortschritten der Bodenbebauung, in sehr verschiedenen Perioden geschah, daß aber die ältesten Ansiedelungen unsers Bezirkes bereits im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. angelegt sind und zwar auf einer nahezu völligen tabula rasa, da in den wilden Kämpfen jener Epoche die bisherige keltoromanische Einwohnerschaft samt ihren Wohnstätten bis auf schwache Reste unterging. Das von den Schwaben eroberte Land wurde losweise in großen Stücken an die einzelnen Sippen verteilt, daher die zahlreichen Namen auf -ingen (den bayerischen auf -ing entsprechend), welche Form stets auf Abkömmlinge und Angehörige des im Wurzelworte genannten Stammvaters hindeutet. Solche Geschlechteranlagen zeichnen sich durch die Größe ihrer Mark aus, mit welcher, nach erfolgter Christianisierung, der Umfang der Pfarrei gleichen Schritt hielt, im Gegensatz zu den viel kleineren Einzelansiedlungen, welche erst später, teilweise mittels des sog. „Bifangs" in der gemeinen Mark, erwuchsen (namentlich Orte auf -hofen, -haus, -heim). Wir kommen damit in die Zeit eines intensiven „Markenausbaues", der mit dem Aufhören der römischen Alamannenkriege begann und neben Einzelgründungen noch neue Sippenansiedlungen hervorbrachte: jüngere „Ingenorte", die jedoch sämtlich noch vor der Karolingerzeit ins Leben traten — die Periode der Reihengräber vom 5. bis 8. Jahrhundert! Schon im 9. waren fast alle Dörfer und Weiler in der eigentlichen Bar vorhanden — allein mit Ausnahme der zugehörigen Schwarzwaldteile, welche erst das 13. und 14. Jahrhundert der Kultur zuführte. Dazwischen fallen, mit dem Ende des 11. beginnend, die häufigen Burgenbauten der Gegend. An diese anziehenden, mit interessanten kulturhistorischen Be-

Digitized by Google

merkungen bereicherten Ausführungen reiht sich „Gau und Grafschaft in Schwaben“ (31 S.). Es wird da zunächst die ursprüngliche Identität beider, der gewöhnlichen Ansicht entgegen, dargethan; eine Verschiedenheit ergab sich erst durch allmähliche Zerteilung der größeren Gaue in kleinere Grafschaften, indem - die Folge politischer Ereignisse — Unterbezirke, Huntaren, sich selbstständig machten; die alten Gaue aber lebten im Volksmunde teilweise bis auf die Gegenwart als Benennungen großer Landschaften fort, z. B. Breisgau, Bar, Allgäu. Dabei wird der viel umstrittene Sinn des Wortes Bar klar gelegt, = Dingstätte (man vergleiche das französische barre, das auch Gerichtsschranken bedeuten kann). Um die Zugehörigkeit eines Ortes zu einem Gau zu bezeichnen, kommt seit der Mitte des 9. Jahrhunderts nach verschiedenen ungenaueren Bestimmungen das Wort comitatus zur ausschließlichen Anwendung; zu noch größerer Sicherheit fügte man dann den Namen des Grafen bei, welch letztere Sitte im 12. zur Alleinherrschaft gelangte. Mit dem Gebrauch, die Adelsfamilien nach ihren Wohnsitzen zu benennen, gesellte sich noch der Burgname des Grafen hinzu, wodurch aber der Fehler entstand, den Namen der gräflichen Burg mit dem der Grafschaft zu identifizieren, also den Grafenbesitz mit dem Grafenamt zu verwechseln und so Grafschaften zu schaffen, die nie existent waren. Wie steht es aber um die Festlegung der Grenzen jener uralten Amtsbezirke? Die vorhandenen Urkunden, als zerstreute und bloß zufällige Zeugen, reichen dazu nicht entfernt hin; dagegen bieten sich als brauchbare Hilfsmittel der Rekonstruktion Beurkundungen über Umfang der Grafschaften aus dem spätern Mittelalter, Grenzbeschriebe, Zeugenverhörungen - die Grenzlinien blieben ja vielfach stabil, und aus den engern Verhältnissen der Folgezeit lassen sich an der Hand älterer Urkunden weitere Gebiete erschließen —, außerdem aber die kirchliche Landkapitelverfassung, die sich ja, wie die kirchlichen Zustände überhaupt, zähe erhalten und im ganzen nur geringe Aenderungen erlitten hat. Letzteres Hilfsmittel gilt freilich bloß, von ein paar Ausnahmen abgesehen, für das Bistum Konstanz, da die Augsburger Diözese bei der Einteilung ihrer Landkapitel von der bestehenden Gauverfassung auffallender Weise keinen Gebrauch gemacht hat; ebenso lassen die Bargrafschaften wegen wiederholter und starker Verschiebungen ihrer Grenzen keine durchgängige Uebereinstimmung mit den entsprechenden Landkapiteln erkennen. Die Grafschaftsverfassung vermochte sich im wesentlichen bloß bis ins 14. Jahrhundert ungebrochen zu erhalten; damals begann sie in der Landeshoheit weniger Geschlechter, der württembergischen, helfensteinischen und hohenbergischen Grafen, aufzugehen. — Ein Thema, worin sich der Verfasser — durch die äußerst mühevolle Herausgabe von Nekrologien — längst besondere Verdienste erworben hat, berührt der Aufsatz: „Zur Geschichte der Totenbücher der Bistümer Augsburg, Konstanz und Chur“ (12 S.). Er unterscheidet zwischen eigentlichen Totenbüchern, den nach den Todestagen der Eingetragenen zusammengestellten und im täglichen Chorgebete benutzten offiziellen Totenlisten, dann den kleineren, größtenteils wohl auf Privatarbeit beruhenden nekrologischen Aufzeichnungen, „Necrologia minora und Notae Necrologicae“, und endlich den Anniversarienbüchern, welche die bestellten Jahrtage, deren Feier und Erträgnisse, schließlich aber auch andere Stiftungen und gottes-

Digitized by Google

dienstliche Handlungen registrierten, womit sie allerdings ihre spezielle Aufgabe überschritten. Die Blütezeit der eigentlichen Nekrologien reicht vom Ausgang des 11. Jahrhunderts bis ins 13.; weitaus die meisten sind zu Grunde gegangen; weit zahlreicher erhielten sich nekrologische Aufzeichnungen in den genannten drei Bistümern, schon mit dem 9. Jahrhundert anhebend, ebenso die Anniversarienbücher, die erst im 12. aus den ersteren hervorwuchsen. — Ein quellenmäßiges, lebendig gezeichnetes Bild von dem gegenseitigen Verhältnis zwischen Romanen und Germanen in der ehemaligen Römerprovinz entrollt „Die alamannische Niederlassung in Rätia Secunda" (27 S.). An topographischen wie Personennamen macht der Autor klar, wie das Romanentum bei der alamannischen Besitzergreifung unseres Gebietes, im Gegensatze zu Vorarlberg und Tirol, schon in der Minderheit stand und daß die Einwanderung in durchaus friedlicher Weise vor sich ging, wodurch die spärlichen Romanenreste in dem alamannisch gewordenen Rätien noch lange ihr Volkstum zu bewahren vermochten, zumal sie, dem Grundsatze der Personalität des Rechtes gemäß, nach ihrem eigenen, der lex Romana, leben konnten. Als Etappen der Besiedlung nimmt Baumann, in richtiger Würdigung der Quellen, wie uns scheint, folgende an. Zuerst und noch im 3. Jahrhundert fiel den Alamannen das Land nördlich der Donau zu; dann, etwa in der zweiten Hälfte des 5., nach dauernder Zurückdrängung der Römermacht, ward auch ein Streifen südlich der Donau gewonnen, bis endlich im Jahre 506 Theodorich, damals Herr von Italien und seiner nördlichen Provinzen, die flüchtigen Reste der vom Frankenkonig Chlodwig besiegten Alamannen selbst in sein Reich rief und ihnen, unter Wahrung des Besitzes der noch lebenden romanischen Unterthanen, links des Lechs neben den gleichfalls zur Ansiedelung eingeladenen Bajuwaren eine bleibende Wohnstätte bereitete, beiden selbst die Hut der nördlichen Reichsgrenze gegenüber den bedrohlichen Franken überweisend; so breiteten sich denn beide Völker zugleich in den menschenarm gewordenen Donauländern bis zu den Alpen aus. — Die letzte Arbeit behandelt „Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität" (66 S.). Wo sind dieselben hergekommen? Baumann verläßt die unbefriedigenden und unbewiesenen Ergebnisse der bisherigen Forschung, welche die ausgebreitete Völkerschaft meist aus einem Bunde verschiedener kleiner Stämme am untern Main und an der Lahn hervorgehen ließ, und nimmt statt dessen, in einer mit den Quellen, mit Recht und Sprache des Volkes allein harmonierenden Weise, ein einheitliches Volk an, welches nicht von germanischen Stämmen in Südwestdeutschland herrührte, sondern bei der großen, allgemeinen Wanderung aus dem Norden unseres Vaterlandes nach Südwesten in jene Gegenden einzog; in den neuen Ankömmlingen aber erblickt er Teile der Semnonen an der Spree, des bedeutendsten aller Suebenstämme. Woher aber der in keinem sprachlichen Zusammenhang damit stehende Name Alamannen? Die Hermunduren, die langjährigen unmittelbaren Nachbarn der Semnonen, hätten ihn diesen aufgebracht (ähnlich wie die Kelten zuerst für eine kleine deutsche Völkergruppe am Niederrhein, die Tungern, den Germanennamen schufen), und Alamannen — falsch Alemannen — bezeichnen einfach „Leute des Götterhains", von alah — Tempel, Heiligtum, dem Hain des suebischen Nationalkriegsgottes Ziu. Indes faßte der neue Name im Munde

Digitized by Google

des eigenen Volkes wenig Wurzel; um so lebhafter griffen ihn römische und griechische Schriftsteller auf und überlieferten ihn den kommenden Generationen. Schon im 9. Jahrhundert erscheint er nur noch in schriftlichen Zeugnissen als Erbe aus Römerzeit. Die volkstümliche Selbstbenennung dagegen war Schwaben, eine Umbildung von „Sueben", von welchen sie ja einen nicht geringen Teil ausmachten. Im 12. Jahrhundert begann man unter Alamannien bereits Alldeutschland zu verstehen (noch heute halten die romanischen Sprachen diese Deutung fest): ein Vorgang, der unmöglich gewesen wäre, wenn das Volk selber sich Alamannen genannt oder wenn andere deutsche Stämme das Wort in solchem Sinne gebraucht hätten. Suevia wird nun auch in der Litteratur für das Alamannenland ausschließlich. Doch verengerte sich dieses „Schwaben" namhaft infolge politischer und religiöser Einflüsse. Zuvörderst sonderten sich die zwischen Breisgau, Schwarzwald und Basler Jura sitzenden, in ihrer ganzen Lebenssphäre auf den Rhein hingewiesenen Schwaben von ihren Stammesbrüdern ab und hatten bereits im 14. Jahrhundert ihr Schwabentum vergessen; doch gelangten sie trotz ihrer abgeschlossenen Verhältnisse zu keinem zusammenfassenden Sondernamen, sondern schieden sich landschaftlich als Elsässer, Breisgauer, Ortenauer ꝛc. Ein paar Jahrhunderte nachher vollzog sich ein ähnlicher Gegensatz zu den Schweizern. Hier wirkte die Gründung des Schwäbischen Bundes als politisches und der Zwinglianismus als konfessionelles Moment mächtig ein. Beide begünstigten auch die Differenzierung in der Sprache, welche, von der Reichsstadt Augsburg Ende des 13. Jahrhunderts ausgehend, Mitte des 16. überall abgeschlossen erscheint. Während das sogen. Alamannische auf der mittelhochdeutschen Lautstufe des i und û stehen geblieben ist, hat das sogen. Schwäbische jene Vokale zu den Diphthongen ei und au (ou), also in die neuhochdeutsche Lautstufe verschoben. Die bisher sehr vag gezogene Sprachgrenze bestimmt der Verfasser teils aus eigener teils mit Zuhilfenahme fremder Erfahrung an vielen Punkten genauer und erweitert damit zugleich das Gebiet der schwäbischen Sprache, die noch heutzutage stete, wenn auch langsame Fortschritte zeigt. Da aber jede Mundart genau genommen schwäbisch, d. h. aus gemeinsamer suebischer Wurzel entsprossen ist, so sollte man, wie Baumann mit Recht vorschlägt, den irreleitenden Namen alamannisch überhaupt fallen lassen und bloß von nordschwäbischer und südschwäbischer, in Bezug auf die Oberrheiner aber von einer rheinschwäbischen Mundart reden.

Wir haben in vorstehendem Auszuge lediglich das Gerippe des reichhaltigen Werkes aufgezeigt. Nimmt der Leser das Buch selbst zur Hand, so thut sich ihm auf Schritt und Tritt eine Fülle historischen Details, wie feinsinniger Bemerkungen auf, und auch der erfahrene Fachmann wird noch manches daraus lernen können. Wie unendlich viele Einzelnheiten in diesem Sammelband aber stecken, läßt schon ein flüchtiger Blick auf das wohlausgearbeitete, die letzten 39 doppelspaltigen Seiten — bei kleinerem und engerem Druck — füllende alphabetische Register ersehen, welche alle vorkommenden Orte, Personen und Sachen übersichtlich zusammenfaßt und dem Buche auch den Vorzug eines praktischen Nachschlagewerkes verleiht.

O. Rieder.

Erich Brandenburg, Moritz von Sachsen. Bd. I: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Leipzig, B. G. Teubner, 1898. (VIII, 557 S.)

Die vorliegende tüchtige Arbeit sucht auf Grund eindringender Durcharbeitung des gesamten, zum Teil noch garnicht benutzten Aktenmaterials den so verschieden beurteilten Herzog Moritz wirklich verstehen zu lehren und seine Bedeutung für Deutschland und Sachsen zu bestimmen. Eine eingehende Besprechung derselben würde außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift liegen, die sich durchaus auf das kulturgeschichtliche Gebiet beschränken will. Wohl aber darf darauf hingewiesen werden, daß mancherlei auch für uns aus dem Buche erwähnenswert ist, so namentlich die Schilderung der inneren Verhältnisse Sachsens in jener Zeit, für die Vorarbeiten vielfach fehlten (S. 105 ff. und 281 ff.). Eine erschöpfende Behandlung der kulturellen Zustände hat dem Verfasser allerdings fern gelegen. Mannigfache Streiflichter auf Anschauungs- und Ausdrucksweise der Zeit wie auf das fürstliche Familienleben werfen sodann die durch das Werk hin zerstreut angeführten Stellen aus Briefen der Herzogin Elisabeth sowie einige aus denen der Herzogin Agnes. Da der Verf. einen Aktenband zur Geschichte des Herzogs Moritz demnächst herausgeben wird, möchte ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß er in der Mitteilung dieser Familienbriefe, soweit sie in der oben angedeuteten Richtung interessant sind, nicht zu sparsam sein möge. Georg Steinhausen.

Paul Bartusch, Die Annaberger Lateinschule zur Zeit der ersten Blüte der Stadt und ihrer Schule im XVI. Jahrhundert. Ein schulgeschichtliches Kulturbild. Annaberg, Kommissionsverlag der Grasserschen Buchhandlung, 1897. (VII, 192 S.)

Das im Vergleich mit den Zuständen, die in vielen anderen Städten im 16. Jahrhundert herrschten, erfreuliche Kulturbild, das Bartusch von der Annaberger Lateinschule in jenem Zeitraum entwirft, verdient durchaus die Beachtung der Kulturhistoriker. Zwar in etwas eckiger Darstellungsweise, aber auf Grund höchst eingehender archivalischer und sonstiger Quellenforschungen unterrichtet uns der Verfasser nach einer allgemeinen Einleitung und Einführung sehr genau zunächst über das Schulregiment — alle Kreise, die dabei in Betracht kommen, zeigen einen löblichen Eifer für die Hebung der Schule —, weiter über Lehrer und Schüler — in diesem Abschnitt steckt besonders viel Kulturgeschichtliches —, endlich über den Unterricht und zwar sowohl nach der stofflichen wie nach der methodischen Seite hin, sowie über die Ziele, Regeln und Mittel der Erziehung. Georg Steinhausen.

Max Wünschmann, Beiträge und Vorarbeiten für eine Würdigung der Stellung Christian Weises zu den pädagogischen Theoretikern und innerhalb der Schul- und Bildungsgeschichte des 17. Jahrhunderts. Leipzig. (142 S.)

Bei der vorliegenden Dissertation muß das im Titel gebrauchte Wort „Vorarbeiten" einigermaßen betont werden. Denn der eigentliche Text des

Digitized by Google

Buches besteht fast ausschließlich in wortlichen Auszügen aus den Schriften Weises, und die sehr reichhaltigen „Anmerkungen und Belegstellen" bringen zwar viele beachtenswerte Feststellungen, Beobachtungen, Hinweise und Berichtigungen, aber eben auch in der Form einer Materialsammlung. Es erklärt sich dieser Charakter des Buches wohl daraus, daß es eigentlich einen Exkurs zu einer vom Verfasser geplanten größeren Arbeit über den Laubaner und Zittauer Rektor Gottfried Hoffmann darstellt. Daß aber auch dessen Meister und Lehrer Christian Weise eine eingehende Würdigung gerade bezüglich seines Einflusses auf das deutsche Bildungswesen verdient, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Wünschmann sucht dieselbe vorzubereiten, indem er nach wohlgegliederter Disposition „das für die Geschichte der pädagogischen Theorie und das Bildungswesen des 17. Jahrhunderts Wichtige" aus seinen Schriften heraushebt, insbesondere diejenigen Stellen, die seine Verdienste um die Einführung und Pflege eines deutschen Unterrichts im höheren Schulwesen (der deutschen Oratorie) sowie der „realia" erweisen. Die Anmerkungen, die von großer Belesenheit zeugen, setzen Weises Anschauungen und Forderungen in die richtige historische Beleuchtung durch gelegentliche Kennzeichnung der Zeitströmungen und Zustände wie der Bestrebungen anderer Männer.

Georg Steinhausen.

Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift zur 29. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Braunschweig im August 1898. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn, 1898. (163 S.)

Die lehrreiche Festschrift, lediglich von Braunschweigern verfaßt und von Richard Andree herausgegeben, erstreckt sich zu einem guten Teil auf das Gebiet der Urgeschichte, auch auf das der physischen Anthropologie, auf Gebiete also, die wir bei dem Bestehen zahlreicher einschlägiger Organe im allgemeinen in unserer Zeitschrift nicht berücksichtigen. Blasius handelt über die Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvial-Ablagerungen der Rübeländer Höhlen, Grabowsky über die Hübbenssteine bei Helmstedt, die er für Steinkammergräber aus neolithischer Zeit und somit für die ältesten vorhandenen Denkmäler aus jener fernen Vorzeit Braunschweigs hält, Kloos über die braunschweigischen Jadeitbeile, Voges über Bronzen aus dem nördlichen Teile Braunschweigs, und Verkhan über alte braunschweigische Schädel.

Näher gehen uns die übrigen Arbeiten der Festschrift an. Hänselmann sucht der Frage nach der Bedeutung des mittelalterlichen Brauches, Thongeschirre in Grundmauern und sonst einzumauern, beizukommen und sieht unter Heranziehung einer Stelle aus Ariost in ihnen „Mittel und Symbol eines Zaubers, der die Haltbarkeit des Baues verbürgte". R. Andree bespricht einige braunschweigische Bauerntrachtbilder, die er neuerdings aufgefunden hat, aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts (ca. 1840), A. Basel die volkstümlichen Schnitzereien an Gerätschaften, deren Verfertiger in Braunschweig hauptsächlich die Schäfer waren. Von den erhaltenen gehen nur wenige in das 17. Jahrhundert zurück. H. Schattenberg beschließt die Sammlung mit einer Abhandlung über das Schimmelreiten, jenen seit etwa 40 Jahren aus Braun-

schweig (Schattenbergs Schilderung bezieht sich auf Eitzum) verschwundenen lustigen Hochzeitsbrauch. Als Sylvesterbrauch ist er noch vor zwei Jahren in einigen Orten vorgekommen. — Anerkannt sei noch der illustrative Teil der Festschrift.

Georg Steinhausen.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen geleitet von Hauffen. I. Band. 3. Heft: Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus von Julius Lippert. Mit 6 Tafeln. II. Band. 1. Heft: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde I. gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. Prag, 1898, J. G. Calvesche k. und k. Hofbuchhandlung (24; XIV, 188 S.).

Der erste Band dieser deutsch-böhmischen Veröffentlichungen, über deren guten Anfang wir schon früher berichtet, findet in dem Heftchen von Lippert einen würdigen Abschluß. Mit Hilfe einer Anzahl von Abbildungen weist der Verfasser auf einen bisher wenig beachteten Bautypus hin — denn er will nichts Abschließendes geben, sondern nur andern die Augen öffnen, — den er vor allem in der Gebirgsgegend von Leitmeritz bis Aussig-Großpriesen beobachtet hat. Daß der Typus gerade deutsch sein muß, ist nicht gesagt, er findet sich mit slawischer so gut wie mit deutscher Dorf- und Gehöftanlage verbunden, wobei freilich zu erwägen ist, daß bei dem eng beschränkten Raume, den die Gebirgshöhe gewährt, weder ein slavisches Runddorf noch ein fränkisches Längsdorf sich ganz ungeschmälert entfalten konnte. Immerhin wird man die besser ausgestatteten Häuser, die den Typus in seiner reichsten Entwickelung zeigen, eher den seßhaften deutschen Bauern als den Slaven, die jeden Tag vertrieben werden konnten, zutrauen.

Das Wohnhaus selbst nun hält gewissermaßen die Mitte zwischen den Typen, die man bisher mit den vielleicht nicht ganz stichhaltigen Namen „niedersächsisch" und „oberdeutsch" bezeichnet hat. Es ist vor allem gekennzeichnet durch den Ausschluß des Scheuerraums (also wie im Süden) und den Anschluß des Kuhstalls an die Wohnung (wie in Niedersachsen). Man hat außerdem in der starken Neigung zum Doppelgeschoß eine Besonderheit dieses Typus zu sehen.

Des weiteren untersucht Lippert die einzelnen Teile des Baus und giebt eine anschauliche Beschreibung aller Einzelheiten.

Den zweiten Band eröffnet Ammann, der bereits früher das Passionsspiel des Böhmerwaldes mit wissenschaftlichen Untersuchungen veröffentlicht hat, mit einer Ausgabe von fünf neuen Texten: Passionsspiel mit einem Paradeisspiel als Vorspiel und mit Pilger und Schäfer als Zwischenspiel. Daran schließen sich ein Christkindlspiel und ein Leidenchristispiel, ferner „der ägyptische Josef" und „Johann von Nepomuck". Ammann giebt zunächst nur die Texte, die Untersuchungen folgen nach. Wir werden später darauf zurückkommen. Einstweilen wünschen wir dem trefflichen Unternehmen den besten Fortgang im gleichen Geleise.

Würzburg.

Robert Petsch.

Digitized by Google

Zeitschrift
für
Kulturgeschichte

Herausgegeben

von

Dr. Georg Steinhausen

Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Jena

Siebenter Band

Berlin

Verlag von Emil Felber

1900

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von P. Fromm, Zossen bei Berlin.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze:

Seite

Jakob Burckhardt als Mensch und Lehrer. Von H. Gelzer . . 1
Die antike Hinrichtung am Pfahl oder Kreuz. Von Richard Freiherrn v. Mansberg 52
Die Entwickelung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. III. Von Kurt Breysig . . 81
Ein altes Kriegslied. Mitgeteilt von O. Nöldeke 165
Briefe aus dem Brigittenkloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516 bis 1522 (Schluß). Von Joh. Kamann 170
Die süddeutschen Bauern im spätern Mittelalter. Von Rudolf Goette 200
Der Landfriedensbruch in Schlawe. Von Max von Stojentin . 228
Die kulturgeschichtliche Bedeutung der russischen Kirche. Von Boris Minzès 242
Aus Weimars Glanzperiode. Von Gustav Scheidel . . . 263
Herzog Karl August von Weimar und Karoline Jagemann. Von Gustav Scheidel 271
Zur Geschichte der Büchersammlungen und des Bücherbesitzes in Deutschland. Von Gustav Kohfeldt 325
Zur Vorgeschichte des Landstreicherwesens. Von Georg Liebe . . 389
Ostpreußische Wolfsjägerei in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von Gustav Sommerfeldt 393
Gewerbestreitigkeiten im achtzehnten Jahrhundert. Von E. Einert 396

Miscellen:

Eine Turnieransage von 1485. Mitgeteilt von Georg Steinhausen 405
Zwei Rechnungen für einen Grafen von Gleichen 1570 und 1571. Mitgeteilt von Georg Steinhausen 407
Austern aus Venedig nach Kursachsen (1555). Von Theod. Distel . 413
Zur Schandlitteratur kurz nach den Freiheitskriegen. Von Theod. Distel 414

Besprechungen:

H. Schumann, Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit (Bruchmüller) 140
Hahn, Demeter und Baubo (Bruchmüller) 141
Gmelin, Die Biene von der Urwelt bis zur Neuzeit (Bruchmüller) . 142
Keppel, Die Weinbereitung im Altertum u. i. d. Neuzeit (Stieda) . 143
Schwartz, Der Weinbau in der Mark Brandenburg (Stieda) . . 143

Seite

Robert, Zur Geschichte des Bieres (Stieda) 143
Fürsen, Geschichte des kursächsischen Salzwesens (Stieda) . . . 145
v. Romocki, Gesch. der Explosivstoffe I (Stieda) 146
Gropp, Englische Wirtschaftsentwickelung im Mittelalter (Stieda) . 146
Lange, Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum (Steinhausen) 147
Hunziker, Geschichte der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft (Bruchmüller) 148
Die Schweiz im 19. Jahrhundert (Steinhausen) 148
Steinhausen, Häusliches und geselliges Leben im 19. Jahrh. (Stieda) 149
Seidel, Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur (Petsch) . . 150
Weltgeschichte, herausgegeben von Helmolt I (Steinhausen) . . 281
Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit (Petsch) . . . 283
Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen Kulturstufen (Liebe) 285
Koch, Die Reformierten in Mecklenburg (Stieda) 286
Lamprecht, Die historische Methode des Herrn von Below (Lory) . 287
Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft (Lory) . . . 287
Münsterberg, Psychology and History (Lory) 287
Scherr, Deutsche Kultur- u. Sittengeschichte 10. Aufl. (Steinhausen) . 292
Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt 5. Aufl. (Steinhausen) . 292
Lehmann, Aberglaube und Zauberei (Steinhausen) 293
Voos, Geschichte der rheinischen Städtekultur 2. Aufl. (Goette) . . 294
Klöpper, Folklore in England und Amerika (Jantzen) 295
Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat (Steinhausen) . . 296
Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung (Steinhausen) . . 415
Jähns, Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen (Lauffer) . . 416
Henne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer I (Lauffer) . . . 418
Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit (Petsch) . 423
v. Below, Das ältere Städtewesen und Bürgertum (Steinhausen) . 425
Bergner, Urkunden zur Geschichte von Kahla (Keutgen) . . . 426
Junge, Luther (Liebe) 427
Gothein, J. G. Schlosser (Liebe) 427
v. Stojentin, Geschichte des Geschlechts von Zitzewitz (v. Bülow) . 428
Krüger, Der junge Eichendorff (Petsch) 430
Dehio, Kunstgeschichte (Petsch) 435
Matthaei, Deutsche Baukunst (Stegmann) 436
Hirth, Ueber fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst (Lauffer) . . 437
Stumme, Märchen und Gedichte aus Tripolis (Petsch) . . . 438
Haug, Aus dem Lavaterschen Kreis (Plew) 442
Philippson, Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert (Steinhausen) . 443
Kleinere Referate über Arbeiten von Burckhardt-Finsler, v. d. Nopp, Funck, Farinelli, Reber, Jiriczek, Pogatscher, Ebner, v. Strele, Zimmermann, Johnen (Steinhausen) 153

Bibliographie (von Georg Steinhausen):
1898 II. III. IV. 1899 I 156, 298, 444

Digitized by Google

Jakob Burckhardt als Mensch und Lehrer.

Von H. Gelzer.

Während fünf Semestern habe ich als angehender Student das unvergleichliche Glück genossen, bei Jakob Burckhardt zu hören, einem Geschichtslehrer von ganz erstaunlichem Geistesreichtum und einer nie versiegenden Originalität, einem Manne ersten Ranges in jeglicher Beziehung, wie sie heute in unserem schwächlichen Epigonenzeitalter immer seltener werden.

Er sprach ganz frei mit einer wunderbaren Beherrschung der Sprache; denn alles, was er sagte, trug er in einer alle Zuhörer fesselnden und höchst anmutigen Weise vor. Unaufhörlich zuckten die Geistesblitze durch den Strom seiner Rede. Er schüttelte seine Weisheit gleichsam aus dem Aermel. Dabei war er aber auf das allergenauste vorbereitet: er hatte sich ungeheure, namentlich kulturgeschichtliche Exzerptensammlungen angelegt, welche, wie sein kolossales Wissen, den Gesamtumfang der Historie gleichmäßig umspannten. Er besaß sehr sorgfältig ausgearbeitete Hefte. Zu dieser Art Arbeit munterte er auch seine Zuhörer auf. Gelegentlich pflegte er in der Vorlesung zu sagen: „Man muß stets alte Autoren lesen; dabei muß man sich ihren Abstand von uns klar machen, und dann notiere man sich, was auffällt." — Das Wohlthuende an seinen Vorträgen war, daß jeder Hörer sogleich den Eindruck empfing, man habe es mit keinem banausischen Durchschnittsprofessor zu thun; nie trug er Triviales oder oft Gehörtes mit Salbung als neues Orakel vor. Immer verstand er es auch die bekanntesten Dinge in neuer, geistreicher und origineller Weise zu sagen. Vieles, was Burckhardt vorbrachte, ist weder neu noch durchweg richtig;

er hatte einen außerordentlich ſtarken ſubjektiven Zug. Seine Sympathien wie ſeine oft ungerechten Antipathien wurden mit der ungenierteſten Offenheit ausgeſprochen. Dennoch feſſelten ſeine Ausführungen allemal durch eine ganz eigentümliche Miſchung von hoher Anmut und unverwüſtlichem Humor. Seine hiſtoriſchen Vorleſungen an der Univerſität habe ich alle gehört leider gerade mit einer für mich als Philologen beſonders ſchmerzlichen Ausnahme — der griechiſchen Kulturgeſchichte. Indeſſen, einen gewiſſen Erſatz bot mir ein überaus fleißig und gewiſſenhaft nachgeſchriebenes Kollegienheft. Wer Burckhardt gehört hat, weiß, wie hoch eine ſolche Leiſtung anzuerkennen iſt. Denn Nachſchreiben bei J. Burckhardt war ſehr ſchwierig; man that es nur ungern, weil dieſe philiſtröſe Arbeit der nie ruhenden Feder den äſthetiſchen Genuß in hohem Grade ſtörte. Jeder Hörer ſtand wie gefeſſelt unter dem Einfluß dieſes os melliſluum. So iſt es mir ſelbſt ergangen. Während ich von andern Lehrern ſehr gut geſchriebene Kollegienhefte beſitze oder beſaß, habe ich von J. Burckhardt meiſt nur ſehr magere Hefte, die wenig Ausbeute gewähren. Um ſo wertvoller war mir das von mir nahezu zwanzig Jahre als koſtbarſter Schatz behütete *δῶρον;* für meine Vorleſungen gewährte es mir unendlich reiche Anregungen. Nach Burckhardts Tode habe ich vor einem erleſenen Kreiſe von jenaiſchen Kollegen und Gymnaſiallehrern in unſrer hiſtoriſch-philologiſchen Geſellſchaft mehrfach über J. Burckhardts Kulturgeſchichte vorgetragen. Auch in den geiſtig ſo hochſtehenden litterariſchen Kreiſen Leipzigs, wohin das Heft einmal eine Woche wanderte, machte ſein Inhalt geradezu Furore. Burckhardt hatte mir jedoch ſtets, wenn ich ihn bat, er möge doch ſeine griechiſche Kulturgeſchichte publizieren, lächelnd abgewinkt. „Nein, mein Herr, ſolch ein armer Fremdling, der außerhalb des Zunftkreiſes ſteht, darf ſo etwas nicht wagen; ich bin ein Ketzer und ein Ignorant und würde mit meinen bedenklichen Anſichten von den viri eruditissimi arg zerzauſt werden. Ja! ja! glauben Sie mir. Je connais ces gens! Auf meine alten Tage bedarf ich der Ruhe.“ Ich ſchrieb dieſe Aeußerungen ſeinem ſenſitiven, mimoſenhaft vor aller direkten Berührung mit der rauhen Außenwelt ſich zurückziehenden Naturell zu. Allein Burckhardt kannte Menſchen und Verhältniſſe beſſer und beurteilte ſie richtiger als ich. Als ſein Neffe, der bekannte Philologe Dr. J. Oeri, mit nicht genug anzuerkennender, dankbarer Pietät die erſte

Digitized by Google

Hälfte von Burckhardts nachgelassener Griechischen Kulturgeschichte[1]) herausgegeben hat, da hat sich dieses Wort J. Burckhardts tatsächlich erfüllt. Ein Vergleich mit dem Hefte zeigte mir bald, wie stark, einschneidend und sorgfältig J. Burckhardts Umarbeitung für die Veröffentlichung gewesen ist. Allerdings hat Burckhardt dabei auch seinen Subjektivismus stark gezügelt. Eine Menge kühner, ja überkühner und humoristischer Äußerungen sind im Drucke ausgemerzt worden. Ich bedaure das fast: denn sie sind für Burckhardts Individualität so charakteristisch und gehören durchaus zu seinem Wesen.

Aber Burckhardt war, sobald er in die Oeffentlichkeit trat, ein überaus vorsichtiger Mann, der jedes Wort beinahe ängstlich abmaß. Indessen das hat ihm nichts geholfen. Die Kritik erkannte bald, daß hier ein halb und halb Unzünftiger ihre geweihten Hallen betreten hatte. Es ist mir persönlich eigentlich nahezu unbegreiflich, daß die Vertreter einer heute so stark im allgemeinen Kredit gesunkenen Wissenschaft, wie es unsre klassische Philologie nun einmal ist, noch immer den alten hohen Ton gegen einen im Grunde ihr sehr nahe stehenden, seine Zuhörer mit flammender Begeisterung für Hellas' und Roms Kultur erfüllenden Gelehrten anschlagen und ihm förmlich abweisend gegenüberstehen. Das erinnert noch ganz an die glücklicherweise vergangenen Tage eines C. Lachmann oder M. Haupt mit ihrer wenig urbanen Polemik und ihren souveränen Verachtungsphrasen für alle Nichteingeweihten. In ähnlichen Fällen sind die Kinder des Lichts, die Theologen, entschieden klüger gewesen. Welch harte Angriffe erleiden ihre Positionen oft von unzünftlerischer Seite! Und mit welcher Geduld und welcher Sachkenntnis verstehen sie aus einer oft äußerst ungenießbaren und bitter schmeckenden Schale ohne alle Gereiztheit einen berechtigten Kern herauszuschälen. Gleich Günstiges

[1]) Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Erster und zweiter Band. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann. So angesehene Buchhandlungen wie die Spemannsche, sollten doch die moderne einfältige Unart lassen, die Jahrzahl auf dem Titelblatt zu unterdrücken. Reiselektüre für Commis-voyageurs und ähnliche Litteratur für Gebildete vierter Garnitur mögen ohne Jahrzahl erscheinen; für ein Werk wie Burckhardts griechische Kulturgeschichte ist eine solche Behandlung einfach empörend.

Digitized by Google

kann man den Urteilen, welche Zunftgenossen der klassisch-philologischen Wissensdisziplin über Burckhardts Werk gefällt haben, nicht nachrühmen. Vielmehr zeigen sich hier noch vielfach die Unarten der althergebrachten nörgelnden Zunftkritik. Epigonen haben mit ihrem oft recht kleinen Maßstab das Werk des Titanen zu beurteilen und zu schulmeistern versucht. Ein Rezensent läßt sich im Litter. Centralblatt [1]) folgendermaßen aus: „Wie von selbst fügen sich verwandte Bausteine unter Burckhardts Händen allmählich zu architektonischer Schönheit im ganzen, wie im einzelnen. Aber man kann bauen auch mit schlechten Steinen, und ein solcher Bau wird auch Eindruck machen, doch nur so lange er hält. Der Künstler, der die Steine fügt, soll wissen, ob sie halten: sonst stürzt das Ganze, also muß er vom Steinarbeiter doch so viel an sich haben, daß er beurteilt, ob die Steine taugen. Und das hat B. nicht gekonnt: die Zeugnisse versteht er gar nicht zu benutzen. Ohne es selbst zu wissen und zu ahnen (das ist das allerschlimmste), ist er ihnen gegenüber einfach hilflos. Er zitiert freilich, aber das Zitieren, d. h. die Quellenbenutzung, will gelernt sein [2]). Es nutzt nichts, die Quellen bloß zu lesen (und gelesen hat Burckhardt nach eigenem Geständnis ununterbrochen), verstehen sollen wir sie! Du sollst die Zeiten und die Geister unterscheiden, lautet immer noch das vornehmste der philologischen Gebote, die Lehrs gegeben. Man sieht recht deutlich an dieser Unfähigkeit den Zeugen gegenüber, wie sie in Burckhardts Leistung so grell auf Schritt und Tritt entgegentritt, daß die antike Kulturgeschichte (auch die der neueren Zeiten) von einem Kulturhistoriker nicht geschrieben werden kann und darf. Die Quellenwertung bestimmt die Darstellung, und diese ist die Sache des Philologen." Wenn wir von dieser zum Schluß hervortretenden echt philologischen Ueberhebung absehen, so ist nicht zu leugnen, daß ein Körnchen Wahrheit in dem langen und bissigen Erguß steckt. Burckhardt hat bisweilen notorisch unechte Quellen als echte benutzt und daraus natürlich unhaltbare, weil auf morschem Untergrund ruhende Folgerungen gezogen. Indessen ist es arge Uebertreibung, wenn

[1]) 1899 Nr. 6; Sp. 197, 198.

[2]) Wie sagt der indische Dichter? Bravo, Minister Saraja, Du weiser Kranich! Du machst Deine Sache sehr gut!

geſagt wird, daß dies dem Leſer auf Schritt und Tritt begegne. Ich bin doch auch nicht völlig ἀμύητος auf dieſen Gebieten; aber den ſchlimmen Eindruck des gelehrten Rezenſenten habe ich doch nur ſehr ſporadiſch empfunden, und ſo iſt es nach mündlicher Verſicherung auch einigen anderen philologiſch geſchulten Männern gegangen, die trotzdem noch nicht bekennen müſſen, daß ſie, um mit Syneſios zu reden, wie Halbeſel unter Halbgöttern wandern. „Et surtout pas trop de zèle“, hat ſchon der alte welterfahrene Exbiſchof von Autun mit vollem Recht geſagt. Daß Burckhardts geiſtvolles Buch oft veralteten Autoritäten folgt, iſt richtig; er ignorierte thatſächlich zu ſtark die neueren Erſcheinungen auf philologiſchem Gebiete. Eine wichtige Unterlaſſung hat der Herausgeber in der Einleitung bereits namhaft gemacht. Hat ſein Werk dadurch viel geiſtige Einbuße erlitten? Dieſe Frage wage ich nicht unbedingt zu bejahen. Dem Rezenſenten mißfällt ganz beſonders, daß er in der Religionsgeſchichte ſo ſtark Nägelsbach und Preller ausgenutzt hat. Namentlich die Benutzung des letztern erſcheint ihm als geradezu unverzeihlich; denn Preller iſt „ſtoiſcher Mythologe“. Weiter nichts! Die Stoiker und ihre Theorien waren, wenn auch vielleicht nicht richtig, doch jedenfalls verſtändiger, als manche grundverkehrte Theorien der Neuern, wie man ſie jetzt als die angeblich wahre Wiſſenſchaft im Roſcherſchen Lexikon aufgeſpeichert findet. Es giebt noch ketzeriſch geſinnte Leute, die ohne Furcht vor den moraliſchen Scheiterhaufen, die ihrer harren, es auszuſprechen wagen, daß es als Glück zu betrachten iſt, wenn Burckhardt dieſe in der Hauptſache minderwertige mythologiſche Litteratur nicht kannte oder nicht kennen wollte.

P. Wendlands Kritik in der Theologiſchen Litteraturzeitung, welche hauptſächlich die religionsgeſchichtlichen Partien ins Auge faßt, wird dem bedeutenden Buche auch nicht gerecht. W. beurteilt B. vom Standpunkte des Protagoras aus. „Der Maßſtab der Dinge iſt der Menſch.“ Für Wendland heißt der Menſch U. von Wilamowitz-Möllendorff. B. hat deſſen teilweiſe genialen, teilweiſe höchſt fragwürdigen religionsgeſchichtlichen Erörterungen nicht gekannt oder nicht kennen wollen, folglich wird der Stab über ihm gebrochen. Es iſt ſchade, daß ein ſo bedeutender Mann, wie Wendland, ſich einem ſo reichen Geiſte, wie Burckhardt, gegenüber ſo abſolut ſpröde und zurückweiſend verhalten hat.

Digitized by Google

Am freundlichsten und verständnisvollsten hat sich B. gegenüber Holm, der Geschichtschreiber Siziliens, geäußert [1]). Mit Recht tadelt Holm, daß B. den wirtschaftlichen Seiten des Lebens nicht gerecht werde. Im mündlichen Gespräch betonte Burckhardt mir gegenüber mit großer Schärfe, daß die jüngere Generation der Historiker den Geschichtsstoff ganz anders, als bisher, beleben und beleuchten könne, wenn sie ihre Studien mit Energie, wie das Lamprecht gethan, der wirtschaftlichen Seite des Volkslebens zuwende. „Ich bin zu alt und zu müde, um mich noch in diese Gebiete einzuarbeiten. Aber es ist hohe Zeit, daß das endlich geschieht." Das gereicht Burckhardt bis zu einem gewissen Grad zur Entschuldigung. Freue man sich doch an den andern reichen Seiten, die er entfaltet, und zeige Nachsicht gegenüber einem Fehler nicht des Menschen, sondern seiner Zeit, die der Bedeutung des wirtschaftlichen Lebens nicht jenes Interesse und jenes Verständnis entgegenbrachte, wie unsre Zeit. Treffend sagt Hase: „Man kann Trauben nicht vom Dornstrauch lesen; Rosen bringt er vielleicht hervor." Wenn Holm dann weiter meint, Deri hätte besser gethan, Burckhardts ursprünglichen Titel „Zur griechischen Kulturgeschichte" stehen zu lassen, so wollen wir mit ihm nicht rechten. Aber etwas mehr Anerkennung und weniger tadelnde Zurechtweisung hätte Burckhardts herrliches Werk auch so verdient. Genug, ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Zunft dem großartigen Werke nicht gerecht geworden ist und viel Verständnislosigkeit bewiesen hat. Man kann ihr Schlußurteil über B.'s Buch in die Worte zusammenfassen: „Keine Kritik; aber viel Esprit", während es hätte lauten sollen: „Ein glänzendes, teilweise geradezu geniales Werk mit vielfach völlig neuen und überraschenden Gesichtspunkten; freilich merkt man ihm stellenweise die Spuren des Alters an." Aber dies Hervorheben und Betonen des Tadels neben magerem, mit sauersüßer Miene gespendetem Lob ist ein unerquickliches, die Unbefangenheit unserer Kritik nicht eben hoch ehrendes Schauspiel. Wir stecken eben noch tiefer im Zunftgeiste, als manche heute glauben.

Doch ich wende mich von dieser durch die Notwendigkeit mir abgedrungenen Auseinandersetzung wieder zu Burckhardt zurück.

---

[1]) Berliner Philologische Wochenschrift 1899; Nr. 22, 23.

Digitized by Google

Um dem Leſer ein unbefangenes Urteil über dieſe ſpontan geniale Perſönlichkeit zu verſchaffen, laſſe ich ihn am beſten ſelbſt reden. Ich wähle dazu einige Stücke aus dem noch ungedruckten Teile ſeiner Kulturgeſchichte. Man vergeſſe dabei nicht, daß meine Quelle die Nachſchrift eines allerdings ſehr intelligenten, aber noch jugendlichen Studenten iſt. Das Heft iſt nicht ſtenographiert, ſondern in gewöhnlicher Schrift mit großem Fleiße nachgeſchrieben. Immerhin giebt es mehr ein Exzerpt, weil die Fülle Burckhardtſcher Rede ohne Kunſtſchrift zu fixieren, ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Dies erklärt den oft notizenhaften Charakter dieſer Exzerpte, die, wenn auch kein vollkommenes, doch immerhin ein leidlich getreues Bild von Burckhardt, dem akademiſchen Lehrer, geben. Jeder ſeiner Zuhörer wird mir dieſe Theſe beſtätigen. Ich wähle einige Stücke aus dem Abſchnitt „Der griechiſche Menſch in ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung“ aus, von dem Holm mit Recht große Erwartung hegte[1]).

Burckhardt erzählte mir einſt ſelbſt, als ich ihn beſuchte, wie er dazu gekommen ſei, dieſen Abſchnitt abzufaſſen. Er hatte ihn damals gerade fertig ausgearbeitet und ſagte zu mir: „Sehen Sie! ich habe das ganz roh gemacht. Ich teilte den griechiſchen homo sapiens nach den einzelnen Zeitaltern in den heroiſchen Menſchen, den agonalen und den kolonialen, den politiſchen Menſchen, den Kosmopoliten und tugendhaften Panhellenen u. ſ. f. Der heroiſche Menſch iſt das helleniſche Kind; der agonale Sportsman der turnende Jüngling, der politiſche Hellene der Perſerkriege und des peloponeſiſchen Krieges der reife Mann, während der Hellene des 4. Jahrhunderts bereits bedenklich greiſenhafte Züge zeigt. Vollends im Zeitalter des achäiſch-ätoliſchen Bundes iſt er dem marasmus senilis verfallen. Als *Ζῶον πολιτικόν* hat der Grieche jetzt ausgelebt. Sehen Sie! das mache ich mir ſo für meine Studenten zurecht. Anderen Leuten dürfte ich ſo etwas nicht zeigen.“ Nun, ich glaube, auch andere werden an den Geiſtesblitzen einiger ausgewählter Stücke aus dieſem Abſchnitte ſich erfreuen und ſtreng geſchulte Philologen etwaige Irrtümer mit einbiſchen Nachſicht beurteilen. Burckhardt zieht hier gleichſam das Fazit aus den acht vorhergehenden Abſchnitten und faßt das

[1]) a. a. O. Sp. 729.

farbenreiche Bild der verschiedenen Epochen in einzelnen Typen zusammen.

Bei der Schilderung des heroischen Menschen des homerischen Zeitalters sagt er: „Der Charakter des Menschen ist jugendlich und kräftig. Der homerische Mensch hat keine Würde, keinen Edelsinn. Er ist durch und durch egoistisch, beseelt von jener Selbstsucht, wie sie jugendliche Menschen haben. Von dieser ungesuchten Naivetät zeigt sich in der neuern Poesie nichts mehr. Man muß einen Diomed kennen, der die Götter verwundet, und einen Ajax, der ohne Götter groß sein will. Unerreicht ist vor allem die Zeichnung Achills. Er haßt alle Griechen, zeigt unauslöschliche Rachsucht; aber am Ende schlägt er um. Dann steigt seine Gestalt unerhört und legt sich dem Hörer gewaltig ans Herz, wie er dem Vater die Leiche zurückgibt. Da geht der wunderbare Adel der achilleischen Natur in Erfüllung. Es ist seine irdische Verklärung. Bei Homer gibt es sowohl achilleische als odysseische Helden. Der Rasseglaube geht durch alles durch. Fortes gignuntur fortibus et bonis. Wir finden eine Inkomptibilität des Charakters des Guten und eine Inkorrigibilität des Charakters des Schlechten. Das wird erhöht durch die παίδευσις. Wir sehen, wie die Helden im Kampfe sich gebärden. Die Ilias besteht aus dieser bunten Ueberfülle von Kampfesscenen, wobei viele Seitenmythen erzählt werden. Daran reihen sich Exzerpte aus andern Mythen. Vergangene Kämpfe werden von Nestor hinzugefügt. Da sagt man: das sind nur Zusätze und streicht's. So wird das sogenannte Entbehrliche weggelassen. Das ist grundfalsch und geht aus von einem Mangel an Anschauung der alten Heldendichtung und der Kunst. Auf den meisten Reliefs wird gekämpft. Wolfram von Eschenbach unterbricht sein tiefsinniges Gedicht mit Turnieren; im Bojardo und Ariosto wimmelt es von Kämpfen. Man thue nur die Augen auf, wozu es überhaupt in der Wissenschaft Zeit sein mag. „Das und das", sagt man, „ist entbehrlich!" — „Ja, für wen?" — „Für mich!" — „Wer bist Du?" — „Der Gelehrte so und so." — „Du bist an das Drama oder vielmehr zu viel an Romane gewöhnt. Laß' das ein paar Jahre; dann gehen Dir vielleicht die Augen auf über alte Kunst."

Es gibt stumpfe Menschen, die Kritiken schreiben und das Herrlichste entbehrlich finden. Den Herren Philologen möchte ich

zu bedenken geben, daß, wer im Homer zurecht kommen will, ſich in den Urpoeſien aller alten Völker umſehen ſoll. Zuvor rede man nicht über kritiſche Fragen. Ich bin keine Autorität, aber ich glaube an Homer, den Dichter der einheitlichen Ilias und der Odyſſee. Homer iſt weder griechiſch noch troiſch. Er iſt beiden Heerlagern gleich günſtig, wie im Mittelalter Froiſſart. Homer will nicht den Erfolg verherrlichen; das iſt neu. Denn die Moira iſt Herrin über die Lebensdauer. Es freut den Dichter, wenn es recht bunt hergeht. Der κλέος ſtammt von den Göttern, daß er ſei der Nachwelt ein Geſang. Je nach den Umſtänden laufen die Helden auch davon. Wenn Zeus donnert, flieht Odyſſeus. Es iſt naive, nicht moderne Tapferkeit. Die Helden und ihr Anſehen leiden nicht darunter. Sie ſchimpfen ſich aus ohne Beobachtung der modernen guten Lebensart; ſo tobt Hektor gegen ſeinen Bruder, und Paris antwortet dann dem Bruder ſo artig. Nichts wird hinuntergewürgt oder nobel gegeben, während man im Innern den Gegner totwalken möchte; dabei weinen ſie wie die Kinder, hören aber dann auch wieder auf.

Im Altertum darf man auch noch herzlich wünſchen. Odyſſeus wünſcht nicht mit leeren Händen zu ſeiner Gattin heimzukehren und ſagt das ganz ungeniert den Phäaken. Und die holdſelig naive Nauſikaa ſagt von Odyſſeus, ſolch einen Gemahl hätte ſie gern. Man darf noch frei herausreden auch vom bevorſtehenden Tode. Es ſollte eigentlich unter Chriſten noch jetzt ſo ſein. Allein es geſchieht nicht. Der unausgeſprochene Grund iſt: Der Tod des Beſprochenen ſei für die Welt ein unerſetzlicher Verluſt."

Man muß Burckhardt gehört haben, mit welch unnachahmlicher graziöſer εἰρωνεία er ſolche Bemerkungen zu machen verſtand. Darin zeigt er deutlich, wie er bei den Franzoſen als Lehrmeiſtern in die Schule gegangen iſt, vor allem bei ſeinen vielbewunderten und von ihm vielgeliebten Encyklopädiſten. Er iſt darin vergleichbar mit dem unerreichten Großmeiſter anmutig heitern, geiſtſprühenden Proſaſtils, Arouet de Voltaire. Burckhardt war eben ein geradezu gottbegnadeter akademiſcher Redner. Cohn, der verſtorbene Göttinger Hiſtoriker, ſagte mir einmal: Er habe faſt alle bekannten und bedeutenden deutſchen Hiſtoriker auf Reiſen gehört; aber nur zwei ſeien geradezu unvergleichliche Redner und

Digitized by Google

als ſolche gleich groß: Röpell in Breslau und Jakob Burckhardt in Baſel.

Doch ich möchte Burckhardt mit Burckhardts eigenen Worten den Leſern nahe führen. So bringe ich noch einige Gedankenſplitter aus der „Griechiſchen Kulturgeſchichte“, einmal über das Sympoſion:

„Nun die Geſelligkeit des agonalen Zeitalters“! — ſo bezeichnet Burckhardt die vorklaſſiſche und vorpolitiſche Periode, wo der Olympiaſport in ähnlicher Weiſe zur Epidemie ausartete, wie bei uns der Theaterenthuſiasmus in der vormärzlichen Periode. „Es iſt hier viel zu holen; denn eine ſpezifiſche Geiſtesfarbe kommt mit dieſer Epoche. Das Sympoſion iſt etwas Neues, eine ſtädtiſche Geſelligkeit. Das Sympoſion dient mehr zum Sprechen, als zum Eſſen oder ſcharfen Trinken. Die Griechen kannten das Eſſen aus langer Weile nicht, das ſich bei uns in neuerer Zeit dem Gefühle des Schlagfluſſes nähert. Nach dem Eſſen ward geſpendet, dann gingen die Weiber fort, und die Männer blieben zur Konverſation zuſammen. Wir beſitzen charmante ſympoſiſche Elegien. Das Sympoſion iſt freie, nicht knechtiſche Geſelligkeit. So der Eranos, das Pique-nique, das Symbol der Freiheit war. Dieſe herrſchte aber auch bei den geladenen Sympoſien. Der Eingeladene durfte Epikleten mitbringen. Dabei muß nun die Konſummation das Geringſte, die Konverſation die Hauptſache ſein. Dieſe Sympoſien wirkten geradezu magiſch auf die Griechen. Sie konnten ohne ſie nicht exiſtieren. Auch das Sympoſion ging aus vom Götterfeſte. Die Kränze, welche die Sympotai trugen, waren ein Symbol der höchſten Weihe, kein Mittel zur Verhütung des Haarwehs, wie der thörichte Athenäus meint. Das agonale Zeitalter iſt zugleich das Zeitalter der Novelle, von der uns Herodot eine Reihe Kabinettſtücke und lieblicher Zeichnungen aufbewahrt hat. Ein wahres Kleinod dieſer Gattung iſt die Erzählung von der Hochzeit der Agariſte, der Fürſtentochter von Sikyon. Ganz Hellas fordert Kleiſthenes zur Brautwerbung auf. Dreizehn Freier bleiben ein volles Jahr da. Am Entſcheidungstage findet eine Konverſation über Muſik ſtatt. Der Athener Hippokleides ſpricht am beſten davon, tanzt attiſch und joniſch; endlich tanzt er auch lakoniſch und mit dem Kopfe auf dem Tiſche. Kleiſthenes ruft ihm zu, er habe ſeine Braut

Digitized by Google

vertanzt. *Οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ*, was ſchert das den Hippokleides! antwortet dieſer ſchlagfertig mit einem von da an geflügelten Worte. Das iſt der echte Athener; er iſt über die ſonſtige Adelsgravität hinaus; er denkt, er bekomme auch eine andere. Die Geſchichte iſt ganz allerliebſt.

Im 5. Jahrhundert, dem politiſchen Zeitalter, wird das Sympoſion wunderbar ſchön; ein Gefäß des Geiſtes. Später machte man eine Litteraturgattung daraus; aller gelehrte Kram wurde hineingebracht. Wir haben zwei Beiſpiele, die ſympoſiſchen Unterhaltungen bei Plutarch und den koloſſalen Miſchmaſch des Athenäus. Das Sympoſion war in Athen Sache des Geiſtes, ſolange es ging. Darin war man Sparta überlegen. Die lakedämoniſchen Syſſitien gingen bei Nüchternheit vor ſich; die Herren durften ſich nicht bezechen; denn immer drohte das unheimliche blutige Geſpenſt der Helotenverſchwörung. Das ſpartaniſche Syſſition hat zwar auch ſeinen Witz; allein es iſt ein Korporal- und Sergeantenwitz. Athen ſteht hier an der Spitze. Von Epheſus wiſſen wir nichts; nur der Schatten des Heraklit taucht auf. In Milet wurde ein beſonders unſauberes Genre gepflegt, das aber — und das iſt charakteriſtiſch — in der römiſchen eleganten Welt Furore machte. Beim Sympoſion trank man viel, aber gemiſchten Wein. Die Südländer ſind in dieſem Punkte wenig leiſtungsfähig, und ſo war denn auch viele Betrunkenheit. Eine neue Sitte iſt das Liegen bei Tiſch. Die Heroen ſaßen; nun lag man auf ſteinernen Schrägpritſchen; man konvergierte mit den Köpfen. Bei dieſer Tiſchordnung war nur ein allgemeiner Diskurs möglich. Uebrigens pflegten auch einige zu ſitzen, ſo im platoniſchen Sympoſion. Durchs Liegen war man geſichert vor pathetiſchen Toaſten. Dann der Geſang. Wir haben den allgemeinen Geſang, den Rundgeſang und das Skolion; es iſt das Schräge, das von einem Fähigen zum andern weitergegeben wird.

Darin bleiben noch ſpät Werke des Steſichoros und des Alkman am Leben. Die Kolakes mußten die Skolia des böſen Dionys ſingen. Die Skolia werfen einen gloriöſen Schein auf die griechiſche Geſelligkeit. Man hat ein paar ganz wundervolle Töne derart. Bei reichen Leuten gab es allerlei Zuthaten. Die Flötenbläſer mußten anfangs da ſein. Dann kamen Spaßmacher

Digitized by Google

und Tänzer, so im Xenophontischen Symposion. Ein bezeichnendes Symposion qua Ausgang ist das platonische. Zuerst kommt Alkibiades und unterbricht die feine Unterhaltung; dann erscheinen die dionysischen Schwärmer. Es bleiben zuletzt Sokrates, Aristophanes und Agathon und lassen die große Phiale herumgehen. Die Geselligkeit war nicht formlos. In den Reden finden sich zarte Höflichkeiten. Für Höflichkeit lese man den Protagoras, wo sich die angesehensten Gäste Griechenlands gegenseitig die Cour machen."

Für die Philosophen besaß J. Burckhardt nicht die landesübliche Verehrung; namentlich nicht für Aristoteles und Sokrates. Aber wie schön weiß er ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre hervorragende Stellung im griechischen Leben zu würdigen. „Was uns anzieht bei den Griechen seit dem 5. Jahrhundert", sagt er, „ist die freie Persönlichkeit, die sich überall zeigt. Eine Quote der Nation giebt sich frei mit geistigen Dingen ab. Das sind die Philosophen. Schon im 4. Jahrhundert wird man frei von Religion und Staat. Das geschieht auch hier durch große Agonen. Diese Leute sind auf Originalität gestellt. Bei Lebzeiten wirken sie mehr durch persönlichen Verkehr als durch ihre Schriften. Sie hassen sich gegenseitig; es ist das der einzige Fanatismus im griechischen Leben. Die Bürger in den Poleis gesellten sich als andächtige Zuhörer ihnen bei. Die Kunst der Rede vereinigt sich hier mit der Kunst des Zuhörenkönnens, was im 19. Jahrhundert verschwunden ist. Da konnte man den Sport, das Vergnügen des alten Adels, lassen. Man hatte höhere Ziele [1]). Ein Förderniss war auch die Leichtigkeit des Lebens, die den Menschen frei stellte. Im 19. Jahrhundert ist das viel schwerer. Jene Philosophen besaßen vollkommene Unabhängigkeit vom gewöhnlichen Troß des Daseins. Daneben waren andre Leute dem Luxus und dem Wohlleben ergeben. Warum konnten andre anders sein?

[1]) Durch Schnelligkeit der Füße mag einer den Sieg davontragen, sagt Xenophanes, in Olympia an Pisas Strom, oder durch Ringen und Faustkampf oder in dem harten Kampf, den sie Pankration nennen, Vorsitz in den Spielen mag er als Lohn erhalten und Speisung im Rathaus und kostbare Geschenke der Gemeinde, das alles mag er davontragen und doch ist er geringeren Wertes denn ich. Denn besser als physische Kraft von Männern und Rossen ist unsre Weisheit.

Digitized by Google

Xenophanes ſagt, ſeit 67 Jahren reiſe er im Hellenenlande umher; er habe begonnen im 25 ſten Jahre nach ſeiner Geburt und immer gehe er der Wahrheit nach. Zeno von Elea verſuchte ſeine Stadt vom Tyrannen zu befreien. Vergebens. Er erlitt furchtlos den ſchrecklichſten Martertod. Heraklit verläßt fürſtlichen Reichtum, ißt Kräuter und ſucht ſich ſelbſt; er pflegte die Menſchen als *καθάρματα*, „Auswurf", anzuſchnauzen; er hinterläßt aber ein gewaltiges Gedicht. Demokrit verreiſt ſein bedeutendes Vermögen und wird angeklagt, was er mit dem Gelde angefangen. Da lieſt er ſein Gedicht und wird freigeſprochen. Er war der erſte große Gelehrte der Griechen. Anaxagoras hatte bedeutende Landgüter und freut ſich über ihren Verluſt. In ſeiner Armut läßt er ſich in Athen durch Perikles und ſeine Freunde ganz ungeniert unterhalten. Das ſind freie, unabhängige Menſchen. Mitten drin ſteht nun die wunderbare Erſcheinung des Sokrates. Er iſt ganz typiſch. Wir haben einen Menſchen und ein Gedankenbild. Leſen Sie die wunderſchöne Schilderung bei Curtius. Sokrates will nicht eine Schule bilden; er lehrt nichts Phyſiſches oder Meteoriſches. Ihm iſt das Ethiſche und das Dialektiſche die Hauptſache. Er iſt auf die mündliche Rede eingerichtet, hat keinen Seſſel und faßt jeden Einzelnen an, um ihn zu prüfen, auszufragen und zu überführen." In ſeinen Vorleſungen über alte Geſchichte nannte B. ihn den Totengräber der attiſchen Polis. „Der Sohn des Sophroniskos mit ſeiner zerſetzenden Dialektik erzog die Söhne der Stadt, aber nicht für die Republik. Alkibiades iſt halb Charlatan, halb auch Genie, aber ein barockes; er taugte nichts für den Freiſtaat. Auch Kritias iſt in ſeiner Art ein Genie, aber ein ſataniſches. Man denke an Theramenes, an Xenophon, den ich ganz und gar nicht ſo geringſchätzig wie Niebuhr beurteile. Aber ein guter Athener war dieſer Condottiere und Landjunker nicht. Ein ſolches Seminar zeugt für den Lehrer. Die Demokraten hatten von ihrem Standpunkte aus durchaus recht, wenn ſie ihn verurteilten. Durch ſeine übermütige Apologie und ſeinen Eigenſinn verdarb er vollends ſeine Sache. Groß ſteht er noch immer da; aber es iſt nicht recht, wenn wir die Motive der attiſchen Demokraten, dieſer teilweiſe grundbraven und aufrichtig frommen Leute, gar nicht berückſichtigen oder ebenſo vornehm als verſtändnislos ablehnen. Sodann, m. H., iſt es mir ganz begreiflich, daß ein

ſo hochmütiger, ironiſcher und ablehnender Menſch, wie Sokrates, in einem demokratiſchen Gemeinweſen höchſt unpopulär war. Durch ſeine Kreuz- und Querfragen wurden die Leute ganz perplex. Die Herren Schüler ſtanden daneben und lächelten. Daher die Feindſchaften, die ihm den Tod brachten. Er wollte die Athener *βελτίους ποιεῖν*. Aber er machte ſie nur konfus und ließ ſie ſtehen. Seine Anhänger hatten die größte Begeiſterung für ihn. Seine Ethik lockte er nach Pädagogenmanier aus den Leuten heraus. Dabei war er fromm und ein pflichtgetreuer Bürger. Er kämpfte für eine erhöhte Gottesidee, für Fortdauer und Verantwortlichkeit der Seele, alſo für die einzigen Grundlagen wahrer Sittlichkeit. Aber vielen Leuten muß er zuwider geweſen ſein; er ſagt es ſelbſt in ſeiner Apologie. Es iſt dies nur zu begreiflich. Stellen Sie ſich einmal vor, es träte bei uns einer auf den Markt oder in die Hallen des Rathauſes und fragte den erſten, beſten Zunftbruder, der vorübergeht: „Nicht wahr, Bruder, das Handwerk, das Du treibſt, iſt ein irgendwie beſchaffenes Handwerk“. Je mehr derſelbe mit: „verſteht ſich“, „es ſcheint ſo“ „ſtimmt auffallend“ „Du ſprichſt die Wahrheit“ höflich und urban, wie der Athener iſt, Konzeſſionen über Konzeſſionen macht, um ſo unerbittlicher ſetzt unſer Philoſoph ſeine Hetzjagd und ſein Katechismusabfragen fort; er ſchneidet erbarmungslos alle Rückzugslinien ab; er drängt das arme wiſſenſchaftliche Prüfungsobjekt von Poſition zu Poſition, bis dasſelbe endlich todesmatt in den Netzen ſeiner analytiſchen Methode und ſeiner hinterhältigen Dialektik zappelt. Dabei denke man ſich als Chorus die ganze übermütige Rotte der jeunesse dorée von Athen, einen Alkibiades und einen Kritias an der Spitze; die ließen natürlich eine laute Lach- und Jubelſalve zu dem dialektiſchen Erfolg ihres Lehrers ertönen, während der widerlegte Spießbürger beſchämt davon ſchlich — beſchämt und bittern Grimm in ſeinem Herzen. Die vornehmen jungen Herren unterhielten ſich vormittags mit Sokrates über Philoſophie und nachts verſtümmelten ſie die geweihten Gnadenbilder oder demolierten die Häuſer der braven Aſtoi und töteten ihre Kampfhähne und Kampfwachteln. Ja, m. H., das Auftreten und Benehmen des Sokrates und der Sokratiker wirkte vielleicht frappierend durch ſeine Neuheit, aber populär hat es die Geſellſchaft entſchieden nicht gemacht.“

Digitized by Google

Brillant ist auch die Charakteristik der Athener, aus der ich einige Glanzpunkte herausheben möchte: „Im 5. Jahrhundert färbt der Primat Athens die griechische Geschichte in Beziehung auf Kultur. Athen wird das Sensorium der griechischen Nationalität.

Wir haben genug Böses über die Athener gesagt —, darum müssen wir jetzt auch die Lichtseiten betrachten. Attika hat vor ganz Griechenland seine zentrale Lage voraus. Die Kulturpflanzen kamen zuerst dahin. Weizen, Honig und Feigen galten als besonders fein. Aber man muß die Wunderschilderungen im Oedipus Coloneus und im Aristophaneischen Frieden nicht zu genau nehmen. Im 5. Jahrhundert war Attika ausgeholzt und verkalkt, wie heute Syrien, die Provence und viel von Italien ... Das Land war schon im Altertum verwaschen, nur noch ein Skelett. In großen Strecken findet nur noch die Biene ihre Nahrung. Dann der große attische Mythus, wo schichtenweise uralte Traditionen übereinander liegen .... Wir können diese Tradition weniger als wirkliche Historie denn als Gesamtausdruck der Vorstellungen der Athener über ihre Vorzeit ansehen. Im ganzen hatte man eine patriotische Anschauung von der Vorzeit, wie die epideiktischen Reden zeigen. Aber noch viel wichtigere Reden giebt es, wo man sich nur auf Vorhandenes beruft, so den Logos epitaphios des Perikles (bei Thukydides II 35) zu Ehren der im ersten Kriegsjahre Gefallenen. Perikles hat den Stolz der Wahrheit. Wer einen ernsthaften Toast zu halten hat, sollte das zuvor lesen. Er bringt alles mögliche Schöne vor; jedes Wort ist bedeutungsvoll. Aber fast zu jedem Worte ließe sich ein kleines Fragezeichen setzen. Er hat eben als kluger Mann die Sache so gegeben, daß es nicht choquiert. Es ist eine perikleische, nicht eine thukydideische Rede ... Aus der spätern Zeit ertönt dann ein wehmütiges Preisen des frühern Athens, so bei Demosthenes in der dritten olynthischen Rede, wo er im 4. Jahrhundert das 5. erhebt. Plato umgekehrt klagt gerade dieses an und macht Perikles für den gesamten Niedergang verantwortlich. Aber der Primat Athens war nicht erschlichen. Was bei andern lokal ist, ist in Athen zusammengeflossen. Die Athener haben das Verständnis von ganz Griechenland und machen alles nach. Hippokleides kann attisch und lakonisch tanzen. Alkibiades war Erzathener, Lakone, Böoter, ritt thessalisch und trank thrakisch

Digitized by Google

Ungemischten. Auf die Manieren der persischen Satrapen kann er eingehen. Immer blieb Athen dieser hohe Schimmer. Als es abgewirtschaftet hatte, blieb die Kulturhöhe. Plato, der ihm gram war, sagt, was die Athener sind, das sind sie auch ganz; hervorragend, wahrhaft und ursprünglich gut. Die Athener waren in hohem Grade empfindungsfähig; es war ihnen viel gepredigt worden, um sie *βελτίους ποιεῖν*, besser zu machen. Sie fanden es schön, weinten und blieben wie die Fische nach der Predigt des heiligen Antonius. Sie klatschen, wenn die spartanischen Gesandten dem Greise Platz machen, thun es aber selbst nicht. Sie haben alles gekannt, wie die Florentiner der Renaissance. *Ἑλλάδος Ἑλλὰς Ἀθῆναι.* Man konnte in Athen aber auch zu Worte kommen, fand Teilnahme für alles. Athen war eben alle Zeit ein Fest nicht für die Bürger, sondern für die Fremden. Athen als Fremdenstadt, das ist schon eine neue, die nachperikleische Zeit. Die Stadt hat erstaunliche Kapricen und war politisch im Verfalle. Die Athener haben eine ungeheure Phantasie. Die kleine Griechenpolis will Aegypten, Karthago und Libyen erobern. Endlich der nervöse Hermokopidenprozeß. Man vergleiche damit Korinth und seinen absoluten Mangel an Celebritäten.

Mit dem vierten Jahrhundert kommt die Zeit, wo die ausgezeichneten Menschen den Staat mieden. Das hatte sich die Polis zugezogen. Aber diese Draußenstehenden geben der Stadt ihr eigentümliches Gepräge. Athen wird Fremdenstadt. Anziehungskraft üben aber nicht die Kunstwerke der Vorzeit, sondern die Lehrer und Verkündiger der Weltweisheit. Das ist ein neues, das philosophische Athen. Draußen vor der Stadt in alten Ringstätten sitzen die Philosophen. Diese Gymnasien waren ihrem alten Zwecke schon entfremdet. Die Philosophen erwerben ein Grundstück. Die platonische Akademie kostete 3000 Drachmen. Zum Lehren war man nicht auf den Hörsaal angewiesen; man unterhielt sich auf- und abwandelnd. Das Promenieren geschah draußen; drinnen war man nur bei Regen und Schnee. Die Philosophen vollziehen den Bruch mit dem Staat und der Gesellschaft. Diogenes sagt, an ihm seien alle Flüche der alten Tragödie in Erfüllung gegangen: er sei vaterlandslos, ein herumirrender Bettler, der von der Hand in den Mund lebt. Der Cynismus des Diogenes ist die echte Bewahrheitung des praktisch heitern griechischen Pessimismus;

man verzichtet auf die Erdengüter für Gesundheit, Mäßigkeit und Freiheit. Der Cyniker ist der reinste buddhistische Bikshu; er bedarf und will nur: 'einen Napf Wolfsbohnen und sich um nichts kümmern'. Dabei wird den Nebenmenschen ein böses Maul angehängt. Diese Männer sind ein lebendiger Protest gegen den faul gewordenen Staat und gegen das athenische Wohlleben. Das Treiben des Diogenes erscheint wieder bei Krates, aber schon um einen Grad verstiegener. Er und Hipparchia sind halb verrückt. Es drängen sich kapuzinerhafte Naturen hinzu und geben sich das Ansehen, Philosophen zu sein. In einem Fasse leben, betteln und schmähen, ist im Süden schon eine ganz erträgliche Lebensart. Athen blieb der Tauschplatz der philosophischen Ideen. Wäre um 300 ein Fremdling hingekommen, es wäre ihm merkwürdig vorgekommen. Um die Stadt wohnen die philosophischen Sekten und hassen sich wie die Raben. Sie haben kleine Liegenschaften, die man sich nicht zu brillant vorstellen möge. Alle hatten sich vom Staate abgewandt ... Im 3. Jahrhundert sind die Philosophen neben Diadochen und Hetären die einzigen Notabilitäten. Die muß man kennen, um zu Urteilen über die Zeit zu gelangen. Viele Barbaren und Fremde werden Philosophen. Typisch ist bereits im 5. Jahrhundert die Gestalt des Skythen Anacharsis. Der Fremde durfte an der Philosophie teilnehmen. Zeno war ein Phönizier. Wir treffen Babylonier und Karthager unter den Schulhäuptern. Der Philosoph kauft intelligente Sklaven, die er dann bildet. Berühmt ist Mys, der Sklave Epikurs. Durch die Leichtigkeit des Lebens war die Möglichkeit geboten, daß viele sich anschlossen. Bei Lebzeiten wirkten die Philosophen nur durch den persönlichen Verkehr. Man verlangte nicht einmal von den Diadochen, den Schulhäuptern, unter allen Umständen wissenschaftliche Originalität. Viele trugen einfach Excerpte aus Frühern vor. Damals existierte noch nicht die lächerliche moderne Wut gegen das Plagiat, deren Hauptursache Pauvretät des innern Gehalts ist. Reiche Leute lassen sich gern ihre Ideen stehlen. Darin war das Altertum viel liberaler als unser Zeitalter.

Vermöge seiner lichtglänzenden Vorzeit genoß Athen noch immer einer merkwürdigen Schonung vom Schicksal, die es nicht verdiente. Denn es warf sich jämmerlich weg. Verehrte die Huren des Demetrius Poliorketes göttlich und ging bei allen Diadochen

betteln. Aber hie und da war ein Aufschwung möglich. Jedoch wird die innere Geschichte stockdunkel. Allein immer noch war es voll von Kunstwerken und ein Hauptsitz der Philosophie. Staatsmänner freilich gab es in diesem Spätalter keine mehr." Wie zeigt sich hier die Meisterhand, die mit ein paar kühnen Pinselstrichen ein lebenswarmes, farbengesättigtes Bild der atheniſchen Sittengeschichte hinwirft.

Ueberaus treffend ist auch Burckhardt's Wertschätzung der griechischen Gelehrsamkeit. „Die Philosophen haben neben ihrer Fachlehre noch großes Wissen. Bei Demokrit kann man fragen, wo sein Schwergewicht lag; er hat Studien über Naturwissenschaften, Antiquitäten und bildende Künste gemacht. Auch die Theorie des Wölbens hat er dargestellt. Ebenso vertraten die Sophisten das Wissen. Heute sucht man den griechischen Weisen ihre naturwissenschaftlichen Entdeckungen streitig zu machen. Der Orient habe mehr gewußt. Dies behaupten Peschel und sein Echo Hellwald. Die alten Jonier, sagen sie, können bei ihrer Unwissenheit noch keine Sonnenfinsternis vorausgewußt haben. Pythagoras kann in Mathematik nur wenig geleistet haben; Anaximenes kann kein großer Astronom gewesen sein. Was sie wußten, kam von Aegypten. Meinetwegen. Aber sicher waren die Pythagoreer des 4. Jahrhunderts große Gelehrte. Sie weisen die Erde aus der Mitte des Himmels weg und lassen dieselbe um ein Centralfeuer und um sich selbst rotieren. Das mußte wieder verschüttet werden, weil Aristoteles nicht nachgab. Aristoteles bezeichnet einen Rückschritt, und sein System mußte gelten bis auf Copernicus. Dies ist jedenfalls hochbedeutend. Wir glauben, daß die Pythagoreer die Urheber unseres Sonnensystems waren. Nach hellenischen Anschauungen gibt solches Wissen dem Menschen keinen höhern Wert. Heutzutage ist es eine große Schande, wenn man die Theorie der Dampfmaschine nicht kennt. Man kann sie kennen und daneben ein roher Mensch sein. Die griechischen Philosophen waren nicht nur Träger der Spekulation, sondern auch des Wissens ihrer Zeit. Sie bringen es unter den Leuten herum. Was sie vorbringen, ist frei errungen. Sie haben die Sache verbreitet, die Mitwelt hört zu. Alles ist agonal. Die Philosophen konkurrieren unter einander. Dadurch werden sie gezwungen, die Wissenschaft zu systematisieren; sie erzeugen die Politik und die Poetik. Danken

Digitized by Google

wir dem Himmel, daß sie sich mit allem abgaben. Da muß man auch mit Lob der Sophisten gedenken. Sie besaßen ein großes Maß von Wissen, waren das wandelnde Wissen, vertraten ganze Wissenschaften mit ihrer Person. Ich würde für einiges von ihnen manchen schönen Dialog von Plato hergeben. Hätten sie nicht so viel gewußt, würden ihnen die Griechen solche Ehre erwiesen haben? Die Sophisten waren ein wichtiges Element der griechischen Gesellschaft. Athen läßt Leute aus Abdera, Elis, Keos und Leontinoi kommen, welche die Philosophie in die Ecke drücken. Plato ist keine echte Quelle über die Sophisten; er ist äußerst mediſant; denn er spricht als Konkurrent. Die Sophisten bei ihm rühmen sich und werden grob. Gorgias las noch den Dialog und sagte, er habe das nie gesagt, noch habe man ihm gesagt, was ihm dort entgegengehalten wird. Verrufen wurden sie durch ihr Verwerfen der objektiven Wahrheit. Aber andre Philosophen haben das auch gethan, und das ist bis auf einen gewissen Grad ein echt moderner, gerade unserer Anschauungsweise sehr verständlicher Zug. Sie lehren das pro und contra verteidigen; sie lehren wie heute die Juristen nur die Waffengänge, nicht die Sache. Sie reden, wie Lessing sagt, nicht *δογματικῶς*, sondern *γυμναστικῶς*[1]). Wer kann so thöricht sein zu glauben, daß in Athen Leute sich aufthun konnten mit dem offenen Programm, das Böse gut zu machen? Das ist boshafte Konsequenzmacherei der Akademiker. Die Sophisten waren endlich auch die ersten systematischen Lehrer der Redekunst. Sie sind eher mit den Humanisten des 15. Jahrhunderts als mit den Encyclopädisten zusammenzustellen. Wie diese sind sie Kinder ihrer Zeit und lieben die Reklame. Wer auffallen wollte, mußte unbescheiden sein. Gorgias weiht sein Bild nach Delphi. Sie sind Polyhistoren, aber die Teilung der Arbeit, die schließlich alle wahre allgemeine Bildung tödtet und die Männer der Wissenschaft zu gelehrten Handwerkern degradiert, kommt noch früh genug.

Die Sophistik existierte 1000 Jahre vor Gorgias und existiert heute noch. Zur näheren Erkenntnis der damaligen geistigen Atmosphäre lese man die Wolken; schön ist das Detail, nicht die Anlage. In der Zeichnung des Sokrates finden sich bedenkliche

[1]) Beiläufig ist es dem exakten Philologen Lessing auch passiert, daß er falsch citiert. Basileios der Große sagt: *οὐ δογματικῶς εἴρηται, ἀλλ' ἀγωνιστικῶς.*

Digitized by Google

Widersprüche. Der in sich versunkene Halbnarr kann doch den Strepsiades zum Rabulisten machen. Wir müssen gegen das schwarze Täfelchen, womit man die Sophisten behängt, nachdrücklich protestieren. Sie waren im 5. Jahrhundert ein Bedürfnis für die gebildete Welt. Zu Aristoteles Zeit waren sie nicht mehr nötig; es gab jetzt Bibliotheken, wo man seinen Wissensdurst stillen konnte. Aristoteles, der sagt, sie seien in Mißachtung gekommen, hat selbst viele physikalische, mathematische und zoologische Schriften verfaßt. Die Polyhistorie, um deren willen man den Sophisten Oberflächlichkeit vorwarf, ist auch für ihn charakteristisch. Dazu kommt sein enormes politisches Wissen, seine Poetik, seine Rhetorik und so vieles andere. Nach ihm hat die Philosophie keine solchen Gelehrten mehr, wie Demokrit und Aristoteles, erzeugt. Aber daneben kann sich immer wieder der Wahn breit machen. Neben Aristoteles erzählen sie solche Naturfabeln. Die Begleiter Alexanders kamen mit ungeheuren Lügen aus dem Orient. Die wissenschaftliche Tiergeschichte des Aristoteles verhinderte nicht das wundersüchtige Legendenbuch Aelians. Die Griechen haben eben eine Vorliebe für die Fabel. Es war ihnen keine Exaktitüde beizubringen, und dennoch glauben sie nicht, daß sie Esel seien, wenn sie auch unwissend waren. Der strafbare Grund war, es gab keine Examina".

Aehnlich geistvoll und amüsant spricht er über die Bedeutung der griechischen Redekunst und der Geschichtschreibung; doch ich breche ab, um nicht zu weitläufig zu werden.

Schule im gewöhnlichen Sinne hat J. Burckhardt nicht gemacht; das lag nicht in seiner genialen Natur. Er hatte zu wenig an sich vom Schullehrer, auch vom Schullehrer im guten Sinne. Aber für jeden künftigen Geschichtschreiber boten seine Vorträge unendliche Anregungen; für alle möglichen Probleme weckte er das Nachdenken in unsrer Kunst, daß man ihm nie genug danken kann. Er machte uns frei von den Fesseln der Zunft und dem ehrbaren Philisterium des regelrechten methodischen Forschungstrotts, mit einem Worte: während der Durchschnittslehrer den Geist des Schülers in eine Schablone preßt, wirkte sein Unterricht befreiend und erlösend, und das ist, sollte ich meinen, unendlich mehr wert, als wenn man die besten Themata für Dissertationen den Schülern in die Hand drückt. Dazu hat er für

Digitized by

die Historie in einem weiten Kreise das regste Interesse und geradezu enthusiastische Begeisterung zu erregen vermocht. Von ihm gilt das schöne Wort, welches der Komiker Eupolis von Perikles gebraucht hat: „Ihm saß Peitho auf den Lippen. So sehr hatte er unter den Rednern die Zuhörer bezaubert und einen Stachel in ihrer Seele zurückgelassen", wozu man die sinnige und treffende Erklärung des jüngeren Plinius lesen muß, eines Mannes von der Technik, der sich aufs Reden und Beurteilen der Reden verstand.

Burckhardts über alles ausgestreute, aber nie verletzende Ironie und sein köstlicher Humor machten die Vorlesungen zu einem wahren Genusse. Nie sanken sie aber, wie bei manchem seiner Nachahmer, zur bloßen Causerie herunter. Es war immer ein durchaus ernsthafter, akademischer Vortrag; oft wurde man mit einer ganz erstaunlichen Fülle der erlesensten Notizen überschüttet. Altertum, Mittelalter und Neuzeit beherrschte der seltene Mann in gleicher Weise; daher wußte er durch frappante Analogieen und überaus treffende Parallelen aus scheinbar ganz entlegenen Zeiträumen in glücklichster Weise die hellsten Schlaglichter auf Menschen und Zustände zu werfen. Es liegt mir völlig fern, in eine Charakteristik Burckhardts einzutreten; durch seinen Konstantin und seine Kultur der Renaissance gehört er der Weltlitteratur an. Sein Cicerone ist in Jedermanns Händen oder wäre es, wenn wir in Frankreich oder England lebten. Im Lande der Denker dagegen pflegt die Geburts-, Geld- und Bildungsaristokratie Bücher nur selten zu kaufen; lieber pränumeriert sie zehn Wochen zuvor auf interessante Novitäten und vielbegehrte Bücher in der Leihbibliothek.[1])

[1]) Als im Frühjahr 1897 Band XI und XII von Nietzsches Schriften erschienen, hatten 50 Reichsboten der Reihe nach auf das Exemplar der Reichstagsbibliothek pränumeriert. Kaufen konnte es natürlich keiner dieser führenden Geister auf dem Gebiete des Staatslebens. Charakteristisch ist auch ein Zettelchen des Ministers von Schoen, welches M. Lehrs (populäre Aufsätze S. 478) devot bewundernd abdruckt: „. . . Es ist länger als drei Monate, daß Herr Varnhagen von Ense mir schrieb, daß er schon den 11. Teil von Grotes history of Greece besitze. Hat unsere Bibliothek diesen Band noch nicht erhalten?" Natürlich, Varnhagen kann das Buch kaufen, S. Exc. der Herr Minister müssen es sich von der Königsberger Universitätsbibliothek entleihen!

Digitized by Google

Die meisten Zeitgenossen kennen J. Burckhardt nur als Kunstkenner und Kunsthistoriker. Man würde sich aber sehr irren, wenn man unter dem vorwiegenden Eindruck der heiteren Ironie, die seine Darstellung durchzieht, und seines feinfühligen Kunstverständnisses ihn für eine lediglich ästhetische Natur halten würde. In seinem Innersten besaß er ein gewaltiges ethisches Element; nur accentuierte er es nicht zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit, weil er eben keine feierliche und pathetische Natur war. Gelegentlich konnte er aber in seinen Vorlesungen unbeschreiblich ernst werden. Ich erinnere mich, daß einmal in einer öffentlichen akademischen Vorlesung über antike Kunst das ganze Auditorium, Herren und Frauen, aufs tiefste erschüttert wurde, als er nicht ohne Berechnung des rhetorischen Effekts mit einer ganz einzigartigen Betrachtung schloß. Er sprach von der Statue des Hermes Psychopompos und schilderte mit jener bei ihm nicht seltenen dionysischen Begeisterung, gewissermaßen als *νεμεσάλητος*, jene herrliche Jünglingsgestalt, welche, wie er sagte, ein unsäglicher Mißgriff als Antinoo del Vaticano bezeichnet hat. In seiner unnachahmlichen Weise beschrieb er den schmerzvoll melancholischen Ausdruck, der sich in dem leicht gebeugten Haupte und in allen einzelnen Gesichtszügen offenbart. „Ist es nicht", sagte er, „als wenn das Bild zu sprechen begönne und zu uns sagte: Ihr wundert euch, daß ich so traurig bin, ich, einer der seligen Olympier, die in ewiger Heiterkeit und unvergänglicher Lebenslust genießen und schauen. Wir hatten Alles: Glanz himmlischer Götterschönheit, ewige Jugend, unzerstörbaren Frohsinn; aber wir waren nicht glücklich, denn wir waren nicht gut. Wir konnten nicht gut sein, weil wir nur ästhetische Ideale, keine ethischen Potenzen waren. Schaut Antigone, die edelste Tochter und Schwester; sie ging jämmerlich zu Grunde, weil sie an uns glaubte und unsere Gebote heilig hielt. Schaut die trostlose Niobe! Wir haben ihre schuldlosen Kinder erschlagen nur, um der stolzen Mutter unsagbar weh thun zu können. So ist unser Handeln allzeit gewesen. Wir haben nur uns selbst gelebt und allen andern Schmerz bereitet. Wir waren nicht gut und darum mußten wir untergehen". Unwillkürlich erinnerte ich mich, Sommer 1897, beim Anblick von Klingers großem, tiefsinnigem Gemälde der Worte J. Burckhardts, die derselbe zwanzig Jahre früher gesprochen.

Nur eine von tiefstem sittlichen Ernste getragene Persönlichkeit

konnte über Demoſthenes, den heute durch Droyſen, Beloch und Genoſſen ſo jämmerlich mißhandelten und mißverſtandenen, ſo urteilen, wie J. Burckhardt in ſeinen Vorleſungen über alte Geſchichte that.

„Wenn ich geſagt habe, daß Philipp von Macedonien der Mann ſeiner Zeit und ſeine Politik die der Zukunft war, ſo bin ich weit entfernt, Demoſthenes auch nur den Schatten eines Vorwurfes zu machen, weil er ſein politiſcher Gegner war. Demoſthenes war noch ein echter Bürger der ſterbenden Polis. Monarchie und Polisgedanke laſſen ſich aber ſo wenig vereinigen als Feuer und Waſſer. Jeder dieſer Faktoren kann nur ſiegen oder ſterben. Demoſthenes war Athener, mit Leib und Seele eingeſpannt in ſein heimatliches Gemeinweſen und als Bürger hat er ſeinen Mann voll geſtanden. Das Altertum hatte Bürger, wie es heute keine mehr giebt. Ein ſolcher war Demoſthenes. Darum haben in der Franzoſenzeit Niebuhr und Jacobs ſich in Demoſthenes verſenkt und dieſen überſetzt; durch nichts vermochten ſie beſſer wahre vaterländiſche Begeiſterung dem deutſchen Volke einzupflanzen. Droyſen ſagt: „Die Geſellſchaft kennt wenig ſo traurige Geſtalten als den großen Redner von Athen; er mißkannte ſeine Zeit, ſein Volk, ſeine Gegner und ſich ſelbſt. Mit dem Eigenſinn der Ohnmacht und Gewohnheit ließ er ſelbſt mit dem vollkommenen Siege Macedoniens nach dem Beginne einer neuen, die Welt umgeſtaltenden Aera ſeine alten Pläne und Hoffnungen nicht, die mit ihm ſich ſelbſt überlebt hatten.“ Hier macht, ſagt J. Burckhardt, niemand eine traurigere Figur als der vir eruditissimus Johann Guſtav Droyſen ſelbſt. Ob Demoſthenes den Philipp wiſſentlich oder unwiſſentlich falſch tarierte, iſt ganz gleichgültig. Es giebt im Völkerleben ganz desperate Momente, wo die Wahrheit zu ſagen ein patriotiſches Verbrechen iſt. Hätte ſich Demoſthenes hingeſtellt und geſagt: Ihr ἄνδρες Ἀθηναῖοι! ſeht, ihr ſeid politiſch und moraliſch vergeldstagt. Eure Republik iſt ein λῆρος; heute iſt es das monarchiſche Prinzip, das vom Zeitgeiſte getragen wird. Ordnet euch als verſtändige Leute ihm unter und macht dem großen König eure Reverenz“, ſo ſtünde er gebrandmarkt vor der Nachwelt, wie Aeſchines, Philokrates und die ganze verworfene Geſellſchaft. Die Minorität, ob ſie ſiegt oder ſtirbt, ſie macht allezeit die Weltgeſchichte. Das eben erfüllt die Menſchenbruſt mit Hochgefühl,

wenn wir sehen, wie eine hochangelegte Persönlichkeit, ein großer Charakter gegen seine Zeit, gegen die unabänderliche Schicksalsordnung der Geschichtsentwickelung dem Titanen gleich sich stemmt und lieber untergeht als seine Ueberzeugungen verleugnet. Die Mehrzahl der Menschen besitzt keine Ueberzeugungen, sondern sucht stets so zu denken wie die Majorität und bequemt sich dieser an. Durch seinen todesmutigen Heroismus in der Vertretung der schwachen Sache steht Demosthenes so groß da wie Cato. In Zeiten großer Umwälzungen ist Niemand möglicher als der Unmögliche. Zuletzt haben diese großen Todten, die Männer des Enthusiasmus und der Ideen, auch dem alternden Athen, das seine Leibrente verzehrte, sehr praktische, rein utilitarische Dienste erwiesen. Die harten Römer, welche das üppige Korinth, die liebreizende Stadt der Eleganz und Galanterie, mit kalter Erbarmungslosigkeit vernichteten, wie haben sie Athen geehrt und geliebt! Das sagt uns der nüchterne Realpolitiker Sulla, diese geniale Kraftgestalt des blutigsten und grauenvollsten Entsetzens, der, als er die 10000 besiegten Samniten im Circus zusammenhauen ließ, die erschreckten Senatoren im benachbarten Bellonatempel mit den Worten beruhigte: „er bringe die Canaille zur Raison" (*νουθετῆσαι ἐνίους τῶν πονηρῶν*); eben dieser Sulla hat das empörte Athen, das er mit stürmender Hand genommen, geschont; er sagte, er wolle um der Vielen willen den Wenigen Gnade angedeihen lassen. Um seiner großen Todten willen ist Athen die Verzeihung des Imperators zu Teil geworden. Die Geister der großen Freiheitshelden haben Athen vor dem fürchterlichsten Verderben bewahrt."

Aehnliche Töne erklingen auch in der Kulturgeschichte: „Zum Glück kommt die gewaltige Wahrheit in Demosthenes wieder. Man atmet förmlich auf, wenn man von den langweiligen Leierkastenmelodien des Panathenaikus zu den olynthischen Reden kommt. Er will den Athenern nicht gefällig sein; sie sollen in äußerstem Grade ergrimmen. Diese ewig große Erscheinung spricht zu allen Zeiten für Athen. Athen war ein altes Weibchen, das seine Brühe schlürft. Aber es war noch der Spannung fähig; es konnte bei Chaeronea nicht siegen, aber ehrenvoll durchkämpfen." Die Bewunderung für Demosthenes und die sterbende Republik hinderte diesen universalen, jede historische Erscheinung in ihrer Eigenart

Digitized by Google

intuitiv erfassenden Geist durchaus nicht, auch Alexander dem Großen und seiner welthistorischen Mission in einer Weise gerecht zu werden, daß die Charakteristik dieses Genius vielleicht zum Großartigsten und Erhabensten gehört, was wir überhaupt J. Burckhardt verdanken. Doch hören wir ihn selbst:

„Gehen wir nun zu Alexander und den Diadochen über. Die Welt wurde durch eine *μεγάλη φύσις* riesigster Art neu orientiert; es ist Alexander der Große. Persien war in physischer und geistiger Abnahme begriffen. Am Hofe sah es entsetzlich aus. Das Reich hätte auch ohne Alexander nicht mehr lange gelebt. Dann wären die Völker ihrer nationalen Barbarei wieder anheimgefallen. Dann wäre wahrscheinlich auch Palästina zum aramäischen Erdwinkel geworden; die neue Religion hätte die weltbeherrschende Sprache nicht gefunden. Es hätten sich wüste Turanier und Parther erhoben; wer weiß, vielleicht Gog und Magog! Die Griechen hätten sich untereinander aufgezehrt, und wir wüßten wenig von ihnen. Es kamen entsetzliche Leiden; aber gerettet wurde das Bewußtsein des Weltzusammenhangs. Es kam, weil Alexander den Orient hellenisierte, wodurch die Römer weiter bauen konnten. Daher kann man nur Mitleid haben mit der jämmerlichen Darstellung von Mr. Grote; er macht den Alexander zum Abenteurer und Landstreicher. Der Mann war leberkrank. Die ganze alte Tradition ist voll von Bewunderung für Alexander. Er ist der Sohn Philipps, aber nicht possenhaft und verlogen wie dieser, sondern feierlich und pathetisch. Durch den Vater war er Heraklide, durch die Mutter Aeakide. Die Olympias, diese orgiastische Naturmacht, hat ein starkes geistiges Erbteil auf den Sohn übertragen. Nach des Vaters Tode mußte er gleich weiter kämpfen und hat alles mit Kühnheit niedergeschlagen. Nun konnte er sich seiner großen Aufgabe widmen. Er war Krieger von Jugend auf, an Schreckliches gewöhnt, aber auch Schüler des Aristoteles, *φιλόλογος καὶ φιλομαθής*. Er ist Entdecker mehr als Eroberer. Daher seine scheinbar so unpraktischen Züge; nicht um zu erobern will er an den Hyphasis, sondern um zu entdecken und zu schauen. Man kann ihn nicht ausrechnen. Sein Wandeln ist ein Wandeln wie in einem gottgeführten Traume. Unter Umständen ist er dann wieder löwenkühner Soldat. Es ist eine übernatürliche Kraft in ihm. So zieht er nach Asien. Ins Schmuckkästchen des Darius legt er seine

Digitized by Google

Ilias. Das ist weltgeschichtliche Symbolik, hellenischer Geist in orientalischer Materie.

Dann die große Episode nach Phönizien und Aegypten. Wenn er jene Gegenden hatte, war er sicher gegen die persische Flotte. Herr Grote meint, er hätte sie vielleicht auch so genommen; vielleicht hätte es Mr. Grote gekonnt; Alexander konnte es nicht. Dann hat er Palästina in den großen Strom der hellenischen Existenz hineingezogen. Die Juden sind nun massenhaft in Aegypten. Sie hellenisieren sich so, daß die Septuaginta ihnen nötig wird. Das hellenistische Judentum wurde ein hochwichtiges Ferment zur Verbreitung des Christentums. Auf drei großen Sachen beruht die gesamte Kontinuität der Weltkultur; es sind: die macedonisch-hellenistische Bildung, die römisch-griechische Bildung und das Christentum. Dadurch wissen wir so viel mehr und dadurch sind wir so viel mehr als all die Völker, welche den belebenden, weltgeschichtlichen Hauch des Mittelmeers nicht verspürt haben. Und all das durch Alexander, den Sohn Philipps. Er hat das Griechentum gerettet, indem er es über die Welt zerstreute. Er nahm auch Gaza und hat es ausgeräumt; er gründet Alexandria nach seinem Namen und vollzieht die Theokrasie. Er erkennt an, daß die Polytheismen sich freundlich sind. Aus macedonischer Superstition ging er nach dem Ammonium und erfuhr, daß Olympias bei der Ermordung Philipps beteiligt gewesen war. Dann seine Gottessohnschaft. Nur so konnte er die Asiaten unbedingt beherrschen. Die Griechen hätten es deshalb nicht nötig gehabt, sich aufs liberale Roß zu setzen. Dann eilt er weiter nach Mesopotamien zur Schlacht bei Arbela. Er saust mit furchtbarem Geschrei vorwärts. Das alte Aeakidenblut war zu stark; nun jagt er dem Darius nach, will ihn begnadigen; er war nicht grausam: *σῶσαι τοὺς ἄνδρας* war seine Maxime. Er kam an die großen Geldschätze der Perserkönige, Susa und Persepolis. Es sank der Palast von Persepolis. Warum? nicht wegen der gewöhnlichen Träume, sondern aus bestimmter, politischer Absicht. Bisher hatten die Persianer geherrscht; das Anzünden des Palastes war eine Meldung in Frakturschrift an hundert barbarische Völkerschaften, daß das Perserjoch zerbrochen sei. Er macht seine Aufgabe fertig, zieht durch alle Ostsatrapien in Schnee und Elend zum Unterschiede von den Arabern, welche im 8. Jahrhundert die

wüsten Gebirgsregionen liegen ließen. Der Entdecker führt ihn weiter und weiter; er zieht über die fünf Flüsse des Pandschab. Die Reise wird ein beständiges ἐκπλεῖν. Den Indus befuhr er. Nun kommt die sechzigtägige Rückkehr, verbunden mit namenlosen Strapazen. Aber es gab auch in diesen Zeiten, die von den ermatteten macedonischen Soldaten und Offizieren das Unmögliche verlangten, große Verschwörungen, wie die des Philotas, den er öffentlich durch die Macedonier töten läßt. Solche verräterische Niedertracht und Vasallentücke sind notwendig begleitende Umstände feudalistischer Zustände. Ich halte alle diese Verschwörer für schuldig. Am Hofe Philipps hatte niemand reine Präcedentien. Alexander ist die mildeste Erscheinung aller Temeniden. Er suchte seine starren Macedonier den neuen Verhältnissen anzupassen. Er vermählte 10000 Macedonier mit den schönsten Orientalinnen. Er selbst nahm die schöne Roxane. Dann arrangierte er die große Kommunion zwischen Orient und Occident bei Opis in Mesopotamien. Auf der einen Seite stehen die Griechen und die μίκτεις, auf der andern die Perser und die Magier. Dann spendete er für Asien und Europa und betet dann um Eintracht und Gemeinsamkeit. Alexander war nie ein Gaukler oder Charlatan, wie Alkibiades, sondern immer großartig und ernsthaft. In Babylon empfing er die Fülle von Gesandten, wahrscheinlich auch römische. Er war Kosmokrator, der Herr der Welt, ließ das kaspische Meer ausmessen[1]) und hat die Kossäer gezüchtigt, wobei Mr. Grote Krokodilsthränen vergießt; aber es war ein höchst niederträchtiges Räubervolk. Es häuften sich die Anzeichen des Todes. Er ließ sich etwas gehen, soll scharf gebechert haben; er bekommt das Fieber und stirbt — nicht von Aristoteles vergiftet —; aber nach solchen Strapazen und Verwundungen ist das nicht unerklärlich. Im Palaste des Nebukadnezar sahen ihn zuletzt die Soldaten. Er war doch ihr Ein und Alles".

Doch ich breche ab; denn unendlich ist die Fülle des Neuen, Geistreichen und Originellen auch im zweiten Teile seiner Kulturgeschichte. Es ist nur zu wünschen, daß die Herausgabe derselben aus seinem Nachlasse nicht zu lange verzögert werde; die Schwierigkeit ist hier allerdings bedeutend, da keine für den Druck vor-

[1]) Vielmehr that dies Seleucus.

Digitized by Google

bereitete Ausarbeitung, wie beim ersten Teil, vorliegt, und der Empfang, welchen die Zunft diesem bereitet hat, ist für den hochverdienten Herausgeber nicht eben ermunternd. Allein hier liegt eine sittliche Verpflichtung vor. Dieses κτῆμα ἐς ἀεί darf nicht im Schweißtuch vergraben bleiben.

Ich erinnere mich, wie ich einst ihn besuchte, als er eben den Abschnitt über die sittengeschichtliche Bedeutung des Cynismus ausgearbeitet hatte — wieder echter Burckhardt, geistsprühend, heiter lächelnd und dabei tief ernst. Er las mir etwa eine Viertelstunde aus seiner Ausarbeitung vor. Die Lektüre hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; zugleich wußte ich bei seiner geheimnißvollen Art das mir geschenkte Vertrauen sehr wohl zu schätzen, das mich gleichsam in die Werkstatt des Genius einen Blick thun ließ. Ich bin J. Burckhardt erst nach meiner Studentenzeit persönlich wirklich nahe gekommen; in den Jahren 1869--1873 war ich Gymnasiallehrer in Basel. Er und E. Curtius waren während dieser ganzen langen Zeit immer hinter mir her, ich solle mich habilitieren, wozu ich nicht die geringste Lust verspürte. Die Schulwirksamkeit bei einer etwas rohen, aber äußerst gutmütigen und naiven und dabei rührend anhänglichen Jugend gefiel mir ausnehmend; auch hatte ich eine heillose Angst und einen gewaltigen Respekt vor den Studenten; ich meinte, denen nie genügen zu können, bis ein Kollege und älterer Freund das erlösende Wort sprach: „Sei nur getrost; Du glaubst gar nicht, wie wenig die Studenten wissen." Daneben dachte ich auch als Gymnasiallehrer viel behaglicher meinen wissenschaftlichen Lieblingsneigungen folgen zu können und müsse mich nicht der mir sehr widrigen und langweiligen Mühe unterziehen, mich auf dem Gesammtgebiet meiner Wissenschaft au fait zu halten. Allein J. Burckhardt ließ nicht locker; immer stimulierte er mich aufs neue. Er hatte die Gewohnheit, jüngere Freunde auf Spaziergänge mitzunehmen oder sie Abends zu sich zu laden. Man war dann immer mit ihm allein; ich wurde von meinen Coätanen sehr beneidet, da mir diese Gunst öfter zu Teil ward. Es waren meist schwere Sitzungen. Um neun Uhr stieg man in seine Eremitenklause im Hause eines Bäckers mit einer geradezu lebensgefährlichen Treppe hinauf. Man kam in eine schmucklose Studentenbude. J. Burckhardt, der erste Kunstkenner Europas, besaß keine stilvolle Zimmereinrichtung,

Digitized by Google

wie jetzt jede gebildete und ästhetisch empfindsame Seele. Uns Jüngern imponierte aber gerade das am meisten, daß dieses schöngeistige, kulturgesättigte Genie so absolut frei von allen Bedürfnissen der Außenwelt war, wie die antiken Philosophen und die heiligen Asketen der mittelalterlichen Kirche. „ἔχω, ἀλλ' οὐκ ἔχομαι. οὕτως ἦν καὶ ἑλέσθαι καὶ καταφρονῆσαι πολύς", das völlig ideale Erhabensein über alle irdische Genüsse gilt, wenn von einem, von diesem großen Toten.

Auf dem Tische war eine Batterie schweren, aber guten Rotweins aufgepflanzt. Dazu rauchte man J. Burckhardts eben nicht hochfeines Kraut. Darin war er ein echter Bürger seines vielgeliebten Italiens, daß ihm jeder Stengel recht war, wenn er nur Luft hatte. Und nun begann der Diskurs, bei dem er selbstverständlich der fast ausschließlich gebende war. Regelmäßig gings bis über Mitternacht, oft bis zwei oder drei Uhr. Nun, in jüngeren Jahren gehörte ich zu der Menschenklasse, welche gegen solche echt deutschen und darum auch schweizerischen Gelagfreuden nicht den mindesten Widerwillen empfindet; dazu kam als Würze seine unvergleichliche Unterhaltung, die sich auf alle möglichen Gebiete des Wissens, auf Litteratur und Kunst, auf Politik und Religion erstreckte. Es ist gar nicht zu sagen, wie viel Anregung für meinen spätern Beruf ich durch diese Symposia privatissima empfing. Hier ließ er sich auch gehen; er hielt mit seiner oft sehr schroff formulierten Meinung ganz und gar nicht zurück, während er im öffentlichen Leben eine Vorsicht und Zurückhaltung zeigte, die nahezu an Aengstlichkeit streifte. Ich bereue es, nie ein Tagebuch geführt und auch nie systematisch Excerpte gesammelt zu haben. Wie manches der goldnen Worte Burckhardts ist dadurch meinem Gedächtnis auf immer entschwunden. In gewissen Zeiten besuchte auch J. Burckhardt die Veltlinerhalle oder die Bierbrauerei Glock in der Aeschenvorstadt. Er hatte es dann gern, wenn ein Kreis jüngerer Freunde sich um ihn sammelte. Aber es mußte das gleichsam wie zufällig geschehen. Es durften keine festen Abreden getroffen werden. Noch erinnere ich mich, wie er, eben von einer Kunstreise aus Holland zurückgekehrt, während eines ganzen Abends uns aufs prachtvollste unterhielt durch seine köstlichen Schilderungen der gravitätischen und altfränkischen Mynheers. Für alles Komische oder Barocke hatte er ein scharfes Auge und wußte

Digitized by Google

mit plastischer Anschaulichkeit ein lebensvolles Bild vor unseren Blicken zu entrollen. Brillant war seine Schilderung eines urväterlichen Hotels in Harlem, wo er den Auftrag gegeben hatte, um sieben Uhr geweckt zu werden, aber die ganze Nacht kein Auge schließen konnte wegen eines vorsündflutlichen Carillons, der jede Glockenstunde seine rührseligen Weisen herunterorgelte. Als er zu spät für den Frühzug herunterkam und sich beschwerte, erklärte ihm der hochvornehme und feierliche Sommelier: „On ne part pas à 7 heures.“ Nun legte aber Burckhardt los und wusch ihm in seinem ausgezeichneten Französisch ganz gewaltig den Kopf. Er setzte ihm auseinander, daß, wenn sein Hotel in Zukunft keine fischblütigen Mynheers, sondern civilisierte Menschen beherbergen wolle, solle es vor allen faire taire ce carillon si déplorable et ridicule avec ses airs mesquins, qui font le désespoir des gens convenables. Der große Haushofmeister war ganz verdutzt und wurde sehr klein. Nach solchen Episoden konnte aber Burckhardt mit hinreißender Begeisterung die dortigen Kunstschätze schildern, in deren Genuß er den Tag über geschwelgt hatte. Solche Abende waren für die Zuhörer unvergeßlich. Wie gerne würde ich manches aus unsrem dialogischen Austausch mitteilen. Aber die Zeit bleicht so schnell die Farben der Erinnerung, und was wir im Augenblicke des Genusses als ewiges Eigentum wähnten, wird gar bald ein blasses Nebelgebilde, das nur noch in unbestimmten Umrissen vor unsrer Seele hinzieht. Wer sich mit J. Burckhardt unterhielt, machte die Erfahrung, welcher Oehlenschläger in Bezug auf Madame de Staël so schönen und treffenden Ausdruck giebt. Er verstand es in seltnem Grade in der eignen Brust neue und bedeutende Gedanken zu wecken. Man wuchs selbst geistig im Umgang mit diesem geistigen Riesen.

Nachdem ich Basel verlassen, habe ich von Heidelberg 1873 bis 1878 und von Jena aus kein Jahr unterlassen, bei meinem regelmäßigen jährlichen Besuche in Basel Jakob Burckhardt aufzusuchen. Je mehr er in die Jahre kam, desto mehr freute er sich jedes Zeichens von Anhänglichkeit und Ergebenheit und trotz alles meines Protestierens erwiederte er regelmäßig den Besuch, bis ihn in den letzten Jahren Altersbeschwerden ans Zimmer fesselten. Es ist gar nicht zu sagen, welch unendliche Anregung ich diesen oft ein- oder zweistündigen Unterhaltungen mit dem geliebten Lehrer verdanke. Unsre Ge-

ſpräche betrafen faſt nie ſein eigenſtes Gebiet, die Kunſtgeſchichte; da fühlte ich mich ihm gegenüber zu inferieur, und überhaupt pflegte er Kunſtfreunde oder vollends dilettantiſche Kunſtenthuſiaſten ſehr ſouverän, oft geradezu höhniſch zu behandeln. Einige Aeußerungen von wahrhaft blutiger Ironie ſind mir noch ſehr wohl im Gedächtnis, ich kann ſie aber hier nicht wiederholen, da ſie z. T. noch lebende und im Grunde recht verdienſtvolle Männer betreffen. Solche gefährlichen Themata mied ich; wir ſprachen gewöhnlich über griechiſche, ſelten über römiſche, aber oft auch über orientaliſche Geſchichte. Nach einiger Zeit wandte ſich unſre Unterredung gewöhnlich auf das politiſche Gebiet, und persona grata war ich beſonders, wenn ich aus Berlin kam und aus dem Curtius'ſchen Hauſe von allerlei intereſſanten und bedeutenden Menſchen, die man dort zu treffen pflegte, oder auch einige nova erzählen konnte. „Sehen ſie", pflegte er lachend zu ſagen, „ich habe mich längſt von der Welt zurückgezogen, aber dennoch frage ich, wie die alten Athener *τί νέον*"; Ernſt Curtius verehrte er mit unbedingter Hingabe, und immer mußte ich von ihm, ſeinem Leben und ſeinen Arbeitsplänen erzählen. Köſtlich amüſierte es ihn, als ich ihm noch ganz friſch ein reizendes kleines Erlebnis desſelben mit dem Kaiſer Wilhelm I erzählte. Es war zur Zeit der eben in voller Thätigkeit ſtehenden Ausgrabungsarbeiten in Olympia. Curtius war zu dem gewohnten intimen Zirkel des Freitag Abends erſchienen und von S. M. mit der Frage begrüßt worden: „Nun, lieber Curtius, was neues aus Olympia?" Curtius erzählte, daß er ſich wirklich erſt faſſen mußte. Er konnte ja dem Kaiſer nicht berichten, daß die Südmauer von Myrons Schatzhaus bloßgelegt ſei, oder welche Inſchriften man gerade beim Leonideion gefunden habe. Während er noch nachſann, um raſch das wichtigſte zuſammenzufaſſen, lächelte der Kaiſer und meinte: „Nicht wahr? es geht Ihnen wie Argelander?" „Wie ſo? ich verſtehe nicht, Majeſtät." „Nun, als ich einſt von Koblenz aus die Bonner Sternwarte beſuchte und den Direktor fragte: „Nun, lieber Argelander, was giebts neues am geſtirnten Himmel?" antwortete mir dieſer ruhig: „Kennen Königliche Hoheit ſchon das Alte?" Burckhardt brach in ein wahrhaft homeriſches Gelächter aus und wiederholte unter immer neuen Lachſalven: „Kennen Königliche Hoheit ſchon das Alte?" Den Abend hatte ich entſchieden bei ihm einen Stein im Brett. Sehr häufig be-

trafen unsere Gespräche die Kirchenpolitik, für die J. Burckhardt ein außerordentlich lebendiges Interesse besaß. Er hat mir einmal gesagt, es sei ganz gut, daß sein Vater, der Baslerische Antistes Burckhardt, ihn genötigt habe, vier Semester Theologie zu studieren. Dann revoltierte er aber gründlich. Gerade in Burckhardts ersten Studiensemestern war mein sel. Vater von seinem nahen Freunde und Gesinnungsgenossen, Ratsherrn und Professor Andreas Heusler, einem der edelsten und idealsten Patrioten und dem bedeutendsten politischen Kopfe der alten Schweiz [1]), als Extraordinarius für Geschichte nach Basel berufen worden. Burckhardt zählte zu seinen intelligentesten und eifrigsten Zuhörern. Mein Vater pflegte zu erzählen, wie ihn der würdige und gleichfalls sehr geschichtskundige Antistes einmal herzlich gebeten habe, er möge doch mit seinem Sohne reden; er sei wohl der einzige, der ihn zum Festhalten an dem ihm zugedachten Berufe bewegen könne. Aus Hochachtung für den würdigen Pfarrherrn ging mein Vater, wenn auch ungern, ans Werk. Allein kaum hatte er begonnen, von der hohen Bedeutung des theologischen Studiums und von den bedenklichen Seiten des Umsattelns zu sprechen, so begann Burckhardt mit der ihm eigenen Eloquenz und einer Fülle von Gründen, die er in durchaus logisch geschlossener Reihenfolge einen nach dem andern aufmarschieren ließ, ihm auseinanderzusetzen, daß er zwar hohe Achtung vor dem Theologiestudium habe, daß es aber für ihn persönlich die purste Unmöglichkeit sei, sich einer andren Wissenschaft, als der Geschichte, zu widmen. Genug, er überzeugte meinen Vater dermaßen, daß dieser zum Antistes ging, um ihm mitzuteilen, er begehe ein Unrecht an seinem Sohne, wenn er ver-

---

[1]) Andreas Heusler und Peter Merian, die Leiter des 1833 geschaffenen Halbkantons Basel-Stadt, galten als die eigentlichen Säulen des schweizerischen Konservatismus und Föderalismus vor 1847. Daher erhielten sie einst auch den Besuch des Generals von Gerlach und des Herrn von Thadden-Trieglaff, die gerade auf einer Schweizerreise begriffen waren. Bei dem (1847) gestürzten Bürgermeister Burckhardt verbrachten sie gemeinsam einen sehr interessanten und anregenden Abend. Indessen es erging den Schweizern mit den Ostelbiern auch diesmal wie im Reformationszeitalter beim Religionsgespräch zu Marburg. Sie hatten einen andern Geist. „Weißt Du," sagte auf dem Nachhausewege Peter Merian zu Heusler, „neben diesen Herren sind wir doch die reinsten Jakobiner!"

suche, seine festen Studienentschlüsse, die ganz der Historie angehörten, umzustoßen. Schweren Herzens gab der Vater nach. J. Burckhardt trennte sich nun vollständig auch innerlich von seinem bisherigen Studium, und eine fast fanatisch antichristliche, durch seine Freundschaft mit dem Kinkelschen Hause geförderte Stimmung blieb in jüngern Jahren ein unverkennbarer Grundzug seines Wesens, wovon Zeugnis auch der Konstantin ablegt mit seiner harten und ungerechten Beurteilung des Eusebius und anderer Kirchenmänner. — Später hat er ganz anders und viel ernster geurteilt. Die historische Größe und die sittliche Macht der Kirche hat ihm sichtlich sehr imponiert. In seinem Alter sind ihm auch die Gedanken des platonischen Phädon teuer geworden, wie er mir einmal in einer geweihten Stunde darlegte. Natürlich hütete ich mich bei seinem diffizilen und etwas argwöhnischen Naturell von mir aus jemals auf diese höchsten Fragen einzugehen.

Besonders lehrreich für mich war in der alten Geschichte sein unbestechliches Urteil und sein Meiden aller ausgefahrenen Geleise. Durch keine Zunft- oder Modemeinung ließ er sich beirren; Schulautoritäten imponierten ihm bedenklich wenig. Unentwegt stand er zu einem von ihm für richtig gehaltenen Satze, mochte die herrschende wissenschaftliche Strömung noch so sehr das Gegenteil lehren. Schon vor 30 und 40 Jahren, wo die thörichte Liedertheorie noch das unumstößliche Dogma der meisten Philologen war, glaubte er an den historischen Dichter Homer, den einheitlichen Verfasser von Ilias und Odyssee, und gab dieser Anschauung in den Vorlesungen über alte Geschichte wie über griechische Kulturgeschichte ebenso entschiedenen als wohlbegründeten Ausdruck. Den Zunfthäuptern, namentlich den Philologen, war er nicht eben hold, es mag das mit seiner unversöhnlichen Gelehrtenfeindschaft gegen seinen germanistischen Kollegen, Wilhelm Wackernagel, zusammenhängen. Er hegte gegen die richtigen Stockphilologen einen tiefen Widerwillen und nannte sie nur die viri eruditissimi. „Sehen Sie," sagte er mir einmal, „in der Geschichte sind sie einfach unerträglich. Sie meinen immer, sie säßen auf dem Schulkatheder und hätten Schulzensuren zu erteilen. Es ist unausstehlich, wie sie unsre Alten maltraitieren. Wissen Sie, wie sie's machen. Der Herr Direktor, im ganzen Hochgefühl seiner Würde, stellt sich vor die erste Bank und ruft: Du Sophokles, komm mal

Digitized by Google

raus; Deine schriftlichen Arbeiten haben meine Zufriedenheit erworben; ich gebe Dir Note 1; aber Dein Betragen ist nicht ohne Tadel. Hör', ich habe da eine Geschichte beim Athenäus gelesen von dem Knaben, der Dir die Chlamys stahl. So etwas darf nicht wieder vorkommen. Was werden Deine braven Eltern denken! Jetzt komm Du, Alexander. Du hast brave Fortschritte in der Erdkunde zu verzeichnen. Aber Klitus und Parmenio brauchtest Du nicht zu töten. Auch Vergötterung ziemt sich nicht für irdische Menschen. Einige Deiner Feldzüge waren unnötig und kosteten auch zu viel Geld und Menschenleben. An der Roxane hättest Du eigentlich genug gehabt; warum nahmst Du Dir noch die Barsine hinzu? Schäm' Dich. Du bekommst Note V. Sehen Sie, so verschimpfieren sie unsre genialsten *ἡμίθεοι*."

Vor wirklicher Gelehrsamkeit hatte er einen tiefen Respekt. Mit warmer Liebe und unbedingter Verehrung konnte er z. B. von A. Boeckh sprechen. Dagegen, wer sich im geringsten der Pedanterei schuldig machte, den trafen die Pfeile seines Spottes. Wir kamen einmal auf die eben geschehene Gründung des Vereins zur Reinigung der deutschen Sprache zu reden. J. Burckhardt liebte die Fremdwörter und machte starken Gebrauch von ihnen. Er lächelte daher über die Tendenzen des neuen Vereins: „Die Pedanten und Schulmeister freuen sich, daß sie jetzt mit roter Tinte auch die Aufsätze der Klassiker und anderer guter Schriftsteller anstreichen dürfen. Welch feine Nüancen drückt oft nur das Fremdwort aus, und das wollen wir aufgeben, weil es den Herren mit dem Knöpflistecken[1]) so gefällt. Nein, da mache ich nicht mit."

Manchmal war Burckhardt etwas boshaft; er freute sich sehr, wenn feierliche Gelehrte hineinfielen. Er konnte z. B. nicht müde werden, die Simonidesgeschichte mit Dindorf's und Lepsius' Unfall immer wieder aufzuwärmen. Er amüsierte sich königlich, wie uns Curtius einmal in Basel mit seiner plastischen Anschaulichkeit als Augenzeuge die Akademiescene schilderte, wo Pertz dem Sekretär diktierte, er habe schon den und den Tag ins Tagebuch notiert, Uranios könne unmöglich echt sein, und wie Boeckh unaufhörlich,

[1]) Schweizerischer Provinzialismus für das Instrument der handgreiflichen Beweise beim Schulunterricht.

Digitized by Google

ſich die Hände reibend, wiederholte: „Ich habe mich nie geirrt, ich habe mich nie geirrt.“ „Der echte Philologe,“ ſagte Curtius. Das war natürlich Waſſer auf Burckhardts Mühle. Eine Lieblingsgeſchichte, die ich als anſtändiger Menſch natürlich des öftern über mich ergehen laſſen mußte, war die von dem anonymen Aufſatze im Rheiniſchen Muſeum, wo ein armes Schulmeiſterlein aus dem Sauerland ſeine Aporien gegen Lepſius' Rekonſtruktion der manethoniſchen Dynaſtienreihe mit der berühmten Zahl 3555 vorbrachte und dieſelbe völlig über den Haufen warf. „Wiſſen Sie,“ ſagte er, „wer hinter dieſem Anonymus ſteckte? Kein Geringerer als Löbell!“ Indeſſen gegen die wirklich großen Eigenſchaften von Lepſius, dieſes ſtolzen, aber, wie wir heute immer deutlicher ſehen, ſehr bedeutenden und gegen nähere Freunde unbeſchreiblich liebenswürdigen Gelehrten war Burckhardt ganz ungerecht, und von ſolchen vorgefaßten feſten Meinungen ließ er ſich durch meine beſcheidenen Einwände durchaus nicht abbringen.

Sein glänzend richtiges Urteil zeigte er bei Beſprechungen über die keilſchriftlichen Funde. Gutſchmids einſt ſo berühmtes, heute vergeſſenes Buch „Neue Beiträge zur Geſchichte des Orients“, welches bei ſeinem Erſcheinen die ganze Orientaliſtenzunft kopfſcheu machte, hat ihm ſo wenig, als dem Sanſkritaner Böhtlingk[1]), imponiert. Mich, als den neben Schrader am unſanfteſten gezauſten, erbaute das natürlich höchlich. Er riet mir jedoch: „Schreiben Sie nichts dagegen; das hat keinen Zweck. Die Wahrheit kämpft ſich beſſer ohne Polemik durch.“ Leider bin ich ſeinem Rate gefolgt und habe meine Streitluſt ſehr inopportun unterdrückt[2]). Vielfach drehten ſich unſre Geſpräche um die Anfänge der orientaliſchen Staaten, wo ſein weiter Blick und ſeine Kenntnis der hiſtoriſchen Verläufe faſt aller Völkergeſchichte oft geradezu

[1]) Letzterer ſprach mit mir einmal über das Buch und freute ſich ſehr, als ich ihm mitteilte, genau wie er urteile auch J. Burckhardt in Baſel.

[2]) Ich muß übrigens bekennen, daß in einem Punkte, wo ich abſolut im ſonnenklarſten Rechte war, nämlich über den Urſprung der Venus Erycina, mir Gutſchmid auf meine private Entgegnung hin gleichfalls in einem (noch von mir aufbewahrten) Privatbriefe höchſt loyal vollkommene amende honorable gewährte. Ich erwähne das nur, weil die heutigen wiſſenſchaftlichen Antiſemiten Gutſchmids Bonmot vom παμπουγῶν von Ninive, in das E. Curtius die griechiſchen Olympier geſteckt haben ſoll, mit wenig Witz und viel Behagen immer wieder aufzuwärmen pflegen.

Digitized by Google

intuitiv das Richtige ſchaute und darlegte. Wir ſprachen einſt über Geneſis XIV, die Geſchichte der vier Könige mit Abraham. „Sehen Sie," ſagte Burckhardt, „das iſt uralte Ueberlieferung und echteſtes vom echten. Das iſt ein erratiſcher Block, ein Kapitel aus einer uralten Königsgeſchichte Vorderaſiens, das ſich, Gott weiß durch welche Umſtände, in die jüdiſche Tora verirrt hat. Daß die viri eruditissimi das Kapitel für jung und ſpät und gar für nacheriliſch halten, ſieht ihnen gleich. Uns muß das zur größten Vorſicht mahnen. Denn gerade daß dieſe es verdammen, iſt eine ſtarke Präſumption für die Echtheit." Ich ſtutzte da freilich, weil mir auch nur die Möglichkeit einer ſolchen vorderaſiatiſchen Königsgeſchichte einfach undenkbar ſchien. Jetzt haben die Tell-el-Amarna-Funde und die aus ihnen reſultierenden Ergebniſſe, daß das Altbabyloniſche als lingua franca und Diplomatenſprache ſchon lange vor 2000 durch ganz Vorderaſien galt, und daß ſeit dem grauſten Uraltertum babyloniſche Kultur durch alle dieſe Gebiete verbreitet war, uns ganz neue und vollkommen überraſchende Perſpektiven eröffnet, deren Tragweite ſich auch noch entfernt nicht überſchauen läßt[1]). Burckhardt urteilte hier genial richtig mit dem Prophetenblick des echten Hiſtorikers, trotzdem er von orientaliſchen Sprachen außer dem Hebräiſchen keine Ahnung hatte.

---

[1]) In einem Geſpräche, welches ich neuerdings mit einem der bedeutendſten Forſcher auf dem Gebiete der altorientaliſchen Geſchichte hatte, gab dieſer mir unumwunden zu, daß die Geſchichte entgegen ſeinen frühern Aufſtellungen recht alt und voreriliſch ſein könne. Er leugnete auch nicht, daß der Geſchichte von dem Ueberfall Abrahams und ſeiner 318 möglicherweiſe eine Thatſache zu Grunde liegen könne. Die Parallelen aus der Geſchichte des Pharao Pepi (Phiops) und der Kardudenfeldzüge der Großkönige ſind da zu ſchlagend und belehrend. Bedenken erregten ihm nur noch die mythiſchen Volkerſchaften der Zuſim, Rephaim und Horim. Die Rephaim ſind ja die Hadesbewohner der Phönizier. Auch dieſer Grund kann kaum als ſtichhaltig angeſehen werden. Ganz ähnlich waren für die hiſtoriſchen Bewohner Kariens die alten Leleger mit ihren *ἐρύματα* mythiſche Recken der Sagenzeit, und für die heutigen Griechen, die ſich *Ῥωμαῖοι* nennen, ſind die *Ἕλληνες* förmliche Rieſen der Urzeit oder Djins (Hellenikó, Hellénon Lithári). Wie ſo oft iſt die verachtete Tradition wieder einmal gut, und das, was wir methodiſche Kritik des XIX. Jahrhunderts nennen, ſpottſchlecht. Wir müſſen eben unaufhörlich umlernen. Seit den letzten fünfzehn Jahren ſpürt das jeder Lehrer der alten Geſchichte an der höchſt verdrießlichen und offenbar noch lange nicht aufhörenden notgedrungenen Reviſion und Umarbeitung ſeiner Hefte.

In der griechischen Geschichte hegte er eine unbegrenzte Verehrung für E. Curtius. Die poetisch künstlerische Natur, die formvollendete Darstellung waren ihm überaus sympathisch. In seiner griechischen Kulturgeschichte begegnen wir auf Schritt und Tritt Ausdrücken der Verehrung für diesen Forscher. Im Abschnitt vom agonalen Zeitalter, womit J. Burckhardt die Epoche bezeichnet, wo der Adel mit seinem Olympiasport noch geistig dominierte, schildert er sehr lebendig das Zusammenströmen der Griechen aus allen Kolonien zu dem penteterischen Feste. „Hier sah man, wie Curtius unendlich schön sagt, wie groß die griechische Nation war." Er wurde nicht müde, seinen Zuhörern gewisse Abschnitte bei Curtius als Lektüre zu empfehlen. Umsoweniger Geschmack konnte er Mommsen abgewinnen; schon die Sprache und das stark realistische Kolorit waren ihm sehr unsympathisch. „Curtius ist ein Priester der Wissenschaft," sagte er mir einmal. „Wenn der spricht, so ist es allemal ein Lied aus dem höhern Chor." Als Curtius und ich 1871 als Gäste des preußischen Gesandten zu Konstantinopel in leichtem Kaik von Bujukdere nach Anadoli Hissar schaukelten, kam die Rede auf J. Burckhardt, dessen Cicerone dem Grafen wohlbekannt war. Ich zitierte das oben erwähnte Urteil J. Burckhardts über Curtius, wobei dieser in sein bekanntes schallendes Gelächter ausbrach. „Sagen Sie Professor Burckhardt, das sei nett von ihm; er soll noch mehr solche bons mots machen," rief der Graf in heiterster Laune. Natürlich rapportierte ich, nach Basel zurückgekehrt, getreulichst. „Jesses, Jesses, was machen Sie für unvernünftige Sachen!" war die Quittung; allein an dem vergnüglichen Lachen bemerkte ich doch, daß auch der eifrige Republikaner Burckhardt nicht ganz unempfänglich für standesherrlich gräfliches Lob war. Seine Antipathie gegen Mommsen war mir lange ein Rätsel, da ein sehr merkwürdiger Zug diesen beiden großen Historikern gemeinsam ist und genau so bei Heinrich Leo wiederkehrt. Letzterer, von der heutigen Generation viel zu sehr vernachlässigt und vergessen, fesselt uns trotz seiner etwas gichtbrüchigen Moralität durch die Kraft, die Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit seines Wesens. Sehr richtig hat Karl Schwarz von ihm gesagt, daß er im Grunde desselben trotz allem Supranaturalismus und spätern Gnadenstande ein derber Naturalist gewesen sei, ein Freund jeder Gewalt-

that und jeder vollen und ungebrochenen Kraftäußerung. Dies steigert sich bei diesem Vorkämpfer der Kreuzzeitungspartei und Mitarbeiter am Nathusius'schen Volksblatte bis zum Kultus des ruchlosen, aber genialen Kraftmenschen. Gerade in diesem naturalistischen Zuge, in diesem Verachten alles abstrakten Denkens, alles abgeblaßten Doktrinarismus berührt er sich mit Mommsen und mit Burckhardt, d. h. mit Männern, die eigentlich nach ihrer ganzen Anschauungsweise als die entschiedensten Antipoden des geistvollen Reaktionärs Leo erscheinen müßten. Für Mommsen ist charakteristisch die Verherrlichung des hocharistokratischen, aber kraftvollen Blutmenschen Sulla. In seinen politischen Anschauungen und Maßnahmen ist Sulla das völlige Widerspiel alles dessen, was dem Historiker teuer und heilig ist; trotzdem zieht jenen eine unwiderstehliche innere Sympathie zu Sulla hin; er freut sich an der rücksichtslosen Kraftentfaltung und dem hohnvollen Haß gegen alle Ideologen. Ein verwandter Zug ist unschwer auch bei Burckhardt zu erkennen. Wie derselbe von den Borgia's und jenen fürchterlichen Gewaltmenschen des cinque cento dachte, ist allen geläufig. Später bereute er seine diesbezüglichen Auslassungen; er sagte, seine übermütigen Expektorationen hätten schlimm auf die jüngere Generation gewirkt, die ihn in allem und auch hierin vergötterte. Wie nun Mommsen die Gewaltmenschen der Bücher verherrlicht und dem Gewaltmenschen von Fleisch und Blut wenig Sympathie entgegenbringt, so auch J. Burckhardt. Wie Mommsen war auch Burckhardt für Bismarck nicht zu haben; bei Burckhardt beobachten wir das in der Geistergeschichte nicht seltene Phänomen, daß gerade geistig überaus fein konstruierte und zart organisierte Naturen das Bedürfnis nach einer Ergänzung ihrer halbweiblichen Geistigkeit durch ein theoretisches Schwärmen für physische Kraft und selbst brutale Roheit empfinden. Allein wenn ihnen dann solche Kraftgenies in der realen Wirklichkeit begegnen, fühlen sie sich aufs äußerste abgestoßen. So ging es auch Burckhardt. Der Enthusiasmus für die Kraftmenschen und der Kultus der grundsatzlosen Heroenphysis erhielt der Welt der Realitäten gegenüber sein schärfstes Dementi.

So steht J. Burckhardt in einem ganz eigentümlichen Verhältnis zu den beiden großen Heroen des XIX. Jahrhunderts und

Digitized by Google

seiner absterbenden Kultur. Bismarck, der staatsmännische Genius, war von ihm nie völlig verstanden und kongenial beurteilt worden. Auch Nietzsche betrachtete er bei aller hohen Anerkennung und trotz liebevollem Eingehen auf seine einsamen Gedankengänge in letzter Linie immer etwas skeptisch, soweit das eben einem jüngern, ihn rückhaltlos bewundernden Kollegen gegenüber seine echt französische Höflichkeit zuließ. Als „die Geburt der Tragödie" erschienen war, äußerte er sich mir gegenüber voll Bewunderung, aber mit jener nicht sehr angenehmen Bewunderung, der man es sofort anmerkt, daß sie im Grunde nur schlecht verhüllte beißende Ironie war. So ist es in der That auffällig, daß Burckhardt, wie wenige ein echter Sohn des 19. Jahrhunderts, diesen beiden genialen Trägern und letzten Verteidigern seiner Kultur nicht mit dem Verständnis entgegengekommen ist, wie wir wohl wünschten. Mit Titanengewalt hat Bismarck den von der Bildungsaristokratie beherrschten Staatsorganismus unsrer Zeit gegen die von unten anstürmende demokratische Hochflut verteidigen und halten wollen. Doch bereits der große französische Denker, A. de Tocqueville, hat die demokratische Strömung als unwiderstehlich bezeichnet, und Bismarck, der letzte Damm, ist hinweggeschwemmt worden. Aehnlich hat Nietzsche die ungeheure Wahrheit des Individualismus und das Recht des Individuums noch einmal mit glänzender Genialität gegen die modernen Herdenmenschen und ihre sozialen Ideale verteidigt und unter der gebildeten Jugend aller Nationen zahlreiche enthusiastische Anhänger und Gläubige gewonnen. Umsonst. Auch er schwimmt gegen den Strom. Seine Jünger, zu denen vielfach die besten unsrer Nation gehören, sind den letzten Neuplatonikern zu vergleichen; seine und ihre Ideale wurzeln in der aristokratischen Vorzeit; sie sind, sich selbst vielleicht unbewußt, die letzten Fackelträger einer untergehenden Gesittung. Aber ob ihre Gedankenwelt nicht eine schönere und bessere Welt gewesen ist, als was uns bevorsteht im neuen Jahrhundert, an dessen Schwelle wir heute besorgten Blickes stehen? —

Hier wäre nun gerade Burckhardt als rückwärtsgewandter Prophet berufen gewesen, ein erlösendes Wort zu sprechen. Er hat es nicht gethan, sicher nicht thun wollen und vielleicht auch nicht thun können. Wenn dies richtig ist, so mag der Grund mit darin liegen, daß er den geistigen Heroen unsrer Zeit, wenigstens dem Heros auf politischem Gebiete, zu skeptisch und kühl gegenüber gestanden hat.

Doch wir wenden uns wieder zu meinen Burckhardtsdialogen zurück.

Natürlich begegneten sich, von Konstantin ausgehend, unsre Gespräche häufig auf byzantinischem Gebiete. Ich bewahre noch ὡς μέγα χρῆμα seinen letzten Brief, geschrieben im Oktober 1896 vier Wochen etwa, nachdem ich zum letzten Male ihn gesehen und gesprochen hatte. Schon ein Jahr zuvor war er durch Asthma und Gicht so hergenommen, daß ein ihm verwandter und befreundeter Basler Arzt mir mitteilte, er glaube kaum, daß Burckhardt noch das Frühjahr erleben werde. Nun hatte ich ihm meine byzantinische Kaisergeschichte versprochen. Allein die Edition des Krumbacherschen Wälzers verzögerte sich aus verschiedenen Gründen noch einige Wochen. Ich schrieb nun an Kommerzienrat Beck. und liebenswürdig und entgegenkommend, wie dieser Buchhändler zu sein pflegt, stellte er mir schleunigst ein Exemplar der von mir bearbeiteten Abteilung zusammen, sobald er erfuhr, daß dasselbe für den greisen Forscher bestimmt sei. So erhielt dieser sein Exemplar vier Wochen vor der Buchausgabe. In dem mit zitternder Hand geschriebenen Dankesbriefe fordert er mich auf, eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des byzantinischen Reiches zu schreiben, und giebt mit dem Blicke des Meisters und Kenners mir die Grundlinien meiner Arbeit an. Hier ist er:

„Basel, 5. Dezember 1896

Verehrter Herr!

Alt und schon sehr von Kräften, habe ich mich doch an manchen Stellen in Ihren „Abriß der byzant. Kaisergeschichte" hineingelesen und mit Erstaunen das gewaltige Wissen und die gleichmäßige Kraft der Verarbeitung wahrgenommen. Wie mancher ganz rüstige Docent aber, welcher über den großen Zusammenhang der byzantinischen Dinge unter sich und mit den Feinden ringsum und mit dem Occident in aller Eile Bescheid wissen sollte, wird nun Ursache haben, Ihnen dankbar zu sein, auch wenn er es nicht an den Tag giebt.

Ich für meine Person konnte nur sagen, daß ich die Lücken meines Wissens wenigstens fühlte und bisweilen rasch und raubweise in die Quellen zu gelangen suchte: in den Zeiten des Justinian, dann später beim Theophanes und seinem Continuator,

Digitized by Google

und dann wieder bei dem Porphyrogenitus, dessen de caerimoniis ich genau durchnahm, um nur wenigstens auf die durchgehenden Lebenszüge dieser byzantinischen Existenz zu kommen; sonach nahm ich einfach den Cedrenus vor, wenn er schon nur ein Ueberarbeiter ist, und excerpierte ihn bis zum Tode des Tzimisces. Späteres Quellenlesen bis unter die Palaeologen war nur sehr desultorisch [1]), und wenn ich sechs Seiten herunter hatte, ließ ich die Folianten wieder liegen; denn wahrhaftig jeder Tag hat in unsrem Docentenleben wieder seine eigne Plage.

Nun weiß ich nicht, ob irgend etwas Zusammenhängendes über Leben und Wesen der Unterthanen des Reiches, so etwas kulturgeschichtliches, etwa aus der Zeit der Macedonischen Kaiser, vorhanden ist, nämlich lesbar und deutsch. Sollte es nun nach den furchtbaren politisch-militärischen Strapazen im „Abriß" nicht eine wahre Erholung für Sie sein können, solche Bilder zusammenzustellen, von der Hauptstadt bis ins Bauerndorf, von der Archontenfamilie bis zum Gewerbsmann und Kaufmann, von den großen Hierarchen bis auf Klöster und Einsiedler? Dazu noch der Grad der freien Geisterbeschäftigung aus der nicht mehr ganz unbeträchtlichen „schönen Litteratur". Sie werden mich etwas keck und überflüssig finden mit solchen Ratschlägen, allein bei Ihnen finden sich so viele Kräfte und Vorteile für ein solches Unternehmen vereinigt, und zu allem noch Kenntniß von Land und Leuten, wie sie heute sind!

Dies alles aber wäre nicht unser bis auf jedes Stäubchen anekdotisch ausgebeuteter Westen, sondern eine für Jedermann fremde neue Welt, welche doch auch wohl ihre graziösen Seiten gehabt haben wird. Dixi ꝛc.

Mein Befinden ist leidlich, kann aber jede Stunde anders werden und mit jeder Art wissenschaftlicher Anstrengung hat es ein völliges Ende.

Vom Weltlauf nehme ich nur noch Notiz, soweit es sein muß, und Freude habe ich nicht daran, und, soviel ich sehe, andre rechte

---

[1]) Wieder seine Bescheidenheit. Ich erinnere mich, daß er mir, als er einmal Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts las, gesprächsweise mitteilte, er habe eben den Phrantzes durchgeleien und excerpiert.

Digitized by Google

Leute auch nicht. Wir hätten aber, als Sie hier waren, doch näher davon reden sollen.

Mit bestem Dank und allen guten Wünschen zum neuen Jahr

Ihr ergebener

J. Burckhardt."

Welch wehmütigen Eindruck machen diese Schlußworte!

Wenn ich über seinen Konstantin sprach und ihm bekannte, wieviel ich daraus gelernt, und wie dieses Buch erst mich zum ernsthaften Studium der Byzantiner gebracht habe, pflegte er zu lachen: „Mein guter Konstantin! Wie war ich doch noch grün, als ich den schrieb. Was wollen Sie? Das Buch ist ja längst vergessen!" Da ich aber mit Beharrlichkeit öfter auf den Gegenstand zurückkam, merkte ich doch, daß er gern dabei verweilte. Bekanntlich ist Konstantin das einzige seiner Werke, welches er nicht fremder Mißhandlung preisgegeben, sondern selbst einer zweiten Bearbeitung gewürdigt hat. Er sandte mir dieselbe mit einer echt burckhardtischen Widmungsepistel; ich hatte ihm eben meinen Julius Africanus übersandt. Er überschüttete mein Opus mit den kolossalsten Elogen, wo man zwischen den Zeilen die schärfste Ironie hindurchlesen konnte. Er bewunderte einen Menschen, „der durch Meere von Schwierigkeiten und alten Täuschungen so kühn und glücklich (?) hindurchschwimmen" konnte. „Für Forschungen von solcher Flugweite", wo Ahnung und Kombination die Hauptsache, erklärte er sich für ewig inkapabel. Er hat also im Grunde ähnlich, wie Georges Perrot, geurteilt. Dieser fragte mich einst, womit ich mich beschäftige. Ich erwiderte, mit der Bearbeitung der Fragmente des Julius Africanus. „Ah! vous aimez donc le genre ennuyeux." Diese Wahrheit drückte nun allerdings Burckhardt in etwas liebenswürdigerer Form aus.

Unsre Meinungen über Konstantin gingen allmählich auseinander. Ich sagte ihm, de mortibus persecutorum sei doch von Lactanz und rekapitulierte ihm Hunzikers einleuchtenden Beweis, der mir auch durch die neuern entgegengesetzten Argumentationen in keiner Weise erschüttert erscheint. Burckhardt machte wenig Einwendungen: „Es macht dem Lactanz keine Ehre; nein, es macht ihm keine Ehre. Es ist ein Traktat von ganz unheimlichem Fanatismus." Dann ging es scharf über Eusebius her. Es be-

Digitized by Google

durfte meines ganzen großen Reſpektes vor Burckhardt, um meine diametral entgegengeſetzte Meinung ſo völlig zu unterdrücken und ein sacrifizio dell' intelletto zu bringen. Solche antikirchlichen Streifzüge waren Rudimente ſeiner Jugendentwickelung, die er von Jahr zu Jahr mehr abſtreifte. In Konſtantin ſah Burckhardt einen genialen Menſchen, der die kirchlichen Dinge lediglich nach Geſichtspunkten der politiſchen Zweckmäßigkeit beurteilte; Konſtantin ſelbſt war nach ihm, wie alle Genies, religiös indifferent. Den frommen Sohn der Kirche hat nur der verlogene Panegyrikus des Biſchofs Euſebius aus ihm gemacht. Dieſe, in der Hauptſache noch heute herrſchende, von ſo bedeutenden Forſchern, wie Brieger und K. J. Neumann, im Grunde geteilte Auffaſſung Burckhardts iſt falſch und völlig unhaltbar. Das richtige hat neben Seuffert, der den aufrichtigen und mit den Jahren ſich verſtärkenden chriſtlichen Charakter der kaiſerlichen Legislation betonte, vor allem Seeck geſehen. Die Kreuze ließ Konſtantin beim Feldzug gegen Maxentius nicht aus berechnender Klugheit auf die Schilde ſeiner barbariſchen und großenteils heidniſchen Krieger heften; vielmehr waren ſie in ſeinen und ſeiner Soldaten Augen höchſt wirkſame Talismane des hochmächtigen Chriſtengottes, der auch Galerius für ſeine blutigen Frevel ſo furchtbar gezüchtiget hatte. Es iſt ein barbariſches und rohes Soldatenchriſtentum, dem Chlodovechs oder Friedrich Wilhelms I. vergleichbar, aber keine Heuchelei. Der jugendliche Burckhardt ſtand noch zu ſtark unter dem Einfluſſe Gibbons und Voltaires und ſeiner geliebten Encyklopädiſten. So konſtruierte er einen Konſtantin à la Pombal, Tanucci oder Kaunitz, von dem der hiſtoriſche Konſtantin natürlich toto coelo verſchieden iſt.

Sehr ſtark waren auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiete ſeine Sympathien und Antipathien. Zu letztern gehörte Ariſtoteles. „Ich nehme immer wieder einen Anlauf, ihn zu bewundern"; ſagte er mir einmal, „aber es gelingt mir nicht. Ich habe eben wieder einige Bücher der Politik und der Ethik geleſen. Viel iſts gerade nicht. Der gute Mann müht ſich mit der πόλις ab zu einer Zeit, wo ſie in Gottes Namen phyſiſch und moraliſch fertig war. Es iſt doch kein wahrer Politiker, viel mehr ein Gelehrter und Antiquar. Sehen Sie, da konſtruiert er: Die Einheit der πόλις machen nicht die τείχη aus; denn den Peloponnes könnte

man mit einer Mauer umgürten. Dann wäre ja auch Babylon eine πόλις, das doch mehr den Umfang eines Volkes als einer Stadt hat, und man erzählt, am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt hätten einige Quartiere noch nichts davon erfahren. Sehen Sie, als richtiger Büchermensch schöpft er seine Kenntnis Babylons aus Ktesias oder sonst einem ergötzlichen Lügner der griechischen Vorzeit, während der von ihm erzogene Herrscher in Babylon residiert und an Stelle der lebensmüden πόλις eine zukunftreiche, kulturspendende Monarchie setzt. Seine politischen Studien sind historisch-antiquarische Studien. Für die neuen großen Aufgaben des Hellenismus, welche sein genialer Schüler eben zu vollziehen im Begriffe ist, geht ihm jedes Verständnis ab. Er ist ein durchaus rückwärtsgewandter Geist. Seine Ethik ist schwach und enthält bisweilen bedenkliches Zeug; es ist eine Anweisung der besten Art, wie man den Leuten, ohne sie zu choquieren, etwas vormacht [1]). Nein, mit Aristoteles bleiben Sie mir vom Leibe; ich kann ihn nicht goutieren."

Häufig sprachen wir über Politik. Ich kann nicht sagen, daß dies sehr erfreulich war bei allem Esprit, den auch hier Burckhardt entwickelte. Ich suchte gern solchen Gesprächen auszuweichen; allein er kam mit der größten Bestimmtheit immer wieder auf diese Gegenstände zurück. Da wir bezüglich der deutschen Politik auf grundverschiedenem Standpunkte uns befanden, fühlte ich mich durch seine scharfen Aeußerungen oft verletzt, und es war nicht immer leicht die Grenzlinie zu finden, wo der ehrfurchtsvolle Respekt vor dem geliebten Lehrer aufhören sollte und Schweigen als Zustimmung oder Charakterlosigkeit gelten konnte. Er liebte Deutschland entschieden nicht, und mit der deutschen Entwickelung seit 1866 und 1870 hatte er sich nie recht befreunden können. Auch die Hohenzollern verehrte er nur sehr à distance. Respekt hatte er nur vor der deutschen Kultur und der deutschen Wissenschaft. Seine politischen Ideale gehörten sämtlich der Vergangenheit an: das Frankreich des alten Régime, vor allem das Italien vor 1860, dafür konnte er schwärmen. Von der durch und durch korrupten Wirtschaft des republikanischen

[1]) Er gebrauchte hier einen kräftigen und drastischen Provinzialismus, den ich anstehe wiederzugeben.

Digitized by Google

Frankreichs wie des geeinten Italiens ſprach er mit eigentlichem ſittlichen Ekel. Für die in beiden Ländern herrſchende Aemterjagd erfand er die köſtliche, frei nach Heſiod, wenn auch falſch gebildete vox hybrida 'Streberophagie'. Er malte dann in ſo düſtern Farben, daß ich ihm einſt, als er wieder ſeine Schale des Zorns über Deutſchland und ſeine politiſchen Leiter ausgegoſſen hatte, lachend ſagte, ich freue mich doch in Deutſchland zu leben; denn im Vergleiche mit Frankreich, Italien, Rußland u. ſ. f. herrſchten daſelbſt noch die relativ geſundeſten Zuſtände auch nach ſeinem Urteil. „Da haben Sie recht," ſagte er, „ich bin alt und kann mich in die neue Zeit nicht ſchicken. Sie müſſens. Ich beneide Sie aber wahrhaftig nicht darum." Da hatte ich wieder meinen Treffer weg. An Frankreich und Italien feſſelten ihn neben der Kunſt vor allem die litterariſchen Größen, die Italiener der Renaiſſance und die franzöſiſchen Encyklopädiſten; dieſe waren ſeine Lieblinge, und ſeine ganze Bildung war von ihnen durchſättigt; ſie hatte darum auch entſchieden einen echt franzöſiſchen Anſtrich von Feinheit und Eleganz. Auch die neuere France littéraire liebte J. Burckhardt ſehr. Maxime du Camp und er ſchwärmten gegenſeitig für einander. Als ich erſtern 1886 auf dem Jubiläum in Heidelberg kennen lernte, trug er mir in der allerreizendſten Form Grüße an J. Burckhardt auf, die dieſen ausnehmend erfreuten. Deutſchlands Größe prophezeite er immer den Niedergang und zwar in einer ſo unfreundlichen Weiſe, daß namentlich in jüngern Jahren ich oft Mühe hatte, mein ruhiges Blut zu bewahren. Als dann durch die Ereigniſſe von 1890 thatſächlich ein Herabgleiten von der einſt ſo ſtolzen Höhe begann, meinte er ſtolz: „Habe ich das nicht immer geſagt?" Viel Prophetentum gehört nun dazu eben nicht, da nichts auf Erden ewig iſt. Aber auch hier waren ſeine Einzeläußerungen ſo geiſtvoll und bedeutend, daß ich mich immer wieder von dem Charme dieſes ſeltenen Geiſtes bezaubern ließ. So definierte er einmal Bismarck als „eine übernatürliche Intelligenz, eine übernatürliche Kraft und einen ganz ordinären Charakter" eine Definition, gegen deren dritten Teil ich ſogleich entſchieden und mit Gründen, die er gelten laſſen mußte, proteſtierte.

Eine ganz vorzügliche Quelle für die hinter dem Vorhang ſich abſpielenden Ereigniſſe der neuern franzöſiſchen Geſchichte beſaß

Digitized by Google

er an dem charaktervollen, unter dem napoleonischen Régime exilierten Oberst Charras, der nach dem Legendenbericht Victor Hugo's einst Napoléon III. thätlich gezüchtigt hatte[1]). Daß der Umgang mit einem Militär, der seit der Julirevolution an all den schicksalsvollen Peripetien der französischen Geschichte bis zum Staatsstreich einen so lebendigen Anteil genommen, für den Historiker J. Burckhardt eine Quelle der reichsten Belehrung und allerhöchsten Wertes war, ist eigentlich selbstverständlich. Burckhardt pflegte daher sehr eifrig seinen Umgang. Charras aber, der auch eine litterarische Natur war, beklagte sich deshalb meinem Vater gegenüber, Burckhardt besuche ihn eigentlich nur, um sich historisch-politisch zu informieren und ihn auszuholen. Als wenn das für den Historiker ein Verbrechen wäre! Burckhardt würde hier gesagt haben, was er einmal in der Vorlesung über alte Geschichte aussprach: „Man kann sich nicht ausbitten, was Quelle sei. Quelle ist, wo man schöpfen kann." Gleichfalls in Basel lebte Charras' Tante, die quecksilbern lebendige und geistig übersprudelnde Charlotte Kestner, die Schwester des römischen Legationsrats, die es Goethe bis in ihr 94. Jahr nicht verzeihen konnte, daß er „ihre liebe Mutter in so unzarter Weise in die Oeffentlichkeit gezogen habe". Die ehemaligen Hyperboräer pflegten auf ihren Schweizertouren regelmäßig Fräulein Kestner und gelegentlich auch mein väterliches Haus zu besuchen. So lernte ich denn als blutjunger Mensch von Bunsen, Abeken und Lepsius kennen, und jährlich kam auch E. Curtius. Bei Fräulein Kestner sah man zuweilen auch J. Burckhardt, der sonst jeder Einladung auswich; ihre nordischen Freunde interessierten ihn eben mehr als seine Mitbürger. 1872 im September telegraphierte mir E. Curtius aus Freiburg, ob J. Burckhardt in Basel sei; nur für diesen Fall wollte er kommen. Er erschien im Auftrag Falks und hatte sozusagen Carte blanche; Burckhardt sollte um jeden Preis nach Berlin berufen werden. Es war die Zeit, wo man, wie Kaiser Wilhelm I. sagte, für die Professoren noch Gründerpreise zahlte. Auch sollten alle seine Wünsche bei seiner Stellung, ev. eine Kombination mit dem Museum, berücksichtigt werden. Curtius hoffte Burckhardt zu überraschen. Allein bei dessen großer Schlau-

[1]) „Et Charras lui donna un soufflet" in: Napoléon le petit.

Digitized by Google

heit gelang das nicht. Ich erkundigte mich vorsichtigerweise bei den Hausleuten, ob Burckhardt anwesend sei — es waren Ferien. Diese bejahten es, meinten aber, sie könnten keine Garantie übernehmen, da er bei dem schönen Herbstwetter oft ganze Tage abwesend sei: Curtius umsonst herreisen lassen durfte ich nicht. Also mußte ich ihn doch persönlich fragen, ob er folgenden Tags zu sprechen sei. Natürlich machte er sogleich seine Kombinationen, und als Curtius kam, lachte er; es war nichts zu machen. Er erklärte, daß es nun einmal sein unwandelbarer Entschluß sei, seiner Vaterstadt zu dienen. Er fügte hinzu, worüber Curtius sich erheiterte, er sei zu alt und ein linkischer Junggeselle, er geniere sich vor der Großstadt u. s. f. Ein gewisses Kokettieren mit seinem Alter und seiner Ungeschicklichkeit war Burckhardt eigentümlich. So war einst der bekannte Bonner Kirchenrechtslehrer, Herr von Schulte, nach Basel gekommen. Ich führte ihn auf die Bibliothek, wo er in dem reichen Thesaurus der Libri Latini kanonistische Forschungen machen wollte. Zufällig war gerade J. Burckhardt da, und neugierig wie er war, fragte er mich sogleich, wer der Fremde sei. Ich wollte die Herren bekannt machen; doch Burckhardt: „Behüte Gott! mit so berühmten Leuten kann ich nicht umgehen." Curtius war sehr traurig über seinen Mißerfolg; er hatte sich ganz außerordentlich auf ein Zusammenwirken mit Burckhardt gefreut und sich viel davon versprochen. Nicht einmal zum Mittagessen bei meinen Eltern wollte dieser erscheinen; indessen um 2 erschien er zum Kaffee. Schon das war bei seinen strengen Einsiedlergewohnheiten ein Ereignis. Er blieb über zwei Stunden im anregendsten Gespräche mit Curtius zusammen. Es war herrlich, diese beiden großen Geister, die sich gegenseitig liebten und verehrten, ihre Gedanken über Geschichte und Kunst austauschen zu hören.

Großen Respekt hat J. Burckhardt immer vor der katholischen Kirche gehabt; er kannte durch seine historischen Forschungen wie durch seine zahlreichen italienischen Reisen diesen gewaltigen Organismus sehr genau, und ich kann es nicht leugnen, er imponierte ihm. Die üblichen antirömischen Warnungsrufe und die krankhafte Jesuitenfurcht vieler Zeitgenossen waren ihm höchst antipathisch; für solche Leute hatte er nur die bittersten und blutigsten Hohnworte. In den 70 Jahren war ich mehrfach, wenn ich kam,

Digitized by Google

persona gratissima bei ihm, da ich ihm nicht selten neues oder geheimes aus kirchlichen Kreisen mitteilen konnte, das mir durch die Verbindungen und Reisen meines Vaters bekannt geworden war. Besonders frappierte ihn eine Aeußerung, welche 1870 der Kardinal von Prag meinem Vater gegenüber gethan hatte. Als hochadeliger Grandseigneur war Schwarzenberg über die kleinliche Geheimniskrämerei diplomatischer Monsignori dritter Garnitur hocherhaben. Er zeichnete in festen Strichen das Programm des Klerikalismus, wie es während des Konzils die Leiter in Rom festgesetzt hatten. Organisation einer katholischen Partei in Belgien, der Schweiz, den österreichischen Alpenlandschaften und vor allem in Deutschland und Frankreich. Mit welchem Geschick und welcher Konsequenz ist das in dem verflossenen Vierteljahrhundert durchgeführt worden! Dabei äußerte der Fürsterzbischof kaltblütig: „Wir haben unsre ganze Sache auf die Völker gestellt; mit der Monarchie rechnen wir nicht mehr." Diese Aeußerung frappierte Burckhardt im höchsten Grade; er wurde ernst und sehr nachdenklich. Auch später kam er mehrfach darauf zurück und äußerte mir gegenüber einmal gesprächsweise: „Sehen Sie, diese Prälaten haben eine äußerst feine Witterung für die kommenden Dinge. Sie verstehen die Zeichen der Zeit. Schwarzenberg als Grandseigneur kennt seine Leute von Grund aus. Das ist eine bodenböse Sache. Von den Habsburgern und vollends den Bourbonen wollen wir gar nicht reden; aber auch mehrere unter den deutschen Häusern, die noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts alle auswärtigen Throne bevölkert haben, zeigen ein hippokratisches Gesicht. Wenn nicht die unglücklichen Ebenbürtigkeitsgesetze, ein trauriges Erzeugnis der Zopfzeit, gründlich beseitigt und Ehen mit dem physisch noch so gesunden niedern Adel eingegangen werden, dann drohen ernste Gefahren."

Auf diesem Gebiete konnte er bisweilen auch höchst sarkastisch werden. Gelegentlich sprachen wir über genealogische Forschungen. „Hören Sie," sagte Burckhardt, „das ist ein höchst gefährliches Gebiet. Ich rate Ihnen, die Finger davon zu lassen. Ein ehrlicher Historiker kann in bedenkliche Situationen kommen, wenn er sich ernsthaft mit den 'fila regnorum' beschäftigt. Denken Sie nur an das erlauchte Haus Soltikow". Ich wußte nicht, was er meinte. „Haben Sie denn die Memoiren der Kaiserin Katharina

Digitized by Google

nicht geleſen?“ Ich bekannte meine Unwiſſenheit. „Nun ſehen Sie, die Kaiſerin ſagt darin ſo deutlich, als eine Frau von ſolchen Dingen reden kann, daß Sergéi Soltikow der Vater des nachherigen Kaiſers Paul ſei. Alſo der nachgeborene Sohn eines gewöhnlichen ruſſiſchen Bojaren und die kleine Zerbſt, das arme Töchterchen eines geiſtig arg lädierten, hungrigen Duodezfürſtchens, das iſt „Ruriks erhabener tauſendjähriger Stamm.“ Ja, mein lieber Herr, man kann in dieſen Dingen nicht vorſichtig genug ſein, und hiſtoriſche Gewiſſenhaftigkeit iſt den hohen Herrſchaften gegenüber durchaus nicht immer am Platz. Wiſſen Sie, was König Wilhelm von Holland zu dem ſtockkonſervativen und erzkalviniſtiſchen, aber ehrlichen Grön van Prinſterer ſagte, als ſeine gründlichen, durch großes Entgegenkommen der Regierung mit reichem Erfolge gekrönten hiſtoriſchen Forſchungen das Idealbild des großen Schweigers vielfach zerſtört hatten: „Mais vous me gâtez l'histoire de mes ancêtres.“ Und dabei ſtammte der gute König von Holland gar nicht von den Oraniern ab.“

Nur einmal habe ich J. Burckhardt gekränkt. Es war das im Jahr 1887, nach dem Tode W. Viſchers, des Sohnes. Er wünſchte ſehr ſtark, daß ich nach Baſel komme, und die mir ſehr wohlwollend geſinnte damalige Univerſitätskuratel machte mir auch ſehr günſtige Propoſitionen. Allein ich konnte mich nicht entſchließen, Deutſchland und beſonders Thüringen, deſſen Univerſität und Bevölkerung mir ſehr ans Herz gewachſen waren, und wo ich mich unter Kollegen und Zuhörern in meiner Thätigkeit ſehr befriedigt und glücklich fühlte, wieder zu verlaſſen. Burckhardt war mit Leib und Seele, wie ein antiker Bürger, in ſeine πόλις eingeſpannt; er fand, ich als Schweizer hätte nach Baſel, dem ich ſo vieles verdankte, zurückkehren müſſen. Trotzdem empfing er mich im Herbſt, als ich nach Gewohnheit Baſel beſuchte, mit unverminderter Liebenswürdigkeit. „Ich begreife, daß Sie nicht zu uns zurückwollen. Das Baſel, das Sie wie ich liebten und an dem Sie hingen, war das Baſel des Bürgermeiſter Karl Felix Burckhardt und des Ratsherrn Wilhelm Viſcher. Aber das iſt leider dahin und verſchwunden. Ich gebe ja zu, daß früher auch nicht alles ideal war. Auch in der guten alten Zeit ſah's zuweilen bodenböſe aus. Damals wie heute gilt: providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur. Aber die confusio iſt

bei uns bisweilen groß, anderswo freilich auch. Es sieht trüb aus, daß Gott erbarm. Wir leben hier wie in einer eroberten Stadt. Es ist eine Invasion von Osten her eingedrungen wie in die Provinzen Rhätien und Vindelicien in den Tagen des hl. Severinus." Sein altes Basel liebte aber Burckhardt zärtlich. Wir sprachen einst über rhodische Geschichte und die dortige Aristokratie, welche Strabo „Volksfreunde, wenn auch keine Demokraten" (*δημόφιλοι καίτοι οὐ δημοκρατούμενοι*) nennt. „Sehen Sie", sagte er mir, „so waren auch die alten Basler Regenten; das waren politische Köpfe und Volksfreunde. Trotz aller Bitterkeit, die die Trennung von 1833 hervorrief, haben sie ein Verhältnis mit der Landschaft und vor allem dem Oberland festzuhalten gewußt". Das führte er nun mit vielen Belegen aus, die nur den in die speziellen Basler Verhältnisse Eingeweihten interessieren können. Besonders gern verweilte er bei Ratsherr Buser von Langenbruck und Reisensenn Strub, dem ehemaligen Mitglied der provisorischen Regierung, mit denen beiden Basler von altem Schrot und Korn auf das Herzlichste verkehrten. „Wenn nur die Jungen diesen ausgezeichneten politischen Sinn der Alten noch hätten," war sein stehender Refrain. Aber die gegenwärtige Entwickelung erfreute ihn nicht. Nicht feindlich, aber mit stiller Resignation stand er ihr gegenüber. Einmal fand er freilich, unsre heutige Schweiz erinnere an das verfallene Griechenland des Polybios. „Aber", fuhr er gleich fort, „wir wollen uns die kurze Zeit unsres Zusammenseins nicht mit so bösen politischen Reflexionen trüben." Und mit einem gewaltsamen Rucke wandte er unser Gespräch auf griechische Religionsgeschichte, wo wir uns vielfach in verwandten Anschauungen trafen.

1894 fand ich ihn auffällig matt; er klagte viel über sein Befinden. Auch andre Freunde hatten ähnliche Beobachtungen gemacht. Allein die beiden letzten Male 1895 und 1896 traf ich es um so glücklicher. Er war von einer geradezu überraschenden Frische. Er freute sich sehr, daß die jüngere Generation der Geschichtsforscher sich nun mit Vorliebe der Kultur- und namentlich der Wirtschaftsgeschichte zuwandte. „Es ist hohe Zeit", sagte er, „daß man diese so lange vernachlässigten Gebiete endlich gründlich anbaut." Dabei war er noch immer von einer wahrhaft rührenden Höflichkeit. Niemals unterließ er es, sich zu entschuldigen,

daß „die Gebreſten des Alters“ ihm einen Gegenbeſuch zur Unmöglichkeit machten.

Sein Tod, 8. Auguſt 1897, iſt mir darum beſonders nahe gegangen. Er und der ein Jahr früher heimgegangene Ernſt Curtius ſind die beiden Lehrer geweſen, denen ich am meiſten verdanke. An ihnen habe ich meine beſten Freunde und Gönner aus der ältern Generation verloren. Niemand hat mit gleicher Liebe und gleichem Intereſſe meine Studien verfolgt und gefördert, und darum wird auch das Andenken dieſer beiden Geiſtesheroen mir ſtets heilig ſein.

Digitized by Google

Die antike Einrichtung am Pfahl oder Kreuz.

Kulturgeschichtliche Studie

von Richard Freiherrn von Mansberg.

Im Zeitalter des „Verismus“ mögen skeptische Gemüter mit dem düsteren Gedanken sich tragen, daß Poesie und Kunst gänzlich abgewirtschaftet, um der nüchternen Wissenschaft Platz zu machen und ihr allein die Lösung aller Probleme zu überlassen; aber sie täuschen sich, diese Unglückspropheten. Die Wissenschaft wird Poesie und Kunst nicht vernichten, alle drei sind im gleichen Maße notwendig für die Menschheit und ihre Weiterentwickelung. Mag die eine der andern zeitweise vorauslaufen, ihr Parallelismus bleibt immer gewahrt, denn eine Berührung, nicht Durchschneidung, kann nur insofern eintreten, als die eine von der anderen neue Gesichtspunkte gewinnt, von ihr neue Kräfte entlehnt. Ausgleiche stellen ganz von selbst sich ein; es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, weder in dem einen, noch in dem andern Sinne. Geraten die Naturalisten bei ihrem Drange nach dem Verismus in Gefahr, jedweden poetischen Hauch abzustreifen, so bricht bald die Erkenntnis sich Bahn, daß die Kunst niemals zur bloßen Sklavin der Wissenschaft herabsinken darf, daß der Begriff des Absonderlichen, Extremen nicht immer mit dem Wahren sich deckt. Hat die Ueberschwänglichkeit der Idealisten die Fühlung mit der Wahrheit verloren, so wird doch bald das Verständnis des Wahren und Natürlichen wieder erwachen und sie zum Meister aller Kunst, der ewig wahren Natur, zurückführen. Wo der Wissenschaft sorgsame Forschung und Beobachtung fest und sicher die Fundamente und auf ihnen

Digitized by Google

den Bau gründet, dort stellt bald sich der ideale Gehalt ein, in dem fertigen Tempel seinen Sitz zu nehmen, denn auf der Grundlage des Wahren hat positives Können in Verbindung mit poetischem Empfinden noch jederzeit Großes zu leisten vermocht und wird es auch ferner vermögen.

Das Streben der Kunst und Litteratur nach einer konventionellen Schönheit und innerhalb derselben nach dem Ausdruck einer allen Menschen genehmen Glückseligkeit hält die Neuzeit für ein verfehltes, und es gilt der Richtung, die mit Stolz „Wahrheit" auf ihr Panier geschrieben, als ein bereits völlig überwundenes Streben. Immerhin teilen Viele noch heute die Auffassung, daß es gewisse Grenzen für Kunst und Poesie gebe, die ohne Gefahr nicht überschritten werden dürfen, Grenzen, welche die Wissenschaft nicht kennt, nicht kennen darf. Gehen die Heißsporne der modernen Richtung in der Ablehnung des von ihr als „unwahr" Verurteilten so weit, alle Eurhytmik der Formen zu verachten oder nur das Erschreckende und Abstoßende des Lebens aufzusuchen bis zur vollen Widerwärtigkeit, so wird die nicht mehr ferne Abklärung des heute wogenden Kampfes der Geister uns lehren, daß der Verismus für Kunst und Poesie gewisse Grenzen haben kann. Für die Wissenschaft hingegen ist der Verismus Ausgang und Zielpunkt aller Thätigkeit; der Forscher muß ebenso den Mut haben, hinabzusteigen in die grausigsten Tiefen, wo die Bestien hausen, Ekel oder Schrecken herrscht, wie er die Kühnheit besitzen soll, emporzuklimmen zu den lichtesten Höhen, um diese der Menschheit näher zu bringen. Zu jedwedem Thema berechtigt dessen wissenschaftliche Vertiefung.

Hervorragende Künstler der Neuzeit, wir brauchen nur Piglheim, Stuck und Klinger zu nennen, haben durch eine von früherer Auffassung durchaus abweichende Darstellung auf's Neue das Interesse belebt an allen Einzelheiten jenes erschütternden Vorganges, der einst zum Ausgangspunkte einer ganz neuen Aera im Entwicklungsgange der Menschheit wurde. Für die künstlerische Behandlung eines derartigen welthistorischen Ereignisses haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene Gesichtspunkte sich geltend gemacht, und sie werden auch fernerhin sich geltend machen; gleichwohl darf man in unserm Zeitalter streng wissenschaftlicher Forschung nicht mehr die Ergebnisse unberücksichtigt lassen, die eine sorgsame archäo-

logiſche Unterſuchung zu liefern im Stande iſt. Das Streben nach Verwertung ſolcher Ergebniſſe tritt denn auch bei neueren Bildern unverkennbar zu Tage, und ſomit dürfte es auch für Künſtler und Kunſtfreunde nicht ohne Belang ſein, in gedrängter Kürze das Weſentliche von dem zu erfahren, was Fleiß und gewiſſenhafte Kritik des Forſchers über den fraglichen Punkt ermittelte. Wie derartigen Ermittelungen gegenüber die bildende Kunſt ſich zu verhalten habe, das freilich muß der individuellen künſtleriſchen Geſtaltungskraft vorbehalten bleiben, auf die wir im vorliegenden Fall uns nicht einlaſſen dürfen. In den folgenden Zeilen kann nur die Rede ſein von dem, was die Forſchung zu ermitteln vermochte, was ſie als zweifellos klar und erwieſen, was ſie nur als wahrſcheinlich oder ganz unſicher bezeichnen muß.

Seitdem der Niederländer Juſtus Lipſius gegen Mitte des 17. Jahrhunderts unter Aufwand großer Gelehrſamkeit das Gebiet der Spezialforſchung mit nicht geringem Erfolge betreten, ſeit dieſer Zeit haben unterſchiedliche Gelehrte, Geiſtliche und Laien, verſucht, die näheren Umſtände einer gewaltſamen Todesart zu ergründen, welche nichtsdeſtoweniger heute noch nicht völlig klar und beſtimmt in allen Einzelheiten hervortritt, namentlich nicht für jenen beſonderen Fall, welcher den Geiſt der Weltgeſchichte in ganz neue Bahnen lenkte. In vielen der den Gegenſtand behandelnden Werke hat das dogmatiſche Element auffällig das rein archäologiſche beeinflußt, in anderen ſind manche Unſicherheiten nur ſcheinbar aus dem Wege geräumt, endlich ſind auch der Trugſchlüſſe manche zu verzeichnen. Unter den in erſter Linie Beachtung verdienenden Abhandlungen nimmt zweifelsohne den erſten Rang ein die vor zwanzig Jahren erſchienene antiquariſche Unterſuchung, welche der Pfarrer Hermann Fulda unter dem Titel „Das Kreuz und die Kreuzigung“ veröffentlicht hat; das Buch iſt nur in beſchränkter Auflage gedruckt und im Buchhandel längſt vergriffen. Aus dem reichen, mit Bienenfleiß zuſammengetragenen Beweismaterial hat Fulda mit großem geiſtigen Scharfblick ſeine Folgerungen gezogen, auf welche bei jeder ferneren Erörterung des Gegenſtandes Rückſicht genommen werden muß; wir verdanken ihm Aufklärung über manchen bisher ganz dunkeln Punkt, auch die leidige Gewißheit, daß Einzelnes ungewiß geblieben iſt und wohl immer bleiben wird.

Digitized by Google

Wenn die eingehende Beschäftigung mit dem vorliegenden Thema schwachnervigen Personen überhaupt wohl kaum zu empfehlen ist, so wird man doch selbst bei starker Veranlagung über manche Stellen in dem Werke Fulda's unschwer ohne Erregung hinwegkommen. Die nicht ohne Geist bekundete Neigung zu witzelndem Spotte, wie überhaupt der Ton, in welchem das ganze Buch geschrieben, mögen nicht Jedem behagen, schwerlich demjenigen, der auf dem Boden strengkirchlichen Glaubensbekenntnisses stehet, denn die Orthodoxen kommen schlecht weg in dem Werke. Nichtsdestoweniger ist dasselbe Jedem dringend zu empfehlen, der eingehend mit dem heiklen Thema sich bekannt machen will. Wir können nicht mit allen Ausführungen Fuldas nach jeder Richtung hin unbedingt einverstanden uns erklären, jedoch sind es in der Hauptsache nur zwei Punkte, für die wir eine abweichende Ansicht zu begründen uns gestatten wollen. Der wichtigste Punkt betrifft die weiter unten zu erörternde Form des Marterwerkzeugs für den einen uns mehr als alles Andere interessierenden Spezialfall, der andere, minder bedeutungsvolle Punkt, in welchem wir nicht mit Fulda übereinstimmen können, betrifft den von ihm der Antike untergeschobenen allgemeinen Grundsatz für die Hinrichtung am Pfahl: „Verbindung möglichst großer Schmerzen mit möglichster Beschimpfung." Dieser Ausspruch ist zunächst geeignet, eine ganz schiefe Vorstellung wachzurufen, der man unmöglich sich anschließen kann, weil die Ansichten über Ehre und Beschimpfung in unserem Zeitalter durchaus verschieden sind von den Ansichten im Altertum.

Die in Rede stehende Todesart war den Heiden, die eine vom Leibe unabhängige seelische Fortdauer sich nicht denken konnten, ein völliges *αἴρειν εἰς κόρακας* d. h. zum Geier gehen, das auf Vernichtung von Leib und Seele gerichtet und zugleich eine so grausame Marter war, daß sie das selbstsüchtige heidnische Bürgertum nur bei Sklaven, Räubern, Gladiatoren zur Anwendung brachte, gegen den Staatsbürger, wenigstens in Rom, nur ganz ausnahmsweise, wenn dieser etwa der schwersten Verbrechen gegen das Gemeinwesen, z. B. des Aufruhrs oder, unter den Kaisern, des Hochverrats sich schuldig gemacht hatte. Deshalb nannte sie der Römer mit fürchterlicher Kürze den Sklaventod, servile supplicium, und Cicero konnte (pro Rabirio perd. 5) mit Grund behaupten, daß es unvereinbar sei mit der Würde eines römischen

Digitized by Google

Bürgers, einer solchen Sklaven-Exekution beizuwohnen. An eine Art infamierende Schaustellung, wie etwa bei dem Pranger, zu denken, solches würde der Anschauung des gesamten Altertums schnurstracks zuwiderlaufen. Fremd waren dem Heiden die uns seit Jahrhunderten geläufigen Begriffe der persönlichen Ehre oder Anerkennung und Achtung der Person von Seiten der Uebrigen, unbekannt war ihm jenes geistige ethische Gut, auf dessen Erhaltung von Seiten der Gesellschaft jedweder Mensch ein Recht hat. Ein solcher Begriff konnte nur auf dem Boden des Christentums erwachsen, und er hat erst seine vollkommene Ausbildung durch das Rittertum im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erfahren. Seitdem ist dieser Ehrbegriff uns sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen, und schwer wird es gewiß Manchem, in die von der seinigen grundverschiedene Anschauungsweise der Antike sich zu versetzen.

Das glänzende Aeußere des klassischen Heidentums ist wohl geeignet, uns über manches Hohle und Leere, selbst Widerwärtige und Abscheuliche hinwegsehen zu machen, so überschätzen wir gern seinen in vielen Beziehungen mit Recht zu preisenden Sporn des Patriotismus. Dieser in Sonderheit war es, der den Begriff des Menschen, der Menschenwürde, gewissermaßen vernichtet hatte, wenigstens insofern, als er ihn völlig in dem des Staatsbürgers hatte aufgehen lassen. Man kannte nur eine Ehre des Bürgers d. h. sein Ansehen in bezug auf das Gemeinwesen oder den unversehrten Zustand des Bürgertums. Was bei den Hellenen *ἀτιμία*, bei den Römern infamia hieß, war sehr verschieden von dem, was wir als Ehrlosigkeit oder öffentliche Schande bezeichnen. Die Strafe der Atimie oder antiker Ehrlosigkeit war die Entziehung gewisser Rechte, sie traf denjenigen, der seine Obliegenheiten gegen den Staat nicht erfüllt; sie war keine Beschimpfung im heutigen Sinne, sondern lediglich ein Mangel der Teilnahme an dem Gemeinwesen. Ob man einen Missethäter vom Felsen herabstürzte, ob man ihn vergiftete, pfählte oder erwürgte: nicht in einer gewissen Todesart an sich lag Infamierendes im antiken Sinne, sondern in den Maßnahmen, welche den Menschen der Eigenschaft beraubten, an allen Rechten und Pflichten des Bürgertums vollberechtigt teilzunehmen. Unmöglich kann das Heidentum beabsichtigt haben, die Sklaven durch gewisse Todesarten zu infamieren,

da man sie ja einer Ehre nicht berauben konnte, die sie überhaupt nicht besaßen. Der Sklave war in den Augen des römischen Bürgers so wenig Mensch, daß beispielsweise die Anwesenheit des cubicularius oder Zimmersklaven im Schlafgemach eines römischen Ehepaares für dieses kein Hindernis bildete, die diskretesten und intimsten Handlungen in seiner Gegenwart vorzunehmen; man nahm auf den Sklaven nicht mehr, oft weniger Rücksicht als auf ein Haustier. Es ist kein gesetzlicher Richterspruch bekannt, der einen römischen Bürger zum Tode durch das servile supplicium verdammte; der verurteilte Bürger verfiel der Regel nach dem Beile des Liktors. An dieser Regel konnten Akte außergerichtlicher Willkür nicht rütteln, jedenfalls nicht vor der völligen Entartung von Staat und Volk zu jener Zeit, da ein Heliogabal die Senatoren als Sklaven in der Toga, mancipia togata, bezeichnen durfte. Die kulturell am höchsten stehenden Heiden huldigten in dem beregten Punkte Auffassungen, die nicht wesentlich verschieden waren von jenen der einzigen Monotheisten des Altertums, denn auch im mosaischen Gesetz entdecken wir keine bürgerlichen Strafen, welche damals als im heutigen Sinne infamierend galten. Das Cherem oder Anathema, das von allem menschlichen Verkehr ausschloß, traf nur den Hebräer, welcher Gottgeweihetes angetastet. Allerdings sagt der Apostel Paulus Gal. 3_3: „Denn es stehet geschrieben: Verflucht (ἐπικατάρατος) ist Jedermann, der am Holze hänget", und bezieht sich dabei auf das Gesetz Deut. 21_{23} [1]); aber das von ἐπικαράομαι (noch dazu Verfluchen) in der Septuaginta abgeleitete κεκατηραμένος oder bei Paulus ἐπικατάρατος beziehet sich weniger auf die Person des Gerichteten, als vielmehr auf seine Leiche und den folgenden Nachsatz: „auf daß du dein Land nicht verunreinigst". Wegen der schauerlichen Landplage des Aussatzes (lepra nodosa) konnten die semitischen Gesetzgeber den Bewohnern einer heißen Zone gar nicht genug Scheu vor dem Unreinen einprägen, ihr Streben nach sorgsamer Bewahrung vor allen schädlichen Miasmen ging daher so weit, jeden Leichnam

[1]) Deut. 21_{22-23}. Wenn Jemand eine Sünde gethan hat, die des Todes würdig ist, und wird also getötet, daß man ihn an ein Holz hänget, so soll sein Leichnam nicht über Nacht an dem Holze bleiben, sondern sollt ihn desselben Tages begraben. Denn ein Gerichteter ist verflucht bei Gott, auf daß du dein Land nicht verunreinigest.

überhaupt, folglich auch den des Gerichteten, für unrein zu erklären [1]); wer also die Leiche des Gerichteten berührte, galt sieben Tage lang für unrein, was gleichbedeutend war mit ebenso lange währendem Ausschluß aus aller menschlichen Gesellschaft. Dagegen waren unsere heutigen Begriffe von Infamierung oder Ehrlosigkeit dem alten Hebräer unbekannt. Sogar die vor Gericht erhaltenen Prügel konnten nicht infamieren, jedenfalls gehörten mehr als vierzig Hiebe dazu, um das Mitgefühl für die durch eine größere Anzahl herbeigeführte Verunstaltung des Unglücklichen wachzurufen; an eine Kränkung der angestammten Menschenwürde hat der Gesetzgeber nicht gedacht bei der Bestimmung Deut. 25_3: „wenn man ihm vierzig Schläge gegeben hat, soll man ihn nicht mehr schlagen, auf daß nicht, so man mehr Schläge giebt, er zuviel geschlagen, und dein Bruder scheußlich für deinen Augen sei". Luther übersetzt hier mit „scheußlich", was die Vulgata foede laceratus nennt und durch *αὐχημονήσει* von der Septuaginta bezeichnet wird in Ableitung von *ὁ αὐχμὸς*, wörtlich das Aussehen der von der Dürre geborstenen Erde. Bekanntlich erwähnt der Apostel Paulus bei Aufzählung seiner um des Evangeliums willen erduldeten Leiden 2. Kor. 11_{24}: „Von den Juden habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger eins". Auch mit dem Verkauf in Knechtschaft, selbst wenn es zum Ersatz eines Diebstahls geschah, war nicht Infamie verbunden; wir wissen ferner, daß der nach Deut. 25_9 mit gesetzlicher Autorisation öffentlich Angespiecne keinerlei rechtliche Nachteile zu erdulden hatte, daß endlich ein Schandmal durch Brandmarkung dem mosaischen Rechte unbekannt war. Wenn nach Jerem. 26_{23} König Jojakim einen Propheten töten und seinen Leichnam unter dem gemeinen Pöbel begraben ließ, so fügte er wohl Hohn zur Rache, aber keine Infamierung. Da mithin auch bei den Hebräern keine Rede sein kann von einer infamierenden Schaustellung im späteren abend-

[1]) Num. 19_{11-16} „Wer nun irgend einen todten Menschen anrührt, der wird sieben Tage unrein sein .... auch wer anrührt auf dem Felde einen Erschlagenen mit dem Schwerte oder eines Menschen Bein oder Grab, der ist unrein sieben Tage." Der Geist der mosaischen Gesetzgebung hat manche uns sonderbar dünckenden Gebote und Verbote erlassen, nicht weil die betreffende Handlung an sich ungesetzlich war, sondern lediglich um Vorbeugungen zu treffen, damit nicht andere Gesetzwidrigkeiten begangen würden.

Digitized by Google

ländiſchen Sinne, von einer Auffaſſung, wie ſie etwa der noch im 18. Jahrhundert in Weſteuropa übliche Pranger hervorrufen könnte, ſo muß wohl Fuldas Annahme von der beabſichtigten Beſchimpfung durch den Tod am Pfahle lediglich auf einer unbegründeten ſubjektiven Anſicht beruhen.

Oben iſt geſagt, daß nicht alle Umſtände der in Rede ſtehenden Hinrichtungsart, Nebenſachen ebenſo wie Hauptſachen, mit völlig genügender Sicherheit ſich beſtimmen laſſen, und dies beruhet vornämlich darauf, daß die Quelle der klaſſiſchen Litteratur uns darüber im Unklaren läßt. Offenbar haben die Gebildeten der griechiſchen und römiſchen Bürger, deren Schriften bis auf uns gelangt ſind, kaum jemals dem ſchauerlichen Akte beigewohnt, ſie ſelbſt waren darüber nur mangelhaft unterrichtet, wie es ja noch heute die Mehrzahl der Gebildeten iſt hinſichtlich der einzelnen Szenen und des Gebrauchs der verſchiedenen Werkzeuge bei modernen Hinrichtungen. Wo wir bei antiken Schriftſtellern eine beiläufige Erwähnung des servile supplicium finden, dort haben die Berichterſtatter keine Veranlaſſung genommen, näher auf Art und Form einzugehen, indem weder ein juriſtiſches, noch ein höheres menſchliches Intereſſe ſie den fraglichen Fall ſchärfer ins Auge faſſen ließ. Das Verworrene oder Widerſprechende in dem ihnen mündlich Berichteten durch beſondere Kritik der anſcheinenden Nebendinge aufzuklären, achteten ſie nicht der Mühe wert, um ſo weniger, als thatſächlich ein beſtändiges Schwanken in dieſen Nebendingen vorhanden geweſen ſein muß. Dieſer letzterwähnte Umſtand iſt ſo bemerkenswert, daß wir über die nach unſeren Begriffen als Geſetzloſigkeit und Willkür zu bezeichnenden Verſchiedenheiten kaum eine genaue Vorſtellung gewinnen können. Bei den Griechen und Römern findet ſich nämlich in der Beſtimmung der Strafart eine ſehr biegſame Obſervanz und bei der Ausführung oft genug empörende Willkür. Das Heidentum mit ſeinem Geiſte der Selbſtſucht und der Unterdrückung nahm dem verurteilten Miſſethäter den letzten Reſt etwaiger Bürgerrechte (Menſchenrechte kannte ja die Antike überhaupt nicht) und machte ihn zum Spielball roher Henkerlaune. Namentlich jenes Volk hervorragender Advokaten und Soldaten, welches den Titel civis Romanus für gleichbedeutend mit Herr der Welt hielt, es hat ſeinen Dünkel und ſeine Gemütloſigkeit widerwärtig offenbart in dem faſt gleichgültigen Verfahren

Digitized by Google

ſeiner Strafpraxis gegen Niedere, gegen Sklaven und Solche, die Bürgerrechte verloren oder nie beſeſſen, die alſo nicht mitzählten, und bei denen es den hochmütigen Herren der Welt völlig gleich war, ob jene am Boden oder in der Luft verfaulten. Die als Sklaventod bezeichnete Marter wurde daher im Einzelnen der Phantaſie der Schergen überlaſſen, ſie war eine Hingabe des Verurteilten an die Willkür. Mit Recht bemerkt deshalb Fulda: „Man wollte gar nicht ſeinen blutigen Gang aus dem Leben geſetzlich regeln, die Schergen ſollten mit ihm machen dürfen, was ſie wollten, wenn nur das Allgemeine der Sentenz, ſein lebendiges Hängen an (oder auf) dem Pfahle bis zum erfolgenden Tode ausgeführt wurde.“ So kommt es, daß wir aus manchen, mit der beregten Kürze gegebenen Berichten nicht einmal entnehmen können, ob das betreffende Opfer *auf* dem Pfahle oder *an* dem Pfahle zu Tode gemartert, d. h. ob der Menſch gepfählt oder — nach der ſpäteren genaueren Ausdrucksweiſe — gekreuzigt wurde.

Ueber die Strafe des Pfählens oder Spießens ſind wir ziemlich genau unterrichtet, indem dieſe antike Marter leider noch lange nach dem Untergange der alten Welt ſich behauptet hat, bei den Arabern und Türken bis in die neuere Zeit. Von dieſen iſt ſie beklagenswerter Weiſe auch zu chriſtlichen Völkern, wenigſtens zu den Slaven, Rumänen, Magyaren, gedrungen, und ſogar noch im 17. Jahrhundert laſſen einzelne Fälle der abſcheulichen Kriminalpraxis ſich nachweiſen, wie denn 1632, als König Guſtav Adolf bei Nürnberg ſtand, ein ſchwediſcher Dragonerkorporal lebendig geſpießt wurde. Breuning von Buochenbach, der im Jahre 1571 den Orient bereiſte, auch Thevenot in ſeiner Reiſebeſchreibung vom Ende des 17. Jahrhunderts berichten als Augenzeugen ſehr umſtändlich über die Einzelheiten der bei Arabern und Türken beliebten grauſamen Strafe, wobei wir nicht ohne Schaudern erfahren, daß die Unglücklichen oft noch bis in den dritten Tag gelebt haben[1]). Wir durften dieſe näher bekannte Hinrichtungsart

[1]) Breuning von und zu Buochenbach, Reiſen, Straßburg 1612, Seite 86: „Der ander Uebeltäter (zu Conſtantinopel) ward geſpießet, doch alſo, daß ihm, wie auch dem vorigen, das Herz nicht getroffen. Der Pfahl war eichen und vornen ſcharpff mit Eiſen vorwart, ward ihm unten zwiſchen den Beinen angeſetzt, alſo, daß er ihm oben am Halſe wiederumb herausginge. Alsdann ward der Pfahl ſampt ihme aufgericht und eingegraben. Dieſe beyden haben

hier nicht unerwähnt lassen, weil sie auch im Altertum üblich war, daher zu Verwechslungen mit der Kreuzigung Anlaß geben kann, ja schon gegeben hat, denn man kann sich kaum der Ansicht verschließen, daß die von Einigen vermutete Existenz des sedile d. h. eines besondern Sitzpflockes am Pfahl lediglich aus einer Vermengung der Begriffe von der Marter *am* Pfahle und derjenigen *auf* dem Pfahle entstanden sei. Freilich ist auch die Möglichkeit nicht ganz abzuweisen, daß das Eindringen des sedile in die antiquarische Untersuchung von der besonderen Sklavenfolter des römischen eculeus seinen Ausgangspunkt genommen habe.

Die Strafe der Kreuzigung wird wohl mit Recht als das Entsetzlichste bezeichnet, was je Menschen an Menschen gethan, seitdem kalte, berechnende Rechtswissenschaft Methode in das Morden brachte. Der merkwürdigen kriminalistischen Anforderung, den Menschen langsam zu töten, damit er fühle, daß er sterbe (wie es der Kenner Caligula ausdrücklich verlangte), entsprach in der vollkommensten Weise die Methode, einen lebenden Menschen an einem Baume, an einem Pfahle oder sonstigen Gerüst mit Bändern oder Nägeln zu befestigen, auf daß er durch Verrenkung der Glieder und gestörten Blutumlauf unter den schrecklichsten tonischen Krämpfen mit unsagbarer Qual eines langsamen Todes sterbe. Wo von einer mehrtägigen Dauer des Leidens erzählt wird, mag wohl reine Uebertreibung vorliegen, denn es ist kaum glaublich, daß ein Leben die furchtbare Pein länger als 24 Stunden habe überstehen können. Es wäre Sache der pathologischen Physiologie, die Vorgänge eingehend zu beleuchten, welche folgen mußten aus der fürchterlich gezwängten Stellung, ohne alle Möglichkeit auch nur der geringsten Veränderung, aus der Dehnung oder Ausrenkung aller Teile bis ins Innere hinein bei stetig sich steigernder Pein. Soviel uns bekannt, hat nur der Göttinger Anatom Georg Gottlieb Richter im Jahre 1775 das Ganze der Kreuzesleiden wissenschaftlich ins Auge gefaßt. In seiner lateinisch geschriebenen Abhandlung de morte servatoris in cruce führt derselbe aus, wie bei der ge-

---

lange gelebt und ein grausam Geschrey in der Marter vollbracht". Thevenot fügt seiner noch weit umständlicheren und genauen Beschreibung (Frankfurt 1698, I, 372) die Bemerkung hinzu: „Es sind deren gefunden worden, welche auf dem Pfahl bis in den dritten Tag gelebet und sehr gut Toback geschmaucht haben, wenn man ihnen solchen gegeben".

zwungen bleibenden Lage der Blutandrang, der bei Krankheiten nur nach und nach eintritt, mit furchtbarer Beschleunigung und bis zur Ueberfüllung in der Brusthöhle vor sich gehen mußte. Bei Versperrung großer zurückführender Adern durch mechanischen Druck, durch verschobene Nachbarteile im Körper und bei der stets größeren Gewalt des arteriellen Blutes häufte sich dieses in der Brusthöhle so an, daß alle Adern strotzten bis zum Zerspringen. Dies erzeugte eine über alle Maßen gräßliche Beängstigung, einen Zustand der Pein, welcher alle sonstigen Leiden bei weitem übertraf (horrenda anxietate, quae omni dolore et ipsa morte intolerabilior est, laborare). Es ist deshalb bemerkenswert, daß das blutlose Aufhängen das leidenvollere war, insofern das Annageln durch den Gegenreiz, wie durch Aderlässe, die Qualen jener Blutanhäufung gewissermaßen milderte. Auch hat die Angenagelten eher der schnell eintretende Brand getötet, welcher bei dem steten Reiben der Wunden an den Nägeln in der heißen Zone sich um so eher erzeugte, als der Körper durch die stets vorhergegangene Mißhandlung (Geißelung) einen Teil seiner Lebenskraft schon eingebüßt hatte. Der Brand setzte sich schnell durch die Arme zu den edleren Teilen fort und führte vielleicht ein sanfteres Ende herbei, als bei dem bloß Geknebelten geschah, wo der Tod langsam, bei einer nach und nach wachsenden Erstarrung, schließlich unter den fürchterlichsten Konvulsionen und Zuckungen des ganzen Körpers, ein Ende machte. Fügt man in Gedanken zu solch' unsagbarer Pein noch die Höllenglut des Verschmachtens, den immer durch lautes Geschrei nach Wasser bezeugten qualvollen Durst des Gemarterten, die Strahlen der glühenden Sonne des Südens, das durch Blut und Wehrlosigkeit des Opfers angelockte Ungeziefer aller Art, die von der Geißel erzeugte Zerfleischung des Rückens, welche stets der Kreuzigung voranging, so genügt vollauf das Gesagte, um selbst bei karger Phantasie ein Bild von der Höllenpein sich entwerfen zu können, und erklärt, wie selbst die heidnischen Schriftsteller laut ihrem Abscheu vor dieser entsetzlichen Todesart Ausdruck verleihen konnten.

Der Ursprung der schauerlichen Marter ist fern im Osten zu suchen, in Asien und in der mongolischen Welt, wo die ausgesuchtesten Qualen jeder Art heimisch sind; man kann historisch ihre Wanderung von Ost nach West verfolgen und darf wahr-

ſcheinlich die in jedweder Art von Grauſamkeit raffinierten Chineſen als Erfinder der Kreuzigung anſehen, die ſie zunächſt ihrem Nachbarlande Iran mitteilten. Wir erfahren von Herodot III_{159} und VII_{194}, wie König Darjawuſch (Darius) nach der Eroberung von Babylon 3000 vornehme Gefangene am Pfahle ſterben ließ. Wie unter dem Könige Achaſchweroſch (Xerxes oder Khſchyarſchan) der böſe Haman an dem ſchier unglaublich hohen Holze ſterben mußte, welches er dem Mardochai zugedacht, erzählt das Buch Eſther 7_{10}. Es mag hier beiläufig erwähnt werden, daß Luthers poetiſch ſchöne, aber für die archäologiſche Forſchung viel zu freie Ueberſetzung an verſchiedenen Stellen der Bibel ſtatt des Holzes (ξύλον im Griechiſchen) den Galgen eingeführt hat, der im Altertum gänzlich unbekannt war. Ein Erwürgen iſt zwar, wenigſtens bei den Römern nicht ſelten, vorgekommen, aber es iſt ſtets auf dem Erdboden und nie hoch oben an einem Gerüſte vorgenommen. Daß auch die Pharaonen Egyptens Gebrauch von der in Rede ſtehenden Hinrichtung machten und die am Pfahle zu Tode Gemarterten den Vögeln des Himmels preisgaben, lehrt uns Joſephs Deutung von dem Traume des königlichen Hofmundbäckers Gen. 40_{19}. Das Todesholz war noch üblich unter den Ptolemäern, und der Hiſtoriker Juſtin erzählt, daß nach dem Tode des wüſten Schlemmers Ptolemaios Philopator die ſämtlichen Konkubinen des Königs gekreuzigt ſeien.

Sehr frühe ſchon haben die ſemitiſchen Völker die Kreuzigung gekannt und zur Anwendung gebracht. Bereits Joſua 1450 v. Chr. ließ den König von Ai an ein Doppelholz hängen, Joſ. 8_{29}; abſcheulicher noch handelte König David: im ſchmählichen Bruche des Eides, den er einſt dem Könige Saul geſchworen, 1. Reg. 24_{22}, überlieferte er deſſen unſchuldige Söhne und Enkel den Gibeonitern, welche ſie an das Holz hingen auf dem Berge vor dem Herrn (ἐξηλίασαν αὐτοὺς ἐν τῷ ὄρει ἐναντίον κυρίου) 2. Reg. 21_9. Später berichtet Esdras 6_{11} ein Verfahren mit ſymboliſcher Zuthat: wer eigenmächtig den königlichen Befehl verändere, der ſolle an einem von ſeinem eigenen Hauſe genommenen Balken gehangen werden. Endlich iſt im Geſetz Deut. 21_{22} das Hängen am Holze als Todesſtrafe vorgeſchrieben. Daß die Bewohner Arabiens die Hinrichtungsart kannten, geht aus der 20. Sſure des Korans hervor, darin Mohamed drohet: „Ich werde euch an den Stämmen

Digitized by Google

der Palmen kreuzigen laſſen.“ Die Karthager haben, nachweisbar in faſt zahlloſen Fällen, in leichtfertigſter Weiſe mit dem Todesholze gewütet, ſo faſt immer gegen ihre Feldherren, welche für den Verluſt der Schlacht mit ihrem Leben verantwortlich gemacht wurden. Daher mag auch das unbekannte Etymon des lateiniſchen crux im Semitiſchen und zwar im Puniſch-Phönikiſchen zu ſuchen ſein, denn erſt von den Karthagern haben die Römer das ſchnöde Verfahren erlernt, wie es ſcheint, um die Zeit des zweiten puniſchen Krieges.

Leider haben ſelbſt die äſthetiſchen Hellenen keine Scheu getragen, die aſiatiſchen Gräuel von den Perſern anzunehmen. Sophokles (Antig. 308) läßt den König Kreon nachläſſige Wächter mit ſolchem Tode bedrohen, lebendig ſollen ſie hängen *ζῶντες κρεμαστοί*, Euripides läßt den König Thoas gegen Oreſtes reden von *σκόλοπι πήξωμεν δέμας*. Es iſt hier der Ort zu bemerken, daß die griechiſche Sprache, mithin auch die des neuen Teſtaments, unſerer Bibel, das Marterwerkzeug mit dem Worte *σταυρὸς* bezeichnet, was zunächſt nur einen aufrecht ſtehenden einfachen Pfahl bedeutet, daher das Zeitwort *ἀνασταυροῦν* für kreuzigen gebraucht wird. Allein es kommen für die Todesſtrafe auch die Worte *σκόλοψ* und *ἀνασκολοπίζειν* vor, welche vielleicht auf das Pfählen oder Spießen ſich beziehen, da *σκόλοψ* eigentlich den Spitzpfahl oder die Palliſade bedeutet. Endlich weiſt die vorkommende Bezugnahme auf den Buchſtaben χ und das Zeitwort *χιάζειν* für kreuzigen auf einen Marterpfahl mit Querholz. Wenn die Septuaginta bei der griechiſchen Ueberſetzung des alten Teſtaments das Hauptwort *κρέμασις* oder das Zeitwort *κρεμάννυμι ἐπὶ τοῦ ξύλου* gebraucht, ſo iſt damit ſtets der Gedanke an das ſchwebende Hängen zu verbinden, niemals der Gedanke an den ſpäteren europäiſchen Galgen, wie wir dies oben bereits angedeutet.

Etliche Forſcher der Neuzeit glauben einen in der Mitte des Pfahles eingekeilten Pflock, sedile, annehmen zu müſſen, auf welchem der Verurteilte rittlings zu ſitzen gekommen ſei. Auch Fulda kann ſich von der Idee des Sitzpflocks nicht ganz frei machen, obſchon er unter der Fülle ſeiner antiken Belegſtellen keine einzige für dieſe Vorrichtung findet, auch der Meinung iſt, daß ſie bei dem Tode Chriſti nicht zur Anwendung gekommen ſei. Wer da glauben ſollte, daß ein ſolcher Pflock durchaus nötig

Digitized by Google

gewesen, weil angenagelte Hände die Schwere des Gekreuzigten nicht zu tragen vermocht hätten, der befände sich im Irrtum. Es sind Versuche in dieser Richtung angestellt; so erzählt Bartholinus de cruce Christi hypomnem. I_{13} von der am Leichnam eines getöteten Räubers vorgenommenen Kreuzigung, daß die Hände keineswegs ausgerissen seien, vielmehr den frei an den Nägeln hängenden Leichnam so fest getragen und gehalten hätten, daß die Henker ihn selbst mit Gewalt nicht vom Pfahle herunterzuziehen vermochten. Für die antike Marter ist vor allem in Erwägung zu ziehen, daß fast immer den Hauptteil des Körpergewichts das spartum crucis aufzunehmen hatte, ein aus starken Baststricken oder Weidenruten geflochtenes Band, welches die Füße oder Unterschenkel des Gerichteten fest mit dem Pfahle verknüpfte. Es ist deshalb unerfindlich, aus welchem Grunde man zu einer so umständlichen Maßnahme, wie das Schneiden oder Einkeilen eines starken Pflockes, hätte greifen sollen: ganz gewiß nicht, um demjenigen eine bequemere Lage zu gewähren, den man auf die abscheulichste Art zu Tode martern wollte. Wir haben schon oben zu bemerken uns erlaubt, daß wir das sedile für ein Phantasiegebilde halten müssen, hervorgegangen aus der Verwechslung unbestimmter Ausdrücke, die sich entweder auf das Hängen am Pfahle (Kreuzigen) oder das Sitzen auf dem Pfahle (Spießen) beziehen. Das Letztere wird jedenfalls gemeint sein, wo Ausdrücke vorkommen, wie „auf die crux setzen oder darauf sitzen".

Ganz sicher als ein Erzeugnis späterer Phantasie kann das suppedaneum oder Trittbrett bezeichnet werden, auf welchem nach der Vorstellung des Mittelalters die Füße des Gekreuzigten geruht haben sollten. Abgesehen von der Umständlichkeit einer solchen Einrichtung wäre sie ohne allen praktischen Nutzen gewesen, denn die Füße des Sterbenden waren nicht imstande, bei der Agonie desselben irgend welchen Halt zu geben; es würden alsdann die angenagelten Hände allein die ganze Last des im furchtbaren Krampfe Zuckenden zu tragen gehabt haben. Bei den Hinrichtungen vor dem mäcischen oder esquilinischen Thore in Rom waren die Marterpfähle in der Regel von geringer Höhe, sie erhoben sich so wenig über der Erde, daß ein Gekreuzigter nicht selten mit den Füßen den gewachsenen Boden berührte. Den Erzählungen, daß die Leiber der Gerichteten von Hunden, Wölfen und anderen

Bestien zerfleischt wurden, mag vielleicht dichterische Uebertreibung zu Grunde liegen, sie beweisen immerhin, daß zu Rom die Kreuze oder Pfähle von geringer, die Manneshöhe nur wenig überragender Größe gewesen sein müssen. Daß nichtsdestoweniger Ausnahmen vorgekommen und diese gerade besonders erwähnt sind als etwas im üblen Sinne Auszeichnendes, beweist nur die allgemeine Regel. So berichtet Sueton vom Kaiser Galba, daß er einen Vormund, der sein Mündel ermordet, zur Erhöhung der Strafe an ein erhöhtes Kreuz von weißer Farbe habe schlagen lassen [1]). Gewiß haben bei den im Altertum vielfach vorgekommenen Massenhinrichtungen [2]) die Schergen oder sonstigen Handlanger des Henkeramtes der nächstbesten Bäume oder eben der Pfähle einfachster Art sich bedient. Das Opfer ward durch das leicht und schnell zusammengedrehte spartum crucis mit den Armen oben und durch ein ebensolches Band aus Weidenruten oder Baststricken mit den Beinen unten an dem Baume oder Pfahle angeknebelt, und damit war das fürchterlich einfache Verfahren erledigt, wie denn überhaupt möglichste Einfachheit und Kürze für die allzeit eilfertigen Schergen der allein maßgebende Gesichtspunkt gewesen sein dürfte. Für Egypten ist ausdrücklich bezeugt [3]), daß dort ausschließlich das Anknebeln üblich gewesen, in Rom dagegen, wo auf einem eigens dazu bestimmten Richtplatze vor dem esquilinischen Thore besondere Carnifere die Exekutionen vollzogen, hat man sich häufig der Annagelung bedient, wenigstens für die Hände. Von Nägeln ist meist die Rede in den flüchtigen Andeutungen, welche römische Schriftsteller uns geben.

---

[1]) Sueton. Galba 9: multo praeter ceteras altiorem et dealbatam crucem statui jussit.

[2]) Publius Quinctilius Varus ließ als Proconsul von Syrien 2000 gefangene Juden kreuzigen, die Anerkennung für diese Heldenthat fand er drei Jahre später im Teutoburger Walde. Das Martyrologium Rom. berichtet zum 22. Juni, hoffentlich mit starker Uebertreibung, daß 10000 Christen auf einmal an derselben Stelle gekreuzigt seien.

[3]) Z. B. vom Epheser Xenophon Ephesiaca 4_2, citiert bei Fulda Seite 156. Daß auch bei den Römern das bloße Anbinden ans Kreuz ohne Nagelung zu den bekannten Dingen gehörte, lehrt uns Cicero in Verrem V cap. 6: hos ad supplicium more majorum traditos et ad palum alligatos . . . liberare ausus es, ut quam damnatis servis crucem fixeras, . . . civibus reservares.

Digitized by Google

Wenn nun unser Gewährsmann Fulda in seiner gelehrten Abhandlung den einfachen Pfahl so zu verallgemeinern für richtig hält, daß derselbe als Marterwerkzeug ausnahmslos und überall in gleicher Weise üblich gewesen, so will es uns scheinen, als ob der genannte, scharfsinnige Forscher in seinem Eifer wider die alten Kirchenväter etwas zu weit gegangen sei und durch einen in gewisser Beziehung gerechtfertigten Widerspruch ein subjektives Urteil nicht ohne polemischen Beigeschmack sich gebildet habe. Mit Schärfe und oft beißendem Spott bekämpft er die Apologeten der patristischen Litteratur, denen er sogar bewußte Irrtümer Schuld gibt, welche sie aus dogmatischen Gründen und mit ästhetisch-symbolischen Takt als eine pia fraus eingeschmuggelt haben sollen. Er sagt u. a. (S. 70): „Im Kampfe gegen die Feinde des Christentums war das Dogma die Hauptwaffe der Kirchenväter. Daß sie dieselbe so spitzig wie möglich schnitten und feilten und nach allen Seiten hin kehrten, das verlangte der Widerstand gegen die ebenso spitzen und spitzfindigen Angreifer." Hinsichtlich unseres Themas müssen wir dem mehrgenannten Forscher insofern Recht geben, als man sehr frühe schon, bereits in apostolischer Zeit, unterschiedliche Stellen des alten Testaments als Weissagungen für den Tod Christi auffassen zu müssen glaubte, deshalb die näheren Umstände einer nicht mehr in allen Einzelheiten bekannten Thatsache so sich dachte, daß sie jenen Weissagungen sich anpassen. Für ein Beispiel in diesem Sinne liefert Fulda allerdings einen nicht zu unterschätzenden negativen Nachweis: die vermeintliche Annagelung der Füße bei dem Tode des Heilandes. Diese sollte durchaus stattgefunden haben um der wörtlichen Deutung willen jener Stelle im 22. Psalm: „Denn Hunde haben mich umgeben und die böse Rotte hat sich um mich gemacht, sie haben meine Hände und Füße durchbohrt". Weder die Synoptiker noch das vierte Evangelium haben auf die Stelle Bezug genommen, und aus ihren Berichten läßt sich eine Nagelung der Füße Christi nicht nachweisen. Als Wundenmale, welche dem ungläubigen Thomas gezeigt wurden, nennt das vierte Evangelium nur die der Hände und Seite, während Lukas gar nicht von Wundenmalen spricht und nur erwähnt, daß der Herr den Jüngern seine Hände und Füße gezeigt habe, um von ihnen völlig erkannt zu werden. Hat es sich dabei um den Hinweis auf deutlich bemerk-

Digitized by Google

bare Verletzungen gehandelt, so hat es zu solchen Spuren an den Füßen nicht durchaus der Nägel bedurft; das fürchterliche spartum crucis mußte naturgemäß deutliche Striemen hinterlassen. Wir mögen hier beiläufig bemerken, daß die ältesten bekannten Darstellungen des gekreuzigten Heilandes dem fünften Jahrhundert entstammen: in Holz an der Thüre der S. Sabina in Rom, in Elfenbein auf einer Tafel, jetzt im British Museum in London; beide Darstellungen zeigen keine Nagelung der Füße. Ueberdies darf man annehmen, daß, wo überhaupt ein Nageln der Füße stattgefunden hat, alsdann das eilfertige Verfahren der Schergen die am nächsten liegende Maßnahme zur Anwendung brachte, d. h. man brachte die Beine des oben bereits Angehefteten rechts und links an den Pfahl und schlug Nägel, nicht etwa durch den Spann, sondern zwischen dem Knöchel und der großen Flechse der Ferse (tendo Achillis) hindurch. Schon die Fußtritte des in der Todesangst Ringenden geboten den Henkern Vorsicht und eine Annäherung von der Seite, solange die Füße des Unglücklichen noch frei herabhingen. Bei der Anwendung des sogleich näher zu besprechenden patibulum in Rom hat man die Füße wohl immer frei hängen lassen.

Ueber die Form des Kreuzes, an welchem der Erlöser gelitten, spricht sich unter den ältesten Kirchenvätern am deutlichsten aus der Apologet Tertullian, der als Bischof einer afrikanischen Gemeinde um 220 gestorben ist[1]). Fulda hält ihn für den Erfinder der in der christlichen Kirche geltenden Form des Kreuzes, die derselbe erst für alle Zeiten sozusagen dogmatisiert habe. Wir sind nicht der Meinung, glauben sogar, daß dem genannten Forscher die an verschiedenen Stellen seines eigenen Werkes eingestreuten Belegstellen, über die er gar leicht hinweggeht, von der beregten Ansicht hätten zurückkommen lassen, wenn er jene Stellen in ihrer Gesamtheit einer gründlicheren Berücksichtigung unter-

[1]) Quintus Septimius Florens Tertullianus, geboren zu Karthago um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, trat im Jahre 185 über zum Christentum und wurde bald darauf Priester, der mit großer Willenskraft und außergewöhnlicher Beredsamkeit im Dienste des kirchlichen Christentums besonders gegen die Ketzerei der Gnostiker und Monarchianer wirkte. Sein mit seltener rhetorischer Begabung verfaßter Apologeticus entstand während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Septimius Severus.

Digitized by Google

zogen und dabei seinem Eifer wider die Kirchenväter minderen Raum gegönnt hätte. Vielleicht war es gerade die unbestimmte Ausdrucksweise heidnischer Berichte über die Kreuzigung als Todesstrafe, welche die ältesten Schriftsteller des Christentums veranlaßte, bei ihren Betrachtungen über den Tod des Heilandes die Sache näher zu untersuchen, alles, was darüber in der Ueberlieferung seiner Bekenner noch vorhanden war, sorgsam zusammenzutragen und daraus, wie aus dem, was sie leider noch häufig zu sehen gezwungen waren, so gut es anging, ein möglichst deutliches Bild zu entwerfen.

Wie aus dem Folgenden hervorgeht, haben wir die Ansicht gewinnen müssen, daß ein Doppelholz, d. h. ein Pfahl mit daran befestigtem Querholz zur Aufnahme der Arme des Gekreuzigten sehr lange schon vor den Zeiten Tertullians als Marterwerkzeug zur Anwendung gekommen ist. Daß es seltener vorkam als der einfache Pfahl, geben wir gern zu, und dieser Umstand mag sogar den Kirchenvater veranlaßt haben zu seinem Ausspruch von dem gekreuzigten Heiland „qui solus a populo tam insigniter crucifixus est“. Der fromme Bischof hat sicherlich nicht Wenige an dem Todesholze sterben sehen, weil man zu seiner Zeit noch (namentlich unter Septimius Severus) mit allen Schrecken gerade gegen die Bekenner des Christentums wütete, und die verschiedenen Arten und Formen der abscheulichen Marter können ihm nicht unbekannt gewesen sein. Unter den in der öffentlichen Praxis wahrnehmbaren Formen galt es diejenige festzustellen, welche die Kirche seit ihrer Begründung kannte als die bei dem Tode ihres Stifters verwendete, damit sie auch in Zukunft nicht verwechselt werde mit einer anderen, vielleicht häufiger vorkommenden. Man darf sogar zugeben, daß Tertullian etliche der schon in Vergessenheit geratenen Nebenumstände etwaigen Weissagungen des alten Testaments entsprechend sich dachte, allein das kann sich kaum auf die Form des Marterholzes beziehen, welches an keiner einzigen Stelle des alten Testaments näher beschrieben ist. Vom dogmatischen Standpunkte aus konnte es dem Kirchenvater fast gleichgiltig sein, ob das einfache oder das Doppelholz bei dem Tode des Heilandes gebraucht war; es kam jedoch der historische Standpunkt in Frage und somit die Pflicht, die damals in der Ueberlieferung wohl noch bekannte richtige Form den trotz

aller Verfolgung täglich sich mehrenden Bekennern und den kommenden Generationen getreu zu überliefern. Wenn das insigniter crucifixus des Tertullian darauf sich bezieht, daß das Kreuz Christi durch besondere Größe oder Höhe hervorragend gewesen, so kann auch diese Ansicht sehr wohl auf genauerer Ueberlieferung beruhen. Sie wird durch den Bericht der Evangelien [1]) insofern bestätigt, als der mit bitterem Trank gefüllte Schwamm, welcher dem Durstenden am Kreuze zum Mund gereicht wurde, mittelst eines Rohres emporgehoben werden mußte, folglich die ausgestreckten Arme des Darbringers, den die spätere Legende Stephaton genannt, nicht so hoch hinaufreichen konnten. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß der römische Landpfleger, um seinem in verschiedener Richtung bekundeten Hohne über den jüdischen Regulus einen auffälligen Ausdruck zu verleihen, für diesen ein Todesholz von besonderer Höhe gewählt habe, wie Aehnliches ja in Rom selbst vorgekommen ist. Wir müssen ferner bemerken, daß unter der Last eines nur etwa mannshohen Pfahles kein dreißigjähriger Mann wiederholt zusammenbricht, wie uns vom Heilande auf seinem Weg nach Golgatha erzählt wird. Bekanntlich mußte ein Symon von Kyrene dem Erlöser das eine Ende des Kreuzes nachtragen Luc. 23_{26}, welches sonach nicht von den geringen Dimensionen gewesen sein kann, wie sie in Rom auf dem Richtplatz vor dem esquilinischen Thore gebräuchlich waren.

Daß es eine crux gegeben, welche aus dem eigentlichen verticalen palus und einem horizontalen Querbalken, antena, bestand, dieser Wahrnehmung vermag sich auch Fulda nicht zu entziehen, aber er sucht die Erklärung lediglich in dem römischen patibulum, auf das wir daher einen Streifblick zu werfen haben. Unter den harten Züchtigungen, womit die Römer ihre bedauernswürdigen Sklaven bedachten, wird am häufigsten die furca erwähnt, ein gabelartiges Holz, welches ursprünglich vielleicht die Deichselstütze der unbespannt stehenden Fuhrwerke gewesen ist; eine solche Gabel mußte der Gezüchtigte mit daran festgeknebelten Armen längere Zeit tragen. An ihre Stelle trat später ein geradliniges Holz, das patibulum oder der Sperriegel, wie er an jeder Hausthür zu finden war. An dieses patibulum, welches im Notfalle

[1]) Math. 27_{48} und Joh. 19_{29}.

Digitized by Google

jeder gerade Balken oder ein Zaunpfahl ersetzen konnte, wurden die Arme des zu züchtigenden Sklaven in horizontaler Lage fest angebunden und damit ohne Zweifel eine grausame Marter erzielt, wenn die erzwungene Lage längere Zeit währte. War der Unglückliche zum Tode durch die crux verurteilt, so hat man ihn vielleicht schon in der Stadt an das patibulum gelegt und sodann auf der Richtstätte vor dem Thore dieses Querholz mit dem fest daran hängenden Delinquenten ohne Weiteres an oder auf den Pfahl gehangen. Auf diese Weise soll nach Fuldas Ansicht der Begriff eines Doppelholzes oder des aus zwei Teilen bestehenden Kreuzes entstanden sein; er fügt hinzu, daß solches Verfahren außerhalb Roms nicht vorgekommen sei. Zum Teil aus den von ihm selbst gegebenen Belegstellen hätte Fulda wohl eine andere Ansicht gewinnen können.

Bekanntlich wurde im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt für die zahlreichen in Egypten, namentlich Alexandria, lebenden Hebräer, deren Muttersprache das Griechische war, eine Uebersetzung der alten kanonischen Schriften angefertigt, welche Uebersetzung nach der Zahl der dabei thätigen Dolmetscher als Septuaginta oder kurz mit der Ziffer LXX bezeichnet wird. Sie gelangte sehr bald zu kanonischem Ansehen, galt selbst zu Jerusalem für inspiriert und war den Hebräern in Palästina, wenigstens den Gebildeten, genau bekannt. Unter voller Würdigung dieser Umstände wird die Thatsache von Belang, daß bereits in der LXX ausdrücklich das Doppelholz, *ξύλον δίδυμον*, als Gerüst für die Todesstrafe erwähnt ist; an ein solches Doppelholz oder einen Pfahl mit Querholz hat Josua [1]) den König von Ai hängen und daran sterben lassen Jos. 8_{29}. Ob die Uebersetzung des ursprünglichen hebräischen Originals hier ganz wörtlich oder nicht, darauf kommt es im vorliegenden Falle gar nicht an; keinesfalls kann das *ξύλον δίδυμον* reine Phantasie oder Erfindung der Uebersetzer, vielmehr mußte notwendig ein solches vorhanden und im Gebrauch sein. Die Erwähnung desselben beweist, daß man schon zweihundert Jahre vor Christi Geburt eines aus zwei Teilen bestehenden Holzes, mithin eines Kreuzes von der später allgemein anerkannten Form,

[1]) *Ἰησοῦς Ναυὴ* 8_{29}: *καὶ τὸν βασιλέα τῆς Γαὶ ἐκρέμασεν ἐπὶ τοῦ ξύλου διδύμου.* LXX.

Digitized by Google

als des Werkzeugs zur Todesstrafe sich bedient habe. Eine Verwechslung mit dem patibulum ist hier ausgeschlossen, denn von römischen Gebräuchen kann in der LXX nicht die Rede sein.

Die häufig in den ältesten christlichen Schriften vorkommende Vergleichung des Kreuzes mit dem Tau d. h. dem griechischen Buchstaben *T* oder dem gleichnamigen hebräischen Taw, welch' letzteres nach Ermittlung der Paläographen ehemals dieselbe Form wie das griechische *T* gehabt haben soll, diese Vergleichung findet sich auch bei dem Lucianus. Dieser geistreiche Heide, der im zweiten Jahrhundert in Asien, Egypten und in Athen lebte, aber nicht in Rom, kann sich doch nur auf ein Doppelholz bei seinem Vergleich beziehen, denn die gerade Linie eines einfachen Pfahles mit jenem Buchstaben zu vergleichen, wird gewiß Niemandem einfallen. Ueberdies kommt bei griechischen Schriftstellern auch die Vergleichung des Marterwerkzeugs mit einem anderen Buchstaben vor, nämlich dem χ, und man hat das davon gebildete Zeitwort *χιάζειν*, wenn auch nur in spottender Weise, gebraucht für kreuzigen, zu Deutsch etwa „Einen ans Chi bringen". Nun belehren uns aber die Paläographen, wie nicht die Form des schrägen, liegenden oder burgundischen Kreuzes die ursprüngliche des altgriechischen χ gewesen ist, sondern die gerade stehende Form, wie das Pluszeichen der Mathematik; noch im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt war die ältere Form den Steinmetzen so geläufig, daß sie bei Grabinschriften jener Zeit sich finden soll [1]). Eine Vergleichung dieses Buchstabens mit dem Marterholz würde geradezu sinnlos sein, wenn es nicht Marterhölzer von solcher Form gegeben hätte, und in der That hießen die beiden Teile desselben oder die Kreuzhölzer *τὰ χιάσματα*. Fulda bemerkt S. 121, daß Lucianus im judicio de vocalibus redet vom *ξύλα τεκταίνειν* in Bezug auf die Kreuze, und fügt dem hinzu: „was zwar das Absägen und Zurichten der Kreuzbalken bedeutet, ein künstliches Zusammensägen mehrerer Stücke aber dann nur bezeichnen könnte, wenn eine solche Vorrichtung der Kreuze vorher schon außer Zweifel gesetzt wäre." Einer bis zu solcher Skepsis sich steigernden Voreingenommenheit ist kaum noch zu folgen, geschweige denn, abzuhelfen. Zudem ist

[1]) Sogar das erst im vierten Jahrhundert zur allgemeinen Geltung kommende Christogramm hat nicht selten dies Chi in der geraden, aufrecht stehenden Form.

Digitized by Google

der mit Eifer oder Spott oft wiederholte Angriff Fuldas gegen die Möglichkeit eines künstlichen Zusammenbolzens der Kreuze für die Hauptfrage ohne Belang.

Kann man sich ein einfacheres, kürzeres Verfahren denken, als die Verbindung zweier geraden Hölzer zur Kreuzform, sei es durch Baststricke, sei es durch einige starke Nägel? Es ist sonderbar, daß derselbe Gelehrte, welcher der Umständlichkeit eines einzukeilenden Sitzpflockes das Wort redet, das so schnell zu erledigende Anbringen eines Querholzes an dem Pfahle für zu künstlich und mit dem summarischen Verfahren des Schergen für unvereinbar hält. Bei seinem Eifer in der Vertretung des einfachen Pfahles übersieht er völlig das Dilemma, zu welchem seine eigene Angaben führen. Während Seite 131 und 151 hervorgehoben wird, daß niemals Leitern bei der Exekution zur Anwendung gekommen seien, nirgends solcher Hülfsmittel Erwähnung geschiehet, wird Seite 148 gespottet über die abenteuerliche (sic) Vorstellung von einem Annageln des Missethäters an das noch auf dem Boden liegende Kreuz, bevor dasselbe aufgerichtet war. Unter solchen Voraussetzungen versteht man wahrlich nicht, wie der gelehrte Forscher sich die Ausführung gedacht hat des von ihm als typisch hingestellten Aktes: „man reckte ihm die Arme links und rechts zu Häupten aufwärts, und der Henker trieb mit einigen starken Hammerschlägen die Nägel durch die Rückenseiten der Hände in den Balken." Welch' eine riesenmäßige Leibeshöhe müßte dieser Henker gehabt haben, der an dem bereits aufgerichteten Marterpfahle solches Verfahren ohne Hülfe von Leitern ausführen konnte? Wir meinen, daß die Ausführung ohne Leiter eine umständlichere war, daß jedoch gerade dieser Mangel das Anbringen eines Querholzes sehr nahe legte, um nicht zu sagen notwendig machte. Ein Zaunpfahl, ja eine gewöhnliche starke Latte oder ein abgehauener Ast war nicht eben schwierig zu beschaffen und schnell durch einen Baststrick oder ein paar Nägel mit dem Pfahl in genügend starke Verbindung gebracht, um sodann die Arme des dem Tode Geweiheten aufnehmen zu können, ausgestreckt etwa in Höhe der Schultern und nicht „zu Häupten aufwärts".

Einen kaum mißzuverstehenden Hinweis auf die Form des durch ihn geheiligten Marterholzes giebt uns der Heiland selbst, als er dem Petrus verkündet, wie er auch im Tode ihm, seinem

göttlichen Meister, nachfolgen werde. Joh. $21_{18.19}$ „Wenn du aber alt wirst, dann wirst du deine Hände ausstrecken (*ἐκτενεῖς τὰς χεῖρας σου*), und ein anderer wird dich gürten und dich führen, wohin du nicht willst. Das sagete er aber, um damit zu deuten, mit welchem Tode Petrus Gott preisen werde." Das Zeitwort *ἐκτείνειν* des Originaltextes wird kein Philologe im vorliegenden Falle anders als mit ausbreiten, ausstrecken übersetzen, es kann sich wohl nur auf ein annähernd horizontales Ausbreiten der Arme beziehen, ganz gewiß nicht auf ein „recken zu Häupten aufwärts". Je sorgfältiger und eingehender man die im Uebrigen so gründlichen Untersuchungen Fuldas würdigt, desto mehr gewinnt es das Ansehen, als habe der Forscher von seiner Polemik wider die armen Kirchenväter sich hinreißen und in eine Opposition quand même drängen lassen, welche ihn von einer vorurteilsfreien Prüfung gewisser Belegstellen abgehalten hat.

Der Pfahl mit dem Querholz, welch' letzteres deutlich erkennbar als patibulum nicht anzusprechen ist, also ein richtiges Kreuz in der Tauform ist auch in Rom nicht unbekannt gewesen. Wir besitzen dafür ein noch heidnisches, also nicht anzuzweifelndes Beweisstück in dem sogenannten Spottkruzifix, einer heidnischen Blasphemie, jetzt aufbewahrt im museo Kircheriano zu Rom [1]). P. Garrucci entdeckte im Jahr 1856 die fratzenhafte Kritzelei auf der Zimmerwand eines ehemaligen Pädagogiums (vielleicht kann es auch eine Wachstube gewesen sein) am westlichen Ende des Palatinischen Hügels. An einem Pfahle mit offenbar festem Querholze befindet sich mit ausgebreiteten Armen, die wenig gekrümmt und mit den Händen am Querholz befestigt sind, eine menschliche Figur, bekleidet mit der tunica interula oder dem *χολόβιον*, sie trägt statt des menschlichen Hauptes einen Eselskopf, eine Blasphemie, die sich auf den heidnischen Spottnamen des Stifters der christlichen Kirche beziehet: *Ὀνοκοίτης* d. i. der in der Eselskrippe Liegende. Die Füße berühren den roh durch eine gerade Linie skizzierten Boden, wie dies bei den Kreuzigungen zu Rom häufig war und oben bereits von uns berichtet ist. Daneben, etwas tiefer, stehet ein bekleideter Bursche, die eine Hand zum Werfen von Kußfingern

[1]) Abbildung bei F. X. Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer II 774.

Digitized by Google

erhebend, jene altorientalische, in der Bibel Job 31_{21} erwähnte Weise religiöser Huldigung oder Anbetung. Die in griechischen Uncialen eilfertig und unregelmäßig beigekritzelte Schrift lautet *ΑΛΕΞΑΜΕΝΟΣ CEBETE* (statt *ΤΑΙ*) *ΘΕΟΝ* d. h. Alexamenos betet seinen Gott an. Wir gewahren somit die rohe Verhöhnung des christlichen puer paedagogianus (oder Soldaten) Alexamenos durch dessen Kameraden *ΥΑΚΙΝΘΟC*, welcher den Anfangsbuchstaben seines Namens *Υ* oberhalb der Darstellung hinzugefügt, diesen Namen jedoch mehrfach auch voll eingekritzelt hat an den Wänden der beiden angrenzenden Gemächer, um ja keine Lücke in der Liste der Namen antiker Künstler zu lassen. Das Christentum des Alexamenos ist durch eine weitere Entdeckung in einer benachbarten Kammer bezeugt: hier hat sich Alexamenos ausdrücklich mit dem Beisatz fidelis verewigt, ein Titel, mit dem die Getauften in der Gemeinde beehrt wurden (paganus natus, fidelis factus). Der kritzelnde, witzelnde Hyazinth hat seine künstlerischen Studien offenbar nach der Natur vor dem esquilinischen Thore gemacht, diese Studien in Verbindung mit dem heidnischen Spotte des *ὀνοκοίτης* haben ihn zweifellos zu seiner Darstellung begeistert und den jungen realistischen Spötter nach fast zwei Jahrtausenden ans Licht der Geschichte gebracht. Ein aus Heidentum, verdorbenem Christen- und Judentum bestehender Mischkult, Onolatrie oder Eselsanbetung, ist im zweiten Jahrhundert mit Sicherheit nachgewiesen, ebenso der Umstand, daß von den Feinden des Christentums dieses der Onolatrie beschuldigt wurde. Erst das energische Auftreten der Apologeten ließ diesen Spott im Anfange des dritten Jahrhunderts verstummen; das sog. Spottkruzifix kann mithin keiner spätern als der genannten Zeit entstammen. Wir haben also aus dieser Zeit einen nicht zu widerlegenden Beweis für das Vorkommen eines Marterpfahles mit Querholz oder des Kreuzes von der Tauform.

Auf Grund der angeführten, wenngleich spärlichen Belege fühlen wir uns ermächtigt, an eine der von Fulda als „offen geblieben" hingestellten Fragen (Seite 330) heranzutreten, nämlich an die sub III 17 folgendermaßen gefaßte: „Giebt es sicherere Stellen als die gewöhnlich angeführten und weniger gewagte Kombinationen als die üblichen, um zu beweisen, daß das römische Kreuz aus zwei festgebolzten Balken bestand?" Wir

Digitized by Google

können hier antworten, daß es ganz überflüssig erscheint, mit solcher Zähigkeit an das lange vorher erfolgte feste Zusammenbolzen zweier Balken oder an die gerichtlich im Vorrat[1]) gehaltenen Kreuze dieser Art sich anzuklammern, daß vielmehr eine haltbare Verbindung des Querholzes mit dem Pfahle sehr einfach und schnell zu bewerkstelligen war, diese aber den Schergen ihr garstiges Geschäft keineswegs erschwerte, sondern die zum Nageln oder Binden der Arme benötigte Zeit abkürzte. Außerdem können wir, Fulda gegenüber, nicht einräumen, daß schon in der fünften Generation nach dem Tode des Stifters der christlichen Kirche seinen Bekennern alle und jede näheren Umstände dieses Todes vollständig fremd geworden seien, während das Todesholz mit allen seinen fürchterlichen Einzelheiten sie noch täglich bedrohete. Wenigstens den Kirchenvätern am Ende des zweiten Jahrhunderts darf man wohl noch genauere Kenntnis von der Form des Marterpfahls zutrauen, an welchem der Erlöser gelitten; welche symbolischen oder welche dogmatischen Folgerungen sie daran knüpften, kann den Archäologen nur mittelbar berühren, aber ein Ding, das überhaupt nie bestanden, werden sie schwerlich als das historisch richtige bezeichnet haben.

Von den in unmittelbarster Verbindung mit der besprochenen antiken Marter stehenden Nebenumständen dürfen wir drei nicht ganz unberücksichtigt lassen, wir meinen den titulus crucis, das Entkleiden vor und das Begräbnis nach Vollstreckung der Todesstrafe. Die Römer pflegten bei jeder öffentlichen Züchtigung dem Missethäter ein Täfelchen mit kurzer Inschrift an den Hals zu hängen, gewissermaßen zur Aufklärung oder Warnung für Andere. Bei dem zum Tode am Pfahle Verurteilten wurde ein solches Täfelchen oder der titulus, auf welchem ganz kurz Namen und Verbrechen angegeben, über dem Haupte sichtbar befestigt. Auch bei dem Tode des Heilandes, der bekanntlich als Aufrührer mit usurpiertem Königstitel hingerichtet wurde, hat dieser titulus oder

[1]) Die Traumdeutung des Artemidor oneirocrit. 2_{0}, nach welcher der Alpdruck im Schlafe ein böser Hinweis darauf sei, daß der Träumende bald sein Kreuz tragen werde, beweist, wie es nicht selten vorgekommen sein mag, daß die Verurteilten selbst ihr Kreuz zur Richtstätte tragen müssen. Fulda zitiert diesen Beleg, ohne daraus eine Folgerung zu ziehen für die von ihm offen gelassene Frage.

Digitized by Google

τίτλος nicht gefehlt, er soll nach dem Berichte des dritten und vierten Evangeliums eine triglotte Inschrift getragen haben. Wahrscheinlicherweise giebt Marcus 15_{26} die kurze lateinische Rex Judeorum, welche ebensowohl dem Lapidarstile der Römer wie dem lakonischen Hohne über den messianischen Regulus entspricht. Mathäus 17_{37} und Lukas 23_{38} halten sich anscheinend an die griechische Diktion: *οὗτος ἐστὶν ὁ βασιλεὺς τῶν Ἰουδαίων*, während die bei Johannes 19_{19} gegebene eine nach hebräischer Sitte und und Sprachweise übliche Angabe der Herkunft, *ὁ Ναζωραῖος*, enthält. Diese letztere, dem Text der lateinischen Vulgata entnommen, ging in die bildlichen Darstellungen des Abendlandes über in der Form Jhesus Nazarenus Rex Judaeorum, indem aus der griechischen Schreibweise *IHCOYC* das *H* in das Lateinische überging und hier sich in ein ganz überflüssiges h verwandelte [1]). Erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erschienen die seitdem allgemein üblich gewordenen Siglen I. N. R. I.

Nackt mußte nach römischem Rechtsbrauch der Verurteilte am Pfahle sterben, und dem Schergen fiel das zu, was er auf dem Leibe getragen. So erfahren wir denn auch, daß bei der Kreuzigung Christi dessen Kleider geteilt wurden, von den Kriegsknechten Loose geworfen sind um den ungenäheten Leibrock. Wie nun die Griechen mit *γυμνὸς* nicht immer das vollständig Nackte bezeichneten, so mag auch die Nacktheit der Opfer nicht überall eine völlige gewesen sein, wenigstens haben in Palästina die strengen Sittengesetze der Hebräer eine gewisse Beobachtung des äußeren Anstandes geboten. Wir dürfen vielleicht annehmen, daß von der ärmlichen tunica interula des Gerichteten ein wertloser Fetzen sich erübrigen ließ, um als schmales *περίζωμα* wenigstens die Pudenda zu decken; wir können überdies in Berücksichtigung ziehen, daß in Palästina allgemein und immer von den Männern die Michmasim *(τὰ περισκελῆ)* getragen wurde, ein heutigen Schwimmhosen ver-

[1]) Die drei ersten Buchstaben des Namens *IHCOYC* also *IHC* wurden, in dem man das byzantinische *C* durch das lateinische S ersetzte und über der Mitte des *H* ein Kreuz anbrachte, zum Symbole der societatis Jesu oder der Jesuiten; sie bedeuten nicht, wie manchmal irrtümlich bemerkt wird, in hoc signo. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens im vorigen Jahrhundert gab der Volkswitz den drei Buchstaben die Bedeutung Iesuitae Hominum Seductores.

Digitized by Google

gleichbares Unterkleid[1]), das für die Prieſter ſogar geſetzlich vorgeſchrieben, war Exod. 28_{42}. Das ſchmale *περίζωμα* oder subligaculum, welches man ſchon an den allerälteſten Kruzifixen, denen des fünften Jahrhunderts, wahrnimmt, könnte daher wohl auf unverfälſchter hiſtoriſcher Wahrheit beruhen. Ganz zweifellos iſt der Unterſchied zwiſchen jüdiſchem und heidniſchem Gebrauch nachgewieſen in dem, was die Behandlung der Leiber nach eingetretenem Tode betrifft. Die heidniſchen Völker des Altertums ließen die Leichname der Gerichteten in der Luft d. h. an den Kreuzen verweſen; wir finden wiederholt erwähnt, daß ſie den Vögeln des Himmels zur Speiſe, in ihren untern Teilen ſogar den Wölfen und Hunden zum Fraße gedient haben ſollen. Als beſondere Milderung der Strafe galt es in Rom, wenn die Leiche des armen Sünders ſeinen Angehörigen ausgeliefert wurde; allerdings ſoll unter dem Kaiſer Claudius dieſe Milderung zur Regel geworden ſein. In Paläſtina gebot das moſaiſche Geſetz[2]) die Abnahme der Leiche vom Kreuz noch am ſelbigen Tag. Deshalb wurde, wenn der Tod mit untergehender Sonne noch nicht erfolgt war, zur ſofortigen gewaltſamen Tötung geſchritten. Es wäre möglich, daß das in der Bibel berichtete grauſame Zerſchmettern der Knochen allgemein üblich geweſen ſei; in manchen Fällen mag, wie bei dem Tode Chriſti erzählt iſt, ein barmherziger Stich mit dem Speer (*λόγχη*, Joh. 19_{34}) den Gnadenſtoß erteilt haben. Bei den ſtrengen Vorſchriften über Bewahrung vor allem Unreinen war das ſchleunige Wegſchaffen der Leiche in das vorher ſchon zubereitete Grab eine geſetzliche Beſtimmung bei den Hebräern. Demgemäß iſt die vor kurzem noch allgemein verbreitete Anſicht, welcher auch Klopſtock in ſeiner Meſſiade huldigt, daß der Name Golgatha oder Schädelſtätte von dort umherliegenden Gebeinen abgeleitet ſei, eine durchaus irrige, der Name ſcheint vielmehr auf einer ſchon damals alten Legende zu beruhen, nach welcher an jener ewig denkwürdigen Stätte Adam, der Protoplaſt, beſtattet worden ſei. Jedenfalls ſoll der bei alten wie bei neueren Kruzifixen zu Füßen des Kreuzes angebrachte Schädel kein beliebiger, ſondern derjenige

---

[1]) Stockbauer, Kunſtgeſchichte des Kreuzes S. 53, behauptet, daß die Michmaſin niemals, auch von den Gerichteten nicht abgelegt ſeien.

[2]) Deut. 21_{22}. Vergl. Anmerkung Seite 57.

Digitized by Google

des Adam sein, Sinnbild des ersten und zugleich jedes Menschen überhaupt, der Sünde und dem Tode verfallen, aber durch den neuen Adam am Kreuze von beiden erlöset.

Mit der Abnahme vom Todesholze sind wir am Ende der schauerlichen Handlung angelangt, die wir in Obigem kurz zu erörtern versucht haben. Das Grauenvolle aller Einzelheiten ist zwar nicht in vollem Maße nach jeder Richtung hin festgestellt, allein Dasjenige, was wir auf Grund zuverlässiger Berichte der Zeitgenossen und Augenzeugen, auf Grund gewissenhafter Forschung erfahren haben, genügt zur Bekräftigung des Ausspruches, daß die Kreuzigung wohl das Entsetzlichste war von Allem, was je Menschen an Menschen verübt haben. Freilich ist das Ergebnis der Forschung kein alle Nebenumstände erschöpfendes und aufklärendes, daher kein im archäologischen Sinne völlig befriedigendes. Insonderheit möchten wir von rein historischem Standpunkt aus wohl besser unterrichtet sein über alle Einzelheiten jenes erschütternden Dramas auf Golgatha, das den bedeutungsvollsten Abschnitt in der Geschichte der Menschheit bildet. Allein, sollen wir deshalb vom allgemein christlichen Standpunkte beklagen, daß jenes große Drama im Evangelium so schlicht und einfach, nur in den unumgänglich notwendigen Zügen erzählt wird? Nein! Dank diesem Mangel an Einzelheiten ist der Bericht des Evangeliums dem Verständnis aller Zeiten und Zonen zugänglich, erschüttert die Menschen aller Nationen und aller gesellschaftlichen Stellungen in gleichem Maße; so schlicht und doch so ergreifend ist der Bericht mit voller Universalität in rührender Einfachheit durch zwei Jahrtausende zu uns gelangt, und so wird er uns Tausende von Jahren überleben. Mit Sicherheit aber wissen wir von diesem einen, über alle Beschreibung erhabenen Spezialfalle, daß durch ihn das fürchterliche Todesholz bestimmt war, zum Holze des Lebens (*ξύλον τῆς ζωῆς*) zu werden, denn der an ihm schmählich zu Tode gemarterte war Er, der Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat.

Als Kaiser Konstantin unter dem Christogramm [1]) des Labarums seine Siege erfochten und sodann alle Bedrückung und Verfolgung

[1]) Das Christogramm wird gebildet durch die verschränkten beiden Anfangsbuchstaben des Namens *XPICTOC*, häufig in einer kreis- oder mandelförmigen Umschließung. Ueber das Labarum berichtet eingehend Euseb. Vita Const. lib. I. c. 26—31.

Digitized by Google

der Chriſten von Staatswegen abgeſtellt, ja gegen Ende ſeines Lebens (um 330) ſelbſt in die Chriſtenheit ſich hatte aufnehmen laſſen, unterſagte ein kaiſerliches Edikt allen Behörden des Reichs, fernerhin gerichtlich auf das Kreuz zu erkennen. Man könnte fragen, warum dieſes Edikt nicht in den Pandekten ſich findet, weshalb überhaupt in den unter Juſtinian geſammelten Geſetzen die Kreuzigung nur verblümt, unter den urſprünglich ganz andere Dinge bezeichnenden Namen, wie furca und patibulum, angedeutet wird, allein die Antwort iſt eine ſehr einfache und naheliegende: Die crux damnata des Sklaventodes hatte ihre Rolle als Marterwerkzeug ausgeſpielt, das Kreuz war zum gebenedeiten Zeichen des Triumphes über Hölle und Tod, zum Sinnbild der Erlöſung geworden [1]).

[1]) Die Bezeichnung des Kreuzes als *τῆς νίκης τρόπαιον* oder als *σύμβολον τῆς σωτηρίας* findet ſich nicht blos in der byzantiniſchen Litteratur, ſondern auch auf den Werken der Kleinkunſt, auch in Rom zur Zeit der ſogenannten chriſtlichen Antike.

Die Entwickelung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus.

Ein sozialgeschichtlicher Versuch. Von Kurt Breysig.

3. Das späte Mittelalter.

Wenn die germanisch-romanische Völkergemeinschaft auch gegen Ausgang des frühen Mittelalters, also etwa zu Ende des 13. Jahrhunderts, noch kein Staatensystem ausgebildet hatte, so waren doch namentlich gegen Ende der Epoche gewisse Anzeichen einer Aenderung eingetreten, die an sich nicht allzu gewichtig, doch der Folgezeit wegen bemerkenswert waren. Beginnt ein Jahrhunderte langer Zustand sich zum Schluß einer Periode zu ändern, so ist auch leisen Abweichungen große Bedeutung beizumessen. Es ist dann in der Regel anzunehmen, daß das neue Zeitalter eben in ihrer Richtung sich fortentwickeln wird. Waren dicht vor und nach 1200 hier und da Anläufe zu einer wirklich internationalen Politik gemacht, so ist für den Forscher, der heute das Auge über diese Reihe der europäischen Entwickelung schweifen läßt, man möchte sagen a priori, zu vermuten, daß zu Ausgang des 13. Jahrhunderts diese Zeichen sich steigend mehren werden. Natürlich ist nicht zu erwarten, daß ein sofortiger Umschwung eintritt, daß etwa eine Fülle europäischer Konjunkturen und Kriege hereinbricht, daß das alte Fürstichalleinleben der großen Staaten und Staatenkomplexe plötzlich aufhört, aber man wird mit geschärfter Aufmerksamkeit jede Regung zu internationalem Kontakt verfolgen.

Digitized by Google

Unwillkürlich wenden ſich die Blicke zuerſt der alten Zentralmacht, dem römiſch-deutſchen Reiche, zu. Es würde, wäre ſeine Stärke im Verhältnis die alte geblieben, jetzt am erſten berechtigt geweſen ſein, um ſich zu greifen. Davon war freilich wenig zu verſpüren, indeſſen wurde Deutſchland trotzdem ſogleich vielfach in die europäiſche Politik einbezogen, nur daß es weniger aktiv als paſſiv an ihr teilnahm. Es wurde mehr ihr Objekt, als daß es in ſie eingriff. Daß nach dem Ausgang des Stauferhauſes zwei Fremde zu Gegenkönigen gewählt wurden, macht den tiefen Einſchnitt, den dies Ereignis in der deutſchen Geſchichte bedeutet, auch nach außen hin erkennbar, umſomehr als beide Kandidaten zwar Verwandte des alten Herrſcherhauſes, aber zugleich auch die Schützlinge und Werkzeuge der beiden nächſtmächtigen Staaten waren: der Kaſtilier Alfons der Frankreichs, und Richard von Cornwallis, der Bruder Heinrichs III., der Englands. Beide, am meiſten der Erſtere, haben ihr Amt nicht wirklich ausgeübt, aber es war doch noch ein weiterer Schritt auf dieſer Bahn, wenn nach dem Tode Richards gar Philipp III. von Frankreich ſelbſt nach dem deutſchen Königtum ſtrebte. Der Plan blieb Plan, aber als Symptom iſt er bedeutſam genug: was die deutſchen Kaiſer in der Zeit ihrer höchſten Macht nie erſtrebt hatten, die Erwerbung der höchſten Gewalt in einem andern Großſtaat, danach wagte jetzt ein franzöſiſcher Herrſcher zu ſtreben, der nicht einmal zu den Bedeutendſten ſeines Geſchlechts gehörte.

Faktiſch folgenreicher noch war, daß vom italieniſchen Beſitz des Reichs ſogleich mehrere Stücke verloren gingen. Des Königreiches beider Sizilien, dem Friedrich II. ſoviel Sorgfalt zugewandt hatte, hatte ſich Karl von Anjou bemächtigt, der Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich. Er war ſchon 1264 von Papſt Urban IV., einem eifrigen Gegner der Staufer, dorthin berufen worden, und er war gekommen, als Werkzeug der päpſtlichen, nicht der franzöſiſchen Politik — der fromme Ludwig IX. hatte ihm abgeraten[1]). Trotzdem erſcheint ſeine Uſurpation im welthiſtoriſchen Zuſammenhange wie ein Triumph der nun emporſteigenden franzöſiſchen Monarchie, die viel ſpäter noch einmal dieſen Vorſtoß ihres Geſchlechts auszunutzen verſucht hat. Dieſe

[1]) Sternfeld, Karl von Anjou als Graf der Provence. S. 169 ff.

Digitized by Google

Herrschaft die sich erst 1268 nach der Einrichtung des letzten Staufers durchgesetzt hatte, wurde 1282 durch den Abfall Siziliens beschränkt, aber den Vorteil hatte nicht das Reich, sondern Aragonien, dessen König Peter als Schwiegersohn des vorletzten Herrschers von Sizilien, des Staufers Manfred, es erbte.

Man sieht, es überwiegen noch vielfach dynastische Interessen; aber sie sind doch zum mindesten die Vorläufer späterer reinpolitischer Eingriffe. In beiden neu entstandenen Reichen, in Neapel sogleich, in Sizilien etwas später, sind zwar Sekundogenituren gestiftet worden. Aber in beiden Fällen ist später von der eigentlichen Dynastie ein Erbrecht geltend gemacht worden. Und jedenfalls war das römische Reich um den Alleinbesitz Italiens gebracht.

In der Geschichte des Verhältnisses zwischen dem römisch-deutschen Reich und Italien bedeuteten diese Ereignisse nicht eine vorübergehende Episode, sondern den Anfang eines Entwickelungsprozesses, der nun bis zum Anbruch der neuen Zeit nicht stille gestanden hat. Man könnte nun meinen, daß dieser Vorgang im Grunde nur nachholte, was schon nach dem Aussterben der deutschen Karolinger hätte erfolgen sollen; aber wie anders ist er doch verlaufen, als es damals geschehen wäre. Allerdings war er auch jetzt noch nicht ein Erzeugnis nationaler Differenzierung, so wenig wie er es im Jahre 900 gewesen wäre. Er war weit mehr ein Produkt der inneren Entwickelung Italiens, das von allen Ländern Europas den allerstärksten Territorialismus und Munizipalgeist aufzuweisen hatte: es handelt sich deshalb niemals um einen einheitlichen Abfall ganz Italiens, wie es im 9. Jahrhundert aus dynastischen Gründen öfters versucht worden ist, sondern um die langsame Emanzipation einzelner von seinen Stücken. Aber in mehr als einem ihrer Stadien ist doch auch die neue Eigentümlichkeit dieser Epoche, die Einwirkung der europäischen Staaten auf einander, die emporsteigende internationale Politik für sie wichtig geworden.

Schon den ersten Verlust, den von Sizilien und Neapel, hätte das Reich vielleicht wieder einbringen können, wenn hinter den neuen Gründungen nicht die zwei europäischen Staaten, die in der Hand der Mutterdynastieen waren, gestanden hätten. Und es ist charakteristisch, daß Rudolf von Habsburg nun auch seiner-

Digitized by Google

ſeits eine internationale Verbindung herbeiführen wollte, um gegen dieſen Zuſammenhang ein Gegengewicht zu ſchaffen: er hat 1278 mit England einen Vertrag geſchloſſen, der die Vermählung ſeines Lieblingsſohnes mit der Tochter König Eduards I. vorſah — ein Schachzug, der nur durch den vorzeitigen Tod des Prinzen Hartmann um ſeine Wirkung gebracht wurde.

Der nächſte Schritt, zu dem ſich der erſte deutſche Kaiſer der neuen Aera verſtehen mußte, war die Verzichtleiſtung auf die bis dahin über den päpſtlichen Kirchenſtaat zum mindeſten formell ausgeübte Herrſchaft: Rudolf hat 1278 feierlich die Romagna, den nördlichſten Teil des päpſtlichen Territoriums, aus dem Reichsverbande entlaſſen. Auch hierin wird man zum mindeſten die indirekten Wirkungen der internationalen Lage ſehen müſſen: war auch das Papſttum auf ſeinem Wege zu einer päpſtlich-weltlichen Univerſalmonarchie nicht über den erſten Schritt hinausgekommen, eine politiſche Macht war es doch geworden, der ihre über ganz Europa ausgedehnten politiſchen Beziehungen auch für ihre italieniſchen Territorialangelegenheiten ein Relief gaben, das ſie ſonſt nicht beſeſſen hatte. Wie oft haben die Päpſte mit dem Kaiſertum Streit gehabt, aber nie war es ihnen doch geglückt, die Unabhängigkeit ihres italieniſchen Territoriums, die ſie faktiſch freilich oft genug durchgeſetzt hatten, auch formell zu erlangen.

Eine Zeit lang haben faſt alle wirkſamen Beziehungen des Reichs zu Italien geruht: dann hat Heinrich VII., der Lützelburger von Anfang ſeiner Regierung an, die Erringung der Kaiſerwürde nicht nur, ſondern die Herſtellung der deutſchen Herrſchaft im Süden als den vornehmſten Zweck ſeiner Regierung angeſehen. Die Romfahrt hatte ſich früher nicht viel anders ausgenommen als der Königsritt in deutſchen Landen, mochte ſie auch wie dieſer oft ganz kriegeriſch ausfallen: jetzt wurde ſie zum auswärtigen Krieg. Neapel trat dem Kaiſer offenſiv entgegen, das Papſttum, jetzt in Avignon, nahm ſich ſeines Schützlings an. Als der Kaiſer im Auguſt 1313, kaum drei Jahre nach ſeinem Aufbruch aus Deutſchland, eines frühen Todes ſtarb, war die Lage für ihn ſchon ſehr ungünſtig. Das Unternehmen des letzten Kaiſers, der nach Stauferart Politik trieb, wäre wohl auch ſonſt geſcheitert. Es iſt charakteriſtiſch genug, daß es ſich, nur ein halbes Jahrhundert nach dem Ausgang der Staufer, wie ein romantiſches Ritterſtück

Digitized by Google

ausnahm. Ludwig der Bayer hat dann, genötigt vor allem durch seinen Kampf mit dem jetzt ganz in französischen Diensten stehenden Papsttum, doch erst vierzehn Jahre später seine Romfahrt unternommen. Aber der Erfolg des schnell beendigten Zuges entsprach seiner Tendenz, es war ein Vorstoß gegen das Papsttum, und als solcher sehr radikal, aber die italienischen Verhältnisse veränderte er gar nicht.

Dann ist sogar eine Pause von siebenundzwanzig Jahren eingetreten, ehe wieder ein deutscher König über die Alpen zog. Man könnte versucht sein anzunehmen, daß diese langen Unterbrechungen den Rest von Ansehen, den das Reich noch in Italien besitzen mochte, am meisten geschädigt hätten, indessen das Auftreten Karls IV. von 1354 und 1368/69 lehrt, ebenso wie das Ludwigs im Jahre 1327, daß auch das positive Eingreifen der deutschen Könige so schwach war, daß an eine Wiederherstellung des alten, immerhin doch kaum ein Jahrhundert zurückliegenden Zustandes nicht mehr zu denken war. Das erste Mal ließ der Luxemburger sich lediglich die Erwerbung der lombardischen Königs- und der Kaiserkrone angelegen sein, der zweite Zug aber, der allein seiner allgemeinen europäischen Politik dienen sollte, hatte nur den Zweck, den Sitz des Papsttums wieder nach Italien zurück zu verlegen, um die Kurie dem französischen Einfluß zu entziehen. Karl IV. nahm zwar einen schwachen Anlauf, um — lediglich zur Erleichterung dieses Schrittes — Ordnung in Italien zu schaffen und einen der stärksten Tyrannen, die sich inzwischen fast überall in Ober- und Mittel-Italien erhoben hatten, Barnabo Visconti niederzuwerfen, nahm aber bald wieder davon Abstand und begnügte sich mit dessen nur formeller Unterwerfung unter die kaiserliche Gewalt. Auch die Territorial-Hoheit des Papstes hat er noch vor seinem eigentlichen Regierungsantritt als Gegenkönig Ludwigs in einem Maße anerkannt, das von diesem kaiserlichen Rechte kaum noch einen Schatten übrig ließ: er versprach die Stadt Rom nicht vor dem Tage seiner Krönung zu betreten und sie noch vor Anbruch der Nacht zu verlassen.

Sein Nachfolger König Wenzel ist, obwohl auch ihn Rücksichten der europäischen Politik aufs dringlichste hätten nötigen sollen, überhaupt nicht nach Italien gekommen. Er ließ das römische Papsttum, das sich in neuem Schisma 1378 von dem

Digitized by Google

zu Avignon getrennt hatte, im Stich und übertrug, um eine Summe Geldes herauszuſchlagen, einem der mächtigſten Gewalthaber Ober-Italiens, Giovanni Galeazzo Visconti von Mailand im Jahre 1380 das Reichs-Vikariat, was ſchlechthin den Bock zum Gärtner ſetzen hieß. Sein Nachfolger Ruprecht von der Pfalz hat denn auch mit bewaffneter Hand dieſes Verſehen wieder gut machen und den Tyrannen niederſchlagen wollen. Der hatte ſchon eine europäiſche Stellung eingenommen, Ludwig von Orleans, der Bruder König Karls VI. von Frankreich war ſein Schwiegerſohn geworden und er hat 1401 und 2 mit geringer Mühe dem Angriff Ruprechts Stand gehalten.

Es war im Mittelalter der letzte halbwegs ernſtliche Verſuch eines deutſchen Königs, die alte Herrſchaft über Italien wieder herzuſtellen. Die Kriege, die ſpäter von Maximilian und Karl V. um die Lombardei geführt wurden, hängen mit ihm nur durch den dünnen Faden eines ſchwachen Rechtstitels zuſammen. Wie im Grunde ſeit dem Ausgang des Stauferhauſes haben nun die italieniſchen Staaten völlig ungeſtört durch die Deutſchen ihre Autonomie ausgebildet. Die Verbindung zweier Länder nahm damit ein Ende, die zuerſt ein Ueberreſt der Karolingiſchen Univerſalmonarchie des ausgehenden germaniſchen Altertums, ſpäter durch die deutſchen Könige als die Erben der Karolinger, man möchte ſagen, ſelbſtverſtändlich aufrecht erhalten worden war. Sie ſtellte als ſolche das letzte Vermächtnis einer ſtaatlich noch völlig undifferenzierten Periode der europäiſchen Geſchichte dar. Daß ſie aufrecht erhalten worden iſt während des früheren Mittelalters, d. h. in der Zeit, in der ſich dieſe äußere Differenzierung und Trennung wohl vorbereitete, aber noch nicht bis zu den Gegenſätzen einer wirklich internationalen Politik verſchärfte, und daß ſie zu Grunde ging, als dieſe Verſchärfung wirklich eintrat, iſt höchſt charakteriſtiſch. Die einzelnen Stadien dieſes Trennungsprozeſſes gehen denen der Entſtehungsgeſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems vollkommen parallel.

Das deutſche Reich hat indeſſen in dieſen beiden Jahrhunderten doch nicht nach allen Seiten Minderungen erfahren. Wenn es im Süden verlor, ſo hielt es im Südoſten ſeinen Beſitz gegen manche Anſtürme zähe feſt. Der mißglückte Verſuch des Tſchechen-Königs Ottokar, nicht nur Böhmen und Mähren der Hoheit des

Digitized by Google

Reichs zu entziehen, sondern ihm auch die österreichischen Lande, die durch das Erlöschen der Babenberger verwaist waren, zu entreißen, führte hier zur Begründung des mächtigsten deutschen Partikularstaats. Das Reich der Habsburger ist lediglich die Errungenschaft eines glücklichen Feldzugs. Spätere Generationen haben diesen Besitz, der an sich innerhalb der alten Grenzen des Reichs lag, nur noch zu festigen gebraucht, Böhmen und Mähren, die inzwischen schon eine Zeit lang unter dem deutschen Königsgeschlecht der Lützelburger gestanden hatten, wurden, wie zur selben Zeit auch Ungarn, unter Albrecht II. diesem Komplexe zugeschlagen. Diese Reiche haben sich später wieder von der Habsburgischen Herrschaft emanzipiert, aber sie blieben in dem System ihres Einflusses, die Habsburger haben nie wieder auf sie verzichtet. Zu Ausgang des Mittelalters freilich sah es auch hier so aus, als sollte der oben gemachte Gewinn und noch mehr als das verloren gehen. Der Friede von 1491 ließ Böhmen und Ungarn in der Hand Wladislaws, des Sohnes von Kasimir, dem König von Polen, eine so gefährliche Kombination dieser subgermanischen Reiche, wie sie sehr selten eingetreten ist. Immerhin ließ eine Erbverabredung dem Könige Maximilian die Aussicht offen, Polen und Böhmen noch in Zukunft zu erwerben, wie denn auch geschehen ist.

Diese slavisch-madjarische Staatenwelt, von der Ostsee bis an die Donau reichend, ist zwar auch sonst in mancherlei feindliche und freundliche Berührung mit dem Reiche gekommen, doch man wird nicht sagen dürfen, daß sie in diesem Zeitalter schon der europäischen Völkergemeinschaft wirklich angegliedert wurde. Sie blieb ein Annex, dessen Beziehungen zu dem germanisch-romanischen Völkerkreis sich auf dessen Peripherie beschränken. Das deutsche Reich hat ihm gegenüber, von vorübergehenden Verlusten, wie der Friedrichs III. im Kampf mit Ungarn in der Zeit zwischen 1479 und 1491 abgesehen, nur eine bedeutende Einbuße an Land und Leuten erlitten: das deutsche Ordensland, das 1466 zur Hälfte direkt, zur Hälfte indirekt unter polnische Oberhoheit kam. Daß es geschah, war nur möglich durch die Schwäche des Reichs, das sich bei dem Jahrzehnte langen Zwist zwischen dem Orden und der einheimischen deutschen Bevölkerung ganz passiv verhalten hat.

Wenn im Norden deutsche Waffen einmal sogar in der

Digitized by Google

Offenſive Triumphe über Fremde davongetragen haben, ſo war es auch hier nicht das Reich, ſondern kraftvolle Einzelglieder, die ſie führten. Die Hanſa hat dieſen glänzenden Krieg, der von 1368 bis 1370 dauerte und mit einer völligen Niederlage Dänemarks endigte, ganz ohne Reichshilfe ausgefochten. Etwa ein Jahrhundert ſpäter aber haben ganz im Gegenteil zwei deutſche Territorien der Geſamtheit zum wenigſten für die Zukunft ſchweren Schaden zugefügt: im Jahre 1460 haben die Stände des Herzogtums Schleswig und der Grafſchaft Holſtein, deren Herrſchergeſchlecht ausgeſtorben war, den däniſchen König Chriſtian zum Landesherrn gewählt. Freilich wurde damit nur ein Teilſtaat, Holſtein, dem Reich entfremdet, da Schleswig ſeit lange nicht mehr zu ihm gehörte, und auch dieſe Trennung war nicht formell, denn Holſtein blieb nach wie vor im Reichsverbande. Doch trug der Vorgang damals ſchon nicht zur Befeſtigung der deutſchen Grenze bei und hat ſpäter noch viele üble Folgen nach ſich gezogen.

Doch alle dieſe feindlichen oder friedlichen Berührungen zwiſchen dem deutſchen Reich und anderen Staaten ſind, wie man ſogleich ſieht, nicht ſehr ſtetiger Natur; aus ihnen könnte auf die Entſtehung eines wirklichen Staatenſyſtems vielleicht noch nicht geſchloſſen werden. Selbſt der langſame Abfall Italiens iſt wohl durch ſein zeitliches Zuſammentreffen mit der neuen Epoche charakteriſtiſch, aber er bietet zur Geſchichte dieſes europäiſchen Prozeſſes außer einzelnen Belegen doch mehr Analogien als Argumente. Um ſo deutlicher tritt die Wandlung der Zeiten in dem wichtigſten internationalen Verhältnis zu Tage, das es nicht nur für Deutſchland, ſondern für die germaniſch-romaniſche Völkergemeinſchaft überhaupt gab: in dem zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Hier offenbart ſich, daß eine Periodenteilung, die das ſpätere vom früheren Mittelalter trennt und als die Grenze etwa die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts annimmt, ihre Berechtigung nicht nur aus den Thatſachen der inneren Entwickelung der drei führenden Völker, ſondern auch aus der äußeren Geſchichte herzuleiten vermag. Es iſt faſt überraſchend, zu ſehen, einen wie tiefen Einſchnitt in die Entwickelung des deutſch-franzöſiſchen und damit des wichtigſten internationalen Verhältniſſes überhaupt der Zeitpunkt dicht nach dem Ausgang der Staufer darſtellt. Von der

Digitized by Google

Einmischung Frankreichs in die Königswahlen von 1257 und 1273 und ihrer excessiven Bedeutung war schon die Rede, aber auch die Ereignisse der nächsten Folgezeit weisen dieselbe starke Steigerung der Beziehungen zwischen beiden Staaten auf.

Es versteht sich fast von selbst, daß in dem nun einsetzenden, nicht allzuoft mehr unterbrochenen Drama zwischen den beiden mächtigsten Großstaaten die aktive Rolle der aufstrebenden Monarchie Frankreichs und die passive der niedergehenden Deutschlands zufiel. Frankreich, nunmehr geführt von Philipp IV., dem Schönen, einem seiner bedeutendsten Herrscher, war durchaus nicht zufrieden damit, bei einer deutschen Königswahl den abgewiesenen Bewerber gespielt zu haben, und begann nunmehr nach dem territorialen Besitzstand des schwachen Reiches zu greifen. Hier an der Westgrenze hatten schon unter den Staufern sehr unklare Grenzverhältnisse vorgelegen, und die Entstehung zahlloser Vasallen-Autonomieen machte Uebergriffe sehr leicht. Ganze Stücke von Burgund waren, wenn auch nur als Lehen, schon früher in die Hände der französischen Könige gelangt, so die Markgrafschaft Provence und die Grafschaft Forcalquier. So ist nicht zu verwundern, daß die ersten Uebergriffe Philipps sich ganz in der Stille vollzogen haben; Stücke des Bistums Verdun sind damals unter seine Hoheit gekommen, 1281 ist das Bistum Toul, um 1291 die Stadt Lyon von ihm abhängig geworden. Rudolf hat wohl versucht, diesem Vordringen Einhalt zu thun; er hat nicht ohne Erfolg mehrere Feldzüge unternommen, um Burgund beim Reiche zu halten. Sein Nachfolger Adolf von Nassau hat 1294 sogar in offensiver Defensive ein Bündnis mit Eduard I. von England, der mit Philipp in Krieg lag, abgeschlossen, und dennoch ist damals die Pfalzgrafschaft Burgund an Frankreich verloren gegangen. Albrecht I. hat 1299, um durch eine neue vorteilhafte Heirat die Hausmacht seines Geschlechts zu mehren, auf die weitere Erörterung dieser Frage verzichtet.

Bei der Königswahl von 1308 hat Philipp IV. wiederum einen Kandidaten, Karl von Valois, aufgestellt; es war vergebens, obwohl er selbst die in seine Gewalt geratene Kurie zur Hilfe rief. Aber Heinrich VII., der Gewählte, hat auf den König eifrig Rücksicht genommen. Er hat für nötig gehalten, sich vor seinem großen Romzuge mit ihm besonders ins Einvernehmen zu setzen: ein Vorgang, der auf die Aenderung der Verhältnisse ein grelles

Licht wirft. Welcher Staufer hätte es der Mühe wert erachtet, ſich bei einem italieniſchen Feldzug die Flanke gegen Frankreich zu decken!

Die ſchweren Zerwürfniſſe im deutſchen Reich unter Ludwig dem Bayern hatten dann in Frankreich von neuem die extravagan-teſten Hoffnungen erweckt. Karl IV. hat den ernſtlichen Plan gefaßt, deutſcher Kaiſer zu werden; wieder mit Hilfe des Avig-noneſer Papſttums.

Der Gegenſatz zwiſchen Papſt und Kaiſer, zwiſchen dem vom Papſt unterſtützten Gegenkönig Friedrich und Ludwig dem Bayern, der in dieſem Zeitalter Deutſchland in ſo bittere innere Zwiſtigkeiten ſtürzte, iſt weſentlich durch die Machinationen der franzöſiſchen Krone ſo lange aufrecht erhalten worden, und es war ein Akt der Notwehr, wenn der Kaiſer 1337 ſich mit Eduard III. von England verbündete, als dieſer ſeinen großen Erbfolgekrieg gegen Frankreich begann. Ueberdies hatte ihn Frankreich eben durch die Beſitznahme des Bistums Cambrai gereizt. Und in dieſem Moment ſchien es, als ſollte, wie in ſtarker Reaktion gegen die franzöſiſchen Angriffe, nun auch das deutſche Kaiſertum von Beſtrebungen nach der europäiſchen Hegemonie erfaßt werden: Ludwig hat im darauf-folgenden Jahre auf einem feierlichen Tage gleichſam als Schieds-richter des Weltteils dem engliſchen König die franzöſiſche Krone zugeſprochen. Aber wie in den meiſten Unternehmungen dieſes san-guiniſchen Fürſten folgte dem erſten Aufſchwung ein raſcher Rück-zug. Statt des eifrig geplanten Offenſivkriegs gegen Frankreich ſchloß er in höchſt überraſchender Schwenkung 1341 mit dieſem ein Bündnis und ließ ſeine engliſchen Alliierten im Stich. Er hat davon geringen Nutzen gehabt, denn die Verſöhnung mit der Kurie, die ſein Ziel dabei geweſen war, kam nicht zu ſtande.

In der Zeit Kaiſer Karls IV. gelang es Frankreich, einen neuen Vorſtoß gegen die burgundiſchen Reichslande auszuführen. Im Jahre 1343 hat der Inhaber eines Fürſtentums, der Delphin Humbert, ſein Ländchen dem Thronfolger Frankreichs übermacht. Karl IV. ſchritt zuerſt ein, ſchied Savoyen aus dem burgundiſchen Königtum aus, machte es zum Reichsland und ließ ſich 1365 in Arles, alſo im ſüdweſtlichen Winkel der ſchönen Provence feierlich zum König des Arelat krönen; aber elf Jahre ſpäter hat er, ver-mutlich aus Gründen der Kirchenpolitik, dem franzöſiſchen Thron-

Digitized by Google

folger, auf den von nun an eben der Titel Dauphin übergegangen ist, mit der Statthalterschaft des Arelats betraut, was kaum weniger als einen indirekten Verzicht auf alle Rechte des Reichs bedeutete.

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts hat sich dann im Südwesten des Reichs eine Macht erhoben, die obwohl als Sekundogenitur des französischen Herrscherhauses begründet, doch eine Zeit lang nicht nur Deutschland, sondern Frankreich selbst bedrohlich wurde, das Herzogtum Burgund. Es war, als ob das alte unmögliche Zwischenreich der karolingischen Zeiten wieder aufleben sollte; so viel Land ist hier erst durch Heirat und Erbschaft, später durch Eroberung zusammengebracht worden. Im Jahre 1363 hatte der erste dieser neuen Herzöge von Burgund nur das französische Herzogtum erhalten, sein Urenkel Karl der Kühne aber besaß ein Jahrhundert später, im Jahre 1469, im deutschen Reich die Freigrafschaft Burgund, die Landgrafschaft Oberelsaß, den Schwarzwald, Freiburg, die vier niederländischen Herzogtümer Lützelburg, Brabant, Geldern, Limburg, die Grafschaften Holland, Namur, Hennegau, in Frankreich aber die Grafschaften Flandern, Artois, Vermandois, Boulogne, Eu und Ponthieu, von kleinen Stücken abgesehen. So unzusammenhängend äußerlich und innerlich dieser ungeheure Besitz war, denn er wurde durch Lothringen und die Champagne in zwei weit von einander getrennte Stücke geschieden, und die reichen Städte des Nordens hatten wenig gemein mit dem armen Bergland Burgund, er verschaffte seinem Herrn doch eine gewaltige Macht. Und einige Jahrzehnte lang hat diese Augenblicksschöpfung, die nur aus deutschem und französischem Vasallenland bestand, die Rolle eines europäischen Großstaats gespielt. Und wer kann sagen, ob Frankreich oder Deutschland, die um 1474 beide mit Karl dem Kühnen in Krieg lebten, schnell dieses überlästigen Eindringlings Herr geworden wäre, wenn nicht eine ebenso junge, wenn auch ganz anders geartete Macht ihnen die Mühe erspart hätte.

Die schweizer Eidgenossenschaft war nach ihrem Abfall von den Habsburgern aus einem Zwergstaat von Alpenlanden durch Einbeziehung neuer städtischer und ländlicher Glieder mehr und mehr zu einem ausgedehnten Gemeinwesen herangewachsen und die kriegerische Tüchtigkeit ihrer Mannen trieb sie zu einer Eroberungspolitik, die den benachbarten deutschen Fürsten schon sehr unbequem

Digitized by Google

geworden war und die in den Jahren 1443 und 44 ſogar zu einem Kriege Friedrichs III. gegen dieſe ſeine unruhigen Unterthanen geführt hatte. Karl der Kühne, teils durch Liſt mit ihr verfeindet, teils durch ihr Bündnis mit Frankreich aufgebracht, teils endlich durch ihre Angriffe gereizt, ſchloß 1475 mit den beiden Großſtaaten Frieden, um ſich allein auf die Schweizer zu werfen. Man weiß, daß er darüber Reich und Leben verlor, nachdem ſein Ritterheer drei furchtbare Niederlagen durch dieſe Bauern erlitten hatte. Frankreich und Deutſchland, oder vielmehr die kaiſerliche Hausmacht, hatten den Hauptgewinn davon.

Unterdeß hatte zwiſchen Frankreich und dem Reich leidlicher Frieden geherrſcht, und jener Krieg Friedrichs III. war der Anlaß zu dem wunderlich in einen Hilfszug verhüllten Angriff Frankreichs geworden, der das Elſaß durch die zuerſt gegen die Eidgenoſſen, dann aber dorthin geführten Söldnerhorden der Armagnacs in die Hände Frankreichs ſpielen ſollte; denn nach einem ſchnellen Frieden mit den Schweizern verbreiteten ſich dieſe Banden am Oberrhein. Doch der Anſchlag mißlang, im Jahre 1445 war das Land wieder von dieſer offiziöſen Invaſionsarmee befreit.

Ueber die burgundiſche Erbſchaft iſt es dann doch noch zwiſchen Frankreich und dem Reich zu einem viel ernſteren Konflikt gekommen. Ludwig XI. war ganz darauf erpicht, auch von den deutſchen Teilen Burgunds bei dieſer Gelegenheit ſo viel wie möglich einzuheimſen. Aber Erzherzog Maximilian hat als Gemahl der burgundiſchen Erbtochter Marie dieſen Anſpruch auch mit den Waffen zurückgewieſen; er hat über die Franzoſen den Sieg von Guinegate davongetragen. Er und ſein Vater ſind dann auch ihrerſeits mit ſehr weit ausgreifenden Plänen gegen Frankreich hervorgetreten: ſie wollten, was zwar rechtlich, aber nicht politiſch billig war, die geſamte burgundiſche Erbſchaft, alſo auch noch ihre franzöſiſchen Stücke, an ſich bringen, und ſie wollten durch eine neue Heirat das letzte große Herzogtum Frankreichs, die Bretagne, deren Herrſcherhaus bis auf eine Erbtochter ausgeſtorben war, erwerben. Es waren ſehr weit ausgreifende Pläne, und man kommt wohl auf den Gedanken, daß ſie im Keime ähnliche Eroberungsgelüſte bargen, wie die, die einſt Eduard III. über den Kanal führten.

Die habsburgiſche Dynaſtie hat damals gegen Frankreich das

Digitized by Google

politische Mittel angewandt, das die Bourbonen ihrerseits später so häufig gegen Deutschland aufs furchtbarste geltend machen sollten: Maximilian hat nach 1485 den — damals noch durchaus nicht ganz erstorbenen — Partikularismus im Innern des Nachbarreichs zum Bundesgenossen aufgerufen und hat sich nicht nur mit dem Herzog der Bretagne, die er zu erben hoffte, sondern auch mit dem von Orleans und anderen Großen verständigt. Und wenn er auch damit nur erwiderte, was Karl VIII. ihm selbst angethat, der fort und fort mit den selbständigen Vlamen intrigierte, so hebt sich doch dies ganze Vorgehen von der bisherigen internationalen Politik Deutschlands sehr schroff ab. Freilich sind alle weitergehenden Pläne gescheitert, nur das Nächstliegende, der die burgundische Erbschaft betreffende Anschlag, gelang, dies freilich um so besser.

Der schließliche Ausgang, den der Friede von Senlis im Jahre 1493 herbeiführte — der von Arras im Jahre 1482 hatte eine Pause bewirken können, und zehn Jahre später nahm zwar nicht das Reich, wohl aber Maximilian den Kampf wieder auf — hat im wesentlichen nicht nur alles deutsche Reichsland, sondern auch einige französische Stücke der burgundischen Erbschaft, nämlich die reichen Grafschaften Flandern und Artois, in die Hände des habsburgischen Hauses und damit auch des Reichs gebracht. Alle allzu ländersüchtigen Pläne waren auf beiden Seiten gescheitert, aber Deutschland hatte Frankreich gegenüber zum ersten Mal nicht Land verloren, sondern gewonnen[1]).

Uebersieht man die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich in diesen zwei Jahrhunderten mit einem Blicke und vergleicht sie mit früheren Zeiten, so ist zunächst unverkennbar, daß die Berührungen, die vom Ende des 9. bis gegen Mitte des 12. Jahrhunderts so gut wie gar nicht und um 1200 herum auch nur sporadisch eingetreten sind, vom Ausgang des staufischen Kaisertums, also vom Anbruch des späten Mittelalters ab völlig regelmäßig wurden. Nicht als ob nicht zwischen den bedeutenden, feindlichen oder freundlichen, Akten der internationalen Politik beider Länder immer wieder lange Pausen ein-

[1]) Huber, Geschichte Oesterreichs, III (1888), S. 282 ff.; Ulmann, Maximilian I., I (1884), S. 173 f.

Digitized by Google

getreten wären, aber man wird ſagen dürfen, daß von da ab die Beziehungen der zwei Länder zu einander auf beiden Seiten ein Gegenſtand ſtetiger ſtaatsmänniſcher Sorge geweſen ſind. Das Staatenſyſtem iſt an dieſem Punkte Europas angebahnt.

Denſelben Eindruck gewinnt man nun, wenn man die internationalen Verhältniſſe anderer Staatenpaare prüft. Frankreich und England bieten ſich als das nächſt wichtige dem Blicke unwillkürlich zuerſt dar. Hier kündigt ſich der Gegenſatz der beiden Zeitalter nicht ſo greifbar an der Oberfläche der äußeren Thatſachen an, im Gegenteil, dieſe führen eher zum entgegengeſetzten Schluß, aber bei näherem Vergleich iſt er doch auch hier nachzuweiſen. Zunächſt erſcheint allerdings dieſe Entwickelungsreihe der internationalen Politik Europas beſonders geeignet, nicht die Verſchiedenheit, ſondern vielmehr die Aehnlichkeit beider Zeitalter nachzuweiſen. Im frühen wie im ſpäten Mittelalter findet ſich hier eine zuſammenhängende Reihe von Kriegen, die um die Anſprüche Englands auf einen beträchtlichen Teil des franzöſiſchen Reichsbodens geführt worden ſind, das eine Mal über ein halbes, das zweite Mal über ein ganzes Jahrhundert verteilt. Beide Kriege ſind durch dynaſtiſche Erbanſprüche hervorgerufen worden, aus beiden iſt Frankreich im weſentlichen ſiegreich hervorgegangen.

Um den Unterſchied, der dennoch beide ſehr deutlich von einander abrückt, zu erkennen, braucht man ſich nur den Urſprung des zweiten zu vergegenwärtigen. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen Frankreich und England haben mit dem mißglückten Verſuch Heinrichs III., die verlorenen Lande wieder zu gewinnen, nicht völlig aufgehört, in den Jahren 1294 bis 1299 hat man ſich bekriegt, ohne daß daraus ſich Sonderliches ergeben hätte. Der große Erbfolgekrieg, der 1337 entbrannte, iſt aber nicht aus den alten Verwicklungen, ſondern aus einem dynaſtiſchen Anſpruch hervorgegangen, den König Eduard III. nicht auf einzelne Teile, ſondern auf ganz Frankreich erheben zu können meinte. Er hielt ſich gegen das in Frankreich allgemein geltende Recht der männlichen Erbfolge für beſſer berechtigt als den erſten Valois, der 1328 den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte. Doch man wird ſich durch die ſtaatsrechtlichen Argumentationen, die damals vorgebracht wurden, nicht täuſchen laſſen dürfen, in Wahrheit wurde der nun folgende furchtbare Krieg mehr noch aus allgemein politiſcher

Digitized by Google

als aus dynastischen Gründen begonnen. Die letzteren, an sich fadenscheinig, wurden in ihrer Wirkung vor Allem dadurch geschwächt, daß die englische Regierung den neuen französischen Herrscher bei Gelegenheit der erforderlichen Lehnshuldigungen mehrmals anerkannt hatte. Entscheidend war vielmehr die Sorge vor der französischen Macht, die eben damals die Schotten in ihrem Gegensatz gegen England aufs wirksamste unterstützte [1]). Eigene Eroberungslust und die Erinnerung an den alten englischen Besitz auf französischem Boden mochten hinzukommen.

Geht nun schon hieraus hervor, daß es diesmal mehr der englische Staat als das englische Herrschergeschlecht war, der zum Kriege drängte, so wird diese Meinung vollends erhärtet durch das ganz verschiedene Verhalten, das die übrigen Faktoren des englischen Staatslebens diesem Kriege gegenüber beobachteten. Wie wenig sie, insbesondere die Großen, an den französischen Unternehmungen der Krone zu Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts teilnahmen, ja wie gleichgültig und übelwollend sie ihnen gegenüberstanden, ist schon betont worden. Eben hierdurch charakterisiert sich jene ältere Reihe von Kämpfen als ein nur dynastischer Krieg. Ganz anders aber verhielt man sich bei Ausbruch des zweiten Streites gegen Frankreich, vor Allem das Parlament, das nunmehr als eine Vereinigung von Großen und Abgeordneten des Adels und der Städte in Gemeinschaft mit dem Könige recht eigentlich den Staat von England repräsentierte. Man könnte ja einwenden, daß aus wirklich politischen Gründen auch Dynastien Eroberungskriege beginnen können, hier aber stand offenbar der Staat als Ganzes hinter dem König. Das Parlament von 1337 hat zu dem bevorstehenden Augustuskriege aufs Feierlichste zugestimmt und hohe Steuern bewilligt. Und auch der französischen Krone hat es nicht an reichlichen Steuerbewilligungen ihrer Stände in diesem Kriege gefehlt.

Wie fürchterliche Niederlagen Frankreich im Verlauf dieser verschiedenen Kriege – an Unterbrechungen fehlte es nicht – erlitten hat, ist bekannt. Im Frieden von Bretigny, der 1360 geschlossen wurde, sind Eduard III. zur Gascogne und zu Guienne auch noch Poitou mit einer Reihe zugehöriger Grafschaften und im Norden

[1]) Pauli, IV, (1855), S. 340 ff.

Digitized by Google

Montreuil und Ponthieu mit Calais zugeſprochen worden. Und im Vertrage von Bretigny vom Jahre 1420 hat die franzöſiſche Regierung ſogar darein gewilligt, daß dem wahnſinnigen König Karl VI. nicht ſein Sohn nachfolgen ſollte, ſondern Heinrich V. von England, der, um gewiſſermaßen eine neue künſtliche Erbfolge herzuſtellen, noch Karls Tochter heiratete. Und in der ſpäteren Epoche des hundertjährigen Krieges hat es Zeiten gegeben, in denen England faſt alles Land nördlich der Loire beherrſchte. Es war ein furchtbares Ringen, vielleicht das gewaltigſte Staatenduell, das die Geſchichte der germaniſch-romaniſchen Völker kennt, und es war die härteſte Probe, die der aufſtrebende monarchiſche Staat in Frankreich beſtanden hat, daß es ihm zuletzt mit Aufbietung aller Kraft gelang, der engliſchen Invaſion Herr zu werden. Wenn 1453, als der Krieg ohne Friedensſchluß zu Ende ging, nur Calais den Engländern verblieb, ſo bedeutete das nicht nur die völlige Zurückweiſung des im Jahre 1337 begonnenen engliſchen Angriffs, ſondern auch die faſt völlige Beſeitigung des älteren engliſchen Lehnsbeſitzes. Es lag darin doch etwas wie das Walten einer gewiſſen Nemeſis: der rein politiſche Expanſionstrieb, dem Eduard III. bei ſeinem Vorgehen gefolgt war, hatte ſein England zuletzt auch noch den Ueberreſt ſeines ganz legitim erworbenen dynaſtiſchen Beſitzes gekoſtet, den dieſe Epoche von einer früheren geerbt hatte.

Es iſt nicht die Aufgabe dieſer Abhandlung, das Aufkeimen der internationalen Politik in allen Teilen Europas gleichmäßig zu verfolgen, nur an die weſentlichen Thatſachen ſoll erinnert werden. In Großbritannien iſt zwar Irland nur langſam und ſtückweiſe der engliſchen Oberhoheit vollſtändig unterworfen worden, aber die geringe ſtaatsbildende Kraft der Kelten hat es hier nicht zu einer politiſchen Abſonderung, zur Entſtehung eines modernen Gemeinweſens kommen laſſen. Die Schotten dagegen, die halb keltiſchen, halb germaniſchen Blutes waren, ſind dazu doch gelangt: König Eduard III. hat 1328 feierlich auf ſeine Lehnsherrlichkeit über Schottland verzichten müſſen. Und man wird die Kriege, die dieſem Vertrage vorangingen und die ihm folgten, nicht mehr wie die des früheren Mittelalters als innere Streitigkeiten des britiſchen Inſellandes anſehen dürfen, denn eben damals hat Schottland ſeine politiſche Mündigkeit als Staat dadurch doku-

Digitized b

mentiert, daß es in die internationale europäische Politik eintrat. Seine Verbindung mit Frankreich hat, wie schon erwähnt wurde, einen der stärksten Beweggründe für den englischen Eroberungskrieg gegen Frankreich abgegeben. Diesem Sachverhalt entsprach es, wenn neben dem nun folgenden englisch-französischen Kriege eine Anzahl englisch-schottischer herging, die sich indeß selten über das Niveau von Grenzerschlachten und Plünderungszügen erhoben. England aber hat von da ab bis zum Ausgang des Mittelalters eigentlich keine ernste Mühe mehr darauf verwandt, auch nur den alten Zustand formeller Abhängigkeit wiederherzustellen, geschweige denn das Land zu erobern.

Auch die spanische Halbinsel ist im späten Mittelalter zwar noch nicht sogleich, aber im Verlauf dieser Periode zu einer eigentlich staatlichen Konzentrierung durchgedrungen. Die verschiedenen Staaten, in die das christliche Spanien in den früheren Jahrhunderten zerfiel, kann man wohl nach ihrer Verfassung und inneren Entwickelung, nicht aber in Hinsicht auf die europäische Politik so nennen. Ohne im Sinne eines auch nur lockeren Verbandes eine Einheit auszumachen, gehörten sie doch zusammen; sie waren ganz in einander verflochten, teilten und vereinigten sich in immer neuem bunten Wechsel. Sie bekämpften sich gar nicht selten, aber der eigentliche Zweck ihres politischen Lebens, der Kampf gegen die Araber, der ihnen allen gemeinsam war, hielt sie zusammen und trennte sie in ihrer Gesamtheit auch von dem übrigen Europa. Mit Südfrankreich haben zuweilen dynastische und territoriale Verbindungen bestanden; Aragonien reichte mit Roussillon und Cerdagne, das Königreich Navarra mit seinem nördlichen Teil über die spätere Pyrenäengrenze; in der Hauptsache aber bildeten sie einen Staatenkomplex für sich. Dieser Zustand hat noch sehr lange angehalten, aber gegen Ende dieser Epoche hatte sich das Bild doch geändert. Im 15. Jahrhundert standen fünf unabhängige Königreiche neben einander. Das bei weitem größte, das Königreich Kastilien, hatte die ältesten Lande Asturien, Galicien, Leon, vereinigt, Aragonien und das kleine Land der tapfern Basken, Navarra, nahmen den Osten, Portugal den Westen der Halbinsel ein; in Granada, einem schmalen Streifen der Südküste, behaupteten die Mauren noch einen letzten kärglichen Rest ihrer einstigen Herrschaft. In der letzten Zeit hatten die

Digitized by Google

beiden bedeutendſten von dieſen politiſchen Bildungen eine ſo konzentrierte Macht gewonnen, ſie waren ſich auch gegenſeitig ſo oft feindlich gegenüber getreten, jede von ihnen war nach außerhalb einige ſo völlig geſonderte Beziehungen eingegangen, daß man ſie durchaus als Staaten in modernem Sinne anſehen muß.

Daß ſchon zu Anfang dieſer Periode Aragon wenigſtens durch eine Seitenlinie ſeines Königshauſes nach Unter-Italien hinübergegriffen hatte, daß ein ehrgeiziger kaſtiliſcher Fürſt nach der deutſchen Kaiſerkrone ſtrebte, waren freilich nur Vorläufer dieſer Aenderung geweſen. Denn beides waren rein-dynaſtiſche Unternehmungen, von denen nur die eine, die aragoniſche, ſpäter dadurch politiſche Wirkſamkeit erlangte, daß die ſiziliſche Sekundogenitur 1409 ausſtarb und ihr Beſitz an die Hauptdynaſtie anheimfiel. Auch die erſten internationalen Verwicklungen dieſes Zeitalters waren noch ſehr vorübergehender Art, ſo daß man durchaus nicht von einer Einbeziehung des ſpaniſchen Reichs in das europäiſche Staatenſyſtem reden darf.

Kaſtilien und Aragon wären vielleicht als unabhängige Staaten neben einander durch die neuen Jahrhunderte geſchritten, wie es Spanien und Portugal wirklich, mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung, gethan haben, wenn nicht doch noch vor Ausgang des Mittelalters eine Vereinigung zu ſtande gekommen wäre. Auch ſie war noch durchaus familienhafter, dynaſtiſcher Natur: die Heirat zwiſchen Iſabella, der Erbin der kaſtiliſchen Krone und Ferdinand von Sizilien, dem Thronfolger von Aragon, aber ſie hat die wichtigſten politiſchen Folgen gehabt, ſie hat noch dicht vor Ablauf des Mittelalters den bei weitem größten Teil der Halbinſel unter ein Regiment gebracht. Portugal blieb abſeits, aber es war nun hier ein wirklicher Großſtaat geſchaffen und die Eroberung des letzten Maurenreichs Granada nahm ſich wie die ſehr raſch eintretende Konſequenz der Herſtellung des Einheitsſtaates aus. Die Zurückgewinnung der inzwiſchen an Frankreich verloren gegangenen Landſchaften Rouſſillon und Cerdagne im Jahre 1493 aber ließ ahnen, daß dieſes neu erſtarkte Glied der Völkergeſellſchaft ſich bald auch nach außen hin kräftig regen würde.

Die drei großen Staaten der iberiſchen Halbinſel waren zuletzt zu einer ſo großen Stellung gelangt, daß Kaſtilien und Aragonien vereint in dem darauf folgenden Zeitalter eine der be-

Digitized by Google

deutendsten Rollen in der internationalen, Portugal aber in der beginnenden Weltpolitik spielen sollten; aber immerhin waren sie doch sehr langsam, viel langsamer als die drei bis dahin allein großen Mächte bis zu diesem Ziele vorgedrungen. Noch langsamer aber ist die andere Ländergruppe, die fast ebenso abgeschlossen für sich einen Staatenkomplex gebildet hatte, auf demselben Wege zu völligem Abschluß ihrer staatlichen Entwickelung und damit zu der Möglichkeit ihre Stelle im werdenden Staatensystem einzunehmen geschritten, der skandinavische Norden. Das frühe Mittelalter und auch noch spätere Zeiten haben hier insoweit ähnliche Zustände gesehen, als auch hier, wie in Spanien, eine Gruppe von Staaten — nur von Anfang an etwas geringer an Zahl — mit einander zu fast völliger Gemeinsamkeit des politischen Lebens verflochten war, aus der sich klar abgeschlossene und nach außen aktionsfähige Staaten erst allmählich bilden mußten. Der Verlauf dieses Prozesses war nur in der Hinsicht ein abweichender, ja wenn man will umgekehrter, als es sich hier am letzten Ende nicht um eine stetig fortschreitende Konzentration, sondern um sich steigernde Differenzierung und Spaltung handelte. Denn wenn auf der spanischen Halbinsel auch schließlich nicht mehr Staatseinheiten bestanden als auf den beiden nordischen, wenn Dänemark-Norwegen hier Schweden gegenüberstand, wie Kastilien-Aragonien dort Portugal, so waren doch erstlich jene beiden Staaten einander viel ebenbürtiger, als diese. Portugal nahm sich mehr wie ein noch nicht mit-unificiertes Ueberbleibsel alter Zeiten aus, und vor Allem die Richtung des Prozesses der äußeren Formierung zeigt jene Verschiedenheit. Dennoch ist der Abschluß in dem Punkte, auf den es in dieser Betrachtung ankommt, in beiden Fällen der gleiche gewesen, die Formierung von aktiven Gliedern der europäischen Staatengesellschaft lag hier wie dort am Ende des Weges. Nur daß die für die innere Entwickelung der skandinavischen Völker so außerordentlich charakteristische Langsamkeit der Entwickelung sich auch in der äußeren geltend gemacht hat. Skandinavien war, zu der Zeit als Spanien sich anschickte in raschem Lauf der Höhe zuzustreben, noch bei Weitem nicht auf diesem Niveau angelangt; es ist nicht von ungefähr, daß es erst etwa anderthalb Jahrhunderte später als Spanien dazu kam tief in die Geschicke des übrigen Europa einzugreifen.

Digitized by Google

Unvergleichlich viel schneller wie im höchsten Norden ist die äußere Gestaltung der Staaten im südlichsten Süden des Erdteils in Italien vorgeschritten. Droben in jenen hyperboreisch kalten Gegenden hat sich alles ruhig und besonnen, aber auch langsam vollzogen, hier unten aber im sonnigsten Mittag hat, sobald der Druck der deutschen Fremdherrschaft wich, der freilich als selbstverständliches Ueberbleibsel der karolingischen Universalmonarchie niemals übel empfunden worden war, die Formierung eigener Staatsgebilde rapide Fortschritte gemacht. Daß dadurch die Bildung eines italienischen Gesamtstaates verhindert worden ist, war die am schwersten wiegende Folge dieses ganz einzigartigen, in Europa nirgends ähnlich wiederkehrenden internationalen Verhältnisses. Der Partikularismus der Territorien und der Munizipalgeist der großen Städte, der hier wie überall sonst und vielleicht noch etwas stärker als sonst schon im frühen Mittelalter emporgeschossen war, hat in Italien alle die politische Kraft aufgesogen, die anderwärts wenigstens zum Teil sich einem Zentralstaat zuwandte. Auch daß das römisch-deutsche Reich so langsam seine Hand von Italien abzog, mag ähnlich gewirkt haben: im 13. Jahrhundert wäre es vielleicht noch möglich gewesen, eine einheitliche Monarchie zu begründen, im 15. aber war daran nicht mehr zu denken, denn je stärker alle diese Einzelstaaten geworden waren, desto schwieriger war es geworden, sie unter ein Szepter zusammenzuzwingen.

Auffällig an der äußeren politischen Formierung Italiens ist nach dem Erlöschen der deutschen Herrschaft vor allem die außerordentlich hohe Zahl dieser politischen Gebilde. Sie entsprach ja im Grunde nur dem Zustand, den die partikularistische Zersetzung des mittleren Mittelalters auch im Innern Frankreichs und Deutschlands herbeigeführt hatte; aber sie trat viel offener an die Oberfläche des politischen Lebens, weil sie hier, nachdem die deckende Hülle einer zentralen Monarchie fortgefallen war, nicht nur der inneren, sondern auch der äußeren Politik des Landes ihr Gepräge aufdrückte.

Mit dem Verlauf der deutsch-italienischen Beziehungen hängen natürlich auch die Anfänge selbständiger Staatenbildung zusammen. Solange die Hohenstaufen Italien noch regierten — und zuletzt regierten sie es fast mehr als Deutschland — ist wohl eine große Anzahl von Dynastengeschlechtern zu halbfürstlicher Hoheit empor-

Digitized by Google

gestiegen. Aber außer der kaiserlichen Gewalt wirkten hier doch auch die Parteiungen lähmend ein, durch die sich fast überall die Aristokratien und zuweilen auch die Bevölkerungen in Ghibellinen und Guelfen schieden; Parteien, die, ausgehend von dem Eintreten für oder gegen das staufische Regiment, doch meist zu rein lokalen Adelsfaktionen wurden. Deswegen ist auch um 1250 noch eigentlich kein Territorium zu wirklicher Unabhängigkeit gediehen, während die Städte der Lombardei, wie noch mehr Pisa, allerdings eine gewisse faktische Autonomie durchgesetzt hatten. Und diese Verhältnisse haben auch deshalb für die Geschichte der europäischen Politik Bedeutung, weil diese Stadtrepubliken selbst zu einer Zeit, wo sie formell noch durchaus und zum Teil auch faktisch die Oberhoheit des Reichs anerkannten, schon internationale Beziehungen angeknüpft haben.

Vorangegangen ist in dieser Hinsicht Venedig, das in diesen Jahrhunderten in einem ähnlich unklaren Abhängigkeitsverhältnisse zum griechischen Kaisertum stand, als letzter Rest von dessen einst so ausgedehntem italienischen Besitz. Venedig hat schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts nicht nur mit seinen Oberherren, den Byzantinern, paciscient wie Macht mit Macht, sondern auch auf eigene Hand mit dem römisch-deutschen Reich Staats- und Handelsverträge geschlossen. Auf dem vierten Kreuzzug vollends, den es gegen seinen damals wieder angefochtenen Suzerain, gegen das griechische Kaiserreich, zu lenken wußte, hat es einen maßgebenden Einfluß gewonnen und sich einen weiten Kolonialbesitz — Kreta, Korfu, Messenien und so fort — verschafft. Aber Pisa und Genua gaben ihm wenig nach: sie haben damals Korsika erobert und geteilt, Sardinien war pisanisch. Und selbst die Fehden zwischen ihnen, wie der furchtbare Kampf, den Pisa und Genua um die See- und Handelsherrschaft des mittelländischen Meeres im 12. Jahrhundert führten, trugen einen weit mehr als lokalen Charakter. Zwischen Pisa und Venedig ist 1174 ein Friedensvertrag geschlossen worden, wie zwischen zwei kämpfenden Großstaaten.

Im 14. und 15. Jahrhundert sind denn auch diese Stadtstaaten aufs stärkste vorwärts gedrungen. Venedig wußte sich immer mehr von Byzanz zu emanzipieren und erwarb auf dem oberitalienischen Festland einen ausgedehnten Besitz, der gen Osten

Digitized by Google

bis nahe an Mailand heranreichte; Mailand selbst wurde aus der großen Kommune, die es im 13. Jahrhundert gewesen war, ein Territorium, das die Hälfte der Lombardei umfaßte. Seine Tyrannen, die Visconti, erlangten von König Wenzel 1395 die Herzogswürde, was bei dem schattenhaften Einfluß des Reichs nur eine neue Verstärkung ihres Einflusses bedeutete. Florenz wächst unter den Mediceern im 15. Jahrhundert ebenfalls zu einem Territorium an. Diese drei Staaten haben die Geschicke Oberitaliens in diesem Zeitalter vornehmlich bestimmt.

Und so stark die Spaltung scheint — es gab nebenher noch eine Anzahl minder bedeutender Kleinstaaten, Mantua und Modena an der Spitze — so hat sich doch auch hier ein Drang zur Zusammenballung geoffenbart, der unzweifelhaft schon mit der äußeren Politik in Kausalnexus stand: die einzelnen Machthaber empfanden sicherlich gerade in diesen Staaten das Bedürfnis zu einer starken Position gegen auswärtige Feinde zu gelangen. Und in dieser Tendenz sind ihre fortwährenden Annexionen und zwar meist — nach der rauhen Weise der Zeit — durch Eroberung vorgenommen worden: Mailand hat Parma und Piacenza, Bologna und zeitweise Genua verschlungen, Venedig hat Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo, Florenz endlich hat Pisa und Siena unterworfen — alles Gemeinwesen, die auch ihrerseits schon zu einer gewissen Autonomie gelangt waren.

An einer andern Stelle ist freilich die entgegengesetzte Tendenz der weiteren Auflösung wirksam gewesen. Der Kirchenstaat war bis gegen 1492 in beständiger Auflösung begriffen; zahlreiche Dynasten trachteten fast immer mit Erfolg nach mindestens faktischer Selbständigkeit.

Doch herrschten hier Ausnahmezustände: das Papsttum, das dem ganzen Italien nicht die Einheit hat verschaffen können, hat auch nicht verstanden, den Einzelstaat, den es besaß — und es war der ausgedehnteste von ganz Ober- und Mittelitalien — zu einem festen, politischen Ganzen zu machen.

Mit einem starken Bestande staatlicher Macht waren nur zwei Staaten in das Zeitalter getreten, und es sind charakteristischer Weise die beiden einzigen, die unter fremdem oder halbfremdem Einfluß standen: das Königreich beider Sizilien, das bis 1435 gespalten, dann durch Aussterben der neapolitanischen

Linie in eine Hand, d. h. die der aragonischen Mutterdynastie, kam, und das ursprünglich burgundische Savoyen, das erst im Jahre 1361 zum römischen Reich und damit zu Italien geschlagen worden war und das Piemont schon im Jahre 1073 durch Heirat erworben hatte. Beide Dynastieen haben indessen am entscheidenden Wendepunkte ihrer Geschichte politisch sehr verschieden gehandelt: das aragonische Königshaus hat seinen italienischen Besitz nicht nur nicht ausgedehnt, sondern 1458 gar eine sehr rückschrittliche Teilung veranlaßt: Alfons V. von Aragonien-Sizilien-Neapel hatte Neapel, das er zuerst 1435 von den ausgestorbenen Anjous geerbt und sieben Jahre später durch sein gutes Schwert erobert hatte, von seinem Gesamterbe abgetrennt und es dem Prinzen Ferdinand, seinem natürlichen Sohne, vermacht. Das Haus Savoyen aber verfuhr klüger und hat nach 1418, wo von seinen beiden Linien Savoyen und Piemont die eine ausgestorben war, nicht wieder geteilt, und war vor- wie nachher bemüht, seinen Besitz durch Annexionen, wenn auch nur geringen Umfanges, zu vermehren.

Von diesen sechs bedeutendsten Teilstaaten Italiens haben in diesem Zeitalter, vom Ausgang des 13. bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts, alle — vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Kirchenstaates — auch schon eine Stellung in der internationalen, der europäischen Politik gehabt. Neapel und Sizilien allerdings fast nur in passivem Sinne, insofern durch sie eine fremde Macht auf italienischem Boden Platz griff. Einige andere Verwickelungen, so die mit Ungarn, waren rein dynastischer Natur; noch andere, wie die Landung der Türken bei Otranto im Jahre 1480, nur ganz vorübergehend. Aber es sollte nicht lange dauern und eben diese passiven Beziehungen Neapels — und zwar nicht die jüngeren ungarischen, sondern die älteren aragonischen und und angiovinisch-französischen — wurden der Ausgangspunkt für die völlige Einbeziehung Italiens in das europäische Staatensystem.

Venedig seinerseits brauchte gar nicht von seiner, schon aus dem früheren Mittelalter her datierenden Tradition abzuweichen, um an internationalen Händeln aktiven Anteil zu nehmen. Wie weit gespannt seine politischen Beziehungen, die überall seinem Handel folgten, waren, kann man daraus entnehmen, daß ganz zu Anfang dieser Periode während des kurzen Zeitraums von vier

Digitized by Google

Jahren — von 1299 bis 1302 — drei Friedensverträge von der Republik geschlossen wurden: mit Genua, mit dem Führer der kandiotischen Griechen Kalergis und mit dem byzantiner Kaiser Andronikus. Und gegen Ende dieses Jahrhunderts, im Jahre 1381, hat Venedig gar mit einem Schlage vier Friedenstraktate zu Ende gebracht: mit dem Patriarchat von Aquileja, mit Padua, mit Genua und mit Ungarn. Noch kriegerischer mußte die Politik der Republik im Ausland werden, als die Türken 1453 Konstantinopel erobert hatten; schon von 1463 ab hat sie gegen die neue Großmacht einen 16jährigen Krieg führen müssen. Venedig hat in dem Frieden von 1479 mehrere Verluste in seinem griechischen Kolonialbesitz erlitten, aber es war doch eine gewaltig militärisch-politische Leistung, einem solchen Gegner Stand zu halten, und zwar fast ohne alle Unterstützung.

Neben diesen zwar nur gelegentlichen, aber immerhin sehr ernsthaften, wirklich internationalen Konflikten der italienischen Einzelstaaten, deren Reihe hier durchaus nicht vollständig wiedergegeben worden ist, gehen nun im 14. und fast mehr noch im 15. Jahrhundert fortgesetzte und sehr viel kontinuierlichere Kämpfe und Verbindungen zwischen ihnen selbst her. Namentlich gegen Ende dieser Periode nahmen diese Streitigkeiten und Wiederanknüpfungen, die man an sich ja als Angelegenheit der inneritalienischen Politik und nur als Fortsetzung der früh-mittelalterlichen Territorialzwiste anzusehen geneigt sein könnte, einen immer ausgeprägter zwischenstaatlichen Charakter an. Venedig, Mailand, Florenz, Neapel und mancher von den kleinen Teilstaaten sind doch als Gemeinwesen nach innen und außen viel zu konsolidiert, als daß man ihren Reibungen und ihren Kämpfen und Friedensschlüssen in der Entwickelungsgeschichte der europäischen Politik eine geringere Wichtigkeit beilegen könnte als den wirklich internationalen Verwickelungen.

Man kommt immer wieder auf den Gedanken, daß doch hier unsäglich viel moralische Kraft vergeudet, unbeschreiblich viel Blut unnütz vergossen worden ist und wie großes dieses edle, starke Volk hätte leisten können, hätte es sich zu staatlicher Einheit durchgerungen. Noch war es ja nicht zu spät: die Fremdherrschaft, schon lange schattenhaft, war gerade jetzt fast bis auf den letzten

Digitized by Google

Reſt verſchwunden, ſelbſt das unitariſche Frankreich iſt erſt damals definitiv geeinigt worden.

Aber eben weil alle dieſe Glieder des italieniſchen Volkskörpers ſo kräftig und einander ſo ebenbürtig waren, kam es zu keiner Hegemonie eines einzelnen von ihnen und ſie wäre das einzige Mittel geweſen, Italien unter ein Scepter zu bringen. Mancherlei Gründe der inneren Entwicklung ſind dazu gekommen: daß einer von den führenden Staaten und zwar der mächtigſte eine ariſtokratiſche Republik war, die zur Uebernahme dieſer Aufgabe die denkbar ungeeignetſte Regierungsform iſt, daß die zwei nächſt-kräftigen Mailand und Florenz, das eine durch eine gefeſtigte, das andere durch eine emporſteigende Tyrannis regiert war, fällt zunächſt in die Augen. Von den beiden einzigen Monarchien war die eine in den Händen einer fremden Dynaſtie, die andere war zu entlegen. Zuletzt wendet ſich der ſuchende Blick der Mitte zu, dem alten Haupte Italiens, der Welt. Aber gerade Rom war am meiſten gelähmt; der Krummſtab hat hier an dem Ort ſeines klaſſiſchſten Typus am allernachdrücklichſten bewieſen, daß er kein Szepter erſetzen kann. Daß der Kirchenſtaat das allerlockerſte Gebilde unter den italieniſchen Territorien war, iſt ſchon erwähnt worden; aber auch ſeine italieniſche Politik war nicht beſſer, ſondern eher ſchlechter als die der andern. Wohl hat der Papſt ſchon zuweilen den italieniſchen Gedanken gefördert: Johann XXII. ſoll ſich im Kampf gegen Ludwig von Bayern etwa im Jahre 1334 für eine Abtrennung Italiens von Deutſchland ausgeſprochen haben [1]. Aber von einer auch nur im geringſten konſequenten unitariſchen Politik iſt nicht das Mindeſte zu verſpüren. Nicht als ob das Papſttum vor weltlich-politiſchem Ehrgeiz zurückgeſchaudert wäre, man weiß ja, wie weit es davon entfernt war. Aber ſeine Gedanken waren nach wie vor auf weitere univerſalere Ziele gerichtet. Dazu mag gekommen ſein, daß dieſes ewig und meiſt in kurzen Friſten wechſelnde Prieſterregiment denkbar ungeeignet iſt für eine wirklich weltliche Politik. In den fünf Jahrhunderten nach dem Jahre 1000 haben auf dem heiligen Stuhl faſt vier Mal ſo viel Menſchen geſeſſen als auf dem franzöſiſchen Königsthron; wenn ich recht zähle 77

[1] Die Echtheit der urkundlichen Unterlage dieſer Nachricht, der Bulle Quia in futurorum eventibus, iſt bekanntlich beſtritten.

gegen 21. Die Politik der kleinen Mittel und des zähen Weiterbohrens, die für eine Staatseinigung die Vorausſetzung iſt, kann bei ſo ſchnellem Perſonenwechſel kaum gedeihen. Thatſächlich hat man ganz im Gegenteil nicht ſelten ſo partikulariſtiſch wie möglich gehandelt; als 1471 Venedig, um der Türkennot zu ſteuern ein großes geſamtitalieniſches Bündnis geſchloſſen hatte, hat Papſt Sixtus IV. am allermeiſten dazu beigetragen, daß dieſe Allianz ſich auflöſte, die ſein voriger Vorgänger Paul II. zu ſtande gebracht hatte. Dieſe Koalition umfaßte Venedig, Mailand, Florenz, Neapel, Savoyen, Aragonien, Sizilien und eine Anzahl der kleinen Fürſtentümer und war vielleicht die größte, wenn auch nur ſehr tranſitoriſche Vereinigung, die je in Italien in dieſem Zeitalter zu ſtande gekommen iſt, aber ſie ſcheiterte wenn auch nicht allein, ſo doch vornehmlich am Partikularismus der Kurie. Dazu kam die ſchlechthin monſtröſe Verbindung geiſtlicher und weltlicher Gewalt, die die Kämpfe des Kirchenſtaats als des Staats der Päpſte aufs häßlichſte verbitterte, ohne ſie doch erfolgreicher zu machen. Es lag zu nahe, daß die Beherrſcher dieſes Territoriums die hoheprieſterliche Gewalt, die ſie als Päpſte beſaßen, auch für ihre territorialen Wünſche in Bewegung ſetzten, denn ſie waren Menſchen, oft nur allzumenſchliche Menſchen. Im Jahre 1308 hat Clemens V., als er den Venetianern Ferrara wieder entreißen wollte, ſeinen kirchlichen Bann auf die Republik herabgeflucht, in einem Dokument, daß von parteiiſchſter Wut ſehr viel mehr als von prieſterlicher Mäßigung zeugte, von chriſtlicher Geſinnung ganz zu geſchweigen. Und jener ſelbe Sixtus IV. hat wieder in einem ferrareſiſchen Kriege die Venetianer exkommuniziert, weil ſie von einem Feldzug, in den er ſie ſelbſt gehetzt hatte, nicht auf den Wink ſeiner Hand ablaſſen wollten. Und wären alle dieſe Gewaltſamkeiten nur von Erfolg geweſen, ſo hätte man gegen ſie vom Standpunkte der Politik nichts einzuwenden; aber ſie haben niemals zu einem dauernden Ergebnis geführt. Wie nahe hätte es gelegen, die Lehnsherrlichkeit des geiſtlichen Stuhles über Neapel und Sizilien, die man ſich ehedem angemaßt, und die noch in voller Anerkennung ſtand, irgendwie auszunutzen, um die Machtſphäre des Kirchenſtaats auszudehnen, aber dergleichen iſt nie geſchehen. Man begnügte ſich einen reichen Gold-Tribut einzuſtreichen.

Digitized by Google

Man sieht, so wenig man von dem Deutschland dieser Jahrhunderte aussagen dürfte, daß es unter den universalistischen Tendenzen seiner Herrscher gelitten hätte — denn waren sie überhaupt je vorhanden, jetzt waren sie verflogen —, so gewiß gilt von dem Italien auch dieser Jahrhunderte noch, daß ihm durch die nach auswärts gerichtete Politik seiner geistlichen Caesaren, der Päpste, schwerer Schaden zugefügt worden ist. Diese, halb kirchliche, halb politische, in jedem Falle aber mit sehr weltlichen Mitteln arbeitende Staatskunst, die im frühern Mittelalter eine so singuläre Rolle gespielt hatte, ragt in diesem Zeitalter durch die Ausdehnung ihrer Beziehungen nicht mehr so weit über die sonstige internationale Politik der europäischen Staaten hinaus wie ehemals; aber in einem Ueberblick über die Geschichte dieser Beziehungen muß ihrer auch jetzt noch mit allem Nachdruck gedacht werden. Denn auch in diesen Jahrhunderten steht die päpstliche Politik wenn auch nicht mehr allein, so doch noch immer weit voran, durch die Weitgespanntheit ihres Netzes.

Uebersieht man nun den Entwicklungsgang der internationalen Beziehungen zwischen den germanisch-romanischen Staaten in diesen zwei Jahrhunderten, so überwiegen doch mit alleiniger Ausnahme der päpstlichen Politik bei weitem die Berührungen und Beziehungen zwischen je zwei Staaten. So ist vor allem festzustellen, daß die einzelnen Glieder der germanisch-romanischen Völkergruppe gegenüber dem Ausland, den — von ihrem Gesamt-Standpunkt aus betrachtet — ausländischen und fremden Nationen gegenüber, sich fast noch seltener als gegen Ende des frühen Mittelalters zusammenfanden. Bis auf eine nicht allzu schwer ins Gewicht fallende Ausnahme sind weder außerstaatliche internationale Unternehmungen, wie der erste und vierte Kreuzzug, noch aus Staatenallianzen hervorgegangene, wie der zweite und dritte, in diesem Zeitalter begonnen worden. Da das Interesse an den heiligen Stätten des Christentums und ihrem Besitz sehr merklich erlahmt war, so fehlte freilich zunächst der Anlaß dazu, denn die Kämpfe gegen die Mauren hat man nach wie vor den Spaniern allein überlassen. Aber auch als der Völkergemeinschaft in den Türken, die gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts schon die ungarische Grenze erreicht hatten und 1452 dem byzantinischen Kaisertum ein Ende machten, ein andrer Feind er-

Digitized by Google

ſtand, und zwar ein Feind, der nicht nur die Symbole der gemeinſamen religiöſen Kultur, ſondern den eigenen Herd bedrohte, hat man ſich zu keinem gemeinſamen Vorgehen entſchloſſen.

Die Türkengefahr war ſicherlich die ernſtlichſte, die ſeit der Schlacht bei Tours und Poitiers im Jahre 732 die Völkergruppe bedroht hat, denn die Ungarn und Mongolenangriffe waren mehr nur wie ein Sturmwind über ſie hingebrauſt; das Araberreich in Spanien aber, mit ſeiner der chriſtlichen mittelalterlichen bei Weitem überlegenen Kultur, hatte nach jenem Rückſchlag überhaupt nicht mehr die Länder jenſeits der Pyrenäen bedroht und hatte ſelbſt den Krieg gegen die ſpaniſchen Chriſten mit mehr Mäßigung und Duldung geführt als dieſe ihre Verteidigung. Die Ungarn aber hatten ſich längſt feſt angeſiedelt und ſich als ein ſubgermaniſches Reich der europäiſchen Kultur und Staatsordnung angenähert. Nun aber kam ein Volk auf, das, viel barbariſcher als die ſpaniſchen Araber, auch über viel mehr kriegeriſche Kraft verfügte, und das doch nicht ſo ſtürmiſch, wie einſt die Mongolen nur über die Lande einherfuhr, ſondern vielmehr mit vielem Bedacht ein Territorium nach dem andern zu unterwerfen und feſtzuhalten gewöhnt war. Im Lauf des dreizehnten und in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hatte es im nördlichen Kleinaſien feſten Fuß gefaßt, 1353 hatte es das erſte Stück europäiſchen Bodens erobert; bis gegen Ende des Jahrhunderts gehörte ihm ſchon der größere nördliche Teil der Balkanhalbinſel und genau 100 Jahre, nachdem es den Fuß auf die griechiſche Küſte geſetzt hatte, fiel Konſtantinopel. In den nächſten drei Jahrzehnten folgten das Herzogtum Athen, der letzte Reſt des lateiniſchen Kaiſertums und ein Teil der venetianiſchen Beſitzungen in Griechenland. Muhammed II. iſt 1480 ſogar, wie ſchon berichtet wurde, in Unteritalien eingefallen: wer kann ſagen, ob nicht ſchon damals die Türkenherrſchaft ſich weiter auf dem Boden der germaniſch-romaniſchen Völkergemeinſchaft und vielleicht in einer anderen Richtung als ſpäter ausgebreitet hätte, wenn nicht 1481 dieſen gewaltigen Eroberer das Schickſal der Sterblichen erreicht hätte.

Gegen dieſes rapide fortſchreitende Umſichgreifen, das gar nicht aufzuhalten ſchien und den ganzen Occident bedrohte, hat ſich der Gemeingeiſt der geſamten Nationengruppe nur einmal und

Digitized by Google

nicht eben stark geregt. Es geschah, als in den neunziger Jahren des 14. Jahrhunders König Sigismund von Ungarn sich entschloß, den Türken stark entgegen zu treten. Da ist auf seine Hilferufe von 1395 ab eine Art Kreuzzug zustande gekommen und zwar wie einst zwei Jahrhunderte früher im wesentlichen eine Unternehmung des hohen Adels, dem sich auch Burgund und Venedig anschlossen. Franzosen, Engländer, Deutsche beteiligten sich, aber durch den Sieg von Nikopolis hat Sultan Bajesid schon 1396 den Feldzug mit einem furchtbaren Schlage zu Ende gebracht. Später aber ist es zu nichts Aehnlichem mehr gekommen, obwohl die Türken immer weiter vorschritten. Die Liga von 1471 war eine fast allein italienische.

Dieses Verhalten war zu einem Teil unzweifelhaft auf unzureichende Einsicht in die Größe der drohenden Gefahr zurückzuführen, zum Teil aber beruhte sie ebenso gewiß auch auf dem Mangel an Solidaritätsgefühl, oder wie man vielleicht richtiger wird sagen müssen, auf der Lockerheit der vorläufig noch bestehenden internationalen politischen Beziehungen. Und diese Lockerheit macht sich, wie in der auswärtigen, so auch in der inneren Geschichte der germanisch-romanischen Völkergemeinschaft in diesem Jahrhundert geltend. Nicht als ob nicht jede der großen Mächte, insbesondere Deutschland und mit einigem Abstand nach ihm auch Frankreich, nach mehreren Seiten hin in freundlichem und feindlichem Wechselkontakt gestanden hätte, aber in der Regel hat es sein Bewenden bei einer doppelseitigen Aktion, es kommt noch verhältnismäßig selten zu mehrfachen Komplikationen. Daß das Papsttum mit seiner nach allen Seiten hin gerichteten Staatskunst sie öfter zu Wege gebracht hat, daß es sich insbesondere häufig in die deutsch-französischen Beziehungen als dritter eingemischt hat, ist soeben dargelegt worden. Im Uebrigen aber sind so mannigfaltige Kombinationen nur in Ausnahmefällen nachzuweisen.

Daß die englisch-schottischen Verwicklungen im 15. Jahrhundert sich zuweilen vorübergehend mit den französisch-englischen verflochten, ist schon berührt worden, und es fehlt natürlich auch sonst nicht an Analogien. Aber schon daß man nach ihnen lange den suchenden Blick schweifen lassen muß, ist bezeichnend. Und auch die wenigen Fälle solchen Zusammenwirkens von drei und mehr Staaten fallen den sehr starken entgegengesetzten Thatsachen

Digitized by Google

gegenüber nicht ins Gewicht. So oft sich auch die französischen Könige in diesen Jahrhunderten in die Angelegenheiten des deutschen Reiches gemischt haben und zwar in seine innersten, so häufig sie sogar die deutsche Krone an sich zu bringen gesucht haben, Deutschland hat seinerseits nur ganz vorübergehend und gelegentlich in den gewaltigen Kampf eingegriffen, den Frankreich hundert Jahre lang mit seinem damaligen Todfeind ausgefochten hat und der doch zu mehreren Malen sein Leben bedrohte. Es kommt ja wohl mehrere Male, wie wir sahen, zu Diversionen Deutschlands zu Gunsten Englands, aber sie waren sehr kurzlebiger Natur und sind ohne allen Nachdruck unternommmen worden. Sie kennzeichnen sich schon dadurch als ephemere Erscheinungen, die nicht eben in die Tiefe weisen. Nun könnte man einwenden, daß es sich hierbei um eine singuläre, nicht aber um eine typische Erscheinung handelt, das deutsche Reich habe sich in seiner Gespaltenheit und Schwäche gar nicht zu stärkerer Offensive aufschwingen können. Eine solche Begründung wird an sich durchaus nicht abzuweisen sein, aber die Schlußfolgerung, daß das Verhalten Deutschlands nicht bezeichnend sei für das Zeitalter überhaupt, ist trotzdem nicht zulässig. Denn einmal ist dasselbe deutsche Reich gegen Ende der Regierung Friedrich III., als es sich um einen partikularen Streit mit Frankreich, den um das burgundische Erbe, handelte, einen Streit also, an dem es unmittelbar interessiert war, sehr entschlossen und mit nicht geringem Erfolge gegen Frankreich vorgegangen, und so gewiß auch hier die kräftigere Einsetzung einer kaiserlichen Hausmacht stark eingewirkt hat, um diesen Vorstoß so glücklich zum Ziele zu führen, so gewiß ist doch das Regiment Friedrichs III. keines starker Machtentfaltung.

Und wendet man die Blicke auf andere internationale Komplikationen, so läßt sich eine ähnliche Beobachtung machen. England hat sich in die mancherlei Reibungen und Konflikte, an denen es zwischen Frankreich und Deutschland vor Beginn und nach Ablauf des hundertjährigen Krieges in diesem Zeitalter doch nicht gefehlt hat, fast nie eingemischt. Die Koalition von 1489 aber, die zur Befreiung der Bretagne von dem Joch der französischen Krone gegen Frankreich geschlossen wurde, ist nur ein Vorläufer der 1494 anbrechenden völlig neuen Epoche und hat übrigens

Digitized by Google

weder allzu lange gedauert noch irgend welche Erfolge gezeitigt. Nachdem erſt Maximilian durch den Frankfurter Vertrag vom November 1489 die Allianz gegenſtandslos gemacht hatte, hat Heinrich VII. 1492, Ferdinand von Aragonien zu Anfang 1493 mit Frankreich Frieden geſchloſſen, unter Preisgabe des gemeinſamen Ziels.

Noch mehr ins Gewicht fällt vielleicht, daß auch das unruhige Frankreich ſelbſt in der Hauptſache den weiter zurückliegenden deutſch-italieniſchen Verwicklungen in der Hauptſache ruhig zugeſehen und von einigen raſch wieder aufgegebenen Schachzügen abgeſehen, hier ſeinerſeits Deutſchland keine Hinderniſſe in den Weg gelegt hat.

So ergiebt ſich denn als Fazit, daß die europäiſchen Großſtaaten — Deutſchland, Frankreich, England — wie die der zweiten Reihe in dieſer Epoche zwar ungleich häufiger zu je zweien mit einander in Berührung gekommen ſind als im frühen Mittelalter, aber daß weiter reichende Kombinationen nur ſehr ſeltene und ſchnell wieder verſchwindende Ausnahmen darſtellen. So klar in dieſer Beziehung zwiſchen dem frühen und ſpäten Mittelalter die Grenze gezogen iſt, ſo deutlich hebt ſich auch das letztere von der nun anbrechenden neuen Zeit mit ihrer gänzlich andern Phyſiognomie ab. Daß ſich aus den ſeit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts auffällig gehäuften Staatenduellen auf die Anbahnung eines wirklichen Staatenſyſtems ſchließen läßt, ſcheint zweifellos. Denn dieſe Staatenpaare waren alle zum Teil mit einander identiſch: die Kombinationen Frankreich-England und Frankreich-Deutſchland ſtellten zwiſchen dieſen drei Mächten einen gewiſſen Nexus her, auch wenn es an irgend intenſiven Berührungen des deutſchen und des engliſchen Staats durchaus fehlte. Und ähnlich locker reihten ſich auch die Staaten oder richtiger geſagt Staatengruppen der zweiten Reihe an die andern an. Deutſchland ſtand in alter, nunmehr freilich faſt ganz ſchattenhaft gewordener Wechſelbeziehung mit Italien, Italien in einer neuen mit dem ſpaniſchen Aragon; nur die auch in dieſem Stück ſehr langſam fortgeſchrittenen ſkandinaviſchen Staaten führten auch jetzt noch ein etwas abgeſondertes Daſein: die Kriege und Beziehungen der Hanſa zu ihnen bilden eine Art Ausnahme und es iſt charakteriſtiſch, daß ſie doch ſoweit territorial begrenzt blieben, daß nicht einmal das deutſche Reich an ihnen teilnahm.

Und so stellt sich denn wohl eine Anzahl von Doppelbeziehungen heraus, aber noch keine netzartige Verflechtung mehrerer, geschweige denn aller Staaten unter einander. Selbst diejenigen Glieder der Gruppe, die nur nach zwei Seiten hin in einigermaßen regulärem politischem Kontakt mit je einem andern stehen, sind in der Minderzahl: Frankreich-Deutschland, Frankreich-England, Deutschland-Frankreich, Deutschland-Italien, weiter reicht die Reihe noch nicht. Aber auch diese Doppelbeziehungen schließen sich nicht zum Dreieck: von englisch-deutschen oder italienisch-französischen regulären politischen Beziehungen kann man vor 1494 kaum im Ernst sprechen.

Dazu treten noch einige andere auffällige Beobachtungen: ganz nahe benachbarte Länder stehen nicht in dauernden politischen Beziehungen zu einander: Frankreich nicht mit Italien und nicht eigentlich mit Spanien. Von weiterreichenden Kombinationen ist vollends nicht die Rede: der englisch-kastilianische Krieg vom Jahre 1367 ist so exceptionell, daß er sich wie ein Abenteuer ausnimmt. Und auch er war nur dadurch ermöglicht, daß die Engländer damals so große Stücke vom südlichen Frankreich besaßen; über Wasser hätte man sich schwerlich bekriegt, wie denn der eigentümliche Mangel an Seekriegen zwischen bestimmten Staaten für dieses Ausbleiben sprunghafteren Uebergreifens der Politik sehr charakteristisch ist. Daß England und die skandinavischen Staaten mit einander in regulärer politischer Wechselwirkung gestanden haben, wird sich ebenso wenig behaupten lassen, von noch weiter ausgreifenden Kombinationen, etwa englisch-italienischen Beziehungen, ganz zu schweigen. Romantische Quersprünge, wie der Versuch Heinrichs III., seinem Geschlecht durch seinen Sohn Eduard die Krone von Sizilien zu verschaffen, bleiben dabei selbstverständlich außer Acht: er hat einen dauernden politischen Kontakt zwischen England und Italien ebensowenig herbeigeführt, wie das andere Unternehmen Heinrichs III., das deutsche Königstum seines Bruders Richard, einen solchen zwischen England und Deutschland. Daß Aragon und Italien durch die sizilische Personal- und spätere Dynastie-Union in Konner kamen, war ursprünglich auch kein tiefer greifendes Verhältnis, ebensowenig wie das zwischen Frankreich und Neapel durch den angiovinischen Zweig des französischen Herrscherhauses hergestellte; es ist erst gegen Ende der Periode

Digitized by Google

dazu geworden. Die Verpflanzung der Anjous nach Ungarn hat vollends gar keine dauernden politischen Folgen gehabt.

Darf man nun also auch von einem europäischen, nämlich einem germanisch-romanischen Staatensystem reden, so muß es doch mit der stillen Klausel geschehen, daß in der Hauptsache in der regulären europäischen Politik eigentlich nur eine Anzahl von Staatenpaaren entstanden war, die wohl einzeln mit einander zusammenhingen, die aber doch auch kein eigentliches Netz bildeten. Eine derartige Verflechtung war wohl in dieser Periode schon in Europa vorhanden, aber nur innerhalb derjenigen Länder, die ihrerseits wieder in mehrere Staaten zerfielen: so in Spanien und namentlich in Italien; während nach Lage der Dinge in Großbritannien und schließlich auch in Skandinavien nur wieder Doppelverhältnisse zu stande kommen konnten: dort zwischen England und Schottland, hier zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden. Doch steht das letztere Staatenpaar bei der überaus lockeren Verbindung zwischen Dänemark und Norwegen, die auch nicht die ganze Epoche, sondern nur die Zeit seit 1376 umfaßte, eher in der Mitte zwischen beiden Möglichkeiten. In einem von jenen Fällen hat sich sogar eine solche Fülle von Kreuz- und Querbeziehungen gebildet, daß er den klassischen Typus eines Staatensystems darzustellen scheint: in Italien. Hier ist es, soweit man bei solcher engen territorialen Zusammengedrängtheit davon reden darf, auch zu jenen Land und Meer überspringenden zwischenstaatlichen Berührungen gekommen, die in Europa noch so ganz fehlten: Venedig und Genua, die so weit getrennt lagen, haben mehr als einen Krieg gegen einander geführt, und mehr als einmal haben auf fremden Gewässern ihre Flotten gekämpft. Aber auch Neapel und Mailand, Florenz und Venedig, zuweilen selbst Savoyen mit den andern, haben überzwerch die mannigfaltigsten Beziehungen zu einander gepflogen.

Aber zuletzt belehrt das Vorhandensein eines solchen kleineren Staatennetzes innerhalb der Grenzen eines Landes darüber, daß über Europa noch kein solches Gewebe politischer Fäden gesponnen war. Und der einzelne Fall kann als solcher auch an dem Gesamtbild nichts ändern: der sehr naheliegende Vergleich mit den analogen Beziehungen, die zwischen den Teilen der lockerer zusammengefügten Großstaaten, namentlich Deutschlands, aber lange Zeit

Digitized by Google

hindurch doch auch Frankreichs, bestanden, überzeugt schnell davon, daß die spanischen oder italienischen Teilstaaten nur halb als selbständige Mitglieder der europäischen Staatengruppe angesehen werden können und daß ihre Verhältnisse zu einander zur andern Hälfte doch noch der inneren Geschichte der sie umfassenden Gesamtländer zuzurechnen sind.

Wie aber ist nun diese besondere Stufe internationaler Beziehungen — Staatensystem, doch nicht Staatennetz —, die diesem Zeitalter offenbar eigentümlich ist, zu erklären. Denn sie ist weder mit der charakteristischen, höchst selten durchbrochenen Abgesondertheit, dem Neben-einander-herleben der Staaten des frühern Mittelalters, noch mit der weit stärkeren Intensität der internationalen Beziehungen späterer Zeiten identisch. Diejenige Eigenschaft dieses Zustandes, die die eigentliche Aenderung, und — wenn man will — den Fortschritt gegenüber dem voraufgehenden Zeitalter darstellt, die starke Vermehrung und die langsam einsetzende Kontinuität zwischenstaatlicher Berührungen, ist, meine ich, auf zwei in sich verschiedene Reihen von Gründen zurückzuführen. Einmal nämlich auf die spezifisch politische Entwicklung der Staaten — und zwar sowohl ihre innere, wie ihre äußere —, insofern diese stärksten sozialen Gemeinschaften ihrerseits stärker und geschlossener werden. Die in dieser Periode aktivsten Staaten, England und Frankreich haben doch unzweifelhaft zu Anfang des Zeitalters einen weiten Schritt vorwärts auf der Bahn ihrer innern Erstarkung gethan; England, dem Ziele einer parlamentarisch monarchischen, Frankreich dem einer absolut-monarchischen Ausbildung entgegen. Und der einzige Großstaat, dessen internationale Beziehungen zwar noch lebhafter werden, aber fast nur in passiver Hinsicht, der einzige auch, der in dieser Epoche große Gebietsverluste erleidet, bestätigt nicht als Ausnahme die Regel, denn das deutsche Reich hat als Ganzes niemals eine solche Zeit rapiden Kräfteverfalls durchlebt wie diese zwei Jahrhunderte. In allen drei Fällen hat, scheint es, die innere Entwicklung auch für die äußere Geschichte Epoche gemacht. Indem in England, wie in Frankreich die beiden Staatsformen sich durchrangen, die für die nächsten Jahrhunderte das politische Geschick dieser Länder bestimmen sollen, wurden sie stark genug, nach außen hin kräftiger um sich zu greifen. In Deutschland aber hatte jetzt der Partikularismus die Zentral-

Digitized by Google

gewalt des Staats zu Fall gebracht und was fast eben so übel war, diese selbst begann sich von nun an selbst partikularistisch zu gebährden, in dem seit dem Interregnum jede der jeweils regierenden Dynastien, Habsburger wie Lützelburger, die Mehrung ihrer Hausmacht vielmehr im Auge hatte als die der kaiserlichen Gewalt. Dadurch aber ward Deutschland fremden Einwirkungen in einem Maße offen, wie es in den Stauferzeiten undenkbar gewesen wäre; und nur zuletzt hat es die starke Position, die sich das zäheste Herrschergeschlecht durch seinen eigenen Besitz geschaffen hatte, möglich gemacht, daß es auch seinerseits zum Angriff vorging. Von allen Staaten wird man sagen dürfen, daß, wenn sie im früheren Mittelalter durch die unvergleichlich viel häufigeren inneren Streitigkeiten in ihrer äußeren Aktionsfähigkeit gelähmt wurden, wenn damals die inneren Kriege die Teilnahme an den äußeren abzogen, nunmehr mit der zunehmenden inneren Konsolidierung — gleichviel ob durch Stärkung oder Schwächung der Zentralgewalt herbeigeführt — dies Hindernis dahin zu schwinden begann.

Der natürliche Ehrgeiz der Herrschergeschlechter, nun im Innern in der Regel wenigstens mehr befriedigt als zuvor, wandte sich als der natürliche Träger der Staatsgedanken dem Ausland zu und suchte nicht nur mehr den dynastischen Besitz, sondern das Staatsgebiet selbst zu vermehren. Um an das charakteristischste Beispiel noch ein letztes Mal zu erinnern: die englischen Könige des früheren Mittelalters begnügten sich als Lehnsträger, als französische Herzöge und Grafen, ihrem Geschlechte neuen Territorialbesitz zu erwerben, den weder sie selbst noch das englische Volk als den englischen Staat angehend ansahen; ihre Nachfolger im späteren Mittelalter aber unternahmen im Einvernehmen mit dem englischen Volk unter dem Vorwand von Erbfolge-Ansprüchen einen Eroberungsfeldzug gegen Frankreich, der den Staat von England erweitern sollte.

Diese Erscheinungen sind noch nicht ohne weiteres als Ausflüsse eines etwa aufgetauchten Nationalismus anzusehen. Man muß, um Beides getrennt zu erhalten, sehr sorgfältig unterscheiden zwischen Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein oder — zwischen ihren dumpfen unklaren Formen — zwischen Staatsgefühl und Nationalgefühl. Beide Grade zunächst fließen in einander über:

Digitized by Google

Staats- und Nationalgefühl ſind einmal dumpfere und unklarere Vorſtufen, mehr im Herzen wurzelnd als mit dem Verſtand erfaßt und erfaßbar, ſodann aber auch Begleiterſcheinungen jener beſtimmteren, intellektuelleren Anſchauungen, die dieſen auch ſpäter, wenn ſie ſich klar ausgebildet haben, noch ſtützend und nährend zur Seite gehen müſſten.

Vor Allem aber muß Staatsgedanke und Nationalismus genau geſchieden werden; jener iſt von dieſem durchaus nicht abhängig und kann ihm Jahrhunderte lang voraufgehen. Daß die Herrſcher der Großſtaaten des frühern Mittelalters bei ihrer inneren Politik von wahrhaft ſtaatlichen Ideen geleitet wurden, wird Niemand leugnen dürfen, und doch wurden ſie nicht eigentlich von dem nationalen Gefühl oder gar Bewußtſein ihrer Völker geſtützt oder getragen. Und in der Theorie wird ſich ſagen laſſen, daß man einen Staat wünſchen und regieren kann ohne das mindeſte Nationalgefühl; der Staat iſt eine Organiſation, die in der Regel ſehr viel mehr durch ihre Führer gegründet und zuſammengehalten wird, als durch die Empfindung einer inneren Gemeinſchaft, die um wirkſam zu ſein, ſich der großen Maſſe der Volksangehörigen mitgeteilt haben muß. Mit andern Worten der Staat als eine in der Hauptſache von oben her auferlegte und gelenkte Organiſation, die ſchon in ſich den Begriff der Bewußtheit trägt, und die Nation als eine organiſche Maſſe, die erſt allmählich ſich zum Gefühl oder gar zum Bewußtſein ihrer ſelbſt emporringen muß, ſind ſehr verſchiedene Dinge, auch wenn die Menſchenzahl, aus der beide gebildet ſind, völlig identiſch iſt. Der Staat iſt in ſich auf Bewußtſein ſeines eigenen Zweckes gebaut, die Nation iſt eine Körperſchaft, die lange dahin leben kann, ohne zur Idee ihrer Zuſammengehörigkeit und ihrer Abgeſchloſſenheit zu kommen. Und herbeigeführt wird dieſer Unterſchied nicht zum Letzten dadurch, daß der Staat in den Händen ſehr Weniger ſein und durch ſie allein geleitet werden kann, die Nation aber immer tauſendköpfig, eine Menge iſt.

Vom Nationalismus aber ſoll hier zunächſt nicht die Rede ſein, ſondern vom Staatsgedanken. Im früheren Mittelalter nun haben gewiſſe bedeutende Herrſcher ihn unzweifelhaft in aller Fülle umfaßt und zur Geltung zu bringen getrachtet; Friedrich II., Philipp II. Auguſtus, der Eroberer Wilhelm, von vielen

Digitized by Google

anderen, weniger hochragenden oder doch weniger reflektierten Perſönlichkeiten ganz abgeſehen. Aber auch in ihren Händen konzentrierte ſich ſeine Wirkung vornehmlich, wenn nicht ausſchließlich auf die innere Politik, insbeſondere auf die Herſtellung und Erhaltung der ſtaatlichen Territorial-Einheit. Das ſpätere Mittelalter aber zeigt nicht nur bei ähnlich ſtarken Herrſchern, ſondern überhaupt bei den Königen eine ſteigende Neigung, dieſe ſelbe Idee auch nach außen hin zur Geltung zu bringen. Und es iſt offenbar, daß ſie durch eine ſolche Anwendung auf die auswärtigen Beziehungen erſt auf ihren potenzierteſten, energiſchſten, charakteriſtiſchſten Ausdruck gebracht wurde. Erſt dadurch, daß die Staaten ſich gegenſeitig als Objekt ihrer Politik betrachteten, daß ſie mit einander zu rivaliſieren, daß ſie ſich um Territorien zu ſtreiten begannen, kommen ſie völlig zum Bewußtſein ihrer ſelbſt, und wer wollte dann zweifeln, daß die äußere Abgeſchloſſenheit und die Gewohnheit äußerer Aktion auch wieder auf die innere Entwicklung der Staaten zurückwirkte.

Die Träger dieſer neuen Art Politik waren, wie ſelbſtverſtändlich, vor Allem die Herrſcher ſelbſt, dann gemäß der Stärke des Familiengedankens dieſer Epoche ihre Geſchlechter, ihre nächſten Verwandten und endlich die Diener der Throne. Dieſe beiden Elemente haben ſicherlich ſehr verſchieden auf die von ihnen geſtützten und beratenen Kronenträger gewirkt; ſo viel aber iſt ſicher, daß das in dieſem Zeitalter ſo raſch emporkommende Beamtentum nicht ohne Einfluß auf die vermehrte Autorität der Staaten geweſen iſt. Der natürliche Ehrgeiz, der Drang, die ſtarken geiſtigen Kräfte, die nun im Innern nicht mehr ſo häufig in Anſpruch genommen wurden, auf anderen, neuen Feldern der Thätigkeit geltend zu machen; dieſer natürliche Ehrgeiz mag die Herrſcher wie ihre Räte gleichmäßig beſeelt und angeſpornt haben, denn hier gab es noch ein höheres Spiel zu ſpielen, noch größere Einſätze auf eine Karte zu machen. Wer die Seele des Menſchen kennt, weiß, daß dieſe urſprünglichen Impulſe ſtärker einwirken, als all' das Gerede von hohen Staatszwecken die Unterthanen und mit ihnen naive Hiſtoriker glauben macht. Und Niemand wird der Thor ſein, dieſes furchtbare Maskenſpiel, das Jahrhunderte hindurch ſicher eben ſo viel Tauſende in den Tod getrieben hat, wie wirkliche Volksintereſſen es thaten, zu tadeln. Wie viel ſtarke Leiſtung, wie viel köſtliches

Sich-Auswirken großer Perſönlichkeiten iſt nur dadurch ermöglicht worden, und man mag für die Zukunft ſo friedensfreundlich geſinnt ſein, wie möglich, man wird all' dieſe reichen Blätter nicht aus der Weltgeſchichte ſtreichen wollen.

Doch wie, wenn nun wirklich dieſer neue Staatsgedanke nur ein Beſitz der Wenigen war, die die Völker lenkten? Oder regte ſich neben ihnen ein Neues, ihn zu ſtützen und zu tragen? Kein Zweifel, Staatsgedanke und Nationalismus müſſen mit einander zuſammenhängen: fangen die Menſchen, die von jenem beſeelt ſind, an das Bedürfnis zu fühlen, auch den Völkern die ſie führen, und die ihnen zunächſt unbedingt und ohne Frage folgen, einiges von ihren Ideen und Empfindungen einzuflößen, ſo liegt für ſie nichts näher, als an den Nationalismus zu appellieren, ja ihn da, wo er politiſch ſich noch gar nie geäußert hatte, zu wecken.

Schon hierbei wird vorausgeſetzt, daß das Nationalgefühl nicht etwa rein politiſchen Urſprungs iſt. Man könnte ja einen Augenblick lang zu der Meinung kommen, daß Nationalismus nichts weiter ſei als das von den Regierenden zu den Maſſen herabgeſtiegene und in ſie eindringende Staatsgefühl. Doch das wäre falſch; wie falſch, wird dort am beſten offenbar, wo Nationalismus und Staatsgefühl in Konflikt mit einander geraten: in Staaten von verſchiedener Nationalität. Denn der Nationalismus hat ein urſprünglich ſtarkes Grundelement in ſich, das nichts vom Staate weiß. Es iſt das Gefühl oder — in geſteigertem Grade — das Bewußtſein von der Beſonderheit des eigenen Volksthums, d. h. der eigenen Sprache, des eigenen Blutes, der eigenen Sitte. Und nach Menſchenart ſteigert ſich die Einſicht in die eigene Art ſogleich zu ſtolzem Selbſtgefühl, zu der Vorſtellung als ſei das eigene Weſen, der eigene Beſitz beſſer als der der Andern. Der politiſch wirkſame Nationalismus aber entſteht erſt, wenn ſich zu dieſem Gefühl des Volkstums, dieſen Ideen, daß man anders ſei und anders ſpreche und denke als die Fremden, eben der Staatsgedanke geſellt. Die ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung iſt, daß die Grenzen des Volkstums, namentlich ſeiner deutlichſten Manifeſtation der Sprache mit denen des Staats annähernd zuſammen fallen. In dieſem Falle alſo kommen ſich Staatsgedanke und volkstümlicher Nationalismus entgegen wie zwei Queckſilbertropfen auf einer Platte, ſie ziehen ſich unwiderſtehlich an und verſchmelzen ſich zum

Digitized by Google

politiſchen Nationalismus. Und wenn auch ſpäter der zum vollen Bewußtſein ſeiner ſelbſt herangereifte Nationalismus zuweilen den politiſchen Gedanken erſt nach ſich ziehen mag, ſo iſt in primitiven Zeiten ſicherlich die Regel, daß ſelbſt jener urſprüngliche, volkstümliche Nationalismus erſt durch die Vermiſchung mit dem Staatsgedanken dazu gebracht wird, ſich auf ſich ſelbſt und ſeine Eigenart zu beſinnen.

Und das frühe Mittelalter bietet ein typiſches Beiſpiel für den Fall inſofern dar, als hier ſicherlich Sprachen und Volkstümer ſich ſchon allmälich geſchieden haben. Dieſer Abſonderungsprozeß mag den einzelnen Völkern noch nicht ſogleich zum Bewußtſein gekommen ſein, erſtlich weil er ſelbſt noch nicht ſo weit vorgeſchritten war, ſodann weil ihm jener ſtarke Antrieb, weil ein ihm entgegenkommender, ihn auslöſender Staatsgedanke noch fehlte, oder vielmehr weil der Staatsgedanke wohl ſchon vorhanden, aber noch nicht zu ſolcher Intenſität entwickelt war, daß er dieſen Dienſt hätte verrichten können. Denn daß im frühen Mittelalter der Nationalismus noch faſt völlig ungeweckt blieb, iſt weniger durch die Stärke eines gemein-germaniſchen Geſamtgefühls bewirkt worden, als weil es ſo ganz an Anläſſen fehlte, ihn zu reizen. Da die Staaten der Regel nach nicht mit einander zuſammenſtießen, da man die Völker nur ſehr ſelten und dann ganz vorübergehend gegen einander in die Waffen rief, ſo fehlte es vor Allem an Gelegenheiten, an denen ſich der nationale Gedanke hätte entzünden können. Geſetzt den Fall, Italien, für dieſe Phaſe einmal das typiſche Land, wäre auf geraume Zeit zu dauernder Selbſtändigkeit und ſtaatlicher Abgeſchloſſenheit durchgedrungen und die Deutſchen hätten ſich in den Sinn kommen laſſen, dieſelben Feldzüge über die Alpen zu unternehmen, die ſie wirklich unternommen haben, ſo würde ſich aller Vermuthung nach nicht nur ein ſtärkerer politiſcher, ſondern ein wirklich nationaler Widerſtand erhoben haben. Aber ſchon indem nur die Eventualität ausgeſprochen, wird man gewahr, daß es ſich um lauter Unmöglichkeiten handelt. Die Deutſchen hätten ihre Romfahrten nicht in das Land eines unabhängigen Staats gerichtet, wie ſie es ohne Scheu gegen einen Theil, eine Provinz ihres römiſch-karolingiſchen Reiches thaten.

Nun aber ändert ſich ein wenig das Bild: zwar nicht in Deutſchland und nicht auch in Italien regt ſich der Nationalis-

mus, aber ſonſt an mehr als einer andern Stelle in Europa. Warum er in Italien nicht emporgekommen iſt, iſt nach allem Vorausgegangenen nicht ſchwer zu ſagen: dies Land war noch immer ein Opfer ſeiner karolingiſchen Vergangenheit, ſeiner Zugehörigkeit zu der Univerſalmonarchie des neunten Jahrhunderts. Und wenn nun auch die deutſche Herrſchaft zu einem Schatten zuſammengeſchwunden war, ſo hat ſich zuerſt noch lange alle Sehnſucht nach einem geordneten Regiment, die freilich ſich ſtark regte, nur an den Kaiſergedanken angeklammert. Daß zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Dante nicht für ein damals wirklich noch nicht einmal geträumtes unabhängiges Italien, ſondern für das alte Reich eintrat, iſt ſchon berührt worden. Freilich hat in ihm ſchon jener andere primitive Volkstum-Nationalismus einen Anwalt gefunden: in ſeiner Schrift über die italieniſchen Dialekte [1]) iſt zum erſten Mal in Italien, alſo vielleicht überhaupt in Europa, klar und bewußt ausgeſprochen, daß ſich die eigene Sprache von der fremden unterſcheide. Zwar iſt dieſe Erkenntnis in dem Traktat De eloquentia vulgari noch nicht ganz herausgearbeitet; es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß einmal die größere Volks- und Spracheinheit, zu der das italieniſche Idiom gehört, die romaniſchen Sprachen und zweitens die kleinen Sprachatome, aus denen es ſich zuſammenſetzt, die Dialekte der Gegenden und Städte den auch auf dieſem Gebiete großen Pfadfinder einigermaßen beirren. Es iſt doch, als ſollten ſich auch hierin die beiden politiſchen Gefahren, die Italien damals wie früher und ſolange noch ſpäter bedroht haben, wiederſpiegeln: Univerſalismus einerſeits und Territorialismus und Munizipalgeiſt andererſeits. Immerhin aber unterſcheidet er doch das Vulgärlatein der Italiener als ein ganzes vom Spaniſchen und Franzöſiſchen.

Aber dieſe leiſe und langſam aufſteigende Ahnung des eigenen Volkstums vertrug ſich noch mit einer ganz unnationalen Auffaſſung der italieniſchen Politik, und ein halbes Jahrhundert ſpäter hat Petrarca, der wiederum als der Repräſentant nicht nur der geiſtigen, ſondern auch der politiſch-ſozialen Kultur ſeines Zeitalters auftrat, ganz ähnlich wie Dante nur von der Wiederherſtellung des deutſch-römiſchen impero, nicht aber von einem

[1]) Zu deren Würdigung vgl. Kraus S. 250 ff.

Digitized by Google

nationalen Reiche geträumt. Und Cola di Rienzi, der Romantiker der römischen Demokratie, hat ebendenselben Plan gehabt. Daß ihrer beider Appell bei Kaiser Karl IV. auf taube Ohren traf, entspricht nur dem Gang als Entwicklung des italienisch-deutschen Verhältnisses überhaupt; aber daß diese beiden gewaltigen Vorkämpfer des italienischen Volkes, der Theoretiker wie der Praktiker an nichts weniger als einen italienischen Staat dachten, ist sehr bezeichnend. Man sieht, es war für die Besten der Nation noch ein langer Weg zurückzulegen bis zu dem Ziele, das Machiavelli erst erreichte, da er seine Italiener zur Befreiung ihres Vaterlandes von den Barbaren und zur Herstellung des Einheitsstaates aufrief [1]), und es scheint, als hätte ihn in diesem Zeitalter — vor 1494 — noch Niemand zurückgelegt.

Machiavelli hat später in seinen Schriften, die wie ein leidenschaftlicher Aufschrei des nun erst völlig erwachten Nationalismus der Italiener an unser Ohr tönen, das verhängisvollste von all den Verhängnissen, die Italien auch in diesen Jahrhunderten weder zur Nation, noch zum Staate haben reifen lassen, mit scharfem Blick erkannt: er hat ganz wie es auf diesen Blättern geschah und wie jeder politische Kopf heute ebenso wie damals urteilen muß, dem Papsttum vorgeworfen, daß es an Italiens Spaltung schuld sei, weil es zu schwach sei, um Italien unter seinem eigenen Szepter einigen zu können, doch zu stark, um nicht jedem anderen Fürsten, der danach strebe, die Wage halten zu können. Und in Wahrheit war es ja im Grunde nur konsequent, wenn dieses Hohepriesterthum, das einer doch wohl nur geistlichen Universalmonarchie nachjagte, dem Nationalismus auch in seinem eigenen Vaterlande zum Verderben wurde. Die Triumphe, die die politische Klugheit und Verschlagenheit der Italiener auf dem päpstlichen Stuhl davontrug, wurden zu eben so viel Niederlagen für ihren keimenden Staat.

Aber — so eigentümlich spielt das Schicksal — die starke internationale, staats- und deshalb auch nationalitätsfeindliche Tendenz, die die Weltpolitik des Papsttums beseelte, ist im Ausland der Anlaß zu einer Reaktion geworden, die vielleicht überall da, wo sie auftrat, als die erste starke Regung des Nationalismus anzusehen ist.

[1]) Principe Cap. XXVI., Discorsi I, 12.

Digitized by Google

Die haſtig ausgreifende Herrſchbegierde Bonifazius VIII. hat es zuerſt gleichzeitig mit Frankreich und England zu einem ſolchen Zuſammenſtoß kommen laſſen. In beiden Ländern erregte der Verſuch des Papſtes, auf Koſten der Krone ſeine kirchliche Gewalt, deren weltliche Konſequenzen man beiderſeits wohl zu ſchätzen wußte, auszudehnen, einen allgemeinen Widerſtand, den man auf nichts anderes als auf eine erſte ſtarke Regung des Nationalgefühls zurückführen kann. In Frankreich wie in England konnte die Krone ihre Stände gegen dieſe Anmaßung zu Hilfe rufen, und in Frankreich trat ſogar der Klerus ſelbſt auf die Seite der Krone. Man wird dieſem Verhalten nicht dieſelbe Bedeutung beimeſſen dürfen, als wenn es ſich um eine ähnliche Aufwallung gegen eine andere Nation gehandelt hätte, man wird daran erinnern dürfen, daß es ſich hier auch um den an ſich gar nicht nationalen Gegenſatz zwiſchen Staat und Kirche gehandelt habe; trotzdem gehören beide Vorgänge in dieſe Entwicklungsreihe. Denn eben dieſe Fragen wurden deshalb zu einer nationalen, weil die höchſte Gewalt der Kirche ſich in den Händen eines anderen Volkes oder beſſer einer fremden Staatsgewalt befand. In England trat zu dem innern Konflikt über die Beſetzung der Biſchofsſitze[1]) noch der weitere über die Rechte des heiligen Stuhles auf Schottland. Dieſes nahm Bonifazius gegen den Angriff Eduards I. in Schutz, unter der Prätenſion, daß es päpſtliches Lehen ſei. Frankreich gegenüber machte er ebenfalls eine Forderung geltend, die die allgemeine Politik berührte, er erklärte, daß der Kurie ein Schiedsrichteramt über zwei in Streit befindliche Fürſten zuſtehe und wollte dieſes angebliche Recht in dem Zwiſt Philipps IV. mit England, alſo an dem für Frankreich empfindlichſten Punkte in Anwendung bringen. Es iſt klar, wie deutlich er in beiden Fällen durch ſein Verhalten machte, daß rein politiſche Motive ihn trieben.

Der nationale Charakter der in Frankreich wie in England entſtehenden Oppoſition gegen dieſes Vorgehen, machte ſich dadurch unzweifelhaft kenntlich, daß ſie hier zu einer allgemeinen, populären Bewegung anwuchs; in Frankreich haben 1302 alle drei Stände mit Einſchluß der Geiſtlichkeit, einmütig mit der Krone zuſammen

[1]) Stubbs, Constitutional History of England III (4. 1890) S. 315 ff.

Digitized by Google

die Anweiſungen des Papſtes abgewieſen, und das engliſche Parlament iſt zu Eduard I. ganz eben ſo geſchloſſen geſtanden.

Ein Menſchenalter ſpäter aber iſt ſelbſt in Deutſchland eine ähnliche Bewegung zu ſtande gekommen. Auch hier zum erſten Mal, denn obwohl es hier ſchon ſo oft zu Konflikten zwiſchen Krone und Papſttum gekommen war, ſo iſt doch die Teilnahme, die Ludwig der Bayer in ſeinem Streit gegen die Kurie im Volke fand, durchaus nicht mit den Wirkungen jener älteren Streitigkeiten auf die Deutſchen zu vergleichen. Der Streit Gregors VII. mit Heinrich IV. hatte doch mehr den Charakter eines, vom Standpunkt des römiſch-deutſchen Reiches aus geſehen, inneren Zwiſtes gehabt, und jedenfalls hatte ſich ein Teil der Fürſten auf die Seite des Papſtes geſtellt; man wird in dieſer Zeit noch keine Spur von nationalem Widerſtand gegen die päpſtlichen Eingriffe finden. Und auch die Kämpfe zwiſchen Staufern und Päpſten zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wird man nicht in dieſer Beleuchtung ſehen dürfen: Innocenz hat ſich da in einen innerdeutſchen Kronenſtreit gemiſcht, den er wohl verſchärfte, der aber doch ſchon ohne ſein Eingreifen vorhanden war. Und haben ſich auch damals ſchon, wie berührt wurde, Stimmen der Oppoſition gegen dieſen Eingriff geregt, in denen auch nationaler Stolz laut wurde, ſo war dieſe Auffaſſung nicht im mindeſten für den Verlauf des Kampfes beſtimmend. Der Streit aber, den Johann XXII. gegen Ludwig im Jahre 1323 begann, war, wie er einen doch nur zum Teil ähnlichen Anlaß hatte, auch ganz anderer Natur, denn daß auch jetzt wieder ein Kronſtreit Deutſchland entzweite, ſtellt dieſe Einmiſchung zwar der von Innocenz an die Seite, und daß der Papſt in der Hauptſache um Italiens willen eingriff, erinnert ebenfalls an die Verhältniſſe der Stauferzeit, aber neu war doch die exkluſive ſtaatsrechtliche Begründung, die die Kurie ihrem Vorgehen gab. Sie machte nämlich einen Rechtsanſpruch geltend, der, wenn er auch in dem ſchwächlichen Verhalten einiger der voraufgegangenen deutſchen Herrſcher, ſeine Stütze finden mußte, doch nichts anderes, als eine mutwillige Herausforderung war; es war die Prätenſion, daß nur der gewählte deutſche König als ſolcher zu betrachten ſein ſollte, der vom Papſte beſtätigt ſei. Dieſe außerordentliche Anmaßung hat denn auch einen außergewöhnlichen Widerſtand hervorgerufen.

In vielen Diözeſen haben die Geiſtlichen ſich nicht dazu verſtanden, die Erlaſſe der Kurie gegen den Kaiſer in den Kirchen zu verleſen, anderwärts, wo der Klerus gefügiger war, ſtieß er ſeinerſeits auf allgemeinen Widerſtand, namentlich das ſtädtiſche Bürgertum nahm für den Kaiſer Partei. Und auch hier fehlte es nicht an Kombinationen mit der auswärtigen Politik, die ſehr klar erkennen ließen, daß es nicht allein der Gegenſatz zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Gewalt war, der die Gemüter in Harniſch brachte. Johann XXII. war aus italieniſcher Geſinnung heraus gegen den deutſchen König vorgegangen; auf den weiteren Verlauf des Kampfes zwiſchen Krone und Tiara aber, der erſt 1347 mit Ludwigs Tode, aufhörte, hat der Einfluß der franzöſiſchen Könige auf die Avignoner Päpſte den ſtärkſten Einfluß gehabt. Dennoch iſt es in Deutſchland nicht zu einem ſtarken Aufſchwung gekommen: die perſönliche Unfähigkeit Ludwigs, mehr noch die Zerſpaltenheit des deutſchen Staats hat es dazu nicht kommen laſſen. Und auch Karl IV. hat dem Papſttum ſehr weitgehende zum mindeſten formelle Zugeſtändniſſe gemacht.

Das Papſttum hat ähnliche Eingriffe und Einmiſchungen auch ſpäter noch öfters wiederholt, doch zu ſo ſtarken Kriſen iſt es nicht wieder gekommen. Aber die Anwandlungen nationaler Erregung, zu denen jene älteren Konflikte geführt hatten, bedeuteten doch nicht nur vorübergehende Aufwallungen, ſondern ſie müſſen, zum wenigſten da, wo ſie ſtark auftraten, d. h. in England und Frankreich, als Symptome innerer Wandlung gedeutet werden. Denn es fehlt nicht an weiteren Manifeſtationen derſelben Anſchauungsweiſe, die ſich ihnen an die Seite ſtellen. Und ſo wenig man jenen Empörungen des Nationalgefühls gegen das mehr oder minder verſchleierte Streben der univerſalen Kirche nach dem univerſalen Staat den politiſchen Charakter wird abſprechen dürfen, ſtärker ins Gewicht fallen doch die Erſcheinungen, die der rein ſtaatlichen Sphäre angehören. Daß das engliſche Parlament ſich zu den Eroberungskriegen gegen Frankreich, die Eduard III. begann, ganz anders ſtellte, iſt ſchon einmal erwähnt worden. Wie aber dürfte man es anders deuten, als indem man ein ſtarkes Wachstum des nationalen Gedankens oder — wenn man vorſichtiger ſein will — Inſtinktes annimmt. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die intenſivſte Kondenſierung, die einem Staat in dieſen Jahr-

Digitized by Google

hunderten widerfahren ist, sich auch in seiner auswärtigen Geschichte aufs Stärkste wirksam erwiesen hat. Der in Parlament, Verwaltung und Gericht gleichmäßig zu Tage tretenden Solidarität aller Stände, die in England — und in ganz Europa allein in England — von dem Tage der magna charta ab, die innere Entwickelung des Landes beherrscht hat[1]) und die namentlich einem schlechthin einzigartigen Staatssinn des Adels zu danken war, dieser inneren Gedrungenheit und Einheitlichkeit des englischen Staatswesens entsprach seine Aktionslust und Aktionsfähigkeit dem Ausland gegenüber: denn war jene die höchstentwickelte, die sich überhaupt unter den germanisch-romanischen Staaten beobachten läßt, so war sicherlich der zweite große Krieg, den die Engländer 1337 begannen, auch die politisch intensivste und zugleich offensivste Unternehmung, die in diesen zwei Jahrhunderten überhaupt begonnen worden ist. Denn es war ein Eroberungskrieg und ein Krieg, der auf die Unterwerfung eines andern Großstaates ausging. So unruhig die Franzosen sich auch in diesen Zeiten, wie wir sahen, gegen Deutschland verhielten, ihre Pläne waren alle viel dynastischerer und also harmloserer Natur und können diesem gewaltigen Unterfangen nicht an die Seite gestellt werden. Freilich war auch hier der Ausgangspunkt des Streits eine Erbfolgefrage, aber daß er von Anfang an auf mehr ausging und auch aus tieferen Quellen hervorging, scheint zweifellos. Ohne die gewaltige nationale Erregung und die allgemeine Eroberungslust seines Volkes hätte Eduard III. das Ungeheure nicht unternehmen können, und es ist bezeichnend für den wirklich politischen, ja fast nationalen Charakter dieser Eroberung, daß England schon Versuche gemacht hat, in den eroberten Städten des Nordens, in Calais und Harfleur, systematisch Engländer anzusiedeln.

Die innere Entwickelung Englands ist weit organischer, weit mehr aus sich selbst herausgewachsen als die französische: will man es etwas zu stark ausdrücken, man müßte sagen, dort ist ein Volk, hier aber ein Königtum emporgekommen. Die englische Staatseinheit ist nach einer einmaligen, sehr glücklichen Einwirkung der

[1]) Ich habe diese Thatsachen zusammenzustellen und zu deuten versucht. (Soc. Entwickelung III, IV und V; Jahrbuch f. Gesetzgebung, XXI [1897], S. 66 f., 1285 f., 1320 f. Recht und Gericht im Jahre 1500; Ztschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch. VI [1898], S. 275 f.)

Digitized by Google

Monarchie im Wesentlichen als ein Werk des gesamten Volkes oder doch seiner führenden Stände aufgewachsen; die französische aber ist durch das Jahrhunderte lange Mühen der Krone zu stande gekommen. Diesem Unterschied entspricht nun durchaus ein gewisser Abstand in dem Wachstum des französischen und des englischen Nationalismus. Wenn der englische Krieg auch das Nationalgefühl der Franzosen um vieles hat stärker werden lassen, so wollte das an sich nicht soviel besagen, wie der parallele Vorgang in England: denn der Angriff erfordert eine viel stärkere, ursprünglichere Erregung als die Verteidigung; jener ist eine impulsive, diese nur eine aufgenötigte Handlung. Dennoch springt gerade hier der Unterschied gegen frühere Zeiten aufs Stärkste in die Augen. Dieselben Bewohner Südfrankreichs, die im 12. und 13. Jahrhundert die englische Herrschaft so geduldig ertragen hatten und die 1360 durch den Frieden von Bretigny nun wieder unter sie gerathen waren, haben ihr diesmal trotzigen Widerstand geleistet. Als im Jahre 1420 im Vertrage von Troyes die Regentschaft ihren Frieden mit England geschlossen hatte und Heinrich V. die Nachfolge in Frankreich zugestanden hatte, da haben diese Provinzen ihrerseits sich der englischen Usurpation widersetzt. Die höchste Vollendung aber erreichte diese Bewegung, als Karl VI. gestorben war und sich eine Hochflut der Begeisterung erhob, um seinem Sohn Karl VII. gegen das Kind Heinrich VI., das nun jenem Vertrage gemäß König beider Reiche geworden war, zum Thron zu verhelfen. Und damals in der Frühzeit des Nationalismus ist es gewesen, daß ihm eine starke Persönlichkeit als Träger erstand. Die lothringische Jungfrau, die thatsächlich an der Spitze der französischen Heere schritt und dem Dauphin in Rheims die Krönung bereitete, ist aufgetreten wie die Personifikation des Nationalgefühls selbst. Es muß schon weit kommen, bis ein Gedanke so tief ins Volk dringt, daß ein Bauernmädchen seine Prophetin nicht nur, sondern seine Vollstreckerin wird. Wer möchte daran zweifeln, daß sie selber eine überstarke Persönlichkeit war, aber wieviel allgemeiner Erregung muß es bedurft haben, um auch eine solche aus der Atmosphäre einer Bauernmagd zu erheben und zu so großen Thaten zu treiben. Und was sie selbst nicht verrichtete, das hat ihr Märtyrertod gethan, eines der gräulichsten Symptome der geistigen Dumpfheit und der Blutgier dieses Zeitalters.

Digitized by Google

Trotzdem hier vielleicht zum ersten Male die nationale Erregung die Staatsleiter mit sich fortriß und nicht umgekehrt, darf man sich doch den ganzen Zustand nicht übertrieben vorstellen; man muß nicht annehmen, daß das Volk in allen seinen Teilen so erregt war wie etwa die Franzosen vom Juli 1792. Davon ist keine Rede: als das Kind Heinrich VI. nach Paris gebracht und am 17. Dezember 1431 in Notre-Dame gekrönt wurde, haben die Pariser ihn sehr freundlich empfangen und waren nur dann enttäuscht, als der junge Monarch schon nach wenigen Tagen die nach Festen und königlicher Freigebigkeit begierige Hauptstadt wieder verließ. Immerhin befand sich doch in seinem Gefolge kein einziger französischer Edelmann, und es bleibt dabei, daß der nationale Gedanke hier die allergrößten Fortschritte gemacht hatte.

In der Reihe der Völker, die zu Ausgang des 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gegen die internationale Papstpolitik in nationaler Reaktion Widerstand geleistet hatten, waren die Deutschen nicht unvertreten geblieben, aber wenn er hier nicht so scharfe Formen angenommen hat und nicht so zähe durchgeführt worden ist, wenn die deutschen Könige vielmehr den anmaßlichsten Forderungen des Papsttums nachgegeben haben, so ist das charakteristisch. Die Geschichte der eigentlich staatlichen Aktion des deutschen Volkes beweist, daß es zu einem politischen Nationalismus von der Intensität des französischen oder gar des englischen in diesen Jahrhunderten überhaupt noch nicht durchgedrungen ist. Zunächst fallen allerlei kleine Symptome ins Auge, die freilich nicht an sich entscheidend, aber auch nicht gleichgültig sind. Da ist sogleich an der Schwelle dieses Zeitalters die Wahl zweier fremder Fürsten: gewiß niemand hätte damals angenommen, daß sich das Reich durch die Erwählung dieser undeutschen Könige etwas vergebe und noch in viel späteren Zeiten haben sich selbst sehr nationalistisch gesinnte Völker die Verpflanzung auswärtiger Dynastieen auf den eigenen Thron mit einigem wenigen Murren gefallen lassen, aber ein Zeichen von sich regender nationaler Empfindlichkeit ist es keinesfalls, daß man sich von den Herrschern der beiden nächstmächtigen Großstaaten Europas je einen Schützling als König aufreden ließ. Daß die französischen Könige bei den späteren Königswahlen immer wieder an eine Kandidatur denken, ihre Durchsetzung für möglich halten konnten,

Digitized by Google

daß im Jahre 1308 einer der Kurfürſten ſehr eifrig für Philipps des Schönen Bruder, Karl von Valois, eintrat, daß man 1347 gar Eduard III. von England wirklich zum Könige wählte und ihm feierlich die Krone antrug, iſt ebenſo bezeichnend. An der Peripherie des Reichs hat man ſich vollends zuweilen ganz gleichgültig gegen den Unterſchied zwiſchen der eigenen und fremden Nationalität gezeigt: im Jahre 1460 haben, wie ſchon einmal berührt wurde, die Stände von Schleswig und Holſtein den König Chriſtian I. von Dänemark zum Herzog gewählt, ein Vorgehen, das ihnen freilich die Verſicherung ihrer Zuſammengehörigkeit verſchaffte, das aber doch bei der Schwäche des Reichs eher die Entfremdung Holſteins als die Heranziehung des längſt verloren gegangenen Herzogtums Schleswig nach ſich ziehen mußte. Einen noch viel ſtärkeren Beweis gänzlich unnationaler Geſinnung haben die Preußen gegeben, die im 15. Jahrhundert vom deutſchen Orden abfielen. Denn man weiß, daß zwar der erſte Aufſtand des unterworfenen und hart beherrſchten Landes veranlaßt wurde durch einen polniſchen Angriff, nicht aber der zweite, der nicht fehlſchlug wie jener. Zu dieſem, dem entſcheidenden Kriege, der 1453 ausbrach, iſt es lediglich durch den Haß der eingeborenen deutſchen Bevölkerung gegen den Orden gekommen; König Kaſimir von Polen iſt von ihr ins Land[1]) gerufen worden. Man wird nicht überſehen dürfen, daß der zähe und feſte und ſeiner innerſten Natur nach treue Stamm der Preußen durch beſonders ungünſtige Verhältniſſe zu dieſem ungeheuerlichen Schritt getrieben worden iſt — die ſchroffe Herrenſtellung, die der Orden ſeinen Unterthanen gegenüber einnahm, das ganz einzigartige Verhältnis, in dem hier eine regierende Adelsgenoſſenſchaft zu dem Adel des Landes ſtand, und vor allem die Fremdheit dieſer immer nur aus dem Mutterland ergänzten Körperſchaft bieten Gründe genug dafür dar. Trotzdem bleibt für die Deutſchen dieſes Zeitalters überhaupt charakteriſtiſch, daß ein ganzes Territorium ſich ſo leichten Herzens unter die Herrſchaft eines andern, früher gering genug geſchätzten Volkes begab. Die anders geſinnten Nachkommen dieſer Generation haben ſpäter das Verhalten ihrer Ahnen oft bitter gebüßt, aber man wird doch ſagen müſſen, daß die Angehörigen des 14. Jahr-

[1]) Caro, Geſchichte Polens, V (1886), S. 21 ff.

Digitized by Google

hunderts überhaupt nicht so dachten: man sah das neue polnische Regiment nicht in dem Maße für eine Fremdherrschaft an wie das des Ordens.

Letzlich zeigt das Verhalten der Deutschen dieser Zeiten zum Reiche selbst und zu seinen auswärtigen Unternehmungen, daß ihnen sehr viele anderen Angelegenheiten näher am Herzen lagen als die ihrer Gesamtheit. Sehr große Krisen wurden ihnen zwar — ob zu ihrem Heile? — erspart; es hat sich für sie niemals, wie für die Franzosen, die Notwendigkeit ergeben, die Unabhängigkeit ihres Staates gegen eine fremde Usurpation verteidigen zu müssen; man kann also nicht angeben, wie sie sich in einem solchen Falle äußerster Not verhalten hätten. Aber so viel wird man sagen dürfen, daß sie von einem so intensiven Nationalismus, wie ihn die Engländer der gleichen Epoche erwiesen haben, von einem politischen Ehrgeiz, der das Volk oder die Gesamtheit der führenden Stände als Ganzes durchdrungen und zu offensiven Unternehmungen begeistert hätte, unendlich weit entfernt waren. Die einzigen Vorstöße großen Stiles, die in diesem Zeitalter gegen das Ausland gerichtet worden sind, die Erwerbung Ungarns und der Krieg um Burgund, sind von dem zähen Herrschergeschlecht ausgegangen, daß sich vom 13. Jahrhundert ab mit vielen Unterbrechungen des fast erblichen Besitzes der Krone zu bemächtigen gewußt hat. Wer will sagen, ob bei diesen großen Annexionen das nationale Moment auf die Entschließungen der Habsburger überhaupt eingewirkt hat, ob es neben dem dynastischen Ehrgeiz in ihrer Seele irgend mächtig gewesen ist. Bei der friedlicheren und sicherlich auch für die europäische Politik weniger schwer ins Gewicht fallenden von beiden Landacquisitionen, der des Königreichs Ungarn, die mit dem bewährten habsburgischen Hausmittel der Heirat bewerkstelligt worden war, hat es schwerlich eine Rolle gespielt; die von Burgund, bei der dem Ehering noch das Schwert zu Hülfe kommen mußte, mag dahingestellt bleiben. Und jedenfalls hat die Nation ihrerseits an der Erringung und Behauptung beider Länder nicht allzuviel Anteil bewiesen: hat das Herrschergeschlecht auf sie in seinen Gedanken nicht viel Rücksicht genommen, so hat das Volk eher noch größere Teilnahmlosigkeit bewiesen. Friedrich III. hat im Jahre 1463 Ungarn doch nicht nur aus eigener Entschlußlosigkeit, sondern auch deshalb wieder fahren lassen, weil er so

Digitized by Google

wenig auf thatkräftige Reichshülfe hoffen konnte. Seit Oeſterreich ſich im 19. Jahrhundert vom übrigen Deutſchland hat trennen müſſen, iſt es Brauch, auch die geſamte politiſche Vergangenheit vom Geſichtspunkte augenblicklicher Abneigung zu betrachten, aber will man gerecht ſein, ſo wird man doch anerkennen müſſen, daß, wenn die Habsburger ſo ſehr für ihr Hausintereſſe zu ſorgen bedacht waren, ſie durch die Haltung des Reichs dazu am meiſten gedrängt wurden. Denn im Grunde waren ihre zunächſt gewiß dynaſtiſchen Erwerbungen im Südoſten und Weſten doch auch Sache der Geſamtheit, Mehrungen des Reiches, und wie wenig hat dieſe Geſamtheit ſich je und je um ſie gekümmert. Wohl iſt gegen Matthias Corvinus 1487 ein Reichskrieg begonnen worden, aber es geſchah erſt, als das Herzogtum Oeſterreich ſelbſt an die Madjaren verloren gegangen war. Die Verſuche auf Ungarn in den Jahren 1490 und 91 aber ſind weſentlich deshalb geſcheitert, weil Maximilian auf die Unterſtützung der Reichsſtände gar nicht rechnen konnte, obwohl er ſelbſt unter ſteter Finanznot [1]) litt. So kam es, daß die ſubgermaniſchen Reiche an der Peripherie des Reichs gerade zu Ausgang des Mittelalters beſonders ſtark waren: Polen und Ungarn in der Hand eines Sohnes des Königs von Polen waren vereinigt.

Und auch in den burgundiſch-franzöſiſchen Kriegen Maximilians hat das Reich nur ſehr ſeltene und ſpärliche Hülfe gewährt [2]). Der hohe Adel deutſcher Natur hat damals viele andere Dinge mehr im Sinne gehabt, als dieſe Vermehrung des habsburgiſchen Beſitzes, die doch zugleich eine des Reiches war.

Und hat ſo der Nationalismus der Deutſchen in dieſen Jahrhunderten keinen ſtarken politiſchen Ausdruck gefunden, ſo fehlt es in der inneren Geſchichte der Zeit nicht an einer Stelle, wo dem Reich zeitweiſe durch die Regung eines wenn nicht feindlichen, ſo doch fremden Nationalprinzips Abbruch gethan worden iſt. Es gab nur ein Territorium innerhalb der deutſchen Grenzen, in dem das ſlaviſche Element der urſprünglichen Bevölkerung ſich einigermaßen rein und ſtark erhalten hatte: eben jenes Böhmen, von dem ſchon die Rede war. In Mecklenburg, in Pommern und ſelbſt in Schleſien waren die Slaven zwar noch keineswegs ver-

[1]) Huber, III (1888), S. 303.

[2]) Ebenda III, S. 288.

Digitized by Google

schwunden und völlig germanisiert wie in der Mark oder ganz entmündigt und bei Seite geschoben — wie es den Litthauern und den Resten der Preußen im Ordensland widerfahren war — aber sie waren in einem Verschmelzungsprozeß mit den Deutschen begriffen, der es zu einer bedeutsamen Betonung des nationalen Gegensatzes nie hat kommen lassen. Jene starken Emanzipationsgelüste Böhmens aber, von denen bei Gelegenheit der Beziehungen des deutschen Partikularismus zur auswärtigen Politik gesprochen worden ist, sind unzweifelhaft auf die Einwirkungen der fremden Nationalität zurück zu führen; es ist doch kein Zufall, daß von diesem Territorium die einzigen Kriege gegen das Reich — nicht wie sonst häufiger genug gegen den Herrscher oder sein Haus — geführt worden sind.—

Ueberschaut man den gesamten Prozeß, so findet sich, daß in diesem Zeitalter allerdings der politische Nationalismus zum ersten Mal sich stark und stetig aufgerichtet hat, aber auch daß er sich in den Völkern, deren politische Entwicklung seinem Aufkommen besonders wenig günstig war, nur erst wenig oder gar nicht regte. Die Skala, die sich herausstellt, leitet von England, das mit seinem einzigartigen Angriffskriege allein steht, über Frankreich zu Deutschland und Italien, wo noch gar kein Anzeichen dieser Bewegung vorhanden war, herab. Man ist zunächst versucht, diese Unterschiede auf die Volkscharaktere zurückzuführen, und davon soll auch noch die Rede sein, aber, will man vorsichtig sein, so wird man sich an der Kombination einer von Anfang vielleicht nicht so sehr verschiedenen Prädisposition mit einer stark differenzierten politischen Entwicklung genügen lassen können. Die ursprüngliche Anlage zum Nationalismus, die volkstümliche Basis der Nationalität, die sich schon längst in der Ausbildung der geistigen und geselligen Besonderheiten bei den einzelnen Zweigen des germanisch-romanischen Völkerstammes manifestiert hatte, war als der vorhandene Faden vielleicht nicht allzusehr verschieden; der Einschlag der politischen Entwicklung, des Staatsgedankens aber hat die einzelnen Völker zu sehr verschiedenen Formen des eigentlichen d. h. politisch mündigen Nationalismus kommen lassen. Für die Einheit der gesamten Entwicklung aber spricht, daß diese Verschiedenheit weniger eine des Zieles als des Tempos, in dem das Ziel erreicht wurde, gewesen ist. —

Digitized by Google

Diese Betrachtungen haben zur Untersuchung des aufsprossenden Nationalismus in dem Zusammenhang geführt, daß er sich als ein Faktor in der Entstehung des europäischen Staatensystems darstellte. Es ergab sich, daß im späteren Mittelalter der Staatsgedanke als solcher, wie er im Innern zwar schon vorhanden war, sich nun auch nach außen hin geltend zu machen beginnt. Die Träger dieses nach auswärts aktiv werdenden Staatsgedankens aber sind zunächst die Regierenden, die Herrscher, ihre Verwandten, ihre Räte. Aber neben und unter ihnen regt sich ein neuer ganz eigenwüchsiger Faktor, viel dumpfer, viel unbewußter als die reife Staatspraxis jener, aber mächtiger, weil tiefer in den Grundfesten des Gemütes wurzelnd und umfassender, weil große Mengen beseelend. Aber wie dieser neue starke Trieb, in ganz anderen Schichten der Volkskultur wurzelte, als im politischen Leben selbst, wie er vielmehr aus der längst schon herangewachsenen Eigentümlichkeit nationaler Sprache und Sitte hervorsprießend erst durch politische Einwirkungen seine politische Richtung erhielt, so war er auch noch im Mindesten nicht der ausschlaggebende Faktor geworden. Niemand wird gewissenhafter Weise über diese weiten und tiefen psychologischen Zusammenhänge etwas Entschiedenes sagen dürfen, wenigstens nicht ehe noch sehr viel eingehendere Studien über diese Dinge gemacht worden sind, als sie heute vorliegen. Aber des allgemeinen Eindruckes kann man sich nicht entschlagen, daß diese große breite Bewegung, selbst da wo sie sich schon am deutlichsten offenbart, nur erst in ihren Anfängen steht, in einem lallenden Kindheitsstadium; es ist mehr wie dumpfes, starkes Echo, das aus den Thälern der Völker heraufschallt, weil der helle, klare Schlachtruf, den die Führer droben auf den Höhen der Menschheit jetzt immer häufiger ertönen lassen, es geweckt hat.

So ist vor Allem anzunehmen, daß nicht etwa der neue aus den Tiefen heraufsteigende Instinkt jene viel älteren, viel reiferen, viel bewußteren Ideen der Staatslenker etwa getragen hat, daß also etwa Eduard III. durch die Eroberungslust seines Volkes über die See nach Frankreich getrieben worden sei. Mit nichten, denn es ist sehr viel eher zu vermuten, daß eben jener Staatsgedanke zuerst langsam, langsam von den Herrschern und Herrschergeschlechtern zu ihren nächsten Räten und Dienern und von ihnen zu den Lenkern der führenden Stände und endlich zu diesen selbst sich

Digitized by Google

ausgebreitet, als daß die nationale Idee von unten her die Herrſcher erreicht habe. Es hat ja in der innern Politik vom Ausgang des früheren Mittelalters an, lange genug gedauert, ehe der Staatsgedanke ſich geltend machte, und er hat hier — das wenigſtens iſt handgreiflich nachzuweiſen — nicht den Weg von unten nach oben, ſondern die umgekehrte Richtung zurück gelegt. Wie hätte die viel neuere Idee der aktiven auswärtigen Politik einen andern einſchlagen ſollen!

Immerhin iſt der politiſch gewordene Nationalismus der Völker nun ſchon zuweilen ein ſtarkes Hilfsmittel in der Hand der Mächtigen geworden, um ihre Pläne durchzuſetzen. Aber es ſollten die Zeiten kommen, da aus dieſem Mittel ein Zweck wurde, daß der Staat nicht mehr Herr und die Nation nicht mehr nur Dienerin blieb. Dieſe noch in den Anfängen begriffene Entwicklungsreihe deutet in die Zukunft, aber es giebt noch eine andere, auf die ſich die expanſive Evolution des Staatsgedankens ebenfalls ſtützte, und ſie weiſt, ganz im Gegenteil, rückwärts in die Vergangenheit: es iſt das dynaſtiſche Prinzip.

Zunächſt iſt klar, daß, wenn die Konzentrierung ſtaatlicher Macht ebenſo den äußeren Feinden wie der inneren Zerſplitterung gegenüber, vor Allem noch in den Händen der Herrſcher ſelbſt und ihrer nächſten Umgebung lag, auf deren ſpezifiſche Motive ſehr viel ankam. Und da ferner die meiſten Fürſten kraft Erbrechts auf ihren Thronen ſaßen, alle übrigen aber, d. h. die auf Wahl angewieſenen, der Regel nach trachteten, wenigſtens ein faktiſches Erbrecht für ihre Nachkommen zu erlangen, ſo iſt erſichtlich, wie wichtig der Familiengedanke für die Staatsmacht noch war. Dynaſtie und Staat aber ſind keineswegs eins. Wohl ſind ſie mit einander aufgekommen aber es kann kein Zweifel obwalten, daß ihre Wege ſich nicht ſelten geſchieden haben.

Die germaniſche Urzeit hat offenbar noch ein ſehr ſtarkes Gefühl für das einzige wirkliche Recht, das Fürſten zugeſtanden werden kann, das einer Amtsſtellung, gehabt. Könige bekleideten ein Amt, heute noch wie zu alten Zeiten. Das Wort des reinſten Vertreters der abſoluten Monarchie, daß der König des Staates erſter Diener und Angeſtellter ſei, kann durch alle Nebel myſtiſchen Gottesgnadentums, mit denen man früher und ſpäter den Gedanken des Königstums umhüllt hat, nicht verſchleiert werden.

Daß es vielen Herrschern gelungen ist, dies Amt erblich zu machen, ist kein singulärer Vorgang; man hat auch niedere Aemter, die der Grafen zum Beispiel, erblich gemacht und man hat auch das Eigentum von Grund und Boden erst allmählich aus kommunistischem zu privatem, d. h. erblichem Besitz gemacht. Wie hätten die allermächtigsten Einzelnen im Volk, die es am ehesten konnten, es unterlassen sollen, ebenso zu verfahren. Dieser Prozeß nun ist vielfach sehr früh eingetreten und auch da, wo sich wie in Deutschland, Dänemark, Schweden das Wahlkönigtum erhielt, ist trotzdem das dynastische Prinzip frühzeitig zum Durchbruch gekommen. Denn ein Herrschergeschlecht, dessen Ansprüche auf die Thronfolge immer von Neuem wieder in Frage gestellt werden, wird eher noch familienhafter empfinden als ein mit dem Staate festverwachsenes, wenn es auch gezwungenermaßen seine dynastischen Pläne zum Teil vielleicht mehr dem Staatsgedanken anpassen muß.

Nun ist offenbar, daß hier zwei Denkweisen aufeinanderstießen, die nicht ganz kongruent sind; ein Volk, ein Land als eine politische Einheit anzusehen, ist ein Anderes, als es wie den Erbbesitz eines Geschlechtes betrachten. Aber es wäre ein großer historischer Irrtum zu meinen, daß in den Anfängen nun sogleich das Volk selbst die Hervorkehrung des dynastischen Gedankens als Verletzung verstanden hätte. Daran ist um so weniger zu denken, als man in jenen Zeiten, im germanischen Altertum, überhaupt kaum so leise Wandlungen wahrnehmen konnte; aber mehr als das, auch die Anschauung der Epoche kam dieser Betonung des Familienzusammenhangs durchaus entgegen. Die Germanenstämme haben sehr oft sich schon in grauer Vorzeit nach führenden Geschlechtern genannt, noch das spätere Heldenepos verwechselt die Namen der Königshäuser mit denen ihrer Völker, das Nibelungenlied, das in seinen Anschauungen so ganz im germanischen Altertum wurzelt, sieht in der Herrscherfamilie die Besitzer des Staates und erklärt naiv fast alle nächsten Räte und Diener der Könige für ihre Verwandten. Alle politischen Schicksale der Stämme und Völker dieses Zeitalters sind aufs engste mit dem ihrer Herrschergeschlechter verknüpft, auch die Merowinger- und Karolingerreiche nehmen sich weit mehr aus wie dynastische Schöpfungen als wie organisch gewachsene Volksstaaten, und die Germanentreue machte die Stämme und selbst große Völker zu erweiterten Gefolgschaften.

Digitized by Google

Und die stärkste Manifestation, mit der das dynastische Prinzip Einfluß gewann auf die politische Entwicklung der Völker, die Verteilung der Reiche unter die verschiedenen Söhne eines Herrschers, wie sie Merowinger und Karolinger vornahmen, kam dem natürlichen Partikularismus dieser kaum dem Völkerschaftsstadium entwachsenen Generationen so weit entgegen, daß sie ihnen schwerlich irgend welche Opfer auferlegt hat. Die Staatsgesinnung, die sie hätte bringen müssen, war noch nicht vorhanden. Darüber entschwand aber den Völkern ganz und gar die Idee, daß der Herrscher ihr Diener, sie nicht die seinigen seien. Wie außerordentlich tiefgreifende Wirkungen im innern Staatsleben dadurch hervorgebracht wurden, gehört nicht hierher, aber auch die auswärtige Politik ist dadurch allmählich in Mitleidenschaft gezogen worden. Noch nicht im frühern Mittelalter, wenn man von der grundlegenden und übrigens auch noch in die Ausgänge des Altertums zurückreichenden Thatsache der großen Karolingischen Reichsteilungen absieht. Auf einige politisch wirksame Familienverbindungen zwischen den Angehörigen der Königshäuser trifft zwar das suchende Auge auch damals; so die zwischen Adelheid und Otto I. Aber dies Element tritt noch zurück, weil auch da, wo die Dynastien durch Heiraten sich über die Grenzen der Staaten hinaus verbanden, was schon nicht selten geschah, diese Beziehungen noch kaum je Einfluß auf die internationalen Verhältnisse gewannen. Wo der Kontakt zwischen den Staaten ein so leiser und seltener war, konnte er auch durch diese Anlässe nicht für die Regeln ein engerer, innigerer werden. Ausnahmen sind vorhanden, man denke an die englisch-französischen Kriege der ersten Periode, die lediglich aus der Erbfolge der englischen Dynastie in französische Territorien entstanden sind, aber es ist charakteristisch, daß gerade an diesem auffälligsten Beispiel offenbar wird, wie doch ein gewisses Uebermaß dynastischer Politik auch damals als unstaatlich, als dem Nutzen der Gesamtheit widerstreitend empfunden wurde.

Daß im späten Mittelalter aber die Einwirkungen des Familienprinzips stärkeren Umfang gewannen, ist nicht zu verwundern: da die auswärtige Politik lebhafter wurde, fand auch der Ehrgeiz der Dynasticen in ihr ein weniger verschlossenes Feld für seine Bethätigung als bisher. Oder um es richtiger auszudrücken, dieser Ehrgeiz, jetzt einigermaßen der Schwierigkeiten im Innern

Digitized by Google

der Staaten Herr geworden, kam nun endlich dazu, sich auch nach auswärts auszubreiten. Denn alles, was bereits von dem umsichgreifenden Staatsgedanken gesagt wurde, gilt zum großen Teil auch von dem dynastischen Prinzip, war doch dieses in vielen Stücken durchaus der Träger der Staatsidee geworden. Inwiefern beides damals, wie zu allen Zeiten, zusammenfällt und inwieweit beides divergiert, ist ja mit zwei Worten zu sagen. Es sind zwei Möglichkeiten vorhanden, entweder faßt sich das Familiengefühl der Herrscherhäuser stark zusammen und alle Nachgeborenen, alle Verwandten des Herrschers bewähren das Maß an Gemeingefühl und Unterordnung, das schließlich ihnen Allen am meisten zu gute kommt, wenn es auch den Ehrgeiz der durch den Zufall der Geburt nicht zum Throne berufenen aufs Tödtlichste verletzt, oder aber das Gegenteil ist der Fall und die in der Herrscherfamilie entstehenden Spaltungen übertragen sich auf den Staat. In jenem Falle wird der dynastische Gedanke das mächtigste Kompelle für die Durchsetzung der Staatsidee: wie er im Innern der äußersten Konzentrierung dient, so wirkt er auswärts durch Heiraten und Erbfolgeverhältnisse aufs Stärkste für die Erweiterung des Staats, im andern Falle aber kann er, wie es oft genug geschehen ist, im Innern ein immerfort thätiger Nährherd für partikularistische Spaltungen werden, die auswärtigen Beziehungen des Staats aber kann er insofern vergiften, als er ihn entweder — und hier handelt es sich um einen Auswuchs starker dynastischer Tendenzen — in tollkühne Abenteuer stürzt oder ihn in Familienstreitigkeiten hineinzieht, die wenig oder nichts mit den eigentlich politischen Interessen des Staats zu thun haben. Man sieht, gut dynastisch ist sehr oft gut staatlich — so in allen großen Fragen der inneren, so meist in der äußeren Politik; aber zuweilen übt die Familienpolitik der Herrscherhäuser auch auf den Staat den entgegengesetzten Einfluß aus.

Typisch für eine sehr leise Einwirkung der letzteren Art ist die stärkste politische Aktion des Zeitalters, der englisch-französische Krieg. Trotzdem er zum guten Teile unzweifelhaft durch rein politische Motive hervorgerufen war, knüpfte er doch an dynastische Verhältnisse an und wäre ohne sie und den Ehrgeiz des englischen Herrscherhauses nicht denkbar — diesen Ehrgeiz, der weit älter war als der politische des englischen Staates und Volkes. Selbst

Digitized by Google

dieſer Krieg aber, obwohl er immerhin gemiſchten Urſprungs war, hat dem engliſchen Gemeinweſen wenig Nutzen, ja noch einigen Schaden gebracht, ſelbſt von dem ganz äußerlichen Standpunkt der territorialen Ausdehnung aus geſehen. Anderen Beiſpielen von weit abenteuerlicherer Dynaſtiepolitik fehlt doch die faktiſche Spitze, weil ſie im Keime erſtickten und alſo auch den Staaten den Schaden garnicht oder nur zum Teil anthun konnte, den ſie ihnen ſicherlich in ihrem weiteren Verlauf zugefügt hätten. Des Kaſtiliers Alfons Streben nach der Kaiſerkrone iſt ſeinem Lande ſchon teuer genug zu ſtehen gekommen, obwohl er ſie nie auf dem Haupt getragen hat. Heinrichs III. gleichzeitige Verſuche, ſeinem Sohne die ſizilianiſche und ſeinem Bruder die deutſche Krone zu verſchaffen, haben nicht weit geführt; jener iſt in den Anfängen geſcheitert, dieſer, der zuerſt glückte, hat doch faktiſch nicht die geringſten Ergebniſſe gehabt. Hätte ihnen aber ſchon der Nachdruck gegeben werden können, wie etwa ein halbes Jahrhundert ſpäter dem franzöſiſchen Unternehmen, ſo wäre der Staat England vermutlich ſehr übel dabei gefahren. Die glücklichen Fälle der Einwirkung auswärtiger dynaſtiſcher Politik auf Wachstum und Gedeihen des Staates repräſentiert vor allem das heirats- und erbluſtige Haus Habsburg. Nachdem es durch die Aneignung eines Reichslandes, das ein deutſcher König aus ſeinen Reihen mit dem Schwerte errungen hatte, ſich den Grund zu ſeiner Herrſchaft gelegt hatte, hat es die meiſten ſeiner zahlreichen ſpäteren Erwerbungen ſeiner Familienpolitik zu danken gehabt: wie denn Oeſterreich — ähnlich wie etwa gleichzeitig Burgund — der erſte Großſtaat war, der lediglich dynaſtiſchen Urſprung hatte. Denn ſchon damals fehlte ihm die nationale Einheit, als Ganzes griff es über die Grenzen der deutſchen Nation hinaus und auch ſeinen deutſchen Teilen nach war es wohl das Glied eines großen Volkes, aber nicht ſelbſt durch eines gebildet. Und auch Aragonien hat mit ſeiner neapolitaniſch-ſizilianiſchen Erwerbung, die ihren Urſprung in der Heirat Peters III. mit der Tochter des Stauferbaſtards Manfred hatte, ſeinen Beſitz auf lange Zeit hinaus gemehrt.

Freilich wird man dieſe „glücklichen“ Erwerbungen nicht ganz ohne Skepſis betrachten können; die ſpaniſchen Beſitzungen in Italien ſind zuletzt wieder verloren gegangen, und haben ſie dem ſpaniſchen Staate, d. h. dem ſpaniſchen Volke je genützt? Das

Digitized by Google

eigentlich typiſche Erzeugnis dynaſtiſcher Politik: Oeſterreich, war es wirklich je ein ganz geſundes Gemeinweſen? Heute iſt ſein Zuſammenhalt unſicherer als irgendwann zuvor; es giebt keinen europäiſchen Großſtaat, deſſen Exiſtenz ſo prekär wäre wie die ſeine, und es iſt nicht gänzlich unmöglich, daß die Geſchichte als die einzige ganz unbeſtechliche Richterin über den dauernden Erfolg oder Mißerfolg eines Unternehmens noch zu unſern Lebzeiten ihr definitives Urteil über dieſe Frage fällt.

In beiden Fällen aber, das iſt charakteriſtiſch, iſt das dynaſtiſche Prinzip nicht eigentlich mit dem rein ſtaatlichen, wohl aber mit dem nationalen in Widerſpruch gerathen. Nicht als ob die Tſchechen und Ungarn des fünfzehnten Jahrhunderts irgend eine nationale Abneigung gegen die volksfremde Dynaſtie wirkſam bethätigt hatten, aber den Keim ſpäterer Schwierigkeiten barg die Ueberſchreitung der nationalen Grenzen zu Gunſten dynaſtiſcher Politik ſchon damals in ſich. Es war widernatürlich, und nur durch die Zerſpaltung Italiens möglich, daß in demſelben Zeitalter, das den gänzlichen Zerfall der deutſchen Fremdherrſchaft erlebte, eine neue, ſpaniſche Fremdherrſchaft verbreitet wurde, um ſo unnatürlicher, als das alte ſchwindende Regiment einer Epoche faſt völliger nationaler Indifferenziertheit entſtammte, während das neue, werdende in ein Zeitalter fiel, das den Nationalismus wenigſtens anderwärts erwachen ſah. Freilich jener Zerfall wie dieſe Neugründung ſind geſchehen, ohne daß der Nationalismus dabei mitgeholfen oder ſich geſträubt hätte; er zählte ja in Italien noch nicht zu den politiſch wirkſamen Faktoren. Aber ihm, der auch hier ſich in der nächſten Zukunft erheben ſollte, ward durch dieſe Annexion ſchon im Keim die ſchwerſte Wunde geſchlagen, an der er je kranken ſollte.

Und dieſer Gegenſatz iſt ſymboliſch, prophetiſch; die dynaſtiſche Politik dieſer Epoche weiſt, ſo viel ſie auch dazu beigetragen hat, die charakteriſtiſche Form der nächſten Periode, der neuen Jahrhunderte, die eigentlich ſtaatliche Politik, vorzubereiten, in die Vergangenheit, der aufſteigende Nationalismus aber in die Zukunft. Es iſt als ob an einigen hervorſtehenden Leiſtungen der internationalen Staatskunſt die bewegenden Tendenzen einer rückwärts und einer vorwärts liegenden Epoche ihren Gegenſatz hätten manifeſtieren wollen. Denn wenn auch im frühern Mittelalter

Digitized by Google

der Einfluß der Dynaſtien ſich in der auswärtigen Politik nicht hat ſchon wirkſam erweiſen können, da es eine ſolche Politik kaum gab, im Innern war er um ſo ſtärker zur Geltung gekommen, und gar im germaniſchen Altertum waren die Volks- und Stammeskriege vielleicht mehr Kämpfe der Fürſtengeſchlechter als der ihnen blindlings folgenden politiſchen Genoſſenſchaften geweſen. Und dieſe Gedanken waren jetzt wieder wach geworden, als ein Vorbote ferner Zukunft aber begann ſich in ſcharfem Gegenſatz zu dieſen Traditionen aus dem germaniſchen Altertum die nationale Idee zu regen.

In manchen Stücken haben ſich dergeſtalt der alte dynaſtiſche, der jüngere ſtaatliche und der keimende nationale Gedanke zuweilen gegenſeitig aufgehoben; denn wo die dynaſtiſche Politik die nationale Intenſität ſchädigte, da ſchädigte ſie in der Regel auch den betreffenden, ſei es vorhandenen, ſei es werdenden Staat, ohne dem eigenen Gemeinweſen allzuviel zu nützen. In der Hauptſache förderten und ſtützten ſie einander; in idealer Vollkommenheit zeigt auch hier wiederum der engliſche Angriff auf Frankreich ein völlig harmoniſches Zuſammenwirken aller drei Faktoren; zwei aber trafen ſehr häufig zuſammen: ſtaatlicher und dynaſtiſcher Ehrgeiz. Doch wie immer ſich nun auch dieſe drei Gedanken- und Motiven-Reihen in einander verflochten haben, jedenfalls haben alle drei die große Wandlung der internationalen Verhältniſſe herbeigeführt, die das eigentliche Produkt dieſes Zeitalters vom dreizehnten bis zum ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts iſt, die Entſtehung eines zwar noch nicht ganz, wohl aber halb ausgebildeten Staatenſyſtems. Aus der Völkerfamilie, die die germaniſch-romaniſchen Nationen noch im frühern Mittelalter bildeten, war nun eine Völkergeſellſchaft geworden.

Besprechungen.

Hugo Schumann, Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Mit fünf Tafeln nach Entwurf und Zeichnung von A. Stubenrauch. Berlin, 1897, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. (106 Seiten.)

An der Hand der in Pommern gemachten prähistorischen Funde, die auf den beigegebenen Tafeln in einer guten, instruktiven Auswahl dem Leser vor Augen geführt werden, giebt der Verfasser eine kurze und klare Uebersicht über die Entwickelung der Kultur in Pommern seit dem ersten Auftreten des Menschen daselbst bis zu der Zeit der Christianisierung und beginnenden Germanisierung der südlichen Ostseeküste. Das erste Auftreten des Menschen in Pommern fällt in die Periode der jüngeren Steinzeit, nach dem Verfasser in das 3. bis 2. Jahrtausend vor Chr. Der Verfasser bespricht nun an der Hand der Funde die Kultur dieser ältesten Bewohner Pommerns. Ueber die Wohnungen derselben wissen wir nichts, Pfahlbauten aus dieser Periode haben sich in Pommern bisher nicht gefunden — die bisher entdeckten gehören vielmehr sämtlich einer bedeutend jüngeren Epoche, der sogenannten jüngeren Eisenzeit an —, doch war den Urbewohnern neben Jagd und Fischfang wohl schon Viehzucht und eine gewisse Landwirtschaft bekannt. Auf eine nähere Besprechung der Ausführungen über Schmuck, Kleidung, Waffen, Geräte etc. kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Aus der Form der gefundenen ältesten Waffen etc. glaubt der Verfasser schließen zu dürfen, daß der Mensch von Westen her nach Pommern eingewandert ist, ebenso wie später die Bronzewaffen von Westen her eingedrungen sind: „Die Verhältnisse werden nach Osten in jeder Beziehung jünger, und alles dies zeigt darauf hin, daß die ganze Metallkultur einen von Westen nach Osten gerichteten Verlauf genommen hat.“ Die Bronzezeit in Pommern rechnet der Verfasser etwa von 1500—500 vor Chr. Um das Jahr 500 vor Chr. ist das allmählich von dem südlichen nach dem nordlichen Europa immer weiter vordringende Eisen auch in Pommern allgemein bekannt gewesen, es läßt daher Schumann um 500 vor Chr. die Bronzezeit durch die Eisenzeit abgelöst werden. Die Eisen-

Digitized by Google

zeit wiederum teilt er in eine ältere und eine jüngere Eisenzeit; die ältere, von ca. 500 vor Chr. bis 500 nach Chr. angesetzt, zerfällt in eine vorrömische, in der von einem Einfluß der Römer in Pommern noch nichts zu spüren ist, ca. 500 vor Chr. bis zu Christi Geburt, und in eine romische, in der römischer Einfluß deutlich erkennbar auf die Kultur des Nordens gewirkt hat, von Christi Geburt bis zum 5. Jahrhundert nach Chr. Die Bewohner Pommerns sind in dieser älteren Eisenzeit ohne Zweifel Germanen gewesen, während sich über die nationale Zugehörigkeit der Bewohner in den weiter zurückliegenden Perioden nichts bestimmtes ermitteln läßt. Den Germanen folgten im Besitz des Landes etwa seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts die Slaven oder Wenden; die Dauer ihrer Herrschaft vom 6. bis zum 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bezeichnet der Verfasser als die jüngere Eisenzeit. Mit ihr treten wir allmählich in die geschichtliche Zeit über. Die Handelsthätigkeit der Wenden stellt sich der Verfasser, wie ich glaube, etwas ausgedehnter vor, als sie thatsächlich gewesen. Auch was er über die Landesverfassung ꝛc. sagt, möchte ich nicht alles wörtlich unterschreiben; leider macht er keine Angaben darüber, nach welchen Quellen er sich diese Ansichten gebildet hat. Den Schluß der übersichtlichen Arbeit bildet eine kurze Darstellung der Christianisierung Pommerns und Rügens. Jedem, der sich für prähistorische Forschungen interessiert, ist diese gediegene, die Kultur eines begrenzten Gebietes voll erschopfende Monographie durchaus zu empfehlen.

Köln a. Rh. W. Bruchmüller.

Ed. Hahn, Demeter und Baubo. Versuch einer Theorie der Entstehung unsres Ackerbaues. Berlin-Lübeck, 1897. Selbstverlag des Verfassers, in Kommission bei Max Schmidt. (77 Seiten.)

Der Verfasser giebt sich selbst „keinen übertriebenen Vorstellungen von dem Wert und der Durchführbarkeit" seiner Theorie hin. „Alles wird ja kaum in der Form und in der Art, wie ich die Dinge verknüpft habe, stehen bleiben." Dieser Ueberzeugung kann sich der Referent nur anschließen, er glaubt sogar, daß nur sehr Weniges stehen bleiben wird, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß in dem vorliegenden Büchelchen manche geistreiche Anregung und mancher vielleicht fruchtbare Fingerzeig enthalten ist. Um Punkt für Punkt den Ausführungen des Verfassers nachprüfend zu folgen, fühlt sich der Referent leider nicht genügend auf dem Gebiete besonders der orientalischen Mythologie zu Hause. Es seien deshalb an dieser Stelle nur einige Punkte hervorgehoben. Der Verfasser bestreitet zunächst und wohl ganz mit Recht die allgemein-gültige Richtigkeit der stufenweisen Entwicklung der Menschheit vom Jäger über den Hirten zum Ackerbauer. Der Mensch sei auch in seinen Urzuständen keineswegs nur Jäger gewesen, vielmehr nimmt Hahn noch eine tiefere Stufe, die des „Sammlers" an, auf der die Nahrung eine vorwiegend vegetabile gewesen sei. Da nun der Verfasser glaubt, daß der „Sammler" auch schon Knollengewächse gesammelt und genossen habe, so kann man mit Leichtigkeit noch eine niedrigere Stufe annehmen, auf der sich der Mensch nur von den ihm direkt in die Augen fallenden Baumfrüchten genährt hat. Jeden-

Digitized by Google

falls ist der Wissenschaft mit solchen Hypothesen von zu durchlaufenden Zwangsstufen sehr wenig gedient. Die Entwickelung wird vielmehr auf den verschiedenen Teilen der Erde eine sehr verschiedene gewesen sein. Wenn in den wärmeren Gegenden der Stufe des Jägers und Fischers die des „Sammlers" vorangegangen sein mag, so wird sicher z. B. der Bewohner Mitteleuropas zur Diluvialzeit ausschließlich Jäger und Fischer gewesen sein. Annehmbarer erscheint die Behauptung des Verfassers, daß der Hirt nicht dem Ackerbauer als Stufe vorangegangen sei. Viehzucht und Ackerbau werden sich vielmehr gleichzeitig neben und durch einander entwickelt haben; ja, ein primitiver Körnerbau mag der Viehzucht vorangegangen sein. Für voll erwiesen dürfen die Aufstellungen Hahns aber auch auf diesem Gebiete noch nicht gelten. An den Fundstellen der prähistorischen Menschen sind überall da, wo sich Beweise für einen vorhandenen Ackerbau finden ließen, auch solche von einer Viehzucht zu entdecken gewesen. So hat der Bewohner der schweizerischen Pfahlbauten an Haustieren Hund, Rind, Pferd, Schaf, Ziege und Schwein gekannt, während er an Getreide schon mehrere Arten Weizen, Gerste und außerdem Flachs baute. Besonders skeptisch stehe ich den Ausführungen des Verfassers in dem Kapitel: „Der Ackerbau" gegenüber. Ich glaube trotz aller Gegenbeweise des Verfassers noch immer, daß der Mensch z. B. zu der Herstellung des Ochsens durch Kastration nicht aus religiösen Beweggründen, sondern von rein praktischen Erfahrungen geleitet, gekommen ist. War man bis zur Zähmung des Rindes gelangt, so mußte allein die Beobachtung, daß die zu große Anzahl der Stiere, die sich wegen ihrer Wildheit weder zur Arbeit noch zur Mast eigneten, für die Zucht nur schädlich war, zur Kastration führen, wodurch alle diese Uebelstände gehoben wurden. Einmal wurde hierdurch die Zucht des Jungviehs erleichtert und gefördert, und andererseits in dem Ochsen ein tüchtiges Zug- und Mastvieh gewonnen. Wäre die Kastration bei den Rindern nur aus religiösen Gründen erfolgt, so würde es unerfindlich sein, weshalb dieselbe auch bei den übrigen Haustieren, bei Pferden, Schafen, Ziegen und Schweinen, ja nicht selten bei den Hunden vorgenommen wurde. Daß der Ochse wie auch heute noch als Pflugbespannung von Anfang an dem Pferde vorgezogen worden ist, läßt sich ebenfalls ohne Zwang aus der größeren Ausdauer des Ochsen erklären.

Köln a. Rh. W. Bruchmüller.

Albert Gmelin, Die Biene von der Urwelt bis zur Neuzeit. Eine kurze Darstellung der Entwickelung der Bienenzucht. Sonderabdruck aus: Joh. Witzgall: „Das Buch von der Biene". Stuttgart, 1899, Verlag von Eugen Ulmer. (III, 83 Seiten.)

Der Verfasser giebt in gemeinverständlicher, populärer Darstellungsweise einen kurzen Ueberblick über die Verwendung des Honigs und die Entwickelung der Bienenzucht von den ältesten Zeiten bis in die Jetztzeit. Schon im Tertiär hat man Reste der Biene gefunden, und die Bewohner der steinzeitlichen

Digitized by Google

schweizerischen Pfahlbauten sollen nach dem Verfasser schon wilden Honig genossen haben. Gwelin verfolgt sodann die Spuren der Biene bei den Indern, Aegyptern, Hebräern, Arabern, Griechen und Römern. Die römische Bienenzucht bedeutet den Höhepunkt der antiken Bienenzucht überhaupt. Mit dem Zerfall des Römerreiches trat auch ein Niedergang der Bienenzucht ein, die sich erst allmählich im Mittelalter unter dem Einfluß der Kirche mit ihrem Bedürfnis nach Wachs wieder hob. Ueber diese Zeit geben die beiden Kapitel: „Die Biene bei den Germanen und Slaven" und „Das mittelalterliche Zeidelwesen" Rechenschaft. Ein erneuter Niedergang der Bienenzucht trat in Deutschland, auf das sich der Verfasser für die neuere Zeit fast allein beschränkt, mit dem Ausgang des Mittelalters ein, hervorgerufen durch die Reformation, das Aufkommen des Zuckers, das stärkere Schwinden des Waldes, wie ich hinzufügen möchte ꝛc., bis sich in der neuesten Zeit wieder ein Aufschwung angebahnt hat. Der Verfasser hat fast ausschließlich die vorhandene moderne Litteratur benutzt und geht selten auf die Quellen selbst zurück, ein Umstand, der ihm jedoch mit Rücksicht auf die populäre Fassung des Buches nicht zum Vorwurf dienen soll. Störender berührt an einzelnen Stellen eine gewisse Schwerfälligkeit des Ausdrucks und hin und wieder eine Unklarheit der Darstellung, die den Sinn der betreffenden Stelle in Frage stellen. Jedenfalls wird das Werkchen aber seinen Zweck, Imker und Bienenfreunde in kurzer und faßlicher Form mit der Geschichte der Biene und Bienenzucht bekannt zu machen, voll entsprechen.

Köln a. Rh. W. Bruchmüller.

Theodor Keppel, Die Weinbereitung im Altertum und in der Neuzeit. Progr. d. K. Bayer. Humanistischen Gymnas. in Bayreuth. Bayreuth, C. Gießel, 1896. (45 S.)

Paul Schwartz, Der Weinbau in der Mark Brandenburg. Berlin, D. Seehagen, 1896. (96 S.)

Rud. Kobert, Zur Geschichte des Bieres. Halle a. S., Tausch & Große, 1896. (32 S.)

Schriften über Bier und Wein können immer darauf rechnen, Leser zu finden, die ihrem Inhalt Geschmack abgewinnen, zumal wenn wie im vorliegenden Falle Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit den Ton angeben. Da ist es denn keine seichte Plauderei, die sich darin gefällt, Bekanntes in etwas anderen Wendungen zu wiederholen, sondern man wird auf neue Gedankengänge gebracht, die anregen und belehren. Professor Kobert läßt alle Nachrichten über Bier im Altertum Revue passieren und stellt fest, daß dasselbe, sofern man heute darunter einen hopfenhaltigen, rein alkoholisch vergohrenen Gerstenmalzauszug zu verstehen hat, dieser Definition sicher nie entsprochen hat. Das älteste alkoholische Getränk auf Erden ist vielmehr der Meth, d. h. vergohrenes Honigwasser, gewesen, auf welchen der Kwaß folgt, der nur insofern bierähnlich war, als sein Alkoholgehalt den des heutigen Kwas oft er-

Digitized by Google

heblich überstieg. Dem germanischen Altertum dagegen, das bereits über 4 alkoholische Getränke verfügt, war Bier, welches die Walküren in Hörnern kredenzten, nicht fremd (neben Wein, Meth und alkoholischer, in Gährung übergegangener Milch), oder es war oft kwaßartig und jedenfalls angehopft. Erst der Zusatz von Hopfen macht das Bier zu dem, was es heute geworden ist. Diesen Hopfen, nahm man bisher an, hätten die Slaven auf ihren Wanderungen mitgebracht, denen mithin die Ehre der Erfindung des Bieres zugesprochen wurde. Indeß, wenn auch in der That das slavische Wort „chmel“ zum Ausgangswort für die Hopfenbezeichnung in allen europäischen Sprachen geworden ist, so weist jetzt Robert, gestützt auf die Urteile bekannter Sprachforscher, nach, daß das Wort „chmel“ dem ostasiatischen Sprachstamme entlehnt ist. Er findet, daß zwei der auf dem Kaukasus heimischen Nationen, die Osseten und Chewsuren, von jeher ein Getränk unter dem Namen Ludi gekannt haben, das dunkelbraun, schmackhaft ist und an die schweren bayrischen dunklen Biere erinnert. Bei beiden Volkern zeigt sich eine eigentümliche Verquickung des Gottesdienstes mit dem Genusse von gehopftem Bier; ob aus alter Zeit die Kenntnis des letzteren stammt, kann nicht mehr ermittelt werden. Für nicht unmöglich hält Robert, daß die Finnen diese Kunst den Osseten vermittelten, wir demnach in ihnen die Erfinder des Hopfenbieres zu erblicken hätten. Einer ihrer Runengesänge, den Robert in Uebersetzung mitteilt, behandelt in sehr origineller Weise die Kunst des Bierbrauens und erwähnt ausdrücklich den Zusatz von Hopfen (humal). Soweit wird sich gegen die interessanten Darlegungen gewiß nichts einwenden lassen. Ob aber trotz alledem die Slaven es nicht doch gewesen sind, die den Deutschen die Kenntnis des gehopften Bieres vermittelten, darüber scheinen mir die Akten noch nicht geschlossen. Ueber diesen Punkt geht Professor Robert auch etwas rasch hinweg, und was er vorbringt, ist nicht gerade durchschlagend.

Ueber die Weinbereitung im Altertum berichtet auf Grund glaubwürdiger Mitteilungen alter Schriftsteller Keppel, indem er an ein früheres von ihm veröffentlichtes Programm über die Weinlese bei den alten Römern anschließt*). Er zeigt uns, sowohl wie die Römer die Weine ohne Zusätze behandelten und sie zu verbessern wußten als auch wie sie verstanden, den Wein mit fremdartigen Stoffen zu mischen und kranke Weine wiederherzustellen. Das Ergebnis, zu dem er gelangt, ist, daß die Weinbereitung der Römer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit den heute von den Weinproduzenten und Weinhändlern angewendeten Methoden in den wichtigsten Punkten übereinstimmt. Das beigefügte Verzeichnis der Stoffe, die sowol im Altertum als auch in unserm Jahrhundert bei der Verfertigung des Weines benutzt zu werden pflegten, ist wohl geeignet, seine Behauptungen zu unterstützen.

In eine Gegend, die heute gerade nicht im Weinbau eine führende Stellung einnimmt, in die Mark Brandenburg, versetzt uns Dr. Schwartz. Mit liebenswürdigem Humor erzählt er uns von dem Ansehen, das die märkischen Weinberge und der märkische Rebensaft in der Vergangenheit genossen. Selbst im Lübecker Rathskeller wurde am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Rathe-

*) Schweinfurt 1874.

Digitized by Google

nower und Gubener verschänkt, und Stendal war der erste Platz für den Handel mit märkischen Weinen. Aber mit dem Tode des Großen Kurfürsten war die Glanzzeit zu Ende. Der neue Landesherr, Kurfürst Friedrich III., verbannte das Erzeugnis der Heimat von der Tafel, und selbst der derbe Friedrich Wilhelm I. wollte vom märkischen Wein nichts wissen. Trotzdem war 1862 in der Mark Brandenburg eine Fläche von 1146 ha. noch dem Weinbau gewidmet, die freilich bis 1878 auf 756 ha. herabgegangen ist und sich seitdem noch verringert hat. Immerhin hat man 1891 einen ostdeutschen Weinbauverein gegründet, der eine bessere Kultur des Weinstockes anstrebt und den noch vorhandenen Weinbau des Ostens erhalten und fördern will. Es kann zweifelhaft sein, ob man diesen Bestrebungen Erfolg wünschen soll. Dem Verfasser aber, der uns mit dieser Kultur in Vergangenheit und Gegenwart fesselnd bekannt zu machen weiß, gebührt unser Dank.

Leipzig. Wilhelm Stieda.

Otto Fürsen, Geschichte des kursächsischen Salzwesens bis 1586. A. u. d. T.: Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Bd. 4, Heft 3. Leipzig, 1897, Duncker & Humblot. (XII und 144 S.)

Bereits Falke hat in seiner 1868 erschienenen Geschichte des Kurfürsten August in volkswirtschaftlicher Beziehung dessen Versuche, Salz in seinem Lande zu produzieren und ein Handelsmonopol auf dasselbe durchzuführen, gedacht. Im Grunde kommt jetzt Fürsen nicht viel weiter. Denn die Thatsache, daß alle diese Unternehmungen in der Hauptsache keinen Erfolg hatten, konnte er nur bestätigen. Immer aber hat er sich das Verdienst erworben, die in Dresden vorhandenen umfangreichen Archivalien fleißig und gewissenhaft durchgearbeitet und eine eingehendere, voll erschöpfende Darstellung des kursächsischen Salinenwesens geboten zu haben. Auf diese Weise sind wir nicht nur im einzelnen vollkommen unterrichtet worden, sondern es hat auch Falkes Darstellung hier und da richtig gestellt werden können. Auch das Salzregal als ein fürstliches Recht auf die Soolquellen sowie das Salzhandelsmonopol erfahren eine klare und übersichtliche Behandlung. Ueber die Zeit des Kurfürsten August führt uns der Verfasser in den Anhängen hinaus. In ihnen erzählt er einerseits von den Salzproduktionsversuchen aus den Jahren 1586—1696, andererseits stellt er die wirtschaftlich sehr interessante Bewegung der Salzpreise bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dar. Ein dritter Anhang: die Statistik des Salzverbrauchs und des Salzhandels im Kurkreise aus dem Jahre 1577 gewährt einen Einblick, wie vortrefflich die Verwaltungsmaschinerie unter dem Kurfürsten August eingearbeitet war. Innerhalb 14 Tagen bis 4 Wochen gingen die geforderten Berichte ein und waren auch so gehalten, daß der Zweck der Erhebung erreicht wurde, während es 60 Jahre später bei einer ähnlichen Gelegenheit Jahre dauerte, ehe sich die Beamten des ihnen gewordenen Auftrages entledigten.

Leipzig. Wilhelm Stieda.

Digitized by Google

S. J. von Romocki, Geschichte der Explosivstoffe. I. Geschichte der Sprengstoffchemie, der Sprengstofftechnik und des Torpedowesens. Mit einer Einführung von Dr. Max Jähns. Berlin, R. Oppenheim, 1895. (VII und 344 S.)

Eine eigentliche Geschichte der naturwissenschaftlichen Fortschritte auf diesem wichtigen Gebiete wird uns in dem vorliegenden Buche nicht geboten. Dazu fehlt es an der gehörigen Durcharbeitung des geistigen Inhalts der mit so großem Fleiß gesammelten Quellen. Es überwiegen zu sehr die langen wortlichen Zitate und Auszüge aus älteren und neueren Aufsätzen und Schriften. Deswegen wird man doch das Werk mit Interesse lesen und mit Erfolg studieren können. Denn es bietet in einer Reihe von 15 Kapiteln die Behandlung einzelner Fragen und die Beurteilung der hervorragendsten Vertreter der mittelalterlichen Fachlitteratur, so daß man am Schlusse eine Vorstellung gewonnen hat, in welchen Etappen ungefähr die Sprengtechnik von der Einführung des Salpeters bis zu den heutigen Raketen und Fischtorpedos sich bewegt haben mag. Nacheinander wird uns berichtet von den ersten Explosivstoffen im Altertume, dem Gebrauch schießpulverähnlicher Mischungen im Abendlande, den Feuerbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts, den Anfängen des Sprengminen-Wesens, den Fortschritten der Sprengtechnik im 16. Jahrhundert, den Sprengschiffen vor Antwerpen im Jahre 1585 und den Spieren — und treibenden Torpedos vor La Rochelle im Jahre 1628. Dem großen niederländischen Erfinder Cornelius van Drebbel, der in englischen Diensten als Kriegstechniker gerade vor La Rochelle sich auszeichnete, ist übrigens noch ein besonderer Abschnitt gewidmet. Zahlreiche, glücklich ausgewählte Abbildungen, die das Buch zieren, unterstützen das Verständnis für die gegebenen Beschreibungen und Auseinandersetzungen.

Wilhelm Stieda.

Georg Grupp, Englische Wirtschaftsentwicklung im Mittelalter. (Samml. gem. wiss. Vortr. 283.) Hamburg 1898. (57 S.)

Gestützt im wesentlichen auf die eingehenden wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen von Rogers und Ashley, wird uns ein klares Bild von den eigenartigen Verhältnissen Großbritanniens zur angegebenen Zeit geboten. Es ist nicht lediglich ein auf weitere Kreise berechneter Auszug aus den beiden hervorragenden englischen Schriftstellern. Vielmehr hat der Verfasser auch die einschlagigen gründlichen deutschen Untersuchungen von Schanz, Schulowsky, Hahl u. s. w. herangezogen und mit eignem Urteil alle diese Quellen zu verwerten verstanden. Namentlich hat er auch, wo die Grundlagen sich widersprechen, selbständig zu vermitteln gesucht und durch Vergleiche mit der deutschen Entwicklung die Besonderheit der englischen besser beleuchtet. Der gelehrte Forscher wird zwar nach wie vor auf die Originalschriften zurückkommen müssen, aber deswegen bleibt doch der vorliegenden Darstellung als einer rasch und geschickt orientierenden ein unbestrittener Wert. Sie vereinigt wissenschaftliche Forschung und gefällige Wiedergabe mit anzuerkennendem Geschick.

Wilhelm Stieda.

Digitized by Google

Edm. Lange, Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum. Alphabetisch nach Geschlechtern verzeichnet. (Baltische Studien. Erste Folge. Ergänzungsband.) Greifswald, Julius Abel, 1898 (XIX, 406 S.).

Die Universitätsbibliothek in Greifswald besitzt eine Sammlung von gedrucktem und handschriftlichem Material zur Geschichte einer großen Zahl von pommerschen Familien, die ursprünglich von dem Tribunalsvizepräsidenten Augustin von Balthasar angelegt und im Laufe der Zeit zu 167 Bänden angewachsen ist. Sie umfaßt wesentlich das 16., 17. und 18. Jahrhundert und enthält namentlich Hochzeitsgedichte, Einladungsschriften, Leichenpredigten, Gelegenheitscarmina, Todesanzeigen, Lebensbeschreibungen, Personalien, Stammtafeln, private Dokumente u. s. w. in lateinischer, griechischer und deutscher (auch plattdeutscher), wie in modernen fremden Sprachen. Ohne Zweifel bietet sie für die pommersche Familien- und Provinzialgeschichte mancherlei belangreiches Material, und bei dem heute sehr gewachsenen Interesse für Familienforschung wird ein genaues Verzeichnis, das uns über die verschiedenen Gattungen des vorhandenen Stoffes in alphabetischer Ordnung nach Geschlechtern orientiert, manchem willkommen sein. Ferner bietet naturgemäß die Sammlung auch mancherlei für die deutsche Kulturgeschichte, ist aber nach dieser Seite hin im großen und ganzen bereits ausgiebig benutzt worden. Der Verfasser des Verzeichnisses hat 1894 z. B. selbst in seinem Aufsatz: „Greifswalder Professoren in der Sammlung der Vitae Pomeranorum" auf Grund der darin enthaltenen Gelegenheitsgedichte einen nicht üblen Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und Gefühlsausdrucks gegeben; Adam hat die plattdeutschen Hochzeitsgedichte daraus gesammelt, und ich habe (was der Verf. nicht erwähnt) den brieflichen Teil, z. B. die Todesanzeigen, in meiner Geschichte des deutschen Briefes II vielfach benutzt. Ferner hat der beste Kenner pommerscher Geschichte, Th. Pyl, sich für seine Zwecke die Sammlung in keiner Weise entgehen lassen. Ich glaube also nicht, daß nach der allgemeinen Seite hin durch das vorliegende Verzeichnis eine wesentliche Förderung sich ergiebt; dagegen ist dasselbe für die erwähnten familiengeschichtlichen Zwecke gewiß von Bedeutung.

Es ist im allgemeinen sorgfältig gearbeitet, wobei das Vorhandensein von Vorarbeiten, wie das vom Oberbibliothekar Müldener gefertigte Verzeichnis, berücksichtigt werden muß. Getadelt muß es werden, wenn in einer solchen Arbeit, zumal wenn sie von einem Bibliotheksbeamten herrührt, das Alphabet gelegentlich nicht innegehalten ist, sodaß in den Nachträgen und Berichtigungen darauf hingewiesen werden mußte, vgl. z. B. S. 26, 202 f., 325, 330. Ueberhaupt sind diese Nachträge und Berichtigungen für eine Arbeit, bei der sich Genauigkeit von selbst verstehen müßte, doch etwas zu zahlreich. Auch scheint der Verf. sich die Arbeit manchmal leichter gemacht zu haben, als richtig ist, z. B. in der Behandlung des handschriftlichen Materials, wenn auch der Verf. einem etwaigen Tadel in dieser Richtung vorzubeugen sucht. Doch mögen diese kritischen Bemerkungen nicht darüber

Digitized by Google

Zweifel aufkommen lassen, daß L. eine nützliche Arbeit geliefert hat, wofür wir ihm unsern Dank nicht vorenthalten.

Georg Steinhausen.

Geschichte der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Im Auftrage der Gesellschaft bearbeitet von **O. Hunziker.** Zürich, Druck und Verlag von Zürcher & Furrer, 1897. (259 Seiten.

Diese überaus fleißige, bis in die kleinsten Details gehende Geschichte der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft giebt dem Leser zugleich ein Bild der sozialen und wirtschaftlichen Entwickelung der Schweiz während des 19. Jahrhunderts, soweit es sich in den Verhandlungen und Arbeiten der Gesellschaft wiederspiegelt. Hervorgegangen aus den philanthropischen Ideen des 18. Jahrhunderts, hat die 1810 ins Leben getretene Gesellschaft in den politisch bewegten Jahren der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts manchen Sturm erlebt und manche Aenderung ihrer äußeren Form und manche Verschiebung ihres Arbeitsgebietes erfahren. Von der mehr akademischen Behandlung allgemein humanitärer Fragen und gelegentlich bei akuten Notständen geübter Liebesthätigkeit ist sie im Laufe der Jahre zu der praktischen Erörterung brennender nationalokonomischer Tagesfragen und zur Anregung von Reformen auf diesem Gebiete sowie zu der Begründung und Uebernahme dauernder gemeinnütziger Anstalten übergegangen. Ein näheres Eingehen auf die Entwickelung der Gesellschaft müssen wir uns versagen; es genüge der Hinweis, daß für den, der sich mit der neueren Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Schweiz bekannt machen will, dieses Buch unentbehrlich ist.

Köln a. Rh. W. Bruchmüller.

Die Schweiz im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von schweiz. Schriftstellern unter Leitung von **Paul Seippel.** 1. Band. Lieferung 1—7. Verlag von Schmid & Franke in Bern und F. Payot in Lausanne, 1899.

Unter den zahlreichen Unternehmen, welche durch den nahen Schluß des Jahrhunderts hervorgerufen, einen Rückblick auf das verflossene Säkulum geben wollen, nimmt das in seinen ersten Lieferungen vorliegende schweizerische Werk ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein. Es soll in drei Bänden dem Schweizervolk ein Bild seines nationalen Lebens in diesem Jahrhundert geben; die einzelnen Gebiete werden von hervorragenden Fachmännern bearbeitet, sollen aber in gut populärer Weise behandelt werden. Wie die Liste der Mitarbeiter für die späteren Mitteilungen Gutes erwarten läßt, so muß das Urteil auch über die bereits vorliegenden Lieferungen günstig lauten. Nach einer Einleitung über die Schweiz am Ende des 18. Jahrhunderts von Staatsarchivar v. Liebenau behandelt der frühere Bundespräsident Numa Droz zunächst die politische Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert in großen

Digitized by Google

Zügen, aber mit großem Geschick. Für unsere Zeitschrift werden erst der 2. und 3. Band stärker in Betracht kommen. Nur auf die auch dem Kulturhistoriker interessante einleitende Skizze von Liebenau sei noch besonders hingewiesen. Die heute beinahe schon unerläßliche Beigabe von Illustrationen fehlt auch dem vorliegenden Werke nicht: sie sind nach zeitgenössischen Originalen gut reproduziert und werden vielen willkommen sein.

Georg Steinhausen.

Georg Steinhausen, Häusliches und gesellschaftliches Leben im neunzehnten Jahrhundert. A. u. d. T.: **Am Ende des Jahrhunderts.** Herausg. von Paul Bornstein. Bd. IV. Berlin, S. Cronbach, 1898. (208 S.)

Von der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft seit Anfang des Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag Rechenschaft ablegen zu wollen, ist ein gewagtes Ding, auch wenn man die Aufgabe auf die Schilderung des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens beschränkt. Steht einem zu ihrer Lösung der Raum von zwei bis drei Bänden zur Verfügung, so läßt sich von deutschem Gelehrtenfleiß allenfalls etwas erwarten. Aber in einem kleinen Bändchen von wenig mehr als 200 Seiten die Darstellung in knappster Form zu wagen, erscheint beinahe als ein tollkühnes Unternehmen. Dennoch heißt es nicht umsonst: Wer wagt, gewinnt, und wir dürfen dem Herausgeber dieser Zeitschrift als dem Verfasser der obengenannten Schrift das Kompliment machen, daß er in der Hauptsache das ihm vorschwebende Ziel erreicht und eine so ansprechende als gelungene Arbeit geliefert hat. Gestützt auf eine Reihe von Memoirenwerken, Biographien, Reisebeschreibungen, Briefwechseln ꝛc., die in den letzten hundert Jahren an die Oeffentlichkeit getreten sind, ist der Verf. frischen Mutes drangegangen und hat denn in der That eine Uebersicht geliefert, die ihm Ehre und gewiß Vielen Freude macht. Steinhausen macht darauf aufmerksam, wie Wohnung und Haushalt, das Leben in der Familie, das gesellige Leben, das Leben in der Stadt und auf dem Lande sich unter dem Eindrucke und den Wirkungen so vieler Errungenschaften des modernen Geistes im Laufe von hundert Jahren geändert haben. Er geht den kleinen Zügen des menschlichen Daseins nach, die viele nicht der Beachtung wert halten und von denen doch die Behaglichkeit in hohem Grade abhängt. Niemand wird leugnen wollen, daß die Bequemlichkeit, die Sicherheit, der Luxus der Existenz sich gewaltig gesteigert haben. Aber die meisten haben vergessen, wie es früher war, und vielen kommt es gar nicht zum Bewußtsein, daß in einer gar nicht einmal sehr weit zurückliegenden Periode man sich von allen den heute selbstverständlichen Einrichtungen nichts träumen ließ. Mit Vergnügen läßt man sich nun von einem so gewandten Erzähler wie dem Verf. der obigen Schrift den Werdegang ins Gedächtnis zurückrufen. Das viele Detail, das notgedrungen beigebracht werden muß, ermüdet nicht, weil es in abwechslungsvoller Mannigfaltigkeit immer wieder neue Erinnerungsbilder hervorruft. An den naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritten ist Steinhausen in dieser Beschreibung vorübergegangen.

Digitized by Google

Der Mannigfaltigkeit in den Erscheinungen des heutigen Lebens mit einem oder einigen Schlagwörtern gerecht zu werden, dürfte schwer fallen. Steinhausen hat es auch gar nicht versucht. Er hat die Thatsachen für sich selbst sprechen lassen. Ein jeder sehe zu, wie er sich mit ihnen abfindet. Was der Verf. im Anschluß an Gustav Freytag von seiner eigenen Arbeitsweise sagt: „Es war keine schwere und es war eine behagliche Arbeit, aber leichtsinnig wurde sie nicht gemacht", macht ihren Reiz aus und das Buch zum Lesen angenehm.

Wilhelm Stieda.

A. Seidel, Anthologie aus der asiatischen Volkslitteratur. (= Beiträge zur Volks- und Völkerkunde 7. Band). Weimar, Emil Felber, 1898. (XIV + 396 S.)

„Ich wünschte, daß wir von mehreren sinnlichen Volkern, statt Beschreibung über den Geist derselben, Proben ihres kindlichen Witzes, ihres sich übenden Scharfsinns in Sprichwörtern, Scherzen und Rätseln hätten, wir hätten damit die eigensten Gänge ihres Geistes. Denn jeder alte Völkerstamm, den ich kenne, hat in Auffindung solcher Aehnlichkeiten bei seinen Lieblingsideen ganz seine eigene Weise. Wir haben sie aber bei wenigen, weil gerade diese Dinge zum Heiligtum jeder einzelnen Sprache gehören und oft so schwer zu verstehen, als unübersetzbar sind." Soweit Herder in seinem wunderbar tiefen Buche „Vom Geiste der ebräischen Poesie". Er, der „in die Welt horchte" und aus den unscheinbarsten Erzeugnissen der kräftig sprossenden Dichtung weit entlegner Stämme mit feinem Ohre den Grundton urzeitlicher Volkspoesie erlauschte, dessen weltbeherrschende Kenntnis, stets nach Erweiterung strebend, doch die Zusammenraffung, die Ausnutzung des schon Erworbenen, die Aufstellung neuer Gesichtspunkte am höchsten stellte, hat mit seiner Forderung dies treufleißige Herbeischaffen breiten Materials eingeleitet und sich nicht geschamt, selber Hand anzulegen.

Sein Mahnruf gilt heut noch, wie so viel Herderische Worte in unsern Tagen stärker nachklingen sollten! Unser Gesichtskreis erweitert sich taglich; die Kenntnis der fernsten Volker erschließt uns neue Forschungsgebiete: wir studieren den Bau ihrer Sprache, suchen in ihrer Kultur das Produkt jahrhundertelanger Entwickelung zu erkennen, streben in ihren Charakter einzudringen. Nach wie vor bleibt die Volkspoesie der treueste Spiegel der Volksseele; die Volkskunde gewinnt an Bedeutung, je mehr sie des Stoffes zur psychologischen Charakterisierung, zur Vergleichung erhält. Der Mann, dem wir das uns vorliegende treffliche, vom Verleger auf das würdigste ausgestattete Buch verdanken, hat durch Darstellung afrikanischer und asiatischer Sprachen der vergleichenden grammatischen Forschung die Wege gewiesen; er hat auch weiteren Kreisen das Verständnis für den Wert völker- und volkskundlicher Arbeit erschlossen; seine vorzügliche Sammlung: „Geschichten und Lieder der Afrikaner" (Berlin, Schall und Grund), die uns, gerade, wie es Herder wünschte, die „eigensten Gänge des Geistes" dieser so verachteten Negervolker zeigte und uns einen unerschopflichen Schatz gestaltungskräftiger Poesie

Digitized by Google

und tiefer volkstümlicher Weisheit eröffnete, hat wohl die letzten Reste jener aberwitzigen Vorurteile weggefegt, als seien jene Stämme nicht zivilisationsfähig, als seien sie tierisch verroht und den Einwirkungen humaner Kultur, der Vertiefung des geistigen Lebens durch das Christentum unzugänglich und müßten wie Bestien mit der Nilpferdpeitsche gebändigt werden. Kulturarbeit und Kulturgeschichte gehen eben Hand in Hand. Seidels neues Buch ist fast noch interessanter. Chinas eingerostete, Japans langsame, doch stetig sich umbildende Hochkultur treibt andere Blüten der Volkspoesie als der sibirische Norden; am Kaukasus ertönen andere Klänge als im malaiischen Südosten. Wunderbar dennoch die oft unermeßlich weite Verbreitung kurzer Weisheitssätze, denen man nicht wie dem ewig wandernden, ewig jungen, überall sich angleichenden und stets gern gehörten Volksmärchen ewiges Leben und Allgegenwart zumuten möchte, prägnanter Sprichworter gleich diesem: „Wer viel schießt, ist noch kein Schütze. Wer viel spricht, ist noch kein Redner", das sich bei Türken und Teleuten findet; oder ein anderes: „Wer das Wasser noch nicht sieht, ziehe auch den Stiefel noch nicht aus!" kennt fast ganz Nord- und Mittelasien.

Nicht allzu tönereich ist die Lyrik, wenigstens in dieser Sammlung, die uns doch durch den ganzen Weltteil führt. Die höchste Zartheit umspielt ein japanisches Liebesliedchen, um so wunderbarer, als es aus dem Munde der Sängerinnen klingt, die Ehre und Körper dem Fremden auf lange Zeit zu verkaufen gezwungen sind. Und dabei kein roher, derber Ton; ein poetisches Gleichnis: der Pfingstvogel, der die Pflaumenblüte umfliegt, dient zur Bezeichnung dieser Liebessehnsucht.

„Lieblich ist es, wenn der Vogel,
Frühlingsregenfeucht die Schwingen
Mit der Pflaumenblüte tändelt
Und mit sanftem Flügelschlage
Weithin ihren Duft verbreitet.
Bangt voll Sehnsucht doch das Vöglein
Nach der sichern Ruhestätte!
Ich der Vogel, Du die Blüte!
Dürft' ich, Herr, Dir eilig folgen,
Würd' ich selig Dich umflattern
Wie der Vogel seine Blüte."

Vielleicht könnte bei den vielen Proben der Liebespoesie, die unser Band mitteilt, das Fehlen körperlicher Beschreibung der Geliebten auffallen. Wer deutsche Volkslyrik kennt, weiß auch, wie gern sie das schwarzbraune Haar, die roten Wangen, die schneeweiße Hand der Geliebten preist. Der Orientale schwelgt mehr in Gefühlen. Seine Liebespoesie spricht von Trennung und Thränen, von Sehnen und Hoffen und nur bei den Kaukasiern brechen die Schilderungen der Körperschönheit, die übrigens nicht ins Niedrige verfallen, durch. Sonst haben wir höchstens einen Vergleich, der meist schon im Namen liegt. „Sonnenschein" und „Mondschein" bezeichnen die weibliche Schönheit, sie strahlt auch wieder aus der Wirkung auf den Beschauer, der etwa mit

Digitized by Google

orientaliſcher Gefühlsübermacht vor der Königstochter, geblendet von ſo viel Reizen, zuſammenſinkt. Anders bei den Perſern, wo etwa ein ſo ſchönes Gedicht, wie dies, gelingen konnte:

„Was iſt das Schönſte wohl an ihr?
Das Mal auf ihrer Wange?
Iſt es die Anmut, die ſich zeigt
In meines Liebchens Gange?

Sind es die Schultern, weiß wie Schnee?
Sind es der Locken Wellen,
Die hinter ihrem Ohr hervor
In üpp'ger Fülle quellen?

Sind es die leicht geſchwungnen Brau'n?
Die braunen Flechten? Die Augen,
Mildglänzend, oder der roſige Arm,
Die mir am beſten taugen?"

Nur ganz gelegentlich taucht etwa auch in einem ſchönen annamitiſchen Versromane, bei dem wohl bewußte Kunſtübung das Volksmäßige weitaus überwiegt, eine Schilderung durch: „Sie iſt eine Perle, ſie gleicht dem reinſten Golde. Ihre Wangen ſind rot wie Aepfel, ihre Augenbrauen lang wie Bogen. Sie iſt ſchön, ihre Geſtalt zierlich und ſchlank. Ihr Aeußeres atmet Wohlanſtändigkeit."

Durch ſolche Querſchnitte wird man unendlich viel Belehrung aus dem tüchtigen Buche ſchöpfen können, das ſich den andern Bänden dieſer ganz vortrefflichen „Beiträge" durch wiſſenſchaftliche Gediegenheit und populäre Darſtellung würdig anſchließt, zumal Seidel uns ſelber in einer ausgezeichneten Bibliographie die Mittel zum Weiterarbeiten nachweiſt. Vielleicht ergänzt er in einer zweiten Auflage einige in den Anmerkungen ſtehen gebliebene unvollſtändige Zitate und bringt die Nummern der Noten in Uebereinſtimmung mit den Verweiſungsziffern im Texte — kleine Ungenauigkeiten, die einem Buche an Wert nichts nehmen können, dem wir zum Heile unſrer Wiſſenſchaft die weiteſte Verbreitung wünſchen.

Würzburg. Robert Petſch.

Digitized by Google

Kleinere Referate.

A. Burckhardt-Finsler veröffentlicht in den Jahresberichten des Vereins für das Historische Museum und für Erhaltung baslerischer Altertümer, Jahr 1897, eine beachtenswerte Abhandlung über „Die Stammbücher des Historischen Museums zu Basel", von denen zunächst fünf dem 16. Jahrhundert angehörige und durch ihren illustrativen Schmuck ausgezeichnete Exemplare besprochen werden. Für die Kostüm- und Sittengeschichte sind die Malereien von besonderem Wert. Auch in den weiter erwähnten Stammbüchern des 17. Jahrhunderts ist der bildliche Schmuck von Bedeutung, während in denen des 18. Jahrhunderts derselbe zurücktritt, und der didaktische Zweck mit moralisierendem Ton die Oberhand gewinnt. Sie übergeht der Verf. und bespricht lieber zwei Exemplare aus unserem Jahrhundert, ein studentisches, das zum Teil den Geist der Befreiungskriege atmet und ein sanftes Frauenstammbuch der 20er Jahre.

Briefe eines Marburger Studenten aus den Jahren 1606 bis 1611 veröffentlicht G. Freiherr von der Ropp (Sonderabdruck aus der Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. N. F. 23). Des Briefschreibers, Joh. Eberh. Schmidt, Schülerbriefe (wertvoll für die Geschichte der Herborner Schule) sind bereits früher durch Deißmann veröffentlicht; die vorliegenden Studentenbriefe haben noch mehr Interesse. „In ihrer kindlichen Treuherzigkeit und ungesuchten Einfalt gewähren sie uns einen trefflichen Einblick in die Verhältnisse des mittleren, wenn auch nicht des wohlhabenden, so doch behäbigen Bürgerstandes in Mitteldeutschland vor dem dreißigjährigen Kriege. Und noch ausgiebiger sind sie für die Geschichte des höheren Schulwesens jener Zeit sowie für die Erkenntnis des Wesens der täglichen Nöte und Freuden eines Scholaren." Diese Worte des Herausgebers werden durch die Lektüre der Briefe durchaus bestätigt.

H. Funck teilt Briefe von Lavater an Goethe mit (Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater. Sonderabdruck aus der Beilage z. Allgem. Zeitung Nr. 131), die — abgesehen von den Interessen der Goetheforschung — sowohl für die nähere Kenntnis eines kulturgeschichtlich so merkwürdigen Kopfes, wie Lavater, als auch für Geist und Art jenes überschwenglichen Zeitalters recht charakteristisch sind.

Appuntes sobre Viajes y Viajeros por España y Portugal por Arturo Farinelli ist der Titel einer Abhandlung aus der Revista critica de Historia y Literatura españolas etc., die uns in einem Sonderabdruck vorliegt (Oviedo 1899, 145 S.). Die in derselben enthaltenen bibliographischen und erläuternden Notizen sind durch die wenig genügende „Bibliographie des voyages en Espagne et en Portugal" von R. Foulché-Delbosc veranlaßt und müssen von allen Freunden spanisch-portugiesischer Geschichte eingehend beachtet werden. Farinelli, dessen Forschungen sich seit längerer Zeit, auf die Kulturbeziehungen zwischen Spanien und anderen Nationen gerichtet haben, ist seiner Aufgabe in fleißiger und sorgsamer Weise gerecht geworden und zieht namentlich die deutsche Litteratur heran. Ergänzungen wären naturgemäß möglich. Einige Anhänge bringen auch ältere Quellenstellen aus Münchener und Innsbrucker Handschriften. — Die Arbeit erweckt in uns den Wunsch, daß wir einmal ein möglichst vollständiges bibliographisches Werk über Reisen in Deutschland erhalten möchten.

B. Reber bezeichnet seine Studie „Erlebnisse eines jungen Arztes" mit Recht als „Schweiz. Sitten- und Kulturbild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts" (Sonderabdruck aus dem Sonntagsblatt des „Bund". Bern 1899.) Auf Grund von Archivalien, namentlich Briefen, wird das traurige Schicksal eines jungen Arztes, Josias Forers, eines Apothekersohnes, geschildert, dem in seiner Vaterstadt Luzern durch den höchst begabten und hervorragenden, hier aber in schlechtem Lichte erscheinenden Kanzler Cysat, ursprünglich ebenfalls Apotheker, die Hölle heiß und schließlich der Aufenthalt unmöglich gemacht wurde. Für die Zeitverhältnisse interessant sind namentlich die Schreiben S. 12 ff. und 30 ff.

Aus der Sammlung Goeschen liegt „Die deutsche Heldensage" von O. L. Jiriczek in 2. vermehrter und verbesserter Auflage vor (Leipzig, Göschen, 1897). Unter anderem sind 3 Tafeln, Sagendarstellungen auf nordischen Holz- und Steindenkmälern enthaltend, hinzugekommen. Dem Zweck, über die wichtigsten Sagen inhaltlich genau zu orientieren und dem heutigen Stand der Forschung gerecht zu werden, entspricht das Büchlein sehr wohl.

Von Schlangenhörnern und Schlangenzungen vornehmlich im 14. Jahrhundert handelt Heinr. Pogatscher (Sonderabzug aus der Röm. Quartalschrift 1898, 1/2. Rom 1898). Ausgehend von der gegen den Papst Johann XXII. oft und insbesondere wegen des damals eine Rolle spielenden Hornmessers des Hauses Foix-Béarn erhobenen Beschuldigung eines hohen Grades von Aberglauben, giebt P. ausführliche Nachweise darüber, daß der Glaube an Präservativmittel gegen Vergiftungsgefahr, nämlich an sog. Schlangenzungen (Natternzungen), Schlangenhörner und später namentlich an Einhornhörner, damals allgemein, sowohl am päpstlichen Hofe wie sonst bei europäischen Fürsten und Großen, verbreitet war. Für die päpstlichen Verhältnisse werden vielfach Urkunden und Akten des vatikanischen Archivs herangezogen. Für die übrigen Hofhaltungen und Länder beschränkt sich der Verf. absichtlich nur auf einige Beispiele. Für Deutschland sei hierbei der Hinweis auf einige Stellen meiner „Deutschen Privatbriefe des Mittelalters", das Ein-

Digitized by Google

horn betreffend, geſtattet. Bei ſeinen Nachweiſen verwendet P. insbeſondere die Inventare. In Kürze beſpricht er dann noch — in Form vorläufiger Bemerkungen — die Nachrichten naturwiſſenſchaftlicher und anderer Autoren über jene angeblichen Giftanzeiger. Auch hier zeigt ſich, daß der Glaube daran allgemein geteilt wurde.

Als Heft 291 der Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge liegt eine Abhandlung von Theodor Ebner über Friedrich von Spee und die Hexenprozeſſe ſeiner Zeit vor (Hamburg, Verlagsanſtalt, 1898). Die einleitenden Ausführungen über die Geſchichte der Hexenprozeſſe hätten durch Benutzung des bekannten Buches von Riezler (vgl. dieſe Zeitſchrift IV, 458 f.) nur gewinnen können. Der Hauptteil der Arbeit bringt zahlreiche Zitate aus Spees Cautio Criminalis, welches Werk mit Recht eine That genannt wird.

Wetterläuten und Wetterſchießen betitelt ſich eine hübſche kulturgeſchichtliche Studie von Richard v. Strele (Erweiterter Separatabdruck aus der Zeitſchrift des deutſchen u. öſterr. Alpenvereins Bd. XXIX), der zunächſt ausführlich den Glauben, daß der Schall der Glocken Wetterwolken vertreiben könne — ſchon die Tauf- und Segensworte bei der Glockentaufe, die Inſchriften der Glocken ſind dafür bezeichnend —, beſpricht und dabei die dem Volk verhaßten Verſuche der Abſtellung des Wetterläutens, weiter die Wettergerechtigkeit der Prieſter, die Art der Ausführung des Wetterläutens und die Belohnungen dafür ſowie beſonders wirkſame Wetterglocken behandelt. Am Schluſſe geht der Verf. dann kürzer auf das Wetterſchießen ein.

Zur Geſchichte des Schriftweſens iſt ein nützlicher Beitrag von J. A. Zimmermann erſchienen: Geſchichte der Stenographie in kurzen Zügen vom klaſſiſchen Altertum bis zur Gegenwart unter beſonderer Berückſichtigung der Gabelsbergerſchen Redezeichenkunſt (Wien, Peſt, Leipzig, A. Hartleben 1897). Es iſt eine kurze, überſichtliche Zuſammenſtellung, die eine raſche Orientierung über die Entſtehung, Verbreitung und Ausbildung der Stenographie wie über die bedeutendſten Syſtemerfinder und Stenographen ermöglicht und daher auch dem Laien zu empfehlen iſt.

Es ſei dabei erwähnt, daß „Der Schriftwart, Zeitſchrift für Stenographie und Schriftkunde", red. von Chr. Johnen, G. Dewiſcheit und F. Schrey (Berlin), nicht nur mancherlei zur Geſchichte der Stenographie bringt, ſondern auch in ſeiner Litteraturüberſicht die Geſchichte derſelben wie des Schriftweſens überhaupt ſorgfältig berückſichtigt.

Georg Steinhauſen.

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1898 (Fortsetzung).

Geistesgeschichte. Allgemeines: M. Cantor, Wie rechneten die alten Völker? (DRev. Juli). — B. Apostolidès, Essai sur l'hellénisme égyptien et ses rapports avec l'hellénisme classique et l'hellénisme moderne. T. I ser. 2. Paris (p. 63—154). — Berthelot, Sur l'alchimie indienne (Journ. des savants Avril). — H. Mauersberg, D. Anfänge der asketischen Bewegung im Abendlande. E. Beitr. z. Gesch. d. christl. Sitte. Diss. Erlangen (64 S.). — A. Bömer, Paulus Niavis. Ein Vorkämpfer des deutschen Humanismus (NArchSächs G. 19 1 2). — Die Anfänge des Humanismus in Nürnberg (AllgZtg. B. 275). — M. Herrmann, Die Reception d. Humanismus i. Nürnberg. Berl. (VII, 119 S.). — O. Gerland, Hans Christoph Fuchs der Aeltere zu Wallenburg und Arnschwang, ein humanistischer Ritter d. 16. Jh. (ZVHessG. N. F. 23). — G. Bauch, Beiträge z. Litteraturgesch. d. schlesisch. Humanismus. 4. (ZVGSchles. 32.) — F. Cohrs, Der humanist. Schulmeister Petrus Tritonius Athesinus (MGesDErzSchulG. 8, 4). — K. Sönnecken, Ueber Bartholomäus Coloniensis. Beitr. z. Gesch. d. Humanism. (ib.). — F. Lo Parco, Un accademico pontaniano del secolo XVI; precursore dell'Ariosto e del Parini: contributo alla storia dell'umanesimo e della coltura italiana nel cinquecento. Ariano (182 p.). — Od. Cambier, Scholae Benedictinae sive de scientiis opera monachorum O. S. B. auctis etc. libri IV ed. G. Willems (Schl.) (Stud. M. Bened. Ord. 19). — D. Leistle, Wiss. u. künstl. Strebsamkeit im S. Magnusstifte zu Füssen (Forts.) (ib.). — H. Gelzer, Pro monachis oder die kulturgesch. Bedeutung der Klosteraufhebung i. d. ersten Hälfte unseres Jh. (ZKulturG. V, 3). — A. Buchholtz, Die Krüdener-Blau'sche Betgesellschaft in Riga u. ein Ausbruch religiöser Verrücktheit in Kolzen (Balt. Monatsschr. 40, 1).

Erziehungsgeschichte. C. Letourneau, L'évolution de l'éducation dans les diverses races humaines. Paris (XVIII, 625 p.). — K. A. Schmid.

Digitized by Google

Gesch. d. Erzieh. Fortgef. v. G. Schmid IV, 2. 2. (Schluss) Lf. Stuttg. (X, S. 317—881). — Th. Mass, Zeittafel z. Gesch. d. Pädagogik nebst Grundsätzen u. Inhaltsangaben d. Hauptwerke der bedeutendsten Pädagogen. 7. Aufl. Frankf. a/M. (III, 124 S.). — J. Ernst, Bilder a. d. Gesch. d. Pädagogik f. katholische Lehrerseminare. Freiburg i/B. (XVI, 368 S.). — A. Laurie, La vie de collège dans tous les temps et dans tous les pays. L'écolier d'Athènes. Paris (334 p.). — A. Harrent, Les écoles d'Antioche. Essai sur le savoir et l'enseignement en Orient au 4e siècle. Paris (292 p.). — Éducation intellectuelle: II. Les écoles d'Antioche aux IVe et Ve siècles (Revue universitaire 8, 1/2). — E. Rey, Les grandes écoles syriennes du 4e au 12e s. Paris (36 p.). — K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik vom Wiederaufblühen klass. Studien bis auf unsere Zeit. Neue Ausg. Bd. 3. 4. Langensalza (III, 304 S., III, 271 S.). — F. Roth, Der Einfl. d. Humanismus u. d. Reformation auf d. gleichzeit. Erziehungs- u. Schulwesen (SchrV. f. ReformGesch. 60). Halle (V, 106 S.). — K. O. Needon, Jac. Wimphelings pädagog. Ansichten im Zusammenh. dargestellt. Dresden (VIII, 62 S.). — G. Mertz, Die Pädagogik d. Jesuiten n. d. Quellen v. d. ältest. b. i. d. neueste Zeit dargest. Heidelb. (VIII, 191 S.). — J. Buchholtz, Quellenmässige Abhandlung über Begriff und Handhabung der Erudition i. d. Gymnasien der Jesuiten. Diss. Erlangen (53 S.). — J. Lattmann, Ratichius u. d. Ratichianer Helwig, Fürst Ludwig und Walther, Kromayer, Evenius und Herzog Ernst; auch Rhenius. Göttingen (IV, 200 S.). — O. Krebs, Comenius u. d. Volksschule (Monatsh. d. ComenG. 7, 3/4). — Tassilo Lehner, P. Simon Rettenbacher, ein österr. Pädagoge a. d. Reformzeit d. 17. Jh. (MGesD-ErzSchulG. 8, 4). — A. Braem, Der Gothaische Schulmethodus. E. kritische Untersuchung über die ersten Spuren des Pietismus i. d. Pädagogik. Diss. Erlangen (48 S.). — F. Hertzberg, A. H. Francke u. sein Hallisches Waisenhaus. Halle (164 S.). — Altmann-Altinger, Die Schul-Geographie des Abtes Anselm Desing f. d. Benedict.-Gymnasium zu Kremsmünster a. d. J. 1743 (MGesDErzSchulG. 8 2/3). M. Spanier, Mos. Mendelssohn als Pädagoge. Magdeburg (20 S.). — J. J. Steigentesch's „Abhandlung v. Verbesserung d. Unterrichts d. Jugend i. d. kurfürstl. Mainzischen Staaten 1771" hrsg. u. m. Einl. vers. v. A. Messer. II. Progr. Giessen. (20 S.). — Thomas M. Wehofer, Der Dominikaner und Wiener Universitätsprofessor Petrus Gazzaniga üb. d. pädag. Wert d. scholast. Methode d. 18. Jh. (MGesDErzSchG. 8, 2 3). — E. Rasmus, Joachim Fromme, Caspar Gottschling, Dan. Fincke, drei Brandenb. Schulrektoren u. Localchronisten (29 30. Jahresber. H. V. Brandenburg). — M. Kohn, E. M. Arndt als Erzieher (HambNachr. B. 32). — A. Brause, Joh. Gottfr. Stallbaum. E. Beitr. z. Gesch. d. Thomasschule i. d. 1. Hälfte d. 19. Jh. II. Progr. Lpz. (40 S.). — R. Lahmer, Lehrerexistenz i. d. „guten alten Zeit" (MNordbExcCl. 21, 3). — W. G., Lehrerprüfungen vor 200 Jahren (Hessenland 12, 3). — F. Koldewey, Die Titulatur des höheren Lehrerstandes im H. Braun-

Digitized by Google

schweig (Brschw. Mag. 4). — C. Euler, Schüler-Regeln a. d. Ende d. 15. Jh. (Monatsschr. f. d. Turnwesen 17, 7 8). — E. Glaser, Das Gregoriusfest e. altes Schulfest (D. prakt. Schulmann 47, 4). — E. Schneider, E. württemberg. Adelsakademie, dasCollegium illustre in Tübingen (Hie gut Württemberg alle Wege 1). — Ders., Das Tübinger Collegium illustre (WürttVjsh. f. Landesg. 7 3 4). K. Donsbach, Z. Gesch. d. Erzieh. d. Adels im 17. Jh. Progr. Prüm (S. 34 40) — M. Fastlinger, Kleine Mitteilungen über Altbayerns älteste Klosterschulen (MGesDErzSchulG. 8, 2,3). — F. Schauerte, Die Klosterschulen d. Ursulinerinnen in Erfurt v. 1667 b. z. Gegenwart (ib.). — Parthenius Minges, Franziskaner in Bayern (ib.). Kurzer Auszug der Erziehungs- u. Unterrichtsgesch. d. Salesianerinnen i. Bayern (ib.). — Emil Uttendorfer, Die Regularkanonissen des Augustinerordens unter dem Titel: Kongregation Unserer Frau oder de Notre Dame (ib.). Friedr. Endl, Ueber die wissenschaftliche Heranbildung der Piaristen im 17. u. 18. Jahrh. (ib.). — H. Ball, Das Schulwesen der böhmischen Brüder. M. e. Einleit. üb. ihre Geschichte. Berlin (IV, 217 S.). K. Knoke, Aus e. Bericht Cuviers üb. d. Schulwesen i. Nordwestdeutschl. 1811 (NKirchlZs. 10, 4). — F. Witt, Gesch. d. Schulwesens in Preetz (ZGesSchleswHolstLauenbG. 27). — Th. Warminski, Die Ordnungen d. höheren Schule des Reformklosters zu Pakosch (Schl) (JbHGesNetzedistrikt 1898). — F. Jonas, Die Schule u. insbes. d. öffentl. Schulwesen i. d. letzt. 50 Jahren (Beitr. z. Kulturg. v. Berlin). M. Zesch, Die geschichtl. Entwickelung des Leisniger Stadtschulwesens b. z. Wende d. 16. Jh. Diss. Lpz. (108 S.). — Oertel, Streiflichter a. d. Glauchauer Schulverhältnisse im Anfang uns. Jahrh. (Schönh GBll. 4, 3). F. Tetzner, Z. Gesch. d. Stadtschule in Werdau i. d. Mitte d. 18. Jh. (MGesDErzSchulG. 8, 1). — Gruner, Aus Falkensteins kirchenmusikalischer u. schulischer Vergangenheit (Unser Vogtland 4). — Köster, Die Naumburger Kirchen- und Schulordnung v. D. Nicolaus Medler a. d. J. 1537 (NMGeb. hist. antiq. Forsch. 19, 4). P. Diebow, Z. Gesch. d. Schulwesens Oschersiebens. Progr. Oschersleben (18 S.). — L. Weniger, Weimarische Schulordnung von 1610 (MGesDErzSchulG. 8, 1). Ders., Weim. Schulordnung v. 1670 (ib. 8, 4). — A. Bömer, Die ältesten Münsterschen Schulgesetze a. d. Rektoratszeit Kerssenbrocks (1574) (ZVaterl. GAltk. 55). — J. Richard, Das Metzer Schulwesen d. letzten Jahrhunderte (JbGLothrG. 9). A. Zernecke, Die Haderslebener Gelehrtenschule vor 100 Jahren. Progr. Hadersleben (38 S.). — Th. Beyer, Die ältesten Schüler d. Neustettiner Gymnasiums (—1740). IV. Progr. Neustettin (44 S.). — J. Müller, Z. Gesch. d. Provinzialschulen i. Saalfeld (Ostpr.). Progr. Osterode 50 S.). — G. Zippel, Gesch. d. Kgl. Friedrichs-Kollegiums zu Königsb. i. Pr. 1698 1898. Königsb. (258 S.). G. Ellendt, Lehrer u. Abiturienten d. Kgl. Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg i. Pr. 1698 1898 ib. (64 S.). — H. Ball, Das Gymnasium zu Lissa unter Mitwirk. u. Leitung des Comenius (Monatsh. ComGes. 7, 3 4). G. Kupke, Die akademische Schule zu Posen i. J. 1775 (ZHistG Posen 13, 2). — C. Euler, Das Kgl. Joachims-

thalsche Gymnasium (Brandenburgia 7, 8). — E. Rasmus, Beitr. z. Gesch. d. vereinigt. Alt- und Neustädter Gymnasiums zu Brandenburg a/H. II. Das Gymnasium (1797–1897). Progr. Gymn. Brandenburg (31 S.). — M. Schneider, Z. Gesch. d. Gymnasiums in Gotha (Forts.) (Aus der Heimath [Gotha] I. 1. März, 1. Juli). — J. Balkenholl, Forts. d. Gesch. d. Koll. u. Gymnas. Josephinum 1643–1773 i. Anschl. a. d. Programm d. Anstalt v. J. 1867/8. Progr. Hildesheim (38 S.). — G. v. Detten, Die Domschule der alten Bischofsstadt Münster (Frankf. Zeitgem. Brosch. 18, 9). Frkft. a/M. (20 S.). — Festschrift d. Gymnasiums zu Münster: D. Reichling, Z. Gesch. d. Münsterschen Domschule i. d. Blütezeit d. Humanismus; A. Egen, D. Einfl. d. Münstersch. Domsch. a. d. Ausbreitung d. Humanismus; F. Zurbonsen, Aus d. Censurenlisten d. Gymnas. 1636–1647; A. Kahle, Der erste Entwurf der Fürstenbergschen Schulordnung; H. Tebbe, „Pädagogen" und „Präceptoren" am Gymn. z. Münster; J. Frey, Die am Paulinischen Gymn. seit Ausg. d. MA. gebrauchten Lehrbücher der latein. Sprache; Appendices: A) Ratio studiorum (1551) B) Leges scholae Monast. (144 S.). — J. Frey, Das Paulinische Gymnasium zu Münster. E. gesch. Ueberblick. Progr. Münster (22 S.). — K. Ribbeck, Gesch. d. Essen. Gymnasiums II. Die lutherische Stadtschule 1564–1611 (BeitrGEssen 19). (Auch Progr.) — G. Terwelp, Gesch. d. Gymnasiums Thomanum zu Kempen (Rh.) I. Progr. Kempen Rh. (LIV S.). — B. Duhr, Die ältesten Studienpläne des Jesuitengymnasiums in Köln (MGesDErz SchulG. 8, 2/3). — Ph. Keiper, Neue urkundl. Beiträge z. Gesch. d. gelehrten Schulwesens im früh. Herzogtum Zweibrücken, insbes. d. Zweibr. Gymnasiums. Progr. Zweibr. (64 S.). — F. Heymach, Gesch. d. Weilburger Gymnasiums 1540–1817. Weilburg (53 S.). — Ph. Wirth, Gesch. d. Realschule zu Markirch. II. Progr. Markirch (24 S.). — Klaus, Gesch. d. höh. Lehranstalt in Schwäb. Gmünd. Progr. Gymn. Gmünd (30 S.). — K. Dietsch, Beitr. z. Gesch. d. Gymn. in Hof. II. III. Progr. Gymn. Hof (211 S.). — W. Harster, Kurze Vorgesch. des K. humanist. Gymnasiums Fürth. Progr. Gymn. Fürth (48 S.). — K. Köberlin, Z. Gesch. d. St. Annagymnasiums in Augsburg (BllGymnSchulwesen 34, 5/6). — B. Weissenberger, Gesch. d. humanist. Gymn. Straubing (III, 66 S.). — v. Detten, Aelteste Nachrichten üb. d. mittelalterliche Volksschule in Nordwestdeutschland (ZVaterlGesch. 56). — Renisch, Gesch. d. Volksschullehrerseminars zu Köpenick von 1848–1898. Breslau (3 Grundrisse 2 Pl. 150 S.). — R. Möckel, Die Winkelschulen. Urkundl. Beiträge z. Gesch. d. Volksschulwesens i. d. ehemal. Diöcese Zwickau v. d. Mitte d. 18. Jh. bis 1835 (D. prakt. Schulmann 47, 1–4). — Gesch. d. Volksschulwesens i. Baden. Lf. 11/13. Bühl. — R. Schuller, Gesch. d. Schässburger Gymnasiums (Schl.). Prog. Schässburg (173 S.). — K. Klekler, Z. Gesch. d. österr. Realschule unt. d. Regier. Kaiser Franz Josephs I. (Z. f. Realschulwesen 23, 12). — C. Zehden, Z. Gesch. d. kommerziellen Bildungswesens in Oesterreich 1848–1898. (Aus „Cbl. f. d. gewerbl. Unterrichtswesen") Wien (54 S.). — F. Frank, Die österr. Volksschule von 1848–1898.

Digitized by Google

Vom hist. u. system. Standpunkte aus dargestellt. Wien (IV, 138 S.) — G. O. F. Westling, Mitteil. üb. d. Volksunterricht in Esthland 1561—1710 (Beitr. z. Kunde Esth-, Liv- u. Kurlands 5, 3). — E. Zingg, Das Schulwesen auf der Landschaft Basel, nach d. amtl. Berichten a. d. Erziehungscomité vom März 1798 bearb. Liestal (143 S.). — F. Schmid, Geschichtl. über das Unterrichtswesen im Kanton Wallis (Bll. a. d. Walliser G. 2). J. Buche, Hist. du „Studium", collège et lycée de Bourg (1391—1898) (Extr. der „AnnSocÉmul. de l'Ain"). Bourg (171 p.). — L. Denis, L'école de Sillé-le-Guillaume au 15e s. (La Province du Maine 1897 déc.). — J. Chavanon, Comptes du collège du Mans à Paris 1585—1588 (Soc. d'hist. de Paris Bull. 1898, 2). — C. de La Romagère, L'instruction sous l'ancien régime. Les sciences exactes au m. a.; l'enseignement populaire avant 1789. Montluçon (71 p.). — Rochet, Deux siècles de l'instruction publique dans une petite ville de province (1697—1897) (Belley). Lyon (842 p.). — Robert, L'instruction au 18e s. dans les paroisses de la circonscription d'inspection primaire de Sillé-le-Guillaume, Sarthe (Revue hist. du Maine 42, 3; 43, 3; 44, 1) (Auch selbst. Mamers (252 p.). — Ders., L'instruction primaire au 18e s. dans le canton de Saint-Paterne (ib. 43, 2). — E. Rabaud, L'école primaire dans la commune de Montauban avant et après 1789. Paris (II, 274 p.). — L. Grimaud, Hist. de la liberté d'enseignement en France depuis la chute de l'ancien régime. Paris (XII, 601 p.). — E. Moreau, Deux nominations d'instituteurs 1763, 1808 (La Révol. franç. mars). — A. Zimmermann, Zur Gesch. d. englischen Schulwesens vor Einführung der Reformation (Röm. Quartalschr. 12, 1 2). — H. Holman, English national education. A sketch of the rise of public elementary schools in England. London (256 p.) — A. Wright, The history of education and the old parish schools of Scotland. Edinburgh. (300 p.) — F. A. Gasquet, EnglishScholarship in the 13th century (Dublin Rev. N. S. 28). — S. Rivington, History of Tonbridge School from its Foundation in 1553 to the present Date 2. ed. London (448 p.). — J. Sargeaunt, Annals of Westminster School. Lond. (316 p.). — J. Garstang, A history of the Blackburn grammar school. Blackburn. (203 p.) — W. A. D. Rouse, A history of Rugby school. Lond. (XVI, 420 p.). — Gius. Salvioli, L'istruzione pubblica in Italia nei secoli VIII, IX e X. Parte I. Firenze. — G. Pardi, Atti degli scolari dello studio di Perugia dal 1497 al 1515 (BollDeputStoria per l'Umbria 4. 3).

J. Nissen, Om Skolevæsenets Oprettelse i Malt Herred (Samlinger til jydsk Hist. 3 R. I, 4). — N. J. Andersen, Bidrag til Skolevæsenets Historie i Haderslev Amt (Sonderjydske Aarboger 1897, 82 95). — L. Heuer, Udsigt over Helsingör Latinskoler Historie. Progr. Helsingör (68 S.). — C. Barneaud, Origines et progrès de l'éducation en Amérique. Les états primitifs. Paris (372 p.). — G. G. Bush, The first common schools of New England (Report of the commiss. of education for 1896/7 II).

M. D. Learned, Schwenkfelder School Documents (Americ. Germ. 2, 1) — W. T. Hewett, University Life in the middle ages (Harpers Monthly

Digitized by Google

Magaz. No. 576). — F. v. Bezold, Die ältesten deutschen Universitäten in ihrem Verhältniss zum Staat (HistZ. 80, 3). — G. Kaufmann, Die Lehrfreiheit a. d. deutsch. Universitäten im 19. Jh. Lpz. (48 S.). — Mich. Huisman, L'étudiant au moyen âge (Revue de l'univers. Bruxelles 4, 1). — Charles S. Haskins, The life of medieval students as illustr. by their letters (AmerHistRev. III, ?). — Mayer Hermann, A. d. akad. Leben d. 15. u. 16. Jh. (Schau-ins-Land 25). — W. Fabricius, Die deutschen Korps. E. histor. Darstell. m. besond. Berücksicht. d. Mensurwesens. Lf. 1. Berlin (96 S.). — G. Oergel, D. Kollegium zur Himmelspforte (MVGErfurt 19). — M. Perlbach, Die livländ. Baccalaurei u. Magistri i. d. Artistenfakultät zu Erfurt (SBGesGOstseepr. 1897). — Jos. Freisen, Die Universität Paderborn I. Quellen u. Abhandl. 1614—1808. Paderborn (VIII, 247 S.). — Die allgemeinen Statuten der Universität Frankfurt a. d. Oder (1510—1610). Hrsg. v. Paul Reh (75. Jahresber. d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur). Auch als: „Akten u. Urkunden d. Univ. Frankf." II. Breslau (102 S.). — K. Schüddekopf u. W. Brandes, Zum Helmstedter Studenten-ABC (Braunschw. Mag. 4). — R. Andree, Helmstedter Studentenulk (ib.). — O. Eggeling, Ein Studiosus aus dem letzten Jahrzehnt d. Univers. Helmstedt [K. Ben. Hase.] (ib.). — E. Friedberg, D. Univ. Leipzig i. Vergang. u. Gegenw. Lpz. (160 S.). — H. Ermisch, Die Matrikel d. Univ. Leipzig (AllgZtg. B. 55.). — W. Bruchmüller, Beitr. z. Gesch. d. Universitäten Leipzig u. Wittenberg. Lpz. (VI, 60 S.). — Meissner, Aus Briefen d. stud. jur. H. A. Weise in Jena (1778—1782). (MGeschAltGesOsterland 11, 1). — G. H. Schneider, Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena (VIII, 580 S.). — W. Langguth, Z. Gesch. d. d. Burschenschaft (AllgZtg. B. 171/2). — C. Schüddekopf, Ein Gutachten Goethes üb. Abschaff. d. Duelle a. d. Univ. Jena 1792 (Goethe Jb. 19). — Die Matrikel d. Univ. Giessen 1608—1707. Hrsg. v. E. Klewitz u. K. Ebel (Aus: MOberhessGV.). Giessen. (IV, 228 S.). — G. Nick, Goethes Vater als Giessener Doktorand (Quartalbll. MHVHessenN. F. II, 13). — A. Heldmann, Westfäl. Studierende zu Marburg 1527—1636 (ZVaterlG. Ak. 55). — G. Frhr. v. d. Ropp, Briefe e. Marburger Studenten 1606—11 (ZVHessG. N. F. 23). — O. Ulrich. Leibnizens Vorschlag z. Errichtung e. Akademie in Göttingen (HannovGBll. 1898 Nr. 46). — Th. Roscher, Anfänge der Georgia Augusta (ib. Nr. 36. 39). — Kerler, Die Statuten der philosophischen Fakultät der Univ. Würzburg in ihrer frühesten Fassung. Würzburg (42 S. 2 Taf.). — H. Haupt, Die alte Würzburger Burschenschaft 1817—1833. E. Beitr. z. Universitätsgesch. i. d. Reaktionszeit. Würzb. (37 S.). — R. v. Mohl, Geschichtl. Nachweisungen üb. d. Sitten u. d. Betragen d. Tübinger Studierenden während d. 16. Jh. 3. Aufl. Freiburg i/B. (IV, 56 S.). — H. Mayer, Mitteilungen a. d. Matrikelbüchern der Universität Freiburg i/B. (15. u. 16. Jh.). (ZsGesBefördGeschAltVolksk. Freiburg 13). — Engel, L'ancienne académie de Strasbourg (suite) (Revue internat. de l'enseign. 35, 3; 36, 2). — C. Varrentrapp, D. Strassburger Universität i. d. Z. d. franz.,

Digitized by Google

Revolution (ZGOberrh. 13, 3). A. Nägele, Ulmer auf den Universitäten Erfurt und Freiburg (WürttVjshLandesG. 7, 3/4). — J. Loserth, D. Beziehungen d. steiermärk. Landschaft z. d. Universitäten Wittenberg, Rostock, Heidelberg, Tübingen, Strassburg u. a. i. d. 2. Hälfte d. 16. Jh. Festschrift. Graz (III, 124 S.). J. v. Aschbach, Gesch. d. Wiener Universität. Nachträge zum 3. Bde. 1520—1565 von W. Hartl und K. Schrauf. Bd. 1, 1. Hälfte. Wien (III, 380 S.). J. Fijalek, Z. Gesch. d. Krakauer Universit. u. vornehml. d. theol. Fakult. i. 15. Jh. (AnzAk. Krakau 10). — Auctarium chartularii universitatis Parisiensis ed. H. Denifle et A. Chatelain. T. 2. Liber procuratorum nationis Anglicanae (Alemanniae) 1406 - 1462. Paris (XX, 1034 p.). — A. Luchaire, L'université de Paris sous Philippe-Auguste (Revue internat. de l'enseign. 37, 1.) (Auch in: AcScMorales et polit. CR. 1898 déc.). — E. Chatelain, Notes sur quelques tavernes fréquentées par l'université de Paris au 14e et 15e s. (Soc. d'hist. de Paris Bull. 1898, 2). — Belin, L'enquête de 1667 sur les universités et collèges (Rev. internat. de l'enseignem. 35, 5). — E. Ritter, Etudiants neuchât. à Génève (Mus. Neuch. 1898, 12). — Th. Klette, Joh. Herrgott und Joh. Marius Philelphus i. Turin 1454. 1455. E. Beitr. z. Gesch. d. Univ. Turin im 15. Jh. Bonn (VIII, 72 S.). — J. Hürbin, Die Statuten der Juristen-Universität Pavia v. J. 1396. Progr. Luzern (80 S.) — U. G. Mondolfo, Il Ruolo dello Studio senese del 16 ottobre 1500 (Bull. Senese 4. 2/3). — E. Casanova, Note di storia senese. VIII: Ricorso degli studenti tedeschi in Siena contro la violazione dello Statuto della loro Nazione (Miscell. stor. senese. Maggio, giugno). — Sitten u. Gebräuche auf den italien. Universitäten (AllgZtg. B. 84). E. Motta, Le bagage d'un étudiant de Pavie en 1479 (Le bibliogr. moderne 1898 Mai/Juin). — J. Buchan, Brasenose College (Univ. of Oxford: College Histories) Lond. (214 p.). — H. E. D. Blakiston, Trinity College (Univ. of Oxford: Coll. Histor.) ib. (260 p.). — J. Wells, Wadham College (U. of Oxf.: Coll. Hist.) ib. (234 p.). — W. J. Addison, A roll of graduates of the University of Glasgow from Dec. 31. 1727 to Dec. 31. 1897. London. — Diarium Everardi Bronchorstii sive adversaria omnium quae gesta sunt in academia Leydensi (1591—1627) uitg. d. J. C. Van Slee (Werken uitg. d. h. Hist. Genootsch. 3 Ser. Nr. 12). s'Gravenhage (230 p.). — H. Kern, De Leidsche Hoogeschool in 1774 bezocht door anzienlijke Russen (Handel. en Mededeel. Maatsch. d. Nederl. Letterk. 1897 8). — K. G. Leinberg, Finska Studerande vid utrikes universiteter före 1640 (Sv. literatursellsk.'s i Finland förhandl. 10, 29/90).

Buchwesen. J. Dumont, Le livre avant et depuis l'invention de l'imprimerie (suite) (Revue graphique belge II, 1/2). — P. Larroque, De l'imprimerie: son origine, jusqu'à nos jours. Moulins (31 p.). — K. G. Bockenheimer, Johann Brito aus Brügge, d. angebl. Erfinder d. Buchdruckerkunst. Mainz (IV, 46 S.). — L. Gilliodts van Severen, L'œuvre de Jean Brito, prototypographe brugeois (Extr. des Ann. Soc. Émul. Flandre). Bruxelles (575 p.). — B. Quaritch, Catalogue of monu-

Digitized by Google

ments of printing: comprising books produced by the earliest presses in Germany, the Netherlands etc. from 1455—1500. London. — P. Heitz, Die Kölner Büchermarken b. Anf. d. 17. Jh. M. Nachrichten üb. d. Drucke von O. Zaretzky. Strassburg (LII, 5 S. 53 Taf.). — O. Günther, Zwei Miscellen zur Danziger Buchdrucker- und Litteraturgeschichte im 17. Jh. (1. Zu den Danziger Comenius-Drucken. 2. Das „Preussische Haanen-Geschrei" von 1656.) (ZWestprGV. 38). — J. Baedeker, Ueber d. Anfänge des Buchdrucks und des Zeitungswesens in Essen und beider Entwicklung im 18. Jh. (BeitrG. Essen 18). — Zur Gesch. d. Buchgewerbes in Anhalt. Köthen (56 S. 1 Facsim 3 Taf.). — A. Claudin, Les origines de l'imprimerie en France. Premiers essais à Avignon en 1444 (Extr. du Bull. du bibliophile). Paris (19 p.). — Ders., The first Paris press: an account of the books printed for G. Fichet and J. Heynlin in the Sorbonne 1470—72. London (106 p.). — P. Renouard, Imprimeurs parisiens, libraires, fondeurs en caractères et correcteurs d'imprimerie depuis l'introduction de l'impr. à Paris jusqu'à la fin de 16e s. Leurs adresses, marques, enseignes etc. Paris (XVI, 483 p.). — Pellechet, Une association d'imprimeurs au 15e s. Paris (5 p.). — J. Alary, L'imprimerie au 16e s. Estienne Dolet et ses luttes avec la Sorbonne. Paris (64 p.). — Brutails, Nouvelles recherches sur les origines de l'imprimerie à Bordeaux (Le bibliogr. moderne 1898, mai/juin). — Mis de Granges de Surgères, Contrib. à l'hist. de l'imprimerie en France. Notes sur les anciens imprimeurs nantais. Paris (45 p.). — J. Baudrier, Bibliographie lyonnaise. Recherches sur l'imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au 16e s. 3e série. Lyon (506 p.). — L'imprimerie en Champagne de 1600 à 1650 (Pièces rares ou inédites rélat. à l'hist. de la Champagne 10). Paris (60 p.). — E. Forestié, Hist. de l'imprimerie et de la librairie à Montauban. Bibliogr. montalban. Montauban (400 p.). — A. Claudin, Les origines et les débuts de l'imprimerie à Poitiers. Nouvelles recherches. Paris (28 p.). — E. Bourloton, A propos de l'origine de l'imprimerie à Poitiers (Extr. de l. R. du Bas-Poitou). Vannes (19 p.). — Notes historiques sur l'imprimerie à Mamers depuis son origine jusqu'à nos jours. Mamers (23 p.). — Fray-Fournier, L'imprimerie et les imprimeurs à Limoges au 18e s. (Le bibliophile limousin 1898, 1). — C. Bamps, Le premier livre imprimé dans notre pays (RHistLooz. I, 3). — P. Arnauldet, Les associations d'imprimeurs et de libraires à Mantoue au 15e siècle (Bibliogr. moderne 1898, 8). — E. R. McC. Dix, Books printed in Dublin in the 17th century I: 1601—25. Lond. (26 p.). — K. Haebler, Zur Drucker-Geschichte Spaniens (Cbl. Bibl. Wesen 15, 4/5) — N. Vasenius, Outlines of the hist. of printing in Finland translat. by E. D. Butler. Lond. (34 p.). — Bossert, Z. Gesch. d. Buchhandels in Stuttgart unter H. Christoph u. i. d. ersten Jahren des Herzogs Ludwig (WürttVjsh.Landesg. 7, 3/4). — H. Dullo, Verleger u. Schriftsteller im 18. Jh. (VossZtg. SB. Nr. 22). — Ducourtieux, Comment on devenait

libraire et imprimeur à Paris au 18e s. (suite et fin) (Bibliographe limousin 1897, 4. 1898, 1). — Arend Buchholtz, A. d. Gesch. d. Berliner Buchhandels (DRs. 25, 3). — R. Schmidt-Cabanis, Lose Tagebuchblätter aus meinen Buchhändler-Wanderjahren (Beitr. z. Kulturgesch. v. Berlin). — J. Rodenberg, Die Nicolaische Buchhandlung (ib.). F. Weinitz, Th. Hosemanns Thätigk. u. Bedeutung f. d. Berliner Verlagsbuchhandel (ib.). — H. Lindemann, Erinnerungen e. alten Buchhändlers. Berlin (23 S.). — La reliure dans le passé (Revue graphique belge 1898, 4). — P. Schwenke, Z. Erforschung d. deutsch. Bucheinbände d. 15. u. 16. Jh. (Samml. bibliothekswiss. Arb. 11) (vgl. Verh. 44 Vers. Phil.). — M. Keuffer, Rechnung über d. Neubindung d. Codex Egberti a. d. Pfarr-Archiv St. Paulin (TrierA. 1). — N. Rondot, Les relieurs de livres à Troyes du 14e au 16e s. (Extr. du Bull. du Bibliophile). Paris (16 p.). — W. Y. Flechter, Reliures d'art modernes exécut. en Angleterre. Essai histor. Paris (32 p.). — R. Forrer, Maliche u. neuere Lesezeichen (ZBücherfreunde 2, 2). — T. W. Williams Somerset mediaeval libraries and miscellaneous notices of books in Somerset prior to the dissolution of the monasteries. London. (208 p.) — J. Jungnitz, Gesch. d. Dombibliothek in Breslau (In: Silesiaca. Festschrift). — H. Schuermans, La bibliothèque de l'abbaye de Villers (Ann. soc. arch. Nivelles 6). — J. Kemke, Patricius Junius (Patrick Young), Bibliothekar der Könige Jacob I. u. Carl I. v. Engl. (Beitr. zur Kenntnis des Schrift-, Buch- und Bibliothekwesens. III.). — Bossert, Die histor. Liberei unter H. Ludwig (WürttVjshLandesg. 7, 3/4). — A. Schubert, E. altöst. Bibliotheksordnung u. 2 Eidesformeln f. kaiserl. österr. Bibliotheksbeamte a. d. J. 1791 (MOestVBibliothekswesen. II, 2/4). — J. Tardif, La bibliothèque d'un official à la fin du 14e s. d'après l'inventaire dressé après le décès du chanoine Guillaume de Vriges en 1382 (NRevHistDroit 22, 5). — Dorveaux, Inventaire d'une bibliothèque d'apothicaire en 1482 (Le bibliogr. moderne sept. oct.). — L. Zdekauer, Una bibliotechetta senese del quattrocento (Riv. bibl. 9, 6/7). — C. Massi, L'inventario quattrocent. d. biblioteca di S. Croce i. Firenze (cont.) (ib. 8, 6/12). — A. Hauffen, Ueber die Bibliothek Johann Fischarts (ZBücherfreunde II, 1). — Th. Schön, Die Bibliothek einer Frau von Schönburg a. d. J. 1608 (SchönbGBll. 5, 1). — P. Bonnefon, La bibliothèque de Racine (Rev. HistLitt. 5, 2). — H. Borkowski, D. ehemal. Bibliothek d. Reichsburggrafen u. Grafen zu Dohna u. Mohrungen (AltpreussMonatsschr. 35, 3/4).

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein altes Kriegslied.

Mitgeteilt von O. Nölbeke.

Das älteste Kirchenbuch der Gemeinde Mechtshausen (im Reg. Bez. Hildesheim, unweit Gandersheim und Seesen) ist angefangen im Jahre 1648 „bei zeiten Ern Nicolai Pantzerbiteri p. t. pastoris.“ Es ist ein Folioband von etwa 750 Seiten, angeschafft im Jahre 1647 für 1 Thlr. 19 gr.; es war in eine stark abgegriffene und an den Rändern durchgescheuerte Pergament-Handschrift gebunden, wo: ist in der Rechnung nicht angegeben, vermutlich aber, wie von dem späteren Kirchenbuch ausdrücklich bemerkt wird, in dem benachbarten Gandersheim. Das Kirchenbuch enthält die vollständigen Rechnungen und die Verzeichnisse der Getauften, Verheirateten und Gestorbenen vom Jahre 1642 bis 1723, und ist dadurch wie durch mancherlei persönliche Bemerkungen der Pastoren, besonders aus den verschiedenen Kriegsjahren, von großem Interesse, wie denn auch dieser und jener meiner Vorgänger mancherlei Notizen daraus gelegentlich benutzt hat. — Doch keiner von ihnen hat wohl je geahnt, welch reichen Inhalt auch die beiden Pergamentdeckel unter ihrer geschwärzten Außenseite bargen. Zufällig sah ich an einer abgestoßenen Ecke, daß das Pergament und auch die darunter befindlichen Deckel beschrieben waren. Es war, wie sich beim Losweichen mit Wasser herausstellte, keine Pappe, sondern der Buchbinder hatte mit Kleister ein Blatt aufs andere geklebt, Folio- und auch Quartblätter in großer Zahl. Die meisten sind beschrieben, allerdings z. T. am Rande beschnitten oder auch allmählich durchgestoßen.

So sind vor allem stark beschädigt 14 Quartblätter Briefe in niederdeutscher Mundart aus Hamburg und Lübeck aus den

Digitized by Google

Jahren 1565 bis 1569. — Weiter fanden sich 13 zusammengehörende Quartblätter, von denen 12 verschiedene Psalmen nach Luthers Übersetzung enthalten, während auf einem 4 Gebete bezw. Gesangverse stehen. — Die übrigen Stücke haben handschriftlich Text mit Noten. Es ist da zunächst ein Adventslied: „Gelobet sey der König groß, gelobt der Helfer ohne Maß" in 3 Exemplaren (wohl 3 Stimmen) auf 2 Quartblättern und einem Doppelfolioblatt; ferner gleichfalls in 3fachem Text mit Noten eine kleine Sammlung von Psalmen, und zwar Psalm 37, 4. 5 und 87, 5 nach Luthers Übersetzung, Psalm 36, 8 und 23, 1 in gereimter Form. — Dann ist von anderer Hand und besser als das oben genannte geschrieben ein Trinklied: „Der Win der schmeckt mir also woll", komponiert von Antonius Scandellus († 1580 in Dresden); dieses Lied findet sich abgedruckt in: Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder S. 163. — Sieben weitere, zumeist gut erhaltene Quartblätter, sind Stücke einer Sammlung von Kompositionen zu deutschen und lateinischen, weltlichen und geistlichen Liedern; es sind erhalten die Nummern 2, 3; 5, 6; 8, 9; 12, 13; und zwar sind davon 2 bis 12 Kompositionen, mit handschriftlichem Text und Noten, von Orlando di Lasso († 1594 in München); es sind dies folgende Stücke: „Ick stundt an einem Morgen heimlich an einem Ort" (abgedruckt in: Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Reclam. S. 642; Gödeke-Tittmann, Deutsche Dichter des 16. Jh. I, S. 91 f., s. auch Einl. S. XVII.; Uhland, Volkslieder. Cotta I, S. 97 f.); ferner: „Non est bonum, hominem esse solum" (1. Mose 2, 18. 23); „Beati omnes" (Ps. 128); „Gaudete filiae Jerusalem" (Hohel. 2, 7. 12); „Decantabat populus Jsrael" (1. Chron. 14, 8; 16, 27. 28); ein lateinisches Trinklied: „Jam lucis orto sidere" sowie: „Confitebor tibi, domine" (Ps. 138); — endlich Nr. 13 ist eine Komposition von Dominicus Phinot (Mitte des 16. Jh.) über das heil. Abendmahl: „O sacrum, o sacrum convivium."

Das längste Lied aber von allen ist eben jenes in der Überschrift als „Kriegslied" bezeichnete; es ist auf 4 Quartblättern erhalten, von denen je 2 und 2 noch zusammenhangen. Text und Noten sind zum größten Teil vollkommen erhalten und deutlich zu lesen. In den bereits genannten Sammlungen sowie auch in der Sammlung: Weller, Die Lieder des 30jähr. Krieges, 1855,

Digitized by Google

und von Ditfurth, Die hiſtoriſch-politiſchen Volkslieder des 30jähr. Krieges, 1882, iſt dieſes Lied nicht enthalten. Nach dem Urteil der Profeſſoren Heyne und Röthe in Göttingen, denen ich den Text vorlegte, dürfte das Lied, das wohl noch unbekannt ſei, noch dem 16. Jh. angehören. Dazu würden ja auch die übrigen Stücke meines Kirchenbuchdeckels der Zeit nach ſtimmen. Ich laſſe das Lied mit gütiger Erlaubnis des Herrn Herausgebers hier dem Wortlaut nach folgen und bemerke ausdrücklich, daß das von mir Ergänzte eingeklammert iſt.

Ihr Herren und Eddeleudt.
Eß hefft ſick ein neyer ſtridt,
eß let ſick ſehen, as woldt er hann
ghar m[e]nnigen mhan.
der feindt vnß abſagt,
vnß allen abſaget;
des ſint w[ir unver]zagt,
wer weiß, welcher den andern iagt.
allerm ij allerm ij allerm ij ij ij allerm ij allerm.
[vnß feind]t, vnß fei[ndt] do ſeit,
vnß feint der is vnns nicht weit,
allerm ij allerm ij allerm ij allerm
dra dra ij ij ij ij dran,
rucket alle friſch an!
hort, leiben dutſchen, godt, ſtedt einander bey,
ſei[t] euch al ge[treu,
hort] adel werdt,
ſwingt euch vp die pert,
rucket alle friſch heran
heran ij ij ij ij dra dra dran heran,
rucket alle friſch herann, heran, heran!
[? (ei) du knappe] gut (?)
ei (?) du feineß blodt,
ſlach ein lermen an,
ruf die knecht heran,
dan daß glück will han
ein unverzagten man,
der es w[agen] kan.
das glück iß rundt,

Digitized by Google

wendt ſick alſtundt,
darum ſteket midt fröuden drin.
[. . .] ſo (ſe? Der Herausg.) quiken we de wildenn ſwin.
ij ſlach auf [ſlach] auf
pore pore pom ij ij ij pom pore ij ij ij pom.
duck dich krigesmahn,
dat geſch [?? . .] zu plitzen zu platzenn
ſmitzen ſchmatzenn.
vnſer ordenung iß gm[?acht],
[drum ihr la]nſknecht [die] ehr betracht
und ſlacht in den haufen, das eß kracht.
Secunda pars. Speis vnnd ſchwerdt de müſſen breken,
[fahrt] dazu mit ſtechenn.
dra dra dra ij dra ij ij rucket alle friſch [heran.]
gebt den ſchelmen gute klappenn,
dat ſei nach dem athem [ſchnapp]enn;
ſo ſthet auf
vnde grifedt daffer darauff
wide ij wider drann fart henan,
wider ij wider dran far hinan,
far hinan far wider wider daran,
far hinan ij far hinan fardt hinn[an hinan]
wide wider wider dran,
far hinan fardt hinann.
dra ij ij dra dra, kamens her, ſich dor ij ij dort kames her
ein groſſen haufenn Curitzer,
ſich do do do do kamens her ij
ſich do do do do kamens her,
ſich [do] ij ij do do do do ij ij do do drann,
nu friſch heran!
ſeit getroſt, ir [lei]ben knecht,
wo man zum krig [hat] fvg vnd recht,
da kan es nich lichtlick vbel gehen,
godt plecht alzeidt den rechten by zu ſthenn
vnt ſla unſe feindt tho doth,
rucketh zu hof
vnd griffet daffer drauf, ij

ob ſichs erſtlich ſchwer anſehen leſt,
holdet nur feſt!
habet kein fordros, holdet nur feſt
dodt dat beſt!
wide wide wider drann
dra dra dra dra dra, wer da [. . —] kann,
fart hinan, fardt hinahn ij
vmmer beſſer dran
wide wide wider wide wide wider dran,
wide wide wider dran, wide wide wide wider dran.
datra datra dra ij ij ij dra dra dran wide wider dran,
wide ij wide ij wider dran wide ij wider dran,
wide wide wide wider dran.
ſchetzet flux loeß,
doch gebt euch nicht blos
buf buf ij buf buf ij buf ij ij buf purre ij bum ij ij
hei hei hei hei hernach hernach
tredt bet hernach
fein algemach,
nemet wahr der ſach,
ſie ſint [ſie ſi]ndt doch al vertzagt
es wehr ſehr gudt, das mehn nachjagt;
wer das felt behalten will,
der kamepſtuck muß ehr bruken vill,
dra dra dra ij ij dra ij ij woh[lan ij wohlan.]

Briefe aus dem Brigittenkloſter Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516—1522.

Eingeleitet und erläutert von Joh. Kamann.

III.

20.

Ave Maria etc. Lieber vetter, ich hab deim weib geſchrieben und pin unwillig, das ſy noch als lepiſch (ſchwach) tut; ich meint, ſy ſolt zu weis (geſcheid) darzu ſein, das ſy ſich alſo umb ein dinck kumert, das doch alſo aus dem willen gotes iſt. Gib irs nit nach; ich hoff, du habſt es fluchs angeſlagen, wan wen irs recht ausrechet, ſo hat euchs unſer lieber her gar woll verſechen. Die wirdig muter (Äbtiſſin) pit dich, du ſolſt ein weil heraus zu uns reiten und dein weib mit eim wagen ſollſt mit dir pringen; des pit ich dich auch gar fleißig, wo es geſein mag; wen ir den luſt verkert, ſo wirt euch der unmut deſter er (eher) vergen. Las den veter Hanſen [1]) ein weil haushalten, nym mein ſwager [2]) mit dir und ſchaut unſern pau, ob er recht gemacht ſey. Ich hab dem ſwager geſchriben, ſo er ein paumeiſter mit dem vettern, dem alten Peter Imhof, iſt zu ſant Sewaſtyon [3]) und ſy freylich noch mer damit zu ſchicken haben, ſo ſoll er in piten von unſern wegen, ob er und die andern vettern in ein ebige gedechtnus wolten machen und venſter in den creuzgang machen. Ich meint, wen der alt veter ein liebe darzu het, die andern tetens auch. So hof ich, du werſt auch darzu helfen, ſy wern nit zu gros — doch was dein und eins itlicher guter will iſt; es ſols keiner von mein wegen allein

[1]) Hans Imhoffs Sohn.

[2]) Martin Tucher.

[3]) Beim Neubau des 1529 vollendeten St. Sebaſtianhoſpitals für Peſtkranke.

Digitized by Google

tun, ſunder am forderſten got dem hern zu lob und das ir alls (alles) guten teilhaftig wurt, des guten, das da geſchicht, ſo mon all heiling tag die ſweſter mit der proceſſen mit lobgeſang da wern umbgen und teglich ſtez dadurch muſſen gen, das ſy der leut gedencken, der wapen ſy da ſechen. Mon hat vor nit darinen umb kunen gen, als es dan nach der regel iſt in etlichen jarn, das mon umer hat ſorgen muſſen, es fall das alt haus ein, und an den ſeiten, da der kreuzgang beleibt (bleibt), da hat es kleine jemerliche lochlein zu fenſterlein, das die ſweſter ſagen, ſy haben je nit geſechen kunen, was ſy in den puchern geſungen haben. Sy ſingen aus den püchern am umbgen (d. h. bei der Prozeſſion), da wolt wir dieſelben fenſter auch laſſen machen wie die neuen. Ich halt furwar, das eins fill gepez und gu(t)s teilhaftig wer zu ebigen zeiten, zumal wen in jedem fenſter ein zillige (mäßige) vigur unſers lieben hern leiden, wen es ſolt nit faſt koſtlich oder ſcharpf ſein, wen es neur andechtig und ſtarck wer, das wer uns woll lieber. Mon kon jezund nichs molln (malen), es müſſen die heiling und die guten als wuſte (alles Häßliche?) zu ſeidene kleider haben, das es nit fill andacht pringt. Ich mein, wen ir vettern zu Nurnberg lieb darzu het, es ſoltens die zwen vetern zu Auspurg auch machen laſſen. Ich kons je von unſerm gelt nit machen, ich pin fro, das der pau ſunſt damit ausgericht iſt, zudem das mon ſunſt notturftiger peu davon ausgericht hat, das ich nit meint, das das haus als fill koſt . . . . Jezund nit mer, den ich befilch dich mit allen den dein in das ſus, edel, verwunt herz unſers lieben hern Jheſu Criſty und in das furpit der reinen keuſch junckfrau Maria und alles himeliſchen hers.

Datum am eritag vorm heiltum im 18. jar. (6. April.)

Sweſter Katarina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher (an Hans Imhof d. Aelt. zu Nürnberg).

21.

Ave Maria etc. . . Auch der fenſter halben kon ich dich nit wiſſen laſſen, was eins koſten wirt, wan wir noch kein rom (Rahmen) haben machen laſſen aber beſlagen; ich halt, es wer eins und die figur lecht als (ſo) fill koſten als deiner eins in deiner ſtuben. Wir loſens nit als koſtlich beſlagen, aber mit den figuren

Digitized by Google

wer es gar gut. Da hab ich dem ſwager vor geſchriben, der ſagt dir woll die meinung; er hat nun mit dem vettern, dem alten Petern Imhof, von meinentwegen geret und in gepeten von der fenſter wegen, ſchreibt mir, er hab im nichs zugeſagt, aber er verſech ſich, wen ich im ſchreib, er wer dreu fenſter laſſen machen fur ſich und ſein zwen ſun. Alſo hab ich im jezund geſchriben und dem ſwager den prief geſchickt, wirt mir lecht, ein got well, ein gute antwurt. Ich hab ſorg, wen mirs der vetter zuſag, ich mus den andern 3 auch ſelbs ſchreiben. So wolt ich den zu Auspurg auch ſchreiben; ſo pit ich dich auch fleißig darumb, wo du lieb darzu haſt und nit wider dich iſt, du wolſt auch eins machen laſſen, got dem hern zu lob und das ir alle teilhaftig wert der andacht, die da, ein got well, verprocht (vollbracht) wirt. Sagt aber der vetter dem ſwager keins zu, ſo muſtu uns unſer potſchaft einmal zu der rechnung (d. h. bei der Geſchäftsabrechnung) werben an die vettern. Unſer lieber her helf euch die rechnung mit genaden und gelück tun; wir dorften woll, das wir heur mit unſerm gelt darinen wern, das wir auch teil daran heten, ich weis nit, wie wir damit tun ſollen. Der wirdig vater meint, es ſey nit recht, wen wirs alſo in ein geſelſchaft legten, das mon uns gelt dafon geb, wie man den zu Auspurg tut. Lieber vetter, ſo wirs noch nit an kunen legen, was ſchadez, ob ir ein ſchuldprieflein her ſchicket, wie ir her habt geſchriben, da wir euch quytirten von peder cofent wegen, es wer in lecht denoch ein freud. Ich hof, es ſey nichs wider euch all; jezund kom es gewis her, pey der fur, (d. h. durch den Fuhrmann), ein got well. Mer als du mir geſchriben haſt der neuen rathern halb, die du haſt helfen welen (wählen), ich hof, ſy ſollen, ein got wel, al nuz im rat wern; mon kon im nit tun, wenn ſchu (ſchon) ein ding nit jedermon gefelt; wünſch mir dem Furer und dein eiden (Schwiegerſohn) ſill glücks darzu. Wir haben je in peden cofenten den heiligen geiſt treulich helfen anrufen, wen wir wirdig wern, erhort zu werden. Lieber vetter, grus mir dein weib fleißig; ich kon ir jezund nit ſchreiben. Ich hab umer gehoft, ſy ſolt jezo in der luſtigen zeit heraus ſein und die Furerin. So ſich ich woll, es will nichs daraus wern; es wer ir der umut (Unmut) deſter er vergangen; wen ſy nit dafon laſſen will, ſo ſchreib mirs, ſo will ich ſy pas kapiteln (d. h. ihr die Meinung ſagen) und ſlag dus auch fluchs aus.

Digitized by Google

Ich ſich woll, wen ſy gelebt het und lieb in ein cloſter gehabt het, ir het ſy in keins gelaſſen, ſo ſy euch ſo lieb iſt geweſt. Das hot unſer lieber herr gewiſt und hot ſy alſo rein (unſchuldig) wollen haben[1]), des danckt im gar fleißig. Jezund nit mer, den unſer lieber her ſey mit ſein gotlichen guaden mit uns allen. Die wirdig muter, der wirdig vater und pede cofenten pieten dir und deim weib und allen den dein ir gepet und freuntlichen grus. Desgleichen ſag deim weib, ſun und ſnur (Schwiegertochter) von mir auch und deim Michel und deim folck und geſind allen. Lieber vetter, ich hab alſo geeilt mit meim ſchreiben und hab den (brief) unrecht wider an der andern ſeiten angehaben (angefangen). Du wirſt auch woll denken, ich ſey ein gute pezkochin[2]), das ich alſo mit umge. Datum an ſant Monykatag im 18. jar. (4. Mai).

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher.

22.

Ave Maria gratia plena. Die genad unſers lieben hern Jheſu Chriſty wünſch ich dir fur ein freuntlichen grus. Lieber vetter, mir iſt ein prief von dir worn, darinen ich vernym, das es peſſer umb dein weib worden iſt, got dem hern ſey lob, und hof, es ſey jezund noch peſſer umb ſy; und, wo es euch allen wolging, das wer uns allen ein groſſe freud. So iſt es mit uns allen auch im alten weſen von den genaden gotes. Lieber vetter, die wirdig muter, der wirdig vater und pede cofent wünſchen dir fill gelücks zu dein enicklein und ich inſunderheit; wir ſen ganz fro, das unſer lieber her dein ſnur und tochter alſo erfreut hat[3]). Mon hat in peden cofenten mit fleis fur ſy ped peten; unſer lieber her verleich mit ſein gotlichen genaden, das frum, ſelig leut daraus wern, und woll ſy behüten vor allem ubel. Auch wünſchen ſy dir viel gelucks zu deiner ſnur (Schwiegertochter) und deim ſun auch zu der junckfrauen und begern, du ſolſt ſy wiſſen laſſen, wen

---

[1]) D. h. die erſt geſtorbene Tochter Imhoffs.

[2]) Petz=Schaf; eine dumme Köchin, alberne Perſon.

[3]) Am 18. Juni 1518 wurde Hieronymus, der Sohn Hans d. II. Imhoff und der Felicitas Pirkheimer geboren.

Digitized by Google

die hochzeit wer[1]), so wollen sy mit allem fleis auf die hochzeit kumen myt irm gepet in peden cofenten. Mon hat im heur auch fleißig gepet, das in unser lieber her woll woll (wohl, gut) versechen; ist im lecht die, ein got well, beschert gewest; unser lieber her geb dir fill gelücks zu der suur und pit dich, du wolst mir dem vetter Enders auch fill gelucks wünschen. Ich wolt im je wol gunen, das es im gelücklich und woll ging in dem celichen stant zu sel und leib. Ich halt freilich, das es ein fein, zuchtig mensch sey, wie du dan schreibst; so halt ich ir muter für ein feine, erberige (ehrbare) frauen; sy ist albeg woll eins mit mir gewest. Du sichst woll, wen eins jezund ornlich (ordentlich) zu sein dingen sicht, oder (aber) nit eim jeden nach seim gefallen tut, so mus es heftig sein. Ich hof, sy wer (werde) deim sun als liebe tun; er konn sich auch wol darnach halten; es ist je ein guz anheben (Anfangen), das sy im jezund heraus gibt, und sol so reich sein. Unser lieber her woll ins mit gluck mern (mehren), ich gelaub woll, du und dein weib seit nit gern daron kumen; es ist vor eur meinung nit gewest, so ihr aber secht, wie ander leut tun, so nemt ir den fortel auch on. Ich sich woll, das gar selzam heirat gescheen sen, sind (seit) ich ins kloster pin. Unser lieber her machs uberall gut. Mein swager Merten Tucher war nun hie, als er dir freylich sind (seither) gesagt hat; der sagt mir von deiner heirat und lobt mir die junckfrauen woll. Es komm mir dein prif eben, als er weck wolt, das ich dir nit schreiben kunt; er ist gonz frolich und freuntlich pey uns gewest, den (nur) das er nit lang pey uns ist gewest; er macht sich gonz pald dafon. Wir heten sein woll lenger durft zu allerley reten (Ratschlägen); er hat jezund das gelt woll ersprost (d. h. ersetzt), das er uns am gold abpricht[2]), und hof, er wer auch dem cofent hinfur auch freuntlich sein; er hat uns ein ser pos (schlimmes) dach, die ein

---

[1]) Andreas Imhoff I. heiratete Ursula Schlaudersbach. Das Ratsbuch enthält zum 2. Sept. 1518 den Eintrag: Item Hansen Imhof dem eltern sind zu seins sons Enders Imhofs vorhabender hochzeit mit junckfrauen Ursula, weyland Jorigen Slauderspachs seligen tochter, auf montag nach nativitatis Marie schirist der statpfeifer, auch das rathaus zum tanz und der schenk vergönnt.

[2]) D. h. daß er uns die Zinsen statt in Goldgulden nur in Münze geschickt hat.

Digitized by Google

ſeiten am kloſter, verdingt (d. h. in Arbeit gegeben) zu decken und gibt er das gelt dafon, zechen gulden, hat uns ſchun her geſchickt, alspald er heim iſt kumen. Es haz (hat es) je der heilig geiſt in im gewurckt; ich hez nit an in begern türfn, das er uns het laſſen machen; ſo hez die wirdig muter heur in kein wegen künen machen laſſen, und regent den ſweſtern in fill zellen, das ſy nichs truckens darinen behalten kunten. Es wirt im, ein got well, getreulich verpet in dem ganzen cofent und ſunderlich lecht zweinzig ſweſter, die auf der ſelben ſeiten ligen, die wollen im und al den ſein inſunderheit peten, als (ſo) fro ſen ſy, das ſy den winter trucken ſollen ligen. Es hat auch unſer wirdige muter in ir zellen gereget am ſelben dach; iſt ſy nun auch mit befreit. Unſer lieber her woll ims an eim andern erſproſſen (gedeihen laſſen). Lieber vetter, ich hab auch gern in deim ſchreiben vernummen, das ir eur rechnung verpracht habt, und hof, ir ſeit mit guter freuntſchaft pey einander geweſt und mit lieb von einander kummen. So aber die rechnung ſprod (ſpröde, dürftig, ſchlecht) iſt geweſt, wirt euch ſein, ein got well, unſer lieber her zum nechſten ergezen. Wen der reichstag zu Auſpurg nit wer geweſt, ſo het ich ein hofnung gehabt, der vetter, der pürgermeiſter, wer herkümen am hinaufreiten, aber ich kon woll rechen, das er alſo nit lang hat kunen außen ſein. Auch als du ſchreibſt, du habſt unſer potſchaft geworben der fenſter halben, das wir dir all gar gros donck ſagen, und begerſt, dich wiſſen zu loſſen, wie fill der fenſter ſein müſſen, ſo wis, das ir aller 15 ſein müſſen auf fier ſeiten; es hat ein ſeiten mer den die ander; ſo will der ſwager Merten Tucher, ſein pruder, der Hans Tucher, der alt Straub, der Lorenz Tucher jeder eine laſſen machen, wer 4; ſo hof ich, die zwen Furer [1]) und der Wilhelm Sluſelfelder ſolt auch jeder eins laſſen machen, das wer 7 fenſter; ſo dorft wir noch 8. So ſchreibſtu, ir wert je 5 oder 6 laſſen machen, wo wirs an einem guten willen gehaben mochten, das ſy follet (vollends) gemacht wurn, ſo ſollen ſy, ein got well, treulich verpet wern, und wert fill andacht teilhaftig, als ich dir und den andern vettern for auch geſchriben hab. Lieber vetter, las mich etwa wiſſen, ob in (ihnen) mein prief nach der Norlinger mes pey der rotſmydin, der Gutperin, worn ſen und ob ſy die fenſter

[1]) Sigmund u. Chriſtoph Fürer, die Wohlthäter des Kloſters Gnadenberg.

Digitized by Google

machen wollen. Wen irs nit gar (vollständig) machen lieſt, ſo muſt mir umb imaz (Nürnbergiſch = jemand) anders beſechen (umſehen), damit ſy for dem winter gemacht würn. Es wür (wurde) ſunſt der wint und ſne gar große unru im winter machen. Ich hof aber, ir werz ſelbs alle laſſen machen. Jezund nit mer, den die wirdig muter, der wirdig vater, pede cofent empiten dir ir gepet und freuntlichen grus, desgeleichen beger ich dir alle zeit mein arms gepet mitgeteilt zu wern, wen es neur unſerm lieben hern angenem wer. Datum am eritag vor ſant Sebolztag (17. Aug.) im 18. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher.

23.

Ave Maria etc. Lieber vetter, es hat mir die Segerin ein lagel (Fäßchen) mit reinfell[1]) von dir und deim weib pracht, des ich euch gar freuntlich danck; ich het ſein je nit begert. Unſer lieber herr woll euch das und alles guz, das ir dem cofent und mir tut widerlegen, geiſtlich und zeitlich, das beger ich von unſerm lieben hern, und euch teilhaftig machen und all die curn alles des guz, das got der herr durch ſein gotliche genad würckt in allen perſchon in peden cofenten, wan wir ein großen troſt an euch haben und euch fill mü und erbet machen. Und hab dir aber die quytanzen geſchickt umb das gelt auf dem rothaus pey der Michel Joplin[2]) und der Diterichen tochter, die ins Pirckamers haus iſt geſeſſen: hof, ſy ſey dir worn. Sy iſt hie geweſt, hat in das cloſter geworben, aber mon hat ir gar keyn troſt geben; wir kunnen warlich pey der armut keine einnemen, es wer den, das eine kom und uns etwas zuprocht, das ſy ſich und eine oder zwei mit ir hin mocht pringen, die for hinnen ſen und das aufheben und der zufall nit iſt, das mon ein wenig aus mocht kumen. Es werben ir mer herein, künnen keiner kein troſt geben; es wirbt des Jorg Peſſerer von Ulm eine tochter herein,

[1]) Reinfall, dunkelroter Wein von Rivoli im Veroneſiſchen.

[2]) Die Witwe des angeſehenen Nürnberger Rechenmeiſters Michel Joppel. Zwei ihrer Kinder befanden ſich im Kloſter Maihingen, eines in Altomünſter und zwei gehörten dem Predigerorden an.

Digitized by Google

aber mon kon im auch nichs zuſagen; ich halt woll, er wur ſy auch mit eim klein herden richten, hat fill kind, hat ein tochter zu Kirchen (Kirchheim), da des Spenglers ſweſter iſt, deiner muter ſeling tot (Pathin), und hat heur eine gen Gemund (Schwäbiſch Gemünd) tun, da mein mum, die Riglerin, iſt. Wen ſolich her würben als die Mendlin und die Krümerin, den wolt wir zuſagen, die mochten dem cloſter ein wenig aufhelfen, das mon den die armen auch mocht aufnemen. Es ſtet in der regel, mon ſoll, kein kofent, in unſer kloſter keins einſetzen, ſy haben den das aufheben (Einkommen), das mon in den magern jarn als wie in den feiſten (fetten) aufzuheben hab, das die pruder und ſweſter woll damit auskumen mugen, und ſezt, was mon zu jeder zeit zu eſſen geben ſoll und wie fill zu trincken. Aber ich hab ſorg, es ſey noch gar lang dahin in unſerm cofent. Unſer lieber herr woll es durch ſein gotliche parmherzigkeit in frumen menſchen würcken, die das ir daher pringen oder ſchafen. Ich gelaub woll, es ſoll denoch zum Genadenperg auch weit ſen (d. h. weit entfernt ſein), das ſy ein großen zufall (Einnahme) haben; uns lieber her mach es uberall nach ſeim gotlichen wolgefallen . . .

Lieber vetter, als du ſchreibſt der figur halben zu den fenſtern, das ſy meiſter Feit[1]) alſo longſam macht, ich het auch gemeint, ſy ſolten er (eher) fertig worn ſein, er hat ir neun hergeſchickt und 14 ſchiltlein, ſen neun Hof (Imhoff) ſchiltlein, darunter das ein iſt meiner Tucherin; ſo gehorn die ſibne alle auf die lincken ſeiten im fenſter und neur das ein auf die rechten ſeiten; wen ers doch gar (vollſtändig) fertigt und die figur, ſo moch (möchte) mons als fein nach einander gaten (umrahmen, vergittern) und einſezen und wer nit ſo irig; ich weis woll, das der ſwager Mertein Tucher allen fleis damit ankert, aber es mocht nit ſchaden, ob du in auch lieſt (ließeſt) damit monen und die Fürer, den macht er ſunſt auch, als er heur hie ſagt, ob ers deſter er (eher) gar fertigt. Es ſen der leben (d. h. der Löwen im Wappen) ein teil ſo gar pleich und weisfarb, ſechen nit ſchun, ein teil ſen ſchun gelb; wen er das gros wapen auch ſchun goll gell (gold-

[1]) Veit Hirſchvogel der Ältere, der berühmte Nürnberger Glasmaler, 1461—1525. Er fertigte u. a. 1514 u. 1515 das ſog. Kaiſer Maximilians- u. das Markgrafen-Fenſter in der Nürnb. St. Sebalduskirche.

Digitized by Google

gelb) macht und das das rot an den ſchiltlein geezt (geätzt) ſey! Es pleibt ſunſt nit, das (da) es am weter ſtet. Ich hab eins heur eben hie befolchen. Lieber vetter, ich pit dich fleißig, du wolſt dich nit reuen laſſen, was du darum gibſt und das peſt gegen den andern vettern auch reden; es heten die ſweſter nun eine ſolche große freud, do ſy die figur ſachen (ſahen), das ich hof zu unſerm lieben herrn, ir und all die eurn, lebendig und tot, wert, ein got well, großen nutz dafon haben und fill guz teilhaftig wern, wie ich dir formals dafon geſchrieben hab. Ich hab neur ſorg, wen ich den ſetern allen fiern zuſammen ſchreib, ich wer den prief nit fürmlich (förmlich) machen kunen und in dem die rechten mas nit halten, welchen vettern ich am erſten ſezen ſoll im prief und der uberſchrift; der vetter Peter Imhoff iſt der elteſt, ſo iſt der vetter Kunrad Imhoff ein alter purgermeiſter und lang geweſt, ſo weiſtu woll, wie mon ſy ert, und ich auch die ſach peden enten verderb, und mein ich, woll mir die mü nemen und jedem ſchreiben beſunder, ſo ich auch jeden in ſunderheit peten hab, wan ich wolt je gern mit gelimpf dafon kumen. Jezund nit mehr, den ich befilch euch alle in die beſchirmung unſers liben hern und das furpit der junckfrauen Maria und des ganzen himeliſchen heers. Die wirdig mutter, der wirdig vater, pede cofent enpieten euch allen ir gepet. Datum an ſant Elſpetenabend (18. Nov.) im 18. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift wie vorher.

24.

Ave Maria etc. Ich hab in deim prief vernumen, das die figur pald gar fertig wern, das wer je gut, ſo würn die fenſter folet vertig; es iſt ſchun, ſo mons einſezt, es wirt ein ebige gedechtnus, ein got well. Auch ſchreibſt du mir von mein alten nachtpaurn (Nachbarn), den predigerhern. Das iſt mir je nit lieb, das die hern zu Nürnberg uneins mit in ſen[1]); unſer lieber

[1]) Der Streit zwiſchen dem Nürnberger Rate und dem Predigerorden entſtand wegen der Beſtellung eines Pflegers über das Nonnenkloſter Engelthal bei Hersbruck. Die Art u. Weiſe, wie der Rat ſeine Vogteirechte über dasſelbe ausübte, iſt ſo charakteriſtiſch, daß wir auf den bisher nicht behandelten Gegenſtand etwas näher eingehen müſſen. Bei der Reformierung

her woll ein seligs mitel darein sezen, es wür (würde) in (ihnen) je sunst hart liegen, wen mon alle freuntschaft also von in (ihnen) züg, also das mon nit zu in wolt oder pey in essen. Seis (sei) auch ein guter mitler darinen und weis sy auch auf den rechten weg,

---

dieses sehr zerrütteten u. verweltlichten Klosters, 1513, war als Pfleger ein Nürnberger Kriegsmann, Wilhelm von Waldeck, über dasselbe gesetzt worden. Als seine Beziehungen zu den im Kloster als Seelsorger wirkenden Nürnberger Predigermönchen immer gespannter wurden u. er sogar einen derselben mißhandelte, rief ihn der Rat 1518 von seinem Posten ab und ersetzte ihn durch einen andern Söldner, Michael Schluchter.

Die Engelthaler Nonnen, von dem Provinzial des Predigerordens und ihrem Beichtvater dazu aufgefordert, verweigerten dem neuen Pfleger den Gehorsam; des Klosters Amtleute und das Gesinde setzten der offiziellen Einsetzung desselben heftigen Widerstand entgegen, so daß ihnen der Rat mit Gewaltmaßregeln drohte.

Inzwischen erging sich der in Nürnberg weilende Provinzial des Predigerordens in scharfen Ausdrücken gegen den Rat, weil er ohne seine Mitwirkung einen neuen Pfleger bestellt und sogar Wilhelm von Waldeck, der durch die Mißhandlung des Mönches in Acht und Bann gefallen sei, nicht zur Rechenschaft ziehe. Der Rat sei in der Ausübung weltlicher Hoheitsrechte über das Kloster, z. B. bezüglich der niederen Gerichtsbarkeit, der Auflage außerordentlicher Steuern u. a., ungehindert, aber den eigenmächtig eingesetzten Pfleger würde er nicht anerkennen, da dem jeweiligen Provinzial der Prediger seit 1513 durch päpstliches Breve Gewalt verliehen worden, das Kloster Engelthal „in zeitlichem und geistlichem zu versehen." Der Provinzial fügte angeblich hinzu: „Er wer babst und kaiser in diesem kloster, so went das umbfangen, mit vil ungeschickten reden, den er zu einer gleichnuß angefangen und gesagt, ein rat würd auch nit gern sehen oder zulassen, so inen die kaiserlich majestät einen hauptmann wider iren willen wolt hersetzen."

Die Nürnberger Predigermönche, denen die Sache immer unangenehmer wurde, suchten zu vermitteln. Sie meinten, der Rat sollte für Engelthal wie an den andern Nürnberger Klöstern einen Bürger zum Pfleger bestellen, „der schreiben und lesen kunt, die vertrag, markung und dergleichen handlung zu beschreiben, der sollte dem rat, auch der priorin pflicht thun und mit der priorin wissen handeln." Dieser Vorschlag war richtig, aber er blieb beim Rate unbeachtet. Wenn die Nonnen die Persönlichkeit des Schluchter beanstandeten, so kann uns dieses nicht wundern; diesem fehlten thatsächlich die notigen Eigenschaften eines Verwaltungsbeamten; er war ein dürftig gebildeter, rauher Kriegsmann. Es mußte die Nonnen verletzen, daß man ihnen einen Beamten vorsetzte, der nicht einmal das Bürgerrecht besaß, während den übrigen Nürnberger Klöstern stets angesehene Ratsmitglieder als Pfleger beigegeben waren. Die Wahl des Pflegers war thatsächlich keine glückliche, aber der Rat wollte dieses nicht zugestehen.

Sein Zorn traf nun die Predigermönche, die, wie er meinte, „durch ihr

Digitized by Google

wes sy unrecht haben. Sy sen je sunst fleißig gewest almal mit dem gotlichen dienst und den gotlichen emtern, das sy meim Lemel seling und mir desto lieber warn. Lieber vetter, wis auch, das unser wirdigen muter gestern mit deim prief ein prief worn ist

---

heimlich, listig und geschwind praktizieren und anrichten" den Provinzial gegen ihn aufgereizt hätten. Zu stolz, um mit diesem direkt zu verhandeln, schickte der Rat den Konsulenten Willibald Pirkheimer mit mehreren andern Ratsherrn in den Konvent der Predigermönche, um hier „und sonst nit" auf alle Anklagen zu antworten. Pirkheimer wies zunächst auf das Verdienst des Rates um die Reformierung des Engelthaler Klosters 1513 hin; er habe stets dessen Vorteil im Auge gehabt „in kraft der obrigkeit und des schutzes von kaiserlicher majestät ihm erblich, ewiglich und unwiderruflich zugestellt." Er verteidigte die treffliche Amtsführung des ersten Pflegers Wilhelm von Waldeck; wegen seines Vergehens gegen den Mönch habe ihn der Rat abberufen, und er wolle es auch nicht hindern, wenn man den Pfleger vor ein weltliches oder geistliches Gericht stelle. Den neu ernannten Pfleger, Michel Schluchter, nannte Pirkheimer „einen unverleumbden redlichen gesellen", der erst kurz mit redlichem Abschied aus Bamberg in den Dienst des Rates getreten sei.

Scharf wandte sich nun Pirkheimer gegen die Forderungen und Anklagen des Provinzials. „Dergleichen spitzigen reden", meinte er von diesem, „sind dem rat von keinem fürsten hie im haus nie begegnet". Er nannte die Predigermönche undankbar gegen Rat und Bürgerschaft; nur das Wohlwollen und die Wohlthaten derselben ermöglichten dem Kloster, „eine solche tapfere menge von personen zu unterhalten."

Dem Provinzial gebühre nur die Oberaufsicht über die geistlichen Angelegenheiten des Engelthaler Klosters. Wenn ihm das päpstliche Breve die Visitation desselben in spiritualibus et temporalibus zugestehe, so gebe ihm dieses „in der weltlichkeit keinen vorteil." Dem Rate gehörten seit alters her der weltliche Schutz und Schirm über Engelthal, und bei diesem werde er stets beharren. Der Provinzial sollte also den Rat nicht weiter mit dergleichen bedrohlichen, spitzigen Ansuchen belästigen, sonst werde er auf Wege denken, die dem Predigerorden unangenehm wären. Einige Mönche schlugen vor, der Rat sollte sich an den apostolischen Stuhl nach Rom wenden, damit das vielumstrittene Wort „weltlich" aus dem Breve gestrichen werde.

Der Provinzial beharrte auf seinen Rechtsanschauungen und erklärte, er werde seine „endliche meinung" dem Rate in einer besondern Schrift darlegen. Er that es aber nicht, sondern begab sich am 20. Nov. 1518 nach Bamberg, „do er vil ungeschickter reden und bedroung ausgesagt, er wolle sich beim papst, dem pfalzgrafen und churfürsten, seinem beichtsohn, bei Franz von Sickingen und andern orten hierüber beklagen, und daß ein rat im höchsten bann were."

Unterdessen schien sich der Provinzial doch eines bessern besonnen zu haben. Am 29. Nov. erklärten Hans Ebner und Hans Imhoff, der Vetter der Kath. Lemlin, im versammelten Rate, daß auf ihre persönlichen Unter-

Digitized by Google

von eim geſellen, iſt zu der „weiſen krun“ an der judengaſſen zu herberg, der ſchreibt, wie die junckfrau, der Diterichen tochter, die nun hie umb den orden geworben hat, im und ſunſt eim die ee (Ehe) geheißen hab, und mon ſoll ir nichs zuſagen, er woll for (zuvor) mit ir rechten, und ob ſy es nit hie hab geſagt, das ſy den nit tun hat, und gab gros fur, wie mon ſy ſo gern umſunſt zu Engeltal het und wolten einsgangs ein ſchaferin aus ir machen, da ſy ſo ſer geſchickt wer mit rechen (Rechnen) und anderm aus-

---

handlungen hin das Kloſter Engelthal nunmehr den neuen Pfleger anerkenne; es bäte wegen ſeiner bisherigen aus dem Gehorſam gegen die geiſtlichen Oberen hervorgegangenen Weigerung um Entſchuldigung. Auch die Nürnberger Predigermönche thaten dieſes unkluger Weiſe in einem beſonderen Schreiben.

Nochmals erſchien eine Ratsbotſchaft im Predigerkloſter, um dem verſammelten Konvente das der Reichsſtadt Nürnberg erteilte kaiſerliche und päpſtliche Privilegium über Engelthal vorzuleſen; ſie betonte, daß ſich der Rat nicht in rein geiſtliche Dinge des Kloſters einmiſche, aber ſeine Vogteirechte ſtets zu wahren wiſſe.

Mit den ältern Vätern des Konventes beſprach die Ratsbotſchaft die Drohungen des Provinzials. Das Kloſter ſolle deſſen Vorhaben „verhindern und abſtellen, damit er dem rate nicht unruhe mache und urſach gebe, den grund und die warheit aller gehandelten ſachen auszuſchreiben, denn wo dieſes geſchehe und bei der gemein lautbar gemacht werde, ſo möchte es dem kloſter nicht zu kleinem ungleich, ſchaden und nachteil gereichen.“

Der Prior beteuerte nochmals der Mönche Unſchuld bei dieſem Handel; ſie wollten dem Provinzial zu Füßen fallen und ihn von weiteren Schritten abzuhalten ſuchen. „Wo er ſich aber nit wolle erweichen laſſen und auf ſeinem harten kopf beharre, was könnten ſie ihm dann thun? Sie wären arme kloſterleute, müßten unter dem gehorſam leben, wollten ſich darum zu einem rat verſehen, ſie mit gnade und gunſt zu bedenken. Denn ſie könnten eines rates und der gemein ungunſt, die ſie von tag zu tag empfänden, in die länge nicht ertragen und wo es eine kleine zeit in jetzigem weſen bleiben ſollte, nicht den halben convent ernähren.“

Man erwiderte den Vätern, ſie ſollten ſich ihrem Erbieten gemäß halten, um ſich die alte Gunſt des Rates wieder zu erwerben. Damit ruhte die ganze Streitfrage. Im Schoße des Rates erwog man zwar noch, ob man die Sache nicht in Rom weiter verfolgen ſollte. Das eingehende Rechtsgutachten der Ratskonſulenten kam jedoch zu dem Reſultat, daß es „nit allein nit not, ſondern auch nit nutz ſei, dort ainig declaration zu erlangen.“

Die beiden beanſtandeten Engelthaler Pfleger finden wir 1519 unter dem Nürnberger Kriegskontingent, das in Württemberg gegen Herzog Ulrich ſtritt. Michel Schluchter muß überhaupt nur ganz kurz ſeinen Poſten in

Digitized by Google

richten und wie ir der jetzig prior zum predigern, her Kreuzer[1]), also darum anleg. So wolt der falzgraf[2]) sein flecken und lontschaft mit krigen wider einnemen, so wür es wider ofen. Es wolt mir aber nit eingen, das es als also wer, wie sy sagt. Also ist es ein ding von jung leut, die irn freyen willen haben . . . Sag mir deim weib, deiner snur (Schwiegertochter) und all deim folk mein arms gepet und nym vergut mit meim pflazeten (d. h. schlecht geschriebenen) schreiben, es ist pey dem liecht gescheen und in großem eilen. Damit befilch ich euch alle unserm lieben hern und seiner lieben muter Maria und dem ganzen himelischen her. Datum an sant Endersabent (29. Nov.) im 18. jar.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Auffschrift wie vorher.

25.

Ave Maria etc. Jesum Christum unser seligmacher und Maria, sein allerheiligste gepererin, kint und muter wunsch ich euch und eurer lieben hausfrauen mit allen tugenten und genaden zu einem guten, seligen neuen jar; damit mein und des ganzen convenz unvergeßliche gepet mit steter gutwilligkeit und waß wir

---

Engelthal bekleidet haben. Ein Ratsschreiben vom 18. März 1519 berief ihn zum Pfleger über Heimburg.

(Nach den Ratsprotokollen 1518 u. 1519 sowie dem Ratschlagebuch Nr. 2 im Kgl. Kreis-Archiv zu Nürnberg.)

[1]) Prior Johann Kreuzer im Nürnberger Predigerkloster.

[2]) Nürnberg hatte durch seine Teilnahme am Landshuter Erbfolgekrieg 1504 Teile der Oberpfalz, u. a. Lauf, Hersbruck, gewonnen. Die pfälzischen Kurfürsten erkannten die neue Herrschaft nicht an, sondern suchten durch Bündnisse mit einigen Reichsständen, durch Verhandlungen u. ev. durch Waffengewalt das verlorene Gebiet wieder zu erlangen. Gerade 1518 und nach dem Württemberger Kriege 1519 befürchtete man in Nürnberg einen Kampf mit dem Pfälzer Kurfürsten und dem mit diesem verbundenen Ansbacher Markgrafen. Die Reichsstadt betrieb deshalb große Rüstungen. Nach langwierigen Unterhandlungen erreichte endlich der Rat, daß Pfalzgraf Friedrich, der Sohn des 1508 verstorbenen Kurfürsten Philipp, sowie der Kurfürst Ludwig V, die gerade beim Reichsregiment in Nürnberg weilten, auf ihre alten oberpfälzischen Besitzungen verzichteten. Der Rat entschädigte sie 1521 mit 32000 fl. und gab ihnen das Kloster Gnadenberg sowie das Schloß Heimburg zurück.

Digitized by Google

alle liebs und guz vermugen gen got und im zeit zuvoran. Mein lieber herre und unſer getreuer vater und wolteter, eur und eur frauen und kinder geſundheit und wolgeung (Wohlergehen) nach ſel und leib hort wir alle von herzen gern; wiſt uns auch in gewonlicher geſuntheit, got hab lob. Mein erberen, lieber her, ich und der ganz convent danken euch mit ſunderm großen fleis als guz, das ir uns teglich thut, und inſunderheit, das ir unſern kreuzgangk alſo mit den ſchonen figuren und gleſer gezirt habt, das uns alle von herzen erfreud. Got der herre wols euch hundertveltig widerlegen hie in zeit und in der ſeligkeit mit allen ſeinen auserwelten in nyſſung des ſchonſten, hochſten, peſten guz on end. Ich hof, ir habt das wohl angelegt, wan ir von uns und unſern nachkommen vil furpitter werd haben. Die andechtig figuren werden dy ſchweſtern morgens und abens oft heymſuchen in widergedechtnus der ſchmerzlichen gen (Gänge), die der her Jeſus in ſeinen marter gangen iſt. Ich ſchick euch das kindlein Jeſus mit dem ſecklein ſeiner genadenreichen menſchwerdung; nempt daraus ſo vil getult und ſenftmutigkeit, das ir und euer hausfrau großmutig und ſtarck ſeit in allen widerwertigen zufellen und pittrigkeiten diſer zeit, und von einer ytlichen ſchweſter ein roſenkrenzlein der muter gottes Maria, das ſie euch und die euren in yrer furpit und beſchirmung wol haben, und ein wenig cloſterkrepflin, wolt in gutem willen zu einem trunck nyſſen mit eur hausfrau. Wiewol ich weis, das irs wol peſer habt, ſo begibt ſichs oft, das einer guten wein hat und im ein mynder peyweil (bisweilen) auch luſtlich iſt. Ich ſchick euch ein kes, ob euch dy pey uns pas ſchmecken, denn die euren. Damit befil ich euch und eure hausfrauen und was euch lieb iſt in den frid und ſegen gottes. Datum eritag nach ſant Erhartstag (11. Januar) im 19. jar.

Soror Urſula, abtiſſin zu Maria Mey.

Unſer liebe ſchweſter Lemlin iſt geſunt von den genaden gottes; ſie iſt ſunderlich wol erfreud, das ir und eure freuntſchaft zu merung geiſtlichs andacht auf kreuzganck mit den viguren alſo gezirt habt.

Aufſchrift: Dem erbern, weiſen herren Hanſen Imhoff, purger zu Nurnberg, unſerm gunſtigen, lieben herrn.

26.

Ave Maria etc. . . . Die genad gotes ſey dein grus. Lieber vetter,

Digitized by Google

wis, das mir dein prief pey der Jegerin sun worn ist, darinnen ich vernym, das es euch allen wolget, got dem hern sey lob. So ist es mit uns auch im alten wesen von den genaden gotes. Lieber vetter, du schreibst auch unser wirdigen muter großen douck um ir arme clostervererung; sy pit dich, du wolst irn guten willen dafur annemen, das sy euch pede gern wollt pas (besser) verern, und sy und ich dancken dir freuntlich deiner freuntlichen erpietung fur uns und die ped cofent und dastu auch als (so) gutwillig wilt sein und uns das gelt gen Auspurg wilt machen. Wir haben geleich auch woll gedacht, der von Hürnheim [1]) wer jetzund nit also zu Auspurg sein, als er sich versechen hat zu der zeit, als er uns geschriben hat. Es ist uns ein großer schreck geweist der abgang hochloblicher gedechtnis des keisers [2]), wan es woll zu besorgen ist, wie du schreibst, das es widerwertig im reich zu wer gen (zu werde gehen). Der almechtig got woll uns alle sein gotliche genad und parmherzigkeit mitteilen und uns nit strafen nach unser verschulden und woll sein gotliches mitel darein schicken, das es pesser wer mit dem krig. Es wirt sunst ein arms dinck sen (sein), die leut, for arm, sunderlich auf dem land. So ist es uns auch zu besorgen, es wer uns heur ubel gen mit unsern zinsen und den weingerten im wirtemwergischen land [3]), das wir großen mangel musten leiden. Unser lieber herr wolt uns den sunderlich versechen, der die sein nit verlest, die ir hofnung in in setzen. Es wirt euch (d. h. Nurnberg) auch vill kosten, wen ir so vill leut müßt schicken [4]), wen mon neur (nur) vill gutz schuf.

---

[1]) Das Kloster hatte gegen Verpfändung eines Dorfes und gegen 5% Zinsen 1000 fl. an Wolf von Achelfingen, einen Verwandten des Walter von Hürnheim, geliehen. „Ich hof", schreibt Kath. Lemlin über diese Geldanlage am 18. Januar 1519, „es sey ein guter kauf; ich halt nur, er wer es nit lang verzinsen, wan er ist ser reich, ist keiner mer des geschlechs oder nomens da. Er hat gern kind und hat erst fert (voriges Jahr) ein weib widergenumen, starb im eine, hat still gar die franzosen gehabt; unser lieber herr behut uns alle dafor nach seim gotlichen willen".

[2]) Der Kaiser Maximilian I starb im Januar 1519.

[3]) Ganz Württemberg war in Krieg und Aufruhr; der Herzog Ulrich wurde vom Kriegsheer des Schwäbischen Bundes seines Landes verwiesen.

[4]) Als Mitglied des Schwäb. Bundes mußte Nürnberg auf den zwei Kriegszügen nach Württemberg ein bedeutendes Kriegsheer stellen. Die Unkosten der Reichsstadt betrugen 47884 fl. Landswährung und 10 Schillinge.

Digitized by Google

wen der zeug zuſamen kumt; es will lecht unſer lieber herr die welt alſo ſtrafen, darum wer not, das wir uns treulich zu im kerten und in um ſein parmhertzigkeit peten. Er tu uns hie, wie er woll, las uns neur von ſeim gotlichen angeſicht nit geſcheiden (geſchieden) wern ewiglich . . . . Lieber vetter, wis, das uns die fenſter ſer woll gefallen und die figur auch, den das ſy neur nit all ſenlich (ſehnlich, gefühlvoll) gemacht ſen. Dem kün wir nit tun, ſy wollens umer auf eine neue ſeltzama art machen. Mon molt jetzund unſerm lieben hern neur rotz und grabs (grau) hor; ich halt, mon tu im kein eer (Ehre) darmit; es haben ſchir all figur unſer lieber herr grabs har, du haſt es lecht woll geſechen; es ſitzt unſer lieber her da, da mon (ihn) kront (krönt) wie ein feiſter prieſter. Er ſolt in (ihn) in eim roten mantel gemacht haben und plutig und verwunt; er hetz woll etlich figur gar vill ſenlicher gemacht, und da er das kreutz tregt, iſt er auch nichs ſenlich. Ich pat meiſter Veiten ſer darum, da er hie war, er ſoltz neur ſenlich machen, wen ir im ſo fill geltz müſt dafur geben, ein ort [1]) und ein gulden, ſo het ers woll fleißiger gemacht, und wen wir heten gewiſt, das die fenſter die weiten hetten gewunnen, ſo wolt wirs ein wenig großer haben machen laſſen, wer lecht eben das gelt geweſt. Ich hab dem ſwager geleich nichs davon geſchriben, ſolt ich faſt damit klagen, ſo konn mons nit anders machen. Ich wolt als gern, ob du mir zwei oder dreu leblein [2]) lieſt machen, dorfſt aber nit fill dafon ſagen, oder ob du etwa alte heſt; es ſen ein wenig ſcheiben und pleis uberpliben, da wolt wir ſunſt zwey oder dreu zillige (mäßig kleine) fenſter machen ander enten und darein ſetzen zu einer gedechtnus. Wir haben ein eſterich (Fußboden) machen laſſen an der ein ſeiten im kreutzgang, iſt in 18 jarn nit gemacht worn. Das rechen (rechnen) wir den Tuchern, Fürern und den andern zu; es pleibt an jedem teil ein wenig uber; aber nit fill, da mach wir das fon. Ir habt furwar ein gros, guts werck tun und geſchicht fill andacht, da das ir, ein got well, als teilhaftig wert. Wir haben die krunung der junckfrauen Maria uber

---

dazu wurden 100 Zentner Pulver verbraucht. Befehlshaber des Nürnberger Kontingentes war der Verwandte der Kath. Lemlin, Chriſtoph Fürer, welcher den Zug nach Württemberg beſchrieben hat.

[1]) Ein Ort war der vierte Teil eines Guldens.

[2]) d. h. Löwen im Imhoff'ſchen Wappen.

Digitized by Google

des vetter seling (selig) wapen gesetzt, sicht gar senlich und andechtig, afters darnach angehaben (angefangen) mit der abschidung unsers lieben herrn am grün donerstag, das rechen ich dem vettern, dem alten Peter Imhoff, zu, und dir unsers lieben herrn abentessen und afters nach einander die sibene sollet, und meinten, wir wolten eur aller nomen daruber lassen schreiben an die went mit einer großen geschrift und nach dem alter, wie ich den da geschriben hab, zu einer gedechtnus auch den andern allen, es sich erst eim kloster geleich. Darum last euchs nit reuen, lieber vetter. Der Hans Heß hat uns die achthalben gulden nit geschickt, wir hetens gern gehabt; als ich dir schrib, da schrib sein schwester herauß, du hest es irm pruder geben und heß in ir rechnung gesetzt zu dem einnemen; da dorft wir in (ihm) nymer darum schreiben, wan sy heten uns dargelichen, und schrieb dir darum, du solst es mein swager zu den figuren lassen einslagen, so wir im schuldig warn. Es ligt aber nit so gros daran, das du kein sorg darum darfst haben; wir haben uns behelfen müssen. Es het die wirdig muter leuten darauf verzilt auf weinachten, must sy ein weil ein anders entlechen (entlehnen), das sy den leuten hilt; es haben die leut heraußen nit lang zu peiten (warten), was mon von in kauft. Lieber vetter, ich wünsch dir vill gelücks zu dein enicklein, dem jungen Pecham[1]), wir sen alle fro, das unser lieber herr dein tochter also genediglich erfreut hat; unser lieber her woll sy weiter behüten nach seim gotlichen lob und irer sel heil. Jetzund nit mer, den ich befilch euch alle in die beschirmung unsers lieben hern und das furpit der junckfrauen Maria und des gantzen himmelyschen hers. Datum an sant Jülyonatag im 19 jar.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

(An Hans Imhoff.)

27.

Ave Maria etc. . . Es ist uns eine große anfechtung, das ir jetzund also anfechtung habt mit dem margrafen[2]), und unser lieber

[1]) Paulus Behaim, geb. 25. Januar 1519. Ueber seine Lebensgesch. vgl. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg III. 73ff, VI. 57ff, VII. 39ff.

[2]) Zu dem alten Streite der Ansbacher Markgrafen mit Nürnberg über Gerichtsbarkeit, Geleitswesen, Waldrecht und Wildbann kam 1519 ein neuer,

Digitized by Google

herr woll ſein gotliche mitel darein ſenden, das es zu keim krieg kum, es ſen for fill armer leut. Man hat euch ſchun gemeine pet tun, der her woll euch parmherziglich von eurn veinten und allem ubel erloßen nach ſeim gotlichen wolgefallen und eur und unſer aller ſel heil. Die wirdig muter ſchickt nun gen Norling (Nördlingen) zu dem Pirckamer (Willibald Pirkheimer) und lies in laden zu eim armen cloſtermal und das er die andern hern mit im nem, die von Nurmberg wern, mon (men) ſo hat er es unmus halben nit tun kunen; heten in (ihn) gern gehabt, auch der wirdig vater. Mon ſagt auch, es wer der Jeronymus Holzſchuer heraufen, den het wir auch gern gehabt. Er iſt aber, gelaub ich, nit da geweſt . . . .

Datum am ſant Peterstag ketenfeir (1. Aug.) im 19. jar.

Sweſter Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

(An Hans Imhoff.)

28.

Ave Maria etc. . . . So vernym ich auch, das heur aber (wieder) nichs aus der reis wirt, das dein weib und die Furerin und ander heraus kümen. So wil ich mich ſein geleich erwegen, pis es einmal unſer lieber her ſchickt, das ſy kumen zu uns. Du haſt mein auch zu deiner kirbe (Kirchweih) gewunſcht; ich denck je auch an euch, wen ein kirbe dinen iſt, aber nit, das ich dapey ſollt ſein, ſunder mit meim armen gepet, das ich euch allen tu, wen es neur unſerm lieben hern genem wer. So ſchreibſtu mir, das die Pechamyn [1]) tot iſt; unſer lieber her ſey irer lieben ſel und gelaubigen ſelen genedig und parmherzig; mus dein tochter nun die hausſorg tragen. Lieber vetter, ich wunſch dir vill gelucks zu deim ſtand und purgermeiſteramt und vil mü und erbet und ich wunſch dir gott den heiligen geiſt in dein ſel und herz,

---

der über den Weinzoll. Es war dieſes eine drückende Steuer, welche der Markgraf auf jeden Weintransport legte, der ſein Gebiet berührte. Der Streit nahm einen bedenklichen Charakter an, als man markgräflicherſeits die ſchwerſten, durchaus unbegründeten Verdächtigungen gegen die Reichsſtadt erhob. Dieſe rüſtete zum Kriege, der vorläufig nur durch die Vermittlung des Kaiſers verhindert wurde.

[1]) Michel Behaims Witwe, Margarete, die Schwiegermutter von Imhoffs Tochter Klara. Sie ſtarb am Dienſtag nach Petri Kettenfeier 1519.

Digitized by Google

das du die ding alle mugst woll ausrichten zu dem lob gotes und deiner sel heil und zu hilf und trost deines nechsten. Ich wil wol gelauben, du hast sein nun als mer geraten; so es aber also auf dich vom hern geworfen ist, so wirt er dir, ein got well, die genad geben, das es dir leicht wirt. Ich mus nun schir (bald) anheben (anfangen) und dich erzen (mit er anreden) und erlich halten; ich hab es aber jez im alten lassen pleiben. Darum nym mirs nit in argen auf. Ich hab mir woll gedacht, es hab lecht (etwa) dem vetter seling Kunrad Imhof vermacht, das ich in (ihn) in mein schreiben tutzt, das er als unwillig mit unserm gelt war. Die wirdig muter, der wirdig vater und pede cosent lassen dich mit allen den dein grusen und ir gepet sagen. Datum am sant Augustynes (28. Aug.?) abent im 19. jar.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

(An Hans Imhoff.)

29.

Ave Maria, gratia plena, dominus tecum. Ersamer, freuntlicher, lieber herr, mit meinem und des ganzen convents vertreulicheſ gebet zu gott wunsch ich euch, eurer ersamen, lieben hausfrauen und kinden ain guts, seligs neus jar, und alles hail, gluck und seligkait zu sel und leib. Und das es euch allen wolgieng, das wer uns ain sundere freud und danckſagung zu got; umb uns ist es, das wir dem hern zu dancken haben. Main recht lieber herr Imhoff, ich bit, eure weisheit umb gotswillen wol mich in eure kundschaft nemen und mich mitsampt meinen zwayen armen conventen euch bevolhen lassen sein, desgeleich eur liebe hausfrau. Eur weishait hat uns pisher bey unsern forigen zwayen mutern vil guts mit treuem fursatz gethan und uns pisweillen mit wurtzen (Gewürzen) zu willen worden, wan irs gehabt hand, und ander gutheit bewisen, got der herr wol euchs mit ewiger belonung bezalen, wir wollen eur gen gott nit vergesen, und ich wil mich alles guten zu euch versehen als zu unserm allerliebsten fraint unsers gotshaus. Eur liebe mum, swester Lemlin, die mir von hertzen lieb ist und allen swestern und billich, wan sie ein aufenthalterin, pauerin unsers armen gotshaus ist, sagt uns oft von euch, wie ir sie so hertzlich lieb gehabt hund (habt), und sie euch hinwider, und wie ir ye zu ir gesprochen habt, da sie ins closter hat gewelt:

Digitized by Google

„Ich main, du wenſt (wähneſt), du kinſt (könnteſt) ſunſt nit ſelig werden“ und habt ir den ſtain gewunſch (gewünſcht), das er ſie hinder, und heten ſie gern bey euch behalten. Mein hertzlieber her, es hat muſſen ſein, der almechtig got hat ſie von ewigkait in ſein allerheiligſten orden auserwelt, den er ſelbs aus ſeinem gotlich mund ſant Birgitten zu ere ſeiner lieben muter geben und geſprochen: „Ich hab ein regel gemacht meinen allerliebſten freunden“. Laſt euchs nichts mer ſein, freuent euch in got mit ir, wan ſie nem in der warheit nit hundert tauſent welt, das ſie nit an dem ort wer. Ir ſolt ongezweiffelt ſein, gott wirt euch umb die freuntſchaft und gutheit, die ir mit einander mecht gehabt hun, ewiger (lon) geben. Darumb ſollt ir uns ſie gantz gutig in eurem hertzen gunen, dem armen cloſterlin Maying. O wie gütlich iſt uns die ſchweren jar von ir geſchehen, da wir unſere dinger nit heten wiſſen zethainen (?), got geb ir und allen denen, von den uns unſer noturft wirt geraicht, zu aufenthalten in dem dienſt gots, ſein gotliche genad und barmhertzigkait, amen. Ich ſchick euch ain wenig cloſterkrepflin zu einem ſchlaftrunck, wolt ir und eur liebe hausfrau mit einander eſſen, und das kindlein Jeſus und von einer yetlichen ſweſter inſunderheit ein roſenkrantz der ſeligen gepererin gots Maria, die wel euch und allen den euren umb irn lieben ſun Jeſus erwerben ain gelucklichs, geſunds jar. Mein lieber herr, ich bit euch, welt abermal umb gotswillen gemut ſein und uns fur 8 fl. wirtz ſchicken, 1 u. guts ſafron, fur 2 fl. ymper (Jngwer), fur 1 fl. fuſty von negelin und fur das uberig kurtzen pfeffer. Unſer liebe ſoror Lemlin hat euch ye umb die ding geſchriben, es wil ir zu vil ſein, hat mich beten, ich ſol euch ſelbs ſchreiben umb die ding; ſie hangt gern unſerm herrn an. Unſer wirdiger, lieber vater mitſampt ſeinen prüdern entpeut euch und eur lieben hausfrauen ſein gar willigs gebet mit wunſchung vil guter, ſeliger neuer jar. Damit bevilh ich euch alle in die menſchwerdung Jeſu Chriſti.

Datum montag nach ſant Erhartstag (9. Januar) im 20. jar.

Soror Anna,[1]) abtiſſin zu Marie May,
euer willige allzeit in got.

Dem erſamen und weiſen herrn Hanſen Jmhoff, dem eltern, burger zu Nurmberg, unſerm freuntlichen, lieben herrn gehort der prif.

[1]) Anna Erhard von Ulm 1520—1521.

30.

Ave Maria, die gotlich genad mit aller irer auswurckung wunsch und beger ich euch allen in eure herzen, liebe Henfin Imhoff, und damit mein arms gepet. Wen es euch allen wolging, das wer uns allen ein freud; so ist es mit uns auch, das wir got dem hern in alle dinge dancken sollen, wiewol uns der herr groslich angriffen hat und hat uns unsern lieben wirdigen vater[1] seling genummen aus diesem zeit am suntag sant Kilyonstag zu nacht mit eim gutwilligen, vernunftigen und, des ich hof, seligen end; der almechtig. ewig, gutig wol seiner lieben sel genedig und parmhertzig sein mit allen gelaubigen selen. Wen es wider den willen gottes nit wer gewest, so het wir in je gern lenger gehabt und ist uns in peden cofenten hertzlich leit um in (ihn) geschecen. Er ist ein frumer, treuer vorgeer gewest und hat groſze lieb gehabt zu dem gotlichen dinst und aller geistlicher zucht und der heiling regel. Unser lieber herr geb im dort die ewige freud dafur. Er ist sechs wochen kranck gewest; da ich dir nun schrib von seiner swachheit, da meint ich noch nit, das wir in solten verhessen. Es ist aber leicht der will gotes gewest, man hat kein fleis mit im gespart; es war nun ein tockter fon Norling (Nördlingen) pey im heraußen, da war ich als krouck an den stulen (Durchfall) mit zuchten (mit Verlaub zu reden), das in unser wirdige mutter zu mir auch herein lies, also riet er mir, wie ich mich halten solt und was man mir zu essen und trincken solt geben, das es mit der hilf gotes pesser wur. Aber ich pin lang matlas (Nürnbergisch:matt) darnach gewest, pis ich wider zu der kraft pin kumen, got hab lob. Wir haben auch gestern eine alte frume kuchenswester, des ich hoff, gen himmel geschickt; ist über die neu(n)tzig jar alt gewest und lange zeit im heiling orden gewest und lang unvermüget (kraftlos) gewest, den das sy gen kirchen gangen ist, er (ehe) sy gar nyder kom. Unser lieber herr sey irer lieben sel genedig und parmhertzig und allen glaubigen selen. So hab wir am vergangen samstag wider ein wirdigen vater gewelt, heist herr Jacob, ist von Meintz ausher purtig[2]; ist ein geistlicher gelerter herr; der almechtig got wol

[1] Prior Bernhard Eypischhofer von Augsburg 1508—1520.

[2] Jakob Kitz von Ingelheim 1520—1529. Vgl. üb. ihn Binder a. a. O. 185.

Digitized by Google

im ſein genad mitteilen, das er uns alſo mug forſein, das wir mit im alle ſelig wern, amen. Das hilf uns unſern lieben hern piten und las dir auch unſern lieben wirdigen vater ſeling befolchen ſein und ſag es den andern freuntin und gunerin, die yn kent haben, auch der Jorg Ketzlin, die im ſunderlich lieb geweſt iſt von irs mans wegen. Ich kon es je nymat ſchreiben auf das mal, ich hab vill zu peten, und get mir nit faſt von ſtat. Wir peten fur unſer alte ſweſter Walpurg ſelige eben als fill als fur den wirdigen vater ſeling; pet ir auch etwas, ſy hat mich ſer lieb gehabt. Liebe Henſin Imhoff, die Elspet Heſſin hat her geſchriben, wie du ir geſagt habſt, es ſen die wurtz jetzund ſer teur; du hofſt, es wer ein ſchif uber kumen, das ſy pasfaller (wohlfeiler) wern; will ſich die wirdig muter ein weil behelfen. Aber des ſaferans kon ſy nit geraten, pit den vettern, das er als gutwillig ſey und uns ein u. ſchick und das uberig gelt behalt von dem leibding, pis er uns etwa die andern wurtz ſchick. Wen dem vettern etwa zymy (Zimmt) kumen und ein wenig wolfler wern, ſo pit in fleißig unſern wegen, das er uns ein halbe pfunt guter geb, ich darf nit mer begern. Die wirdig muter ſchickt im die quytantzen ums leibding; ſo hab wir vernummen, das er dem Heß die 50 gulden aus hat gericht, dafon ich im nun geſchriben hab. Unſer lieber her widerleg euch peden al eur mü und erbet, die ir von unſer aller wegen habt. Es hat mir der vetter Jeronymus Imhoff, der purgermeiſter, nun geſchriben, wie er und ſein ſun[1]) von den genade gotes wol heim ſen kumen und in uberal recht zu ſey geſtanden; das iſt uns allen ein freud geweſt und mir ſunderlich. Mon hat yn oft pet, weil ſy auſen ſen geweſt. So hat er nun wider eins gepetz begert, hab im willen, ſein ſun zu verheiraten. Das hab wir auch tun; unſer lieber herr wol in mit einer frumen junckfrauen verſechen zu ſeim gotlichen lob und ir aller ſel heil. Ich hab im neulich pey der Apalonya geſchriben, die iſt jetzund zu Auspurg, wirt mir lecht ein potſchaft wider von im pringen. Jetzund nit mehr, den die wirdig muter, der wirdig vater, pede cofent enpieten dem vettern und dir ir gepet und all den eurn. Desgleichen ſag dem vetern und deim folck alle und unſern guten freunten und freuntin, es iſt mir zu vill zu nennen,

[1]) Leonhard Imhoff, geb. 1498 † 1557.

auch mein swager und swester, den Furern und irn weibern. Damit befilch ich euch alle got dem hern, seiner lieben muter Maria und dem gantzen himelischen her. Datum am pfintztag nach der zwelfpoten teilung (19. Juli) im 20. jar.

Swester Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufschrift:
Der erbern, tugethaftigen frauen
Katerina Hensin Imhoff zuNürnberg,
meiner lieben mumen, sol der prief.

31.

Ave Maria etc. So ist es mit uns auch, das wir got dem hern dancken, den (außer) das uns unser lieber her hat zu im gefordert aus diser zeit unser liebe muter ebtessin selige, als die Lorenz Tucherin hie was und weck wolt. Wen es wider den willen gotes nit wer gewest, so het wir sy gern lenger gehebt; es hat aber dem hern also gefallen, unser lieber her wol irer lieben sel genedig und parmherzig sein und allen gelaubigen selen. Ich hof, unser lieber her hab uns, ein got well, woll wider versechen mit einer ebtessin und vorgeerin, ist auch von Ulm[1]) . . .

Datum an sant Martatag (29. Juli) im 21. jar.

Soror Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

(An Hans Imhoff.)

32.

Ave Maria, Jesus Christus, der starck herr und kreftig uberwinder, der uns durch sein piters leiden und allersmertzlichsten tod und allerfreudenreichste urstend (Auferstehung) von dem ewigen tod erlost hat, der wol dein trost und starck sein in all dein sachen und geschefften zu sel und leib. Das beger ich dir von got dem hern mit meim armen gepet, lieber vetter. Wen es dir wolging zu sel und leib, das wer uns allen ein freud; du pist aber ein weil swach gewest, das ist uns allen mitleidenlich gewest. Man hat dir getreulich gepet in peden cofenten. Ich hof, dein sach sey sind (seither) pesser worn, ein got wel; ich hab deim weib ein

[1]) Nach dem Tode der Aebtissin Anna Erhard folgte ihr Anna Haselbeck von Ulm 1521—1561.

Digitized by Google

ertzeny (Arznei) geſchriben, hoft ich je zu unſerm lieben hern, es ſolt dir dinen, es wer der ſtein oder pes flus, verſuch es got dem hern zu lob. Es machen lecht auch deine große geſcheft, ſo wolt wir dich dennoch auch gern müen, und ſchickt dir unſer wirdige, liebe muter da zwu quytantzen den hern um das gelt in der loſungſtuben,[1]) die andern dem Criſtof Fürer. Die wirdige muter und ich piten dich gar freuntlich, du wolſt das gelt einnemen und wolſt 32 gulden dafon wechſeln und dem Hans Heſſen 30 gulden an müntz ſchicken, ſeyn wir im ſchuldig und der Apalonya, die die zwen geben, hat ſy hie ins cloſter geben, das ſys mit ir darf tragen, überlont; ſy mus den hern (Mönchen) piretlein kaufen, der ſen ſy notturftig. Lieber vetter, was ſy koſten, gib ir von dem aufſchatz von den 32 gulden; das ander ſchick uns an golt heraus; es haben leut vor etlicher zeit golt herein gelichen, die wollen jetzund zalt ſein wider mit gold. Wen mons in die wurtz macht, hoft ich, es ſolt, ein got wel, wol heraus kümen. Ich hab deim weib die wurtz wider anzeichnet. Lieber vetter, haſtu der wurtz ein teil, ſo gib uns und las dich der müe von unſern wegen nit verdrißen. Ich hof zu unſerm lieben hern, er wer (werde) ſelber der beloner ſein, laß dich nymat mit deiner lieb von den geiſtlichen ziechen, ich hof der her verſmech ir arms gepet nit. Jetzund nit mer; unſer wirdige, liebe muter ebteſſin, unſer wirdiger, lieber vater und pede coſent entpieten dir ir gepet und freuntlichen grus. Lieber vetter, ich danck dir freuntlich der guten tateln und zyweben, die mir dein weib geſchickt hat; ich begert nichs von euch, ſo wir euch funſt vill mü machen. Unſer lieber her widerleg euchs als (alles). Damit befilch ich dich mit all den dein in die lieb Jheſu Criſty und in das furpit der hochgelobten junckfrauen Maria und des ganzen himeliſchen hers. Datum am achten des heiligen oſtertag (29. April) im 22. jar.

Soror Katerina Lemlin
zu Maria Mey.

Aufſchrift:
Dem erbern und weiſen hern Hanſen Imhoff
zu Nürmberg, dem eltern, meim lieben vetern.

---

[1]) Unter Loſung verſtand man in Alt-Nürnberg die von den Bürgern aus dem Vermögen und dem Jahreseinkommen zu entrichtende Steuer, deren Höhe je nach der Finanzlage und den Bedürfniſſen der Reichsſtadt wechſelte. Die beiden Loſunger waren die höchſten Beamten der Stadt, die zugleich die Ober-

33.

Ave Maria, die gotlich genad mit aller irer auswurckung wünsch ich dir in dein sel und hertz darinen zu wurcken alles gut, das got dem hern loblich ist und deiner sel heil, damit mein arms gepet. Lieber vetter, wen es dir mit all den dein wolging, das wer uns allen ein freud; so ist es mit uns allen auch, das wir got dem hern dancken, wie wol wir umer swach leut unter uns haben jetzund; am fiber kreisten (stöhnen) die swester, es wirt aber von den genaden gotes pesser. Ich hab dein swachheit nun auch vernumen in deim prief, das uns allen mitleidenlich ist. Ich hof aber je zu unserm lieben hern, dein sach sey pesser worn oder werd, ein got well, pesser, so steinlein und gries von dir sen gin worn (gehend worden), als mir dein weib hat geschriben, es mochten groser auch pey dir sein und schir (bald) gin, wo sy noch nit gangen wern. Ich hof aber, es sey kein gar großer; gehab dich woll und nyme denoch je etwas, das denoch nit zu hart treibt, so legt er sich nit so hart. Es ist mir ein große freud, dastu dich unsern lieben hern als wiliglich lest, wie ers mit dir mach, das wir den alle zu aller zeit tun sollen, wan wir je nit zu unserm edelen, ewigen ursprung und allerhochsten gut und ewiger himelischer freud kumen mugen, den durch den leiblichen tot. Darum soll wir des albeg willig sein. Lieber vetter, unser wirdige liebe muter und ich dancken dir gar freutlich deiner gutwiligkeit und mü, die du mit unserm gelt gehabt hast. Unser lieber her sey dein ewiger lun hie und in der zukunftigen welt um das und alles gut. Es ist uns als (alles) worn und ausgericht auch pey dem Hans Heß. Unser wirdige liebe muter schickt dir da die quytanzen um das leibding; wechsel uns das golt und gib es deim weib; die mus wir aber müen. Itzund nit mer, den unser wirdige, liebe muter, unser wirdiger, lieber vater, pede cosent entpieten dir ir gepet und freuntlichen grus. Damit befilch ich dich mit all den dein in die beschutzung und schirm der heiligen dryfaltigkeit und in das furpit der hochgelobte junckfrauen Maria und des gantzen

---

aufsicht über die Finanzen und den Staatsschatz besaßen. Ueber die Losungsstube auf dem Rathaus vgl. Mummenhoff, das Rathaus in Nürnberg, S. 59ff.

Digitized by Google

himeliſchen hers. Datum an unſer lieben frauen aben (1. Juli) irer heimſuchung im 22. jar.

S. Katerina Lemlin
zu Maria Mey

Aufſchrift:

Dem erbern und weiſen hern
Hanſen Imhof, dem eltern, zu Nürnberg,
meinem lieben vettern.

34. [1])

Mein willigen dienſt zuvor, freundliche, liebe ſchweſter. Mir hat Chriſtof Kreß [2]) dein geſundheit angezeigt und einen gruß von dir geſagt, bin erſtlich deiner wolfart erfreuend; ſo bedanck ich dir auch deins gruß und gedechtnuß. Hette mich längſt verſehen, du ſolteſt wider einmal zu unß gein Nurmberg beſehen haben, dann ich je gueter hoffnung bin, dieweil es der almechtig gott dermaßen geſchickt, du werdeſt es wol bedencken, eher du wider in das kloſter geheſt. Ich bin nit im cloſterleben erzogen oder erhalten worden, derhalben ich nit gewis weis, wie es der end zugehet; es iſt mir aber glaublich, wie du auch von mir unzweifel oft gehört haſt, das ich geſagt, ſo ſich eins ins cloſter, umb das er die welt flihen will, begibt, hette ich ſorg, er werde die welt erſt darinen recht finden, und das ich ſorgte, es ſolt in ſchein eins gueten eher und mer ein teufliſch dann ein engliſch leben ſein. Es iſt je ein groß wunder, dieweil ein zeit her das cloſterleben für das gottlichſt alß fur das vollkummen geacht worden, das Chriſtus doch deſſelbigen mit einigen wort nit gedacht hat. Wol ſpricht er, wir ſollen vater und mutter, hauß und hof, wiſen und ecker ſeinerhalb verlaßen; er ſpricht auch zu dem, ſo ihn fragt, was er thun ſolt: „Verkauf was du haſt, gibs den armen und folg mir nach.“ Aus dieſem allem kan ich nit verſtehen, das er uns weiſt auf mußiggehen,

---

[1]) Aus Chriſtoph Fürers Geheimbuch fol. 649—650 im v. Fürer'ſchen Familienarchiv. Auf dieſen Brief bezieht ſich auch Lochner, Geſchichtliche Studien, Nürnberg 1836, S. 74 ff. Kath. Lemlin, an welche der Brief gerichtet iſt, befand ſich in Öttingen. Vgl. Einleit. (Bd. 6 dieſer Zeitſchrift) S. 266.

[2]) Chriſtoph Kreß, Nürnbergs hervorragender Diplomat und oberſter Kriegshauptmann, (geb. 1484, † 1535) der ſich gerade beim ſchwäbiſchen Bundesheer gegen die aufrühreriſchen Bauern befand.

feiern, betteln und dergleichen, ſunder das wir ſollen arbeiten, den armen geben und dergleichen. In ſumma alß dahin gericht, das wir oder ein jeder chriſt mit ſeinem werck, gelt und guet dem nechſten geb und hilf, nit das ihm ſelbſt gegeben und geholfen ſoll werden, ſunder ein jeder chriſt ſoll in der not und trubſal gedultiglich mit Chriſto das kreutz tragen. Wiewol nun auch ein jeder arbeiter des lons wirdig, ſo weis ich doch nit, was dem fur lohn ſoll gegeben werden, der mit menſchen und nit mit gottes geboten umbgehet, dann ihre werck, wie Chriſtus ſagt, vergebenlich ſind und obwol wil geſagt werden, man bet und faſt in klöſtern ſambt mer cloſterwercken etc., ſo geſchehen doch dieſelbigen werck mer aus eignem nutz, euch ſelbſt zu gut und nit dem nechſten und ſunderlich nit denen, ſo euch nit zeitlich guts thun, derhalb kein lieb darinen wird gefunden. Dartzu ſo hat unß gott auch nit gepoten, viel zu papern und zu beten, ſunder hat uns das zu unſern gefaln geſtellt, da er ſpricht: „Wann ihr beten wolt, ſo ſolt ihr alſo beten.“ Derhalben ihr cloſterleut euch einigen troſt oder verheiſung auf eur werck nit zuziehen mügt, ſunder ich het laider ſorg, ihr verſündete euch mer in ſolchen ſcheinenten wercken, dann ihr damit guts thet, wann man aber Chriſtum und ſeine gebot der werck will anſehen, ſo ſoll man auf die werck gehen, die er unß geboten hat, als da er ſpricht: „Welcher einen in meinem namen einen trunck waßer gibt, der ſoll ihm unbelonet nit bleiben. Item ich bin hungerig geweſt und ihr habt mich geſpeiſt, ich bin durſtig geweſt und ihr habt mich getrenckt, mit lengern worten etc.“, die gleichnuß des, ſo im Jericho in die hand der mörder viel etc., und ſolcher gleichnuß wolt ich nur viel anzeigen, da es alles hin gericht iſt nit im ſelbſt, ſunder dem armen durftigen zu helfen nit mit dem, das ich meinen hunden gib, als uberblieben ſpeiß oder von meinem uberfluß allein, ſunder auch von meiner tarb, alß die wittib, die den helbling in den gottscaſten legte. Auß ſolchem allen und ſunder zweifel auß deinem ſelbſt eigen verſtand kanſt du finden, daß diß cloſterleben nit der gerecht, geſtrackt weg zu dem himelreich iſt, ſunder biſt du gewiß, wie mir von dir geſagt wird, jetzt gegen den armen krancken in einem beßern leben, und wiewol du vormals auch darinen biſt geweſt und dich darauß gegeben haſt, welches gelaßen viel beßer geweſt, ſo iſt es doch unzweifel getreuer, guter meinung von dir geſchehen. Es iſt auch nicht wunder, das

Digitized by Google

ein menſch ſich irrt oder felt, ſo es nur wider aufſtehet. Derhalben erman ich dich auß ſchuldiger pflicht von dein und deines nechſten wegen, du wolleſt die tag, ſo dir noch zu leben aufgeſetzt in der welt, den armen zu hilf und troſt verzern und hinbringen, dartzu du dann ſunder zweifel noch ein zimblichs außkumen des deinigen magſt gehaben. Fehlt dir dann etwas, ſo ſoll dir mein armut, die ich hab, mittgeteilt werden. Das aber ich, wie vorſtehet, dir das cloſterleben ſo ganz vernicht, möchteſt du achten, es kem auß dem, das ich jetziger neuer, des Luters ler anhing; dartzu ſag ich nein. Wiewol ich mit gott bezeugen will, wie es auch vor lang von mir gehört iſt worden, das ich dem cloſterleben nie den rechten weg hab, mögen zulegen, ſo bekenn ich doch auch, das ſeit des Luthers ſchreiben ich in den evangeliy und epiſteln viel mer dann vorhin geleſen hab und allerley, worauf mich mein geiſt, das chriſtlich ſein ſolt, geweiſt, das hab ich unangeſehen aller prediger ſingen und ſagen in mein gemuet gemerckt. Glaub mir auch gentzlich, ich bin den alten gebreuchen nit alß faſt, alß dieſen jetzigen, unſeren gebreuchen und leben entgegen und wieder geweſt, dann wie mir zuvorn von unſern vorgehern umbs gelt betrogen worden, alſo betriegen und bringen unß die jetzigen prediger von aller tugent, zucht, gewißen und alle gute ſitten, alſo das ſie uns auß einem menſchlichen leben in ein teufliſch, vihiſch leben führen, welchs allein daraus kumet, das ſie nunmaln mit keinen wercken, ſunder allein mit eim zernichten, erdichtem glauben das himelreich erwerben wollen, darin die geſetz und werck, darauf uns doch Chriſtus weiſt, gantz umbgeſtoßen werden; derhalben das volck jetzt von keinem ſauern verdienſt, ſunder allein mit ſüßem verdienſt, alß der mit glauben zuget, ſelig wollen werden. Darauß dann erfolgt, das es zuget, das ein chriſtenmenſch billich ſolt erbarmen, welchs aber, viel mer der prediger dann der andern alß untertan ſchuld iſt, fur eins. Zum andern iſt diß unſer piſchoff, prelaten und anderer geiſtlichen ſchult, welche gewiß wiſen, das ir gewalt, ſo ſie ihnen ſelbſt zugeleget, nichtig, das auch ihr thun gott nit gefellig, auch das mit grund der ſchrift nit beweiſen oder erhalten kunden. Derhalben eher ſie ihr zeitlich ehr und bracht in fahr und zweifel, ob ſie das erhalten möchten, ſetzten, eher muſten wir in dieſem zenck und irrtum bleiben und nimermer davon gered oder gehandelt werden, ſolten wir gleich an ſeel und leib zu grund

Digitized by Google

verderben. Ob nun das daßig getreue hirten ſind, davon Chriſtus ſagt, das haſt du zu bedencken. Der almechtig gott wird ſunder zweifel ihr boeß gemuet nit lenger gedulten, ſunder ihnen ihren lohn darumb geben, dann welcher den willen ſeins herrn weiß und nit thut, der wird viel ſchleg mußen leiden etc. Ich glaub nit, das der almechtig gott unß dieſen munch, den Luter, geſand hat, unß einen ſundern weg gein himel zu weiſen und zu leren, ſunder allein darumb, den grol und feindſchaft wider die geiſtlichkeit in den gemeinen mann zu bringen, darauß dann ihr ſtraf und lon, wo es mit willen nit verkumen, volgen wird. Darumb, liebe ſchweſter, ich bitt dich, du wolſt ſolch mein ſchreiben getreuer und guter meinung verſtehen und dich hieher zu deinen freunden thun; gefelt dir das weſen hie nit, halt dein weſen ein zeitlang zum Gnadenberg auf dem hof herauß [1]), alda du den armen leuten auch konſt behilflich ſein. Diß thun kan die leng nit beſtehen, ſunder es wird, wie abſtehet, ein reformirung der geiſtlichkeit bringen; ſobald das geſchehen iſt, wollen wir, alß ich zu gott hof, bald einen chriſtlichen, löblichen, fruchtbarn glauben uberkumen, des ich zu den almechtigen gott hof, du, auch ich, das erleben wollen. Demnoch wolleſt dein hertz und gemüet nit auf dein vorig cloſter und derſelben belibne frauen reden ſetzen, dann dieſe feldt-clöſter zuvor nit beſtehen werden bleiben, und ob ſie von den paurn nit umbpracht, ſo werden ſie oder ihr aufheben durch ihr herrſchaft eingefangen, wie ich dann weiß, das es an viel orten geſchieht. Darumb laß dich nit uberreden, etwas zu pauen, es iſt vergeben gelt, du darfeſt dir auch deine ſchweſter nit zu hertzen laſſen gehen, dann, dieweil ſie der end anheims ſein, zweifelt mir nit, ſie werden durch die grafen von Otting erlaubnuß, ihre güeter, wo das auf-heben nit wolt reichen, zu verkaufen erlangen, damit dieſelbigen zimblicher weiß ein außkumen ir lebenlang haben werden. Solchs alles bitt ich getreuer meinung von mir zu verſtehen, dann, wiß gott, ich nit mich, ſunder dein leib und ſeel darinen anſiche, dann du haſt mich zu deinem beſten willig. Datum Nurmberg am freitag nach Weinachten (29. Dez.) im 25 jar.

Chriſtof Fürer.

---

[1]) Die Familie Fürer beſaß ein Anweſen in Gnadenberg, wo ſie während der Sommermonate gerne verweilte.

Digitized by Google

Ich hab dieſen brief mein ſchwiger (Schwiegermutter, die Witwe des Hans Imhoff) laſen leſen und iſt mir nit entgegen, das du ihn bey dir deine mitſchweſtern, oder wem dir gefellig, leſen leſt. Ich ſtell es zu dir, ich hab dir abſchrift meiner ſchrift geſchickt, dann die meinig nit wohl zu leſen iſt.

Digitized by Google

Die süddeutschen Bauern im spätern Mittelalter.

Von Rudolf Goette.

Die Forschung über die bäuerlichen Zustände im späteren Mittelalter geht immer mehr in die Breite und Tiefe, wobei wohl die Empfindung mitwirkt, daß sich von hier aus die inneren Zusammenhänge des Werdeganges der deutschen Volkskultur erschließen lassen. Mit Recht hat v. Zingerle im Anzeiger für deutsches Altertum (1893 in der Besprechung von Willi Stoewer: das Kulturgeschichtliche im Meier Helmbrecht) betont, daß sehr gediegene allgemeine Kenntnisse erforderlich sind, um Einzelarbeiten auf diesem Gebiete für die Wissenschaft nutzbar zu gestalten. Die meisten begnügen sich aber damit, ein enges Feld ohne Rücksicht auf das Umliegende zu beackern. Eine Arbeit von Alfred Hagelstange[1]) dient nun dem Zwecke, eine zusammenhängende Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse in Süddeutschland zu geben. Sie umspannt ihrem Titel nach das ganze Mittelalter und stützt sich vornehmlich auf litterarische Quellen; die Weistümer sind besonders ausgiebig verwertet. Urkundliches Material ist kaum benutzt, die ausländische Litteratur nirgends herangezogen worden. Es sollen nun hier im allgemeinen Anschluß an den Gang des Buches die Ausführungen Hagelstanges nach einigen Richtungen hin ergänzt werden; wo ich mich mit seiner Auffassung nicht einverstanden erklären kann, werde ich ihm die meinige entgegenstellen.

Hagelstange nimmt in üblicher Weise eine altgermanische freie ackerbautreibende Bevölkerung an; wie die Masse der Freien in verschiedene Formen der Abhängkeit verfiel, hat sich ein Bauernstand gebildet. Mit den neueren Forschungen über diese Frage

[1]) Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig 1898, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

(Meitzen, Wittich, Hildebrand) findet er sich nicht ab. Unter allen Umständen müßte aber klar hervortreten, wie und wann sich eigentlich ein Bauernstand von andern Berufsständen abgesondert hat.

Im früheren Mittelalter war bekanntlich nicht der Beruf, sondern die höhere oder tiefere Stufe der Freiheit oder Unfreiheit für die gesellschaftliche Stellung des Mannes entscheidend, und die alte Rangordnung wurde erst durch das Emporsteigen der ritterlichen Dienstmannen gelockert, die um 1100 anfangen sich nach ihren Dienstgütern zu nennen. Die Reste der Unfreiheit schwinden bei ihnen erst im Laufe des 13. Jahrhunderts. 1222 schließt der Pfalzgraf Ludwig mit Tegernsee einen Vertrag, daß die beiderseitigen Ministerialen ohne jede Abgabe gültige Ehen sollen abschließen können. Die Kinder sind secundum conditionem Frisingensis ecclesiae zu teilen[1]). Von großer Bedeutung ist aber eine Urkunde Friedrichs II. aus Ens[2]). Hier wird den Dienstmannen Oesterreichs und der Steiermark das alte Vorrecht bestätigt, daß sie sich nach Belieben in beiden Ländern niederlassen dürfen, und dann hebt der Kaiser den „schlechten Brauch" auf, daß ihre Söhne und Töchter durch die Fürsten nach deren Belieben verheiratet werden; sie sollen diese, mit wem sie wollen, verbinden können. Ebenso wird ihren Töchtern das Erbrecht zuerkannt, und es soll ihnen freistehen, ihr Lehen zu verkaufen oder zu verschenken. Anderwärts jedoch lagen die Verhältnisse noch minder günstig. 1239 beurkundet die Aebtissin von Göß, sie habe über eine Ministeriale mit dem Herzog von Kärnten vereinbart, daß dieser ihr unter seinen Dienstmannen einen Gatten suchen solle, dem sie in die Ehe gegeben wird — (in matrimonium collocari heißt es bezeichnender Weise[3]). Noch 1303 werden Ministerialen dem Benediktinerkloster Ettala in Baiern mit dem Bedingen übergeben, daß die Kinder geteilt werden sollen[4]).

Aber schon vorher hatte die Berufsgemeinschaft, welche die ritterlichen Kreise unter dem Gesetz der Höveschheit zusammenschloß, hatten die glänzenden Heerfahrten der Kreuzzüge das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gesteigert, sodaß unter Friedrich I. ein

[1]) Mon. Boica VI.
[2]) Steirisches Urkundenbuch II No. 354.
[3]) A. a. O. N. 377.
[4]) Mon. Boica VII.

geſetzmäßiger Abſchluß des ritterlichen Standes nach außen ſtattfindet und nur Söhne von Rittern zugelaſſen werden. Das wirkte auf die Lage der außenſtehenden zurück und führte zu einer Umwälzung in der Gliederung der Geſellſchaft.

Zwar hat ſich ein Stand freier, nicht ritterlicher Grundbeſitzer durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten. Die Schöffenbar Freien des Sachſenſpiegels, die Mittelfreien im Schwabenſpiegel waren jedenfalls nicht immer Ritter. Die dritte Klaſſe der Freien im Sachſenſpiegel 'sind gebûren und sitzent auf dem lande.' Der Fridericianiſche Landfriede von 1235 ſtellt den Miniſtreialen dem vir integri status et bonae famae (dem sendbar friman) nach. Der Meier des armen Heinrich iſt ein ſolcher vir integri status. Der Herr kann ſich mit ſeiner Tochter ohne jede Minderung ſeines Standes vermählen[1]). Das Recht dieſer Freien iſt iſt es, als Schöffen in den Zentgerichten zu walten, wovon die Weistümer bis ins 15. Jahrhundert Kunde geben. Grundbeſitzer, denen vermöge ihrer ſozialen Stellung die Ehre des Schöffenamtes zukommt, die aber nicht die Ritterwürde erlangt haben, werden in einer Art Verlegenheit bisweilen als Edelknechte bezeichnet; daß es ſich um dienende Knappen handelt, wo beſtimmte Namen unter den Schöffen einer Zent durch Geſchlechter hindurch immer wiederkehren, iſt nicht denkbar.

Die harte Anſchauung, daß die Pflugarbeit an ſich erniedrige und vom Schildesamt ausſchließe, iſt im Zeitalter der Kreuzzüge herrſchend geworden. Sie iſt ein Ergebnis des feudalen Geiſtes. Ihr entſpricht ganz die ritterliche Verachtung der Pfefferſäcke, worüber ſich bezeichnende litterariſche Zeugniſſe in dem Liederbuch der Clara Hätzlerin finden. Wie die Geſetzgebung von dieſen Anſchauungen berührt wird, läßt ſich an zwei Urkunden Friedrichs I. klar erkennen. Ein Provinzial-Landfrieden für Rheinfranken, der angeblich von Karl dem Großen herrührt und von Friedrich I. 1179 in Weißenburg erneuert ward, giebt noch von den Verhältniſſen einer älteren Zeit Kunde. Die Bauern und Leute bäuerlichen Standes (rustici et eorum condicionis viri) ſollen öffentlich keine andern Waffen als Schwerter tragen. In den Städten ſollen

---

[1]) Schulte, eine neue Hypotheſe über die Heimat Hartmanns von Aue in Zeitſchrift f. dtſch. Altertum. XXI, 3.

Digitized by Google

ſie unbewaffnet gehen, in ihren Häuſern jedoch eine möglichſt vollſtändige Rüſtung (quelibet arma) haben, damit ſie auf den Ruf des Amtmannes (judex) bereit ſind; denn ſie ſind verpflichtet, wenn es not iſt, dem Aufgebot des Amtmannes zu folgen. Hier zeigt ſich die alte Wehrhaftigkeit der Freien noch in Geltung, und die angeführten Beſtimmungen haben gegen das Ende der Regierung Friedrichs I. noch den thatſächlichen Verhältniſſen in Rheinfranken entſprochen, obgleich deſſelben Kaiſers allgemeiner Landfrieden aus dem erſten Jahrzehnt ſeiner Regierung (1152—1157) von ganz andern Anſchauungen beherrſcht iſt und einer neuen Gliederung der Stände Rechnung trägt. Der Bauer ſowie der Kaufmann werden in letzterem dem Ritter gegenüber geſtellt. Dem Bauer iſt es bei 20 Schilling Buße verboten, Schwert oder Lanze zu tragen; wenn ein Kaufmann zu ſeinem Schutz auf einer Geſchäftsreiſe Waffen mit ſich führt, ſoll er das Schwert am Sattel befeſtigen oder auf den Wagen legen, damit er, wie es heißt, der der Verſuchung entgeht, ungerechte Händel anzufangen. Der Geſetzgeber ſchenkt hier dem Daſein eines freien, nicht ritterlichen Mittelſtandes gar keine Beachtung; die Verfügung gegen das Waffentragen der Bauern faßt nur in der Freiheit beſchränkte Perſonen ins Auge. Erſt von dieſer Zeit ab kann man von einem Bauernſtande ſprechen, der zwar noch Perſonen ſehr verſchiedenen Rechtes umſchließt, dem gegenüber aber die Geſetzgebung von dem Beſtreben beherrſcht iſt, alle Unterſchiede zu überſehen und alle Bauern über einen Kamm zu ſcheeren. Ueber dieſe Verhältniſſe hat ſich Hagelſtange keine Klarheit verſchafft, wie er mir auch die Maſſe der freien Bauern, die bis ins 13. Jahrhundert und mehr oder weniger herabgedrückt darüber hinaus vorhanden iſt, zu unterſchätzen ſcheint. An Stelle der Scheidung in zwei Klaſſen dürfte eine Dreiteilung in 1.) freie, 2.) zinspflichtige, 3.) hörige Bauern den wirklichen Zuſtänden eher entſprechen. Uebrigens haben ſich im 12. und 13. Jahrhundert die Bauern und die niedere Ritterſchaft nicht durchweg ſo ſchroff gegenübergeſtanden, wie Hagelſtange annimmt. Die Dienſtmannſchaft iſt großenteils aus bäuerlichem Beruf hervorgegangen, und die Lieder des heimiſchen Minneſanges aus der erſten Hälfte des 12. ſpiegeln eine Welt wieder, die ſich ſoeben aus dem Mutterboden volkstümlichen Empfindens, wie es ſich an vielen Stücken der carmina burana erkennen läßt, heraus-

gelöst hat. Die Einschildritter standen durch ihre wirtschaftliche Lage und Lebensweise den Bauern nahe; gar mancher Inhaber einer Ritterhufe mochte wie Neidhart auf den Verkehr mit den Bauern angewiesen sein. Des letzteren Beziehungen zu seinen bäuerlichen Nachbarn sind jahrelang durchaus freundliche gewesen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er, wie auch Walther in seinem fahrenden Sängerleben, Lohn für seine Tanzweisen nahm [1]), der in Hühnern, Korn und ähnlichen Gaben bestehen mochte. Tumbe Knappen erschienen nach ihm auf den Tanzfesten der Bauern und stehen ihm bei seinen verliebten Bemühungen im Wege. Von einem Ritter Budinger in der Nähe von Köln erzählt Cäsarius von Heisterbach, daß er des Weines wegen alle Kirchweihfeste der Umgegend aufsuchte [2]). Das Verhältnis zwischen den Bauern und Stadtbewohnern erscheint bei Hagelstange in durchaus schiefer Beleuchtung; er bedenkt nicht, daß Lebensweise und Anschauungen in den Städten vielfach bis in unsere Zeit hinein bäuerlich waren, und schiebt dem Mittelalter den neuzeitlichen Begriff des städtischen Bürgers unter, während doch die Bewohner der Städte in sehr verschiedene gesellschaftliche Klassen zerfielen. Er steht dabei zu sehr unter dem Einfluß der bauernfeindlichen Schmähliteratur am Ausgange des Mittelalters; indeß man erfährt bei ihm gar nicht, daß sich eine geistige Kluft zwischen Bauer und Städter eben damals zu bilden begann, weil der erstere in dem alten Bildungsstande verharrte, ja ob seiner Vereinzelung in tiefere Roheit zurücksank, während die Fortschritte der Zeit, die humanistische Bildung und Weltanschauung das bürgerliche Dasein zu steigern und zu verfeinern begannen. Auch über das Emporstreben des Bauern zu ritterlichem Ansehen urteilt er zu ungünstig, weil er sich von den Stimmungen in seinen Quellen beherrschen läßt. Nicht alle Bauern, die Ritter wurden, machten ihrem neuen Berufe Unehre.

---

[1]) Die Verse:

Sine ein guldin huon, ich gibe dir weize
(schiere dô
wart ich vrô)
sprach si nach der hulden ich da singe.

lassen bei seiner realistischen Art kaum eine andere Deutung zu.

[2]) Dialogus miraculorum XII, 41.

Digitized by Google

Wo eine ausreichende wirtſchaftliche Grundlage vorhanden und der Mann tüchtig war, vergaß man die unedle Abkunft bald. Seifried Helbing [1]) betrachtet allerdings die Verbindungen von Bauersſöhnen mit Rittertöchtern und ihre Erhebung zu Einſchildrittern mit geringem Wohlwollen; aber aus ſeiner Darſtellung geht hervor, daß in Oeſterreich um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts viele Bauern in dem höheren Stande Wurzel ſchlugen, was die unſichern Zuſtände erleichtern mußten. Die Edelleute machen die Bauern zu ihren Hausgenoſſen, ſo klagt der Knecht im Bade [2]). Gab es doch ſelbſt unter den Dienſtmannen manche, die ſich lieber zu den Bauern, als zu den Einſchildrittern hielten. Auch Ottokar von Steier, der von den gleichen Gefühlen wie Seifried Helbing beſeelt iſt, bezeugt das erfolgreiche Emporſtreben wohlhabender Bauern. Einer war ſogar von König Rudolf zum Amtmann in Freiburg gemacht worden, und der Dichter rühmt ſeine Tüchtigkeit, „wand er ein gebûre was“ [3]). Beſonders in Allemannien haben viele Meierfamilien ſich mit edlen Geſchlechtern verſippt und dauernd Aufnahme im Adel gefunden. Wo freilich nur Arbeitsſcheu, Eitelkeit und Verlangen nach einem Herrenleben zum Trachten nach ritterlichen Ehren führte, konnte nichts Gutes daraus entſtehen. Eine räuberiſche Brut, die Plage der armen Leute, ſproß dann an den Landſtraßen empor, und ſolche Hegereiter fanden ſchließlich das Ende des jungen Helmbrecht, wie es ein Schelm verdient. In Hugo von Trimbergs Renner wird es ausführlich beſchrieben, wie ein ſchlauer Knappe dem jungen Meiersſohn Ruprecht, der ein frommer Knecht iſt, ſein erſtes Schwert in hohem Mute trägt und den Mädchen zum Tanze vorſingt, Geppe aus der Rittersburg Hungerthal als Gattin empfiehlt, guten Lohn empfängt und die Verbindung zuſtande bringt. [4]). Schon nach drei Monaten aber bekommt Geppe ein Kind, das Ruprecht aufziehen muß. Der

---

[1]) VIII, 197 f.

[2]) Seifried Helbing III, 112.

[3]) Reimchronik ed. Seemüller V, 1 und 2, Vers 31 856 f.

[4]) Renner V, 1692 f.

man drücket ein hant in diȩ hant — Seht alsus wird dise ê gemacht, als es der Knappe hat ê erdaht.

Gauch zieht dann junge Gäuche[1]) wie Hachenteufel, Nimmervoll, Zerresschloß, Bauernfeind, Galgenschwengel, die wie ihre Namen besagen, in des jungen Helmbrecht Weise das Gäu unsicher machen.

Einen Kernpunkt für jede Untersuchung über die Lage des Bauernstandes wird ja immer die Belastung der Bauern bilden. Es ist aber nicht so leicht, hier ein sicheres Urteil zu gewinnen. Gewiß ist, daß die ursprünglich festgesetzten Abgaben bis ins 14. Jahrhundert hinein wesentlich die gleichen blieben, indes der Wert des Bodens bedeutend stieg. Daher fällt in das 13. Jahrhundert für die deutschen Bauern eine Zeit wirtschaftlicher Blüte, zumal die Siedelungen im Osten und der Zug nach den Städten Gelegenheit zur Erringung eines selbständigen Daseins boten und durch die Steigerung des Wertes der Arbeit die Verhältnisse auf dem Lande wiederum zu Gunsten des abhängigen Bauern beeinflußten. Ein allgemeines Urteil jedoch über ihre Lage im Mittelalter wird man kaum fällen dürfen; wenn Hagelstange (S. 20, Anm. 3) behauptet, daß der Gesamtbetrag der Lasten in der Regel gering war, und S. 21, daß bei den Zinspflichtigen das eigentliche Pachtgeld meist nur in einer ganz kleinen Summe zur Anerkennung des Obereigentums bestanden habe, so schweben diese Behauptungen völlig in der Luft. Ich möchte ihnen auch für das 13. Jahrhundert, ohne Frage die günstigste Zeit, keineswegs beipflichten. Die Zahl der nur mit einem ganz niedrigen Zins belasteten Huben ist allerdings nicht gering; sie finden sich in geistlichen und weltlichen Gebieten in geschlossenen Massen beisammen; aber hier liegt sicher Freiheit oder ein der Freiheit nahestehender Zustand vor, den man auch dort erkennen muß, wo das Zinshuhn nur durch das Gatter gereicht zu werden braucht. Mit der geringen Steuer wird dann die Hoheit einer Herrschaft anerkannt. Angaben über den Umfang der Belastung, die als Verzinsung der besessenen Hube anzusehen ist und als Gült, Steuer, Hubengeld bezeichnet wird, fehlen bei Hagelstange gänzlich. Es sei hier einiges angeführt was einen Begriff von der wirtschaftlichen Lage des zinspflichtigen Bauers in den besten Zeiten des Mittelalters zu geben geeignet ist.

---

[1]) Vgl. [illegible] ziehen. In der Redensart [illegible] fährdung der echten Art aus.

Zunächst seien die Verhältnisse des Rhein- und Mosellandes auf Grundlage von Lamprechts statistischen Aufstellungen gemustert. Allerdings ist hier hauptsächlich infolge des frühen Eingreifens einer Grundherrschaft die Zersetzung der Hubenverfassung im 12. und 13. Jahrhundert schon weit mehr als anderwärts fortgeschritten, die Nutzbarkeit für den Grundherrn oft nahezu in Frage gestellt. Die jährliche Verzinsung der hörigen Hube beträgt nach Lamprecht im 8. bis 9. Jahrhundert 9,5 %, im 12. 4,5 %, in der ersten Hälfte des 13. 4,2 %, in der zweiten Hälfte nur noch 2,4 % vom Werte[1]). An anderem Ort[2]) sind hauptsächlich auf Grundlage der Urbare von Prüm und St. Maximin, des Niederrheinischen und des Lacomblet'schen Urkundenbuches die Erträge von größeren Höfen und kleineren Anwesen (curtes et curticulæ) zusammengestellt. Es sind im ganzen 192 Gruppen, die jede eine Anzahl von in sich gleichwertig besteuerten Hufen oder Höfen zusammenfaßt; die Gesamtzahl der Stellen beträgt 2225. Auf die Hufe kommt nach einer Berechnung des Durchschnitts eine Steuer von 29,88 Denaren. Da man den Denar bis zum Ende des 13. Jahrhunderts auf 1,46 Gramm Silber zu berechnen hat, beträgt der Durchschnittssatz rund 15 Gramm Silber, also etwa 9 Reichsmark an Silberwert. Um die Höhe dieser Belastung besser zu verdeutlichen, lasse ich hier einige Preisangaben folgen. Ein Malter Hafer kostete durchschnittlich 1, ein Malter Roggen 2, Weizen 3, ein fettes Schwein sechs Schilling. Ein Sester Landwein (5—6 Liter) galt in gewöhnlichen Zeiten 6 Denare; für ein Ohm (Kölner Ohm 141, Trierer Ohm 159 Liter) wurde also etwa eine Mark (= 12 Schillinge zu 12 Denaren) oder mehr als das Vierfache des Durchschnittszinses an Geld gelöst.

Die Zinsbeträge auf Weizen und Roggen sind gering, nur 19 Gruppen zinsen Weizen und zwar gewöhnlich 1 Malter, Roggen zinsen 35 Gruppen in denselben Mengen wie Weizen. Nennenswerter sind die Hafergülten. Hier sind 94 Gruppen beteiligt, die Durchschnittshöhe des Satzes ist aber dieselbe, wie bei anderen Getreidearten. Ein Weinzins geht nur von 14 Gruppen ein, und zwar sind 8 Ohm und dann 4 Ohm die höchsten Er-

[1]) Deutsches Wirtschaftsleben I, 1 S. 620. II. S. 612 f.

[2]) Wirtschaftsleben II, S. 188 f.

Digitized by Google

träge. Im Durchschnitt entfallen 218 Liter auf die zinsende Hufe. Von einiger Bedeutung ist der Hühnerzins; er kommt häufiger vor, als er fehlt, und es werden dann 1—4, auch 5 und 6, bei 2 Gruppen sogar 10 Hühner geliefert; an Eiern werden 10, 15, 20, seltener 40, 50 und 60 gezollt. Dazu kommt noch bei 19 Gruppen die Todesfallsteuer des Besthaupts und zweimal taucht auch eine Empfängnissteuer, die Vorhure, auf, die in einer kleinen Geldabgabe, oft auch nur in einigen mit den Hausgenossen zu vertrinkenden Sester Weins bestand. Endlich ruht auf einigen Gruppen die Last der siebenten Garbe.

Die Dienste nehmen im Ganzen nur einen geringen Teil der Arbeitszeit in Anspruch, vom Sommer selten mehr als 10 Tage. Ein nicht sehr bedeutender Bruchteil der hörigen Grundstücke (etwa ein Zwölftel) ist allerdings mit Steuern und Frohnen weit reichlicher bedacht. So frohnen die Hörigen des Klosters Prüm in der Eifel 150 Tage und zinsen außerdem 10—15 mo. Spelz oder Weizen. Insgesamt waren die Steuern und Dienste für die Bauern an der Mosel im 13. und 14. Jahrhundert erträglich; zu einer übersprudelnden Lebensfreude konnten sie bei der Zersplitterung der Höfe nicht gelangen; die Rheinbauern hingegen hatten damals wie die in Süddeutschland ihre goldene Zeit. Daß im Rheingau die alte Freiheit gewahrt blieb, läßt die in Band V dieser Zeitschrift veröffentlichte Arbeit von F. W. E. Roth erkennen. Die Zehnthöfe des Clarissenklosters zu Neuß zinsen durchschnittlich ein Malter Weizen von 5 Morgen, 1 Malter Roggen von drei Morgen Acker[1]).

Ein Bild von der Lage der bairischen Landbevölkerung im 13. Jahrhundert geben die Saalbücher des bairischen Herzogtumes in den Monumenta Boica XXXVI, Pars I. Der Band enthält: 1) Das Urbar des älteren Dukates aus dem Jahre 1240, 2) ein weit vollständigeres von 1280. Die Eingänge sind nach Ämtern gegliedert; das ältere führt darunter Gastein, Karlstein, Burghausen, Öttingen, Landau, Landshut, Freisingen, Heimburg, Kufstein, Pfaffenhofen, Ingolstadt, Ellenbach, Straubingen, Kambe, Schweinchendorf, Velburg, Riutenburg, im ganzen 35 auf. Eine

[1]) Tücking, Urkunden und Akten aus dem Archiv der Clarissen zu Neuß. Neuß 1896.

Digitized by Google

etwa gleiche Anzahl von Schergenämtern, die von den Amtleuten mit verwaltet wurden, aber einen eigenen Vollziehungsbeamten hatten, kommt noch hinzu. Es seien zunächst die als Hufen bezeichneten Ackerwirtschaften betreffs ihrer Belastung betrachtet; ihnen kommen für Baiern um jene Zeit durchschnittlich 45 Morgen Ackerland zu. Zu diesem Zweck greife ich eine Anzahl kennzeichnender Beispiele heraus. Eine Hufe zu Kalkbach im Amt Burghausen steuert 1 Mütte[1]) Weizen, 3 Mütte Hafer, einen Frischling; eine andere 1 Mütte Weizen, 8 Mütte Roggen und 1 Läuferschwein; eine dritte im gleichen Amte 3 Mütte Weizen, 1 Mütte Roggen, 2½ Mütte Hafer, 1 Schwein; im Amt Landshut eine Hufe 1 Mütte Weizen, 10 Mütte Roggen, 1 Läuferschwein; zu Aichach entrichtet von 5½ Hufen die Vollhufe 5 Mütte Roggen, 6 Mütte Hafer, 1 Schwein zu 3 Schilling, 10 Käse, 2½ Schilling; von einer ebensolchen Gruppe ergiebt zu Riute im Amt Pfaffenhofen der Durchschnittssatz für die einzelne Wirtschaft 1 Mütte Weizen, 9 Mütte Roggen oder Hafer, 1 Mütte Hopfen, 1 Schwein; von 3 Hufen zu Fünfeich im Amte Pettendorf hat eine jede zu steuern 3 Mütte Weizen, 9 Mütte Hafer oder Roggen, 1 Mütte Hopfen, 2 Läuferschweine; 2 Stück Federvieh; die Korngült ist bei der Betriebsart jener Zeit im allgemeinen durch Bestellung von 6—7 Morgen aufzubringen; sie ist nicht unbedeutend, aber auch nicht drückend. Weit ungünstiger für den Inhaber stellt sich die Besteuerung bei Bruchteilen von Hufen; ¼ Hufen erbringen einigemale dieselben Lasten wie ganze, halbe das Doppelte und mehr; es handelt sich dann um Grundstücke, die von Eigenleuten bestellt werden. Größere, mit entsprechend höherer Gült belastete Wirtschaften werden im Urbar als Höfe (curiæ, curtes) bezeichnet; es sind Güter von sehr verschiedenem Umfang; die aber auf keinen Fall hinter der ursprünglichen Größe einer bairischen Hufe von 45 Morgen Acker zurückbleiben dürften. In der Regel kamen aber zu der Diensthufe des Meiers eigene Grundstücke hinzu. Den allgemein giltigen Grundsätzen nach, die in Karls

[1]) Das Mütte (modius) schwankt in seinem Werte. In der Regel hatte es 5 Metzen (metretæ) à 37 Liter, entspricht also ungefähr dem rheinischen Malter, das vereinzelt gleichfalls in den bairischen Saalbüchern vorkommt. Mon. Boica XXXVI. S. 307. De advocatia ecclesie in Hohenwarte tritici 7 metrete et dimidia faciunt modium et dimidium de mensure abatisse.

Digitized by Google

des Großen Kapitularien aufgestellt sind, sollte er ein Mann sein, der sich von Haus aus eines gewissen Wohlstandes erfreute, sodann waren im Laufe der Zeit fast überall Teile ursprünglichen Herrenlandes zum Meierhofe geschlagen worden, sodaß man diesen bei besserem Boden auf mindestens 100 Morgen Acker- und Gemüseland ansetzen darf; daneben stand ihm Wiesen-, Wald- und Weidegerechtigkeit und vielfach niedere Jagd und Fischerei zu. Dieselbe Durchschnittsgröße darf man für die anderen als curtes bezeichneten gültpflichtigen Grundstücke annehmen, wie die Übereinstimmung in den Steuersätzen ergiebt. Es folgen einige Beispiele für die Besteuerung dieser Güter. 3 Meierhöfe im Amt Burghausen zinsen je 4 Mütte Weizen, 20 Mütte Roggen, ½ Mütte Hülsenfrüchte, 8½ Metzen Mohnöl, 1 Läuferschwein, 1 Frischling, 6 Gänse, 12 Hühner, 20 Käse, 100 Eier; ein vierter Hof im gleichen Amt keinen Roggen, sonst mit geringfügigen Abweichungen dasselbe, 4 weitere Meier je 2 Mütte Weizen, 18 Mütte Roggen, 5 Metzen Mohnöl, 1 Läuferschwein, 1 Frischling, 4 Gänse, 12 Hühner, 20 Käse, 100 Eier und 7½ Pfennig. Endlich werden von 4 weiteren Höfen, auf denen 7 Meier sitzen, im ganzen gezollt 12 Mütte Weizen, 60 Mütte Roggen, 1½ Mütte Hülsenfrüchte, 15 Metzen Mohn, 3 Läuferschweine und 3 Frischlinge, 18 Gänse, 36 Hühner, 60 Eier, 300 Käse. Ganz ähnlich verhält es sich mit 23 andern Höfen des gleichen Amtes, von denen 6 Herren ritterlichen Standes gehören. Bei mehreren kommt 1 Speckschwein, einigemale 5 Wage Flachs hinzu. Der Durchschnittssatz für einen Meierhof oder gültpflichtigen Herrenhof dürfte demnach im genannten Amte betragen: 3—4 Mütte Weizen, 15—20 Mütte Roggen, ½ Mütte Hülsenfrüchte, 5 Metzen Mohnöl, 1 Läuferschwein, 1 Frischling, 4—6 Gänse, 12 Hühner, 20 Käse, 100 Eier; vielfach überdies 1 fettes Schwein. Somit zeigt sich auch hier wieder eine nicht übermäßig hohe Belastung; zwei Morgen genügten, um den Weizenzins zu erbringen, der Ertrag von 8—10 Morgen war für den Roggenzins ausreichend. Die Abgabe an Vieh und Geflügel ist verhältnismäßig hoch; sie läßt erkennen, daß auf den Meiergütern stattliche Schweineheerden und zahlreiches Geflügel gehalten wurden. Auf diesen Zins ward ein besonderer Wert gelegt, da es galt, den hohen Bedarf der Herrenhöfe — hier des herzoglichen — an Fleisch und Geflügel zu

Digitized by Google

decken. Verhältnismäßig hoch iſt die Gült des Oberhofes Hetzendorf im Amte Landau. Es werden 7 Mütte 3 Metzen Weizen, 19 Mütte Roggen, 13 Mütte Malz (d. h. Korn zum Mälzen, vorwiegend Roggen oder Hafer), 1 Mütte Erbſen, 5 Metzen Mohn, 1 Mütte Rüben, 1 Mütte Kraut, 4 oder 6 Schilling für Schweine, 8 Gänſe, 16 Hühner, 100 große Käſe, 200 Eier, 30 kleine Käſe gezinſt. Der Oberhof bildete die Centralſtelle für eine Anzahl Meiereien, deren Erträge von ihm aus erhoben und an die Grundherrſchaft abgeliefert wurden, ebenſo wie die Meier ihrerſeits urſprünglich eine Anzahl höriger Huben unter ſich hatten. Die Oberhöfe ſtanden unter einem Propſt (præpositus) oder Vitztumb (vicedominus), urſprünglich einem Beamten ritterlichen Standes. Aber dieſe Einrichtung der Karolingerzeit war nicht überall durchgeführt; von vornherein finden ſich auch Meierhöfe, die unmittelbar unter der Grundherrſchaft ſtehen. Sodann verfällt die ganze Einrichtung; im 13. Jahrhundert haben Pröpſte wie Meier in der Regel die Eigenſchaft des Beamten verloren und ſind annähernd den Erbpächtern unſerer Zeit zu vergleichen. Der Empfang der Gülten aus den hörigen Huben geht jetzt meiſt durch die Hände von Kaſtnern für den engeren Verband der hofhörigen Gemeinde, die ſich über mehrere Ortſchaften ausdehnen kann, von Amtleuten für den weiteren Bezirk. Große Höfe erreichen einen Umfang bis zu 240 und 300 Morgen Ackerland. Im Amte Landshut erſcheint noch ein Propſt als grundherrſchaftlicher Beamter; er iſt mit einer Dienſthufe ausgeſtattet, von welcher er 1 Mütte Weizen, 10 Mütte Hafer, 2 junge Schafe zinſt. Im gleichen Amte zinſen 2 Höfe je 3 Mütte Weizen, 10 Mütte Roggen, 10 Mütte Hafer, 1 Speckſchwein, 2 Friſchlinge, 2 Gänſe, 4 Hühner, 100 Eier. Die angeführten Beiſpiele dürften ausreichen. Sie laſſen bei näherer Prüfung erkennen, daß ein bäuerlicher Betrieb auf größeren Höfen aus dem Kornbau, der Pferde-, Schweine- und Rindviehzucht reiche Erträge liefern mußte. Das Ergebnis dieſer Zuſtände war, daß bei dem ſtetigen Steigen der Korn- und Viehpreiſe bei gleichbleibenden Abgaben im 12. und in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Bauern vielfach reich und üppig wurden.

Das zweite Urbar von 1280 läßt eine bedeutende Vermehrung der Einkünfte des bairiſchen Herzogtums durch Erweiterung der

Steuerlisten erkennen; es hat sowohl die Zahl der selbständigen Ämter zugenommen als auch innerhalb der Ämter die Zahl der Höfe; während die erste Steuerliste 128 Seiten enthält, umfaßt die zweite deren 400. Die Belastung der einzelnen Höfe ist meist dieselbe geblieben; bei ganzen Gruppen von Hufen, die in beiden Saalbüchern verzeichnet sind, finden sich nur geringe Abweichungen, in denen kaum ein Streben nach einer Erhöhung der Lasten erkennbar ist. Nur im Amte Rietenburg sind die Gülten vermehrt: vier Höfe zu Riute erbringen einen höheren Schweinezins, statt 4 Schweinen à 60 Denare deren 7 und 22 Frischlinge; in Gundrichshausen sind die Kornabgaben um $^1/_7$ gesteigert, und es ist eine Steuer an Hühnern, Eiern und Geld hinzugekommen. Als ein kennzeichnender Satz für die Masse der steuerpflichtigen Hufen um 1280 dürfte gelten: 1 Scheffel Weizen, 4 Scheffel Roggen, 2 Gänse, 4 Hühner, 1 Schwein zu 60 Denaren, 4 Metzen Erbsen, 4 Käse, 100 Eier. Eine hohe Kornsteuer, die dritte Garbe, findet sich in einzelnen Fällen in den Ämtern Menchingen und Flinsbach. Die Ämter Swiuch, Meran, Oerlau zinsen meist Wein, ebenso eine Anzahl von Hufen in Kufstein; die einzelne Stelle liefert 1—8 Eimer (à 30 Liter). Auf den als Lehen ausgethanen Gütern, die an Umfang den hörigen Hufen gleichstanden, lastet vorwiegend eine Geldabgabe. Der Durchschnittssatz ist 1 Pfund für das Lehen. Befanden sich diese Lehen als Entgelt für Hof- und Heerdienste in ritterlichen Händen, dann waren sie meist ganz oder teilweise steuerfrei; sie zinsten in letzterem Falle 60—72 Denare. Eine größere Anzahl Höfe in den Ämtern Rotenstadt, Weidhausen, Muhra zahlen nur eine geringe Geldabgabe: 5 Schilling, $^1/_2$ Pfund, 3 Schilling, 40 Denare, 50 Denare, 45 Denare, 80 Denare, zahlreiche Besitzungen nur wenige Denare. Hier hat sich offenbar ein ansehnlicher Stamm von Freien erhalten.

Ziemlich hoch war der Kornzins auf den herzoglichen Gütern in Österreich; dort werden von einer Hube 4 (bairische) Scheffel Korn, eine Muth (= 35 preußische Scheffel oder rund 1900 Liter) Hafer, 1 Schwein à 30 Denare, Bohnen, 6 Käse à 2 Denare, 4 Hühner, 30 Eier erhoben. Geringer sind dagegen die Gülten in Steiermark. Dort sind 4 Scheffel Weizen, 6 Scheffel Hafer und 1 Schwein à 12 Denare ein ziemlich hoher Satz; zuweilen

Digitized by Google

sind nur 40 Denare, ja nur 4—10 Denare zu entrichten [1]). Dabei ist allerdings die geringere Leistungsfähigkeit des Bodens in Rechnung zu ziehen. Milde im Vergleich zu den herzoglichen Gütern war die Besteuerung auf denen von Passau und Niederaltaich.

Im Gegensatz zu Bayern ist in Österreich aber das Lehensystem vorherrschend. Das Lehngut hat 30 Morgen Ackerland. Der Durchschnittssatz des Zinses beträgt 1 Pfund Silber. In Propstdorf steuern z. B. 24½ Lehen jedes 12 Solidi Denare und 1 Schwein à ½ Pfund Denare; in Telensgrünn werden von 19 Lehen je 6 Schillinge, 1 Scheffel Hafer, 4 Hühner, 40 Eier und zu Pfingsten 4 Käse und 40 Denare gezinst, sodaß bei Berechnung der Naturalien nicht ganz 1 Pfund auf das Lehen kommt. Einzelne Güter zahlen bis zu 2 Pfund, andere nur ein halbes. Der Pfandpreis beträgt das 10—12fache des jährlichen Ertrages. Auf dem obersächsischen Kolonialgebiet ward nach Meißen von der hörigen Hufe ½—1 Malter Dreikorn (Weizen, Roggen und Hafer), auf geringerem Boden nur Roggen und Hafer und an Geld ¼ bis ½ Mark gezinst [2]).

Diese Zusammenstellung, bei der Vollständigkeit nicht erstrebt werden konnte, kennzeichnet die wirtschaftliche Lage der deutschen Bauern im 13. Jahrhundert wohl immerhin genügend. In minder begünstigten Landstrichen reichte auch jetzt die saure Arbeit des Jahres gerade hin, den Bauern zu erhalten und den Zins zu erbringen; in schlechten Jahren mußte ihm dieser erlassen werden. Auch Neidhart, der nach 1219 sein Lehen in der bairischen Oberpfalz aus unbekannten Gründen verlor und in Österreich Ersatz fand, klagt über den ungefügen Zins. Der milde Fürst Friedrich habe ihn wohl behauset; aber das, wovon er und seine Kinder leben sollten, müsse er als Zins steuern. Wenn Friedrich den Zins herabsetze, wolle er seines Heiles Kämpe sein [3]). Für den Anfang des 14. Jahrhunderts ist noch Seifried Helbings Ausspruch hier anzuführen, wonach das, was die österreichischen Zinsleute, die er irrtümlich für Freie ansieht, als Holden der Dienstmannen, Ritter und Edelknechte das Jahr über mit Bienen-

---

[1]) Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. S. 369 f.

[2]) Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen II, 469.

[3]) Keinz, Lieder Neidharts von Reuenthal. Lpzg. 1889. 50 b Zusatzstrophe.

Digitized by Google

fleiß zusammenscharren, gerade hinreicht, ihre Dienststeuer zu erbringen [1]).

Nun war aber das Wohlergehen des Bauern im Mittelalter vielen Zufällen preisgegeben, was neuerdings wieder Andrée Réville betont [2]), Hagelstange aber viel zu wenig bedenkt. Ihn bedrohten Mißwachs, Krieg, Plünderung und Raub abenteuernder Heergesellen. Mißernten riefen sogleich eine ungeheure Steigerung der Preise und schwere Hungersnot hervor, da ein Ausgleich mit gesegneteren Ländern nur sehr langsam stattfand. Auch Österreich hat im 13. Jahrhundert schlimme Zeiten durchgemacht, obgleich Hagelstange nur von eitel Blühen und Gedeihen kündet. Neidhart (Keinz 63) sieht mit Freude der Ankunft des Kaisers entgegen, denn zur Zeit wohnt Neid und Jammer im Österlande, der Frohmut ist entwichen. (Die Klage ist aus den Jahren 1233/34, die Ankunft des Kaisers verzögerte sich aber bis 1237.) Und ein Bauer antwortet ihm darauf (Keinz, Anhang No. 10):

Her Nithart, iuwer keiser ist ze lange
den bringet ir uns alliu jâr mit iuwerm niuwem sange.
des wære ouch den bûren not:
die sint vil nahen hungers tot
und dünnent in diu wange.

Und wie in den Tagen des letzten Babenbergers, so ward der Wohlstand des Landes auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts und zu Beginn des folgenden durch unruhige Zeiten und mannigfache Kämpfe niedergehalten. Die Schilderungen Seifried Helbings (1283—1295) geben ein lebendiges Bild davon, wie die Edlen die mannigfachen Händel des Herzogs benutzen, um die Bauern auszurauben, wobei sie auch geringere Beute, etwa einen Ballen gutes Pöltinger Tuch nicht verschmähen. Wilde Raubgesellen treiben sich bis an die Zähne bewaffnet im Lande umher. In ihren weiten Ärmeln führen sie Brecheisen und Meißel, um die Schlösser zu öffnen, sodaß ihre Gewänder zu wahren Diebeskutten werden. Unter dem Rock trägt ein solcher Schnapphahn ein gutes Kettenwams, an den Händen Kettenhandschuhe. Sein Hut ist zugespitzt, und es ist Eisen hinein vernäht. Das Koller reicht

[1]) Seifried Helbing ed. Seemöller, Halle 1886. VIII. 155 f.

[2]) Les paysans au Moyen-Age II. Revue Internationale de Sociologie. 1895. S. 843 f.

Digitized by Google

ihm „feſt und ſtät“ bis ans Kinn, es iſt auch mit Eiſen durchzogen. Vom Gürtel hängt ihm ein langes Meſſer tief herab; außerdem trägt er ein mächtiges zweiſchneidiges Schwert mit glockenförmigem Kopfe. Mit den Schenkinnen iſt der Raufbold gut Freund. Bald beraubt er die Bauern, bald ſucht er ſie, um ſeiner amie zu gefallen, beim Tanze auszuſtechen. Dieſe Burſchen rauben, bis kein Lamm mehr in eines Bauern Hof blökt, keine Gans ſchnattert, kein Hahn kräht. Sie legen ſich unter frevelhafter Ausnützung der Quartierpflicht der Landleute (hostilicium) brandſchatzend dem Bauern ins Haus[1]); er muß Wein herbeiſchaffen, der in ſie ſinkt wie in die dürre Erde. Dann ſchließen ſie alles auf und nehmen fort, was ſie finden: Gerſte, Hafer, Weizen, Korn, Pfenech, Hirſe. Sie packen es in einen mit Strohmatten überſpannten Wagen und decken noch friſche Häute darüber; die Magd iſt ihren rohen Lüſten preisgegeben. Auch das Vieh rauben ſie, legen Feuer an das Gehöft und erpreſſen, indem ſie Weib und Kind bedrohen, noch eine anſehnliche Summe (7 Pfund) von dem Bauer. Was fragen ſie danach, daß er ein Vierer, einer der Gemeindeälteſten iſt[2]).

Einen urkundlichen Bericht darüber, in welchen Formen ſolche Unholde Schwächere auszubeuten verſtanden, bieten Aufzeichnungen des öſterreichiſchen Kloſters Zwetl über Gewaltthätigkeiten, die ein Herr von Sunberg gegen Unterthanen des Kloſters verübte. Die Handſchrift ſtammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts[3]). Zuerſt ſind verhältnismäßig bedeutende Brandſchatzungen an Geld, Hafer, Heu, wie ſie auf verſchiedene Ortſchaften entfallen, aufgeführt; dann folgt ein Bericht über einzelne Übelthaten. Auf dem einen Hofe verlangt der Sunberger 2 Wagen nach Zwein; als man die nicht ſtellen kann, erpreßt er ein Pfund. Einem andern Holden nimmt er eine Kuh und legt ſeinen Knecht als Übelthäter in eiſerne Bande. Einer Gemeinde nehmen ſie gewaltſam 7 Saumtiere aus den Verſchlägen und ſchlagen die Holden mit Knütteln blutrünſtig, weil ſie ſich weigern, des Sunbergers

[1]) Das öſterreichiſche Landrecht geſtattet dem auf dem Marſche zum Sammelplatz des Aufgebotes befindlichen Kriegsmanne, die nötige Nahrung für ſich und ſein Roß zu fordern.

[2]) Seifried Helbing 1, 309 f.

[3]) Wiener Sitzungsberichte 1850, S. 68 f.

Acker zu bestellen. Dem einen nimmt er Pferde und Ochsen, damit sie ihm zu Acker gehen sollen, dem andern 5 Kühe, einer armen Witwe ein Pferd; sie rauben auch Röcke, Mäntel, Schuhe, Pfait, Hühner. Im Walde läßt er mehr als 200 Stämme für sich schlagen. Er eignet sich 10 Wagen mit Weizen an, raubt dem Spitaler ein großes Fuder Heu (à 10 Schillinge), und der Amtmann muß ihm 2 Pfund Pfennige geben. Dem Spitaler und seinen Holden nimmt er gar den Hafer vom Felde. Das alles findet sich auf 2 Seiten eines Blattes. Der Bericht ist leider nicht vollständig erhalten.

Die Einzelheiten sind der Wiedergabe würdig, weil sie zeigen, in wie mannigfacher Art die rohe Gewalt der Waffen die Bauern mitsamt den dörflichen Würdenträgern ausraubte, wie sie sich ihre Arbeit dienstbar zu machen versuchte. Gern maßt sie sich dabei einen Schein obrigkeitlichen Rechtes an. Und die Landleute wurden durch die Schutzlosigkeit ihrer Lage immer mehr zu widerstandslosem Dulden gezwungen. Während in den glücklichen Zeiten der Babenberger jedermann die Feindschaft des Gäu zu scheuen hatte und Neidhart sich immer wieder über die Wehrhaftigkeit der Bauern ärgert, sinkt mit dem Ausgang der Hohenstaufenzeit ihr Selbstbewußtsein und ihre Widerstandskraft. Es ist keine Frage, daß in vielen Fällen gutsherrliche Rechte durch planmäßig fortgesetzte Gewaltthaten nach der Weise des Sunbergers errungen sind. Von andern Herrn wurden freiwillig dargebrachte Geschenke ins Salbuch eingetragen und dann als rechtmäßige Steuer dauernd beansprucht. Solchen Bestrebungen kamen die Landesfürsten gezwungenerweise vielfach entgegen. Das Steigen ihres Geldbedürfnisses, ihre fortgesetzten Verlegenheiten sind zum guten Teil eine Folge der Abnahme der Erträge aus ihren eigenen grundherrlichen Rechten, die durch den Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, durch die Ansetzung der Hufensteuer in festen Geldbeträgen bedingt wird. Fast überall treten Stände zwischen den Landesherrn und die Masse der Unterthanen, die das Recht erlangen, Steuern zu bewilligen. Überall außer in Württemberg werden die Stände vornehmlich oder ausschließlich von der Ritterschaft gebildet, und sie lassen sich als Entgelt für ihre Zugeständnisse die gutsherrlichen Befugnisse vermehren. So mußte, um eines der thatkräftigsten Fürstenhäuser als Beispiel anzuführen

Digitized by Google

und zugleich einen Blick auf die spätere Entwicklung und die Zustände des Ostens zu werfen, Johann Georg von Brandenburg den Ständen der Neumark gestatten, die Bauern auszukaufen, und ihnen obrigkeitliche Rechte über diese verleihen; sein Nachfolger Joachim Friedrich bestätigte dem Adel der Mark die unbedingte Herrschaft über seine Gutsunterthanen, und der große Kurfürst sah sich zu ähnlichen Bewilligungen gezwungen. Die wirtschaftspolitische Umwälzung des früheren Mittelalters, die darin bestand, daß sich die vorwiegend aus dem Amt, geistlichen wie weltlichen, hervorgegangene Grundherrschaft zwischen den König und die Volksgemeinde schob und letztere teilweise auffog, findet ihr Gegenstück in einem Prozesse, der vom Ausgang der Hohenstaufenzeit bis zum 18. Jahrhundert währt und dessen Ergebnis darin besteht, daß zwischen die alte, zum Landesfürstentum entwickelte Grundherrschaft und die Masse der Bevölkerung ritterschaftlich-ständische Körperschaften treten, die vielfach ihre Rechte und Nutzungen nach unten hin zum Nachteil ihrer Hintersassen vermehren. Die fortschreitende Differenzierung des ganzen Volkes ist eine Folge dieser Vorgänge. —

Über das rein Zuständliche im Dasein des Bauern, Familienleben, Haus-, Hof-, Feld- und Gartenwirtschaft, Feste und Vergnügungen bietet das Buch von Hagelstange recht gründliche und vielseitige Belehrung. Durch die ausgiebige Verwertung des Stoffes hat es hier die Forschung zu einem gewissen Abschluß gebracht, wenn auch einzelne Behauptungen beanstandet werden müssen. So steht in der Landwirtschaft des Mittelalters nicht die Rindviehzucht, sondern die Schweinezucht an erster Stelle.

Der Abschnitt über Gerichts- und Beamtenwesen ruht wie die vorhergehenden auf einer fleißigen Durchforschung der zeitgenössischen Quellen; da aber der Verfasser mit dem allgemeinen Gange der deutschen Verfassungsgeschichte nicht gründlich genug vertraut ist, waren diese hier nicht von rechtem Nutzen. Es fehlt an einer Sichtung der Einzelheiten und an einer Scheidung zwischen ursprünglichen und grundhörigen Verfassungsformen. Hagelstange führt alles auf grundherrschaftliche Einrichtungen zurück, und nichts liegt ihm ferner als der Versuch, unter dem Überbau einer Grundherrschaft die Reste der alten Gemeinde-, Hundertschafts- und Gauverfassung bloszulegen, obgleich hier Lamprecht (Wirtschafts-

leben I, 1 S. 170 f.) für das Moselland in seiner Darstellung der Bernkasteler Hundertschaft ein so glänzendes Beispiel gegeben hat.

Es folge hier der Versuch einer knappen Darstellung der ländlichen Verfassung. Die Verfassung von Stadt und Land ist von Haus aus genau die nämliche; erst die höheren Anforderungen, welche reich emporgeblühte städtische Gemeinwesen an die Verwaltung stellten, führten unter Verwertung fremder Verfassungsformen zu neuen Einrichtungen. Der Gau als politischer Verband, welcher sich von der Urzeit bis zum Beginn des zweiten Jahrtausends meist in überlieferter Abgrenzung erhält und seit dem Emporkommen des fränkischen Königtums im Grafen ein militärisches Oberhaupt und einen höchsten Gerichts- und Verwaltungsbeamten empfängt, ist am Ende der Hohenstaufenzeit weder in den ursprünglichen Grenzen noch in dem alten Charakter bewahrt geblieben. Durch die allmähliche Umwandlung der Reichsämter in Herrschaften zu eigenem Recht und das Emporkommen zahlreicher neuer Herren wird beides mehr und mehr verwischt. Die Grafengewalt indes erscheint außerhalb der kirchlichen Immunität überall als die Quelle der Landesherrschaft; nur das Bewußtsein, daß diese Gewalt eine abgeleitete ist, verdunkelt sich besonders seit dem 13. Jahrhundert fast gänzlich. Das Gäu bezeichnet jetzt ganz allgemein die gräflicher Gerichtsbarkeit unterworfenen Landstriche im Gegensatz zu den gefreiten Gebieten der mit Marktrecht und eigenem Gericht begabten Städte und der freien Herrn.

Dagegen ist die bei dem Gau untergeordnete wirtschaftspolitische Einheit, die Hundertschaft, hie und da erhalten [1]), und in der Markgenossenschaft zeigt sich eine verwandte Bildung alter oder neuerer Herkunft auf vorwiegend wirtschaftlicher Grundlage. Infolge der zunehmenden Bevölkerungsdichte sind innerhalb der alten Hundertschaften neue Einheiten entstanden und haben sich dann aus dem gemeinsamen Bande gelöst. Dem Wesen nach lebt die alte Hunderschaft in der Zent wie in der gemeinen Mark fort; ihre Thätigkeit wird gegen Ausgang des Mittelalters mehr und mehr unterbunden.

Die Zent ist zunächst Gerichtsbezirk; in ihr waltet von Rechtswegen der Graf oder sein Vertreter als Blutrichter. Aus dem

[1]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben.

Digitized by Google

Grafenamt sind aber verschiedene Beamtungen hervorgegangen, in deren Befugnissen mehr oder weniger grundherrliche Rechte mit obrigkeitlichen verquickt erscheinen. Indes der Graf zum Landesherrn geworden ist, hat sich sein Amt in militärische, richterliche und administrative Gewalten aufgelöst, wobei in den Amtsbezeichnungen ein ziemlicher Wirrwarr herrscht. Als berufener Führer des kriegerischen Aufgebotes der Zent erscheint in der Regel ein Amtmann, Droste oder Pfleger ritterlichen Standes; nur auf seinen Ruf, und wenn er voranzieht, sind die Nachbarn (mhd. nâchgebûren spätere Form nachbauren, die neben einander bauenden) zum Ausziehen verpflichtet und zwar vielfach nur so weit, daß sie bei Sonnenschein wieder heimkehren können [1]). Es finden sich auch noch Spuren einer örtlichen Führgewalt, die aus der Bauern Mitte hervorgeht [2]). So hat sich, freilich in verkümmerter Form, die ihn für nennenswerte kriegerische Unternehmungen unbrauchbar machte, der Heerbann der Urzeit bis über das sechszehnte Jahrhundert hinaus erhalten. In den großen Bauernaufständen des 15. und 16. Jahrhunderts begannen diese altersgrauen Organisationen unter besonderen Umständen plötzlich zum Entsetzen der herrschenden Klassen noch einmal eine selbstthätige Wirksamkeit auszuüben. Die Besoldung des Amtmanns besteht in der Ausstattung mit einem Amtshofe, der indes mit mäßigen Korngülten und gewissen Diensten belastet sein kann. Er erscheint auch als Vorsteher freier Gemeinschaften, wie in der Hofmark zu Essenbach (bei Landshut); dort wird der Amtmann „vom gnädigen Herrn nach der Nachbauern Rat, wie die meisten wollen", gesetzt. Das betreffende Weistum [3]) ist überhaupt höchst bemerkenswert. Falls der Herr kommt, legt er die Pferde in das Dorf, er selbst mit allem Gesinde bleibt aber im Amtshof; auf dem das Hostilicium vorzugsweise ruht. Der Amtmann nimmt dann 2 Bauern mit sich und kauft in Landshut Brot und Wein ein

[1]) Weistum von Kleinheubach in Franken (1454) bei Grimm, Weistümer II.

[2]) Der Meier soll auf dem Hof des Propstes ein Pferd an der Scheuer halten, damit er, wenn es nötig, der Erste auf dem Platze ist und das Banner in der Hand hält. Grimm a. a. O. Weistum von Allerheim in Schwaben (1353, 1374.)

[3]) Grimm VI, Hofmarkrecht zu Essenbach.

Digitized by Google

und was der Herr in der Küche bedarf. Im Dorf sammelt man Hühner, Schmalz und Eier, und durch diese Gabe wird man des kleinen Zehnten ledig. Der Amtmann richtet alle Gastereien unter 3 Pferden aus, dafür hat er die Gastäcker. Was über 3 Pferde ist, darf er ins Dorf thun, aber nur die Pferde und die Schildknechte. Mit Steuern und Fahren richtet er so viel als andere 4 Huben aus. Der Amtmann soll einen roten Bullen und einen weißen Widder, einen roten Hund, einen Ganter zu Nutzen der Gemeinde halten. Hier zeigt sich in der Stellung eines Amtmanns die Verschmelzung von Befugnissen genossenschaftlicher und landesherrlicher Natur. Er ist Beamter des Landesherrn und der Gemeinde, es werden besonders wirtschaftliche Leistungen von ihm gefordert. Die Hofmark ist mit sehr gutem Rechte ausgestattet.

Den Titel Amtmann führt zuweilen auch ein mit richterlichen Befugnissen ausgestatteter Beamter. Die eigentliche Bezeichnung für diesen letzteren ist aber richtære, weil er für die ordnungsgemäße Herrichtung der Stätte, für die Hegung des Gerichts zu sorgen hat; die Rechtsprechung jedoch liegt nicht in seiner Hand. Der landesherrliche Gerichtshalter erscheint auch unter dem Titel eines Schultheißen, Zentgrafen oder Vogtes; auch hier haben altfreie Gemeinden sich oft ein beschränktes Wahlrecht bewahrt; so wird in der Hofmark zu Essenbach der Richter wie der Amtmann vom Landesherrn nach der Nachbauern Rat gesetzt. Zu den Befugnissen des Richters gehört die Verpflichtung und bisweilen die Wahl der Schöffen aus den Eingesessenen der Gerichtsgemeinde; die Zwölfzahl wiegt hier vor.

Von Haus aus hatte die Dinggemeinde zu urteilen; sie wird aber durch die Vorschläge gesetzeskundiger Ratgeber geleitet [1]), und naturgemäß bildet sich aus den Dingmannen ein engerer Ausschuß, der vornehmlich berufen ist, das Urteil zu finden; seine Mitglieder werden ursprünglich rachinburgen genannt, d. h. Bewahrer des Ratschlusses. Durch Karl den Großen wurde im größeren Teile Deutschlands das Schöffengericht eingeführt, und die Dingmannen bildeten dann den Umstand; erst durch Zustimmung der ganzen Gemeinde (mhd. volge, mnd. vulbort), die in älterer Zeit durch Zusammenschlagen der Speere (langobard. gairethinx), später durch

[1]) Vgl. darüber Stölzel, die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien. Stgt. 1872. I, S. 386 f.

Digitized by Google

Schweigen ausgedrückt wurde, wird das Urteil rechtskräftig. Anderseits kann die Gemeinde das Urteil schelten, und es genügt eine Minderheit hierzu; in ältester Zeit war das mit Fehde gleichbedeutend; seit es eine starke öffentliche Gewalt gab, griff man zur Berufung an ein anderes Gericht. In diesen Grundzügen ist die Gerichtsverfassung im 13. Jahrhundert in Geltung; es fehlt aber ein rechtes triebkräftiges Leben; an den Weistümern aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert läßt sich erkennen, wie diese volkstümlichen Gerichte allmählich in Erstarrung übergehen. Eine Ursache des Verfalls lag in dem Fehlen lebendiger schöpferischer Gesetzeskunde, wobei es verhängnisvoll ins Gewicht fiel, daß der Lagmann des Nordens bei uns früh verschwand, daß unser heimisches Recht keine rechte Pflege und Weiterbildung erfuhr, infolge des schnellen Verfalls der karolingischen Geisteskultur rechtzeitige Aufzeichnungen unterblieben. Der letzte Grund ist aber in der Beengung und Einschnürung volkstümlichen Lebens durch die Kirche, den Feudalismus und durch dessen Erben, das Territorialfürstentum, zu suchen.

Die Schöffen, die beim echten Grafending und dem aus ihm hervorgegangenen Zentgericht urteilen, müssen Freie sein. Das Anrecht auf das Schöffenamt ist erblich. Die Ergänzung findet durch Wahl eines gräflichen Amtmannes oder durch Kooptation statt. Bäuerliche Besitzer von Freigütern, Edle und landesherrliche Ministerialen erscheinen als Urteiler auf diesen Gerichten, die an verschiedenen dazu berechtigten Ortschaften der Zent dreimal jährlich abgehalten werden und über Diebstahl, Mord, Brand und jegliche Frevel urteilen. Gemeinhin fällt $^1/_3$ der Bußen dem gräflichen Richter, $^2/_3$ den Schöffen oder der Gemeinde zu. Markgenossenschaftliche Gerichte haben vielfach durch den Blutbann und die Anwesenheit eines gräflichen Richters die Bedeutung des echten

---

[1]) Zu solchen Ratgebern waren naturgemäß die Alten berufen, und es bildete sich die Thätigkeit hervorragender Persönlichkeiten allmählich zu einem Ehrenamte aus. Der Gesetzeskundige erscheint als lögsögmaþr in Island, als lagmaþr in Gothland und Schweden, bei den Friesen als âsega, den Baiern als âsago und auch der angelsächsische ealdormann ist hier zu nennen. Gesetzesmänner, Kinder des heiligen Rechts, Ältermannen werden diese Würdenträger der Vorzeit genannt. Wilda, Strafrecht der Germanen, Halle 1842 Grundriß der germ. Philologie II, 2 S. 184 f. („Recht" von Karl von Amira.)

Digitized by Google

Dings erlangt; anderseits bestehen auf den Dörfern örtliche Schöffengerichte, die dem gräflichen Richter die wegen Diebstahl, Straßenraub, „bös Ding“ und Mord Geforderten an der Fallthorsäule abzuliefern haben.

Die Anwesenheit und Mitwirkung des Umstandes bleibt beim echten Ding immer erforderlich; die Dingpflicht darf als ein Kennzeichen alter Freiheit gelten[1]). Bisweilen führt die freie Dorfgemeinde eigenes Banner und Siegel; ihr Schöffengericht kann auch mit oder ohne Einschränkung den Blutbann haben; die Gemeinde bestimmt Getreidemaß, Bechermaß, Gewicht, Wein- und Ellenmaß, sie setzt die Heimbürgen (Vorsteher), Kirchner, Thorwarte, Schützen, Hirte und andere Knechte. Der Graf dagegen schirmt Jahr- und Wochenmärkte, er erhebt den Zoll und sichert das Geleit. Juden stehen unter seinem Schutz. In der Anstellung der Beamten können die Befugnisse der Gemeinde durch gräfliche Rechte beschränkt sein; so setzt in Königheim[2]) der Graf von Wertheim den einen der beiden Heimbürgen, und die niedern Ämter sollen thunlichst seinen „armen Leuten“ zugewiesen werden.

Sehr häufig umschließt dieselbe Gemeinde freie und unfreie Bestandteile, die in der Gemeindeverwaltung zusammen arbeiten. Durch die Anrechte eines Grundherrn auf seine Hörigen wurden leicht auch die übrigen Dorfbewohner in ihrem Stande gemindert. Ein Hebel hierzu konnte das sogenannte Wildfangsrecht werden. Wer sich ohne nachfolgenden Herrn in einer Gemeinde niederläßt und Jahr und Tag dort wohnen bleibt, wird zum Eigenmann des Grafen oder des die Grafenrechte ausübenden Herrn[3]). Diese Leute werden uswertige, extranei genannt und ihnen schließen sich die Wildfänge, uneheliche Kinder, bezüglich ihres Rechtsstandes an. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts übt der Pfalzgraf Ludwig das Wildfangsrecht mit reichem Gewinn aus

[1]) Ein Weistum von Mosheim in Baiern aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts setzt als Buße auf die Versäumnis der Dingpflicht einen Ochsen à 60 Pfennige. Grimm, Weistümer VI.

[2]) Im badischen Amte Tauberbischofsheim. Das Weistum stammt aus dem Jahre 1422 und ist sehr geeignet, die Konkurrenz gräflicher und landesherrlicher Rechte zu veranschaulichen. Landesherr ist der Erzbischof von Mainz. Grimm, a. a. O.

[3]) Weistum von Königheim 1422; Weistum von Derdingen 1410. Grimm II.

Digitized by Google

und verteidigt es erfolgreich gegen seine Nachbarn [1]). Ein Kopfzins, im Todesfalle das Besthaupt und, falls Erben fehlen, das gesamte Vermögen, fallen der Regel nach dem Grafen von Auswärtigen zu, oder diese schließen sich in ihren Pflichten und Leistungen einer schon vorhandenen Klasse von Hörigen an. Die Entstehung des Rechtes ist mit den gesetzgeberischen Versuchen in Verbindung zu bringen, welche zu Gunsten der Herren das Entweichen von Eigenleuten verhindern sollten. Von den ersten gesetzgeberischen Handlungen Friedrichs II. bis zur goldenen Bulle wird immer wieder die Gepflogenheit der Städte, Pfahlbürger, d. h. außerhalb der Mauern wohnende Bürger anzunehmen, bestritten wie immer von neuem die Aufnahme entwichener Eigenleute im Gebiet fremder Herren untersagt wird [2]). Während die Bestrebungen, die Rechte der Herren entwichener Knechte und Hörigen zu sichern, naturgemäß nicht viel Erfolg haben konnten, bildete sich der Brauch heraus, Leute ohne Herrn und Heimatsrecht als Eigentum des Reiches in Anspruch zu nehmen, auf welchen Brauch ja das wiederholte Versprechen des Kaisers, die Aufnahme in seinem Gebiet zu verweigern, unzweideutig hinweist. So erklären sich die Ansprüche der Grafen an die Auswärtigen, und es war eine naturgemäße Folge dieser Entwicklung, daß andere Herren ihren Vorteil in ähnlichen Bestimmungen über Zuzügler suchten. Andererseits ist oft im Interesse der Herren oder der Gemeinde die Ansiedlung durch besondere Bestimmungen erleichtert, so wird festgesetzt: Wo ein wüster Fleck in der Dorfmark vorhanden, soll man ihn dem Fremden kostenlos zuweisen [3]); oder aber der Schultheiß hat einem,

---

[1]) Vgl. Erdmannsdörffer, deutsche Geschichte vom westphälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. I., S. 378 f.

[2]) Friedrichs II. Confoederatio cum principibus. Frankfurt 1220 in Mon. Germ. Hist L. L. II, S. 236 f. Item homines quocunque genere servitutis ipsis attinentes quacunque causa se ab eorum obsequiis abalienaverint, in nostris civitatibus non recipiemus in eorum prejudicium; et idem ab ipsis inter se eisque a laicis omnibus inviolabiliter volumus observari. — Statutum in favorem principum. Cividale 1232. M. G. L. L. II. S. 291 f. 12. Principum, nobilium et ministerialium ecclesiarum homines proprii in civitatibus nostris non recipiantur.

[3]) Weistum von Rotenfels 1494.

Digitized by Google

der sich niederlassen will, nötigenfalls eine Hofstätte aus den andern Huben und Höfen auszuscheiden [1]).

Die Verwaltung der Zent liegt ursprünglich in denselben Händen wie Gericht und militärische Führung. Für die Erhebung der grundherrlichen Gefälle sind aber meist besondere Stellen errichtet worden, deren Inhaber als Amtmann, oft auch als Rentmeister, in den geistlichen Gebieten als Keller erscheint. Sein Gehalt besteht wie das der übrigen Beamten in einer Diensthufe; er versieht die Geschäfte des Meiers der älteren Zeit, der zwar im 13. Jahrhundert noch einen Teil der Obliegenheiten eines grundherrlichen Angestellten behalten hat, diesen Charakter indeß im Laufe des Jahrhunderts in den meisten Gebieten völlig abstreift. Die Gült wird gewöhnlich an Kirchtagen, vielfach zu Michaelis, Weihnachten und Ostern im Amtshofe abgeliefert. Dies geschieht besonders auf geistlichem Gebiete noch hie und da durch den Meier, und dieser hat dann bisweilen dafür gewisse Ansprüche. So bekommen die Meier des Klosters Geisenfeld bei dieser Gelegenheit in der Christnacht 6 Roggen- und 6 Weizenbrote, 1 Mütte Hafer, 1 mageres Schwein, 1 „Schlaufbraten" und 4 Würste; und dasselbe nochmals am Weihnachtsmorgen [2]).

Man kann die Verpflichtung, beim echten Ding zu erscheinen, Recht zur Wahl der Gemeindeschöffen, den Anspruch, bei der Einsetzung des Richters oder Amtmannes gehört zu werden, Recht auf Wald, Weide und niedere Jagd, endlich die Freiheit von grundherrlichen Lasten als wesentliche Merkmale eines Standes geminderter Freien betrachten, der sich bis gegen Ende des Mittelalters erhält. Die genossenschaftliche Selbstbestimmung tritt vielfach unzweideutig hervor, so wenn der Meier verpflichtet ist, Beschäler, Eber, Bullen, Widder, Bock, Ganter, Hahn und Entrich zu halten, und auf Beschluß der Bauernschaft einen andern Beschäler anzuschaffen hat [3]); in der Bestimmung, daß der Richter, der zu Pferde ankommen soll, nur dann Recht auf Zehrgeld hat, wenn sein Amt ihn über Nacht im Dorfe hält; in der seltsamen Anordnung, daß er sich nach der Sitzung mit den Bauern, die sich anschließen wollen, im

[1]) Weistum Eschau vor 1463, beides in Franken.

[2]) Pfründenordnung des Klosters Geisenfeld, in Quellen und Erörterungen zur bairischen Geschichte 1.

[3]) Weistum von Allerheim.

Digitized by Google

Gänsemarsche nach dem Amtshofe zu begeben hat, um dort ein Mahl zu empfangen, daß aber das Recht auf Bewirtung verwirkt ist, sowie er sich einmal umsieht [1]). Die örtliche Selbstverwaltung durch Vierer oder Fünfer, welche besonders in Flurangelegenheiten das Schiedsrichteramt ausüben, das Recht, den Pfarrer zu wählen, das Recht der Gemeindegenossen auf Weinausschank, im Gegensatz zu herrschaftlichem Weinbann, findet sich auch in hörigen Gemeinden. Daß die Steuer keine grundherrliche Abgabe ist, wird bisweilen dadurch gekennzeichnet, daß Zinshühner nur über den Gatter gereicht werden [2]).

Es erübrigt nun noch, die Entwickelung der bäuerlichen Verhältnisse zu kennzeichnen, die zu den Aufständen des 15. und 16. Jahrhunderts und zu einem tiefen Niedergange des Standes führte. Die Frage nach der Ursache des großen Bauernkrieges im 16. Jahrhundert ist nicht ganz leicht zu beantworten. Die Anschauung von einer argen leiblichen Not der Bauern ist nicht mehr haltbar. Zahlreiche Zeugnisse über die Haltung des Gesindes und die Entlohnung der Fröhner thun dar, daß die Beköstigung zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch beim kleinen Mann vielfach eine sehr reichliche und gute war. Er hatte, wo er für seine Arbeit verköstigt wurde, reichlich Fleisch zu essen und in vielen Gegenden reichlich Wein zu trinken. Mehrfach sind für Fröhner in der Erntezeit 3—4 Fleischgerichte (oder Stück Fleisch) festgesetzt, mittags und abends. Die Bauern treten wie Herren auf in stolzer Kleiderpracht nach dem Muster der Landsknechte; man redet sie „gnädiger Herr" an, wie Geiler von Kaisersberg sagt. Sie gehen mit Handschuhen, zerschlitztem Wamms, Hosen und Langspieß. Daher meint Hagelstange vom süddeutschen Bauer jener Zeit (S. 53): „Er war eine durch Reichtum und Wohlleben übermütig gewordene Natur, die infolge der Üppigkeit und Schwelgerei von der Gier nach immer größerem Besitz erfaßt wurde. Und diese Gier nach Mehr war es, welche in Verbindung mit thatsächlich bestehenden rechtlichen Mißverhältnissen einen Brennstoff aufhäufte, in den dann der reformatorische Gedanke

[1]) Hofmarkrecht zu Essenbach. Der Sinn der Anordnung scheint zu sein, daß das Mahl dem Richter nur so lange zukommt, als er sich von jeglicher Berührung mit andern Angelegenheiten fernhält.

[2]) Weistum von Markt Offingen.

als zündender Funke hineinschlug. Das Pulverfaß flog in die Luft und nachwirbelnder Schutt und Staub machten lange Zeit einen genaueren Einblick in die Ursachen dieses furchtbaren Brandes unmöglich. Die Revolution selbst teilte das Schicksal der Mehrzahl ihrer Schwestern; sie scheiterte und wurde auf diese Weise zu jener gewaltigen Bremse, die es verschuldet hat, daß die so schön begonnene Weiterentwickelung glücklicher ländlicher Verhältnisse im Sumpfe der Üppigkeit und Habsucht stecken blieb." — Der nachwirbelnde Schutt und Staub scheint Hagelstange auf die Augen gefallen zu sein, sodaß er in der „Gier nach mehr" bei den Bauern den eigentlichen Antrieb zum Ausstande finden will. Eine nähere Ausführung darüber, inwiefern die Revolution zur Bremse einer schön begonnenen Entwickelung geworden ist, bleibt er aus guten Gründen schuldig.

Zunächst war die äußere Lage der Bauern durchaus nicht so glänzend, wie sie die Nachrichten über die Verpflegung der Arbeiter zur Erntezeit und die Klagen über den Kleiderprunk ländlicher Protzen erscheinen lassen. Es war schon davon die Rede, daß sich viele Herren mit Erfolg bemühten, sie herabzudrücken. Man wendete das römische Recht auf sie an und wollte ohne Rücksicht auf ihre altererbten Ansprüche nur noch Pächter und Leibeigene gelten lassen. Die Weg-, Burg- und Kriegsfrohnden wurden seitens der Landesherrn erhöht, die Rechte der Markgenossenschaften willkürlich beschränkt. Man sperrte die Wälder, nahm den Bauern die Überbleibsel des Jagdrechtes und traf den Frevler mit unmenschlichen Strafen. Die Abteien versuchten oft mit Erfolg die Freien zu Hörigen, die Hörigen zu Leibeigenen zu machen. Zudem hat die Verschuldung der ländlichen Grundstücke seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begonnen bedenklichen Umfang anzunehmen, die Abschaffung der Frohnden, die Festsetzung der Naturalleistungen ist ins Stocken gekommen, als der Adel gewahrte, daß die festgesetzten Geldzinsen für seine erhöhten Bedürfnisse nicht ausreichten. Der Bauer fühlte sich gedrückt und unsicher; während er im 13. Jahrhundert noch bei dem Kaisertum den Schutz seiner Rechte suchte und fand, war er jetzt mehr oder weniger der Willkür einer Anzahl von Herren preisgegeben; andererseits glaubte er sich berufen, über die ungerechten Herren ein blutiges Gericht zu halten, der Karsthans, der edle, fromme, heilige Bauer soll alles ins gleiche

Digitized by Google

bringen. Solche Anschauungen, die in der Zeit lagen, wurden unter dem Hauch der reformatorischen Bewegung belebt und ermutigt; so trat das überkühne Verlangen hervor, mit einem Schlage die Zwischengewalten zu beseitigen und ein Volkskönigtum neu zu gründen. Der große Bauernaufstand war ein an sich aussichtsloser Versuch, eine im Fluß befindliche Entwickelung zu gunsten der Bauern zu hemmen. Seine vornehmsten Ursachen waren die gedrückte und unsichere Lage des Bauern und daneben sein geistiges Pariatum in der Gesellschaft. Er setzte sich dagegen äußerlich und innerlich zur Wehr; eine apokalyptische Zuversicht auf seinen hohen Beruf ergriff ihn und trieb ihn in einen Kampf hinein, der seinen Niedergang beschleunigen sollte. Die Schicksale des Bauernstandes sind eng mit denen des Reiches verknüpft.

Digitized by Google

Der Landfriedensbruch in Schlawe.

Ein Kulturbild aus der Adels- und Städtegeschichte Pommerns im 16. Jahrhundert.

Von

Max von Stojentin.

Es giebt kaum ein anderes Land auf deutscher Erde, in welchem die Kenntnis der vergangenen Zeiten und der Geschicke der Vorfahren eine so geringe ist, wie in dem einst vom Greifenstamme regierten Herzogtum der Wenden und Cassuben, der heutigen preußischen Provinz Pommern. Dies ist indessen nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, in welcher entsetzlichen Weise gerade dort, dem Tummelplatz der kaiserlichen und schwedischen Heere, der dreißigjährige Krieg gehaust hat. Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts war in weiteren Kreisen der Bevölkerung des fast gänzlich verödeten und verarmten Landes, welchem zu allem Unglück noch während der schlimmsten Epoche des Kampfes der Letzte seines angestammten Fürstengeschlechts verstorben war, in fast unbegreiflicher Weise fast jede Erinnerung an die vor dem dreißigjährigen Kriege liegende Zeit erloschen.

Um so härter traf Pommern sein trauriges Schicksal, als es zu Beginn des großen Krieges eines der glücklichsten Länder im Reiche war. Fast zwei Jahrhunderte hatte kein Feind seine Grenzen überschritten. In Folge seiner Abgelegenheit und der auf das Wohl des Landes sorgsam bedachten Fürsten war dasselbe von den das Reich zerfleischenden Wirren fast ganz verschont geblieben [1]). Wohlhabenheit herrschte aller Orten, Handel und Wandel blühte, der Ausbau der neuen Staatsordnung war durch hervorragende Staatsmänner immer mehr vervollkommnet [2]) und die Fürsten-

[1]) Barthold, Geschichte von Pommern IV. [2]. S. 380 u. f.

[2]) So besonders durch Jacob von Zitzewitz, Henning vom Walde, Graf

gewalt bereits so weit erstarkt, daß sie der Unbotmäßigkeit des Adels und der Städte kräftig entgegen zu treten befähigt war [1]). Freilich geschah letzteres auch hier auf Kosten der privilegierten Stände.

Während der Wohlstand der Bauern damals seinen Höhepunkt erreichte, hatte der Adel nicht allein in seiner Macht, sondern auch in seinem Besitze stark eingebüßt, war der Wagemut der Städte beträchtlich gesunken. Ruhe und Sicherheit herrschte, Dank des straff gehandhabten Landfriedensgesetzes, im allgemeinen, aber der alte Gegensatz zwischen Adel und Städten war nicht allein geblieben, sondern kam gerade gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wie im übrigen Deutschland so auch in Pommern, verschärft und in der verschiedensten Weise zum Ausdruck.

Besonders der Landadel des östlichen Hinterpommerns war seit einigen Decennien stark verarmt und verroht [2]) und zeichnete sich durch Buschreiten und Gewaltthätigkeiten aller Art aus, welchen die kleineren Städte nicht in der früher üblichen energischen Selbstwehr zu begegnen wagten.

Hierfür bringt die nachfolgend näher geschilderte Episode, welche durch die begleitenden Nebenumstände auf die damaligen Sitten und Verhältnisse ein helles Schlaglicht wirft, einen ebenso interessanten als charakteristischen Beitrag [3]).

Am 15. Juni des Jahres 1582 ritten zu früher Tageszeit drei Edelleute, die Brüder Jürgen und Rüdiger von Kleist und Martin von Zitzewitz mit etlichen reisigen Knechten von ihren der Stadt Schlawe benachbarten Gütern Tychow und Jannewitz in das

---

Ludwig von Eberstein, Valentin von Eickstedt u. a. m. Baltische Studien, N. F. I. S. 145 bis 288, Spahn, Pommersche Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte von 1478 bis 1625, Joachim v. Wedels Hausbuch u. a. m.

[1]) Ebenda, insbesondere Spahn S. 169. 170 und 174.

[2]) Zur Verarmung des hinterpommerschen Adels hatte ganz besonders der jähe wirtschaftliche Zusammenbruch des Polenkönigs August Siegismund und der dadurch hervorgerufene Bankerott des großen Handelshauses der Loitze beigetragen. Derselbe kostete dem Lande 28 Tonnen Goldes, welche hauptsächlich dem Adel entzogen wurden, der nahezu an den Bettelstab kam. Vgl. Joachim v. Wedels Hausbuch von v. Bohlen, S. 250 u. f. Das entstehende Elend schuf Haß, Zwist und Armut in furchtbarem Maße und erzeugte dadurch große Verwilderung und Rohheit. Akten des Stargarder Hofgerichts im Stettiner Staats-Arch., ferner Stettiner Staats-Arch.: St. Arch. P. II. Tit. 27. B. Nr. 28 Criminalia u. a. and. Ort.

[3]) Die im nachfolgenden citierten Aktenstücke befinden sich im Stettiner

genannte feste Städtchen [1]) ein, in der Absicht, daselbst eine Wette auszutragen: es galt, um eine Tonne Bieres „sich zu übersaufen.“ Wielange das Zechgelage gedauert haben mag, ist aus dem sonst in umständlicher Breite verfaßten Bericht, welchen Bürgermeister und Rat später über den Vorgang an den Landesherrn sandten [2]), leider nicht zu ersehen. Nur so viel steht fest, daß die Junker nach geraumer Zeit ihren Zweck erreichten; völlig trunken wurde Zitzewitz in seine in der Nähe des Thores bei Lorenz Walter gelegene Herberge geschafft, um dort seinen Rausch auszuschlafen. Um sich zum richtigen Austrag ihrer Wette ein Pfand zu sichern, sandten die Sieger dem unterlegenen Genossen einen ihrer „Jungen“ nach, mit dem Auftrage, daß er eine der Zitzewitz gehörigen schönen roten Pferdedecken an sich nehme. Gewandt führte der Bote den Befehl seiner Herren aus. Einer der Diener Zitzewitzs hatte indeß die Entwendung bemerkt. Aus Furcht vor dem künftigen Zorne seines Gebieters begab er sich seinerseits heimlich in die Herberge der Kleiste bei Peter Kressen und hatte das Glück, die Decke wieder zu erhaschen. Sehr bald aber entdeckte der Kleisten Junge das Fehlen des Pfandes. Sofort eilt er zum Hause Walters, dringt mit Ungestüm in dasselbe ein, haut und stößt mit dem gezückten Schwerte unter großem Geschrei nach Zitzewitzs Knecht und sucht diesem das kostbare Gut wieder abzujagen. Der Lärm lockt den schon seit Jahren schwer kranken Hausherrn heraus; mit gewichtigem Ernst heischt derselbe Ruhe und bewirkt, daß der Kleistsche Reisige sich ohne die Decke von dannen begiebt.

Dieser kleine Vorfall nun ward Veranlassung zu einem blutigen Zwist, welcher gar bald die ganze Bürgerschaft des Ortes in Mitleidenschaft ziehen sollte.

Auch an den Kleisten nämlich war das Zechgelage nicht spurlos

---

Staats-Arch.: Stett. Arch. P. II. Tit. 27. B. Nr. 28 „belangendt eine gewalt, so Georg vnd Rüdiger gebrüder die Kleiste zu Tichow gesessen zu Schlaw ahm 15. Juni Ao. 82 vf der straßen, ahn heusern, Statthorm vnd ausserhalb der Stadt sampt ihrem Gesind ahn vnterschiedlichen vnschuldigen leuten beim trunke begangen.“

[1]) Das Städtchen Schlawe, welches heute etwa 6000 Einwohner zählt, wird bereits 1187 urkundlich erwähnt, stellte 1523 40 Mann zu Fuß und 6 Reiter zu Felde und war schon zu früher Zeit mit festen Mauern und Türmen bewehrt. Kratz, die Städte der Provinz Pommern, S. 346 bis 354.

[2]) d. d. Schlawe 20. Juni 1582.

Digitized by Google

vorübergegangen. In ihrer Trunkenheit beschlossen sie, sich mit Gewalt die verlorene Beute wieder zurückzuerobern. Sie fahren, begleitet von ihren Reisigen, aus der Stadt, lassen in einiger Entfernung vor dem Thore ihren Wagen stehen, begeben sich zu Fuß wieder in den Ort hinein und ziehen vor das am entgegengesetzten Thore gelegene Haus von Zitzewitzs Wirt. Dort angelangt, brechen sie ohne weiteres die Hof- und Hausthür auf, dringen mit blanker Waffe auf die Knechte ihres Zechkumpans ein, mißhandeln den sie zum Frieden ermahnenden ehrwürdigen Graubart Walter gröblich und überschütten ihn mit Schmähworten. Die tötlich erschrockene Hausfrau eilt mit ihren Kindern zu dem gegenüber wohnenden Richtvogt Ambrosius Bauwernigk[1]) und fleht um Hülfe.

Bereitwillig kommt letzterer dem Rufe nach und gebietet im Namen des Landesherrn den Wütenden Ruhe. Diese aber, erbittert über seine Einmischung, befehlen ihren Reisigen, „solchen meineidischen Schelm einzustreichen." Gehorsam stürzen sich die Knechte auf den Vogt, welcher vor der Uebermacht eiligst die Flucht ergreift und in schnellstem Laufe kurz vor den Verfolgern sein Haus erreicht, dessen Thor seine Frau jenen vor der Nase zuschlägt.

Indeß haben die Kleiste anscheinend ihre Beute wiedergewonnen und lassen deshalb von ihren Opfern ab. Im Triumphe ziehen sie durch die Straße nach dem Markte, dort stoßen sie auf einen Wagen, in welchem sich die gerade von einer Amtshandlung im Dorfe Barwin zurückkehrenden fürstlichen Kommissarien Hans von Mitzlaff und der Notar Moldenhauer befinden.

Im Nu wird der Wagen umringt und während die Knechte den Pferden in die Zügel fallen und den Kutscher mißhandeln, stechen und hauen die Junker selbst von beiden Seiten blindlings auf die Insassen des Gefährts, so zwar, daß der Notar blutig verletzt wird. Auch jenen bleibt nichts anderes übrig, als sich vor den Wüthenden durch schleunigste Flucht zu retten.

---

[1]) Ursprünglich besaß die Stadt die eigne Gerichtsbarkeit. 1486 verglich sie sich mit Herzog Bogislaw X. wegen des Gerichts, wonach der Herzog den Richtvogt anstellte und ⅓ des einkommenden Bruchs beziehen sollte. — d. d. Alten-Stettin Montags nach Oculi 1577 überließ Herzog Johann Friedrich auf Grund eines mit der Stadt abgeschlossenen, kündbaren Vertrages dieser die zukünftige Bestellung des Vogtes und die ganze Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme von Streitfällen mit Edelleuten, gegen eine feste jährliche Abgabe von 25 Gulden. Stettiner Staats-Arch. und Kratz, a. a. O.

Natürlich hat der Lärm eine zahlreiche Schar Neugieriger, insbesondere Frauen, herbeigelockt; wohlweislich halten sich dieselben aber in der Nähe der Thüren auf, so daß sie sich vor den auf sie einstürmenden Knechten noch rechtzeitig zu retten vermögen. Nur ein fremder Fuhrmann, welcher sich auf dem offenen Markte nicht schnell genug verbergen kann, wird von ihnen ergriffen und aufs ärgste gemißhandelt.

Hiernach treten die Trunkenen den Rückzug an. Das Unglück will aber, daß sie in der engen Straße einem Ackerbürger, Hans Ventzke, begegnen, welcher gerade seinem Berufe nach Mist auf das Feld fahren will. Ohne weiteres fallen die Reisigen, von ihren Herren dazu aufgemuntert, über den Unglücklichen her, verwunden ihn erst tötlich an der linken Achsel, hauen ihm dann den Arm entzwei und stechen im Abreiten noch auf ihr vom Pferde gestürztes Opfer und dessen Pferde ein.

Dies sollte ihnen zum Verderben gereichen. Der augenscheinliche Tod ihres Genossen hatte endlich den mehr als langmütigen Sinn der Bürger erschöpft und grimmer Erbitterung Platz gemacht. Es ist aber bezeichnend für den bereits gänzlich veränderten Zeitgeist, daß die Städter nicht ohne weiteres mehr wagten, zur Selbsthülfe zu greifen, wie sie dies vor kaum mehr als hundert Jahren zu thun pflegten [1]). Vielmehr eilt die erregte Menge, den Richtvogt an der Spitze, zum worthabenden Bürgermeister, Michael Steingräber, um diesem das Geschehene zu klagen.

Dadurch gewinnen die Kleiste, welche trotz ihrer Trunkenheit doch wohl die wachsende Gefahr erkennen mochten, da sich immer mehr Volk mit drohender Geberde um sie rottete, Zeit, sich zurückzuziehen. Hierbei kommt ihnen ihr Knecht Gregor Malitzke, welcher sich vordem in der Schmiede nicht minder betrunken hatte wie seine Junker, abhanden, indem er „wie ein tuller Hundt" um sich hauend, zurückbleibt. Ihn zu erwarten, nehmen die Edelleute am Stadt-

[1]) So wurden von 1453 bis 1456 der herzogliche Landvogt Jaroslaw v. Stojentin, ferner Wulf v. Podewils und Henning von Sarnow wegen verübter Gewaltthätigkeit an Schlawer Bürgern von dieser Stadt gefangen genommen und so lange in den Turm gesetzt, bis sie Urfehde schworen. Noch 1485 wagte die Stadt Schlawe, innerhalb ihrer Mauern den herzoglichen Lehnsmann Borchardt v. Winterfeld auf Wintershagen zu enthaupten, wofür sie mit 250 Gulden Bruch und dem Verlust der Gerichtsbarkeit büßte. Urkunden Nr. 53. 54. 56. 66. 68 im sechsten Jahresbericht des Progymnasiums zu Schlawe (1878) nach den Originalen im Stett. Staats-Arch.: Depos. der Stadt Schlawe.

Digitized by Google

thore Stellung und verſperren den Aus- und Eingang, Jedermann mit dem Tode bedrohend. Endlich erreicht Malitzke ſeine immer ſchärfer bedrängten Gebieter, und in eiliger Flucht begeben ſich dieſe, während in der Stadt die Sturmglocke zu heulen beginnt, im Gefolge ihrer Reiſigen zum Wagen, beſteigen denſelben und fahren davon.

Unterdeß war nämlich der worthabende Bürgermeiſter, die Größe der Gefahr erkennend und weil er des im fürſtlichen Dienſte abweſenden Stadtdieners nicht gleich habhaft werden konnte, ſelbſt zur Ratsglocke geeilt, hatte mit derſelben Sturm geläutet und dadurch ſämtliche Bürger ermahnt, ihre Arbeit liegen zu laſſen und ſich zum Schutze der Stadt zu verſammeln. Binnen kürzeſter Friſt rotten ſich 20 Mann zuſammen, beſchließen, den Mord ihres Genoſſen Ventzke zu rächen, bewaffnen ſich mit allerhand Mordwehren als Büchſen, Spießen und Hellebarden, wie ſie dieſelben gerade finden können, und begeben ſich in ſchnellſtem Laufe den Kleiſten nach.

Als dieſe ihre Verfolger hart hinter ſich gewahr werden, ſteigen ſie flugs vom Wagen und flüchten, letzteren im Stiche laſſend, auf einem zum Dorfe Warſchau führenden Richtſteig zu einem Steg, welcher über einen breiten, den Weg durchſchneidenden, fließenden Bach geſchlagen iſt. Hier nehmen ſie, in der Flanke wohl gedeckt, Aufſtellung und erwarten die Angreifer.

Geſchloſſen dringen dieſe heran. Es kommt zwiſchen beiden Parteien zu einer regelrechten Schlacht, in welcher mehrere Bürger leicht verwundet werden und einer, Curt Saſſenhagen, tötlich getroffen, auf der Wahlſtatt liegen bleibt. Das läßt, wiederum recht bezeichnend, den Mut der doch in ſo großer Ueberzahl befindlichen Städter derart ſinken, daß ſie die Flucht ergreifen. Da kommt ihnen im gelegenen Augenblick aus der Stadt eine weitere Schar Streiter zu Hülfe [1]). Die Zahl ihrer blutenden und ſchwer verwundeten Genoſſen entflammt die Wut der Bürger, welche teilweiſe auch ihren Richtvogt erſtochen wähnen, aufs höchſte. Von neuem dringen ſie gegen die wütend kämpfenden Edelleute vor, und diesmal gelingt es den Anſtrengungen der zahlreichen Schlawer, die Gegner zu bewältigen und nach heftiger Gegenwehr, in welcher

[1]) Es iſt wohl nur eine arge Uebertreibung der Kleiſte, wenn ſie ſpäter die Zahl ihrer Angreifer auf 150 Mann beziffern. Vergl. S. 238.

Digitized by Google

auch die Kleiſtſchen Reiſigen blutig geſchlagen werden, alle bis auf einen Knecht, der glücklich entweicht, dingfeſt zu machen. Nur dem Notar Moldenhauer [1]), der ſeinen Mitbürgern vor das Thor gefolgt iſt und dieſe nun mit großer Beredſamkeit zur Milde zu ſtimmen ſucht, haben es die Gefangenen zu danken, daß ſie nicht von den erbitterten Siegern auf der Stelle totgeſchlagen und gelyncht werden.

Umgeben von den Städtern werden bei ſinkender Nacht die fluchenden und ſchimpfenden Junker im Triumphe in die Stadt gebracht, in ihrer Herberge bei Peter Kreſſen verbunden und dann mit ihren Knechten, letztere gefeſſelt, vor den ſofort zuſammenberufenen Rat ins Rathaus geführt. Dabei vollführen ſie einen fürchterlichen Lärm, indem ſie „aus dem Finſteren, wie tulle fulle vnſinnige Leute auf die Inwonere“ ſchimpfen und ſie nicht allein vor „Schelme, Nackers vnd Prachers“ ſchelten, ſondern auch der ganzen Stadt „offendtlich feiendtlich abſagen“ und drohen, „das ſie hernach ahn etlichen Orden anſtechen, auff die Stadtthore vnd Straßen hinderen den Zeunen warten vnd niemandts, er ſey ſchuldig aber vnſchuldig, mit lebende dauon kommen laßen wolten.“

Darob erſchrickt die verſammelte Bürgerſchaft heftig. In Güte redet man den Tobenden zu und hält ihnen ihr Unrecht vor [2]). Aber Rüdiger Kleiſt ſchwört als Antwort dem worthabenden Bürgermeiſter einen Eid: „Er wolte es Ihnen gedenken, der Teuffel holete Ihn dann“ und ſchmäht, flucht und droht ſo ſchrecklich, daß man ihn und ſeinen Bruder endlich „in Anſehung ihres tullen vnd fullen Weſens biß auffn nüchtern Morgen“ in ihre Herberge entläßt, nachdem man beiden mit vieler Mühe das Gelübde abgenommen hat, vor Austrag der Sache „vnnorabſchiedet“ nicht aus der Stadt zu entweichen. Die nicht minder aufſäſſigen Knechte werden ohne viel Federleſen ins Gefängnis geworfen.

In jeder Hinſicht nicht minder intereſſant wie der bisher erzählte Vorgang war das demſelben folgende Nachſpiel.

Als nämlich am nächſten Morgen die adeligen Brüder zerſchlagen, zerſchunden und ernüchtert erwachten und über die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages näher berichtet wurden, erſchraken

[1]) Derſelbe war bei dem umwohnenden Adel ein beſonders angeſehener und geſchätzter Rechtsgelehrter.

[2]) Selbſt dem ehrwürdigen Geiſtlichen Magiſter Lucas Vanſelow erwiderten ſie auf ſeine Mahnung: „Ihr Junker, iſt das Edelmannsthat?“ „Was mangelds dich, du Schelm, du pletner Pfaffe!“

Digitized by Google

ſie höchlichſt. Weniger wohl über das den Bürgern zugefügte Unrecht und die angethane Gewalt als über den begangenen Landfriedensbruch, auf welchen ſeitens Kaiſerlicher Majeſtät und der Landesgeſetze hohe Strafe geſetzt war und den ihr Herr, Herzog Johann Friedrich, mit beſonderer Strenge zu ahnden pflegte. Seit Menſchengedenken hatte ſich, ihrem eigenen Geſtändnis nach, ein Fall von ſolcher Schwere nicht mehr zugetragen.

Die Kunde davon war auch bereits, wohl durch den entflohenen Knecht, ihren Freunden und Verwandten übermittelt worden; ſchon am frühen Morgen des 16. Juni erſchien der Kleiſten Mutter in Begleitung ihres Vetters Ewald von Maſſow auf Suckow in der erſteren Herberge. Beide begaben ſich mit den zerknirſchten Uebelthätern auf das Rathhaus, wo dieſe dem verſammelten Rate bereitwilligſt jede verlangte Sühne und Entſchädigung zuſicherten, auch verſprachen, ſich mit den Verletzten gütlich zu vertragen, aber gleichzeitig inſtändigſt baten, doch ja dem Landesherrn nichts von dem Vorfalle zu vermelden. Dem konnten nun Bürgermeiſter und Ratmannen, ſo ſehr ihnen auch ſelbſt an einer völligen und ſchleunigen Ausſöhnung mit den mächtigen und einflußreichen Herren gelegen war, nicht willfahren, weil dem Herzoge bei Streitigkeiten der Stadt mit Adeligen das Richtamt und die Hälfte des verwirkten Bruches zuſtand.

So groß vorher der Uebermut der Junker geweſen, ſo groß war jetzt die Angſt und Niedergeſchlagenheit vor dem Zorne ihres Fürſten. Willig gelobten ſie der Stadt, bis zu des letzteren Erklärung innerhalb der Mauern in rittermäßiger Beſtrickung zu verweilen, und verſuchten alles, um die Sache ſo ſchnell als möglich zu vertuſchen.

Ein günſtiger Zufall jedoch, welcher gar bald ihrem alten Uebermut neuen Durchbruch geben und ſie der Furcht vor Strafe einſtweilen entledigen ſollte, kam ihnen zu Hülfe.

Für den 18. Juni, alſo drei Tage nach der Unthat, hatte nämlich der Stolper Landvogt Jacob von Kleiſt, ein Vetter der Frevler, unter deſſen Gerichtsbarkeit Schlawe lag [1]), dortſelbſt ein

---

[1]) Die Landvogtei Stolp umfaßte die beiden heutigen Kreiſe Stolp und Schlawe. Die Landvögte reſidierten auf dem feſten herzoglichen Schloß in Stolp, woſelbſt ſich auch das fürſtliche Rentamt und die Verwaltung befand.

Ding angesetzt, zu dem eine große Anzahl der umwohnenden Edelleute geladen war. Diesen ging die üble Lage ihrer Genossen schwer zu Herzen. Sie vereinigten daher ihre Bitten mit denen der Ersteren und lagen insgesamt dem Rate hart an, sich mit den Kleisten gegen Zahlung des zu bestimmenden Bruches, den sie sofort zu erlegen sich bereit erklärten, endgültig abzufinden. Wiewohl es nun nicht unklug gewesen wäre, dieses Anerbieten anzunehmen, blieben Bürgermeister und Ratmannen doch darauf bestehen, den Fürsten selbst entscheiden zu lassen, um nicht sich oder die Stadt einer Strafe auszusetzen. Es entging aber weder den Kleisten noch den anderen Edelleuten, daß die Ratsherren und deren Oberhaupt eingeschüchtert waren, sich durch die Lage der Dinge ebenfalls sehr bedrückt fühlten und am liebsten um den gebetenen Preis Frieden mit ihnen geschlossen hätten.

Das hob den Mut der Uebelthäter, deren Freunde sich nunmehr an den Landvogt mit der Bitte wandten, seinerseits die Sache in die Hand zu nehmen. Dieser setzte denn auch nach längerem Verhandeln durch, daß seine Vettern, die Genehmigung des Herzogs vorausgesetzt, gegen die Verpflichtung, sich zum nächsten Gerichtstage freiwillig wieder in Schlawe zu gestellen und freundliche Aussöhnung zu pflegen, aus der Bestrickung entlassen wurden, während die gefangenen Knechte in sicherem Verwahr der Stadt bleiben sollten, bis man sähe, „wies mit den verletzten Personen einen Ausgangk gewinne".

Während nun die Frevler wohlgemut und in der Hoffnung, ihr Spiel gewonnen zu haben, aus den festen Mauern von Schlawe enteilten, sandten dessen Bürgermeister und Rat einen langen eingehenden Bericht über den Vorfall an den Fürsten, welcher am Schlusse von einem mild versöhnlichen Geiste durchweht wird und in der Bitte gipfelte: „Sie gnediglich zu beleren, was ferner wegen begangener violentien, auch wegen gedroweten Brandes vnd Mordes, feiendtlicher Absagung nach Gelegenheit vnd Vorwirkung beclagter Personen zu thun, vnd was zu lassen" sei, und andeutete, daß die Stadt nur ungern gegen ihre Nachbarn zu klagen gemeint sei und solchem allein ihrer Pflicht halben nachkomme.

Auch hier deutet nichts mehr auf den mannhaften selbstständigen Sinn, welcher noch vor wenigen Menschenaltern die Bürgerschaft derselben Stadt beseelte und inzwischen von dem fort-

Digitized by Google

geschrittenen Zeitgeist gänzlich verdrängt worden war. Aengstlich war man darauf bedacht, weiteren Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu gehen und das geschäftliche Interesse nicht zu schädigen. Ohne Rücksicht darauf, daß sie sich damit eines gewichtigen Rechtes begaben, wälzten Bürgermeister und Rat vorsichtig die weitere Verantwortung auf die landesherrliche Gewalt und überließen dieser willig die weitere Entscheidung, in der Hoffnung, die Friedensstörer, anderen zum warnenden Exempel, recht hart gestraft zu sehen, ohne sich selbst ein Odium auferlegen zu müssen.

Zunächst freilich war dies falsch gerechnet. Zwar ließ Herzog Johann Friedrich beiden Brüdern schleunigst ein fürstliches Mandat zustellen, welches jedem derselben bei sofortiger Execution die Erlegung von 300 Thalern Bruch, an die landesherrliche Kasse in Stolp „bei dieser vppigen vnruhigen Zeit anderen zu Abschew“ abzuführen, auferlegte und baldigste Abfindung mit den Verletzten vorschrieb. Ehe aber noch die Stadt Kunde hiervon erhielt — der Landvogt zögerte absichtlich die Zustellung des Erkenntnisses an die Schlawer etliche Tage hinaus — hatten die Verurteilten bereits gegen dasselbe appelliert, und, indem sie den Spieß umdrehten und sich mit naiver Unverfrorenheit als Unschuldige und ohne Grund von den Schlawern Ueberfallene hinstellten, jene des Landfriedensbruches verklagt. Sie verlangten genaue Untersuchung des Falles und bis dahin Aufschiebung der Execution. Sie wußten, daß damit die Entscheidung auf die lange Bank geschoben war, denn nichts war damals in Pommern leichter, als die klarsten Prozesse jahrzehnte lang zu verschleppen, bis sie endlich im Sande verliefen [1]). Durch Vermittelung des zu Rügenwalde residierenden Herzogs Barnim XII. [2]) erlangten die Kleiste auch die Bewilligung ihrer Bitte. Eine aus drei Edelleuten bestehende Kommission wurde zur schleunigsten Inquisition und Untersuchung der Angelegenheit ernannt, obzwar Herzog Johann Friedrich nicht zweifelte,

[1]) Eine Fülle von Beispielen, besonders auch in Schuldforderungen, bieten hierfür die Akten des Stargardter Hofgerichts im Stett. St. Arch. Wenn nur irgend angängig und mit allen Mitteln, ward versucht, die Sache vor das Reichs-Kammer-Gericht zu bringen, wo sie dann in den meisten Fällen begraben war, so daß der im Recht befindliche Teil die empfindlichsten Verluste erlitt.

[2]) Herzog Barnim XII., Philipps I. zu Wolgast jüngster Sohn, war der Bruder des zu Stettin regierenden Herzogs Johann Friedrich.

Digitized by Google

„Burgermeiſter vndt Radt zu Schlawe werde ihren Pflichten nach die Geſchicht, maſſen dieſelbig allenthalben fürgelauffen, mit Grundt vndt Beſtandt berichtet haben“ [1]).

Kaum hatten die Kleiſte ſo ihren Willen erreicht, ſo ſchwoll ihnen wieder der Kamm. Sie reiten mit großem Anhang in Schlawe ein, laſſen den Rat zuſammenfordern und verlangen die ſofortige Auslieferung ihrer gefangenen Knechte, bezeigen ſich dabei „viel vppiger denn zuvor mit Drowung, ſchmehen vnd leſtern“ und ſtoßen, als, ihnen ihr Geſuch mit dem Hinweis darauf, daß die Sache zunächſt gerichtlich ausgetragen werden müſſe, abgeſchlagen wurde, vor den im Rathauſe verſammelten Ratmannen ſchreckliche Drohungen aus, ſagen auch im Davonreiten dem Stadtkämmerer Caſpar Blaubuch feindlich ab.

Dieſer Vorfall ſteigerte natürlich die Angſt und Beſorgnis der Bürgerſchaft, welche nicht mit Unrecht „allerhand Gefahr und Schaden“ befürchtete. Von neuem gingen deshalb Bürgermeiſter und Rat den Herzog um Schutz und Hilfe an und baten, um die unbequemen Geſellen auf gute Art los zu werden, unter Verzicht auf die eigne Gerichtsbarkeit und unter Anfügung der Klageartikel, gegen die gefangenen Knechte den Schöppenſtuhl von Stettin erkennen zu laſſen [2]).

Je eingeſchüchterter die Stadt erſchien, um ſo trotziger geberdeten ſich die von ihr Verklagten. Sie wußten es durch Vermittelung ihrer Freundſchaft einzurichten, daß der angeſetzte Unterſuchungstermin im letzten Augenblicke ausfiel, weil einer der ernannten Kommiſſarien ſein Ausbleiben „aus ehehaften Gründen“ verkündigte [3]).

Darauf hatten die Kleiſte gerechnet. Mit großer Dreiſtigkeit gingen ſie den Herzog an, an deſſen Stelle zwei von ihnen ſelbſt vorgeſchlagene Edelleute zu Kommiſſarien zu ernennen, und wagten in völliger Verdrehung der Wahrheit nunmehr ganz offen die Schlawer zu beſchuldigen, daß dieſe ſie mit „großer Gewaldt ohne genugſame vnd von vernunfftigen Leudten verandtwerdtliche Urſache ganz vnuorſchuldeter Weiſe mit mehr denn mit 150 Mann vberfallen, jemmerlich und faſt biß auff den Todt

[1]) Herzogliches Mandat d. d. Alten-Stettin 29. Juli 1582.
[2]) Schreiben des Rates d. d. Schlawe 31. Auguſt.
[3]) Schreiben Gerds von Below d. d. Peeſt 9. Auguſt.

Digitized by Google

verwundet, geschlagen, geschmehet, gehönet, also das dergleichen Thatt in E. F. G. Landen in hundert Jahren nicht vermag erhöret noch erfaren worden sein".

Der Schluß ihrer Schrift zeigt übrigens, nach welcher Seite sie die Angelegenheit gewendet wissen wollten, indem sie dieselbe zur Sache des gesamten Adels gegen den Übermut der Städter ausspielten. Sie sagen nämlich: „Daher (die Schlawer) nicht alleine vns, sondern andern vom Adel, so durchziehen, allen Mudtwillen, Troz, Verachtung und was sie immer nur für Schmach erdenken konnen, zufuegen, so hoch beschwerlich, das wir vor vnsere Person gegen denen von der Schlaw. . . . zu eifern vnd zu clagen keinen Vmbgang haben konnen", und verlangen, daß die Schlawer strenge verwiesen würden, sich in Zukunft „aller Vppicheit, Hohn und Spott nicht allein wieder vns, sondern auch andern vom Adel zu enthaldten" und ihnen ihre gefangenen Knechte wieder auszuliefern.

Dieses den Gesetzen geradezu Hohn sprechende Auftreten der Kleiste findet seine Erklärung fast ausschließlich in dem Umstande, daß sie die Mehrzahl ihrer Standesgenossen schützend hinter sich wußten. Mochte auch mancher der letzteren die Übelthat selbst aufs höchste mißbilligen, so hielten sie es doch für angebracht, für die Ihren einzutreten, um nicht den unbeliebten Städtern über Angehörige ihres Standes zum Rechte zu verhelfen. Von den einflußreichen Freunden und Verwandten der Frevler wurden deshalb alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das Geschehnis in milderem Lichte hinzustellen, die Austragung der Angelegenheit zu verschleppen und dadurch den Vorgang allmählich zu verschleiern. Es gelang denselben sogar, auch ferner die Fürsprache Herzog Barnims XII. bei seinem fürstlichen Bruder zu erwirken [1]).

Wenn trotz alledem die Entscheidung sehr bald zu Gunsten der Schlawer erfolgte, so hatten sich dies die Schuldigen allein zuzuschreiben, weil sie durch fortgesetzten Übermut und weitere Gewaltthätigkeit das Machtgefühl ihres Landesherrn empfindlich verletzten, durch ihr Beispiel andere vom Adel zu gleichen Thaten veranlaßten und dadurch jede mildere Regung des Fürsten erstickten, umsomehr, als derselbe die Absicht der Kleiste wohl erkannt hatte:

[1]) Schreiben Barnim XII. an Herzog Johann Friedrich d. d. Rügenwalde 16. September.

Digitized by Google

„Das sie sampt ihren Radtgebern vns dann ihns weite Feldt zu bringen vernemen“ [1]).

Thatsächlich hatte zwischen dem um Schlawe wohnenden Adel und dieser Stadt eine erbitterte Stimmung Platz gegriffen, welche sich durch allerhand Reibereien und Übergriffe der Edelleute zu erkennen gab. So wagten unter anderem im September Claus von Massow auf Zuckers und Jürgen von Zitzewitz auf Jannewitz, den Neffen des Schlawer Bürgermeisters Steingräber, welcher die Ehre seines von jenen öffentlich geschmähten Oheims energisch verteidigte, vor zahlreichen Bürgern und in Anwesenheit eines hohen fürstlichen Gerichtsbeamten auf dem Markte zu Schlawe blutig zu mißhandeln. Nur dem klugen und besonnenen Verhalten der Bürgerschaft, welche auf Ermahnung des Rates „alles umb Verhütung großer Empörunge hatt zusehen und leiden müssen“, war es zu verdanken, wenn diese That ohne blutige Folgen blieb [2]).

Dieselbe machte aber der Langmut des Fürsten ein Ende. Alle Bitten der Kleiste und ihres Anhangs um Einsetzung einer neuen Kommission blieben unbeantwortet. Bereits im September hatte Herzog Johann Friedrich seinen Hoffiskal Antonius von Petersdorf zur Untersuchung der Angelegenheit nach Schlawe entsendet. Vom 28. September bis zum 5. Oktober vernahm dieser 51 Zeugen, welche unter ihrem Eide den Bericht des Rates als wahrheitsgetreu im vollsten Umfange bestätigten [3]).

Mit ungewohnter Schnelligkeit erfolgte schon am 22. Oktober der landesherrliche Richtspruch, welcher den Bruch für jeden der beiden Verklagten auf die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 400 Reichsthalern festsetzte und schleunigste Exekution anordnete [4]).

---

[1]) Erkenntnis Herzogs Johann Friedrich d. d. Alten-Stettin 22. Oktober.

[2]) Bericht des Rates an den Herzog d. d. Schlawe 17. Oktober.

[3]) Das gerichtliche Protokoll: „Was in der Gewaltsache so die Kleisten zu Tichow in vnd außerhalb der Stadt Schlawe begangen“ ꝛc umfaßt 88 Folioseiten und ist in seinen Einzelheiten von besonderem Interesse. Unter anderem geht daraus hervor, daß im Laufe des Jahrhunderts eine recht ansehnliche Zahl Bürger aus dem südlichen und westlichen Deutschland neu zugewandert waren.

[4]) Verfügungen des Herzogs vom 22., 23. Oktober u. 28. Nov. 1582. Diese Strafsumme von 800 Thalern entspricht ungefähr 20000 bis 24000 Mark heutigen Geldes.

Digitized by Google

So gerecht die Strafe war, so vernichtend traf sie die Schuldigen, welche ihren Übermut auf das schwerste büßten. Mit einem Schlage waren sie zu Bettlern gemacht und mußten hinaus in die Fremde, ins Elend wandern, um fortan in ausländischen Kriegsdiensten unter den schwersten Entbehrungen kümmerlich ihr Dasein zu fristen [1]).

Vergeblich blieben alle Fürbitten von Freunden und Bekannten, ja von fürstlichen Herrschaften, welche sich für die Brüder verwendeten [2]). Selbst die Vermittelung des Kaisers Rudolf II., unter dessen Leibhartschiere sich Rüdiger von Kleist begeben hatte, vermochten den strengen, aber gerechten Sinn des Landesherrn nicht zu erweichen. Die den Verurteilten gehörigen Gutsanteile, welche sofort nach ergangenem Erkenntnis von der fürstlichen Rentkammer in Stolp eingezogen worden waren, blieben denselben für immer verloren.

Das scharfe Vorgehen des Herzogs aber trug dem gesamten Lande gute Früchte, insofern das Schicksal der so hart bestraften Friedensbrecher dem Adel ein warnendes Beispiel ward und dessen Übermut und Trotz dämpfte, den Städtern aber den Vorzug einer machtvollen Fürstengewalt zur klaren Erkenntnis brachte.

Es ist darum begreiflich, daß die Schlawer mit überschwänglicher Freude und Dankbarkeit ihren Fürsten priesen, welcher sich ihnen in schwerer Bedrängnis als ein gerechter und gnädiger Landesvater erwiesen hatte.

---

[1]) Die Brüder begaben sich, um den geforderten Bruch zu verdienen und ihre Güter einlösen zu können, nach einander in holsteinische, französische und österreichische Dienste, dienten auch gegen die Türken, konnten aber die hohe Geldsumme dabei nicht erschwingen.

[2]) Im Frühjahre 1584 verwendet sich Herzog Hans von Schleswig-Holstein, d. d. Prag 20. Juli 1585 Kaiser Rudolf für dieselben. Ebenso traten eine größere Anzahl verwandter Edelleute im Laufe des Jahres fürbittend für sie ein. Eine Antwort erfolgte anscheinend in keinem Falle.

Digitized by Google

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der russischen Kirche

(nach Pavel Miljukov).

Von Boris Minzès.

Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß in der Entwickelungsgeschichte des russischen Volkes die Kirche und der Glaube eine ausschlaggebende Rolle spielten, was vor allem in den geschichtlichen Kulturverhältnissen, unter welchen die geistige Entwickelung des russischen Volkes vor sich ging, seine Erklärung findet, keineswegs aber die Offenbarung des spezifisch russischen Nationalgeistes war, wie es die orthodoxen Slavophilen glaubten. Der in Glaubenssachen kompetenteste unter ihnen, Chomjakov, hat mit vollem Recht hervorgehoben, daß das alte Rußland eigentlich nur die äußeren Glaubensformen übernommen, nicht aber den Geist der christlichen Religion in sich aufgenommen hatte. Die Kulturverhältnisse, die zur Zeit des Uebergangs der heidnischen Russen zum Christentum herrschten, drückten den neuen aus Byzanz stammenden Glaubensanschauungen ihren halbbarbarischen Stempel auf. Die geistig fortgeschrittensten, lebensstrotzenden Heiden, zum Christentum bekehrt, suchten in Askese und Kasteiung sich dem Göttlichen zu nähern und des Teuflischen Herr zu werden. Im Kampfe mit den erbitterten Göttern, die dem damaligen Mönch in Gestalt empörter Teufel vorschwebten, vergeudete er seine besten Kräfte, sich seines Abfalls vom alten Glauben bewußt. Der damalige Mönch erblickte in der Kasteiung nicht ein Mittel zur Befreiung von allen irdischen Bestrebungen und Gesinnungen, sondern ein Lebensziel an und für sich. Daher verspürten die Mönche eine Abneigung gegen Bücher, in denen sie eine Art teuflischer Verführung erblickten, wie es in einer Legende aus der damaligen Zeit dargestellt ist. Dafür aber war im Mönchsleben der Geist

Digitized by Google

der materiellen Habsucht sehr rege, und, wie wir aus dem „Pečersker Heiligenbuch" erfahren, wollten die Mönche einen verstorbenen armen Bruder nicht beerdigen, da sie von ihm nichts erben konnten. Daher war auch ihre Moral sehr niedrig: Nächte hindurch pflegten sie von ihren Klöstern fern zu bleiben. Sehr wenige Einzelerscheinungen ausgenommen, war, unter solchen Verhältnissen, die große Masse des Volkes ihren heidnischen Sitten und Gefühlen auf Jahrhunderte hinaus treu geblieben, wie es E. E. Golubinskij, der bekannte Professor der Moskauer Geistlichen Akademie und Kirchenhistoriker nachweist.

Je mehr sich der Mönchsstand aus Russen rekrutierte, je geringer die Zahl der Griechen wurde, desto tiefer sank sein geistiges Niveau, desto mehr näherte sich dieses dem des Volkes. Auf dem Gebiete des äußeren Ritus fand eine Annäherung zwischen Kirche und Volksmasse statt, und von nun an beginnt das Volk sich etwas zu christianisieren: es werden zahlreiche Kirchen gebaut, Gebete und Fasten werden zu beständigen Lebensäußerungen des Volkes, das ausländische Glaubensprodukt akklimatisiert sich allmählich, bekommt einen national-russischen Anstrich, und das heidnische Rußland wird zum „heiligen Rußland". Mußten, wie uns der „Stoglav" [1]) mitteilt, auch Analphabeten in den geistlichen Stand aufgenommen werden, damit die Kirchen nicht ohne Gesang bleiben und Christen ohne gebeichtet zu haben sterben, so ist es kein Wunder, daß das gesamte Volk noch im 17. Jahrhundert keine Ahnung vom Inhalte der christlichen Lehre hatte. Auf die Frage eines Ausländers hin, warum die russischen Bauern weder „Vater unser", noch „Bogorodica" [2]) hersagen können, bekam er zur Antwort: „dies ist eine erhabene Wissenschaft, nur für die Zaren und den Patriarchen, sowie überhaupt für Herren und Geistlichkeit, nicht aber für einfache Bauern tauglich". Trotzdem bürgerten sich Fasten und stundenlange Messen im russischen Volksleben derart ein, daß sie sogar den Patriarchen von Antiochien, Makarij, über dessen Besuch in Moskau im 17. Jahrhundert wir ein Tagebuch besitzen, in Erstaunen versetzten. „Alle Russen,"

---

[1]) Aus hundert Kapiteln bestehende, im Jahre 1551 zu Moskau zusammengestellte Sammlung von Kirchengesetzen.

[2]) Gesang zu Ehren der Mutter Gottes.

Digitized by Google

leſen wir darin, „werden unbedingt zu Heiligen gemacht werden; ſelbſt Eremiten werden von ihnen übertroffen."

Während des Zeitraums, wo ſich der ruſſiſche Glauben nationaliſierte, ging nach dem Falle Konſtantinopels auch die Nationaliſierung der ruſſiſchen Kirche vor ſich. Die bekannte Theorie von der weltgeſchichtlichen Miſſion „Moskaus — des dritten Rom" ſchlug feſte Wurzeln und machte in den Augen der Zeitgenoſſen einen erſten formalen Schritt zur Verwirklichung, als Moskau ſeinen eigenen Patriarchen (1589) erhielt.

Bereits ein Jahrhundert früher hatte ſich die ruſſiſche Kirche moraliſch und geiſtig von Byzanz emanzipiert. Daran waren die moskovitiſchen Großfürſten direkt intereſſiert, und dieſe Emanzipation wurde mit direktem Beiſtand der Staatsgewalt erwirkt. Die nationale Erhebung der ruſſiſchen Kirche war eine ebenſo geiſtliche wie politiſche That, möglicherweiſe mehr politiſch, als national. Nicht umſonſt hob die „moskovitiſche Theorie" den Umſtand hervor, daß „der einzige in der ganzen Welt rechtgläubige Zar" über allen anderen ſtehe. Auf ſolche Weiſe erhielt der moskovitiſche Herrſcher eine kirchliche Weihe, die ſeiner damals zunehmenden Macht recht zu ſtatten kam. Die moskovitiſchen Fürſten beeilten ſich natürlicherweiſe von dieſem neuen Kampfmittel Gebrauch zu machen, um, ihren Gegnern zum Trotz, zur Alleinherrſchaft zu gelangen. Vom Staate beſchirmt, lohnte ihm die Kirche mit gleichwertigen Gegenleiſtungen. Indem ſie national wurde, wurde ſie zur ſelben Zeit ſtaatlich: ſie anerkannte die Oberherrlichkeit der Staatsgewalt und wurde zu einem Beſtandteil der moskovitiſchen Staatsinſtitute.

In dieſer Hinſicht iſt die auf die Erſtarkung der Staatsgewalt und der autokraten Zarenmacht gerichtete Thätigkeit von drei typiſchen Geiſtlichen des 16. Jahrhunderts charakteriſtiſch: des Abtes des Volokolamsker Kloſters Joſif Sanin ſowie der Metropoliten Daniila und Makarij. „Die Mutter aller Leidenſchaften iſt die Meinung; die Meinung, das iſt der zweite Sündenfall." Von dieſer Furcht vor der „verfluchten Meinung", von dieſer Angſt, etwas ſelbſtändiges zu denken und zu ſagen, iſt die litterariſche Thätigkeit dieſer drei bedeutendſten Schriftſteller des 16. Jahrhunderts erfüllt. Evangelium und Heiligenbücher, Bibel und von der Kirche verbotene chriſtliche Legenden, Lehren von Kirchenvätern

Digitized by Google

und Gesetze byzantinischer Kaiser — dies Alles ist „Göttliche Schrift". Gegenseitige Unterstützung zwischen Kirche und Staatsgewalt ist die Hauptweisheit, von der der Metropolit Daniil geleitet wurde, als er im Interesse des moskovitischen Herrschers Eidbruch und Verstoß gegen Kirchenregeln guthieß. Er erscheint dabei im Geiste des Metropoliten Josif, der seinen Nachfolgern „die gottesallweise und gottesabstammende Tücke" als eine Regel der höchsten Lebensweisheit vermacht hatte. Er hob die Priesterschaft gegen die Einmengung der weltlichen Gewalt in die Angelegenheiten der russischen Kirche keine Proteste, so forderte sie dafür von dem Fürsten, seinen Schutz und seine Gnade den Kirchengütern angedeihen zu lassen.

Gegen diese Bestrebungen der Kirche erhoben die Mönche der Volokolamer Gruppe mit dem Mönch Nil an der Spitze Einwände. Nicht jeder Papierfetzen sei heilige Schrift: „es giebt zwar viele Schriften, indes nicht jede ist göttliches Wesen", behaupteten sie. Sie forderten völlige Trennung der weltlichen und der geistlichen Gewalt. Die Glaubenssachen seien Angelegenheiten des persönlichen Gewissens, die weltliche Gewalt dürfe daher für religiöse Ansichten keine Strafen verhängen. Auch die Kirche dürfe nur mit Ueberzeugung und Gebet handeln. Die Mönche müßten sich durch eigener Hände Arbeit ernähren, die Klöster dürften keine Reichtümer anhäufen. Diese Proteststimmen konnten jedoch nicht den Gang der Entwickelung aufhalten, die allerdings einen Zusammenstoß zwischen der an der Form der Religion haftenden Bevölkerung und der Regierungsgewalt hervorrufen und dazu führen sollte, daß sich der Regierungsschutz in kirchlichen Angelegenheiten in Regierungsvormundschaft verwandle. Der Hauptgrund des russischen „Raskol" (Spaltung) liegt in der geistigen Rückständigkeit des ganzen Volkes, seine geistlichen Führer nicht ausgenommen. Lange vor dem „Raskol" lesen wir in einer Notiz des Novgoroder Annalisten vom Jahre 1476: „Im Jahre 6984 begannen einige Philosophen: „O, Gott, erbarme Dich!" zu singen; andere aber singen einfach: „Gott, erbarme Dich!" Ein Jahrhundert später beginnt eine ernste Bewegung zu Gunsten der Revision der entstellten Kirchentexte, denjenigen zum Trotz, die in den alten Buchstaben mit blindem Glaubenseifer die wahre Religion sahen. Und harte jahrhundertelange Kämpfe hatten griechische und kleinrussische

Digitized by Google

Theologen gegen diesen Glaubensdünkel zu bestehen, bis sich an die Spitze der Revisionisten der energische Patriarch Nikon stellte. „Ich bin zwar Russe und Sohn eines Russen, mein Glaube und meine Ueberzeugungen sind aber griechisch", so äußerte er sich auf der Kirchenversammlung im Jahre 1656. An der Seite des Patriarchen stand der Zar. In den Augen der Gegner der Revision waren Zar und Patriarch, gleich den Griechen und Kleinrussen, einfache Abtrünnige vom wahren nationalen Glauben. Was man sie früher im 16. Jahrhundert fluchen lehrte, dies sollten sie im 17. segnen! Für die großen ungebildeten Volksmassen war der Uebergang zu schroff. Es fand nun ein Riß zwischen dem offiziellen, „intelligenten" Rußland und dem Volke statt. Mögen hierbei auch soziale und politische Beweggründe mitgespielt haben, die Gewissensfragen waren indes der Hauptgrund dieses Risses, der besonders durch die Kirchenversammlungen in den Jahren 1667 und 1677 verursacht wurde. In Peter dem Großen, der mit dem Alten rücksichtslos aufzuräumen begann, erblickten die Gegner der kirchlichen Neuerungen ihren erbittertsten Gegner, den leibhaften Antichrist. Alle seine Neuerungen wurden als tückische Teufelsränke ausgelegt. Um das Jahr seiner vorhergesagten Erscheinung unbekannt zu machen, habe der Antichrist, Peter I., die Chronologie umändern lassen: er befahl, die Jahre nicht von der Welterschaffung, sondern von Christi Geburt zu zählen, und habe dabei „bei Gott" ganze 8 Jahre „gestohlen", indem er von der Welterschaffung bis Christi Geburt nicht 5500 Jahre, wie üblich, sondern 5508 rechnen ließ. Um die Zeitrechnung noch mehr zu verwirren, habe er Neujahr vom Januar und nicht, wie üblich, vom September an zu zählen befohlen, dessen nicht eingedenk, daß die Welt im Januar nicht erschaffen werden konnte: im Januar wären doch die Aepfel unreif, und der Schlange wäre es unmöglich gewesen, Eva in Versuchung zu führen.

So ist zwar, ihrer Ansicht nach, der leibhafte Antichrist nach Rußland gekommen, allein der vorhergesagte und von ihnen mit Schrecken erwartete Untergang der Welt blieb aus. Dies gab den Anstoß zu der Bildung von zwei verschiedenen Richtungen im Lager der Glaubenseiferer. Die einen, die in der neuen Ordnung der Dinge den Untergang der wahren Kirche erblickten, glaubten nur im Gebet und sonstigen Ausübungen des Glaubens, und zwar

Digitized by Google

ohne Vermittelung der Kirche, ihr Seelenheil finden zu können. Mit ihnen beginnt die Geschichte der sogenannten popenlosen Richtung (bezpopovščina). Die anderen, die auch an das Vorhandensein des Antichrist glaubten, wagten es nicht, weitere Konsequenzen zu ziehen. Die große Masse des Volkes, die eines Buchstaben wegen, eines Lautes halber in den Tod zu gehen bereit war, mußte also im peinlichen Bewußtsein, es gebe für sie keine Kommunion, keine Beichte, ihr Leben dahinfristen. Es ist daher sehr natürlich, daß die Mehrzahl geneigt war, an das Fortbestehen der Kirche zu glauben, trotzdem sie sich des Vorhandenseins des Antichrists allzugut bewußt waren. Die „Altritualisten" (Staroobrjadcy) hielten sich für die Vertreter des unverfälscht wahren, alten Glaubens. Ihre Hauptsorge richtete sich nur darauf, die wahren Vertreter der Hierarchie, Bischöfe, Presbyter, Diakone, anzuwerben, ohne die es keine wahre Kirche geben könne. Zwischen zwei extremen Richtungen, der offiziellen Kirche und den „Popenlosen", blieben sie schwankend. Eine Annäherung zu jener ersteren war, wegen der unbarmherzigen Verfolgungen seitens der kirchlichen und weltlichen Gewalt, unmöglich, und zu den letzteren vermochten nur die Mutigeren überzutreten. Daher waren der Entwickelung der „Popovščina" nach rechts und nach links unüberwindbare Schranken gesetzt.

Als sich das Volk in Rußland in banger Erwartung des Weltunterganges befand, ergriff der Gedanke der Selbstvernichtung die ungeduldigen exaltierteren Elemente: sie eilten dem Untergange entgegen und in Flammen und Wasser fanden sie massenhaft ihren freiwilligen Tod. Selbst Kinder feuerten sich gegenseitig an: „stürzen wir uns in die Flammen; im Jenseits wird es goldgewirkte Hemden, rote Stiefel, Honig, Nüsse und Aepfel genug geben; wir wollen uns selbst verbrennen, um nur nicht zum Antichrist zu beten." Freilich wäre es in den meisten Fällen nur bei diesen massenhaften Selbstmordgelüsten geblieben, wären nicht die Sektierer durch die grausamen Verfolgungen von seiten der Regierung in den Tod getrieben, vollends als durch Ukas vom Jahre 1684 allen denjenigen, die an dem alten Glauben hingen, der Tod auf dem Scheiterhaufen in Aussicht gestellt wurde. Diese Verfolgungen waren der beste Beweis, daß die Prediger des massenhaften Selbstmordes, die behaupteten, vor dem Antichrist könne man sich nur

im Feuer und im Wasser retten, recht hatten. Und im Angesicht der mit der Verfolgung betrauten Militärkommandos fanden zahlreiche Selbstverbrennungen statt, wobei in einzelnen Fällen bis 2500 Personen den Tod fanden.

Während der Regierungszeit Peters des Großen nimmt die Selbstmordextase ab, die Verfolgten beginnen in Massen in die nordischen Einöden zu fliehen. Hier mußte man freilich auf den Gedanken, eigene Popen zu haben, von vornhinein verzichten, und im Gegensatz zu den südwestlichen und südöstlichen Grenzgebieten herrscht hier die „popenlose" Richtung: die Taufe verrichteten Laien, und die Sektierer beichteten einer dem anderen. Als aber die Regierungsverfolgungen nachzulassen begannen und die Flüchtlinge wohlhabender wurden, führten die Fragen eines Kompromisses mit der bestehenden Ordnung der Dinge zu Meinungsverschiedenheiten und endlich zur Spaltung im Lager der „bezpopovščina". Die Ehefrage spielte dabei eine sehr bedeutende Rolle. Seitdem die Regierung Katharinas II. auf jede Einmengung in das Glaubensgewissen der Einwohner verzichtete, wurde es den Sektierern möglich, mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen. Die Forderungen des praktischen Lebens rückten heran. Die Frage, ob die Ehe einer kirchlichen Weihe bedürfe und welcher, konnte entweder im Sinne der Rückkehr zur alten kirchlichen Ordnung gelöst werden oder zum völligen Bruch mit der Ueberlieferung führen. Die extremeren Elemente suchten ihre Lehre auf der Basis aufrechtzuerhalten, auf welcher sie sich während des Entstehens der kirchlichen Spaltung befand. Diese Aufgabe konnte jedoch nicht gelöst werden, da es immer unmöglicher wurde, jene historischen Umstände wieder zu beleben und jenes Niveau des religiösen Gedankens zu bewahren, dank welchen sich die Lehre vom Antichrist herausgebildet hatte. Die gemäßigten Elemente paßten sich indessen den neuen Forderungen des geschichtlichen Lebens an. Sie ließen allmählich die kirchliche Tradition und den rituellen Formalismus im Stich. „Die Kirche ist weder Wände noch Dach, sondern der Glaube und das Leben", dieses Zitat aus Johannes Chrysostomus, welches von den Sektierern während ihrer Disputationen über die Ehe öfters angeführt wurde, fand seinen Ausdruck im volkstümlichen Sprichwort: „Nicht Balken, sondern die Rippen ist die Kirche".

Von den altgläubigen Vertretern des großen Schisma (Raskol)

Digitized by Google

sind die der neuen Glaubensrichtungen zu scheiden. Was nicht nur im Christentum, sondern auch in den anderen monotheistischen Lehren vor sich ging, erlebte und erlebt auch die Orthodoxie in Rußland: die Spiritualisierung des Glaubens, die Umwandlung der Religion des Ritus in die der Seele, wobei es vom Temperament des Einzelnen und des Volkes abhing, ob sich diese Evolution als Gefühls- oder Verstandessache äußerte, kurz ob die Entwickelung in der Richtung des Gefühls-Mystizismus oder des kritischen Rationalismus vor sich ging, von den gegenseitigen Kämpfen und Wechselwirkungen dieser zwei Richtungen ganz zu schweigen. Das germanische Europa kommt für Rußland vor allem in betracht. Die religiösen Strömungen des Reformationszeitalters hatten zwar an der russischen Grenze gebrandet, das russische Volk befand sich jedoch damals in dem Uebergangsstadium vom Heidentum zur rituellen Frömmigkeit und vermochte daher nicht, von den tiefen Gefühlen der neuen geisteserlösenden Lehren ergriffen zu werden, die westlichen Grenzgebiete (Novgorod und Pskov) und sonstige Einzelfälle im Herzen des moskovitischen Staates ausgenommen. Zwar hatten bereits im 15. Jahrhundert die Vertreter des Rationalismus die grausamsten Verfolgungen, ja den Märtyrertod zu erdulden, bis zum Jahre 1639 vermochte indes die offizielle russische Kirche zwischen Katholizismus und Protestantismus keine Unterschiede zu erkennen. Erst im 17. Jahrhundert beginnt man nach und nach einen tieferen Einblick in die neuen Kirchenlehren zu thun. Einen Anstoß dazu bekamen die Regierungskreise durch die Heiratspläne des Zaren Michail Fedorovič, der um die Nichte Christians IV. von Dänemark freite und an dessen Sohn seine Tochter zu vermählen beabsichtigte. Dazu gesellte sich die direkte Propaganda des Protestantismus, die durch Schwedens Vermittelung aus Finland kam.

Die Alt-Ritualisten (Staroobrjadcy) waren die Träger des „unverfälschten" alten Glaubens. Ihre Anhänger rekrutierten sich ausschließlich aus den Volksmassen, Bauern und Kaufleuten. Der russische Protestantismus war der Ausfluß unbefriedigter Glaubensbedürfnisse, die das Volk und die Intelligenz gemeinschaftlich empfanden. Seitdem in Rußland das protestantische Sektenwesen sich auszubreiten begann, fanden Wechselbeziehungen zwischen den höheren und den niederen Gesellschaftsschichten statt. Nicht

Ideen sozialer Natür, wie man es anzunehmen pflegt, brachten diese Schichten in Berührung, sondern die Gemeinschaft religiöser und religiös-philosophischer Ideen sowie die Aehnlichkeit von mit dem Glauben verbundenen Ansichten und Gefühlen. Die russische „Popovščina" drehte sich während ihrer ganzen Entwickelungsgeschichte in einem circulus vitiosus der Idee von gottverfügter Hierarchie. Indem sie auf ihre Art und Weise diese herstellte, kehrte sie zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Die „Popenlosen" hatten dagegen endgiltig jedes Band, welches sie mit der kirchlichen Hierarchie und den Sakramenten verknüpfte, zerrissen. Sie thaten es freilich, um die ganze Lehre des alten Glaubens unangetastet zu bewahren. Indem sie die Form verwarfen und sich an den Inhalt, der mit dieser Form unzertrennlich verquickt war, festklammerten, mußten sie notwendigerweise in einen Widerspruch mit sich selbst geraten. Die Lehren der „Popenlosen" hatten nur Sinn als etwas provisorisches, was sie auch zur Voraussetzung hatten; sie mußten aber jeden Halt einbüßen, sobald sie zu etwas Bleibendem wurden. Daher mußten sie, der Wirklichkeit zum Trotz, zwischen der Aufrechterhaltung der alten Theorie von der Zeitlichkeit ihrer Lehre und zwischen dem Bestreben schwanken, unter ihre Verneinung der Hierarchie und der Sakramente ein neues rationalistisches Fundament unterzuschieben und sich hiemit dem Protestantismus zu nähern. Dieser aber war an alte Lehren und Dogmen nicht gebunden. Seine Glaubenssätze brauchten daher nicht sich auf derselben Stelle zu drehen, wie es mit der altgläubigen „Popovščina" der Fall war, sie brauchten auch nicht, gleich den Lehren der „Popenlosen", die sich inbezug auf ihren Ausgangspunkt diminuendo entwickelten, denselben Verlauf anzunehmen. Der Entwickelungsgang der Glaubenslehren der russischen protestantischen Sekten äußerte sich in einer Crescendo-Form und zeichnet sich durch beständige Erneuerung des Glaubensinhalts, durch stetige Vertiefung der religiösen Empfindungen aus, die ihren natürlichen Wachstumsprozeß bei weitem noch nicht durchlaufen hat. Der Entwickelungsgang der protestantischen Religionsideen verlief in zwei Richtungen: der evangelischen und der des „geistigen Christentums". Diese Einteilung der russischen protestantischen Sekten dürfte wohl die richtigere sein als die übliche in rationalistische und mystische, da Rationalismus und Mystizismus in der Entwickelung des russischen

Digitized by Google

Sektenwesens oft verquickt waren. In der Thätigkeit von Predigern aus der Intelligenz ist der Ursprung des evangelischen Christentums zu suchen. Die evangelischen Lehren verbreiteten sich unter den Volksmassen und wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Berührung mit den Lehren der „Duchoborcy“ [1]) aufgefrischt. Das Resultat davon war eine Lehre, die der „Molokane“ [2]), die auf dem bereits geebneten Boden rasch um sich griff. Ein Jahrhundert darauf kam in die Ideen des evangelischen Christentums dank der Propaganda der Mennoniten und der baptistischen Prediger ein neuer Zug: der russische Evangelismus nahm die Form des „Stundo-Baptismus“ an [3]). Was das „geistige Christentum“ selbst betrifft, so ist dessen Ursprung rein volkstümlich. Es entsprang derselben religiösen Gährung, durch die die Lehren der Popenlosen hervorgerufen worden waren; das „geistige Christentum“ hielt sich zuerst an das Schisma, verwarf die kirchlichen Formen und entnahm neue dem alten Volksleben. Auf diese Art und Weise entstand die Uebergangsform des geistigen Christentums, die Sekte der „Chlysty“ [4]). Der eigentümliche Verwandlungsprozeß eines Teiles derselben in die Kastratensekte (Skopcy) war von keiner erheblichen Bedeutung für den Entwickelungsgang der Ideen des geistigen Christentums. In dieser Hinsicht ist bei weitem bedeutender das Entstehen der reineren Form des geistigen Christentums, der Geisteskämpfer-Sekte (Duchoborcy). Hiermit ging zwar eine allzustarke Spiritualisierung des geistigen Christentums vor sich, den größeren Volksmassen konnte jedoch diese Lehre nicht einleuchten. Erst in der letzten Zeit fand unter der Einwirkung der „Tolstovščina“ [5]) in dieser Hinsicht eine gewisse Aenderung statt.

Und nun bleibt die Frage offen, in welcher Richtung der weitere Entwickelungsgang des Sektenwesens sich bewegen wird? Wird der Stundo-Baptismus die numerische Ueberzahl, die er von

[1]) Geisteskämpfer, d. h. Leugner des h. Geistes.

[2]) „Milchtrinker“ (während der Fasten).

[3]) „Stundisten“, eine sehr verbreitete russische Sekte. Ihre Benennung stammt vom Worte „Stunde“. So bezeichneten sich die evangelischen Kreise, die sich seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu bestimmter Zeit zu versammeln pflegten, um gemeinschaftlich die hl. Schrift zu lesen und religiöse Lieder zu singen.

[4]) d. h. Selbstgeißler.

[5]) Der durch Tolstoj ins Leben gerufenen geistigen Bewegung.

Digitized by Google

der früheren Form des geistigen Christentums, den Molokanen, geerbt, bewahren, oder wird er von der spiritualistischeren Auffassung des geistigen Christentums und zwar unter dem Einfluß der sozialen und philosophischen Lehren der Intelligenz überholt werden? Die neue gegen die Sektierer gerichtete Zeitschrift[1]) antwortet auf diese Frage in folgender Weise: „In der (zweiten, im Jahre 1891 in Moskau) stattgehabten Versammlung (der Missionare) war man der Ansicht, mit der Zeit würde der Stundo-Baptismus, der während des letzten Vierteljahrhunderts nicht nur unter den Orthodoxen, sondern auch unter den Molokanen, den geistigen Stundisten und sogar den Popenlosen Verbreitung gefunden, zur vorherrschenden Form des russischen rationalistischen Sektenwesens werden. Jetzt dürfte man schwerlich diese Vorhersagung der Missionarenversammlung annehmen. Die russischen Sekten sind, was ihre meisten Anhänger betrifft, am ehesten fähig, sich auf dem Terrain derjenigen geistlichen Lehre zu einigen, die bei der Lösung von Glaubensfragen die sozialen Interessen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens nicht unbeantwortet ließe. Daher gehört auch die Zukunft der intelligenten religiös-rationalistischen Doktrin, nicht aber der volkstümlichen, wie es der Stundo-Baptismus ist."

Das vom Historiker Kostomarov ausgesprochene scheinbare Paradoxon, die Alt-Ritualisten wären Neuerer gewesen, enthält zweifelsohne einen Kern Wahrheit, wenn wir von der geringen Anzahl der früheren intelligenten Anhänger der offiziellen Kirche absehen; waren doch die Anhänger des Alten, im Gegensatz zu der großen gleichgiltigen, ihr Leben dahinfristenden Volksmasse, von religiösen Gefühlen beseelt: die Eiferer für die alten Glaubensformen wurden gleichsam zum Nachdenken aufgerüttelt. Nur dank der Gleichgiltigkeit und dem religiösen Indifferentismus der kirchlichen Gemeinden vermochte es die Staatsgewalt, Herr über die kirchliche Hierarchie zu werden. Die Wahl der Priester durch die Gemeinden hört auf, die Stellen werden erblich, und es bilden sich Priesterdynastien. Ohne irgend einen zarischen Ukas, blos durch die Macht der Verhältnisse werden die Geistlichen und ihre Nachfolger gleichsam von Staatswegen an die Seelsorge gebunden, nur daß der Staat es wohlweislich verstand, die Zahl der Geist-

[1]) „Missionerskoe Obozrênie" (Missionar-Rundschau). Kiev. I. Jahrg. (1896).

Digitized by Google

lichen bis auf das notwendige Minimum zu reduzieren: überflüssige Popensöhne wurden sogar zwangsweise in die Militärkompagnien eingereiht.

Der Knute gegenüber waren alle Geistlichen gleich: bis zum Jahre 1796 durfte man über sie körperliche Strafen verhängen, von welchen ihre Frauen 1808, ihre Kinder 1835, 1839 durch kaiserlichen Ukas befreit wurden. In materieller und geistiger Hinsicht befand sich der Pope auf der niedrigsten Stufe. Die bedeutendste Frucht des zwischen Staat und Kirche enggeschlossenen Bundes war die nationale Machtentfaltung beider Bundesgenossen. Sonst verstand es der Staat, sich alles zu Nutze kommen zu lassen und der Kirche gegenüber volle Handlungsfreiheit zu bewahren, was sich vor Allem darin äußerte, daß er mit jeder ursprünglichen national-religiösen Machtäußerung kurzen Prozeß machte. Das Schisma lockerte noch mehr das ohnedies erschütterte Fundament der Kirche, da sich die allereifrigsten unter den Gläubigen von ihr abwandten und es hierdurch dem Staate erleichterten, die kirchliche Hierarchie zum willigen Werkzeug zu machen. Zwar gelang es dieser, wenn auch dank zufällig besonders günstigen Umständen, eine Zeit lang das Haupt zu erheben, allein dies war von verhältnismäßig kurzer Dauer: zielbewußt und unbeugsam konsequent verstanden es die Zaren, die Hierarchie zur getreuen Dienerin der Staatsgewalt herabzudrücken, ohne sich um die dabei erhobenen Proteste auch nur im geringsten zu scheren. Des Staates Späherauge ruhte wachsam auf den Kirchengütern, die schließlich (1764) ohne Sang und Klang „verstaatlicht" wurden: achtundzwanzig Jahre darauf wurde nur $^1/_8$ vom Einkommen dieser Güter für kirchliche Zwecke verwendet. --

Der Inhalt der offiziellen kirchlichen Lehren trägt vor allem den Stempel der Polemik. Den Gläubigen die Wahrheit der Dogmen, deren göttliche Autorität sie anerkennen, zu beweisen, sei eine müßige Arbeit. Nur zwecks Widerlegung Andersgläubiger dürfe man sich der sonst überflüssigen Beweisgründe bedienen. Erst im XVII. Jahrhundert, als die russischen Theologen sich veranlaßt sahen, sich mit den besser ausgerüsteten deutschen Widersachern zu messen, begannen sie sich ihrer schwachen Gottesgelehrtheit bewußt zu werden. Die Moskauer Regierung nimmt zu der Kiever Theologie, die sich unter dem Einfluß des westlichen Katholizis-

Digitized by Google

mus ausgebildet, Zuflucht, und der katholischen Einwirkung wurden auch die Moskauer Geistlichen zugänglich. Selbstverständlich suchte man zuallererst in den katholischen Lehren Waffen zur Verteidigung der orthodoxen Glaubensformen. Und nun macht sich der protestantische Einfluß geltend und findet einflußreiche und angesehene Anhänger. Bei den ersten Anfängen der orthodoxen Theologie zeigten sich deutlich die Scylla und Charybdis durch die die orthodoxen Glaubenseiferer ihr leckes Schiff durchzubringen hatten: hie Tradition, hie heilige Schrift. Die Regierung neigte selbstverständlich zu den Anhängern der protestantischen Theorien, eine Abneigung gegen den Klerikalismus verspürend, was besonders unter Anna, Katharina II. und Alexander I. zum Ausdruck kam. Freilich folgte auch der biblischen Begeisterung des schwärmerischen Alexander die national-russische Entnüchterungs-Reaktion unter Nikolai I.

Die kirchliche Glaubensfrage verursachte im russischen Volke einen gewaltigen Riß: es spaltete sich in „Intelligenz" und „Volk". Dies sind zwei Schlagwörter, derenthalben in der russischen Litteratur bis heutzutage allzuviel Tinte fließt. Was unter Peter dem Großen in dem zum Teil gewaltsamen „Bartscheren" und den zwangsweise von staatswegen auferlegten „deutschen Kleidern" nach außen hin zu Tage trat, war in den inneren Anschauungen und Bestrebungen bedeutend früher zu Tage getreten. Zuerst hatte der Riß in den Glaubenssachen angefangen, um allmählich auch die anderen Gebiete des geistigen Lebens in Mitleidenschaft zu ziehen. Dieselbe Haltung fand auch bei den westeuropäischen Völkern statt, der Unterschied tritt erst dann zu Tage, wenn wir danach forschen, wie dies vor sich ging.

Die westeuropäische Kirche hatte zuvörderst die geistige und moralische Reformierung der barbarischen Gesellschaft übernommen. Und dies gelang ihr dermaßen, daß zu Ende des Mittelalters, von einigen Schlupfwinkeln abgesehen, jede Spur heidnischer Weltanschauung vertilgt war. Zwar ging die Kirche selbst bei dieser Reinigungsarbeit nicht ganz unbefleckt heraus, wobei nicht das reine Christentum der ersten Jahrhunderte, sondern eine Verquickung alter und neuer Glaubensrichtungen zum Siege gelangte. Indeß war die Kirche selbst darauf gefaßt; sie zog es vor, die Ideen, deren Träger sie war, in Umlauf zu setzen, wenn auch

Digitized by Google

auf die Gefahr hin, daß sie entstellt würden, als sie unter Schloß und Riegel unangetastet zu lassen. Auf solche Weise rief die Kirche in der Gesellschaft ein aktives Verhalten zu den theoretischen und moralischen Glaubenswahrheiten wach. Der Glaube wurde zur Angelegenheit und Fürsorge jedes Einzelnen, und hatte dabei die Kirche Einbuße zu leiden, so gewann dafür die Religion. Von dem weiteren Verhalten der Kirche zu diesen neuen Erscheinungen des geistigen Lebens hing ihr Schicksal ab. In den romanischen Ländern gelang es ihr, abermals sich zum Herrn der Situation aufzuschwingen, in den germanischen wurde sie indes vom Alles hinreißenden Strom der Begebenheiten weggeschwemmt. In diesen beiden Fällen fand ein unwiederkehrlicher Bruch mit den alten Glaubensrichtungen statt, nur daß er sich, in Anbetracht der Stellung zur Kirche, verschiedentlich äußerte. Dieser Verlauf kann an zwei typischen Erscheinungen (England und Frankreich) veranschaulicht werden. Ohne großen Widerstand von Seiten des englischen Klerus befreite sich das englische Volk von der Autorität der alleinseligmachenden mittelalterlichen Kirche, gegen die sich sein nationales Gefühl stets auflehnte. Aber in diesen geistigen Autonomiebestrebungen machte der Engländer auch vor den Machtansprüchen der königlichen Gewalt nicht Halt: seinen neuen Anschauungen verstand er auch weiterhin die kirchliche Form anzupassen. Die Kirche stellte sich seinem geistigen Entwicklungsgang nicht unversöhnlich entgegen. Es fand also auch hier ein Bruch mit der Tradition statt allein mit methodischer Allmählichkeit und zum allergrößten Teil in dem Rahmen religiöser Auseinandersetzungen. Und so konnte es kommen, daß der Engländer es noch jetzt versteht, die neuesten Eroberungen des Geistes mit seiner religiösen Anschauung in Einklang zu bringen, und stets bereit ist, zwecks Aufklärung und weiterer Ausbildung *seines* Glaubens von den antireligiösesten Anschauungen Gebrauch zu machen. Ganz anders der Verlauf der Religionsentwickelung in Frankreich. Das alte Religionskleid war hier aus einem festen Stoff genäht worden, und als sich der neue europäische Geist darin eingeengt fühlte, so waren all seine Versuche, das Kleid zu zerreißen, vergeblich. Der neue Gedanke mußte also notgedrungener Weise dem alten Rahmen angepaßt werden. Der Franzose gewöhnte sich zu Umgehungen und Finten Zuflucht zu nehmen; dieser Umstand führte ihn von der

breiten Straße positiver, schaffender Arbeit in die Winkelgasse der Negation und Kritik. Und als die lange unterdrückte Gereiztheit zum Durchbruch kam, kehrte Frankreich dem verhaßten und verspotteten Alten den Rücken. Längst sind Voltaires Zeiten vorüber, aber noch heutzutage begleitet jeder französische Schulbube seinen Kameraden mit Hohngelächter, falls dieser in die Kirche geht, eine auffallende Ausnahme bildend. Die Herrschaft der alten Weltanschauung über die gebildete französische Gesellschaft ist für sie eine derart entfernte und unklare Ueberlieferung, daß sie diese frei idealisieren und ungestraft an ihre Restauration denken darf.

Es ist daher wohl leicht zu begreifen, warum der gebildete Engländer bis jetzt seiner Religion zugethan ist, warum der gebildete Franzose sie dagegen haßt und zuweilen, was ja noch schlimmer ist, da er sie sich in einer noch weit entfernteren Vergangenheit vorstellt, von ihr als von einer Art verlorenen Paradieses träumt. Mit dem gebildeten Rußland hat es in dieser Hinsicht ein ganz eigenes Bewandtnis. Jedermann ist es wohl bekannt, daß der gebildete Russe meistenteils gegen seinen Glauben vollkommen indifferent ist. Dies wird ihm sehr oft und sehr stark übel genommen. Und doch trifft nicht ihn, sondern seine Geschichte die Verantwortung. Man behauptet, er wäre dieser untreu und daher indifferent geworden. Uns dünkt es aber dagegen, daß er hierin ihr ganz treu geblieben ist.

In den ersten Jahrhunderten war die russische Kirche, was besonders ihre Vertreter betrifft, zu schwach gewesen, als daß sie auf sich die Aufgabe hätte nehmen können, die die westliche Kirche der mittelalterlichen Gesellschaft gegenüber zu erfüllen vermochte. Die Folge davon war, daß das russisch-heidnische Altertum zu lange unangetastet blieb und sich eines friedlichen Nebeneinanderlebens mit den offiziellen Formen des neuen Glaubens erfreuen konnte. Die Vertreter der Kirche trifft dafür allerdings keine Schuld, waren sie doch selbst Mitglieder derselben Gesellschaft, auf die sie einzuwirken hatten. Wie dem auch gewesen sein mag, so begann doch mit der Zeit der Glauben auf die Gesellschaft seinen Einfluß auszuüben, wenn auch auf die fortgeschrittenste Schicht und erst zu Ende des XV. Jahrhunderts. Allein wie der Glaube geworden, so mußte auch sein Einfluß sein. Mußte sich die Gesellschaft erst an die Wahrung der äußeren Formen gewöhnen, so

Digitized by Google

ist es kein Wunder, daß der Glaube den Charakter rituellen Formalismus annahm. In dieser Richtung bewegte sich der Gedankengang der russischen Intelligenz während des XVI. Jahrhunderts. Zwar waren die Ergebnisse dieser Arbeit original, allein es stellte sich bald heraus, daß man auf eine falsche Fährte geriet. Mit Hilfe ihrer griechischen Leiter entdeckten die Vertreter der russischen Kirche, daß diese Ergebnisse ihrer geistigen Arbeit *eigener*, lokaler Natur wären und sich in Widerspruch mit der allgemeingiltigen, bindenden Ueberlieferung befänden. Und nun wurde *diese Art* Arbeit verdammt und mußte unverzüglich unterbrochen werden. Allein es war unmöglich, dem Schwunge der Phantasie Ketten anzulegen. Von der Kirche verurteilt, arbeitete der Gedanke außerhalb dieser; des Lichtes beraubt, entfaltete er sich im Dunkeln; verfolgt, hüllte er sich in Geheimnis. Nach und nach ging diese Denkarbeit während des XVII. Jahrhunderts von den höheren Kulturschichten auf das Volk über und rief in ihm eine derartige Belebung des religiösen Gefühls hervor, wie es noch nie in Rußland gewesen. Diese religiöse Begeisterung vermochte jedoch nicht die damalige Intelligenz und Kirche zu beeinflussen. Von der Erfahrung belehrt, wahrte die letztere wachsam ihr geistiges Gut, was ja um so leichter war, als niemand darauf Anschläge machte. Die meisten, denen die Religionsfragen nahe gelegen waren, wandten sich von der offiziellen Kirche ab. Indem aber diese mit der Vergangenheit brach, vermochte sie nicht der Gegenwart Herr zu werden. Ohne Unterstützung des gläubigen Volkes, der mächtigen Staatsgewalt gegenüber, mußte die Kirche zu einer einfachen Staatsinstitution herabsinken, was ja für sie sogar bequemer war, da hierdurch ihr konservativer Charakter betont und sie der Pflicht enthoben wurde, das geistige Leben des Landes zu leiten. Das Leben ging indes seine Wege weiter, wie es im XVI. und XVII. Jahrhundert begonnen hatte, und durchlief in den folgenden zwei Jahrhunderten eine ganze Reihe Entwickelungsmomente. Den inneren Glaubensbedürfnissen gegenüber verhielt sich die Staatsgewalt ganz gleichgiltig, die Kirche aber, die an ihrer eigenen Herrschaft nicht interessiert war, übte nur von staatswegen strenge Regierungskontrole.

Das Schicksal der russischen Kirche prägte dem Schicksale des russischen Schöpfungsgeistes seinen Stempel auf. In Westeuropa

wurde das Volksgefühl von der Kirche aufgerüttelt und dessen Phantasie in neue Bahnen geleitet. Die heidnische Poesie wurde bald darauf durch die christliche ersetzt und christliche Meisterstücke geschaffen. Die christliche Architektur ging kühn an die Lösung neuer Aufgaben, die christliche Malerei und Bildhauerkunst verliehen ihren Schöpfungen eine Empfindungsfülle und -Stärke, die der antiken Kunst ganz unbekannt gewesen waren; und schließlich suchte die christliche Musik neue Bahnen einzuschlagen, um der religiösen Stimmung klangvollen Ausdruck zu verleihen. Die Wandlungen in den Glaubensanschauungen zeitigten neue Ansichten über die Aufgaben der Kunst. Trotzdem die Ansichten sich geändert hatten, dienten dennoch diese der alten Kirche bei der Erfüllung ihrer Aufgaben, sowie dem neuen Menschen zur Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse. Als aber schließlich die Kunst sich der Vormundschaft der Kirche entzogen, brauchte sie nicht ihren Inhalt oder ihre Form zu wechseln, die sie sich schon längst laisirt hatte.

Der erste Aufschwung des religiösen Gedankens in Rußland, im XVI. Jahrhundert, war von der schöpferischen Arbeit der Phantasie begleitet. Die christliche Legende begann den Erzeugnissen der alten Volksdichtung Konkurrenz zu machen; die Architektur hörte auf blos nachzuahmen und versuchte es, rein-nationale Themata zu verarbeiten; auch in der Ikonographie ließ sich damals ein Zug des wirklichen Lebens verspüren. Allein bald sollte dies Alles von der Kirche streng verdammt werden: im Keime wurde die selbstständige Entwickelung des nationalen Schöpfungsgeistes sowie des nationalen Glaubens erstickt. Die christliche Poesie nahm die Form der schismatischen Dichtung an und dabei verharrte sie. In Architektur und Ikonographie wurde die Phantasie des Künstlers in enge Bahnen hineingepfercht, und im allergünstigsten Falle durften sich die Künstler mit einem Kompromis zwischen ihren neuen Bestrebungen und der alten Ueberlieferung — der griechischen, keineswegs aber der russischen — begnügen. Die Kunst kam auf solche Weise um ihr Publikum, wie es auch mit der Kirche selbst der Fall war. Die Kunst diente nur den konventionellen Bedürfnissen des Komforts, wie die Kirche für die konventionellen Bedürfnisse der Schule. Das Eigenartige des russischen Lebens konnte aber keine Gelegenheit finden, sich zu

Digitized by Google

äußern. Es war aber ganz natürlich, daß, als nach einer sehr langen Periode die selbstständige russische Kunst entstand, ihr jede historische Tradition abging, von der Architektur abgesehen. Kühn energisch kam die neue Kunst den neuen Forderungen der russischen Intelligenz entgegen und von Anfang an beginnend, setzte sie, durch ihre barbarische Kraft und Frische der Eindrücke, die fremde Welt in Erstaunen.

In engster, wenn auch nur negativer Abhängigkeit von der Geschichte des russischen Glaubens befindet sich die Geschichte des russischen Schulwesens. Als die westeuropäische Kirche es unternahm, der Gesellschaft christliche Erziehung angedeihen zu lassen, nahm sie von vornhinein zu der Schule, als zu dem wirksamsten Mittel gesellschaftlicher Bildung Zuflucht. Viele Jahrhunderte hindurch befand sich die westliche Schule in den Händen des Klerus, und als endlich der Staat in der Volksaufklärung eine seiner Aufgaben erblickte, fand er dieses Thätigkeitsgebiet bereits besetzt. Trotz aller Anstrengungen vermochte er jedoch nicht, in dem Kampfe mit der klerikalen Schule vollkommen zu siegen. Diese Unabhängigkeit der Schule vom Staate hatte allerdings zur Folge, daß er die Bedeutung einer selbständigen Schule schätzen lernte. Und diese Stellungnahme des Staates zu dieser Frage überdauerte die Zeit der kirchlichen Vorherrschaft im Schulwesen: die Achtung des Staates vor der Selbständigkeit der Kirche wurde dann zur Achtung der Selbständigkeit der Wissenschaft.

Ganz anders in Rußland. Hier vermochte nicht die Kirche, selbst nicht während der Periode ihrer Vorherrschaft in dem geistigen Leben des Volkes, das Schulwesen zur Verbreitung von Kenntnissen nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in ihrer eigenen Mitte zu schaffen. Die Kenntnisse begannen daher außerhalb des kirchlichen Wirkungskreises in die Gesellschaft durchzusickern. Zu allererst, im XVI. Jahrhundert, waren es Kenntnisse, die von der Kirche gutgeheißen und der „zuverlässigen" byzantinischen Quelle entnommen wurden. Allein solche Kenntnisse, die aus der Epoche des IV.—X. Jahrhunderts n. Ch. stammten, vermochten nicht den Wissensdrang der Gesellschaft zu stillen. Während desselben XVI. Jahrhunderts begannen sich Bruchstücke der mittelalterlichen Wissenschaft des XI.—XIII. Jahrhunders im heiligen Rußland zu verbreiten. Nach erfolglosem und machtlosem

Digitized by Google

Widerstand fingen die Vertreter der offiziellen Kirche selbst an, allmählich dem Einflusse dieser Wissenschaft ausgesetzt zu sein, und die gelehrtesten von ihnen bemühten sich sogar eifrigst um die Gründung von Schulen nach mittelalterlichem Muster in Rußland. Die Mehrzahl erhob gegen die Einführung der „freien Künste" und dann auch gegen die Lehrer selbst energischen Protest, obwohl diese letzteren vor der doppelten Zensur des griechischen Patriarchen und des Moskauer Schulstatuts Revue zu passiren hatten. Sich auf die bloße Kritik beschränkend, ohne ihrerseits etwas Positives vorzuschlagen, erlebt nun die herrschende Partei den Zeitpunkt, wo der Staat das dringende Bedürfnis verspürt, Schulen zu gründen. Bei dieser Arbeit stößt er auf keine Konkurrenz seitens der Kirche; umgekehrt, der Staat veranlaßt diese, die ersten Schulen einzurichten, und ist zuerst sogar bereit, ihr seine eigenen Schulen zu unterstellen. Allein Kirche und Gesellschaft erblickten im Schulwesen eine Art Staatspflichtigkeit. Unter diesen Bedingungen wurde die russische Schule in doppelter Hinsicht ein Staatsinstitut: ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung nach. Die Schule diente dazu, Lehrer und Beamte auszubilden. Mit Gewalt wurde der Adel bis zur Befreiung vom obligatorischen Dienst, der Klerus und Bauernstand bis zur Emanzipation zum Schulbesuch gezwungen. Sie alle zogen es jedoch vor, ihre Kinder von Privatlehrern und in Privatschulen unterrichten zu lassen. Die Regierung nahm den Kampf mit der Privatschule auf, unterwarf sie der Reglementirung und schließlich gelang es ihr, dank den Vorzügen in Rücksicht auf den Staatsdienst, die die öffentliche Schule gewährte, der privaten den Boden zu entziehen. Auf solche Weise wurde die Volksbildung in den Händen der Staatsgewalt konzentriert. Was die öffentliche Schule für die Intelligenz geleistet, soll der Gegenstand einer anderen Untersuchung sein. Allein schon die im XIX. Jahrhundert häufig vorgenommenen Reformen zeigen, daß die Ergebnisse des Schulunterrichtes nicht ganz den Absichten der Staatsgewalt entsprachen. Wie dem auch sei, mit dem Klerikalismus hatte der Staat keineswegs auf dem Unterrichtsgebiete zu kämpfen. Der Staat fand es sogar tadelnswert, und zwar mit vollkommenem Recht, daß der Einfluß der Kirche auf Rußlands Volkserziehung zu unbedeutend sei. Zur großen Verwunderung der Ausländer wurden (vor kurzem) An-

Digitized by Google

läufe gemacht, mit Staatsmitteln das Schulwesen zu klerikalisieren. Da wir aber die Mißerfolge dieser Richtung in der Vergangenheit zu gut kennen, so wäre es wohl unmöglich, ihre Erfolge für die Zukunft zu prophezeien. Die russische Gesellschaft und das russische Volk haben zu viel durchgemacht, als daß man die Früchte der Erfahrung vernichten könnte. Es ist ganz richtig, daß der allgemein verbreiteten Meinung zum Trotz das russische Kulturleben zu wenig von den Glaubensprinzipien erfüllt war. Aber dies läßt sich jetzt nicht ändern, was wohl früher, vor etwa 300 Jahren, am Platze gewesen wäre.

Dies sind in knappen Zügen die Hauptansichten Prof. Pavel Miljukovs, eines der tüchtigsten Kenner der russischen Kulturgeschichte, über den Einfluß der russischen Kirche und des byzantinisch-orthodoxen Glaubensbekenntnisses auf die geistige und religiöse Entwickelung des russischen Volkes, Ansichten, die den Hauptkern des zweiten noch nicht übersetzten Bandes seiner „Skizzen russischer Kulturgeschichte“[1]), der der Kirche und Schule gewidmet ist, ausmachen. Zeigt uns der Verfasser im ersten Bande in knappen, jedoch scharfen Umrissen die alleszerstörende und alles-schaffende russische Regierungsgewalt, deren bald instinktiven, bald bewußtzentralistischen Eingriffen fast alle Aeußerungen des sozial-ökonomischen und politisch-gesellschaftlichen Lebens ausgesetzt waren, so entrollt vor uns der zweite Band das trostlose Bild der geistigen Machtlosigkeit der von Byzanz entliehenen Glaubens-lehren und der gleichsam verstaatlichten kirchlichen Organisation. Vieles mußte freilich in der Darstellung des ohne dies für seine Anschauungen von staatswegen gemaßregelten Moskauer Exprofessors gedämpft werden, damit ein allzugrelles Licht das wachsame Auge der Zensoren nicht allzu schmerzhaft streife, den Kern der verwickelten kulturgeschichtlichen Frage gelang es ihm jedoch geschickt herauszu-schälen, und nach den Erfolgen seiner „Skizzen“ bei dem großen Lesepublikum und der Gelehrtenwelt zu urteilen, dürften sie wohl in Rußland Schule machen, da sie zweifelsohne einer der bedeutendsten kulturgeschichtlichen Beiträge der russischen Litteratur sind. Wie stolz auch Rußland auf seine äußere Machtentfaltung

[1]) Ueber Bd. I vgl meine Aufsätze in der „Zeitschrift für Sozialwissen-schaft“ 1898 I. Bd. Hefte 10 und 11 und die Wochenschrift „Die Zeit“ 1897 N. 155.

Digitized by Google

sein mag, der Geistesentwickelung des russischen Volkes und der russischen Gesellschaft hatte der russifizirte kirchliche Byzantinismus von vornhinein Hemmschuhe angelegt, deren markante Spuren den weiten kulturhistorischen Weg Rußlands bezeichnen. Und den Schlüssel zum Verständnis dieses Hauptfaktors bieten uns eben die „Skizzen", von denen nur ein schwaches Bild unsere allzuknappe Darlegung zu entwerfen vermochte.

Digitized by Goog

Aus Weimars Glanzperiode.

Drei ungedruckte Briefe an Leo von Seckendorf.

Mitgeteilt von Gustav Scheidel.

I.

Geistiges Leben im Tiefurter Kreise.

Tiefurth, den 20. August 1801.

Hier in dem lieben Thale, wo so manches Plätzchen Ihnen lieb wurde, widerstehe ich um so weniger dem Wunsche, mich mit Ihnen zu unterhalten, da ich hoffe, daß dies Blatt, weil es daher kommt, Ihnen gewiß nicht ganz gleichgültig sein kann [1])

Ihr letztes Billet aus Weimar [2]) sprach zu deutlich Ihren damaligen Seelenzustand aus und regte alle schmerzlichen Gefühle der langen Trennung von einem immer willkommenen Freunde zu lebendig in mir auf, als daß ich nicht versuchen sollte, einige tröstende Worte dagegen zu sagen: mein Schweigen war auch Antwort.

Egloffsteins, die ich oft nach Ihnen frage, geben mir willkommene gute Nachrichten. Sie versicheren mich, daß Sie unserer noch gedenken. Wir denken Ihrer oft und vermissen Sie, vorzüglich hier, in dieser holden Natur, die Ihnen lieb wurde und wo wir glücklich sind.

Auch fehlt es nicht an geistiger Unterhaltung, die wir so gern mit Ihnen theilten! Schiller liest der Herzogin oft seine neuen

---

[1]) Dürfte wohl als eine Anspielung auf Leos von Seckendorf Neigung zu Fräulein von Wolfskeel-Reichenberg aufzufassen sein, die damals Hofdame bei der Herzogin-Mutter Amalie war. Nach dem Weggang des Grafen Karl von Brühl von Weimar, der am selben Hofe die Stelle eines Kammerherrn bekleidet hatte, war Seckendorf gewissermaßen an dessen Stelle in diesem Hofkreise getreten.

[2]) Am 10. April 1801 hatte auch Leo von Seckendorf Weimar verlassen, um in württembergischen Diensten die Stelle eines Legationsrates anzutreten und zwar in Regensburg bei dem alternden deutschen Reichstag.

Digitized by Google

Arbeiten vor, unter denen Hero und Leander[1]), eine Ballade, keinen geringen Platz einnimmt. Er hat diese Erzählungsart diesmal vorzugsweise vor der griechischen gewählt. Das Mädchen von Orleans — gewiß das Beste, was er je schrieb — wird bereits gedruckt. Ich freue mich dabei auch auf Ihren Genuß. Jetzt ist der Autor auf einige Wochen in Dresden[2]).

Das Neueste aus der Schlegelschen Schule sind: „Die Eumeniden" oder „Noten zum Text des Zeitalters" mit dem Motto: „Suche jeder, wen er reibe" — voller guten Witzes und sehr bösen Willens[3]).

Vor einigen Wochen war Schröder hier und brachte den größten Theil seiner Zeit in Tiefurth zu[4]). Er hielt der Herzogin

[1]) Am 28. Juni 1801 schreibt Schiller an Goethe in Pyrmont: „Für Cotta habe ich indeß doch eine Ballade, Leander und Hero, wirklich zu Stande gebracht" u. s. w. (s. Briefwechsel, Cottasche Ausg. Nr. 821).

[2]) Am 1. August 1801 schrieb Schiller selbst an Leo von Seckendorf in Regensburg: „In wenigen Tagen werde ich meine Reise nach Dresden antreten und von da aus wahrscheinlich nach Berlin gehen. Die Unpäßlichkeit meiner Frau hat die projektirte Reise nach dem Seebad verzögert und dadurch, weil es nun zum Baden zu spät ist, ganz verhindert".

Und über die „Jungfrau von Orleans" schrieb er ihm in demselben Briefe: „Mein neues Stück ist noch gar nicht in Weimar gespielt worden. Verschiedene theatralische Zänkereien und andere verwickelte Verhältnisse haben mich in den letzten Monaten des hiesigen Theaterjahres von dem Schauspielwesen ganz abgezogen. In zwei Monaten erscheint das Stück bei Unger in Berlin gedruckt, wird aber vorher auf mehreren ausländischen Theatern wie z. B. Hamburg, Berlin, Leipzig, Schwerin gespielt werden. Was Sie von dem Stück gehört haben, muß von einer Vorlesung herrühren, die ich bei der Herzogin Amalie davon gehalten habe". — Böttiger hatte schon am 27. Juli 1801 an Leo von Seckendorf geschrieben: „Seine Jeanne d'Arc wird bei Unger bald die Presse verlassen". — Uebrigens hatte Schiller die drei ersten Akte der Jungfrau bereits am 11. Februar bei Goethe vorgelesen. Im Schiller-Kalender wird sie zum 1. Male am 1. Juli 1800 genannt. Er hat also etwa ein Jahr daran gearbeitet.

[3]) Von zwei Studenten verfaßt (nach Jean Paul in Knebels litterar. Nachlaß II, 421), übrigens von den Gebrüdern Schlegel sehr gemißbilligt (s. Koberstein, Grundriß IV, 866).

[4]) „Daß Schröder aus Hamburg hier war, wirst Du wissen" — schreibt Gottfried Herder, der Arzt, am 14. August 1801 an Seckendorf. „Wir haben mit ihm einige interessante Abende gehabt — er legt in Allstedt eine Loge an." F. L. Schröder, Schauspieler, Schauspieldirektor und Schauspieldichter in Hamburg, hatte seit 1798 der Bühne entsagt. Die Freimaurerei war es, welche ihn mit Böttiger verband und ihn über Allstedt nach Weimar führte. Er schrieb auch eine Geschichte der Freimaurerei in 4 Bden. (Hamburg 1804).

Digitized by Google

eine Vorlesung Nathans. Er las ihn allein und gab uns hierdurch den ganzen Umfang seines deklamatorisch-mimischen Talentes an. Es war einer der glücklichsten Tage meines Lebens. Von diesem Grad der deutschen Kunst hatte ich vorher noch keinen Begriff. Seine Deklamation, wenn ich das Wort brauchen darf, ist höchst edel und einfach, aber gewaltig durch die Wahrheit der Darstellung. Als ächter Künstler weiß er von keiner Manier und Er verschwindet in der dramatischen Person. Kein Wort, kein Ton, keine Miene, meint man, dürfe anders sein. Dies und nichts Anderes ist das Rechte. So sahen wir Nathan, Daja, Recha, den Tempelherrn, den Patriarchen, den Klosterbruder, Saladin u. s. w. Nichts von allem, was ich je sah, kam der ersten Szene gleich zwischen Nathan und dem Tempelherrn, sowie der, wo Nathan dem Klosterbruder Rechas Geschichte erzählt [1]).

Es war ein schöner Abend! und zum Zeichen, daß wir Ihrer oft gedenken, sei Ihnen gesagt, daß ich während der Vorlesung Sie herbeiwünschte. Und wie oft kommen solche Veranlassungen! Wenn wir mit Egloffsteins, Schiller, Wieland und Herder ꝛc vereint in geselligem Kreise sitzen, erheben sich Stimmen: „Wäre doch unser Seckendorf hier!“ Auch unsere geliebte Fürstin, die Sie freundlich grüßt, wünscht oft den guten Vorleser mitten unter uns. Werden denn diese schönen Zeiten nie wiederkommen? — Gewiß, sie werden es! Thue indessen jedes von uns, was es soll, dem höheren Ziele, dem es nachstrebt, immer näher zu kommen, und hoffentlich werden Umstände, von höheren Mächten geleitet, den Guten hold sein.

In wenig Tagen, den 24., kommt unser Keelchen [2]) zurück.

---

[1]) Schillers Urteil über ihn war ebenfalls anerkennend, wenn auch weniger enthusiastisch als das „der Dame“. Er schreibt an Leo von Seckendorf: „Schröder war dieser Tage hier und hat uns zu Tiefurth aus Nathan dem Weisen vorgelesen. Das Stück war gerade nicht gut gewählt, um den ganzen Umfang seines Talents zu zeigen, aber wir haben doch Gelegenheit gehabt, seinen einfachen und lebendigen Vortrag und die Herrschaft, die er über sein nicht sehr günstiges Organ erlangt hat, kennen zu lernen“.

[2]) Fräulein von Wolfskeel-Reichenberg, wegen ihrer Schönheit und Anmut gefeiert. Auch Seckendorf gehörte zu ihren Verehrern, und August Herder (Goethes Patenkind, als Oberberghauptmann in Dresden 1838 gestorben, schrieb über sie am 20. Oktober 1797 von Freiberg an Seckendorf: „O wer nur so glücklich wäre, da zu weilen, nur einige Momente — wo die Kehle des Wolfes tönt. Ich fürchte sie nicht, die alles überwindende Kehle des,

Digitized by Google

Ich hoffe nach ihren Briefen, daß ihr die Reise wohlthätig gewesen ist. Sie ist gesund und froh und heiter.

Empfehlen Sie mich der guten Julie [1]) und verzeihen Sie diesen langen ungeschmückten Brief! Wenn Sie Ihrer Freunde gedenken, so vergessen Sie auch meiner nicht.

Louise von Göchhausen [2]).

II.

Ein Picknik in Ettersburg [3]).

Weimar, den 22. April 1802.

Hier, bester Freund, folgt nebst freundlicher Empfehlung eine kleine Notiz vom Rath Jagemann [4]) . . . — Die Jagemannschen Schwestern [5]) grüßen Dich bestens. Ich besuche sie bisweilen und bringe recht angenehme Stunden da zu, weil die Karoline für den gesellschaftlichen Umgang recht viel Anziehendes hat, und mehr suche ich nicht, denn zu den sie umgaukelnden großen und kleinen

---

Wolfes". — Sie war die Tochter des Frhrn. von Wolfskeel-Reichenberg, der zuletzt Kanzler im Weimarischen Staatsdienst war. In vertraulichen Briefen unterzeichnete sie sich selbst als die „Kehle" und wurde im engeren Kreise auch so genannt. Sie lebte als zweite Hofdame am Hofe der Herzogin-Mutter und verheiratete sich im Jahre 1804 mit dem Regierungsrat von Fritsch jun. in Weimar. Damals — August 1801 — war sie zum Besuch ihrer „Onkels" nach Franken gereist.

[1]) Seckendorfs ältere Schwester, später mit dem Grafen Ernst von Benzel-Sternau verheiratet.

[2]) Louise von Göchhausen, in Hofkreisen als „die Dame" vorzugsweise bezeichnet oder auch „Thusnelda" genannt, war die etwas verwachsene, aber geistreiche erste Hofdame Anna Amalias, (s. Fielitz, Schiller und Lotte 1. Bd. S. 16) ihr spiritus familiaris. K. Gödeke bezeichnet sie daher als eine in jedem Sinne äsopische Erscheinung. —

[3]) Das herzogl. Lustschloß bei Weimar.

[4]) Bibliothekar der Herzogin-Mutter und Verfasser eines noch heute vielgebrauchten italienischen Lexikons wie auch einer italienischen Kunstgeschichte.

[5]) Karoline und Marianne, Töchter des eben genannten Bibliothekars. Karoline Jagemann war bedeutend als Schauspielerin und Sängerin, aber intrigant und gefährlich durch ihr Verhältnis zu Karl August, der sie später zur Frau von Heygendorf erhob. Offenkundig wurde dies Verhältnis erst im Sommer 1802, wie aus anderen Briefen an Leo von Seckendorf in dem folgenden Artikel hervorgeht. Indessen schon am 14. August 1801 schrieb Gottfried Herder an diesen: „Der H(erzog) ist leidenschaftlich verliebt in sie; ich fürchte für sie in der Zukunft, doch dies ganz unter uns. Die arme Marianne paßt nicht fürs Theater. Die liebliche Kleine hat Husten und Blut gespuckt — ich konnte es nicht erlangen, sie hier zu behalten".

Digitized by Google

Schmetterlingen gehöre ich keineswegs. Ich fürchte nur, das arme Mädchen läßt sich durch Eitelkeit blenden und spielt ein desperates Spiel, wobei sie viel, ja Alles verlieren, allein — sehr wenig gewinnen kann. Die liebe Marianne ist ein holder kleiner Engel geworden. Die blauen sanften Augen unter den blonden Löckchen atmen weibliche Sittsamkeit und herzliches Gefühl. Ihre schüchterne Bescheidenheit, nicht Verlegenheit, zeigt, daß dieses holde Wesen nicht für die theatralischen Bretter bestimmt ist. Sie hat es auch aufgegeben, zumal da ihre Brust zu schwach ist.

Im Januar hatten wir in Ettersburg eine ländliche Fête, wobei wir dich sehr wünschten. Jagemanns, Prof. Genz sein geschickter Baumeister in Berlin, der seit einem Jahre Direktor des Schloßbaues ist, Kramer, Doktor Herders [1]), Dankelmann [2]), Louise Herder [3]) und ich fuhren an einem schönen Wintermorgen in Schlitten nach Ettersburg. Hinter uns folgte ein stattlicher Schimmel mit unserem Proviant, zu dem jeder seinen Theil lieferte. In Ettersburg fanden wir die wohlbekannten Wohnzimmer im Schloß durch Herrn Kochs Güte gut geheizt. Die gefrorenen Austern wurden in frisches Wasser geworfen, der weibliche Theil wärmte die Braten und Leckereien auf, wir schmierten Butterbrode, und so stand um 1 Uhr auf gedecktem Tische ein treffliches Diner. Steinwein, Champagner, Bischof, Burgunder fehlten auch nicht. —

Die holden Schwestern, Dankelmann und ich waren anfangs in sonderbarer Stimmung. Bei jedem Schritt durch die Zimmer schwebte uns Augustens [4]) Geist vor. Dieses und jenes Plätzchen

---

[1]) Herders ältester Sohn Gottfried, Arzt und Hofmedikus (gestorben 1806) und seine Frau geb. Schmidt, Schwester des Schauspielers Heinrich Schmidt.

[2]) Frhr. Adolf von Danckelmann, damals Bergamtsassessor, später Oberbergrat in Koburg.

[3]) Herders Tochter. — Es waren also 4 Herren und 4 Damen.

[4]) Es ist Auguste von Löwenstern gemeint. Die reiche Löwensternsche Familie aus Livland, deren Söhne das Mouniersche Institut zu Belvedere bei Weimar besuchten, erfreute sich damals allgemeiner Beliebtheit und hoher Achtung in Weimar. Nach Aufhebung des Instituts hatte sie Weimar verlassen und war nach Paris gezogen. Auguste, die älteste Tochter, zeichnete sich durch Schönheit und Anmut aus. Sie war daher eine vielbegehrte Partie. Unter ihren zahlreichen Verehrern nennen wir nur Adolf von Danckelmann, Leo von Seckendorf und den Grafen Karl von Brühl, kgl. preuß. Kammerherrn und späteren Generalintendanten der kgl. Bühnen. Sie heiratete i. J. 1804 einen Herrn von Coudenhove aus Mähren.

erinnerte an schöne Stunden der Vergangenheit. Die Mädchen weinten — wir schwiegen und keiner sprach mit dem andern ein Wort. Doch der erste Eindruck verlor sich, er wurde sanfter, und diese Wehmuth brachte dann eine Traulichkeit und Herzlichkeit hervor, daß ich diesen Tag Stunden des innigsten Genusses hatte. Nachmittags lockte der Ton der Waldhörner das Wild auf die Wiese unter dem Schlosse. Abends versammelte uns das lodernde Kaminfeuer in der Nebenstube, und wir setzten uns um die dampfende Punschbowle, und die holden Schwestern sangen kleine Duetts mit einem Ausdruck, wie ich ihn selten gehört habe.

Abends 8 Uhr fuhren wir im Mondschein, wo die Winterlandschaft einen eigenen Reiz hatte, zurück unter das niedere Dach, wo die engen Sorgen wohnen. Unverändert dein

Carl Bertuch[1]).

III.

Ein Familienfest bei Egloffsteins[2]).

Weimar, den 27. Dezember 1802.

Tausend Dank, lieber Freund, für deinen letzten Brief, der so ganz das Gepräge deiner Biederkeit und Freundschaft hat. Laß uns mit den Antworten nicht geniren und nicht immer Brief gegen Brief wägen. Die Traulichkeit leidet darunter. Meine Briefe oder vielmehr Wische sind oft nur kurz, gerade wie mir diese oder jene Nachricht in den Wurf kommt, die ich Dir nicht gern vorenthalten möchte.

Vorigen Freitag vor 8 Tagen — am 17. Dezember — machte der Mama Egloffstein[3]) Geburtstag einen Festtag für ihr ganzes Haus. Wir kamen um 5 Uhr in dem Jägerhaus zusammen, wo die Frau Hofmarschallin Karoline von Egloffstein eine große Gesellschaft zum Thee zusammengeladen hatte. Ein paar spanische Wände sonderten die Hälfte des Saales ab, alles rangirte sich auf

---

[1]) Sohn des Legationsrates Friedr. Justus Bertuch in Weimar, mit Leo von Seckendorf befreundet.

[2]) Es gab nicht weniger als vier Egloffsteinische Familien in Weimar. Hier ist die des Hofmarschalls Gottlob von Egloffstein gemeint.

[3]) Die Mütter Gottlobs von E. und seiner drei Brüder August, Christian Dietrich und Friedr. Gottfried. Sie war die Witwe des Hauptmanns Carl Ludwig von Egloffstein, der im Jahre 1773 durch einen Sturz vom Pferde gestorben war, eine geb. Sophie von Thüna, Tochter des preuß. Generals von Thüna.

Digitized by Google

die Reihen von Stühlen, wir Komödianten-Dilettanten waren mit den Kostümen fertig, und „die barmherzigen Brüder" aus Kotzebus dramatischem Kalender machten den Anfang. Meine Wenigkeit spielte den Pater Hilarius — qua barmherziger Bruder, meisterhaft — Riedel [1]) als Schustermeister, Kehlchen [2]) als Lieschen, seine Tochter, spielten mit ihrer gewöhnlichen Leichtigkeit und feinem Takt.

Dann folgte die Burleske Kleopatra, die bloß durch gutes Spiel souteniert gefallen kann. Sie gelang recht gut. Die Mitspielenden waren:

Majestät Cleopatra — Frl. Oertel [3])
Antonius — Wolfskeel
Cäsarion — Forstmeister von Fritsch
Gallus, Kammerherr — Regierungsrath Fritsch
Oktavia — Frl. Kehlchen (Frl. von Wolfskeel)

So brachten wir den Abend froh und vergnügt hin. Deiner wurde bestens gedacht. Die Herzogin-Mutter überraschte Egloffsteins auf das Angenehmste durch ihre Gegenwart.

Die neuesten Avancements hast Du vielleicht schon erfahren, nämlich: Einsiedel, Geh. Rath und Oberhofmeister; Egloffstein, Hofmarschall; Seebach, Major; Schard, titul. Geh. Rath; Fritsch, Regierungsrath und Kammerherr.

Luck geht mit seiner Frau und Luisen, wenn sie nicht Hofdame bei der Prinzeß wird, das Frühjahr nach Bamberg, um sich dort häuslich niederzulassen.

Vieles geht von hier, wenig kömmt. Mein ahnungsvoller Blick sieht mancherlei in der Zukunft, worüber ich mich nicht freue.

Tinette von Reitzenstein [4]) schwankt jetzt zwischen zwei Lieb-

---

[1]) Frhr. von Riedel wird im Schiller-Goethebriefwechsel (3. Cottasche Ausg. Nr. 845. Jena, 1802) gelegentlich einer Einladung Goethes erwähnt.

[2]) Kehlchen ist, wie wir schon sahen, Fräulein von Wolfskeel-Reichenberg.

[3]) Fräulein Mimi von Oertel, Schwester des damals sehr beliebten Uebersetzers aus dem Englischen Friedrich von Oertel.

[4]) Tinette von Reizenstein ist identisch mit Käthchen von Imhof, Schwester der Amalia von Imhof, der Dichterin der Schwestern von Lesbos. Sie waren die Töchter des im Jahre 1788 zu München verstorbenen Majors Karl von Imhof. Ihre Mutter hatte dann den in Weimar als Kammerherrn lebenden österreichischen Hauptmann Ernst von Reizenstein geheiratet. Käthchen von Imhof-Reizenstein war eine alte Flamme Leos von Seckendorf, als dieser noch in Weimar weilte.

Digitized by Google

habern, dem Kriegsrath Stein[1]) und Schilden. Letzterer hat die Mutter auf der Seite, die die Tinette zur Wahl dieſes Flachkopfs zu beſtimmen ſucht. Tinette iſt jetzt in Conradsreuth, wo der Vater den Ausſpruch thun ſoll.

Flavie Fümel[2]) heirathet künftiges Frühjahr einen der Brüder Mellet ci-devant Pariſer Grafen.

Herr von Schiller wurde geſtern bei Hofe präſentiert. (Warum doch das?)[3]) — Goethe wurde vorige Woche mit einem Mädchen von ſeiner Vulpia beſchenkt, das aber einige Tage nach der Geburt ſtarb.

Majer[4]), Herder[5]) und einige andere Bekannte waren den Morgen bei mir, ein freundliches Stündchen mit mir zu theilen. Warum mußte ich mehrere Theure als weit abweſend miſſen?

Löwenſterns[6]), meine Eltern und Lottchen Foriep[7]) grüßen Dich herzlich.

Unverändert Dein treuer

Carl Bertuch[8]).

---

[1]) Fritz von Stein, der Sohn von Goethes Freundin.

[2]) Tochter des Marquis Fumel, eines der franzöſiſchen Emigranten, die ſich damals in Weimar aufhielten, ebenſo wie die Mellets und Dumanoirs.

[3]) Dieſe Frage iſt bezeichnend für die Anſchauung beider Freunde.

[4]) Privatdozent in Jena und dann Schriftſteller in Weimar, ein verdienſtvoller Gelehrter, deſſen Name faſt gänzlich vergeſſen iſt. Er war einer der Erſten, die nach Fr. Schlegels Vorgang ſich mit dem Sanskrit beſchäftigten und auch auf die altnordiſche Mythologie wie Sprache ihr Augenmerk richteten.

[5]) Gottfried Herder, der Arzt, Herders älteſter Sohn.

[6]) Die ſchon genannte Familie von Löwenſtern aus Livland.

[7]) Bertuchs Schweſter Charlotte, ſeit kurzem mit dem Profeſſor der Medizin Froriep in Jena verheiratet.

[8]) Karl Bertuch, Graf Karl von Brühl, Herders Söhne Gottfried und Auguſt und Friedrich Majer waren die beſten Freunde Leos von Seckendorf. Ihr Briefwechſel giebt hierüber wie über Weimar in den erſten Jahren unſeres Jahrhunderts noch mancherlei Aufſchluß.

Digitized by Google

Herzog Karl August von Weimar und Karoline Jagemann.

Von Gustav Scheidel.

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" — kein Denkmal aus Stein oder Erz verkündet seinen Ruhm und selten nur reicht das Andenken an ihn über die Generation hinaus, die ihn selbst noch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, agieren sah. Der rauschende Beifall der Mitwelt muß ihm ersetzen, was die Nachwelt meist nur den Großen der Erde oder den Größen des Geistes gewährt.

Auch der Name der Karoline Jagemann ist nur noch Wenigen bekannt und er wäre sicher schon längst verschollen, fiele ihr Auftreten nicht in eine Zeit, in der das Theater in Weimar unter Goethes Leitung stand, und knüpfte sich daran nicht zugleich die Erinnerung an den Einfluß, den sie auf den Herzog Karl August gewonnen hatte, so daß sie selbst dem Olympier unserer Litteratur eine Zeit lang Trotz zu bieten vermochte. Sie war als Sängerin bedeutender denn als Schauspielerin, hatte übrigens auf des Herzogs Kosten eine vortreffliche Ausbildung in Mannheim erhalten und glänzte als ein Stern ersten Ranges an dem Weimarschen Theaterhimmel, aber sie wußte ihr Talent wie ihre bevorzugte Stellung als Geliebte Karl Augusts zugleich zu allerlei Intrigen zu benutzen, die den Rücktritt Goethes von der Leitung des Theaters veranlaßten.

„Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen" — dies geflügelte Wort des Dichters machte damals in Weimar die Runde, als Karoline es beim Herzog durchgesetzt hatte, daß das Schauerdrama „Der Hund des Aubry" auf der Hofbühne gegeben wurde, in dem ein treuer Pudel die Hauptrolle und sie selbst eine ihrer Glanzrollen hatte. Goethe hatte erklärt, daß er, wenn das Stück aufgeführt würde, sich von der Leitung des Schauspiels zurückziehen werde. Und so kam es. Die Buhlerin siegte mit ihren Künsten

Digitized by Google

über den Einfluß altbewährter und vertrauter Freundschaft und wußte sich in der Gunst des Fürsten zu behaupten. Der Herzog schenkte ihr späterhin das Rittergut Heygendorf bei Allstedt im Thüringischen und erhob sie selbst zur Frau von Heygendorf, als welche sie am 10. Juli 1848 zu Dresden in einem Alter von 70 Jahren gestorben ist. Fünfzig Jahre früher — 1798 — war sie zum ersten Male auf dem Weimarschen Hoftheater aufgetreten, und seitdem ist nunmehr ein volles Jahrhundert vergangen, ein Jahrhundert, das Vieles im politischen, sozialen und geistigen Leben der deutschen Nation geändert und, wie wir Gott sei Dank sagen können, auch — gebessert hat. Es ist heute keine allzugroße Seltenheit mehr, daß Fürsten Schauspielerinnen oder Sängerinnen einer gesetzlichen Ehe würdigen. Der Zeitgeist ist ein anderer geworden — ein Umschwung der Anschauungen von nicht zu unterschätzender kulturgeschichtlicher Bedeutung ist eingetreten.

Karoline Jagemann war aus guter Familie und hatte eine sorgfältige Erziehung genossen. Ihr Vater, der Hofrat Christian Joseph Jagemann, 1736 zu Dingelstedt auf dem Eichsfelde geboren, war seit 1775 Bibliothekar bei der Herzogin Anna Amalia. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Schon mit 17 Jahren zu Konstanz in den Augustiner-Orden getreten, entwich er wieder aus demselben und hielt sich einige Zeit bei Verwandten in Dänemark auf, wurde dann aber, nach Hause zurückgekehrt, zu seiner Buße und Besserung nach Rom geschickt, wo er endlich nach längerem Harren Verzeihung und zugleich die Priesterweihe erhielt. Darauf lebte er mehrere Jahre in Florenz, eifrig mit italienischer Litteratur und Kunst beschäftigt und in der dortigen deutschen Kolonie zugleich als Beichtvater thätig, bis er wegen seiner hervorragenden Kenntnisse des Italienischen dem Coadjutor von Mainz, Freiherrn von Dalberg, empfohlen wurde, der ihn zum Direktor des katholischen Gymnasiums in Erfurt ernannte, von wo er später nach Weimar übersiedelte. Hier, als Bibliothekar der Herzogin-Mutter angestellt, verheiratete er sich und lebte ganz seinen litterarischen Neigungen, übersetzte vielerlei aus dem Italienischen, schrieb eine zweibändige Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien und verfaßte eine große italienische Sprachlehre sowie ein Lexikon derselben Sprache, Werke, die noch heute gern benutzt werden, wie er denn damals für einen der besten Kenner des Italienischen in Deutschland galt. Im Jahre 1804 segnete er das Zeitliche.

Digitized by Google

Längst schon hatte der Herzog die Sorge für die Ausbildung seiner Kinder übernommen und setzte dies auch nach des Vaters Tode fort. Karoline, die älteste Tochter, war 1778 geboren und trat in ihrem 20. Jahre zum ersten Male in Weimar auf. Ihr Bruder Ferdinand, der zwei Jahre jünger war, zeigte ein hübsches Talent als Porträtmaler. Der Herzog ließ ihn daher in Wien, Paris und Rom weiter ausbilden, wie wir einer ungedruckten sogleich näher zu erwähnenden Korrespondenz entnehmen können. Am 11. Juli 1806 schrieb Karl Bertuch an seinen Freund Leo von Seckendorf: „Jagemann (der Maler) ist am 8. Juli mit dem Herzog nach Töplitz abgereist und geht dann über Wien auf mehrere Jahre nach Italien, was für sein höheres Kunststudium durchaus notwendig ist, denn hier beschränkte er sich bloß auf ein schnelles Portraitiren.“ Als seine besten Porträts gelten: das Bildnis von Karl August in Lebensgröße, Schiller auf der Totenbahre, Luther auf dem Reichstag zu Worms, Goethes und Wielands Bildnisse u. a. — Seine jüngere Schwester Marianne, die sich ebenfalls zur Sängerin ausbilden wollte, war damals, als Karoline ihre theatralische Laufbahn begann, erst 14 Jahre alt. Obschon durch eine schöne Stimme, Talent und Neigung ganz dazu geeignet, mußte sie doch ihre Absicht bald aufgeben, da sich die Anfänge einer Lungenschwindsucht bei ihr bemerkbar machten.

Die beiden Schwestern waren in den feinsten Zirkeln Weimars gern gesehene Gäste und pflegten die Unterhaltungsabende nicht selten durch ihren schönen Gesang oder ihre Teilnahme am Liebhabertheater zu beleben, besonders in der reichen livländischen Familie von Löwenstern, deren Söhne das von Mounier geleitete Institut von Belvedere besuchten und deren Tochter Auguste zu den umworbensten Schönheiten des damaligen Weimar gehörte. Hier fanden sich daher begreiflicherweise auch die Hauptvertreter der jeunesse dorée der Residenz ein, unter denen am Anfang dieses Jahrhunderts der Graf Karl von Brühl [1]), Leo von Seckendorf [2]), Adolf von Danckelmann [3]) und Karl Bertuch [4]) her-

[1]) Später Generalintendant der kgl. Bühnen in Berlin (1815—1827.)

[2]) Gefallen in der Schlacht bei Ebelsberg an der Traun am 3. Mai 1809 als Hauptmann der Wiener Landwehr heldenmütig gegen Napoleon kämpfend.

[3]) Damals Bergamtsassessor in Weimar.

[4]) Sohn des Legationsrates und Verlegers Fr. Justus Bertuch in Weimar.

Digitized by Google

vorzuheben sind. Der trauliche Verkehr, der sich in diesem Kreise entwickelt hatte, mußte sich jedoch natürlich von dem Augenblicke an lösen, als das Verhältnis der Karoline Jagemann zum Herzog Karl August offenkundig wurde, und es ist gewissermaßen von psychologischem Interesse, den Verlauf dieser Angelegenheit zu verfolgen, wie sie sich in der noch ungedruckten Korrespondenz an Leo von Seckendorf widerspiegelt.

Seckendorf stand seit 1798 als junger Regierungsassessor und beliebter Vorleser in dem Tiefurter Kreise der Herzogin Anna Amalia mit seinem Freunde Brühl mitten in dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben Weimars. Auch dichterisch und litterarisch thätig hatte er sich bereits gezeigt durch seine Blüten griechischer Dichter, durch die Herausgabe eines Neujahrstaschenbuches u. s. w. Er verließ Weimar am 10. April 1801, um eine Stelle als württembergischer Legationsrat bei dem Reichstag in Regensburg anzunehmen, blieb jedoch in engstem brieflichen Verkehr mit seinen zahlreichen Verwandten und Bekannten dortselbst, so daß sich daraus ein ziemlich anschauliches Bild von den litterarischen und gesellschaftlichen Verhältnissen jener Zeit, nämlich von 1800—1806 — soweit reicht diese Korrespondenz — gewinnen läßt.

Am 5. April 1801 — nur wenige Tage vor seinem Abschied von Weimar — schrieb Karoline Jagemann ihm noch folgende Worte in sein Stammbuch:

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
„Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt,
„Und froher kehr' ich, wenn ich es gemustert,
„Zu meinem schönern Eigenthum zurück. (Schiller)

Diese Worte geben Ihnen ein zu freundliches Bild von mir, als daß ich nicht glauben dürfte, Sie erinnerten sich dabei gern meiner aufrichtigen Freundschaft.

Caroline Jagemann."

Am 14. August 1801 schreibt Gottfried Herder, der Arzt, Herders ältester Sohn, an seinen Freund Leo von Seckendorf in Regensburg über die beiden Geschwister folgendermaßen:

„Die Jagemann (Caroline) ist nach Berlin mit der Marianne. Sie hat in Göttingen unter großem Beifall und vielem Geld zwei Konzerte gegeben, in Mannheim die „Myrrha" im unterbrochenen Opferfest und in Frankfurt auch die „Myrrha" gespielt. Sie war

einige Tage hier, ging aber sehr traurig wieder weg; sie fühlt sich natürlich sehr verlassen, da Löwensterns weg sind und auch Lucks nicht da waren. Der H (erzog) ist leidenschaftlich verliebt in sie, ich fürchte für sie in der Zukunft, doch dies ganz unter uns. — Die arme Marianne paßt nicht für's Theater. Die liebliche Kleine hat Husten und Blut gespuckt; ich konnte es nicht erlangen, sie hier zu behalten." —

C. A. Böttiger an Seckendorf. — Weimar, 5. April 1802. „Die Mademoiselle Jagemann geht auf mehrere Monat bloß zu ihrem Vergnügen, nicht fürs Theater, nach Wien."

Hierauf folgt der Brief Karl Bertuchs an Seckendorf aus Weimar vom 22. April 1802, der sich in unserem ersten Artikel bereits wörtlich angeführt findet. Er beweist, wie sich damals Karoline noch eines vertrauten Umganges in den besten Kreisen erfreute, wenngleich Karl Bertuch schon seinen Befürchtungen für ihre Zukunft Ausdruck verleiht. Indessen bereits der folgende Brief des Grafen Karl von Brühl, der nur wenige Monate später fällt, zeigt, daß inzwischen das noch unbestimmte Gerücht zum öffentlichen Geheimnis geworden war.

Karl von Brühl an Seckendorf. — Rheinsberg, den 8. Juli 1802. . . . „Karolinens Betragen gefällt mir ebensowenig wie Dir — Du weißt, was sie uns beiden zuletzt noch gesagt und welche Versicherungen sie uns gegeben, daß nichts sie zu einem erniedrigenden Schritt bewegen würde, und jetzt — jetzt sagt jedermann, sie sei des dux erklärte Maitresse. Lottchen Froriep [1]), welche mir letzthin schrieb, sagt zwar mit schonender Gutmüthigkeit, sie wolle hoffen, der äußere Schein trüge nur und die große Vertraulichkeit wäre hoffentlich ohne Folgen und könnte mit Karolinens Ehre bestehen, aber ihr Ton, in dem sie schreibt, beweist mir, daß sie selbst das Gegentheil glaubt. Karoline soll zuletzt krank, traurig, verdrießlich gewesen sein und zu ihrer Zerstreuung eine Reise nach Schwetzingen vorgenommen haben! che nè dite amico — sieht das nicht beinahe aus wie eine Niederkunft? — Unglaublich ärgerlich ist es mir doch, daß endlich der alte Sünder seinen Willen gehabt und das Mädchen unglücklich gemacht hat — denn mit ihrem Charakter muß sie nun unglücklich oder schlecht werden, und

[1]) Die Schwester Karl Bertuchs, verheiratet mit dem Professor der Medizin Froriep an der Universität Jena.

Digitized by Google

beides thut mir weh. Ich bin ihr eigentlich einen Brief schuldig und werde ihr nächstens schreiben. Vielleicht vertraut sie sich mir. Soviel ist aber sicher, daß nicht bloß Eitelkeit und Geldsucht, sondern wirklich das Herz zu ihrem Fall beigetragen hat, denn sie hatte eine unbegreifliche und heftige Leidenschaft für den Menschen". [1])

Karl Bertuch an Seckendorf. — Weimar, den 10. September 1802. „Jagemanns (die beiden Schwestern) sind gestern Abend von Mannheim zurückgekommen; ich habe sie aber noch nicht gesehen. Der Karoline Zimmer wurde während ihrer Abwesenheit aufs schönste dekorirt." —

Karl Bertuch an Seckendorf. — Weimar, den 25. Oktober 1802. „Mama Löwenstern steht mit dem regierenden Hof (i. e. der Herzogin), wie es scheint, im besten Verhältnisse, die unglückliche Karoline (Jagemann) hat sie abandonnirt." —

Karoline Jagemann an Leo von S. — Weimar, den 1. November 1802. . . . „Wünschen sie sich nicht hierher zu uns zurück. Sie würden im Vergleich, wie es hier war und jetzt ist, nicht froh werden können. Ich habe die eigentliche Ursache von der unglückseligen Veränderung aller äußerlichen Verhältnisse noch nicht ergründen können, aber soviel ist gewiß, daß die wenige Harmonie, die sonst noch die kleinen gesellschaftlichen Circles zusammenhielt, vollends ganz verschwunden ist. Die wenigen gebildeten (nicht verbildeten) Menschen der Gesellschaft haben sich in Parteien geteilt, protegiren und hassen einander, daß ihr bischen Herzlichkeit darüber zu Grunde geht. Und die meisten sind so gelehrt, daß natürliche Menschenkinder krank davon werden müssen. Ein solches bin ich. Jedoch bin ich in Dero Nähe der Schädlichkeit dieses herrschenden Tones nicht ausgesetzt. Mich trifft sein Gift nur von ferne, denn ich gehöre zu keinem dieser Circles. Sie wissen: durch den ausschließlichen Umgang mit dem Löwensternschen Hause bin ich von allen anderen abgekommen. Und ich freue mich jetzt, daß man es nicht der Mühe werth gefunden hat, wieder mit mir anzuknüpfen[2]). Sie

[1]) Diese respektwidrigen Ausdrücke deuten darauf hin, daß die Stimmung in gewissen höheren Kreisen gegen Karl August eine keineswegs günstige war.

[2]) Die Löwensternsche Familie war am Anfang des Jahres mit Mounier zunächst nach Lyon und dann nach Paris übergesiedelt, vor kurzem aber erst nach Offenbach und darauf auch nach Weimar zurückgekehrt.

Digitized by Google

haben sich hoffentlich Empfänglichkeit und Herz erhalten, und so glaube ich, würden Sie hierher nicht passen[1]). Oder sie müßten, um einen Mittelweg zu treffen, Ihr Hirn den schönen Geistern zum Verändern geben und dann wüthend Komödie spielen[2]). Mich erhalten die Aussichten auf meine Zeiten im Sommer, wenigstens erhielten sie mich den Winter über ziemlich zufrieden. Aber jetzt fange ich an von meiner widersprechenden Seele zu fürchten, daß mir sogar diese Zeiten lästig werden könnten, weil ich sie nach und nach als Nothwendigkeit betrachten muß und nicht mehr wie sonst als freiwillig gewählte Zerstreuung ansehe.

Marianne kömmt auf ein Jahr ins Institut nach Gotha, um ihren Charakter nicht sowohl als manche Fähigkeit, die für eine heitere Zukunft in ihr liegt, auszubilden. Ihr Charakter ist schon sehr formirt und anders möchte ich ihn zu ihrem Besten nicht. Aber wie man es machen muß, um mit einem braven Charakter glücklich zu sein — das kann ihr niemand weniger lehren als ich![3])

Brühl kommt, wie ich höre, in kurzem hierher. Löwensterns sind hier. Ich will glauben, er habe das letztere nicht gewußt, um nicht die Achtung etwas zu vermindern, die mir seine Vorzüglichkeit in mancher Rücksicht eingeflößt hat[4]). Von Gustchen (Löwenstern) kann ich Ihnen nicht viel sagen, sie ist mehr mit Mariannen als mit mir. Doch hat sie, scheint mir's, sich nicht viel verändert. Es gefällt Löwensterns auch nicht hier und vermuthlich gehen sie bald wieder nach Offenbach.

Das Theater ist äußerst mittelmäßig. Die Vohsens sind weg. Benda ist immerwährend mein Liebhaber. Aus Mademoiselle Malcolmi ist Madame Miller geworden und ein kurzes dickes

[1]) Seckendorf hatte ihr offenbar briefliche Mitteilungen gemacht, daß er die Absicht habe, wieder nach Weimar zurückzukommen.

[2]) Das alles ist wohl auf Goethe und seine Theater-Regie wie auch auf den Schlegel-Kotzebueschen Streit gemünzt. Goethe hatte damals Schlegels Jon aufführen lassen und Karoline Jageman den Jon spielen müssen.

[3]) Diese Stelle zeigt, wie es in Karolinens Innerem aussah. Glücklich war sie also nicht.

[4]) Brühl, der früher Kammerherr bei der Herzogin Amalia war und dann in gleicher Eigenschaft bei dem Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg lebte, hatte sich um Auguste von Löwensterns Hand beworben, aber einen Korb bekommen. Leo von Seckendorf suchte, da er ebenfalls zu ihren Verehrern in Weimar gehört hatte, Karoline über sie zu sondieren.

Digitized by Google

Mamſellgen aus Berlin (Mademoiſelle Maas) ſpielt oft recht garſtig viele erſte Rollen in Schau- und Trauerſpielen. Nun haben Sie ziemlich einen Riß von unſeren Freuden.

Die Tina Reizenſtein heurathet[1]). Fritz Stein und Schilden ringen um den Preis, einer davon erhält ſie natürlich — welcher? — das weiß ich nicht." —

Karl Bertuch an Leo von Seckendorf. — Weimar, den 19. Nov. 1802. „Marianne, dieſer kleine Engel voll holder Anmut und Weiblichkeit, iſt geſtern zu Madame Stieler nach Gotha gekommen[2]). Vielleicht wird ſo Leib und Seele gerettet." —

Karl von Brühl an Seckendorf. — Rheinsberg, den 8. Dezember 1802.

„Von der Mutter (Löwenſtern) ſagt man mir Wunderdinge — ſie ſoll keine Launen mehr haben, ſie ſoll höflich und artig gegen jedermann ſein und verſichern, ihr ſonderbares Betragen ſei nur von der peinlichen und unangenehmen Lage hergekommen, in der ſie ſich ehemals befunden. Der Teufel traue darauf. Ich glaube immer, es iſt nur eine Komödie, die ſie ſpielt, um ſich an dem Herzog und Karoline zu rächen, von denen ſie ſich betrogen ſieht. Sie hat ſonſt geglaubt, der Herzog käme zu ihr, und nun fühlt ſie, daß er eigentlich zu Karoline kam[3]). Das kränkt freilich ihren Stolz — ihre Eigenliebe, ihre Eitelkeit. Sie ſoll auch wüthend auf Karoline ſein, wie mir Keelchen[4]) ſchreibt, und die abſcheulichſten Schimpfreden gegen ſie ausſtoßen. Das begreife ich — wie aber Karoline ſich doch noch endlich dem alten Wollüſtling hat ergeben können, nach allem, was ſie darüber fühlte und ſprach — das begreife ich nicht. O Schwachheit, o Eitelkeit — dein Name iſt Weib!! — Bertuch hat mir letzthin über dieſe Geſchichte geſchrieben und mir geſagt, ſie ſchiene zwar glücklich,

[1]) Tina von Reizenſtein oder Käthchen von Imhof war eine Schweſter der Dichterin Amalia von Imhof. Auch Seckendorf war einer ihrer früheren Verehrer.

[2]) In dieſer Penſion kann ſie nicht viel länger als ein Jahr geblieben ſein, da ſich der aus Batavia zurückgekehrte Bergamtsaſſeſſor Adolf von Danckelmann ſchon bald mit ihr verlobte.

[3]) Hieraus geht hervor, daß der Herzog den Löwenſternſchen Circle häufiger mit ſeinem Beſuche beehrte.

[4]) Fräulein von Wolfskeel-Reichenberg, deren Vater Geheimrat in Weimar war, während ſie ſelbſt als zweite Hofdame bei der Herzogin Amalia fungierte.

Digitized by Google

wäre es aber eigentlich im Herzen gewiß nicht. Schade um Mariannchen, denn die wird nun auch mit verdorben." —

Karl Bertuch an Seckendorf. — Weimar, den 31. Dezember 1802.

„Wir feiern heute auf dem ganz neu und geschmackvoller eingerichteten Stadthause den Sylvester-Abend in einer großen Gesellschaft, wo der Donnerstags-Club und die adlige Tanzgesellschaft vereinigt sind. Selbst die Herzogin Luise kommt hin, damit der Adel wegen der Karoline nicht wegbleibt.[1]) — Wenn man eine Menge feiner Züge von Delikatesse und Selbstverleugnung in dem Charakter der Luise zusammenstellt, so erscheint sie als eine edle Frau von festem Charakter, der aus Umständen den Schein der Steifheit annehmen muß, weswegen man sie oft so falsch beurtheilt." —

Brühl an Seckendorf. Weimar, den 1. Februar 1804.

„Das Theater ist außer Carolinen nicht mehr anzusehen, und Karoline ist ein armes verlorenes Geschöpf. Ich habe sie besucht, aber in ihr nichts als eine affektirte brausende Lustigkeit gefunden, die wohl anzeigt, was in ihrem Innersten vorgeht. Mariannchen ist hübsch wie ein kleiner Engel, aber wie lange wird sie den Krallen des Raubvogels entgehen?" —

Wer mit diesem „Raubvogel" gemeint war, brauchen wir wohl kaum noch hinzuzufügen. Bertuchs und Brühls Befürchtungen dieserhalb sollten sich übrigens nicht bestätigen. Kaum war Marianne aus der Stielerschen Pension von Gotha nach Weimar zurückgekehrt, als Adolf von Danckelmann, der inzwischen Bergrat in Koburg geworden war, die „Kleine" den gefürchteten „Krallen" entriß und als Gattin in sein sicheres Heim entführte.

Was Karoline betrifft, so zeigen unsere einfachen Berichte die Wahrheit und das lawinenartige Anwachsen des Gerüchts bis zum Selbstbekenntnis und zur moralischen Vernichtung. Zunächst bemerkt man nur bedenkliche Anzeichen und Befürchtungen, noch nimmt sie an Ausflügen der besten Kreise Teil. Die Verdachtsmomente mehren sich; sie macht Reisen auf des Herzogs Kosten, ihr Zimmer wird aufs schönste dekoriert. Endlich wird sie abandonniert, verabschiedet von derselben vornehmen Familie, in deren reichbelebtem Kreise sie sich bisher der liebevollsten Aufnahme erfreut hatte. Dies war entscheidend für ihr weiteres Schicksal und für

[1]) Wenn die Herzogin selbst sich den Anschein gab, als wisse sie von dem offenen Geheimnis nichts, dann konnte es der Adel auch ignorieren.

Digitized by Google

ihre Stellung zur guten Geſellſchaft. Ihr Verhältnis zum Herzog war ein öffentliches Geheimnis geworden, und wenn die Herzogin Luiſe daſſelbe zu ignorieren ſuchte, ſo bewies ſie damit ein hohes Maß von Selbſtverleugnung, um jeden Eklat zu vermeiden. Karoline Herder dagegen ſchrieb damals (4. Dezember 1802) mit Rückſicht auf dieſe und andere Verhältiſſe in Weimar an Leo von Seckendorf: „Wir haben ausgefunden, daß hier die goldenen Zeiten vorüber ſind. Wünſchen Sie ſich nicht zurück in dieſe blüthen- früchte- und blätterloſen Haine der Muſen. Sie ſind entflohen — denn ſie wohnen nur da gern, wo Sittlichkeit und Herzlichkeit lebt. Wohl Ihnen, wenn Schwaben, Stuttgard ihr Aufenthalt wird! .. Daß ihrer in unſerem Kreis und bei der Herzogin Mutter mit Herzlichkeit gedacht wird, ſagt ihnen ihr Herz ſelbſt. Sie haben einen Theil ihrer Jugend hier zugebracht mit intereſſanten, Sie liebenden Menſchen — dieſe Eindrücke werden ihnen Weimar ewig lieb erhalten — aber den Baum ſeines Lebens ſich hier zu pflanzen, dafür behüte Gott jeden Rechtſchaffenen“ [2]).

[2]) Für dieſes herbe Urteil der Gattin Herders iſt natürlich außer dem Verhältnis Karl Auguſts zu Karoline Jagemann und Goethes zu Chriſtiane Vulpius auch die Entfremdung zwiſchen dieſem und Herder ſeit dem Jahre 1796 zu berückſichtigen, die ſich vorzugsweiſe an die Ausbildung von Herders Sohne Wolfgang Auguſt, Goethes Pathenkinde, anknüpfte und worüber Suphan in den Preuß. Jahrbüchern eingehend gehandelt hat.

Digitized by

Besprechungen.

Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Georg Adler, Karl Arendt, Karl Georg Brandis u. s. w. herausgegeben von Hans F. Helmolt. 1. Band: Allgemeines. — Die Vorgeschichte. — Amerika. — Der Stille Ozean. Von Hans F. Helmolt, Josef Kohler, Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Konrad Haebler, Eduard Graf Wilczek und Karl Weule. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. (X, 630 S.).

Heinrich Heine erzählt einmal von drei wandernden Gesellen, die an einen Baum kamen, auf dessen Zweigen eine Elster hin und her sprang und plapperte. Ihr Spruch aber war: „Meine Mutter war eine Elster, meine Großmutter war ebenfalls eine Elster, meine Urgroßmutter war wieder eine Elster, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elster und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht gestorben wäre, so lebte sie noch." — „Ja, ja", rief der Schwertfeger, „das verstehe ich! Das ist ja die allgemeine Weltgeschichte!" Es liegt etwas richtiges in der spöttischen Bemerkung des Gesellen, wenn man sich unter Weltgeschichte die chronikalische Erzählung der äußeren Schicksale der Menschheit vorstellt. Aber in Wahrheit ist Weltgeschichte doch etwas mehr als die Bestätigung der Thatsache, daß von jeher Menschen geboren wurden und starben, und recht verkehrt ist die Meinung, daß im Grunde alles beim Alten bleibe. Es bleibt eben nicht alles beim Alten, wenn auch das Neue zum großen Teil umgewandeltes oder fortgebildetes Alte ist. Eine wirkliche Weltgeschichte kann nur eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit, des Menschen, d. h. der menschlichen Kultur sein. Den Ursprung, das Wachsen, den Gang der menschlichen Kultur zu verfolgen, das muß der Kern der Aufgabe sein. Und diese Entwickelungsgeschichte der Kultur hat wirklich, so sehr man zunächst den Begriff der Nation, des Volkes für die geschichtliche Entwickelung in den Vordergrund stellen muß, einen menschheitlichen Charakter. Die nationalen Kulturen, so äußert sich der Schwede Steffen in einem unten besprochenen Buch über England, sind nur „Variationen eines unendlich reichen Grundthemas, nämlich des gemeinschaftlich menschlichen"; „je entwickelter eine Zivilisation ist, desto mehr und abweichendere Variationen wird sie in ihren Grenzen bergen." Und über das Prinzip der Entwickelung meint er: „Die

Digitized by Google

Kultur hat die Neigung, international, allgemein-menschlich zu werden." Damit meint er nichts Gesetzmäßiges, nichts Vorherbestimmtes. Denn für die geschichtliche Entwickelung müssen alle teleologischen Gesichtspunkte durchaus abgelehnt werden, überhaupt jede Konstruktion, die der Mannigfaltigkeit der Entwickelung Zwang anthut. Nach der Schablone hat sich die Menschheit nicht entwickelt.

Die vorliegende Weltgeschichte steht im großen und ganzen, insbesondere bezüglich der letztgenannten Punkte, auf dem wünschenswerten Standpunkt. Eine natürliche Voraussetzung desselben ist nun aber, daß wirklich eine Geschichte der Menschheit gegeben und nicht eine Reihe von Völkern als „geschichtslos" ausgeschlossen wird. Diesen weiten Horizont hat das Werk glücklicherweise und betont ihn ganz ausdrücklich. In dieser Beziehung bedeute selbst Rankes Weltgeschichte „einen Rückschritt." Ganz richtig wird gesagt (S. 7): „Die Erkenntnis der weltgeschichtlichen Zusammenhänge kann nur aus dem Werdegang aller Völker geschöpft werden", und (S. 15): „in der Kette gegenseitiger Beeinflussungen darf keine Lücke klaffen." Damit ist nun weiter ein Moment von allergrößter Wichtigkeit betont, ein Moment, dessen Bedeutung die neue Weltgeschichte ebenfalls nicht verkennt. (Vgl. z. B. S. 59) Es kommt aber darauf an, es wirklich so in den Vordergrund zu stellen, wie es notwendig ist. Und das berührt die Anordnung des Stoffes. Der Herausgeber hat nach Prüfung anderer Möglichkeiten als Prinzip der Anordnung das geographische gewählt, wesentlich im Anschluß an Ratzels Anschauungen, und weicht damit bewußt von seinen Vorgängern ab. Den rein geographisch angeordneten Völkerkreisen Ratzels folgend, sollen „eine Anzahl von halbfertigen Gebäuden neben einander aufgeführt" werden. „Der zweite Teil der Aufgabe besteht dann in der psychologischen Verarbeitung des Stoffes, d. h. darin, die Brücken von einem Bau zum andern herzustellen." Was dafür weiter (S. 20) zur Begründung angeführt wird, hat manches für sich. Aber gab es keine Möglichkeit, das Anordnungsprinzip der Aufgabe, nämlich der Darstellung der Entwickelung der menschlichen Kultur, völlig anzupassen? Wieder muß man freilich des Herausgebers Worte als richtig anerkennen: „Die Kultur wandert nicht wie eine Deposit von Volk zu Volk." Und ebenso wenig kann die Vierkandt'sche Einteilung nach Kulturformen aus den vom Herausgeber angeführten Gründen als anwendbar empfohlen werden. Immerhin halte ich diese wichtige Frage für noch offen und durch die gewählte Anordnung nicht für erledigt. Dabei möchte ich aber betonen, daß ich deshalb nicht der Ansicht Lamprechts bin (vgl. S. 14 f.). Die „Lehre der typischen Kulturstufen" scheint mir sehr problematisch zu sein.

Es scheint mir nun weiter, als ob der Herausgeber in der Kritik der Schätzung der europäischen Kultur zu weit geht. Es ist etwas schönes um den weiten Horizont, aber mir hat da wieder der oben erwähnte Steffen gefallen, der trotz seines weltpolitischen Blickes unsern Erdteil auch jetzt noch den „in der That und Wahrheit großten und jugendlichsten auf Erden, die Jugend und Kraft der Welt" nennt. Das führt mich zu der Ausführung des geographischen Prinzips in unserer Weltgeschichte, die als Hauptteil des vorliegenden ersten Bandes, als erstes Stück der Weltgeschichte die Geschichte

Digitized by Google

Amerikas bringt. Die Erwägungen, die dazu geführt haben, sind in dem Vorwort angegeben (vgl. auch S. 20); man kann sie im Allgemeinen als stichhaltig anerkennen Aber dennoch zeigen sich gerade hierbei die Schwierigkeiten der Durchführung eines einheitlichen, hier also des geographischen Prinzips. Ohne Zweifel wird sich Niemand an der Schilderung der vorkolumbischen Zeit als Beginn des Ganzen stoßen. Aber bei der Schilderung der Berührung Amerikas mit der alten Welt werden die Bedenken wach. Denn was ist die neue Welt anders als ein „Ableger der alten?" Und von dieser hören wir doch erst in späteren Bänden. Die Bedenken sind zu offensichtlich, als daß sie der Herausgeber nicht auch gehabt haben sollte. Aber vielleicht war ein Compromiß möglich. Dieser zweite Teil der Geschichte Amerikas hätte m. E. dem Schluß des Ganzen („Der Atlantische Ozean") eingefügt werden können. Das geographische Prinzip wäre nicht gestört und der Schluß hätte mit dem Anfang harmoniert.

Soviel über die Anlage des Ganzen. Im Einzelnen sei angeführt, daß nach Helmolts sehr hübsch geschriebener Einleitung über den Begriff Weltgeschichte und Joseph Kohler's übersichtlicher Darlegung der „Grundbegriffe einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit" sowie nach einem von Ratzel trefflich bearbeiteten Abschnitt über „die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde", der im Großen und Ganzen R's bekanntes Werk über Anthropogeographie zusammenfaßt, eine kurze und klare Schilderung der Vorgeschichte der Menschheit durch Ranke die Weltgeschichte eröffnet. Dann folgt der umfangreichste Beitrag zu diesem Bande: Amerika von Konrad Haebler, ohne Zweifel eine namentlich für die vorkolumbische Zeit höchst lehrreiche und interessante Arbeit. Im zweiten Teile scheint mir die äußere Geschichte indessen allzu sehr zu überwiegen. Übrigens kann man nicht sagen, daß Haeblers Beitrag, was doch von Interesse wäre, die Nutzanwendung aus den Ratzel'schen anthropogeographischen Lehren zieht, trotzdem der Verfasser die Wichtigkeit der Bodenbeschaffenheit nicht übersieht. Den Schluß bildet ein anerkennenswerter Abschnitt über „die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans", den nach dem Tode des Verf., Grafen Eduard Wilczek, Karl Weule überarbeitet hat.

Im Ganzen müssen wir diese Weltgeschichte als ein sehr willkommenes und nutzbringendes Werk begrüßen und können dem umsichtig geleiteten Verlage zu seinem neuen verdienstlichen Unternehmen nur Glück wünschen.

Georg Steinhausen.

* * *

Georg Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Mit 183 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert. (Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von Georg Steinhausen. Band I). Leipzig, Eug. Diederichs, 1899. (157 S.).

Das treffliche Buch eröffnet in vielversprechender Weise eine neue Sammlung abgerundeter, durch reiches Illustrationsmaterial erläuterter Darstellungen, die der Herausgeber dieser Zeitschrift und ein auserlesener Stab

von Mitarbeitern den einzelnen Berufsarten und ihrer Entwicklung in den letzten Jahrhunderten widmen wollen. Vielleicht ist es gut, gleich anfangs einen Ratschlag für die Fortsetzung dieses hochverdienstlichen Werkes, das ja nach seiner Vollendung eine kulturhistorische Materialsammlung ersten Ranges darstellen wird, vorauszuschicken. „Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht", wie sie der Verleger zusammengebracht hat, ist weit über den Wert bloßen Buchschmuckes erhaben und bildet einen Hauptbestandteil des ganzen Unternehmens. Darum sollte man aber auf ihre Reproduktion auch den peinlichsten Fleiß verwenden. Leider müssen wir bemerken, daß ein gar nicht kleiner Teil besonders der Kupferstiche, bei der Wiedergabe arg verwischt worden ist, sodaß gelegentlich nicht bloß die hinzugefügten Verse, sondern auch die Seiten- und Unterteile der Bilder recht undeutlich sind. Die Schuld trifft wohl das von der Verlagshandlung gewählte Papier — Büttenimitation —, das dem Ganzen ein etwas gesuchtantiquarisches Aussehen giebt und gar nicht nach dem Geschmack der meisten Leser sein wird, durch seinen grauen Farbenton die Augen ermüdet (in Wahrheit sind die meisten alten Drucke, wie sie hier „nachgeahmt" werden sollen, auf vollendet schönem Material gedruckt), vor allem aber die unbedingt erforderliche Klarheit und Deutlichkeit der Illustration unmöglich macht. Will der Verleger sein schönes Ziel erreichen, so wird er sich zur Wahl einer andern Papiersorte entschließen müssen (ist inzwischen zum Teil geschehen. D. Red.) — besser ungleichmäßige Bände, als gleichmäßig unschöne.

An Zahl und Mannigfaltigkeit lassen die Abbildungen nichts zu wünschen übrig. Sie führen uns von der Darstellung einer deutschen Wagenburg in der Mainzer Livisausgabe von 1523 bis zu einem Heffnerschen Kupferstiche von 1799, der die Sammlung des Landsturmes bei Aschaffenburg vorführt. Da finden wir manches berühmte Blatt, feine Stiche von Chodowiecki, aber auch unbekanntes Material, besonders aus den Schätzen des Germanischen Museums in Nürnberg, aus deutschen und schweizerischen Bibliotheken und Kabinetten wird in reichster Fülle beigebracht. Im Schul- und Universitätsunterricht wird die Sammlung zur Belebung und Veranschaulichung viel Segen stiften.

Der Text des ersten Bandes ist meisterhaft. In knappster Form wird uns eine wirkliche Entwicklung vorgeführt und das Leben des deutschen Soldaten, Jahrhundert für Jahrhundert, im Zusammenhange mit der ganzen politischen und geistigen Kultur auf das Anschaulichste geschildert. Geschichte — wenn man sie recht betreibt — Litteraturgeschichte und Volkskunde finden hier ihre Rechnung. Denn L. zieht auch die Poesie des Soldatenstandes und seine jeweilige Spiegelung in der Zeitlitteratur geschickt heran und führt aus halbvergessenen Quellen gutgewählte Ausschnitte vor, wodurch uns mancher Autor, wie der wackere Schiltknecht, dem jüngst auch Horn in seinem Buche über „die deutsche Soldatensprache" zu neuem Leben verhalf, nahe gebracht wird. Gerade in der Litteratur zeigt sich die immer wachsende Wertung des Soldatenstandes, und von Krügers Spiel von dem Landsknecht und den bäurischen Richtern ist ein weiter Weg über die bramarbasierenden Maulhelden des Gryphius — auch Holbergs köstlicher „Ulysses von Ithacia" hätte herangezogen werden können — bis zur Heldengestalt eines Tellheim. Es

Digitized by Google

ist derselbe Weg, den das soldatische Standes- und Ehrgefühl durchschreiten mußte, bis sich der militärische Stand solche Achtung errungen hatte, daß der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, dessen Auftauchen L. immer wieder nachweist, begeisterte Aufnahme auch in den gelehrten Kreisen finden konnte. Die Entwickelung des Söldnertums, des Landsknechtswesens und des stehenden Heeres zeichnet L. mit kräftigen Strichen; kein Wunder, daß der letzte Teil seines Buches von der Darstellung der preußischen Armee beherrscht wird. In jeder Epoche lernen wir die neuen Errungenschaften der Taktik, die allmähliche Ausbildung der artilleristischen und fortifikatorischen Technik, den Geist des Heeres, sein Religions- und Pflichtgefühl, seine humanitären und disziplinarischen Einrichtungen kennen, und das alles in spannender, fließender Darstellung, deren Lektüre wirklichen Genuß gewährt. Freilich paßt für gelegentliche wohlgemeinte Hiebe auf Tendenzen unsrer Tage die Ausstattung des Buches so wenig wie das gesucht originelle Titelblatt zu dem schlichten und doch so warmen Stil des Autors, dem wir für diese erste, allgemeinverständliche, knappe und doch gründliche Darstellung des Stoffes zu lebhaftem Danke verpflichtet sind.

Würzburg. Robert Petsch.

* * *

R. Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen. I. Jena, G. Fischer, 1896. (189 S.)

Wenn ich auf das etwas spät in meine Hände gelangte[1]) Werk noch zurückkomme, so geschieht es, weil es mit großer Entschiedenheit eine neue Richtung vertritt, allerdings ohne ihr zur Stütze zu gereichen. Das in den letzten Jahrzehnten reißend angeschwollene ethnographische Material, das auf vielen Wissensgebieten zu Vergleichen Anlaß gegeben hat, soll jetzt auch für die Erklärung historischer Fragen fruchtbar gemacht werden. Auch H. sucht für eine Anzahl Sitten- und Rechtsgebräuche die Begründung in mehr oder minder exotischen Lesefrüchten. Der Unzuverlässigkeit des Analogieschlusses sucht er durch Einführung eines Kriteriums zu begegnen und hält dafür die wirtschaftliche Kultur am besten geeignet. Er folgt dabei den hergebrachten, aber keineswegs anerkannten Entwicklungsstufen des Jägers, Hirten, Bauern. Den meist den bisherigen gerade entgegengesetzten Erklärungsversuchen wird vor allem entgegenzuhalten sein, daß mit Hilfe eines so willkürlich ausgewählten Materials eben alles zu beweisen ist. Wenn H. als Mittel zum Erwerb einer Frau entgegen der bisherigen Theorie auf der untersten Stufe nur Geschenke annimmt, den Kauf und den Raub erst auf die zweite verlegt, so sei nur ganz beispielsweise auf die gründliche Abhandlung Kulischers verwiesen,

[1]) Das Buch war zunächst einem anderen Referenten zur Recension übertragen, der zur Erledigung der Aufgabe die Zeit nicht hat finden können. Auch einige andere säumige Referenten erschweren es uns, unsere Pflicht Autoren und Verlegern gegenüber zu erfüllen. Die Redaktion.

der mit einem noch viel ausgedehnteren Material das Gegenteil beweist [1]). Und das wird sich bei dieser Art des Beweises immer wiederholen, denn auch die wirtschaftlichen Faktoren sind keine unabänderlich wirkenden; auf jeder Stufe bringen Rasse, Klima u. a. ungezählte Varianten hervor. Für den Historiker am anziehendsten ist der dritte Abschnitt, der sich mit dem Kulturzustand der Germanen in Cäsars und Tacitus Nachrichten beschäftigt und dabei so ziemlich den ganzen mühsamen Hypothesenbau der Vorgänger hinwegfegt. Die Polemik richtet sich hauptsächlich gegen die Theorie eines Gesamteigens an Grund und Boden. Zu Cäsars Zeit habe es eine rechtliche Gesamtheit noch gar nicht gegeben, nur eine genealogische, also auch keine Vorstehergewalt auf Grund anderer als rein persönlicher Vorzüge, und bei dem Übermaß vorhandenen Ackerlandes habe der Boden noch gar keinen Wert gehabt, nur seine Nutzung. Nach H. ist auf dieser Stufe der Ackerbau nur ein Ausweg des Verarmten; die Mächtigen und Reichen sehen dadurch ihre Interessen, Jagd und Viehzucht, bedroht und dulden deshalb keinen dauernden Betrieb an demselben Orte. Die Stärke des verwandtschaftlichen Zusammenhangs und die Schwierigkeit, die noch wenig umfangreichen Ackerflächen zu teilen, veranlassen den gemeinsamen Betrieb. Auch in Tacitus Nachrichten erkennt H. keinen besondern Fortschritt; zwischen den einzelnen Höfen einer Ansiedlung besteht nur ein verwandtschaftlicher Zusammenhang, kein genossenschaftlicher, wie er erst unter der Grundherrschaft eintritt, Grundeigentum und Seßhaftigkeit fehlen noch. Die Anschauung, daß die Germanen mit dem Übergang zum Ackerbau in die Anfänge staatlicher Gesittung eingetreten seien, erfährt mithin entschiedene Ablehnung. Wenn man die Entwicklung der Völker allein nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten wertet, ist es ja nicht schwer, Parallelen von allerlei schwierig auszusprechenden Völkerschaften zu sammeln. Der Historiker wird sich gegen eine solche unterschiedslose Auffassung der Menschheit verwahren, die es unerklärt läßt, warum die Germanen Geschichte gemacht haben, die Baschkiren nicht.

G. Liebe.

* * *

Rudolf Koch. Die Reformierten in Mecklenburg. Festschrift zum Jubiläum des 200jährigen Bestehens der evangelisch-reformierten Gemeinde Bützow. Schwerin, 1899. (IV., 188 S.).

Die mecklenburgische Landeskirche hatte im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert hinreichende Vorsorge getroffen, um das Aufkommen und Eindringen fremdartiger, namentlich calvinistischer Elemente zu verhindern. Trotzdem hat auch sie nach der Vertreibung der Reformierten aus Frankreich und, vielleicht unter dem Eindruck des hochherzigen Vorgehens des großen Kurfürsten in Preußen, nicht gezögert, die andersgläubigen Flüchtlinge gewähren zu lassen, als der Machtspruch des Herzogs die Fremdlinge zu sich rief. Die

[1]) Zeitschrift für Ethnologie Bd. X S. 193.

Digitized by Google

Geschichte dieser in Mecklenburg einzigartigen reformierten Gemeinde, die Bützow zur Niederlassung angewiesen bekam und sich dort im vorigen Jahrhundert eine eigene Kirche, freilich ohne Glockenturm — denn auf den Gebrauch von Glocken müssen die Reformierten in Mecklenburg noch heute verzichten —, erbauen konnte, wird uns von ihrem derzeitigen Seelsorger in der obengenannten Schrift erzählt. Ernst und würdig, wahrheitsgetreu nach den allerdings nur spärlichen Akten der Gemeinde selbst und des großherzoglichen Geheim-Archivs in Schwerin, in vielen fesselnden Einzelheiten rollt der Verfasser vor uns die Schicksale seiner Gemeinde während zweier Jahrhunderte auf. Nicht ohne Rührung kann man von den engen Verhältnissen, die überwunden werden mußten, lesen, hört man von dem Opfermut einzelner Gemeindeglieder, der mutigen und unermüdlichen Thätigkeit der wackeren Prediger, die schließlich über viele Hindernisse triumphierten. Für die älteste Zeit, insbesondere die Periode der Gründung der Gemeinde, standen dem Verfasser eingehende Vorarbeiten zur Verfügung, die ausgiebig benutzt und sehr gewissenhaft citiert sind. Aber sehr viel mehr überwiegt das Neue, was beigebracht hat werden können: in kirchlicher Beziehung, über die Erbauung der Kirche, die Kirchenbeamten, die Parochialrechte und Vermögensverhältnisse der Gemeinde u. s. w. Bemerkenswert ist der Nachweis, daß die Anekdote, die in viele Lesebücher für die heranwachsende Jugend übergegangen ist, von dem reichen Holländer, der seine Bedienten wegen eines zuviel verbrauchten Schwefelhölzchens schilt und doch für den Bau einer Kirche 400 Gulden zeichnet, sich auf Bützow und seine reformierte Kirche bezieht. Der collektierende Geistliche war der Pastor Finmann aus Bützow, der wohlthätige Holländer Joh. Christ. Dippel in Amsterdam, dessen Eltern aus Bützow stammten oder der gar selbst in jener Stadt geboren, nachher aber ausgewandert war. Dankenswert sind auch die vielen Dokumente, die der Verf. im Originalwortlaut mitteilt, wenn auch dem Referenten scheint, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, sie in einem Anhang chronologisch aufzureihen als durch das Buch hin sie einzeln zu zerstreuen. Es wird durch diese Methode die Klarheit der Darstellung etwas beeinträchtigt. Musterhaft ist die Ausstattung in Druck, Papier und Umschlag.

Leipzig. Wilh. Stieda.

* * *

Karl Lamprecht, Die historische Methode des Herrn von Below. Eine Kritik. Berlin 1899, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. Beigabe zur Historischen Zeitschrift, Band 82, Heft 2. (IV und 50 S.)

Heinrich Rickert, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Freiburg i. B. 1899, J. C. B. Mohr. (71 S.)

Hugo Münsterberg, Psychology and history. President's Adress, American Psychological Association, New York Mee-

Digitized by Google

ting, December 1898. Psychological Review, vol. VI, No. 1, January 1899. (31 S.)*)

Die erste der angeführten Schriften stellt sich dar als eine Antwort Lamprechts auf den Artikel von Belows über „die neue historische Methode" in Band 81 der Historischen Zeitschrift (S. 193—237). Below hat darin ausgesprochen, er hoffe, eine Anschauung von den Aufgaben und Zwecken der Geschichtswissenschaft geben zu können; damit war für Lamprecht der einfachste Weg für eine Antikritik gewiesen: gelang es ihm, Belows System als unhaltbar zu erweisen, so war damit auch die auf Grund dieses Systems geübte Kritik von Lamprechts Methode hinfällig geworden.

Below verwarf zunächst die Annahme historischer Gesetze, da solche nicht nachweisbar seien, obwohl er durchaus den Historiker nicht abmahnen wolle, nach solchen zu suchen; der eigentliche Beruf des Historikers aber liege darin, ins Detail hinabzusteigen. Hinsichtlich der Frage nach gesetzlicher Entwicklung ferner gesteht Below nur zu, daß, wer in das Kulturleben der Menschen zu lebendiger Mitwirkung eintreten wolle, das Verständnis seiner Entwicklung besitzen müsse; daß aber der höchste Wert des Lebens für den Menschen darin liege, imstande zu sein, sich selbständig weiter zu entwickeln, etwas zu erringen, eine Individualität zu sein. Mit dem Kausalitätsgesetz endlich vermöge der Historiker überhaupt nichts anzufangen; er könne nur — an der Hand der historischen Quellen und mit den Mitteln der historischen Methode — die Thatsache einer Persönlichkeit feststellen, auflösen könne er sie nicht: „Individuum est ineffabile".

Lamprecht bezeichnet in seiner Kritik als den historischen Wert der Ausführungen seines Gegners, daß dieselben kodifizieren, was in gewissen Kreisen heute als höhere historische Methode gelte; gleichzeitig aber weist er nach, daß man sich in eben diesen Kreisen selbst widerspreche, wenn man das Singuläre (Individuelle) als eigentlichen Gegenstand der Geschichtswissenschaft betrachte und daneben mit Emphase die Persönlichkeit als unauflösbares Rätsel hinstelle, da es ja eine Wissenschaft des Rätsels nicht wohl geben könne. Das Individuelle sei für unsere heutige Auffassung allerdings irrational, aber eben darum könne es nicht Gegenstand wissenschaftlicher, sondern ausschließlich Gegenstand künstlerischer Erfassung sein; denn die allereinfachsten Erwägungen über die Natur unseres Denkens zeigten, daß alle

*) Ich sehe mich zu der Erklärung veranlaßt, daß die vorstehende Besprechung nicht eine Parteinahme der Zeitschrift für Herrn Professor Lamprecht bedeutet. Wenn die „Historische Zeitschrift" als solche wiederholt gegen ihn Partei ergriffen hat, so bedaure ich, bei aller Sympathie mit vielen Einzelheiten seiner Thätigkeit, nicht in entsprechender Weise für ihn eintreten zu können. Es scheint bei vielen die Meinung zu herrschen, die Anhänger kulturgeschichtlicher Forschung und Auffassung seien ohne Weiteres Vertreter Lamprechtscher Ansichten. Es wird sich Gelegenheit bieten, diesen Irrtum einmal ausführlich aufzuklären. Der Herausgeber.

Digitized by Google

wissenschaftliche Beschäftigung überhaupt nur auf die Feststellung des Gemeinsamen hinauslaufe; für die Geschichte ergebe sich daraus mit Notwendigkeit, daß die einzige wissenschaftlich mögliche Grundlage aller historischen Betrachtung die Kulturgeschichte sei, über welche hinaus es der künstlerischen Begabung überlassen bleibt, das Individuelle zu meistern. Aber nicht nur hinsichtlich der Frage nach wissenschaftlicher Bewältigung des Individuums, auch in seinen Ausführungen über historische Gesetze, über Individualität und Entwicklung werden Below Widersprüche und unhaltbare Anschauungen nachgewiesen, desgleichen fallen die persönlich gefärbten Ausfälle über Lamprechts Beweisführung und Arbeitsmethode auf seinen Gegner zurück. Es ist hier nicht der Ort, dies im einzelnen anzuführen; man wird sich jedoch bei Lektüre des Lamprecht'schen Aufsatzes kaum der Empfindung erwehren können, daß von dem gegnerischen System thatsächlich kein Stein auf dem andern geblieben sei. Am Schluß faßt Lamprecht seine Ansichten in vier Hauptpunkte zusammen, seinen Gegner um eine sachliche Widerlegung ersuchend, nämlich:

1) auch die historische Methodologie habe ihren festen Grund zu suchen in den anerkannten Sätzen der Erkenntnistheorie ihrer Zeit; bloße Kodifikation herrschender methodologischer Anschauungen bringe nur Verwirrung und sei ein Einrennen offener Thüren;
2) aus der gegenwärtigen Kenntnis unseres Denkens folge, daß wissenschaftliches Denken, weil nur eine Abart des allgemeinen Urteilens, nur auf das Vergleichbare, Typische gehen könne;
3) das Singuläre, Individuelle sei nur künstlerischer Erfassung zugänglich;
4) daraus ergebe sich, daß die der historischen Forschung feststellbare Bedeutung der einzelnen Individuen eingeschrieben und fundiert sein müsse in und auf die Bedeutung der sozialpsychischen Faktoren.

Below hatte in seinem Artikel wiederholt von einer „naturwissenschaftlichen Brille" gesprochen, die für die Augen des Historikers nicht tauge demgegenüber weist Lamprecht nach, daß es vermutlich schwer sein möchte, mit einem Doppelgespann feindlicher Anschauungen dem hehren Ziel einer Gesamterkenntnis des Weltganzen zuzustreben, und daß am Ende, da doch geisteswissenschaftliche Methode und naturwissenschaftliche Methode von Menschen mit menschlichem Denken entwickelt worden sind und betrieben werden, das menschliche Denken als Ganzes die Brücke zwischen beiden „feindlichen" Methoden bilden müsse. Man sollte meinen, diese Logik sei so zwingend, daß sich ihr auch ein Professor der Philosophie nicht entziehen könne. Der Vortrag von Rickert belehrt uns aber leider, wie verkehrt ein derartiger optimistischer Schluß sei. Dem Verfasser war bei demselben um „Herausarbeitung von zwei Grundformen der wissenschaftlichen Darstellung" zu thun, ein Unternehmen, das ihm besonders für die Kulturwissenschaft von Bedeutung erscheint, da heute „die Grenzen zwischen beiden Gebieten (Kultur- und Naturwissenschaften) oft in unzulässiger Weise überschritten" werden. Der Leser weiß natürlich nach dieser Expektoration schon ungefähr, was

er zu erwarten hat; gleichwohl wird er vielleicht ſeinen Augen nicht trauen, wenn er im weiteren Verlaufe jene lächerliche Verdächtigung der „materialiſtiſchen“ Geſchichtsauffaſſung lieſt, daß dieſelbe zum größten Teil von ſpezifiſch ſozialdemokratiſchen Wünſchen abhänge, wenn er die alten Tiraden von den Idealen des Magens, die an Stelle jener des Herzens getreten ſeien, mit einer Naivetät vorgetragen findet, als wären dieſe Geiſtesblitze nagelneu und nicht ſchon längſt ebenſo unmöglich geworden wie die Anwendung des Attributes „materialiſtiſch“ auf die Geſchichtsauffaſſung der Vertreter der „neuen“ Methode überhaupt! Ich halte es für notwendig, das geiſtige Niveau des Verfaſſers gleich anfangs durch dieſe Schlaglichter zu beleuchten, wir können dann um ſo kürzer ſein; ebenſo ſei nicht vergeſſen, darauf hinzuweiſen, daß dem Verfaſſer die Notwendigkeit vorzuſchweben ſcheint, wenigſtens die Kulturwiſſenſchaften wieder zu transcendenten Werten zurückzuführen.

Rickert definiert „Natur“ im Anſchluß an Kant als das Daſein der Dinge, ſofern es nach allgemeinen Geſetzen beſtimmt iſt; die Wirklichkeit aber als Inbegriff alles körperlichen und geiſtigen Lebens erſcheint ihm moniſtiſch, und nur *inſofern ſich aus der Geſamtwirklichkeit eine Anzahl von Dingen und Vorgängen heraushebt, die für uns eine beſondere Bedeutung beſitzen, gewinnt er den Begriff von „Kultur“* neben jenem von „Natur“. Natur iſt für ihn der Inbegriff des Selbſtentſtandenen, Geborenen und ſeinem eigenen Wachstum Überlaſſenen: ihr ſteht die Kultur als das von einem nach Zwecken handelnden Menſchen entweder direkt Hervorgebrachte oder, wenn es ſchon vorhanden iſt, ſo doch wenigſtens abſichtlich Gepflegte gegenüber; und — müſſen wir dieſer zweifelsohne richtigen und grundlegenden Unterſcheidung hinzufügen — *wer die Wirklichkeit als Natur betrachten will, ſtellt die Dinge und Vorgänge ſelbſt und ausſchließlich in den Mittelpunkt ſeines Intereſſes, während bei Betrachtung der Wirklichkeit als Kultur die Beziehungen der Dinge und Vorgänge zu dem produzierenden Menſchen hergeſtellt und nicht die Wirklichkeit an ſich, ſondern die dahinterſtehenden Menſchen als Mittelpunkt des Intereſſes betrachtet werden.* Die Methode dieſer Betrachtung aber iſt ſtets die gleiche, hier wie dort kann die Wiſſenſchaft nur das allgemein Giltige, das Typiſche bewältigen. Dieſen Standpunkt aber teilt Rickert *nicht*: die verallgemeinernde Methode teilt er den Naturwiſſenſchaften zu, die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften aber ſollen ſich nicht mit Bildung allgemeiner Begriffe und Aufſtellung von Geſetzen abgeben, ſondern die ſtets individuelle Wirklichkeit darſtellen; die Wirklichkeit, ſagt er, wird Natur, wenn wir ſie betrachten mit Rückſicht auf das Allgemeine, ſie wird Kultur, wenn mit Rückſicht auf das Beſondere; denn die Kulturbedeutung einer Wirklichkeit beruhe nicht auf dem, was ihr mit anderen Wirklichkeiten gemeinſam iſt, ſondern gerade auf dem, was ſie von den anderen unterſcheidet. Der Verfaſſer vergißt dabei nur, daß der Maßſtab für die Kulturbedeutung einer Wirklichkeit doch nur auf vergleichendem Wege gewonnen werden kann, daß dieſer Maßſtab namentlich nicht zu allen Zeiten der gleiche geweſen iſt, daß aber jede Zeit nach den ſie beherrſchenden Anſchauungen von Kultur-

werten und Kulturbedeutung zu beurteilen ist; woraus sich von selbst ergiebt, daß mit der vergleichenden Methode der Anfang zu machen ist, sowie man sich nicht mehr darauf beschränken will, die Objekte (die bei der Naturwissenschaft eben schon klar zu Tage liegen) und sonst nichts als die Objekte der Geschichtsbetrachtung ans Tageslicht zu befördern, auf Erklärung und Erkenntnis derselben aber dauernd zu verzichten; der Verfasser vergißt ferner, daß uns nichts hindern würde, auch bei der Naturwissenschaft über die allgemeine Betrachtung hinaus zu einer (künstlerischen) Schilderung des Singulären vorzuschreiten, daß also ein theoretischer Gegensatz zwischen Kultur- und Naturwissenschaft hinsichtlich der Art und Weise ihrer erkenntnismäßigen Bewältigung nicht gedacht werden kann, während man in der Praxis allerdings von individueller Betrachtung der Natur in den allermeisten Fällen absieht, nicht weil es unmöglich ist, sondern weil uns hier das Einzelne doch nicht so nahe steht wie bei den stets mit dem Menschen unauflösbar verknüpften Erscheinungen und Thatsachen der Kulturarbeit. Es ist bedauerlich, daß der Abscheu vor den bösen „Idealen des Magens" die Gedankenentwicklung des Verfassers in dem Maße stören konnte, daß er auf einen guten Anfang einen unlogischen Schluß folgen ließ.

Wohin man übrigens mit dieser Scheidung der Methode käme, die natürlich in praktischer Anwendung zu Mischungen der historischen und naturgeschichtlichen Darstellung führen würde, wie Rickert selbst zugiebt, deutet der Verfasser der dritten Broschüre an, wenn er fragt, ob wir nicht durch Annahme derselben die ganze Bedeutung der Naturwissenschaften zerstören würden. Ganz im Gegensatz zu Rickert kommt Münsterberg zu der Überzeugung, daß jede Wissenschaft die einzelnen Thatsachen in ihren Beziehungen zu anderen Thatsachen betrachte und auf Verbindungen und Allgemeinheiten hinarbeite, und wie Lamprecht vertritt er die Anschauung, daß die einzelne Thatsache der Kunst angehöre und nicht der Geschichte. Es gebe keinen Unterschied in der Art der Behandlung, sondern nur in dem Stoff selbst. „Wo immer volle Isolierung der einzelnen Thatsache, da ist Schönheit; und wo immer die Wahrheit, da muß volle Verknüpfung sein."

Der ontologische Unterschied zwischen Psychologie und Geschichte scheint Münsterberg darin zu bestehen, daß erstere es mit den individuellen Objekten, letztere mit den individuellen Subjekten zu thun habe; ob freilich nicht auch jene Objekte zu verschiedenen Zeiten verschiedene gewesen und insofern der geschichtlichen Betrachtung unterstellt sind, wollen wir hier ebenso wenig erörtern wie wir Münsterbergs Anschauung von ethischer Freiheit innerhalb der Geschichte das Wort reden möchten; als bleibendes Resultat seiner Ausführungen aber wollen wir festhalten, daß bloße Beschreibung ohne Herstellung allgemeiner Zusammenhänge nicht Wissenschaft genannt werden kann.

München. Karl Lory.

* * *

Johannes Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 10. Auflage. Revidierte Volksausgabe. Leipzig, Otto Wigand, 1897 (XII, 664 S.)

Johannes Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt. In drei Büchern nach den Quellen. 5. Auflage. 2 Bde. Ebendo (317, 309 S.).

Scherrs Deutsche Kulturgeschichte ist jetzt bald ein halbes Jahrhundert alt. Sie war das erste größere populäre Buch dieser Art; der Verfasser wagte (1852) zuerst, um mit seinen Worten zu reden, „den Versuch, mit quellenmäßigen Farben ein Gesamtbild der Kulturarbeit und der Daseinsweise unseres Volkes zu entwerfen und dieses Bild zum Nutzen und Frommen aller Empfänglichen auf offenem Markte aufzustellen". Indessen steht Scherr doch hinter den beiden großen Männern, die ungefähr ein Jahrzehnt später ebenfalls dem deutschen Volke seine Kulturgeschichte erzählt haben, der eine im großen Zusammenhange, der andere in Einzelschilderungen, hinter Freytag und Riehl, unendlich zurück. Und wenn man es höchst erfreulich finden muß, daß Freytags klassisches Werk in immer neuen Auflagen erscheinen kann, und daß Riehl sein großes Publikum hat, so möchte man sich wundern, daß auch Scherrs Buch jetzt noch neue Auflagen, nun die 10., erlebt. Scherrs radikale Eigenart ist bekannt, sie hat gerade früher viele Leser angezogen: sie mag auch jetzt, wo sie inzwischen freilich an vielen Stellen bedeutend gemäßigt worden ist, noch solche anziehen. Andererseits bietet ja auch das Buch dem Laien noch immer genug des Lesenswerten und Lehrreichen. Aber zu leugnen ist nicht, daß trotz der Revision das Buch Scherrs auf ganz veraltetem Standpunkte steht und deshalb nur bestimmten Klassen von Lesern genügen kann. Freytag und Riehl wirken noch heute in ihrer ursprünglichen Gestalt, weil ihre Werke keine Kompilationen sind. Kompilation ist aber trotz des großen subjektiven Elements und trotz allerlei Quellenstellen das Buch von Scherr durchaus, und eine solche Kompilation muß, wenn sie nützen soll, einigermaßen mit der Wissenschaft fortschreiten. Und hier bleibt viel zu wünschen übrig, vor allem auch deshalb, weil Scherr, wie die meisten seiner kleineren Nachfolger, die Kulturgeschichte nicht als einheitliches Gebiet erfaßt hat, sondern in ihr litteraturgeschichtlichen, kunstgeschichtlichen, politisch-historischen und ähnlichen Stoff, übrigens recht äußerlich, unterbringt und daher eben, wie der Verfasser eines Handbuches, auf dem Laufenden bleiben muß. Am schlimmsten ist es um die wirtschaftsgeschichtlichen Partien, wie ja in Erwägung der Entstehungszeit des Buches wohl zu entschuldigen ist, bestellt. Merkwürdig gering ist doch übrigens der Blick Scherrs für kulturgeschichtliche Zusammenhänge. Immerhin mag das Buch auch weiterhin das Interesse des Laienpublikums für deutsche Kulturgeschichte zu fördern imstande sein. Für eine weitere Auflage möchten wir aber eine sehr gründliche Revision empfehlen.

Ebenfalls in einer neuen Auflage liegt ein anderes kulturgeschichtliches Werk Scherrs, die Geschichte der deutschen Frauenwelt, vor, die aber noch heute, trotzdem sie nur etwa bis 1860 die Litteratur berücksichtigt, einen größeren

Digitized by Google

Anspruch auf Beachtung hat. Es steckt mehr quellenmäßige Arbeit darin als in der Kulturgeschichte. Auch hier wäre indessen eine Bearbeitung von einem jüngeren Kulturhistoriker von Fach wünschenswert. Weiteren Kreisen wird aber das Buch auch in seiner jetzigen Gestalt eine anregende und belehrende Lektüre bieten können.

Georg Steinhausen.

* * *

Alfr. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsche autorisierte Ausgabe von Petersen. Stuttgart, Ferd. Enke, 1898 (XII, 556 S.).

Eine eigentliche Geschichte des Aberglaubens ist das vorliegende, interessante Werk nur in eingeschränktem Grade. Zwar ist der erste Teil durchaus historisch: nach einer Einleitung über das Verhältnis des Aberglaubens und der Magie zu Religion und Wissenschaft und über Aberglaube und Zauberei bei den wilden Völkern behandelt der erste Abschnitt (die Weisheit der Chaldäer und ihre Entwickelung in Europa) die entsprechenden Erscheinungen bei den Chaldäern, den Griechen und Römern, den Hebräern, in den ersten christlichen Jahrhunderten, bei den Nordländern und Finnen, weiter den mittelalterlichen Aberglauben, den Hexenwahn u. s. w.; der zweite Abschnitt (die Geheimwissenschaften) beschäftigt sich mit der gelehrten Magie von der mystischen Religionsphilosophie der Kabbala bis zu Agrippa und Paracelsus; der dritte giebt eine geschichtliche Entwickelung des modernen Spiritismus. Aber dennoch ist das Geschichtliche für den Verfasser im Grunde Nebensache. Durch das moderne abergläubische Unwesen, das wie eine Epidemie um sich greift, bewogen, hatte sich der Verfasser (Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen), „ursprünglich nur eine Untersuchung der physischen und psychischen Phänomene, welche die verschiedenen Formen des Aberglaubens, besonders den modernen spiritistischen Aberglauben hervorgerufen haben, zur Aufgabe gestellt." Indessen ergab der Zusammenhang des Spiritismus mit den alten magischen Theorien ein Studium eben dieser, und die Menge des Stoffes führte dann zu einer besonderen Behandlung derselben. Aber nach dem geschichtlichen Teil folgt derjenige, der dem Verfasser „stets die Hauptsache war", die psychophysische Untersuchung der Phänomene.

In dem Glauben an magische Operationen, der zu allen Zeiten das Menschengeschlecht beherrscht hat, findet L. als Resultat seiner geschichtlichen Untersuchungen doch mehr als bloße Hirngespinnste. Es hat diesen Vorstellungen und Künsten etwas wirkliches zu Grunde gelegen. „Der Glaube an Geister und okkulte Kräfte muß durch gewisse Thatsachen hervorgerufen sein, welche ihn Jahrtausende hindurch unterhalten haben und dieses noch heutigen Tages thun." Auf diese Phänomene geht nun seine Untersuchung. „Erst wenn der Nachweis gelungen ist, daß die ganze Theorie und Praxis der Magie auf schlechter Beobachtung und falscher Auslegung natürlicher, mehr oder weniger wohlbekannter Phänomene beruht, dann haben wir das

Digitized by Google

Recht, diesen unrichtigen Auslegungen den Namen Aberglauben beizulegen.“ Und diesen Nachweis sucht er zu erbringen, natürlich ohne den Anspruch auf absolute Vollständigkeit, auf Erklärung aller abergläubischen Vorstellungen zu erheben. Manche Phänomene zeigen sich dabei noch als zunächst nicht erklärbar, ihre Lösung ist Sache der Zukunft. Aber der Aberglaube, der gleich ein Mitwirken unbekannter Kräfte annimmt, wird diese Lösung gewiß nicht fördern.

Unzweifelhaft verdient die Arbeit des Verfassers das höchste Interesse, auch gerade für Historiker. Denn wenn er für seinen historischen Teil, der nur die Grundlage für die psychologische Deutung der Thatsachen liefern sollte, um Nachsicht bittet, und wenn in der That manche Ausstellungen zu machen sind, manches wichtige Buch nicht berücksichtigt ist, so wird doch umgekehrt gerade das Ergebnis seiner eigentlichen Untersuchung für die geschichtliche Forschung auf diesem Gebiete höchst fruchtbar sein können. Und auch der geschichtliche Teil selbst, der gerade nur den kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt, den Zusammenhang abergläubischer Vorstellungen mit dem Leben des Volkes, in den Vordergrund stellt, wird allgemein interessieren, so kurz er bisweilen die Entwickelung skizziert.

Georg Steinhausen.

* * *

Heinrich Boos, Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. Band 1 u. 2. 2. Auflage. Berlin 1897, J. A. Stargardt.

Dieses Werk hat sogleich bei seinem Erscheinen einen entschiedenen Erfolg errungen, den es, wie ich nicht zögere zu bekennen, in vollem Maße verdient. Es ist aus einer genauen Bekanntschaft mit den Schätzen des Wormser Archives heraus erwachsen und verdankt sein Dasein nicht allein dem Fleiß und dem Wissen des Verfassers, sondern daneben auch der regen und opferbereiten Teilnahme des Freiherrn Cornelius W. Heyl zu Herrnsheim, von dem der Gedanke ausging, eine Geschichte der Stadt Worms ins Leben zu rufen. Die beiden vollendeten starken Bände führen bis zum Ausgang des Mittelalters, sodaß der wesentlichste Teil der Aufgabe gelöst ist.

Bei der bedeutsamen Stellung von Worms innerhalb der rheinischen Städte, dem in mehrfacher Hinsicht vorbildlichen Gepräge seiner Entwickelung ließ sich von hier aus sehr wohl ein ziemlich erschöpfendes Bild städtischen Daseins im westlichen Deutschland entrollen. Die Anordnung ist derart, daß in den einzelnen Zeiträumen die Darstellung der Wormser Verhältnisse an eine Kennzeichnung der allgemeinen Zustände im Reich und einen Überblick über die politischen Ereignisse unter den Regierungen der einzelnen Kaiser anschließt. Die Schilderung der allgemeinen Verhältnisse ist geradezu meisterhaft in ihrer gedrungenen Kürze, die aus dem Vollen schöpft; mit sicherer Hand ist die Entwickelung der städtischen Verfassung gezeichnet, und es ist sehr dankenswert, daß wir in dem Kapitel die „Rats- und Gerichtsverfassung

Digitized by Google

der Stadt Worms im 15. Jahrhundert" endlich ein getreues und klares Gesamtbild der mittelalterlichen Stadtverfassung empfangen. Die Abschnitte, die den Regierungen der einzelnen Kaiser gewidmet sind, befriedigen am wenigsten. Die Geschehnisse, die sie in Beziehung zum rheinischen Leben bringen, sind zu einseitig hervorgehoben, sodaß wir einigemale ein schiefes Bild erhalten; die Lücken hätten wenigstens angedeutet werden müssen. Vielleicht wäre auch eine etwas eingehendere Berücksichtigung der kölnischen Geschichte und ihrer Quellen dem Werte dienlich gewesen, schon aus dem Grunde, weil hier die kraftstrotzende Blüte des ritterlichen Patriziates Farbentöne aufweist, die in der Geschichte der oberrheinischen Städte weit weniger hervorleuchten. Endlich ist von einer Geschichte der rheinischen Städtekultur zu verlangen, daß sie die inneren Zustände des häuslichen Lebens, den Verkehr der Geschlechter eingehend berücksichtigt, den eigentümlichen Duft der gesellschaftlichen Verhältnisse wiederzugeben versucht: für die älteste Zeit hat Boos in diesem Betracht viel dankenswertes in dem Abschnitt: „Die Kultur der Germanen am Rheine" geboten, später vermißt man eine zusammenfassende Schilderung des Zuständlichen. M. E. sollte in einem so tiefgründig angelegten Werke wie dem vorliegenden der Gegenstand auch zu einem gewissen Abschluß gebracht werden. Deshalb erlaubte ich mir, diese Wünsche auszusprechen. Doch alles in allem erfährt unsere Gesamtkenntnis von der Kultur der Vorzeit durch das Dargebotene sehr bedeutsame Bereicherung, und dem Verfasser wie dem Herausgeber gebührt der wärmste Dank aller derer, denen die Förderung der Erkenntnis deutschen Volkstums am Herzen liegt.

Spremberg i. L. Rudolf Goette.

* * *

C. Klöpper, Folklore in England und Amerika. (A. u. d. T.: Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. Hrsg. v. C. Klöpper-Rostock, VIII. Heft). Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1899. (62 S.)

Den anspruchsvollen Titel des Büchleins schränkt der Verfasser selbst in seinem kurzen Vorwort ganz erheblich ein. Er erklärt darin, daß er nur eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten abergläubischen Gebräuche und Anschauungen, wie sie sich bei den Engländern und der englisch redenden Bevölkerung Amerikas finden, geben will. Wer sich mit einem oberflächlichen Ueberblick über das behandelte Gebiet begnügt, für den hat das Heft seinen Zweck erreicht. Es giebt im wesentlichen nur Auszüge aus englischen Büchern, geht wenig in die Tiefe und bringt auch nicht genügend genaue Orts- und Quellenangaben. Der englische Teil (S. 1 - 30), dem ein kleines, etwas willkürlich ausgewähltes Litteraturverzeichnis vorangeht, enthält sechs Abschnitte: Geburt und Taufe, Tod, Krankheiten und Heilmittel, Seemannsaberglaube, Hexen, Feen und Elfen. Der zweite Teil (amerikanischer Aberglaube) ist ein wenig anders disponiert; er behandelt: Säuglings- und

Kindheitsalter, Liebesprophezeiungen, Liebe und Heirat, Träume, Glück und Unglück, Heilmittel, Wetter, Mond und Sonne, Tod und Begräbnis, Charakteristik nach körperlichen Anzeichen und Prophezeiungen nach leiblichen Zuständen. Quelle für diesen Abschnitt ist Fanny D. Bergens Buch: Current Superstitions, Boston und New York (Amer. Folkl. Society) 1896. In beiden Abschnitten ist die Darstellung rein berichtend, ohne sich auf Erklärungsversuche oder historisch-vergleichende Betrachtung einzulassen. Ob man überhaupt von einem besonderen „amerikanischen Aberglauben" der englisch redenden Amerikaner sprechen darf? Weitaus das meiste in dem hier Angeführten ist echtes alteuropäisches Gut, nur weniges hat eine eigentümlich amerikanische Färbung angenommen.

Breslau. H. Jantzen.

* * *

Gustav F. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Deutsche, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe, aus dem Schwedischen von Oscar Reyher. Stuttgart, Hobbing und Büchle, 1899 (432 S.).

Es ist ohne Zweifel ein hervorragendes Werk, das uns hier in guter deutscher Übersetzung geboten wird. Der schwedische Verfasser ist ein sehr gründlicher Kenner Englands, ein Mann von vielseitiger Bildung und ein guter Schriftsteller. Das zeigten schon seine 1894 und 1896 erschienenen Schriften „Aus dem modernen England" und „Streifzüge durch Großbritannien." Er bezeichnet diese Arbeiten ebenso wie die vorliegende selbst als „journalistische Aufzeichnungen", und er betont diesen Charakter derselben mit Nachdruck. „Das journalistische Essay eignet sich nicht für wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern hat einen ganz andern Zweck — es soll suggestiv sein, soll Gedanken erwecken, nicht aber diesen schon die endgiltige Form geben." Er verweist für die Begründung seiner Ansichten auf seine schwedischen wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Aber damit ist nicht gesagt, daß diese vorliegenden Aufzeichnungen leichte Waare sind. Er will wirklich „unter die Oberfläche der Dinge eindringen und dadurch womöglich ihren inneren Zusammenhang aufspüren."

Für unsere Gebildeten war und ist im Allgemeinen England, d. h. das englische Volk, mit den merkwürdigen Widersprüchen seines Wesens, seiner Einrichtungen und Anschauungen eine ziemlich unbekannte Größe. Heute, wo Deutschland und England konkurrierende Weltstaaten sind, ist das Interesse, den Gegner näher kennen zu lernen, sicherlich gewachsen, und diesem Interesse kommt Steffens Buch um so mehr entgegen, als er ein scharfer Kritiker der englischen „phantastischen Selbstüberschätzung" ist. Er begnügt sich freilich nicht mit dem Tadel, sondern sucht vor allem zu erklären, die Faktoren zu finden, welche Englands Vorgehen, seine Pläne und Aufgaben bestimmen.

Aber abgesehen von diesem Interesse für den deutschen Gebildeten bietet das Buch auch dem Historiker, speziell dem Kulturforscher recht viel. Es

leitet den Verfaſſer bei ſeinen Betrachtungen der Gedanke, „das ebenſo dunkle wie bedeutungsvolle Abhängigkeitsverhältnis zwiſchen materiellem und Kulturfortſchritt“ zu beleuchten, das Verhältnis zwiſchen der wachſenden Fähigkeit eines Volkes, die materiellen Bedingungen für ein geſunderes, reicheres, höheres individuelles Leben zu erfüllen, und ſeine Fähigkeit ſich dieſe Bedingungen zu nutze zu machen und ein ſolches Leben zu verwirklichen.“ Und gewiß bietet England für die Betrachtung dieſes Problems reichen Stoff.

Im einzelnen behandelt der Verfaſſer in einem erſten Abſchnitt die für England ſo wichtige Weltmachtsfrage, die nach den verſchiedenſten Richtungen hin beſprochen wird, namentlich auch die, ich möchte ſagen kulturpolitiſche Stellung der anderen Volker erörtert. Aus den Betrachtungen über England ergeben ſich da wichtige Streiflichter auf die Zukunft Europas. Den Zuſammenhang zwiſchen engliſcher Weltmacht, Sozialpolitik und Kultur aufzuhellen, iſt die Aufgabe des Buches, und ſo beſchäftigt ſich der zweite Abſchnitt: „Die Demokratie“ mit den innerpolitiſchen und ſozialen Verhältniſſen, Eigentümlichkeiten und Wandlungen, und der dritte: „Die Kultur“ mit den häuslichen, geiſtigen und künſtleriſchen Zuſtänden. Gerade hier wird man viel Merkwürdiges finden. Ein vortreffliches Kapitel iſt darin das über den Nationalcharakter, deſſen Eigenart auch ſonſt (vgl. S. 63) der weſentliche Hintergrund des Buches iſt. Es freut uns, die wir Kulturgeſchichte als Geſchichte der Volksſeele, als Geſchichte des nationalen Menſchen auffaſſen, ähnlicher Anſchauung bei dem Verfaſſer zu begegnen, daß nämlich „Kulturentwickelung und nationale Charakterveränderung Hand in Hand gehen.“ Aus den Schlußbetrachtungen aber möchte ich eine gelegentliche Bemerkung hervorheben, die den vorurteilsfreien und richtigen Blick des Verfaſſers zeigt. Er ſpricht dort (S. 405) von dem heutigen Deutſchen und meint: „Ich glaube, ſein eigenartiges Temperament, das ihn ſo unglaublich ſchnell nach den höchſten Zinnen der politiſchen und wirtſchaftlichen Macht hinaufgeführt hat, iſt lange mißverſtanden und etwas ungerechter Weiſe verhöhnt worden — bis man ſchließlich zur Erkenntnis des Reſultats gezwungen war“. Und was erreicht ſei, ſei gerade dem „verpreußiſchten Deutſchen“ gelungen. Hier urteilt alſo der Schwede richtiger als viele Süddeutſche, die noch immer nicht begreifen wollen, daß nicht bloß die politiſche Macht, ſondern auch die Kultur Deutſchlands immer mehr durch das Übergewicht des Norddeutſchen bedingt iſt.

Georg Steinhauſen.

Digitized by Google

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1898 (Fortsetzung).

Schriftwesen. R. N. Cust, The origin of the alphabet (AsQuRev V, 184 f.). — F. Delitzsch, D. Entstehung d. ältesten Schriftsystems oder d. Ursprung d. Keilschriftzeichen. E. Nachwort. Lpz. (48 S.). — G. Foucart, L'hist. de l'écriture égypt. d'après les dernières publications (Revue arch. 32, 1, 2). — R. Pietschmann, Leder u. Holz als Schreibmaterialien bei den Aegytern II (Samml. bibliothekswiss. Arb. 11). — R. Portalis, Nicolas Jarry et la Calligraphie au 17e s. Paris (141 p.). — Der Schriftwart. Zeitschrift f. Stenogr. u. Schriftk. Jg. 5 Berlin (Enthält auch Geschichtliches). — W. Dieckmann, Gesch. d. Stenographie in Rheinland u. Westfalen. 2. Aufl. Dortmund (143 S.). — G. Liebe, Die Kanzleiordnung Kurfürst Albrechts von Magdeburg (1538) (ForschBrandPreussG. 10).

Zeitungswesen. Reure, La presse politique à Lyon pendant la Ligue (1589–1594). Lyon (61 p.). H. Bachmann, Z. Gesch. d. Voss. Ztg. (Beitr. z. Kulturg. v. Berlin). — E. Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge z. Gesch. d. d. Presse. München (IV, 352 S.). — G. Kowalewski, Hamburgs periodische Litteratur und die Herausgabe eines Verzeichnisses über dieselbe (ZVHambG. X, 2). — O. Kuntzemüller, Das hannoversche Zeitungswesen vor d. J. 1848 (PreussJbb. 94,3). — H. Keussen, Zur Geschichte der Crefelder Zeitungspresse (AnnHV. Niederrhein 65). — Nouvelles à la main de la fin du 17e siècle (Le Carnet histor. Nr. 2, 12). — C. van Schoor, La presse sous l'ancien régime (Belgique judiciaire 82, 4). — Ders., La presse sous la révolut. française (Journal des tribunaux 1419). — H. Kuntz, Un procès de presse à Besançon en 1842. Besançon (80 p.). U. Fischietto: Nella fausta ricorrenza del suo cinquantenario. La storia d'un giornale. Torino. — J. J. Baebler, Z. Gesch. zweier moralischer Wochenschriften (Zs. f. vgl. LittG. 12, 5, 6).

Kalenderwesen. Geyer, Der Altenburger Hauskalender (MGAlt GesOsterland 11, 1).

Gefühls- und Gemütsentwickelung. Allgemeines: Edm. Le Blant, Des sentiments d'affection exprimés dans quelques inscriptions antiques (Mém. Inst. National 36, 1).

Aberglauben, Volksglauben: A. Lehmann, Aberglaube u. Zauberei v. d. ältest. Zeiten bis in die Gegenwart. Deutsch v. Petersen. Lf. 1/4. Stuttg. — W. Jones, Credulities, past and present: including the Sea and Seamen, Miners, Amulets and Talismans, Rings, Words and Letter Divination, Numbers, Trials, Exorcising and Blessing of Animals New ed. Lond. (572 p.). — L. Blau, Das altjüdische Zauberwesen. Strassburg (VIII, 167 S.). — T. W. Davies, Magic, Divination and Demonology among the Hebrews and their Neighbours. London (XVI, 130 p.). — F. de Mély, Les lapidaires de l'antiquité et du moyen âge II, 1: Les lapidaires grecs. Paris (XVII, 226 p.). — E. Riess, Superstitions and popular beliefs in greek comedy (Amer. Journ. of phil. 18, 2). — Lièvre, Les fouilles de Villepouge. Isis et la magie en Saintonge au temps des Romains (Soc. des antiqu. de l'Ouest. Bull. ma/juin). — Cont. E. Caetani-Lovatelli, Il culto delle pietre (N.Antol. 33, fasc. 634). — K. Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland (Abh. Ak.Berlin 1898) (Vgl. auch Sitz.Ber. 1898, 5). — Nehring, Die Anbetung d. Ringelnatter b. d. alten Litauern, Samogiten u. Preussen (Globus 73, 4). — W. Fotsch, Der Blutaberglaube i. d. Menschheit (D.-AmerZsThKirche 1898 S. 108/10). — Iwanowski, Ueber Menschenopfer (Globus 74, 6). — A. F. Dörler, Waldfangen u. Elben in Tirol (ZÖst.Volksk. 3, 289/95). — F. de Mély, Le „de monstris" chinois et les bestiaires occidentaux (RArchéol. 31, Nov. Dec.) — H. Pogatscher, Von Schlangenhörnern und Schlangenzungen vornehml. i. 14. Jahrh. (Röm.Quartalschr. 12, 1/2). — Una curiosa raccolta di segreti e di pratiche superstiziose fatta da un popolano fiorentino del secolo XIV e pubbl. per cura di G. Giannini. Città di Castello (132 p.). — J. Hansen, Inquisition und Hexenverfolgung im M.A. (Hist.Zs. 81,3). — Ders., Der Malleus maleficarum, seine Druckausgaben und die gefälschte Kölner Approbation vom J. 1487 (WestdZs. 17,2). — A. Hauffen, Der Hexenwahn (Samml. gemeinnütz. Vortr. 230) Prag (18 S.) — Beiträge zur Kulturgesch. II (2. Ergänz.Heft zur Zeitschrift für Kulturgesch.): Quellen u. Studien zur Gesch. d. Hexenprozesse (A. Richel, Zwei Hexenprozesse a. d. 16. Jahrh.; M. v. Stojentin, Aktenmäss. Nachrichten v. Hexenpr. u. Zaubereien im ehem. Hrzg. Pommern; W. Ruland, Steirische Hexenprozesse). Weimar (71 S.). — E. Sokal, Zur Gesch. u. Psychol. d. Hexenprozesse (Nation 15, 42). — E. Pauls, Zauberwesen u. Hexenwahn am Niederrhein (BeitrGNiederrh. 13). — F. Zand, La sorcellerie au 16e s. (Ons Volksleven 1898 livr. 7/9). — J. Bernou, La chasse aux sorcières dans le Labourd (1609). Agen (416 p.). — Herzog Joh. Casimirs Gerichtsordnung die Hexerei betr. publ. 21. Febr. 1629. Mitget. v. A. Humann. (SchrVMeinG. 29). — A.

Digitized by Google

Haas, E. pommerscher Hexenprozess a. d. J. 1676 (Bll.f.pomm.Volksk. 5, 33/6, 49/52, 65 7, 81/5). — Th. Ebner, Fr. v. Spee u. d. Hexenprozesse seiner Zeit (Samml.gem.wiss.Vortr. N.F. 291). Hamb. (49 S.) — O. Colson, Sorcellerie: état actuel de la croyance: sorciers et sorcières. représailles contre sorciers et sorcières (Wallonia 1898, 5). — Ders., Recrutement des sorciers et sorcières (ib. 1898, 8). — Ders., Les conventions av. Satan (ib. 1898, 10). — Th. Distel, Die Kirche in einem Hexenprozess unsers Jahrhunderts (ZgesStrafrechtswiss. 19). — C. Wessely, Zu Catos Schrift über d. Landwesen cap. 160 (Zauberformeln gegen Verrenkung und Beinbruch) (Wien.Stud. 20, 1). — O. Heilig, Eine Auswahl altdeutscher Segen aus Heidelberger Handschriften. 1. Augensegen, 2. Fiebersegen, 3. Gichtsegen, 4. Wurmsegen. (Alemannia 25, 3; 26, 1.) — W. Merz, Exorcismus gegen Engerlinge 1479 (Taschenb. d. hist. Ges. Aargau 1898). — O. Heilig, Mittel aus dem 16. Jahrh. gegen Kröten, Schlangen, Würmer, Nattern u.s.w. im Leibe. (Alemannia 26, 3). — E. Pauls, Niederrhein. Molken-Zauberformeln (ZKulturgesch. V, 4 5). — A. Jennepin, Exorcismes à Ath et à Chièvres en 1675 (AnnCercle ArchMons. 27). — E. Seidel, Sympathieformeln und Zaubermittel a. d. Saalthal. (SchrVMeiningG. 29). — M. Urban, Beschwörungsformeln a. d. Erzgebirge (Erzgebirgszeitung 19, Nr. 3). — C. Hartmann, Zaubersegen (Jahrb.Gesch.Spr.Litt.Elsass-Lothr. 14). — A. Kögler, Diebs-Segen (MNordböhm.Exc.Club. 21, 2). — H. Ankert, Keltisches. Segensformeln (ib.) — Ein Egerländer Feuersegen (Unser Egerland II, 1). — W. v. Schulenburg, Die Howölfel, ein Neujahrs-Gebäck, Schutzmittel gegen Viehseuche und Blitz (Verh.Berl.Anthr.Ges. 1897, S. 496). — J. Schwarzbach, Zaubersprüche u. Sympathiemittel v. d. Salzburg-oest. Grenze (VZÖst.Volksk. 3, S. 4 7). — F. P. Piger, Zaubermittel a. d. Iglauer Sprachinsel (ib. 270/8); — H. v. Preen, Bauernaberglaube im Bezirke Braunau am Inn (ib. 279 83). — H. Ankert, Haus- und Zaubermittel aus Nordböhmen (MNordb.Exc.Cl. 21. 2.) — M. Urban, Zur Volksheilkunde (ib.). — A. Haas, Der medizin. Aberglaube in Vorpommern vor 50 Jahren (BllPommVolksk. 5, S. 86 8). — H. Zahler, Die Krankheit im Volksglauben d. Simmenthals. E. Beitr. z. Ethnographie d. Berner Oberlandes (16. Jahresb. Geogr.Ges.Bern.). — A. Piaget Prières et „secrets" (Musée neuchâtel. 1898, 3). — Bon. Desazars, 1) Oraison contre les vers de petits enfants, 2) Pour la morsure des chiens enragés (BullSocArchMidi de la France 22). — K. A. Cajander, Einiges über Zauberwesen. Aus den Gerichtsakten von Nystad und von Nieder-Satakunta (Finska fornminnes fören. tidskr. 17. 83/100. 414). — E. Wigström, Folktro och sägner. (Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 61). — Ders., Djurlifvet i folkets tro och sägnar (Svenska Fornminnesfören. Tidskr. 10, 2). — P. G. Vistrand, Signelser från Småland (Meddel.fr.NordMus 1897). — O. Thyregod, Et afsnit af folkets besværgelsestro (Dania IV, 193/214). J. Schmidkontz, Aberglaube a. alten Gerichtsbüchern (Mitt.Umfr. Bayer.Volksk. 4, 2). — Aberglaube zu Altenburg 1612 (Mitt.Gesch.Alt.

Digitized by Google

Ges.Osterland 11, 1). — G. Rossmann, Der Aberglaube bei Molière. Progr.Gymm.Burg. (20 S.). — Marsan, Une pratique superstitieuse au 17e s. (BullSocArchduMidi 21). — Kolb, Aberglaube a. d. Gegend v. Beilngries (Mitt.z.Bayr.Volksk. 3, 1). — M. Walesch, Festkalender u. Aberglaube aus Deutsch-Tekes (CorrBllVSiebenbLK 21, 5). — A. John, Egerländer Volksaberglaube (Unser Egerland II). — G. Schmidt, Aberglaube im Egerlande z. Weihnachtszeit (Unser Egerland 1, 6). — E. Zibrt, Myslivecké obyčeje a pověry dle šesti rukopisů staročeských (Gebräuche u. Abergl. d. Jäger nach sechs altböhm. Handschr.) (Sitz. Ber.d.Böhm.Ges.d.Wiss.Cl.f.Phil.Gesch. 1897). — Ders., Omlynářskych obyčejich a pověrách staročeských (Über d. altböhm. Gebräuche und Abergl. d. Müller) (ib.) — Ders., Pokusy o přirozené výklady pověr z počátku našeho století. (Versuch natürl. Erklär. v. Aberglauben a. d. Anf. unsers Jahrh.) (Český lid 1898). — Caze, Quelques superstitions de notre fin de siècle. (Revue des revues IX, 10). — J. Verdam, Sporen van volksgeloof in onze taal en letterkunde. (Handel.enMededeel. van de Maatsch.derNederl.Letterk. 1897 8). — Th. Seelig, Das Koberchen (MVSächsVolksk. 1897, 3). — W. v. Schulenburg, Trudenfuss bei Wilshofen in Bayern (Verh.Berl.Anthr.Ges. 1897, S. 600 ff.). — Th. Distel, Ein als corpus delicti vorliegender Alraun (ZeitschrKulturG. V, 4/5). — S. Günther, Wetterläuten und Wetterschiessen (Germania 1, 341/50). — A. Schäfer, Wetterpropheten oder Kalendermänner und Sterngucker i. d. Dörfern d. Rhön (Mitt. z. Bair. Volksk. 2, 1). — E. Pauls, Aachener Wetterhörner (ZAachGV. 20). — F. Söhns, Das Martendrücken (AllgZtgB. 88). — A. v. Wlislocki-Dörfler, Kirche und Kirchengeräte im ungar. Volksglauben (Oest.Ung.Rev. 23, 5/6). — R. Salinger, Der Schicksalsglaube in alter und neuer Zeit (Monatsschr. f. neue Litter. u. Kunst II, 4). — P. Bahlmann, Westf. „Spökenkieker" u. ihre Vorgeschichten. E. Samml. älterer Prophezeiung. aus u. über Westfalen. Münster (32 S.). — C. v. Hoffmann, Schicksalsboten im Hause Wittelsbach (AllgZtgB. 65). — O. R. Redlich, Die Wahrsagekunst i. Dienste der Justiz (ZKulturg. 6, 1/2). — A. Harou, Procès contre les animaux (OnsVolksleven 1898, 4—6). — C. Baudi di Vesme, Gesch d. Spiritismus. Aus d. Ital. u. m. Anmerk. versehen v. Feilgenhauer. 2 Bde. Leipz. (XIX, 548 S.; XI, 567 S.). — H. R. Paul Schroeder, Gesch. d. Lebensmagnetismus u. des Hypnotismus. Vom Uranfang bis auf d. heut. Tag. Lf. 1. Leipz. (1—64 S.). — H. Funck, Cagliostro u. d. Magnetismus in Strassburg (ZKulturg. V, 3). — Ed. Otto, Alchimisten und Goldmacher an deutschen Fürstenhöfen (ib. 6, 1/2).

Mythologie und Sagengeschichte: F. M. Müller, Beiträge zu einer wissenschaftl. Mythologie. Aus d. Engl. v. H. Lüders. Bd. 1. Lpz. (XXXII, 408 S.). — P. Regnaud, Comment naissent les mythes (les sources vediques du Petit Poucet; la légende hindoue du déluge; Pururavas et Urvaçi), Paris (XX, 251 p.).

Digitized by Google

D. Bassi, Mitologie orientali: Mitologie babilonese-assira. Milano (220 p.) — O. Gilbert, Griech. Götterlehre, in ihren Grundzügen dargestellt. Leipz. (III, 516 S.) — W. H. Roscher, Ueber den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiete der griech. Mythologie und die Bedeutung des Pan. (Arch. f. Religionswiss. 1,1). — G. Dottin, La Religion des Gaulois (RevHistRel. 38,2). — F. Kauffmann, Deutsche Mythologie 2. Aufl. (Samml. Göschen Bd. 15). Leipz. (119 S). — P. Herrmann, Deutsche Mythologie in gemeinverst. Darstellung. Leipz. (VIII, 545 S.) — J. H. Schlender, German. Mythologie. Dresd. (V, 212 S.) — R. Much, Der germanische Himmelsgott (Abhandl. zur german. Phil. Festgabe für Heinzel). — L. Leger, Étude sur la mythologie slave (RHistRelig. 37,2). — Ders., Études de mythologie slave. Les divinités inférieures (ib. 38,2). — Mytologiske studier i israelitisk folkeoverlevering (Dania III). — A. Wünsche, Der Lebensquell i. d. Mythen d. Völker (Nord u. Süd. October). — G. M. Perrone e L. Volpi Rinonapoli, Niobe: contribuzione allo studio della mitologia comparata. Palermo (64 p.) — G. Polivka, Nachträge zur Polyphemsage (Arch.f.Religionswiss. 1,4). — H. Patzig, Zur Gesch. d. Sigfridsmythus Progr. Berlin (31 S). — W. Golther, Ueber die Sage von Siegfried und den Nibelungen (ZVerglLittG. 12, 3,6). — Ph. Aug. Becker, Der südfranzös. Sagenkreis und seine Probleme. Halle (V,81 S.) — E. Wechssler, Die Sage vom heiligen Gral. Halle. (X, 212 S. m 1 Tab.) — Fr. Kluge, Der Venusberg (AllgZtgB. 66 7). — F. Görres, Neue Forschungen zur Genovefa-Sage. Beitr. z. Kirchen- und Kulturgesch. des Rheinlandes (AnnHVNiederrhein 66). — E. Teichmann, Neue Beitr. z. Fastradasage (ZAachGV. 20). — G. Larroumet, La légende de Don Juan (Bull. Univ. Lyon Mai). — F. Weineck, Knecht Ruprecht und seine Genossen (Aus „Niederlaus. Mitt.") Guben (56 S). — Gargantua dans les traditions popul. (RTradPop. 13). — Zur Leonorensage. (Mitt. Umfr. Bayr. Volksk. 4,3). — R. Korn, Die Sage von den Bornmatzen im Masseneiwalde bei Grossröhrdorf (MVSächsVolksk. 1898,6). — G. L. Weber, Der Wassermann. (Erzgeb. Zeitung 19 No. 10). — A. Kögler, Der Geist des Erbrichters (MNordböhmExcCl. 21,4). — Pferd und Esel Eine Legende a. d. Volksmunde. (D. Landjugend 2). — Reichhardt, Wassersage a. d. Grafsch. Hohenstein. (ib). — K. Spiegel, Ueber Schatzsagen (MittUmfrBayerVolksk. 4.2). — C. Olbrich, Deutsche Schlangensagen (MSchlesG.Volksk. 5.4). — K. Thümmel, M.a.liche Volkssagen als Ausdruck religiös-polit. Kämpfe. (Samml. gemeinv. wiss. Vortr. 294) Hamb. (38 S). — L. Asmus und O. Knoop. Sagen und Erzählungen a. d. Kreise Kolberg-Köslin. Kolberg (V,100S). — A. Werner, A. Streich, O. Jork u. A., Sagen aus der Gegend v. Brandenburg a. H. (29/30 JahresbHVBrandenb.) — K. Gander. Sagen a. d. Gubener Kreis (Niederlaus. Mitt. 5,5,6). — O. Jürgens. Niedersächs. Sagen und Märchen (Hannov. GBll. 1898,9/11). — O. Ulrich und F. Garbe, Märchen u. Sagen a. d. Calenbergischen (ib. No. 1 u. 4).

Digitized by

— O. Schütte, Märchen u. Sagen (BrschwMag. 4). — P. Bahlmann, Münsterländische Märchen, Sagen, Lieder und Gebräuche. Münster (VIII, 371. S.) — L. Bechstein, Thüringer Sagenbuch 3. Aufl., v. M. Berbig. Dresden (XVI, 314 S). — K. Gross, Holzlandsagen. Sagen, Märchen u. Geschichten a. d. Vorbergen d. Thüringer Waldes. 2. Aufl. Lpz. (XI, 213 S). — J. M. Lotter, Sagen, Legenden und Geschichten der Stadt Nürnberg. Lf. 1/9 Nürnberg. — K. A. Reiser, Sagen des Allgäus (12. 13. Heft) Kempten. — Badisches Sagenbuch, I. Abteilung. Sagen des Bodensees, d. oberen Rheinthals u. d. Waldstädte. Neue Ausg. Freiburg i/B. (XXI, 336 S.); II. Abt. D. Sagen d. Breisgaus u. d. Baar Lf. 1. ib. — E. Buss, Sagen vom St. Georgenberg (Die Schweiz 21). — P. Dick, Sagenhaftes und Uraltes a. den Wallis (SchwReformbll. 31, No. 8/9. 11/21). — Jörger, Sagen u. Erlebnisse a. d. Valserthal (JbSchwAlpenclub 32, 132 ff) — Sagen vom Pilatusberg (ib. 204 ff.) — B. Reber, Antiquités et légendes des environs de Leytron et de Saillon (Valais romand 1. avril). — J. A. Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen in Tirol. Brixen (847 S). — V. P., Sagen von den Heiden im Gebiete des Millstätter-Sees (Carinthia 88, 1). — F. G. Hann, Die Sage vom heil. Blute in Wolfsberg u. die auf dieselbe sich beziehenden Gegenstände. Culturgesch. Skizze (ib). — H. Schukowitz, Märchen u. Sagen des Marchfeldes (Z.Öst.Volkk. 3,S. 159/68). — Klot. Schobel, Sagen u. Aberglaube in Minarken (CorrBlVSiebenbLandesk. 21, 10/11) — Lotte, Volkssagen a. Katzendorf (ib. 21,6). — Märchen u. Sagen d. deutsch. Juden (MGesJüdVolksk. 2). — E. T. Kristensen, Danske Sagn, som de har lydt i Folkemunde. 4 Afd. Personsagn. Aarhus (640 S.) 5 Afd. Spøgeri og Gjenfærd. Silkeborg (614 S). — West Irish Folk-Tales and Romances. Collected and transl. by William Larminie. London (286 p.). — S. P., Légendes contemporaines (RTradPop. 13). — Petites légendes locales (Wallonia 6,5). — F. Reuleaux, Deutung und Bedeutung d. Volksmärchen (WestermIll.D.Mh. April). — B. Lazàr, Ueber das Fortunatus-Märchen, Leipzig (141 S). J. A. Taubmann, Volks-Märchen u. Sagen (JbGebirgsverJeschkengeb.8). J. R. Bünker, Niederösterr. Märchen (ZsÖstVolksk. 3, 90/31, 217/48). — A. Nicoletti-Altimari, Tradizioni e leggende abissine (Rivista d'Italia 1,4). — More Australian Legendary Tales collected from various tribes by K. L. Parker. With introduct. by A. Lang. Lond. (128 p).

Volkskunde: (Einzelnes hierher gehörige siehe auch in anderen Rubriken). H. F. Feilberg, Folklore-Folkevidskab (DanskTidskr I, 36/74) — *Zeitschrift d. Vereins für Volkskunde* 8. Jahrg. H. 1/4: H. F Feilberg, Der Kobold i. nord. Ueberlieferung; J. Bolte, Zum Märchen vom Bauern u. Teufel; G. Polívka, Seit welcher Zeit werden die Greise nicht mehr getötet?; P. Sartori, Glockensagen und Glockenaberglaube (Schl.); A. F. Dörler, Die Tierwelt i. d. sympathet. Tiroler Volksmedicin; H. Schukowitz, Hausgerätinschriften aus Niederösterr.; K. E. Haase, Volksmedicin aus der Grafsch. Ruppin u. Umgeg. (Forts. u. Schl.); R. Reichhardt, Bastlösereime a. d. Prov. Sachsen; R. F. Kaindl, Lieder,

Digitized by Google

Neckreime etc. a. d. Kinderwelt (Bukowina u. Galizien); A. L. Stiefel, Zur Schwankdichtung d. Hans Sachs; R. Bünker, Heanzische Schwänke, Sagen u. Märchen (Forts. u. Schl.); M. Rehsener, Gossensasser Jugend; M. Lehmann-Filhès, Volkskundl. aus Island; H. Raff, Spukgeschichten aus d. bayr. Kreise Schwaben; M. Eysn, Totenbretter um Salzburg; Frau Harke in Dithmarschen; H. Beck, Aus dem bäuerl. Leben in Nordsteimke (Braunschw.); Jul. Jaworskij, Sanct Stölprian, Russ. Parallelen zum 69. Fastnachtspiele d. H. Sachs; K. L. Lübeck, Die Krankheitsdämonen d. Balkanvölker; H. Beck, Niederdeutsche Spruchweisheit aus Nordsteimke; J. Beneš, Das städt. Museum in Krems a/D.; E. Ille, Büschelzuig aus Tirol; J. Jaworskij, Südrussische Vampyre; E. Otto, Die Hüttenberger Volkstracht; H. Raff, Aberglauben in Bayern; R. Reichhardt, Abzählreime aus der Grafsch. Hohenstein; M. Gerhardt u. R. Petsch, Uckermärk. Kinderreime; K. Weinhold, Aus Steiermark; M. Lehmann-Filhès, Isländ. Aberglaube; Kleine Mitteilungen. — *Der Urquell* N. F. II 1/12: G. Schlegel, Proben von chinesischer Folklore; Krauss, Guslarenlieder 6; L. Perez, Judendeutsche Volkslieder a. Russland; A. Treichel, Stolpern u. Hinfallen; R. Sprenger, A. Herrmann, Lebendige Richtschwerter; E. Friedländer, Volksmedicin; J. Buchhorn u. A., Der Nobelskrug; A. Brunk, Volksrätsel a. Pommern; J. Robinsohn, Jos. Kopecky u. A., Das Kind i. Glaube und Brauch d. Völker; J. Cornelissen, Tierstimmen im Volksmunde; Th. Achelis, Socialpsychologische u. geograph. Perspektive; A. Wiedemann, Ein altägyptischer Weltschöpfungsmythus; G. Pitrè, La festa di S^a Lucia in Siracusa; J. Jaworskij, Die „wilde Frau"; J. Franko, Volkstüml. aus rutenischen Apokryphen; B. Laufer, A. Löwy u. A., Blumen, die unter d. Tritten v. Menschen hervorspriessen; J. Kopecky, Woher kommen die Kinder?; H. F. Feilberg, J. Robinsohn u. A., V. d. Hand, die aus dem Grabe herauswächst; A. Treichel, Die Nadel ohne Faden; Fr. Krönig u. O. Schell, Sagen aus Niedergebra u. d. Burg Lohre; Höfler, Das Hirnweh; O. Heilig, Alte Segen 13; L. Mandl, Menschenvergötterung; M. Nadel, A. Brod u. A., Der Tote i. Glaube u. Brauch d. Völker; A. Treichel, St. Andreas als Heiratsstifter; R. Eder u. Rabe, Zum Vogel Hein; A. Seidel, Arab. Sprichwörter aus Egypten; H. Schukowitz u. L. Wiener, Uebernamen; J. Robinsohn, Zaubergeld; B. Laufer, Ueber e. Gattung mongol. Volkslieder u. ihre Verwandtsch. m. türk. Liedern; W. Grüner, Chines. geheime Gesellsch.; A. Treichel, Wieviel ist die Uhr; E. Friedländer, Ruthenische Sagen; W. Caland, Von der Wiedergeburt Totgesagter; J. Jaworskij, Notizen z. Gesch. d. Märchen u. Schwänke; M. Höfler, Perchta; J. Bök, Volksmedicin aus Niederösterreich; A. Treichel, Unbestimmte Zeit; J. Buchhorn, F. Branky, Knicker - Kugel — Steinis; Js. Robinsohn, Judendeutsche Sprichw. aus Ostgalizien; O. Schell, Beiträge zur Volksjustiz im Bergischen; L. Mandl, Fabeltiere im altjüd. Volksglauben; Krauss, Ein Vorrecht d. Volksundke; W. Zuidema, Nachtr. zu Wolfs Niederl. Sagen;

Digitized by Google

M. Weissberg, Jüd.-deutsche Schnurren; H. Schukowitz, Bauernanekdoten a. d. Marchfeld; C. Schumann, Besprechungen aus Lübeck; F. Ahrendts, Posener Verwandtschaft des Dessauer Mellespiels; Folkloristische Findlinge. *Blätter f. Pomm. Volksk.* 5, 1/12: A. Haas, Die Eibe i. P.; O. Knoop, Neue Volkssagen a. P.; F. Kummrow, Schwank u. Streich i. P.; O. Knoop, Allerh. Scherz, Neckereien, Reime u. Erzähl. üb. pomm. Orte; Volkstüml. a. d. Tierwelt; A. Haas, Volkst. Mittel gegen Zahnschmerzen; A. Haas, Volkstänze i. P. 2; A. Karbe, Volksmärchen in P. 1. 2; M. Wehrmann, Einige alte Hausmittel; A. Haas, Polnische Bicht; A. Haas, E. pommersch. Hexenprozess a. d. J. 1676; Renn, Neue Wiegenlieder a. Treblin; Neujahrsgebräuche; Zum Diebsglauben i. P.; A. Brunk, Volkslieder a. Pommern; A. Haas, Volkstüml. Tänze u. Tanzlieder a. P.; Vier Sagen a. d. Marienkirche zu Stargard; Kleine Beitr. z. Volkshumor; Aberglauben, Namenkunde u. s. w.; F. Asmus, Pomm. Flurnamen 2; A. Brunk, Rätselsagen a. P.; A. Haas, Ermordete, Mörder u. Selbstmörder; H., Gaukler u. Seiltänzer in P. im 16. Jh.; A. Haas, Der Narr im pomm. Sprichw.; A. Nack, Sagen u. Erzähl. aus Belkow; C. Kurth, Zwei Volkssagen a. P.; A. Haas, Kinderpredigten; A. Haas, Pomm. Bastlösereime; Heller, Volksmärchen a. P. 1; O. Knoop, Volkstüml. a. d. Tierwelt; A. Haas, Liebesorakel u. Liebeszauber i. Pommern. — *Zeitschrift f. österr. Volkskunde* 4, 1/10: Bünker, Niederöst. Märchen; Th. Vernaleken, Die Frau Holle in Oest.; F. P. Piger, Das Schnaderhüpfl i. d. Iglauer Sprachinsel; M. Urban, Volkskundl. a. d. Planer Gegend; H. Ankert, E. kl. Beitrag zur Volksmedicin Nordböhmens; J. Jaworskij, Malthusian. Zaubermittel; H. Moses, Das Windfüttern; J. Haudeck, Das deutsche Bauernhaus d. Elbthales unterhalb Leitmeritz; M. Haberlandt, Ein Nikolausspiel; A. Petak, Die Kindergräber von Ottensheim; M. Urban, Zu den älteren Hochzeitsbräuchen im Egerland; B. Kroboth, Krankheitsbeschwörungen; v. D., Zur „Tazzelwurm-Sage"; H. Schukowitz, Kerbholz; W. Peiter, Das Leichen- oder Traueressen i. deutsch-böhm. Mittelgebirge; M. Höfler, Das Totenköpflein; W. Peiter, Kindstaufen im Hocherzgebirge; J. Haudeck, Bauernkost im Elbthale b. Leitmeritz; V. Hintner, Z. Gesch. d. Wortes Bais'l u. Bahöll; H. Moses, Die Länge d. heiligen Personen; H. Schukowitz, Plunderwagen-Poesie; M. Urban, Aeltere Egerländer Volkslieder; J. R. Bünker, Niederösterr. Schwänke, Sagen u. Märchen; F. Piger, Scheibensprüche aus Grünburg in Oberösterr.; A. F. Dörler, Schätze u. Schatzhüter in Tirol; F. Branky, Der Text u. d. Vf. des Binderliedes; J. Jaworskij, Südruss. Parallelen zu Doktor Allwissend. Kl. Mitteil. — *Schweiz. Arch. f. Volksk.* II, 1/4: A. Ithen, Innerschweizerische Legenden und Sagen; Dieselbe, Die dupirten Rathsherren; Dies., Männer von herkulischer Körperstärke; F. Chabloz, La fête de Mai; V. Pellandini, Credenze popolari nel canton Ticino; A. Zindel, Der gefang. Mond; E. A. Stückelberg, Volkskunst; A. Zindel, Das „Bettlauben" in Sargans; E. Ribeaud, Mœurs Lucernoises; A. Zindel, Ein alter Nachtwächterruf in Sargans;

Digitized by Google

Neckreime etc. a. d. Kinderwelt (Bukowina u. Galizien); A. L. Stiefel, Zur Schwankdichtung d. Hans Sachs; R. Bünker, Heanzische Schwänke, Sagen u. Märchen (Forts. u. Schl.); M. Rehsener, Gossensasser Jugend; M. Lehmann-Filhès, Volkskundl. aus Island; H. Raff, Spukgeschichten aus d. bayr. Kreise Schwaben; M. Eysn, Totenbretter um Salzburg; Frau Harke in Dithmarschen; H. Beck, Aus dem bäuerl. Leben in Nordsteimke (Braunschw.); Jul. Jaworskij, Sanct Stölprian, Russ. Parallelen zum 69. Fastnachtspiele d. H. Sachs; K. L. Lübeck, Die Krankheitsdämonen d. Balkanvölker; H. Beck, Niederdeutsche Spruchweisheit aus Nordsteimke; J. Beneš, Das städt. Museum in Krems a D.; E. Ille, Büschelzuig aus Tirol; J. Jaworskij, Südrussische Vampyre; E. Otto, Die Hüttenberger Volkstracht; H. Raff, Aberglauben in Bayern; R. Reichhardt, Abzählreime aus der Grafsch. Hohenstein; M. Gerhardt u. R. Petsch, Uckermärk. Kinderreime; K. Weinhold, Aus Steiermark; M. Lehmann-Filhès, Isländ. Aberglaube; Kleine Mitteilungen. — *Der Urquell* N. F. II 1/2: G. Schlegel, Proben von chinesischer Folklore; Krauss, Guslarenlieder 6; L. Perez, Judendeutsche Volkslieder a. Russland; A. Treichel, Stolpern u. Hinfallen; R. Sprenger, A. Herrmann, Lebendige Richtschwerter; E. Friedländer, Volksmedicin; J. Buchhorn u. A., Der Nobelskrug; A. Brunk, Volksrätsel a. Pommern; J. Robinsohn, Jos. Kopecky u. A., Das Kind i. Glaube und Brauch d. Völker; J. Cornelissen, Tierstimmen im Volksmunde; Th. Achelis, Socialpsychologische u. geograph. Perspektive; A. Wiedemann, Ein altägyptischer Weltschöpfungsmythus; G. Pitrè, La festa di S^a^ Lucia in Siracusa; J. Jaworskij, Die „wilde Frau"; J. Franko, Volkstüml. aus rutenischen Apokryphen; B. Laufer, A. Löwy u. A., Blumen, die unter d. Tritten v. Menschen hervorspriessen; J. Kopecky, Woher kommen die Kinder?; H. F. Feilberg, J. Robinsohn u. A., V. d. Hand, die aus dem Grabe herauswächst; A. Treichel, Die Nadel ohne Faden; Fr. Krönig u. O. Schell, Sagen aus Niedergebra u. d. Burg Lohre; Höfler, Das Hirnweh; O. Heilig, Alte Segen 1/3; L. Mandl, Menschenvergötterung; M. Nadel, A. Brod u. A., Der Tote i. Glaube u. Brauch d. Völker; A. Treichel, St. Andreas als Heiratsstifter; R. Eder u. Rabe, Zum Vogel Hein; A. Seidel, Arab. Sprichwörter aus Egypten; H. Schukowitz u. L. Wiener, Uebernamen; J. Robinsohn, Zaubergeld; B. Laufer, Ueber e. Gattung mongol. Volkslieder u. ihre Verwandtsch. m. türk. Liedern; W. Grüner, Chines. geheime Gesellsch.; A. Treichel, Wieviel ist die Uhr; E. Friedländer, Ruthenische Sagen; W. Caland, Von der Wiedergeburt Totgesagter; J. Jaworskij, Notizen z. Gesch. d. Märchen u. Schwänke; M. Höfler, Perchta; J. Bök, Volksmedicin aus Niederösterreich; A. Treichel, Unbestimmte Zeit; J. Buchhorn, F. Branky, Knicker — Kugel — Steinis; Js. Robinsohn, Judendeutsche Sprichw. aus Ostgalizien; O. Schell, Beiträge zur Volksjustiz im Bergischen; L. Mandl, Fabeltiere im altjüd. Volksglauben; Krauss, Ein Vorrecht d. Volksundke; W. Zuidema, Nachtr. zu Wolfs Niederl. Sagen;

M. Weissberg, Jüd.-deutsche Schnurren; H. Schukowitz, Bauernanekdoten a. d. Marchfeld; C. Schumann, Besprechungen aus Lübeck; F. Ahrendts, Posener Verwandtschaft des Dessauer Mellespiels; Folkloristische Findlinge. *Blätter f. Pomm. Volksk.* 5, 1/12: A. Haas, Die Eibe i. P.; O. Knoop, Neue Volkssagen a. P.; F. Kummrow, Schwank u. Streich i. P.; O. Knoop, Allerh. Scherz, Neckereien, Reime u. Erzähl. üb. pomm. Orte; Volkstüml. a. d. Tierwelt; A. Haas, Volkst. Mittel gegen Zahnschmerzen; A. Haas, Volkstänze i. P. 2; A. Karbe, Volksmärchen in P. 1. 2; M. Wehrmann, Einige alte Hausmittel; A. Haas, Polnische Bicht; A. Haas, E. pommersch. Hexenprozess a. d. J. 1676; Renn, Neue Wiegenlieder a. Treblin; Neujahrsgebräuche; Zum Diebsglauben i. P.; A. Brunk, Volkslieder a. Pommern; A. Haas, Volkstüml. Tänze u. Tanzlieder a. P.; Vier Sagen a. d. Marienkirche zu Stargard; Kleine Beitr. z. Volkshumor; Aberglauben, Namenkunde u. s. w.; F. Asmus, Pomm. Flurnamen 2; A. Brunk, Rätselsagen a. P.; A. Haas, Ermordete, Mörder u. Selbstmörder; H., Gaukler u. Seiltänzer in P. im 16. Jh.; A. Haas, Der Narr im pomm. Sprichw.; A. Nack, Sagen u. Erzähl. aus Belkow; C. Kurth, Zwei Volkssagen a. P.; A. Haas, Kinderpredigten; A. Haas, Pomm. Bastlösereime; Heller, Volksmärchen a. P. 1; O. Knoop, Volkstüml. a. d. Tierwelt; A. Haas, Liebesorakel u. Liebeszauber i. Pommern. — *Zeitschrift f. österr. Volkskunde* 4, 1/10: Bünker, Niederöst. Märchen; Th. Vernaleken, Die Frau Holle in Oest.; F. P. Piger, Das Schnaderhüpfl i. d. Iglauer Sprachinsel; M. Urban, Volkskundl. a. d. Planer Gegend; H. Ankert, E. kl. Beitrag zur Volksmedicin Nordböhmens; J. Jaworskij, Malthusian. Zaubermittel; H. Moses, Das Windfüttern; J. Haudeck, Das deutsche Bauernhaus d. Elbthales unterhalb Leitmeritz; M. Haberlandt, Ein Nikolausspiel; A. Petak, Die Kindergräber von Ottensheim; M. Urban, Zu den älteren Hochzeitsbräuchen im Egerland; B. Kroboth, Krankheitsbeschwörungen; v. D., Zur „Tazzelwurm-Sage"; H. Schukowitz, Kerbholz; W. Peiter, Das Leichen- oder Traueressen i. deutsch-böhm. Mittelgebirge; M. Höfler, Das Totenköpflein; W. Peiter, Kindstaufen im Hocherzgebirge; J. Haudeck, Bauernkost im Elbthale b. Leitmeritz; V. Hintner, Z. Gesch. d. Wortes Bais'l u. Bahöll; H. Moses, Die Länge d. heiligen Personen; H. Schukowitz, Plunderwagen-Poesie; M. Urban, Aeltere Egerländer Volkslieder; J. R. Bünker, Niederösterr. Schwänke, Sagen u. Märchen; F. Piger, Scheibensprüche aus Grünburg in Oberösterr.; A. F. Dörler, Schätze u. Schatzhüter in Tirol; F. Branky, Der Text u. d. Vf. des Binderliedes; J. Jaworskij, Südruss. Parallelen zu Doktor Allwissend. Kl. Mitteil. — *Schweiz. Arch. f. Volksk.* II, 1/4: A. Ithen, Innerschweizerische Legenden und Sagen; Dieselbe, Die dupirten Rathsherren; Dies., Männer von herkulischer Körperstärke; F. Chabloz, La fête de Mai; V. Pellandini, Credenze popolari nel canton Ticino; A. Zindel, Der gefang. Mond; E. A. Stückelberg, Volkskunst; A. Zindel, Das „Bettlauben" in Sargans; E. Ribeaud, Mœurs Lucernoises; A. Zindel, Ein alter Nachtwächterruf in Sargans;

Digitized by Google

A. d'Aucourt, Noëls jurassiens. J. Hunziker, Das Bauernhaus d. Grossh. Baden verglichen mit demj. d. Schweiz 1/2; A. Ithen, Ueber Hexen und Hexereien; J. C. Muoth, Nachrichten über bündner. Volksfeste und Bräuche; D'Aucourt, Chants et dictons ajoulots; A. Zindel-Kressig, Volkstüml. a. Sargans u. Umgeb.; J. Furrer, Alter Fastnachtsbrauch a. Uri; Ph. A. Rüttimann, Einige Gebräuche aus Vals; J. Werner, Verworfene Tage; V. Pellandini, Racconti di dragoni raccolti nel Canton Ticino; V. Pellandini, Credenze popolari nel Canton Ticino; H. Correvon, Le moulin à sel.; P. Hirzel, Aberglauben im Kanton Zürich 1,2; J. Bürli, Volkstümliches a. d. Kanton Luzern 1,2; H. Spiller, Aschermittwoch in Elgg; W. Robert, Ancienne chanson patoise de la Fête des Vignerons; L. Courthion, Dictons et devinettes en usage au Val de Bagnes; Vitt. Pellandini Storielle satiriche ticinesi; F. Urech, Das Ong'hüür am Spennrad; E. Hoffmann-Krayer, Ein Zauberprocess in Basel 1719; K. Waldis-Schwänke des „Jör-Lieni" aus dem Muotathal; D. Imesch, Alpengebete in Goms; V. Pellandini, I Fanciulli Ticinesi; Miscellen. — *Ons Volksleven* IX, 10/12: Cornelissen, „Te Kernobis" of „te Kanobis komen"; Zand en C., Liederen; Harou, Het Manneken in de Maan; A. G., Sprookjes; Harou, Bijgeloof, Volksmeeningen en Zegswijzen te Maastricht; Harou, Sagen; Harou en J. C., De Kermissen; Harou, Hoe man drinkt; Harou, St. Antonius; Panken, Liederen, Rijmen en Kinderspelen uit Noord-Brabant; Geudens, Plaatsbeschr. d. straten v. Antwerpen en omtreek naar en cartul. v. 1374; Harou, Spotnamen op Steden en Dorpen; Mees, Vonnissen uitgespr. op de Vierschaar van Hingene; etc. — *Mélusine* IX, 1/6: G. Doncieux, Le Plongeur 17; H. Gaidoz, Un vieux rite médical 6; J. Tuchmann, La Fascination § 4. D. (Suite); de Schoultz-Adaïevsky, Chansons pop. portugaises 1.; H. Gaidoz, Contes des Allogènes de Russie; H. Gaidoz, La procédure du jeûne 5; Lehugeur, Les classes maudites etc. sous Philippe-Le-Long; H. Gaidoz, La soumission par le symbole de l'herbe; Ernault, Chansons pop. de la Basse-Bretagne 63,5; J. M. Camelat, Prières popul. et formules magiques des Pyrénées; H. Gaidoz, La stérilité volontaire 12; V. Chauvin, „L'Abrégé des Merveilles" et les mille et une nuits; G. Doncieux, La Courte-Paille, chanson pop. 6; H. Gaidoz, Légendes contemporaines 1,3; G. Doncieux, L'étymologie popul. et le folklore 21; A. de Cock, Le jugement de Salomon 8; E. R., Le petit chaperonrouge; H. Gaidoz, Le mariage en Mai 3; Ders., Les Lupercales; Ders., Comment la religion s'est faite d'après M. Lang; Ders., Guillanée, aguillanneuf; E. Ernault, La Pernette 4; H. Gaidoz, Un vieux rite médical 7; A. Loquin, Les grues d'Ibycus à Orléans. — *Rev. d. trad popul.* 13, 4/5: Chauvin, Le rêve du trésor sur le pont; Petites légendes locales; Stramoy, Usages et chansons de mai; Morin, Le règne végétal dans les jeux de l'Aube; Les métiers et les professions; Harou, Miettes de folk-lore parisien (Blason); Basset, Contes et légendes arabes; Lacuve, A propos d'un passage de Rabelais; Tausserat-Radel,

Spécifique contre la peste; de V. H., Pourquoi on voile les statues au temps de la passion; de Baye, Notes de folk-lore Votiak; Basset, Termes de comparaison en Lorraine; Lauradour-Ponteil, A travers le Poitou; Basset, Orion; Les pléiades; de V. H., La lune et la guerre; Basset, Contes de la Grèce ancienne; Volkov, Saint-Georges dans la légende de l'Ukraine; Robert, Médecine populaire Arabe; Fertiault, Usages de la semaine sainte; de Cock, La querelle des sourds; Gregor, La mer et les eaux; Basset, Les ordalies. – *Archivio p. l. stud. d. trad. pop.* 17, 1/3: E. Casal, L'Epifania a Conegliano nel Friuli; L. Bonelli, Contrasto popol. maltese; V. Pellandini, Saggi di Folk-Lore ticinese 5/6; F. Valla, Canti popol. sardi; J. Gonfaloni in Palermo nel 1652; B. Frescura, Fra i Cimbri dei sette Comuni vicentini, leggende e costumi; G. B. Corsi, Ninne-nanne, cantilene, filastrocche, storie popolari raccolte in Siena; G. Ferrara, La casa nel Folk-Lore 47; A. C. Garufi, Dell' uso dello ‚inguaggiari' in Sicilia; A. Balladoro, Motti dialogati veronesi; J. B. Andrews, Quelques croyances et usages napolitains. Préface. 12; La Jettatura; M. dell' Oro Hermil, Usi dei Monpanterini in Val di Susa; Usi nuziali di alcuni popoli del mondo; E. Mancini, Origine della denominazione ‚riso sardonico'; A. Lumbroso, Una definizione della leggenda; P. Rajna, Il Castello della Regina, leggenda Bergamesca; Cr. Grisanti, Giuochi popolari siciliani in Isnello; J ‚Barabba' in Torino; Usi nuziali turchi: il matrimonio della figlia del Sultano; F. Sanfilippo, G. Pitrè, Impronte maravigliose in Italia 57/64; Usi e riti funebri di popoli selvaggi; E. Casal, Il carnevale a Caprile; F. Sanfilippo, Leggende popolari in Marineo 1/4; G. B. Corsi, Indovinelli popolari raccolti in Siena; V. Pellandini, Indovinelli popolari raccolti nel Ticino; A. Balladoro, Scioglilingua Veronesi; G. B. Corsi, Motti dialogati senesi; G. Pitrè, Tradizioni ed Usi popolari in Sicilia nella prima metà del sec. XVI; G. Arenaprimo, L'antica Fiera di Mezz' Agosto in Messina; Un Missionario nell' Egitto, La Jettatura ed il Malocchio presso i Neri dell' Egitto e del Sudan; La festa e la canzonetta di Piedigrotta nel 1898; P. C. T., La metempsicosi nei fratelli gemelli nell' Egitto superiore; M. Pitrè, L'amabile Laili. Novella popol. indiana; C. Grisanti, Credenze, pregiudizi, superstizioni in Isnello; T. de Marinis, Quatriglie napoletane e cuccagne carnevalesche del sec. XVIII; A. Lumbroso, Napoleone I. nei modi di dire del Trentino; M. Pitrè, Un giorno di Mercato in Reggio di Calabria; G. Pitrè, La festa di S^{a} Lucia in Siracusa; F. Pulci, La festa della Madonna della Provvidenza in Caltanisetta; G. Amalfi, La festa della Bruna in Matera; A. Balladoro, Chiapparelli Veronesi; F. Sanfilippo, Due modi proverbiali siciliani in Marineo; G. Calvia, Un' usanza originale in Sardegna. Danza guerriera e giuoco dei Dinka nel Sudan; F. Orioli, Del Salincerbio o Salincervio, giuoco fanciullesco dei Toscani; V. Busuttil, Giuochi fanciull. Maltesi; A. Trotter, Indovinelli Mantovani; G. B. Marchesi, In Valtellina: Costumi, Leggende, Tradizioni; Miscellanea,

Digitized by Google

— *Folk-Lore* 9/1: Some Sysian Folklore Notes gathered on Mount Lebanon; The Discrimination of Racial Elements in the Folklore of the British Isles; M. P., Bells; Child-birth Custom; Barrett, Divining Rod; Stuart-Glennie, The Origin of Amazonian Matriarchy; Gomme, Fertilisation of Birds. — *Journal of Americ. Folk-Lore* 11. No. 40: Bullock, The Collection of Maryland Folk-Lore; Negro Hymns from Georgia; Boas, Traditions of the Tillamook Indians; Newell, The Legend of the Holy Grail; Bergen, Borrowing Trouble; Negro Song from North Carolina; A. F. C., Record of Amer. Folk-Lore. — Hüser, Beiträge z. Volkskunde II. Progr. Warburg (40 S.). — W. v. Schulenburg, Volkskundl. Mitteilungen (1. Einen Strick um den Hals tragen. 2. Der Bollweck. 3. Die Pestlöcher). (VerhBerlAnthropGes. 1898, 76/78). — A. Treichel, Volkskundl. Mitteilungen (1. Volkstüml. Bruchrechnung. 2. Schlüssel-Anhängsel. 3. Ueber Schiess-Scheibenbilder) (ib. 80/84). — Derselbe, Mitteilungen (1. Das Gebäck „Bubeschenkel" um Kreuznach. 2. Von Knöpfen (ib. 102/5). — C. Schumann, Beiträge zur Lübeck. Volkskunde 14 (MVLübG. 8, 5/6). — A. Werner, Gebräuche aus d. Kreise Zauch-Belzig (29/30. JahresbHVBrandenburg). — H. Schattenberg, Alte Volksbräuche bei Taufe, Trauung u. Begräbnis i. Dorfe Eitzum (In: Aus d. kirchl. Leben Braunschw. Festgabe). — E. Bracht, Volkstüml. a. d. Hümling (Mitt. a. d. Mus. f. dt. Volkstrachten 1). — Ph. Wegener, Z. Kunde d. Mundarten u. d. Volkstums i. Gebiete der Ohre (GBllMagdeb. 32,2). — Reichardt, Beiträge zur Volkskunde Nordthüringens (Das Land 6, 4 u. 8). — L. Schmidt, Beiträge zur „Volkskunde" d. Herzogtums Gotha (Aus der Heimat (Gotha) I, 4). — O. Dähnhardt, Volkstümliches a. d. Kgr. Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt, Heft 1/2. Nebst e. Anh.: Volkst. a. d. Nachlass v. R. Hildebrand. Lpz. (VIII, 102, V, 156 S.). — J. A. Taubmann, D. deutsche Volk im Jeschkengebirge (JbGebirgsvereins f. d. Jeschkengeb. 8). — Drechsler, Streifzüge d. d. schles. Volkskunde (MSchlGesVolksk. 5,5). — A. Haass, Volkstüml. aus Vögisheim im bad. Markgräflerland (Zur deutsch. Volksk. No. 6) Bonn (18 S.). — Hoffmann, Volksbräuche u. Sagen im Schwarzwald (Das Land 6,10). — J. Köhler, Die Hochfläche am Landrain. E. Beitr. z. Egerländer Volks- u. Heimatskunde (Unser Egerland II). — F. Binhack, Volkstüml. a. d. Stift Waldsassen I, II (ib.) — Volkskundliches aus Altenmarkt an der Triesting (D. niederöst. Landesfreund 7,4). — F. Ilwof, Zur Volkskunde der Steiermark (ZÖstVolksk. 3, 7/13: 42/54). — C. Reiterer, Volksbräuche im Ennsthaler Gebiet (ib. 368/70). — Passler, Aus dem Defereggen-Thale (ib. 150/59). — Stirnimann, Volksbräuche aus dem Kanton Luzern (Feuille centrale de la soc. de Zofingue 38, 371 ff.). — L. Zdekauer, Usi popolari della Valdelsa cavati da documenti del Dugento (Miscell. stor. della Valdelsa 6,1). — J. F. Vinckx, Usages et coutumes populaires du pays flamand (Ons Volksleven 1898, 4/6). — P. Gérardy, Le folklore chez nos écrivains: Les peupliers; croix de bois; poésies (Wallonia 1898, 12). — Colson, Le folklore chez nos écrivains (ib. 1898, 5). — Moke, Mœurs, usages, fêtes

et solennités des Belges. Nouv. éd. Bruxelles (367 p.). — K. Blind, Shetland Folklore and the Old Faith of the Scandinavians and Teutons (The Saga-Book of the Viking Club I, 163/81). — A. Olrik, Folkeminder, kort Overblik med særligt Hensyn til nordiske Forhold. Kobenh. (26 S.). — A. Orain, Folk-lore de l'Ille-et-Vilaine. De la vie à la mort. 2 vols. Paris (II, 306, 340 p.). — R. de Colavazou, Les Crès de Bouscardon (mœurs et paysages cévenols) Lyon (47 p.). — Giov. Siciliano, Costumi ed Usanze dei Contadini in Sicilia (NAntol. fasc. 626, 16. Gennaio 1898.) H. Hauttecœur, Le folklore de l'île de Kythnos. Bruxelles (40 p.) — H. Pedersen, Zur albanes. Volkskunde. Uebersetz. d. in Abh. d. Sächs.G. d. W. Phil. Hist. Cl. XV vom Verf. veröff. alban. Texte. Kopenhagen (V, 125 S.). — Lovretic, Leben u. Gebräuche der Bauern von Otok (Serb.) (Sbornik 1897 II.) — Tetzner, Alte Gebräuche, Kleidung und Geräte der Litauer (Globus 73,7). — Stories from the folk-lore of Russia. Paris (XIX, 267 p.). — R. E. Dennett, Notes on the Folk-Lore of the Fjort (French-Congo). Lond. — W. Dunlop, Australian Folk-Lore Stories (Journ. Anthrop. Inst. N. S. 1, 1/2). — K. Müllenhoff, Die Natur im Volksmunde. Berlin (VIII, 95 S.). — W. W. Seymour, The cross in tradition, history and art. Lond. (522 p.). — W. Jones, Finger-Ring-Lore: Historical, legendary and anecdotal. New ed. Lond. (584 p.). — A. Harou et E. Monseur, Les orages (suite) (Bull. de Folklore III, 1). — R. Inwards, Weather lore: a collection of proverbs, sayings and rules concerning the weather. London. — J. Haudeck, Bauernpraktiken (MNordbExcCl. 21,3). — L. v. Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr, 2. Ausg. der Jahreszeiten i. d. Alpen. Innsbruck (V, 211 S.). — O. Colson, Saint-Nicolas, bienfaiteur des enfants et des jeunes filles (Wallonia 1898, 12). — Reichardt, Deutsche Osterbräuche (Das Land 6, 13). — H. Kaz, Wie die Kinder i. e. Dorfe des oberbergischen Landes Ostern feiern. Mit Liedern u. Sprüchen (Die Landjugend 2). — F. Peacock, Some beliefs and customs relating to Holy Week (Dublin Rev. July). — Gusinde, Schlesische Pfingstbitte (MSchlesGesVolksk. 5,5); — O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1898 (ib. 5,6). — H. Lienhart, Die Kunkelstube, 2. Fortsetz. (JahrbGSprLitt.ElsassLothr. 14). — H. Schattenberg, Das „Hänseln" in Braunschweig (Braunschw. Mag. 4). — A. John, Die Sonnwendfeier (Unser Egerland II). — E. Buss, Die Fridolinsfeuer im Glarnerland (Die Schweiz 24). — A. Meiche, Johannisfeuer (MVSächsVolksk. 1898, 5/7). — W. v. Schulenburg, Der Feuersprung zu Johanni (VerhBerlAnthropGes. 1897, S 494 f.). — Ders. Das Verbrennen des Niklaus (ib. 1898, 101 f.). — P. Sartori, Ueber das Bauopfer (ZEthnol. 30,1). — H. Lewy, Kulturgesch. Beiträge. 1. Ei im Fundament eines Hauses (JahrbGeschSprLitt.Elsass-Lothringen 14). — R. Mielke, Der Neidkopf (Brandenburgia 7,8). — E. Friedel, Ueber den Neidkopf (ib. 7,9). — W. v. Schulenburg, Der erste Nagel im Hause (VerhBerlAnthrGes. 1897, S. 496 f.). — Ders. Die Knotenzeichen der Müller (ib. 1897, S. 491 ff.). — H. Schattenberg, Der Schimmelreiter im Braunschweigischen (Beitr. z. Anthrop. Braunschw.) Festschrift. —

Digitized by Google

— *Folk-Lore* 9/1: Some Sysian Folklore Notes gathered on Mount Lebanon; The Discrimination of Racial Elements in the Folklore of the British Isles; M. P., Bells; Child-birth Custom; Barrett, Divining Rod; Stuart-Glennie, The Origin of Amazonian Matriarchy; Gomme, Fertilisation of Birds. — *Journal of Americ. Folk-Lore* 11. No. 40: Bullock, The Collection of Maryland Folk-Lore; Negro Hymns from Georgia; Boas, Traditions of the Tillamook Indians; Newell, The Legend of the Holy Grail; Bergen, Borrowing Trouble; Negro Song from North Carolina; A. F. C., Record of Amer. Folk-Lore. — Hüser, Beiträge z. Volkskunde II. Progr. Warburg (40 S.). — W. v. Schulenburg, Volkskundl. Mitteilungen (1. Einen Strick um den Hals tragen. 2. Der Bollweck. 3. Die Pestlöcher). (VerhBerlAnthropGes. 1898, 76/78). — A. Treichel, Volkskundl. Mitteilungen (1. Volkstüml. Bruchrechnung. 2. Schlüssel-Anhängsel. 3. Ueber Schiess-Scheibenbilder) (ib. 80/84). — Derselbe, Mitteilungen (1. Das Gebäck „Bubeschenkel" um Kreuznach. 2. Von Knöpfen (ib. 102/5). — C. Schumann, Beiträge zur Lübeck. Volkskunde 14 (MVLübG. 8, 5/6). — A. Werner, Gebräuche aus d. Kreise Zauch-Belzig (29/30. JahresbHVBrandenburg). — H. Schattenberg, Alte Volksbräuche bei Taufe, Trauung u. Begräbnis i. Dorfe Eitzum (In: Aus d. kirchl. Leben Braunschw. Festgabe). — E. Bracht, Volkstüml. a. d. Hümling (Mitt. a. d. Mus. f. dt. Volkstrachten 1). — Ph. Wegener, Z. Kunde d. Mundarten u. d. Volkstums i. Gebiete der Ohre (GBllMagdeb. 32,2). — Reichardt, Beiträge zur Volkskunde Nordthüringens (Das Land 6, 4 u. 8). — L. Schmidt, Beiträge zur „Volkskunde" d. Herzogtums Gotha (Aus der Heimat (Gotha) I, 4). — O. Dähnhardt, Volkstümliches a. d. Kgr. Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt, Heft 1/2. Nebst e. Anh.: Volkst. a. d. Nachlass v. R. Hildebrand. Lpz. (VIII, 102, V, 156 S.). — J. A. Taubmann, D. deutsche Volk im Jeschkengebirge (JbGebirgsvereins f. d. Jeschkengeb. 8). — Drechsler, Streifzüge d. d. schles. Volkskunde (MSchlGesVolksk. 5,5). — A. Haass, Volkstüml. aus Vögisheim im bad. Markgräflerland (Zur deutsch. Volksk. No. 6) Bonn (18 S.). — Hoffmann, Volksbräuche u. Sagen im Schwarzwald (Das Land 6,10). — J. Köhler, Die Hochfläche am Landrain. E. Beitr. z. Egerländer Volks- u. Heimatskunde (Unser Egerland II). F. Binhack, Volkstüml. a. d. Stift Waldsassen I, II (ib.) — Volkskundliches aus Altenmarkt an der Triesting (D. niederöst. Landesfreund 7,4). F. Ilwof, Zur Volkskunde der Steiermark (ZÖstVolksk. 3, 7/13; 42/54). C. Reiterer, Volksbräuche im Ennsthaler Gebiet (ib. 368/70). Passler, Aus dem Defereggen-Thale (ib. 150/59). — Stirnimann, Volksbräuche aus dem Kanton Luzern (Feuille centrale de la soc. de Zofingue 38, 371 ff.). — L. Zdekauer, Usi popolari della Valdelsa cavati da documenti del Dugento (Miscell. stor. della Valdelsa 6,1). — J. F. Vinckx, Usages et coutumes populaires du pays flamand (Ons Volksleven 1898, 4/6). P. Gérardy, Le folklore chez nos écrivains: Les peupliers; croix de bois; poésies (Wallonia 1898, 12). — Colson, Le folklore chez nos écrivains (ib. 1898, 5). — Moke, Mœurs, usages, fêtes

Digitized by Google

et solennités des Belges. Nouv. éd. Bruxelles (367 p.). — K. Blind, Shetland Folklore and the Old Faith of the Scandinavians and Teutons (The Saga-Book of the Viking Club I, 163/81). — A. Olrik, Folkeminder, kort Overblik med særligt Hensyn til nordiske Forhold. Kebenh. (26 S.). — A. Orain, Folk-lore de l'Ille-et-Vilaine. De la vie à la mort. 2 vols. Paris (II, 306, 340 p.). — R. de Colavazou, Les Crès de Bouscardon (mœurs et paysages cévenols) Lyon (47 p.). — Giov. Siciliano, Costumi ed Usanze dei Contadini in Sicilia (NAntol. fasc. 626, 16. Gennaio 1898.) H. Hauttecœur, Le folklore de l'île de Kythnos. Bruxelles (40 p.) — H. Pedersen, Zur albanes. Volkskunde. Uebersetz. d. in Abh. d. Sächs.G. d. W. Phil. Hist. Cl. XV vom Verf. veröff. alban. Texte. Kopenhagen (V, 125 S.). — Lovretic, Leben u. Gebräuche der Bauern von Otok (Serb.) (Sbornik 1897 II.) — Tetzner, Alte Gebräuche, Kleidung und Geräte der Litauer (Globus 73,7). — Stories from the folk-lore of Russia. Paris (XIX, 267 p.). — R. E. Dennett, Notes on the Folk-Lore of the Fjort (French-Congo). Lond. — W. Dunlop, Australian Folk-Lore Stories (Journ. Anthrop. Inst. N. S. 1, 1/2). — K. Müllenhoff, Die Natur im Volksmunde. Berlin (VIII, 95 S.). — W. W. Seymour, The cross in tradition, history and art. Lond. (522 p.). — W. Jones, Finger-Ring-Lore: Historical, legendary and anecdotal. New ed. Lond. (584 p.). — A. Harou et E. Monseur, Les orages (suite) (Bull. de Folklore III, 1). — R. Inwards, Weather lore: a collection of proverbs, sayings and rules concerning the weather. London. — J. Haudeck, Bauernpraktiken (MNordbExcCl. 21,3). — L. v. Hörmann, Das Tiroler Bauernjahr, 2. Ausg. der Jahreszeiten i. d. Alpen. Innsbruck (V, 211 S.). — O. Colson, Saint-Nicolas, bienfaiteur des enfants et des jeunes filles (Wallonia 1898, 12). — Reichardt, Deutsche Osterbräuche (Das Land 6, 13). — H. Kaz, Wie die Kinder i. e. Dorfe des oberbergischen Landes Ostern feiern. Mit Liedern u. Sprüchen (Die Landjugend 2). — F. Peacock, Some beliefs and customs relating to Holy Week (Dublin Rev. July). — Gusinde, Schlesische Pfingstbitte (MSchlesGesVolksk. 5,5); — O. Scholz, Der Spinnabend zu Herzogswaldau im Winter 1898 (ib. 5,6). — H. Lienhart, Die Kunkelstube, 2. Fortsetz. (JahrbGSprLitt.ElsassLothr. 14). — H. Schattenberg, Das „Hänseln" in Braunschweig (Braunschw. Mag. 4). — A. John, Die Sonnwendfeier (Unser Egerland II). — E. Buss, Die Fridolinsfeuer im Glarnerland (Die Schweiz 24). — A. Meiche, Johannisfeuer (MVSächsVolksk. 1898, 5/7). — W. v. Schulenburg, Der Feuersprung zu Johanni (VerhBerlAnthropGes. 1897, S 494 f.). — Ders. Das Verbrennen des Niklaus (ib. 1898, 101 f.). — P. Sartori, Ueber das Bauopfer (ZEthnol. 30,1). — H. Lewy, Kulturgesch. Beiträge. 1. Ei im Fundament eines Hauses (JahrbGeschSprLitt.Elsass-Lothringen 14). — R. Mielke, Der Neidkopf (Brandenburgia 7,8). — E. Friedel, Ueber den Neidkopf (ib. 7,9). — W. v. Schulenburg, Der erste Nagel im Hause (VerhBerlAnthrGes. 1897, S. 496 f.). — Ders. Die Knotenzeichen der Müller (ib. 1897, S. 491 ff.). — H. Schattenberg, Der Schimmelreiter im Braunschweigischen (Beitr. z. Anthrop. Braunschw.) Festschrift. —

E. Roese, Das Scharbeil. E. Beitr. z. Gesch. d. Markgenossenschaften (WestdZs. 16,4). — Ph. M. Halm, Totenbretter im bayer. Walde (Beitr. AnthrUrgBayerns 12, 3,4). — K. Alberti, Alte Steinkreuze im Ascher Bezirke und in dessen nächster Umgebung (Unser Vogtland 4,2). — M. Eysen, Ueber alte Steinkreuze und Kreuzsteine i. d. Umgebung Salzburgs (ZÖstVolksk. 3, 65,79). — A. John, Kreuzsteine, Marteln und Pestsäulen im Egerland (ib. 79,84). — R. Sieger, Marteln (ib. 304 8). — C. Alberti, Ueber d. Bedeutung d. Kreuzsteine, inbes. d. Ascher Gegend. Asch (42 S.). — Marterln, Votivtafeln, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haussprüche u. s. w. in der Schweiz, Oesterreich u. bayr. Hochland. 2. Sammlung. Regensburg (40 S.). — A. Harou, R. Basset et E. Monseur, L'os qui chante (suite) (Bull. de Folklore III, 1). — Schmidt, Haussprüche (MVSächsVolksk. No. 5). — Droop, Plattdeutsche Sprichwörter aus Osnabrück (MVGOsnabrück 23). C. A. Markham, The proverbs of Northamptonshire. Northampton. — M. Kayserling, Quelques proverbes judéo-espagnols (RevHisp. 10). — K. L. Tallqvist, Arab. Sprichwörter u. Spiele (OefversFinskVetenskSoc. Förhandl. 39). — E. J. Davis, Osmanli proverbs and quaint sayings. London. — R. Petsch, Unterfränk. Rätsel (MittUmfrBayrVolksk. 4,3). — O. Schütte, Volksreime; Rätsel i. Braunschw. Lande ges., Kinderlieder, Dorfneckereien (Braunschw. Mag. 4). — J. Ph. Glock, Lieder u. Sprüche a. d. Elsenzthale (Z. deutsch. Volkskunde No. 7) (Aus Alemannia) Bonn (53 S.). — M. Carnot, Spiel und Lied der rätoromanischen Jugend (Monat-Rosen 42, S. 604). — P.-N. Panken, Chansons, rimes et jeux d'enfants du Brabant septentrional (Ons Volksleven 1898, 1,3). — M. Müller, Volkstüml. Ausdrücke u. Namen im Egerlande. 1. Krankheiten (Unser Egerland 2).

Soziale Entwickelung. **Allgemeines:** K. Breysig, Die sociale Entwickelung der führenden Völker Europas in der neueren und der neuesten Zeit. 6. Der Kampf der Monarchie mit dem Ständethum (JGVV. 22,1). — O. Schrader, „Frei" (ZSocialwiss. 1,5).

Sociale Frage. R. Pöhlmann, Die Anfänge des Socialismus in Europa (HistZs. 79,3; 80,3). — L. Menard, Les questions sociales dans l'antiquité. Paris (32 p.). — G. Adler, Die sociale Frage im Altertum (Zukunft No. 31). — Ders., Die Socialreform im Altertum (Aus Hdwb. d. Staatsw.) Jena (III, 98 S.). — Ders., Socialpolitik im M. A. (Zukunft 41). — Ders., Die sociale Frage im M. A. (ib. 42). — W. Hohoff, Die sociale Frage in Deutschland während des 13. Jh. und ihre Lösung. (Forts.) (Monatsschr. christl. Socialreform 20,1). — Fhr. G. v. d. Ropp, Socialpolit. Bewegungen im Bauernstande vor dem Bauernkriege. Rede. Marburg (16 S.) — G. Maier, Sociale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. (Aus Natur- und Geisteswelt II). Lpz. (IV, 172 S.) — A. Réville, Le soulèvement des travailleurs d'Angleterre en 1381. (Mém. et Docum. p. p. la soc. de l'école des chartes II) Paris (CXXXVI,350 p.) — M. Monanges, Les associations ouvrières en France depuis 1789. Montluçon (III, 191 p). —

Digitized by Google

E. Rochette, Mémoire sur les premières associations coopératives en Grèce vers la fin du 18e s. et au commenc. du 19e. (Bull. Science Écon. Social. 1898). — Agost. Michelini, La teoria socialistica di un abate del secolo XVIII. Torino (100 p.). — F. Oppenheimer, Grossgrundeigentum und sociale Frage. Berlin (XVI, 504 S.) — F. Mehring, Gesch. d. d. Socialdemokr. II. Teil Stuttg. (VIII, 568 S.)

Familie, Ehe, Frauen: G. Schmoller, Die Urgesch. d. Familie, Mutterrecht und Gentilverfassung. (JGVV. 23,1). — Solotaroff, On the origin of family (Amer. Anthropol. Aug.) — C. N. Starcke, La famille dans les différentes sociétés. Paris (II, 280 p.) — H. d'Arbois de Jubainville, La famille Homérique et la famille celtique. (NRHist Droit 22,4). — A. Faure, Le mariage en Judée et en Égypte. Analogie des deux institutions. Valence (VIII, 107 p.). — J. S. Speyer, De oudromeinsche huwelijksvormen door confarreatio, coemptio en usus (Verslag. en Meded. Ak. Amsterdam Letterkunde 4. Reeks 1. Deel.) — Ed. Meynial, Le mariage après les invasions 4 (N. R. hist. droit 22,2). — K.-E., Ein zürcher Ehekontrakt aus dem 15. Jahrhundert. (Zürch. Taschenbuch 1898). — W. Harless, Relation über die Hochzeit des Pfalzgrafen Johann Kasimir mit Elisabeth Herzogin zu Sachsen in Heidelberg (1570); Die Heimführung der Herzogin Magdalena von Bayern und ihres Gemahls Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm nach Neuburg (1613) (ZBergGV 33). — Th. Schön, Eine Schönburgische Hochzeitsfeier im Jahre 1632 (Schönb. GBll. 4,1/2). — O. Schütte, Frühere Hochzeitsbräuche. (BraunschwMag. 4). — O. Mankeu, Das Hochzeitsbitten i. Reimen (Hann. GBll. 1898, 46 f.) — R. Waizer, Hochzeitsbräuche aus dem oberen Lavantthale (ZÖstVolksk. 3, 284,6). — G. Jørgensen, En Trolovelseshistorie fra forrige Aarhundrede (Saml. JydskHist. 3, I, 4). — Kulturbilder från Bärgslagen. Ett bärgslagsbröllop för femtio år sén. Hemlif och plägseder (Våra bygder iord och bild S. 55—61). — Alm Mats Ersson, Några ord om gamla bröllop i Dalarna (MeddNordMus. 1897). — A. Lattes, Le liminote ed alcuni usi nuziali lombardi (RIstLombRendiconti 30, 19). — Th. Löbel, Hochzeitsgebräuche in der Türkei. Amsterdam (XVII, 298 S.). — L. Zdekauer, Per la storia del divorzio. Una separazione all' amichevole in Piazza del Campo (1363) (BullSeneseStorPatr. 5, 2). — H. Hassel, Gesch. d. d. Frauenwelt i. d. Kulturbewegung der Zeiten bis z. Gegenwart. Braunschw. (IX, 386 S.) — A. Kohut, Das Ewig-Weibliche i. d. Welt-, Kultur- und Litteraturgesch. Leipz. (VI, 231 S.). — N. Klugmann, Vergleich. Studien z. Stellung der Frau im Altertum. Bd. I.: Die Frau im Talmud. Wien. (V, 87 S.). — K. H. Schaible, Die Frau im Altertum. E. kulturg. Bild. Karlsruhe (VIII, 96 S.) — O. Montelius, Huru länge har Kvinnan betraktats som mannens egen. dom? Ett blad ur Kvinnans hist. (Nord.Tidskr. 1898 S. 1/30, 95/122). — V. Marx, Die Stellung der Frauen in Babylonien gemäss den neubabylonischen Kontrakten aus der Zeit von Nebukadnezar bis Darius (604–485.) Diss. Breslau (30 S.). — W. Copland Perry, The women of

Digitized by Google

Homer. London. — Jebb, Women in the Homeric Age (The Humanitarian 13, 3). — R. M. Meyer, Die beiden Frauenideale d. Germanen (Westerm. ill. D. Mh. August). — R. Günther, Weib und Sittlichkeit. Studien u. Darlegungen. Berlin (VII, 261 S.) — W. Splettstösser, Der heimkehrende Gatte u. sein Weib i. d. Weltlitteratur. Berlin (96 S.). - R. Doumic, Le féminisme au temps de la renaissance. (R. de deux mondes 149, 4). — A. v. Hanstein, Die Frauen i. d. Gesch. d. d. Geisteslebens d. 18. u. 19. Jh. Bd. I. Lpz. (XV, 362 S.). — K. Lory, Die deutsche Frau am Ausg. zweier Jahrh. (Das Leben II, 1).

Stände: O. F. Harrigan, The evolution of slavery (Westminst. Rev. 147). — E. Meyer, Die Sklaverei i. Altertum. Vortr. Dresden (49 S.). — L. Halkin, Les esclaves publics chez les Romains. Bruxelles (IV, 251 p.). — E. Ciccotti, Il tramonto della schiavitù nel mondo antico: un saggio. Torino (320 p.) — L.-G. P., L'esclavage en Catalogne au 15e s., (Corr. hist. et arch. no. 54). — L. G. Bugbee, Slavery in early Texas (Polit. Science Quarterly 13, 34).

Städte: G. Beloch, Antike und moderne Grossstädte I (ZsSocialwissensch. I, 6). — H. Pirenne, Villes, marchés et marchands au m. a. (RevHist. 67, 1).

Vereine: E. Washburn Hopkins, Ancient and modern Hindu Gilds II (Yale Review 7, 2). — T. D. Atkinson, On the Gilds of Cambridgeshire (ProceedCambridgeAntiqSoc. 39).

Sittengeschichte. Privatleben im Allgemeinen. E. Bonnaffé, Études sur la vie privée de la renaissance. Paris (VI, 196 p.). — Chr. Meyer, Aus alten Hofordnungen (Hohenz.Forsch. 5, 290/7). — Th. Schön, D. Schönburgische Hofstaat u. d. Dienerschaft im 16. Jh. (Schönb.GBll. 5, 1). — A. v. Boguslawski, Aus der preuss. Hofgesellschaft 1822—26. I/II (DRs. 1897/98 No 20/21).

Wohnung und Einrichtung: H. Winnefeld, Römische Villen der Kaiserzeit (PreussJbb. 93, 3). — A. Sogliano, La casa dei Vettii in Pompei (Monum. antichi. VIII). — A. Mahieu, Villa romaine de Neufchâteau (AnnSocArchNamur 21, 4). — Parat, La villa gallo-romaine de Saint-Moré (Yonne) (RArch.Nov/Déc.). — C. Mazzi, La casa di Me Bartolo di Tura (contin) (BullSenese 4, 2 3, 5,1/3). — F. Kutzbach, Alte Häuser i. Trier. Teil I. A. Romanische Zeit. B. Das Trierische Bürgerhaus d. Gotik (TrierArchiv 1). — A. Kortüm, Mitteilungen über alte Erfurter Wohnhäuser (MVGErfurt 19). — W. M. Schmid, Altbayerische Holzhäuser seit d. Renaissance I (MonatsschrHVOberbayern 7 1 2). - Höhlbaum, Zur Gesch. d. Hausbaues in Lübeck im 16. Jh. (MVLübeckG. 8, 7). — E. L. G. Charvet, Les édifices de Brou, à Bourg-en-Bresse, depuis le 16e s. jusqu'à nos jours. Paris (143 p.). — G. Bancalari, Forsch. u. Stud. üb. d. Haus III. Volksmäss. Benennungen v. Gegenständen d. Landwirtschaft (Aus „MAnthropolGes Wien") Wien (10 S.). — F. Pfaff, Das Bauernhaus (Die Landjugend 2). — A. Kühn, Das d. Dorf u. Bauernhaus i. Vergang. u. Gegenwart (Germania 1, S. 250/9). — Egli, Ein Züricher Bauernhaus a. d. Refor-

Digitized by Google

mationszeit (Zwingliana 1898, ½). — G. Reischel, Das thüringische Bauernhaus u. s. Bewohner (MVErdkunde Halle 1898). — M. Stammnitz, Der Bläsi-Christele-Hof. E. Beitr. z. Kenntnis d. Schwarzwaldhauses (Schau-ins-Land 24, 19/28). — J. R. Bünker, Das Bauernhaus i. d. östl. Mittelsteiermark u. i. benachbarten Gebieten (Aus „M. Anthr.Ges. Wien") Wien (79 S.). — H. Gradl, Noch einmal Haus u. Hof im Egerlande (Germania 1, S. 97/9). — J. Lippert, Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen u. s. Bautypus. (Beitr. z. deutsch-böhm. Volksk. I, 3) Prag (24 S. 6 T). — A. Dachler, Das Bauernhaus in Niederösterreich u. s. Ursprung (BllVLKNiederösterr. N. F. 31, 1/6). — R. Mejborg, Danske bondergårde, særlig bondestandens liv og færd i. det 16., 17. og 18. årh) I. Heft 1. 2. Kobenh. (64 S.). — Th. Volbehr, Die Reflexe des Zeitcharakters i. d. Möbelformen (Kunstgewerbeblatt N. F. 9, 11). — G. Hirth, Das deutsche Zimmer vom MA. bis zur Gegenwart. 4. unter Mitwirk. v. K. Rosner bis z. Gegenwart erweiterte Aufl. I, II (XIII, 448 S., X, 259 S.). — P. Wytsman, Intérieurs et mobiliers anciens. Collection recueillie en Belgique livr. 1/3. Bruxelles (p. 1–14, 20 pl.) — L. Dimier, Les logis royaux au palais de Fontainebleau de François Ier à Charles IX. (AnnSocHistGâtinais 1898, 1/2). — J. Maillard, Appartement et mobilier du château royal de Saint-Hubert (RéunSoc. d. beaux-arts 1898, S. 358ff.). — Inventaire du mobilier du château de Valangin en 1586. Communiqué par Ch. Châtelain. (Mus. Neuchâtel. 1898 No. 4). — Hungerford-Pollen, Engl. Möbel seit Heinrichs VII. Thronbesteigung. (Kunst u. Kunsthandwerk I, 1/2). — Lady Newdigate, Gossip from a muniment room, being passages in the lives of Anne and Mary Fitton 1574–1618. London. — D. Benn, The 17th. Century room at SouthKensington (The Cabinet Maker Mai). — C. Guigue, Note sur le mobilier de luxe à Lyon en 1700. Paris (23 p.) — L. Decombe, Inventaire du mobilier d'un négociant malouin au XVIIIe siècle. Julien Bourdas, armateur, conseiller secrétaire du Roy, Maison et Couronne de France et de ses finances (1714). Rennes (15 p.). — A. Gabeau, Le mobilier d'un château à la fin du 18e s. Chanteloup (Réun. des soc. des beaux-arts 1898, S. 510). — H. Labourasse, Le luxe au presbytère avant 1789 (MémSoc. Lettres Sc. Beaux-Arts Bar-le-Duc 6). — A Study in Old Furnishings at Guilford (The House March). — A. E. Chancellor, Examples of old furniture, English and foreign. Lond. (34 p. 40 pl.). — O. Bie, Sitzmöbel (Westerm. Mh. Okt). — H. Boesch, Vorlagen für Stuhllehnen d. 17. Jh. (MGermNMus 1898,9). — R. Meringer, Z. Gesch. d. Kachelofens (MAnthropGes.Wien 27, 225/34). — F. Baron Hauser, Ueber die Mode altertümlicher Wohnungseinrichtung (Carinthia 88, 4). —

Geräte, Maasse u. s. w.: Hultsch, Die Gewichte des Altertums nach ihrem Zusammenhange dargestellt (AbhPhilHistClSächs.Ges. Wiss. 18, 2) Lpz. (XIII, 205 S.). — Alte verzierte Gewichtssätze. (Die Schweiz I, 23). — D. A. van Bastelaer, Note sur une ancienne mesure de Thielt. (Ac. Royale Arch. Belg. Bull 5. Série 3). L. Hänselmann, Die eingemauerten mittelalterlichen Thongeschirre Braunschweigs.

Digitized by Google

(Beitr. z. Anthrop. Braunschw. Festschrift.) — E. Deslandes, Le trésor de l'église Notre-Dame de Bayeux d'après les inventaires manuscrits de 1476, 1480, 1498 (Extr. du Bull. arch.) Paris (115 p. 3 pl.). — Schumann, Beitr. z. Volks- u. Landesk. v. Mittel-Sachsen: Hausgeräte (MVSächsVolksk. 1897, 3, S. 10/12). R. Bevere, Ordigni ed utensili per l'esercizio di arti ed industrie, mezzi di trasporto ed armi in uso n. prov. napol. d. 12. al 16. sec. (Arch.StorNap. 22, 702/29). — H. Modern. Das Schreibzeug einer Erzherzogin aus der Renaissancezeit (Kunst u. Kunsthandwerk I, 177 ff.). A. Godet, Les pipes du 17. et du 18e s. (AnzSchweiz Alt. Kunde 1898, 4). A. Brüning, Der Kronleuchter III (Kunstgewerbebl. N. F. 9, 7). — Math. Planchon, L'horloge. Son histoire rétrospective pittoresque et artistique. Paris (II, 270 p.). A. de la Borderie, Montres de l'évêché de Vannes en 1477. (Extr. de la R. hist. de l'Ouest.) Vannes (20 p.). — E. van Even, De gedenkbeker door Gerard van Loon in 1752 aan de leuvensche hoogeschool geschonken (Dietsche warande 11, 1). — F. Buttgenbach, Hist. de l'aiguille. Esquisse technol. Liége (67 p.). — Seler, Altmexikanische Knochenrasseln (Globus 74, 6). — J. Berthelé, Bibliographie campanaire. Dôle (4 p.). — H. Samson, Z. Gesch. u. Symbolik der Glocken (Frankf. ZeitgemBrosch. 18, 11). Frankf. a/M. (30 S.). — M. Sutermeister, Die Glocken v. Zürich. Die Glockengiesser, Glocken u. Giessstätten im alten u. neuen Zürich. Zürich (71 S.). — J. Mayor, La cloche de Corsier (BullSocHistArch.Genève II, 1). — L. de Farcy, La plus grosse cloche de France au dernier tiers du 15e s. (Revue de l'art chrét. 1898, 307 ff.). — E. Veuclin, L'art campanaire et l'ornamentation des cloches au 17e s. (Réun. des soc. des beaux-arts. 1898, S. 491 ff.). — F. Donnet, Les cloches chez nos pères (AnnAcadArch. Belg. 51, 1; 3). — Hoefer, Over de werking en geschiedenis der carillons in de Nederlanden. (VereenBeoefOverijssRegtGesch. 81. Verslag.) — A. J. M. Brouwer-Ancher, Jets over de Amsterdamsche lui- en speelklokken en hare gieters (Oud-Holland 16). — Jos. Mihalik, Felsömagyarországi Régi Harangok és Harangöntök (Glocken u. Glockengiesser früherer Zeit in Oberungarn) (Archaeol. Értesitö 17, 4).

Waffen: G. Guthknecht, Geflügelte Lanzenspitzen (VerhBerl. AnthropGes. 1898, 110/113). — Hans Gessner, dasselbe (ib. S. 137 f.). — J. B. Giraud, Documents pour servir à l'hist. de l'armement au m. a. et à la Renaissance. 2 vols. Nouv. éd. Lyon (111 p.). — Dasselbe V. Documents sur l'importation des armes italiennes à Lyon à l'époque de la Renaissance. Lyon (p. 193—232). — W. Boeheim, Bogen und Armbrust (ZsHistWaffenkunde I. 6/7). — Ders., Die Waffe und ihre einstige Bedeutung im Welthandel (ib. I, 7). — Ders., Die aus dem Schlosse Ambras stammenden Harnische u. Waffen im Musée d'artillerie zu Paris (Jahrb. d. Kunstsamml. d. allerh. Kaiserh. 19). — Ders., Die Darstellung e. Reiters im alten deutschen Gestech (ZsHistWaffenk I. 7). — H. Kasser, Der Harnisch v. Mann u. Ross des Lorenz Colman im histor. Mus. zu Bern (ib. I, 4). — H. Toman, Die Kriegswagen u. d.

Digitized by Google

Zusammenstell. d. hussit. Wagenburg (Český časopis hist. 1, 217/30). — J. H. Toman, Husitské Valečnictví za Doby Zižkovy a Prokopovy (Spisův poctěnych jubil. cenou Kral. č. Společn. Náuk v. Praze X) v. Praze (XIX, 468 S. 9 Taf.). — R. C. Clephan, Notes on the defensive armour of medieval times and of the Renaissance (Archaeol. Aeliana 20). — M. Thierbach, Ueber d. erste Entwickel. der Handfeuerwaffen (ZsHistWaffenk. I, 6). — P. Sixl, Entw. u. Gebrauch d. Handfeuerwaffen (ib. I, 5/7). — J. St. Gardner, Armour in England from the earliest times to the reign of James I. Lond. — J. B. Giraud, Armerie des ducs de Lorraine en 1629 (MémSocAntiquFrance 57). — W. B., Ein Inventar v. Waffen u. Kunstgegenständen im Dogenpalaste zu Venedig v. J. 1726 (ZsHistWaffenk. I, 7). — A. Weyersberg, Solinger Schwertschmiedefamilien (ZsHistWaffenk. I, 4/7). — Geza Nagy, Magyar Kardock (Ungar. Schwerter) (Archaeol. Ertesitö 18, 3). — E. v. Lenz, Russland u. d. Orient i. d. Gesch. d. Waffenwesens (ZsHistWaffenk. I, 5). — M. Maindron, Les armes de duel (Revue de l'art ancien et moderne II). — A. v. Cohausen, Die Befestigungsweisen der Vorzeit u. des MA. Hrsg. v. M. Jähns. Wiesbaden (XLVI, 340, 6 S). — M. Dieulafoy, Le Château Gaillard et l'Architecture militaire au XIIIe siècle. (Mém. Acad. Inscr. Bell. Lettres 36, 1). — Reimer, D. Entwickel. d. Geschützrohre u. ihre Bezieh. z. Kunstgewerbe (VerhVDKunstgew. 1898, 8). — W. Erben, Zeichnungen alter Geschütze (ZsHistWaffenk. I, 7). — P., Waffenpreise a. d. Zeit d. 30jähr. Krieges (ib. I, 6). — G. Petzsch, Othmar Wetter, Messerschmied (ib. I, 4). — Exercice von den Handgriffen mit der Flinte, wie es bey d. Kgl. Preuss. Infanterie auff allergnäd. Befehl Sr. Kgl. Majestät eingerichtet u. geordnet ist (1702). Mitget. v. R. Buschmann (JbVOrts. Heimatsk. Grafsch. Mark 11). — C. Oman, A hist. of the art of war: the middle ages. Lond. (684 p.) — A. Frh. v. Wrede, Gesch. der k. u. k. Wehrmacht. Die Regimenter, Corps, Branchen u. Anstalten v. 1618 bis Ende d. 19. Jh. I, II. Wien (XVIII, 752; IX, 668 S.).

Tracht: Zur Gesch. d. Costüme II. München (53 Bogen). — Katalog der Freiherrl. v. Lipperheideschen Samml. f. Kostümwissenschaft. 3. Abt. Büchersamml. Bd. 1, Lf. 7. Berlin. — B. Langkavel, Tierfelle als Kleidung i. alter u. neuer Zeit (Natur 47, 35). — G. Wilpert, Un capitolo di storia del vestiario: tre studi sul vestiario dei tempi postconstantiniani (L'Arte marz/omaggio). — E. Wüscher-Becchi, Ein Kapitel der Kostümgeschichte (AllgZtgB. 242). — J. Braun, Die liturg. Kleidung d. ersten 5 Jahrh. (Stimmen aus Maria-Laach 1898, 4). — Ders., Die priesterl. Gewänder des Abendlandes in ihrer gesch. Entw. (Ebdb. Ergänzgh. 71). — F. Hottenroth, Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom Beginn d. 16. bis zu Anf. d. 19. Jh. Volkstrachten aus Süd- und Südwest-Deutschland. Frkft. a M (VIII, 224 S. 40 T.). — R. Bevere, Vestimenti e gioielli in uso n. provincie napoletane d. 12. al. 16. s. (ArchStorNap. 22, 312/41). — R. E. Kleiderordnung in Göttingen 1459/61 (HannovGBll 1898 No. 29).

Digitized by Google

— Germann, Kurfürstl. Kleiderordnungen und ihre Durchführung in Meissen (MVGMeissen 5, 1). — J. Cuvelier, La garde-robe, les bijoux et le mobilier d'une patricienne flamande sous le règne de Charles-Quint. (Bull. Comm. Hist. Belg. 8, 1/2). — W. Nathansen, Eine Beschreibung der Ratstracht (ZVHambG. X, 2). — Die Schweizer-Trachten vom 17.–19. Jh. 2. u. 3. Serie (à 6 Taf. 4 S.). Zürich. — M. Fl. Gardiner, The evolution of fashion. London (98 p.). — O. Uzanne, Les modes de Paris, variations du goût et de l'esthétique de la femme de 1797 à 1897. Paris. — Dasselbe englisch. Lond. (196 p.). — Le costume - femme de Montreux (Conteur vaudois No. 6). — Old English Peasant Costumes from Boadicea to Queen Victoria London (156 p.). — A. Haas, Pomm. Volkstrachten i. d. 1. Hälfte dieses Jh. (Bll. f. Pomm. Volksk. 5, S. 102 f.). — R. Andree, Braunschw. Bauerntrachtbilder (Beitr. z. Anthrop. Braunschw. Festschrift). — A. Weyersberg, Z. Gesch. d. Volkstracht in Solingen (Monatsschr. Berg GV. 5, 120 f.). — Düssell, Nassauische Volkstrachten (MVNassAltK. 1898/9, 2). — M. Bach, Tübinger Trachten (ReutlingGBll 1898, S. 64). — M. Müller, Die Egerländer Tracht im 19. Jh. (Unser Egerland II, 1). — Alte Grödner Trachten (V. Fels z. Meer 17, 191). — G. Siciliano, Costumi ed usanze dei contadini in Sicilia (N. Antol. fasc. 626). — P. G. Vistrand, Svenska allmogedräkter (Samfundet för Nordmuseets främj. 1895, 6 p. 36/9). — R. Knötel, Uniformenkunde. Lose Blätter z. Gesch. d. Entwickl. d. militär. Tracht. 9. Bd. 12 Hefte. Rathenow (à 5 Farbdr. à 4 S.). — R. Amador de los Rios, Costumbres musulmanas (La España moderna 112). — W. L. Nash, An ancient Egyptian Toilet-box belonging to W. L. Nash with an Analysis of its contents by W. Gowland (ProcSocBiblArch. 20, 7). — F. Collombier, Ciste et Sandales Gallo-Romaines trouvées à Amiens en 1896 (BullSocAntiqu. Picard. 1897, 4). — Barrière-Flavy, Le casque et la coiffure des barbares de l'époque méroving. (BullSocArchMidi d. l. France 22). — F. Schneider, Mittelalterliche Goldfibeln. E. Fund a. d. Boden von Mainz (Kunstgewerbeblatt f. d. Gold-Silber 5, 1 ff). — F. R. Martin, Fibulor och Söljor från Kertch (Kongl. Vitterh. Hist. Månadsbl. 23). — C. Bamps et A. Bequet, Découverte de bijoux carlovingiens à Hasselt (AnnAcadArch. Belg. 51, 1). — R. F. Scott, On a list (preserved in the Treasury of St. Johns College) of the plate, books and vestments bequeathed by the Lady Margaret to Christs College (Proceed. Cambridge Antiq. Soc. 39). — J. Camus, La venue en France de Valentine Visconti duchesse d'Orléans et ses joyaux apportés de Lombardie. Torino (64 p.) — J. Gauthier, Le portrait de Béatrix de Cusance au musée du Louvre et l'inventaire de ses joyaux en 1663 (Acad. Sc. Bell. Lett. Arts Besançon Procès-verbaux 1897). — L. Schmitz, Das Inventar d. Wert-Nachlasses d. Herzogs Johann II v. Cleve (ZBergGV. 33). — D. van de Casteele, Inventaire des objets délaissés par le prince-évêque Georges-Louis 1743. (Bulletin Soc. d'art et d'histoire 11). — F. Minkus, Ein hessischer Bauernstoff („Beiderwand") d. 18. Jh. (Kunst

Digitized by Google

u. Handwerk 4). — Ders., Ein Silberbrocat König Philipp II. v. Spanien tMKKOestMus. N. F. 12). — G. v. Bezold, Ein Schnittmusterbuch aus dem 17. Jh. (MGermNM. 1898, 8/9). — H. Moses, Die „Tradlhaubn"; zur Gesch. d. bäuerl. Frauentracht in Pottschach und Umgebung (ZÖst. Volksk. 3, 321/4). — Hoffmann-Krayer, Einige schweizerische Masken und Maskenbräuche (Die Schweiz 24).

Nahrungs- und Genussmittel: Mrs. de Salis, The art of cookery, past and present. Lond. (198 p.). — Châtelain, Batterie de cuisine d'un ménage bourgeois en 1701 (Mus. Neuchât. 1898, 7). — O. Fürsen, Gesch. d. kursächs. Salzwesens bis 1586 (Leipz. Stud. a. d. Geb. d. Gesch. 4, 3). Lpz. (XII, 144 S.). — C. Möller, Gubener Wein in Mecklenburg während d. 16. u. 17. Jahrh. (NiederlausMitt. V, 8). — A. Treichel, Wein von Guben im Ordenslande (ib.). — Th. Distel, Gose a. Kursachsen u. Austern dahin v. 300 Jahren (ZKulturG. 6, 1/2). — J. F. Kieckens, Hoe men bier brouwen en slijten moest te Brussel ten tijde van Keizer Karel (1534) (Schl.) (Dietsche warande 1897, 6). — Dawson Burns, Temperance in the Victorian Age. Sixty Years of Temperance Toil and Triumph. Lond. (208 p.).

Geselliger Verkehr, Spiele, Feste, Vergnügungen: E. Pauls, Ver-‚ragsmäss. Regelung des Vortritts i. d. Kirche zu Schwerfen (1511) (ZAachGV 20). — L. Weise, Historische Visitenkarten (Westermanns Mh. 496). — K. Trautmann, Altbayerische Visitenkarten des 18. Jh. (MonatsschrHVOberbayern 7, 5/8). — L. Maillard, Les menus et pro-(grammes illustrés. Invitations, Billets de faire part, Cartes d'adresse Petites estampes du 17e s. jusqu'à nos jours. Paris (VIII, 403 p.). — P. F. Perdrizet, The game of Morra (JournalHellenStud. 18, 1). — A. Treichel, Von der Pielchen- oder Belltafel (Forts. u. Schluss u. Nachtrag (Altpreuss. Monatsschr. 34, 7/8; 35, 1/4). — Hachmeister, Jugendspiele in alter u. neuer Zeit. Progr. Leipzig. Realg. (30 S.). — J., Kinderspiele (Unser Egerland II). — J. Gillhoff, Mecklenburger Mädchenspiele (D. Landjugend 2). — Alfr. J. Gaston, The history of Cricket in Sussex from the earliest records to the present time. Lond. (XIII, 73 S.). — P. Penta, Sulla origine e sulla evoluzione della danza e della musica. Napoli 1897 (32 S.). — G. Vuillier, A history of Dancing from the earliest ages to our own Times. New-York. — F. Bolze, Traité des danses anciennes et nouvelles. Lyon (83 p.). — P. de Nolhac, Bal paré du mariage de M. le dauphin 1770 (Le Carnet hist. et litt. 1). — Metzel, Ueber den Ursprung des Fackeltanzes (MVGBerlin 1898, 11). — J. Peter, Dorftanz im Böhmerwalde. Ein Bild a. d. Volksleben (D. Kynast 1, 1). — A. Mommsen, Feste d. Stadt Athen im Altertum, geordnet nach attischem Kalender. Umarbeit. d. 1864 erschienenen Heortologie. Lpz. (VII, 548 S.). — H. Lämmerhirt, Rosalien und Pasqua Rosa (NHeidelbJbb. 8, 1). — J. Mestorf, Die Jahresfeste (MAnthropVSchleswigHolstein 11). — O. Walther, Ueber die wichtigsten Familienfeste in Lungau vor etwa 60 Jahren (MVSächsVolksk. 1898, 5/7). — H. Hartmann, Niedersächs. Frühlingsfeste (HannovGBll.

Digitized by Google

1898, S. 363/5). — B. Saubert, Das Michaelisfest i. Nieders. (ib. 302 f.) — F. Wichmann, Das Schauteufellaufen, e. ausgestorb. Volksfest Niedersachs. (ib. 316/8, 324 f., 334 f.). — A. Meiche, Johannisfeier (MVSächs Volksk. 7). — J. Blees, Sankt Martinsdagens firande i Nucko-Rickholz i Estland (Meddel. fr. Nord. Mus. 1897). — J. Bonham, Christmas in Cornwall sixty years ago. London (80 p.). — J. Wahlfisk, Julfirning och julseder i äldre tider (Till vår hembygd 60/4). — R. Guerlin, Dimanches et fêtes chomées (BullSocAntiqu. Picard. 1897, 4). — Th. v. Liebenau, Fastnacht in Bern 1465 (AnzSchweizG. 28, 5). — L. Morin, Carnevals parisiens. Paris (194 p.). — E. Hoffmann-Krayer, Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz (Schluss) (Schweiz. Arch. Volksk. 1, 4). — M. Töppen, Festmahle u. Ehrungen, den Hochmeistern v. d. Stadt Elbing gegeben (ZWestprGV. 39). — E. Friedlaender, Festlichkeiten am Darmstädtischen Hofe im Anfang d. 17. Jh. (ZKulturG. 5, 4/5). — Th. Schön, Eine Schönburgische Tauffeier im J. 1639 (SchönbGBll. 5, 1). — M. Schollen, Kosten e. Festessens in Aachen i. J. 1700 (Aus Aachens Vorzeit 10, 116 f.). — A. Cornereau, Fêtes et réjouissances à Dijon à l'occasion de la naissance du prince de Condé (11 - 29. août 1736.) Rélation inédite. Dijon (59 p.). — John Ashton, The history of gambling in England. Lond. (VIII, 286 p.). — Cte. de Chabot, La chasse à travers les âges. Hist. anecd. de la ch. chez les peuples anciens et en France depuis la conquête des Gaules. Paris (416 p.). — P. Laforêt, Un veneur d'autrefois: le Marquis de Boulogne (1717—1794). Bugnicourt (96 p.). — E. Mareuse, La carte des chasses du roi (La Corr. hist. et arch. 1898, 25 déc.). — P. Sahlender, D. engl. Jagdwesen i. s. gesch. Entwickelung (Neusprachl. Abhandlungen hrsg. v. Klöpper 5). Dresden (46). — Th. Distel, Schrotsimulant (Weidmann 30, 2). — E. Poncelet, Concours de tir à l'arc à Neufvillez-Soignies en 1551 (AnnCercleArchMons. 27). — E. Heuser, Preisschiessen in alter Zeit (PfälzMus. 1898, S. 134/6). — R. Buchholz, Chronik der Berliner Schützengilde (Archiv der Brandenburgia 3). — E. Strassburger, Gesch. d. Schützengilde in Aschersleben (Festschr. z. 350jähr. Jubiläumsschiessen zu Aschersleben).

Namen: H. d'Arbois de Jubainville, Les noms de personne chez les Germains (MémSocLinguist. 10, 2). — F. L. Baumann, Zur Gesch. d. deutschen Personennamen (ArchivZs. N. F. 7). — M. Keuffer, Namenbuch von St. Simon (TrierArch. 1). — A. Tille, Weibliche Vornamen (ZKulturG. V, 3). — A. Gaudenzi, Sulla storia del cognome a Bologna nel secolo XIII (BullIstStorItal. 19). — Kaufmann, Zu den jüd. Namen (MGesjüdVolksk. 1). — W. Toischer, Geschichtliches aus Familien- und Flurnamen (MVGDeutschenBöhmen 36, 4). — F. Günther, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Kulturgeschichte (Pädag. Abhandl. 3, 2). — B. W. Henderson, The use of place-names in history (ClassRev. XII, 1/2). — J. Löbe, Ueber d. versch. Unterscheidung synonymer Ortsnamen in der alt. u. mittl. Geographie (MVG Kahla 5, 3). — Ed. Heyck, Die Umgestaltung der Arnoldschen Orts-

namentheorie (AllgZtgB. 203). — A. Devaux, Les noms de lieux dans la région lyonnaise aux époques celtique et gallo-romaine. Lyon (52 p.). — V. Lommer, Orts- und Flurnamen im Amtsbezirk Kahla (MVGKahla 5, 3). — J. Pollinger, Die Ortsnamen der Landshuter Gegend (Verh. HVNiederbayern 34). — Fuchs, Ortsnamen aus dem Kreise Zabern (Bausteine z. Elsass Lothr. G. V). Zabern (26 S.). — A. Schiber, Die Ortsnamen des Metzer Landes u. ihre gesch. u. ethnograph. Bedeutung (JbGLothrG. 9). — A. John, Egerländer Hofnamen (Unser Egerland II). — J. Eschler, Z. Ortsnamenkunde Süd-Mährens (ZsRealschulwesen 23, 5). J. Wolff, Materialien z. Etymologie siebenbürg. Ortsnamen (Schl.), (CorrBlVSiebenbLandesk. 21, 4). — J. Cuvelier et C. Huysmans, Toponymische studie over de oude en nieuwere plaatsnamen der gemeente Bilsen. Gand (314 p. 1 carte). — Egli, Italien. Ortsnamen (Zwingliana 1898, 1/2). — H. Harrison, The place-names of the Liverpool district. London. — A. J. G. Mackay, Notes on the words men and maiden in British topography (ProcSocAntiqScotl. 32).

Inschriften: John Rhys, A revised account of the inscriptions of the northern Picts (ProcSocAntScotl. 32). — A. v. Padberg, Hausprüche u. Inschriften in Deutschland, in Österreich u. i. d. Schweiz. 2. Aufl. Paderborn (VIII, 128 S.). — Mielke, Der Neidkopf (enth. auch Hausinschr.) (Brandenburgia 7, 8). — Aug. Andrae, Hausinschriften aus Friesland (Globus 72, 24). — J. N. Brandl, Häuserinschriften a. Oberbayern b. Kraiburg (MBayerVolksk. 2, 3). — Maurette, Deux inscriptions du 17e et du 18e s. dans le Lauraguais (BullSocArch. du Midi 21). — Bon Desazars, Inscription de cloches à l'église de Villefranche-de-Lauraguais (ib.) — Bon de Rivières, Une inscription campanaire du Roussillon (ib.). — Maurette, Une cloche de Toutens, canton de Caraman (ib.). — Comte P. A. du Chastel, Inscriptions funéraires et campanaires de l'église de Lesdain en Tournaisis (Jadis 1898,9). — J. Berthelé, Quelques inscriptions campanaires en provençal moderne (R. Langues Roman. 41, 4/6).

Stammbücher: A. Burckhardt-Finsler, Die Stammbücher des Historischen Museums zu Basel (Jahresber. d. V. f. d. Hist. Mus. 1897). — J. Claussen, Gerhard Rantzaus Wittenberger Stammbuch 1570–72 (ZGesSchleswHolstLauenbG. 27). — Ch. Schmidt, Un ms. de la bibliothèque de Cassel; le „Stammbuch" d'un étudiant allemand du 16e s. (Le bibliogr. moderne 1898, 11). — W. v. Böttticher, Stammbuchblätter Oberlausitzischer Gelehrter vorzugsweise d. 17. Jh. (NLausitzMag. 74, 1). — F. Büttner, Stammbuchblätter. E. Stück Kultur- u. Kirchengesch. (AllgKonservMonatsschr. 1898 Febr. März).

Briefe: Deutsche Privatbriefe des M. A. hrsg. v. G. Steinhausen (Denkmäler d. d. Kulturg. I, 1). Bd. 1. Fürsten u. Magnaten, Edle u. Ritter. Berlin (XIII, 454 S.). — O. Grillnberger, Zur Pflege der Briefsteller- und Formularbücher-Litteratur im Cisterzienserorden (MGesD. ErzSchulG. 8, 3). — L. Zdekauer, Tre lettere di M. Alberto Guidalotti, lettore allo Studio di Perugia a M. Bartolommeo di Biaggio, lettore allo

1898, S. 363/5). — B. Saubert, Das Michaelisfest i. Nieders. (ib. 302 f.) — F. Wichmann, Das Schauteufellaufen, e. ausgestorb. Volksfest Niedersachs. (ib. 316/8, 324 f., 334 f.). — A. Meiche, Johannisfeier (MVSächs Volksk. 7). — J. Blees, Sankt Martinsdagens firande i Nucko-Rickholz i Estland (Meddel. fr. Nord. Mus. 1897). — J. Bonham, Christmas in Cornwall sixty years ago. London (80 p.). — J. Wahlfisk, Julfirning och julseder i äldre tider (Till vår hembygd 60/4). — R. Guerlin, Dimanches et fêtes chomées (BullSocAntiqu. Picard. 1897, 4). — Th. v. Liebenau, Fastnacht in Bern 1465 (AnzSchweizG. 28, 5). — L. Morin, Carnevals parisiens. Paris (194 p.). — E. Hoffmann-Krayer, Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz (Schluss) (Schweiz. Arch. Volksk. 1, 4). — M. Töppen, Festmahle u. Ehrungen, den Hochmeistern v. d. Stadt Elbing gegeben (ZWestprGV. 39). — E. Friedlaender, Festlichkeiten am Darmstädtischen Hofe im Anfang d. 17. Jh. (ZKulturG. 5, 4/5). — Th. Schön, Eine Schönburgische Tauffeier im J. 1639 (SchönbGBll. 5, 1). — M. Schollen, Kosten e. Festessens in Aachen i. J. 1700 (Aus Aachens Vorzeit 10, 116 f.). — A. Cornereau, Fêtes et réjouissances à Dijon à l'occasion de la naissance du prince de Condé (11—29. août 1736.) Rélation inédite. Dijon (59 p.). — John Ashton, The history of gambling in England. Lond. (VIII, 286 p.). — Cte. de Chabot, La chasse à travers les âges. Hist. anecd. de la ch. chez les peuples anciens et en France depuis la conquête des Gaules. Paris (416 p.). — P. Laforêt, Un veneur d'autrefois: le Marquis de Boulogne (1717—1794). Bugnicourt (96 p.). — E. Mareuse, La carte des chasses du roi (La Corr. hist. et arch. 1898, 25 déc.). — P. Sahlender, D. engl. Jagdwesen i. s. gesch. Entwickelung (Neusprachl. Abhandlungen hrsg. v. Klöpper 5). Dresden (46). — Th. Distel, Schrotsimulant (Weidmann 30, 2). — E. Ponceelet, Concours de tir à l'arc à Neufvillez-Soignies en 1551 (AnnCercleArchMons. 27). — E. Heuser, Preisschiessen in alter Zeit (PfälzMus. 1898, S. 134/6). — R. Buchholz, Chronik der Berliner Schützengilde (Archiv der Brandenburgia 3). — E. Strassburger, Gesch. d. Schützengilde in Aschersleben (Festschr. z. 350jähr. Jubiläumsschiessen zu Aschersleben).

Namen: H. d'Arbois de Jubainville, Les noms de personne chez les Germains (MémSocLinguist. 10, 2). — F. L. Baumann, Zur Gesch. d. deutschen Personennamen (ArchivZs. N. F. 7). — M. Keuffer, Namenbuch von St. Simon (TrierArch. 1). — A. Tille, Weibliche Vornamen (ZKulturG. V, 3). — A. Gaudenzi, Sulla storia del cognome a Bologna nel secolo XIII (BullIstStorItal. 19). — Kaufmann, Zu den jüd. Namen (MGesjüdVolksk. 1). — W. Toischer, Geschichtliches aus Familien- und Flurnamen (MVGDeutschenBöhmen 36, 4). — F. Günther, Die Bedeutung der Ortsnamen für die Kulturgeschichte (Pädag. Abhandl. 3, 2). — B. W. Henderson, The use of place-names in history (ClassRev. XII, 1/2). — J. Löbe, Ueber d. versch. Unterscheidung synonymer Ortsnamen in der alt. u. mittl. Geographie (MVG Kahla 5, 3). — Ed. Heyck, Die Umgestaltung der Arnoldschen Orts-

namentheorie (AllgZtgB. 203). — A. Devaux, Les noms de lieux dans la région lyonnaise aux époques celtique et gallo-romaine. Lyon (52 p.). — V. Lommer, Orts- und Flurnamen im Amtsbezirk Kahla (MVGKahla 5, 3). — J. Pollinger, Die Ortsnamen der Landshuter Gegend (Verh. HVNiederbayern 34). — Fuchs, Ortsnamen aus dem Kreise Zabern (Bausteine z. Elsass Lothr. G. V). Zabern (26 S.). — A. Schiber, Die Ortsnamen des Metzer Landes u. ihre gesch. u. ethnograph. Bedeutung (JbGLothrG. 9). — A. John, Egerländer Hofnamen (Unser Egerland II). — J. Eschler, Z. Ortsnamenkunde Süd-Mährens (ZsRealschulwesen 23, 5). J. Wolff, Materialien z. Etymologie siebenbürg. Ortsnamen (Schl.), (CorrBlVSiebenbLandesk. 21, 4). — J. Cuvelier et C. Huysmans, Toponymische studie over de oude en nieuwere plaatsnamen der gemeente Bilsen. Gand (314 p. 1 carte). — Egli, Italien. Ortsnamen (Zwingliana 1898, 1/2). — H. Harrison, The place-names of the Liverpool district. London. — A. J. G. Mackay, Notes on the words men and maiden in British topography (ProcSocAntiqScotl. 32).

Inschriften: John Rhys, A revised account of the inscriptions of the northern Picts (ProcSocAntScotl. 32). — A. v. Padberg, Hausprüche u. Inschriften in Deutschland, in Österreich u. i. d. Schweiz. 2. Aufl. Paderborn (VIII, 128 S.). — Mielke, Der Neidkopf (enth. auch Hausinschr.) (Brandenburgia 7, 8). — Aug. Andrae, Hausinschriften aus Friesland (Globus 72, 24). — J. N. Brandl, Häuserinschriften a. Oberbayern b. Kraiburg (MBayerVolksk. 2, 3). — Maurette, Deux inscriptions du 17e et du 18e s. dans le Lauraguais (BullSocArch. du Midi 21). — Bon Desazars, Inscription de cloches à l'église de Villefranche-de-Lauraguais (ib.) — Bon de Rivières, Une inscription campanaire du Roussillon (ib.). — Maurette, Une cloche de Toutens, canton de Caraman (ib.). — Comte P. A. du Chastel, Inscriptions funéraires et campanaires de l'église de Lesdain en Tournaisis (Jadis 1898,9). — J. Berthelé, Quelques inscriptions campanaires en provençal moderne (R. Langues Roman. 41, 4/6).

Stammbücher: A. Burckhardt-Finsler, Die Stammbücher des Historischen Museums zu Basel (Jahresber. d. V. f. d. Hist. Mus. 1897). — J. Claussen, Gerhard Rantzaus Wittenberger Stammbuch 1570–72 (ZGesSchleswHolstLauenbG. 27). — Ch. Schmidt, Un ms. de la bibliothèque de Cassel; le „Stammbuch" d'un étudiant allemand du 16e s. (Le bibliogr. moderne 1898, 11). — W. v. Böttticher, Stammbuchblätter Oberlausitzischer Gelehrter vorzugsweise d. 17. Jh. (NLausitzMag. 74, 1). — F. Büttner, Stammbuchblätter. E. Stück Kultur- u. Kirchengesch. (AllgKonservMonatsschr. 1898 Febr. März).

Briefe: Deutsche Privatbriefe des M. A. hrsg. v. G. Steinhausen (Denkmäler d. d. Kulturg. I, 1). Bd. 1. Fürsten u. Magnaten, Edle u. Ritter. Berlin (XIII, 454 S.). — O. Grillnberger, Zur Pflege der Briefsteller- und Formularbücher-Litteratur im Cisterzienserorden (MGesD. ErzSchulG. 8, 3). — L. Zdekauer, Tre lettere di M. Alberto Guidalotti, lettore allo Studio di Perugia a M. Bartolommeo di Biaggio, lettore allo

Digitized by Google

Studio di Siena (1388) (Bull. Senesse 5, 2). — L. Zdekauer, Lettere volgari del Rinascimento senese (Bull. Senese 4, 2/3). — Ein Brief des Herzogs Adolf von Cleve an Herzog Gerhard von Jülich-Berg d. d. 1446, 29. Januar (ZBergGV. 33). — K. Uhlirz, Ein Brief des Wiener Stadtschreibers Hanns Mennestorfer vom 9. Juli 1488 (MInst. ÖstGesch. 19). — Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen III., hrsg. v. E. Arbenz (Mitt. z. vaterl. Gesch. 27, 1). — Der Briefwechsel Konrad Mocks des Gesandten der Reichsstadt Rottweil auf dem Reichstag zu Augsburg 1536 (enth. auch: Die Korr. mit seiner Gattin). Mitgeteilt v. Greiner (WürttVjsh. f. Landesg. 7, 1/2). — Th. Schön, Trostschreiben des M. Christoph Hoffmann an Herrn Wolf von Schönburg nach der Zerstörung der Schule in Geringswalde (1568) (SchönbGBll V, 1). — G. Buchwald, Aus d. Briefschaften e. Jenenser Studenten (1630/1) (ZKulturG. V, 3). — Dronsart, Correspondance d'une famille franco-irlandaise 1780–1833. (Le Correspondant 25. Juillet). — H. Funck, Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe (AllgZtgB. 131). — G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770—98. Hrsg. v. E. Grisebach. Leipzig (XI, 145 S.). — L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie u. in seinen Briefen hrsg. v. Elias Haffter. Frauenfeld (VIII, 498 S.).

Memoiren, Tagebücher, Biographien: R. M. Meyer, Zur Entwickelungsgesch. d. Tagebuchs (Cosmopolis No. 30). — De' Giornali di Gio. Vincenzo Imperiale dalla partenza dalla patria. Anno primo. Con prefaz. e note di Anton Giulio Barrili (AttiSocLigurStorPatria 29, 2). — Mémoyres de plusieurs choses remarquées par moi Abraham Chaillet depuis l'an 1614 (suite) (Musée Neuchâtel. 1898, 3, 5). — Journal de l'avocat-général Gandot pendant son séjour à Berne en 1767, commun. p. Châtelain (ib. 1898, 5). — En Jydes Oplevelser fortalt af ham selv. Ved Chr. Villads Christensen (Saml. til Jydsk Hist. 3 Række 1. Bd. H. 5). — F. Boehmer, Aus einer alten Rügenwaldischen Familienbibel (MonatsblIGes.PommG. 1898, 9/10). — C. Kötteritz, Lebenserinnerungen des Kantors Joachim Braune zu Oberwiederstedt a. d. Wipper (MansfBll. 12). — Dag. v. Gerhardt (G. v. Amyntor), Das Skizzenbuch meines Lebens 2. Teil. Breslau (332 S.). — Tante Emmy (Emmy Giehrl), Erinnerungen aus meiner Jugend. Donauwörth (296 S.). — F. E. Willard, My happy half-century: an autobiography of an American woman. Ed. by F. E. Cook. London. — Erinnerungen e. alten Schleswig-Holsteinerin. Lübeck (117 S.). — G. Jrisson, Biographie de Héliot Hardy, apothicaire à Toulouse au commenc. du 16e s. Toulouse (12 p.). — R. Knott, Michel Stüler. Ein Lebens- und Sittenbild a. d. Zeit d. 30jähr. Krieges. Progr. Teplitz 37 S.). — A. v. Liebenau, Emilie Lindner und ihre Zeit. Ein Charakter- und Sittenbild a. d. ersten Hälfte d. scheidenden Jahrh. Luzern (VI. 311 S.).

Silhouetten: C. Palm, Silhuetter i Nordiska Museet (Medd. fr. NordMus. 1897).

Digitized by Google

Testamente: G. Maspéro, Anciens testaments égyptiens (NRHist Droit 22, 3). — A. de la Grange, Choix de testaments tournaisiens antérieurs au 16e siècle (AnnSoc.hist.Tournai II) (Vgl. L. Delisle Journ. d. Sav. juin). — H. v. d. H., Testament du sire Henri de Willambroux fait à Nivelles l'an de grâce mil IIIIc LI, le IVe jour de may. (AnnSocArch. Nivelles 6). — Das Testament des Malers Anton Blumenthal v. Jahre 1603. Mitget. v. A. v. Jaksch (Carinthia 88,5). — G. Doublet, Les testaments de Georges, baron de Foix Rabat et de sa veuve Jeanne de Durfort 1600, 1622 (Rev. des Pyrén. 9, 5). — C. Douais, Testament de Guill. de Catelle (1626) (ib. 9, 6). — Testamento di Elena del fu Volcho, Bano della Bosnia e vedova di Vuk Hrani (BullArch. Stor. Dalmata 21, 1).

Bestattung und Totenbräuche: M. de Laigue, Les nécropoles phéniciennes en Andalousie (1887—1895) (RArch. Nov./Déc.). — G. Foucart, Le mobilier funéraire sous la XIIe dynastie d'après une public. récente de M. Steindorff (ib.). — G. Ghirardini, La necropoli primitiva di Volterra (Monum. antichi VIII). — J. P. Waltzing, Les collèges funéraires chez les Romains (Musée belge 1898, 4). — F. Fiala, Röm. Brandgräber bei Rogatica (WissMitt. a. Bosnien 5). — R. P. Delattre, Les cimetières romains superposés de Carthage (RevArch. 33, Juillet/Déc.) — A. Nicolaï, Le cimetière gallo-romain de Saint-Martin du 1e au 3e s. Extr.duBull.Arch.) Paris (16 p.) — A. Ledru, Anciennes sépultures au Pré (fragm. de poteries gauloises et gallo-romaines) (La Province du Maine mai). — T. Eck, Exploration d'anciennes sépultures dans l'Aisne. 2. Découverte d'une incinération du IIIe s. et fouilles d'inhumations méroving. à Aubigny-en-Artois (Extr. du Bull. Arch). Paris (33 p). — J. Claerhout, Le cimetière paien de Pitthem (AnnSocArchBruxelles 1898, 2). — A. de Behault de Dornon, Les sépultures franques de la province d'Anvers (AnnAcArchBelg. 10,4). — M. Le Roux et C. Marteaux, Les sépultures burgondes dans la Haute-Savoie (Hist. Anthrop., Stations et Mobilier funéraire) (Revue Savoisienne 1898, 1/2, 4). — Ladisl. Réthy, Két Arpádkori Temetõ Arad Megyében (Grabstätten aus Arpadischer Zeit im Comitat Arad) (Archaeol. Ertesitõ 18,2). — J. Szendrei, A Bodrogvécsi Honfoglalaskori Lelet (Grabstätte aus der Zeit des Eindringens der Ungarn in Bodrog-Vécse (ib. 18,1). — A. de la Grange, Usages funéraires à Tournai durant les 14e et 15e s. (Wallonia 1898, 12). — W. Harless, Aktenstücke betr. d. Bestattung d. Herzogin Maria von Jülich-Cleve-Berg in Cleve (1582) (ZBergGV. 33). — H. Keussen, Die Crefelder Kirchhöfe (AnnHVNiederrhein 66). — J. Leisching, Das Grabmal II. Mittelalter (Kunstgewerbebl. N. F. 9, 1/2). — A. Luschin, J sepolcri degli scolari tedeschi in Siena (cont.) (Bull. Senese Stor. Patr. 5,1). — Joh. Eck, Wimpfener Grabdenkmäler in Rom (QuartalblIHVHessen N. F. II, 10). — R. Oehring, Ein merkwürdiger Grabdenkstein in Kleinfahner (A. d. Heimat (Gotha) I, 4). — Bar. Béthune, Épitaphes et monuments des églises de la Flandre au 16e siècle, d'après les manuscrits de Corneille Gailliard et d'autres auteurs

Digitized by Google

I. Oost-Flandre. II. West-Flandre. Bruges (296 p). — E. Fourier de Bacourt, Épitaphes et monuments funébres inédits de la cathédrale et d'autres églises de l'ancien diocèse de Toul. No. 1. Bar-le-Duc (45 p. 15 pl.). — F. van Naemen, L'épitaphier Wasien (suite) (Ann. Cercl. Arch. Waas 16,1). — A. Harou, J. Haust et E. Monseur, Croyances et coutumes relat. à la mort. II. Les funérailles (suite) (Bull. de Folklore III, 1).

Einzelne Bräuche: W. Caland, Een indogermaansch lustratiegebruik (Verslag. en Meded. Ak. Amsterd. Letterk. 4. Reeks 2. Deel). — H. d'Arbois de Jubainville, Les sacrifices humains chez les Gaulois et dans l'antiquité classique (NRHistDroit. 22,3). — E. A. Gait, Human sacrifices in ancient Assam (JournAsiatSocBengal 3,1). — G. Pinza, La conservazione delle teste umane e le idee ed i costumi coi quali si connette (Mem. Soc. Geogr. Ital. 7,2). — E. B. Landis, The Capping Ceremony of Korea (Journ. Anthrop. Inst. 27,4). — Krist. Nyrop, Kulturhist. Skitser I. Kysset og dets Historie. Kopenh. 2. ed. (192 p.). — Dass., Svensk Uppl. Sthlm. (191 S.). — E. Mancini, Le forme e le origini del bacio (NAntol.fasc. 626). — d'Enjoy, Le baiser en Europe et en Chine (Rev. Scientif. X, 27). — G. v. Below, Der Ursprung des Duells (DZGeschWissMbll. II, 11/12). — Raoul de la Grasserie, Le duel au point de vue sociolog. (Revue internat. de sociol. 6,11). — A. Baumgartner, Der Eid in Gesch. u. Poesie 2 (Stimmen a. Maria-Laach 1898, 4). — E. Dumont, Des épreuves judiciaires au m. a. (Revue Soc. Étud. Hist. 4). — J. Declareuil, Les preuves judiciaires dans le droit français du 5e au 8e siècle I (NRHistDroit. 22, 2/4, 23,1). — A. Werminghoff, Zur Rechtsgesch. d. Einlagers in Südwestdeutschland (ZGOberrhein 13,1). (— H. Stegmann, Eine Prangertafel im german. Museum (MGermNatMus 1898, 3). — E. Hubert, La torture aux Pays-Bas autrichiens pendant le 18e s. Son application, ses partisans, ses adversaires et son abolition (Mém. cour. p. p. l'Acad. de Belg. T. 55. Classe des lettres 6) (176 p.). — M. Ansiaux, La torture aux Pays-Bas autrichiens pendant le 18e s. (Revue de Belg. 1898, 5).

Verschiedenes: W. M. Cooper, Flagellation and the Flagellants: a History of the Rod in all countries. From the earliest period to the present time. New. ed. London (556 p.). — Ders., Der Flagellantismus u. d. Flagellanten. E. Gesch. d. Ruthe i. allen Ländern. Deutsch von H. Dorn. Lf. 1,2. Dresden. — Étude sur la flagellation à travers le monde aux points de vue histor., méd., religieux, domestique et conjugal. Paris (XI, 509 p.). — C. W. Heckethorn, The secret societies of all ages and countries. 2 vols. New. ed. London. — P. Mitzschke, Aus dem Heusdorfer Klosterleben (1. Speiseordnung. 2. Spenden bei Einsegnung einer Nonne. 3. Weihnachtsgeschenke f. d. Hofgesinde. 4. Orgelbau- und Kirchenschmuckrechnung.) (NArchSächsG. 19, 3/4). — E. Pauls, Kulturgeschichtliches (Gutachten d. Pfarrers zu Lank über d. Krankheit d. Herzogs Johann Wilhelm 1590; e. Bergischer Katechismus von 1537; Verhandlungen üb. d. Transport zweier verurteilten Verbrecher, 16. Jh.) (ZBergGV. 33). — M. Könnecke, Die evangel. Kirchenvisitationen

Digitized by Google

des 16. Jahrh. i. d. Grafschaft Mansfeld (MansfeldBll. 12). — E. Verga, Le leggi suntuarie Milanesi; gli statuti del 1396 e del 1498 (ArchStorLomb. 31. marzo). — M. Mackeprang, Ein Luxusforordning for Haderslev fra 1566 (Sønderjydske Aarbøger 1897, p. 217–35). — Tewes, 2 Stadt-Hildesheim. Verordnungen gegen Hoffart etc. 1651 (HannGBll. 1898, No. 44 f.). — J. Schwarten, Verordnungen gegen Luxus und Kleiderpracht I (ZKulturG. 6, 1/2). — Canton, Anciens règlements de la police de la communauté d'Artiguelouve, canton de Lescar, renouv. et confirm. le 1er juillet 1679 (Extr. des Étud. hist. Bayonne) Pau (34 p.) — E. Junghanns, Beitr. z. volkstüml. Sitte a. d. letzten Viertel d. 18. Jh. (MVSächsVolksk. 1898, 8). (Kindtaufsordnung d. Graf. O. K. F. v. Schönburg 15. Nov. 1787). — N. Antoine, Un pasteur protestant brûlé à Genève en 1632 pour crime de judaisme (RÉtudJuives 72). — Runge, Ein Geburtszeugniss a. d. Jahre 1684 (MVGOsnabrück 23). — Meissner, Spuren der Veme i. Altenburg (MGeschAltGesOsterland 11,1). — H. Pechtl, Joseph II. u. d. Staatsbeamten seiner Zeit (ZKulturG. V, 6, VI, 1/2). — E. Rossier, Mœurs diplomat. au 18e s. (BiblUnivers. 1898, 12). — M. Schollen, Löhnungsliste d. Soldaten d. Reichsstadt Aachen vom 26. April 1657 (Aus Aachens Vorzeit 10, 113/5). — E. Schild, Bilder a. d. Leben d. preuss. Armee im vor. Jahrh. (Archiv d. Brandenburgia 3). — C. de La Jonquière, La vie militaire du 18e siècle. Le livre d'ordres d'un régiment d'infanterie en 1781. Paris (163 p.). — A. Holder, Der schwäbische Nachtwächter. Ein kulturgesch. Nachtrag zu J. Wichners Stundenrufen und Liedern (Alemannia 26,1). — H. Türler, Zwei Urkunden über das Pfeiferkönigtum in Bern (Anz. f. schweiz. Gesch. 29,1). — M. Klapper, Altes Strassen-, Schänken- u. Fuhrmannsleben (MNordböhmExc. Cl. 21,1). — Th. Distel, Klaus Narrs Historien; Aus Müllners „Umgang mit Menschen" (ZKulturG. 6, 1/2). — T. J. de Boer, Trekkingslist van een lotterij in 1606 (Der Vrije Fries 19,2). — A. Haas, Gaukler u. Seiltänzer in Pommern im 16. Jh. (Bll. f. pomm. Volksk. 5, S. 156 f.). — A. Thorbecke, Eine Verordnung von Karl Philipp gegen das Bettler-, Zigeuner- u. Räubergesindel vom 14. April 1720 (NAGHeidelberg 3, 3/4). — H. Chotard, La mendicité en Auvergne au 18e s. (Revue d'Auvergne 1898). — P. C. Christensen, Kæltringliv i Salling (Aarb. f. dansk Kulturh. 1897, p. 152–180). — H. Schukowitz, Bettlerzinken i. d. österr. Alpenländern (Globus 74,1). — Frauenstädt, Das Gaunertum d. d. M. A. (ZgesStrafrechtswiss. 18, 2/3). — Stemann, En Mordbrandshistorie fra 1557 (Saml. til Jydsk Hist. 3 Række 1. Bd. 5 Hefte). — L. Nass, Les empoisonnements sous Louis XIV d'après les docum. inédits de l'affaire des poisons (1679—1682). Paris (204 p.). — F. Resch, Z. Gesch. d. Scharfrichterei in Waldenburg (Schönb. GBll. 4,4). — E. Koch, Die Herstellung des Galgens zu Untermassfeld i. J. 1731 (ZVThürG. 19,2).

(Schluss folgt).

Digitized by Google

I. Oost-Flandre. II. West-Flandre. Bruges (296 p). — E. Fourier de Bacourt, Épitaphes et monuments funébres inédits de la cathédrale et d'autres églises de l'ancien diocèse de Toul. No. 1. Bar-le-Duc (45 p. 15 pl.). — F. van Naemen, L'épitaphier Wasien (suite) (Ann. Cercl. Arch. Waas 16,1). — A. Harou, J. Haust et E. Monseur, Croyances et coutumes relat. à la mort. II. Les funérailles (suite) (Bull. de Folklore III, 1).

Einzelne Bräuche: W. Caland, Een indogermaansch lustratiegebruik (Verslag. en Meded. Ak. Amsterd. Letterk. 4. Reeks 2. Deel). — H. d'Arbois de Jubainville, Les sacrifices humains chez les Gaulois et dans l'antiquité classique (NRHistDroit. 22,3). — E. A. Gait, Human sacrifices in ancient Assam (JournAsiatSocBengal 3,1). — G. Pinza, La conservazione delle teste umane e le idee ed i costumi coi quali si connette (Mem. Soc. Geogr. Ital. 7,2). — E. B. Landis, The Capping Ceremony of Korea (Journ. Anthrop. Inst. 27,4). — Krist. Nyrop, Kulturhist. Skitser I. Kysset og dets Historie. Kopenh. 2. ed. (192 p.). — Dass., Svensk Uppl. Sthlm. (191 S.). — E. Mancini, Le forme e le origini del bacio (NAntol.fasc. 626). — d'Enjoy, Le baiser en Europe et en Chine (Rev. Scientif. X, 27). — G. v. Below, Der Ursprung des Duells (DZGeschWissMbll. II, 11/12). — Raoul de la Grasserie, Le duel au point de vue sociolog. (Revue internat. de sociol. 6,11). — A. Baumgartner, Der Eid in Gesch. u. Poesie 2 (Stimmen a. Maria-Laach 1898, 4). — E. Dumont, Des épreuves judiciaires au m. a. (Revue Soc. Étud. Hist. 4). — J. Declareuil, Les preuves judiciaires dans le droit français du 5e au 8e siècle I (NRHistDroit. 22, 2/4, 23,1). — A. Werminghoff, Zur Rechtsgesch. d. Einlagers in Südwestdeutschland (ZGOberrhein 13,1). (— H. Stegmann, Eine Prangertafel im german. Museum (MGermNatMus 1898, 3). — E. Hubert, La torture aux Pays-Bas autrichiens pendant le 18e s. Son application, ses partisans, ses adversaires et son abolition (Mém. cour. p. p. l'Acad. de Belg. T. 55. Classe des lettres 6) (176 p.). — M. Ansiaux, La torture aux Pays-Bas autrichiens pendant le 18e s. (Revue de Belg. 1898, 5).

Verschiedenes: W. M. Cooper, Flagellation and the Flagellants: a History of the Rod in all countries. From the earliest period to the present time. New. ed. London (556 p.). — Ders., Der Flagellantismus u. d. Flagellanten. E. Gesch. d. Ruthe i. allen Ländern. Deutsch von H. Dorn. Lf. 1,2. Dresden. — Étude sur la flagellation à travers le monde aux points de vue histor., méd., religieux, domestique et conjugal. Paris (XI, 509 p.). — C. W. Heckethorn, The secret societies of all ages and countries. 2 vols. New. ed. London. — P. Mitzschke. Aus dem Heusdorfer Klosterleben (1. Speiseordnung. 2. Spenden bei Einsegnung einer Nonne. 3. Weihnachtsgeschenke f. d. Hofgesinde. 4. Orgelbau- und Kirchenschmuckrechnung.) (NArchSächsG. 19, 3,4). — E. Pauls, Kulturgeschichtliches (Gutachten d. Pfarrers zu Lank über d. Krankheit d. Herzogs Johann Wilhelm 1590; e. Bergischer Katechismus von 1537; Verhandlungen üb. d. Transport zweier verurteilten Verbrecher, 16. Jh.) (ZBergGV. 33). — M. Könnecke, Die evangel. Kirchenvisitationen

Digitized by Google

des 16. Jahrh. i. d. Grafschaft Mansfeld (MansfeldBll. 12). E. Verga, Le leggi suntuarie Milanesi; gli statuti del 1396 e del 1498 (ArchStorLomb. 31. marzo). — M. Mackeprang, Ein Luxusforordning for Haderslev fra 1566 (Sønderjydske Aarbeger 1897, p. 217 35). — Tewes, 2 Stadt-Hildesheim. Verordnungen gegen Hoffart etc. 1651 (HannGBll. 1898, No. 44 f.). — J. Schwarten, Verordnungen gegen Luxus und Kleiderpracht I (ZKulturG. 6, 1 2). — Canton, Anciens règlements de la police de la communauté d'Artiguelouve, canton de Lescar, renouv. et confirm. le 1er juillet 1679 (Extr. des Étud. hist. Bayonne) Pau (34 p.) — E. Junghanns, Beitr. z. volkstüml. Sitte a. d. letzten Viertel d. 18. Jh. (MVSächsVolksk. 1898, 8). (Kindtaufsordnung d. Graf. O. K. F. v. Schönburg 15. Nov. 1787). — N. Antoine, Un pasteur protestant brûlé à Genève en 1632 pour crime de judaisme (RÉtudJuives 72). — Runge, Ein Geburtszeugniss a. d. Jahre 1684 (MVGOsnabrück 23). — Meissner, Spuren der Veme i. Altenburg (MGeschAltGesOsterland 11,1). H. Pechtl, Joseph II. u. d. Staatsbeamten seiner Zeit (ZKulturG. V, 6, VI, 1,2). — E. Rossier, Mœurs diplomat. au 18e s. (BiblUnivers. 1898, 12). — M. Schollen, Löhnungsliste d. Soldaten d. Reichsstadt Aachen vom 26. April 1657 (Aus Aachens Vorzeit 10, 113 5). — E. Schild, Bilder a. d. Leben d. preuss. Armee im vor. Jahrh. (Archiv d. Brandenburgia 3). — C. de La Jonquière, La vie militaire du 18e siècle. Le livre d'ordres d'un régiment d'infanterie en 1781. Paris (163 p.). — A. Holder, Der schwäbische Nachtwächter. Ein kulturgesch. Nachtrag zu J. Wichners Stundenrufen und Liedern (Alemannia 26,1). — H. Türler, Zwei Urkunden über das Pfeiferkönigtum in Bern (Anz. f. schweiz. Gesch. 29,1).

M. Klapper, Altes Strassen-, Schänken- u. Fuhrmannsleben (MNordböhmExc. Cl. 21,1). — Th. Distel, Klaus Narrs Historien; Aus Müllners „Umgang mit Menschen" (ZKulturG. 6, 1,2). — T. J. de Boer, Trekkingslist van een lotterij in 1606 (Der Vrije Fries 19,2). — A. Haas, Gauklers u. Seiltänzer in Pommern im 16. Jh. (Bll. f. pomm. Volksk. 5, S. 156 f.). — A. Thorbecke, Eine Verordnung von Karl Philipp gegen das Bettler-, Zigeuner- u. Räubergesindel vom 14. April 1720 (NAGHeidelberg 3, 3/4). — H. Chotard, La mendicité en Auvergne au 18e s. (Revue d'Auvergne 1898). — P. C. Christensen, Kæltringliv i Salling (Aarb. f. dansk Kulturh. 1897, p. 152 180). — H. Schukowitz, Bettlerzinken i. d. österr. Alpenländern (Globus 74,1). — Frauenstädt, Das Gaunertum d. d. M. A. (ZgesStrafrechtswiss. 18, 2,3). — Stemann, En Mordbrandshistorie fra 1557 (Saml. til Jydsk Hist. 3 Række 1. Bd. 5 Hefte). L. Nass, Les empoisonnements sous Louis XIV d'après les docum. inédits de l'affaire des poisons (1679—1682). Paris (204 p.). — F. Resch, Z. Gesch. d. Scharfrichterei in Waldenburg (Schönb. GBll. 4,4). E. Koch, Die Herstellung des Galgens zu Untermassfeld i. J. 1731 (ZVThürG. 19,2).

(Schluss folgt).

Digitized by Google

Zur Geschichte der Büchersammlungen und des Bücherbesitzes in Deutschland.

Von Gustav Kohfeldt.

Es giebt wohl eine Reihe von Werken, die über deutsche Bibliotheken handeln und die wie die Nachschlagebücher von Hirsching, Petzholdt oder Schwenke bei den einzelnen Instituten auch geschichtliche Skizzen oder wenigstens einige wichtigere Daten bringen; es giebt auch zahlreiche und oft recht ausführliche Geschichten einzelner hervorragender Bibliotheken, und es fehlt nicht an Monographien über die mannigfachsten Themata aus dem Gebiete des Bibliothekswesens früherer Zeiten; aber es fehlt an einer zusammenfassenden Darstellung der Entwicklung des Büchersammelns und der nach Beschaffenheit und Umfang, nach Einrichtung und Zweck so mancherlei Wandlungen unterworfenen Büchersammlungen [1]). Und doch müßte eine solche Darstellung von nicht geringem Nutzen sein; denn wem, der sich mit geschichtlichen Dingen beschäftigt, ist nicht daran gelegen, ein Bild von dem geistigen Gesichtskreis der Vergangenheitsmenschen zu gewinnen, und wer wollte verkennen, daß die Kenntnis der jeweilig vorhandenen und zugänglichen Bildungsmittel, also hauptsächlich der Büchervorräte, dabei von großer Bedeutung ist!

Die folgenden Seiten wollen nun allerdings keine derartige Geschichte des Bücherbesitzes liefern; sie möchten nur einen Abriß davon geben, und auch diesen nur in der Weise, daß sie haupt-

[1]) Merzdorf, Bibl. Unterhaltungen 1844, spricht schon (pag. V.) von einer „noch zu erwartenden Bibliotheks-Geschichte Deutschlands". Aehnlich noch Gottlieb, Ueb. mittelalt. Bibl. 1890 (pag. 301), und Dziatzko, der in seiner Schrift „Entwicklung und gegenw. Stand d. wiss. Bibl. Deutschl." 1893 einleitungsweise eine knappe historische Uebersicht giebt.

Digitized by Google

sächlich von den Größen-, Häufigkeits- und Zugänglichkeitsverhältnissen ein Bild zu zeichnen beabsichtigen. Natürlich kann in einem solchen Abriß nur ein kleiner Teil aus der großen Masse des geschichtlichen Notizen-Details Erwähnung finden, und es wird nicht mehr erwartet werden können, als daß dies Material bei der Skizzierung des Entwicklungsganges und der durchschnittlichen Verhältnisse wenigstens in großem Umfange zu grunde gelegen und Berücksichtigung gefunden hat. Vollständigkeit ist ja ohnehin hier, wie in kulturgeschichtlichen Dingen überhaupt, nicht zu erreichen; es können immer nur ein paar Striche angedeutet werden, aus welchen die Einbildungskraft dann das mit Zahlen und Begriffen nicht zu erschöpfende Bild des geistigen Lebens zu gestalten versuchen muß. Denn könnte man auch den Umfang und die Beschaffenheit aller Büchereien einer Zeit restlos bekannt machen, könnte man auch zahlenmäßig die Intensität der Benutzung festhalten, so würde das und vieles andere dazu ja immer noch kein genaues Bild von der Wirkung geben, die diese Masse von verschiedenartigsten Bildungsmitteln auf die Tausende und Millionen der verschiedenartigsten Menschennaturen ausgeübt haben müßte. In der folgenden Übersicht geht das Bestreben daher nur dahin, daß in einer einigermaßen zuverlässigen Weise, wobei allerdings umständliche und trockene Notizenaufzählungen nicht zu vermeiden waren, auf den durchschnittlichen Umfang der Büchereien einer Zeit und auf den Umfang ihres Einflusses, d. h. auf die Art ihrer Zugänglichkeit hinzuweisen versucht wird; der Inhalt der Sammelobjekte soll dabei nur wenig in Betracht kommen, es handelt sich eben nur um einen kleinen Beitrag zu der „brutalen statistischen Litteraturgeschichte, die doch auch geschrieben zu werden verdient." — Die Einteilung nach den großen historischen Erscheinungen der Druckerfindung, der Kirchenreformation, des 30jährigen Krieges und der Aufklärungsbestrebungen drängt sich für die Darstellung von selbst auf.

1. Von der Erfindung des Buchdrucks bis zum Beginn der Kirchenreformation.

Die meisten der Bücherſammelstellen, die in diesem Abschnitt zu betrachten sind, können bereits auf ein mehr oder weniger langes Dasein während einer Zeit, die nur geschriebene Bücher kannte, zurückblicken. Die Klöster sammelten von jeher Bücher,

Digitized by Google

die Kirchen brauchten eine Anzahl von Büchern für den Gottesdienst, die hohen Schulen mußten sich die Schriften zu verschaffen suchen, die die mittelalterliche Wissenschaft ausmachten, die städtischen Ratskollegien vereinigten wohl frühzeitig mit den übrigen Archivalien auch ein paar Folianten, welche über Rechts- und Verfassungsfragen Auskunft geben konnten, und der einzelne Gelehrte jener Zeit mußte bestrebt sein, sich wenigstens die notwendigsten Werke seiner Wissenschaft abzuschreiben oder abschreiben zu lassen. Alle diese mittelalterlichen Büchereien waren aber von mäßigem und in den meisten Fällen von äußerst bescheidenem Umfange; an Bändezahlen, wie sie von der berühmten Alexandrina und anderen antiken Bibliotheken überliefert werden, ist bei keiner derselben zu denken; ein paar Dutzend Bände im Privatbesitz und ein paar hundert in der Bibliothek eines wohlhabenden Klosters werden schon als Schätze von außerordentlichem Wert angestaunt; werden doch für einzelne sorgfältig angefertigte Pergamenthandschriften nach alten Urkundenberichten oft ganze Weinberge und andere Grundstücke in Tausch gegeben. — Den hier folgenden Schilderungen der verschiedenen Bibliotheksgruppen sind auch aus dieser früheren Zeit des Mittelalters einige genauere Zahlenangaben angehängt.

An erster Stelle sind unter allen vorreformatorischen Bibliotheken die Büchereien der Klöster zu nennen. Sie stehen sowohl der Zahl der Institute als auch dem Umfang der einzelnen Sammlungen nach obenan.

Es giebt gegen Ende des 15. Jahrhunderts einige Tausend Klöster in den deutschen Ländern; alle größeren und mittleren Städte beherbergen mehrere Mönchs- und Nonnenhäuser in ihren Mauern, auch in vielen kleinen und kleinsten Städten sind solche vorhanden, und außerordentlich groß ist weiter die Zahl der Dorf- und Feldklöster. Und so verschieden auch die Regeln der zahlreichen Mönchsorden sind, es giebt kaum solche, die auf Bücher und Büchersammlungen keinen Wert legen; bei vielen dagegen, wie bei den Benediktinern, Karthäusern, Cisterziensern u. a. gehört die Lektüre und das Bücherschreiben zu den hauptsächlichsten Beschäftigungen der Klosterinsassen. Eine Bibliothek fehlt deshalb, wenigstens in der Zeit eifrig betriebener Studien, wie auch Wattenbach (Schriftwesen im Mittelalter) hervorhebt, keinem Kloster und ist in den meisten Fällen durch Urkunden oder sonstige Über-

Digitized by Google

lieferungen nachzuweisen, nicht bloß bei Klöstern, die durch Reichtum glänzten oder deren Aebte und Mönche im Rufe der Gelehrsamkeit standen, sondern auch bei solchen, die mit spärlichen Einkünften und seltenen Vermächtnissen zu rechnen hatten, und bei solchen, die durch wirtschaftliche und wissenschaftliche Untüchtigkeit oder durch Feuersbrünste und anderes Mißgeschick gelitten hatten. Indessen werden natürlich durch alle diese Umstände erhebliche Verschiedenheiten der einzelnen Bibliotheken bedingt, so daß man auf der einen Seite Klöster findet, die kaum über die notwendigsten liturgischen Bücher und Schulschriften verfügen, während andrerseits bisweilen eine einzige Klosterbücherei das ganze mittelalterliche Wissen und Forschen verkörpert [1]).

Die folgenden zunächst dem früheren Mittelalter entnommenen Beispiele mögen den Umfang einiger Bibliotheken illustrieren [2]): Reichenau hat 415 Bände nach einem Katalog des Jahres 822 und wird im Lauf des Jahrhunderts noch stark vermehrt; St. Gallen hat um dieselbe Zeit über 400 Bände; in Lorsch werden im 10. Jahrhundert 590 und in St. Emmeran in Regensburg 513 Bände gezählt; ein Weißenburger Katalog vom Jahre 1043 enthält 171 und ein wohl nicht vollständiger aus Blaubeuren, der um 1100 geschrieben ist 189 Volumina; Hamersleben besitzt im 11. Jahrhundert 106 [3]); das Michaelskloster in Bamberg zu Anfang des 12. Jahrhunderts 242; Pfäffers etwas später 120 und St. Peter bei Salzburg 226 Bände; ein Hirschauer Katalog vom Jahre 1165 zählt zwar nur 37 Bücher auf, fügt aber hinzu et in summa valde multi libri, quorum titulos et auctores nolui huc scribere. Ebenfalls dem 12. Jahrhundert gehören an ein Naumburger Katalog mit 184 und ein vielleicht unvollständiger aus Fulda mit 85 Bänden [4]); im Jahre 1227 giebt es in Wessobrunn 139, gegen 1250 in Benediktbeuren 247 und um dieselbe Zeit etwa in

[1]) Der Zuwachs erfolgt selten durch Kauf, in der Regel durch die Schreibthätigkeit der Mönche und durch Schenkungen. Vielfach ist es Sitte, daß die Novizen bei ihrem Eintritt Bücher schenken. (Ebert, Gesch. d. Kgl. Bibl. Dresden. p. 8.)

[2]) G. Becker, Catalogi bibliothecarum antiqui. 1885.

[3]) Es handelt sich nur um den thesaurus scolasticalium librorum, also um die Schulbibliothek.

[4]) Vrgl. über die Vermehrung und die Schicksale der berühmten Bibliotheken in Fulda, in Korvei und andern Klöstern: Klemm, Gesch. d. Samml. f. Wiss. und Kunst 1837, pag. 14. ff.

Digitized by Google

Heilsbronn bei Nürnberg ca. 150 Bände; nach dem Katalog des Klosters Admont zählt Gottlieb[1]) 623 Werke und nach dem Amelungsborner von 1412 deren 440; ca. 130 Titel enthält das Bücherverzeichnis des Thomasklosters in Prag vom Jahre 1409[2]).

An diese wohl genügend lange Liste von Klosterbüchereien ließen sich noch manche ähnliche Zahlenangaben anschließen. Indessen ist zu beachten, daß es sich in den meisten der vorstehenden Fälle um angesehene und mächtige Mönchshäuser handelt, und daß man sich die große Menge der deutschen Klöster mit erheblich bescheideneren Bücherschätzen ausgestattet vorstellen muß; jedenfalls dürfte man kaum eins finden, das über die größten der oben genannten Zahlen weit hinausragt. Auch erfolgt im späteren Mittelalter kein so starkes Anwachsen der Sammlungen, daß man bei den bedeutenden Klöstern beträchtlich größere Zahlen vermerken müßte; die Schreibthätigkeit ist keine so emsige mehr wie im 9. und 10. Jahrhundert, und die alten den Studien und der Contemplation gewidmeten Orden der Benediktiner, Cisterzienser und Karthäuser verlieren immer mehr an Ansehen gegenüber den neuen Orden der Prediger- und Bettelmönche, die „auf die Bürger der Städte und die großen Massen zu wirken begierig, vor allem Ausbildung ihrer dialektischen Gewandtheit erstrebten, historisch-litterarischen Bestrebungen aber abhold waren[3])". Gar vieles geht ferner durch Brand, Plünderung und Verschleuderung verloren, so daß die Bibliotheken in den späteren Zeiten des Mittelalters häufig kleinere Bestände aufweisen als ein paar Jahrhunderte vorher. So hat das bereits erwähnte Kloster St. Emmeran in Regensburg im Jahre 1347 kaum halb so viel Bände als im 10. Jahrhundert[4]), in Blaubeuren sind zu Beginn der Reformation nur etwa 50 Bände vorhanden[5]), Reichenau ist im 15. Jahrhundert sehr heruntergekommen[6]), ebenso die früher berühmte Bibliothek in Hirschau[7]).

---

[1]) Ueber mittelalt. Bibliotheken 1890, pag. 17.

[2]) J. Neuwirth, Die Bücherverz. d. Prag. Thomaskl. (Centralbl. f. Bibl. X. 1893).

[3]) Dziatzko, Entwickelung ꝛc. 1893, pag. 3.

[4]) Schmeller (Serap. 1841, pag. 262).

[5]) Hesse (Serap. 1857, pag. 59).

[6]) Vogel (Serap. 1842, pag. 1).

[7]) Stälin, z. Gesch. alt. u. neu. Büchersamml. in Württ. 1838. p

Digitized by Google

Doch zeigt sich gegen Ende des Mittelalters, in einer Zeit, wo man das Klosterleben überhaupt zu reformieren versucht, auch an vielen Stellen das Bestreben, die Büchereien wieder in Stand zu setzen. In St. Gallen, wo die Bibliothek seit dem 12. Jahrhundert stark gelitten hat, wird erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts für erhebliche Anschaffungen gesorgt [1]); um dieselbe Zeit wird die noch um 1400 sehr verwahrloste Bücherei in Tegernsee beträchtlich vermehrt [2]); das Gleiche gilt vom St. Egidienkloster in Nürnberg, das im 14. Jahrhundert nach einem Chronikenbericht nur 2 Bücher besessen haben soll [3]). In Berge bei Magdeburg findet der erste Abt nach der Bursfelder Reformation fast alle Bücher der Bibliothek zerrissen und von Motten zerfressen. Er legt eine neue Bücherei an, die sehr bedeutend gewesen sein muß, da noch im Jahre 1562 nach allerlei Mißgeschick 643 Bände vorhanden sind [4]).

Die zuletzt berührten Bibliotheksverhältnisse gehören bereits in den Zeitraum zwischen Buchdruckerfindung und Kirchenreformation, mit welchem das vorliegende Kapitel sich vorzugsweise beschäftigen sollte [5]). Es mögen auch hier die einzelnen Thatsachen selbst sprechen. Die berühmteste Sammlung der Zeit besitzt wohl das Benediktinerkloster Sponheim; sie ist ein Werk des gelehrten Abts Johannes Trithemius, der die Bibliothek, welche noch im Jahre 1469 nicht mehr als eine Bibel in 2 Bänden und weitere 8 Bände ohne besonderen Wert enthielt, bis zum Jahre 1505 auf ca. 2000 Bände brachte und sie dadurch zum Anziehungspunkt für viele fürstliche Personen und zahlreiche Gelehrte machte [6]). Nicht viel kleiner ist die Bibliothek in Tegernsee; die Verzeichnisse von 1484, 1494 und 1524 führen 1103, 1738 und 1869 Bücher auf, und das letztere Verzeichnis hat noch die Bemerkung, daß ein Teil des Bücherbestandes nicht registriert worden

---

[1]) Vgl. Vogel's Auszug von Waidmann's Gesch. d. Bibl. St. Gallen. (Serap. 1842, p. 113).

[2]) Wattenbach, Schriftw., 3. Aufl., 1896, pag. 586.

[3]) Bartsch (Anz. f. K. dtsch. Vorz. 1859, pag. 205).

[4]) Holstein, (Gesch.-Bl. f. Magdbg. 1883).

[5]) Ueber das Interesse der Mönche an der neuen Druckkunst und über verschiedene Klosterdruckereien vrgl. Vogel. (Serap. 1851, pag. 353 ff.) und Janssen, Gesch. d. dtsch. Volks. Bd. 1, 1880, pag. 14.

[6]) Silbernagel, Johannes Trithemius. 2. Aufl. 1885, p. 15.

Digitized by Google

sei [1]). Die Karthäuser-Bibliothek in Basel vermehrte sich von 1480 bis 1500 um 1200 Bände [2]). Das schon genannte Egidienkloster in Nürnberg besitzt nach einem Katalog aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts 716 Bände [3]), das Kloster Murbach 320 Nummern [4]). Über 500 Bände sind im Jahre 1488 in Bordesholm [5]) und im Jahre 1514 im Cisterzienserkloster Lehnin vorhanden [6]). Unter den sächsischen Klosterbibliotheken scheint diejenige der Cisterzienser in Altzelle die bedeutendste gewesen zu sein; nach einem Katalog des Jahres 1514 läßt sich die Gesamtzahl der Bücher auf ca. 960 berechnen [7]); bedeutend war auch die Bücherei der Grünhainer Cisterzienser, die im Jahre 1514 etwa 650 Nummern (aber weniger Bände) besaßen und die u. a. auch in ihrem Klosterhof in Zwickau noch Büchervorräte hatten [8]). Aus dem Leipziger Predigerkloster ist ein Verzeichnis des Jahres 1514 mit 929 und ein anderes vom Jahre 1541 mit 1150 Nummern vorhanden [9]). Ein Wessobrunner Katalog von 1521 verzeichnet 851 Bände [10]), ein Katalog des Speierer Dominikanerklosters vom Jahre 1525: 367 [11]). — Über die Büchereien der Frauenklöster giebt ein von Jostes veröffentlichtes, aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammendes Verzeichnis des Dominikanerhauses in Nürnberg gute Auskunft; es enthält in ca. 370 Nummern die für die Tischlektüre geeigneten deutschen Bücher des Klosters, und man darf wohl annehmen, daß der Gesamtbestand der Bibliothek ein noch größerer war; am Schlusse des Katalogs sagt eine Notiz, daß man verschiedene Bücher, die doppelt und

[1]) Schmeller (Serap. 1841, pag. 268).

[2]) Bernoulli, (Basler Jahrbuch 1895, pag. 85).

[3]) Bartsch a. a. O.

[4]) Anz. f. Bibl. 1846, pag. 50 (nach Matter, Bibl. d'une maison relig. du XVe siècle).

[5]) Merzdorf, Bibl. Unterhalt. II. 1850, p. 9.

[6]) Heffter (Serap. 1850, pag. 266).

[7]) L. Schmidt, Beitr. z. Gesch. d. wiss. Studien in sächs. Klöst. I. 1897, pag. 5.

[8]) Ders., II. (Arch. f. sächs. Gesch. 1899, p. 1).

[9]) Ders., I. pag. 6.

[10]) Schmeller (Serap. 1841, pag. 259).

[11]) Mayerhofer (Mitth. hist. Ver. Pfalz. 15). (Darnach Ref. in Jahresb. f. dtsch. Litt. II., p. 74.)

Digitized by Google

mehrfach vorhanden gewesen seien, an die Schwesterhäuser in Regensburg, Gottzell und anderen Orten abgegeben habe [1]).

Zahlreiche Klosterinventare sind aus der Zeit bekannt, in welcher in den protestantischen Gegenden die Mönchshäuser aufgehoben wurden. Die Verzeichnisse geben, wenn sie auch späteren Datums sind, im wesentlichen den Bestand der vorreformatorischen Zeit, denn Neuanschaffungen erfolgten wohl kaum während der kirchlichen Wirren, dagegen mögen öfters wertvolle Folianten von den katholisch bleibenden Mönchen beiseite geschafft und so den neuen Herren entzogen worden sein.

Aus der großen Reihe der vorhandenen Nachrichten mögen hier ein paar Zahlenangaben Platz finden. Im Barfüßerkloster in Altenburg sind im Jahre 1543 396 Bücher [2]), in Denkendorf (Kloster vom Orden zum hl. Grabe) nach einem Katalog von 1538 über 200 vorhanden [3]). Im Franziskanerhause zu Rostock werden bei der Visitation des Jahres 1566 ca. 700 Bände aufgenommen [4]), im Kloster desselben Ordens in Oschatz dagegen, wo nach Ebert (a. a. O. pag. 10) vor der Reformation 370 Schriften in 165 Bänden waren, verzeichnen die Visitatoren im Jahre 1541 nur etwa 50 Titel [5]). Die Franziskaner in Braunsberg besaßen nach dem Katalog von 1565 gut 300 Schriften [6]). Vom Augustinerkloster in Salza sagt der Visitationsbericht 1541: Jn bruder priors Kammer 4 Kästenn, darinnen seynt allerley schone gesangkbucher und sonst ander bucher Jnn der Liberey 1 schocke und 12 bucher auff denn pulthenn ann Ketthenn beschloffen [7]). Nicht viel über 100 Bände scheint zur Zeit

[1]) Jostes, Meister Eckhart (Collect. Friburg. IV. 1895). — Welcher Art die Bücherausrüstungen der zahlreichen gegen Ende des Mittelalters neubegründeten Klöster waren, kann das Dominikanerhaus in Stuttgart, welches 1473 von Graf Ulrich gestiftet wurde, illustrieren: die Bücherei bestand bei der Begründung aus 60 Werken; dazu kamen aber gleich zu Anfang 26 Bücher, welche den Mönchen aus dem Mutterkloster in Nürnberg leihweise mitgegeben worden waren, und welche jedenfalls bald für das neue Kloster abgeschrieben wurden. (Vgl. J. Hartmann in: Blätt. f. Württemb. Kirchgesch. N. F. I. 1897, pag. 137).

[2]) Geyer, Verz. d. bis 1517 gedr. Werke d. Gymn.-Bibl. Altenbg. Progr. 1891.

[3]) Stälin, a. a. O. pag. 83.

[4]) Nach hdschr. Verz. d. Rostock. Univ.-Bibl.

[5]) Petzholdt (Serap. 1840, pag. 379).

[6]) Hipler (Ztschr. f. Gesch. Ermlands 1871, pag. 384).

[7]) Anz. f. Bibl. 1842, pag. 63.

Digitized by Google

der Viſitation die Bibliothek der Auguſtiner zu S. Afra in Meißen enthalten zu haben[1]). Bei den Auguſtinern zu St. Thomas in Leipzig finden ſich im Jahre 1541 375 Werke (gegen 116 um das Jahr 1400); zur ſelben Zeit weiſt das Benediktinerkloſter in Pegau ca. 300 und das Kloſter gleichen Ordens in Chemnitz ca. 600 Bände auf[2]). Ein Katalog der Straßburger Karthauſe vom Jahre 1591 giebt nach Schmidt mit 365 Nummern den Beſtand des Jahres 1525 an; auch die zahlreichen anderen Klöſter in Straßburg beſitzen ſämtlich Büchereien, wenn auch der Vorrat zur Zeit der Reformation kein großer zu ſein ſcheint[3]).

Dies gilt im weiteſten Umfang: Alle Klöſter beſitzen Bücher, aber der Vorrat der großen Mehrzahl iſt ein mäßiger und wohl oft kärglicher, zumal während der alles in Frage ſtellenden Unruhen der Reformationszeit. In dieſem Sinne äußern ſich alle Hiſtoriker, welche ſich mit dem Kloſter- und Bibliotheksweſen beſchäftigt haben, ſo der ebengenannte Schmidt über die Straßburger Bibliotheken, Stälin über die Württemberger, Merzdorf über die Oldenburger, Ebert und Petzholdt über die ſächſiſchen[4]), Heinemann über die Anhalter[5]), Fromm über die Aachener[6]), Hipler über die ermländiſchen u. v. m. Man mag im ganzen wohl der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man annimmt, daß einige der bedeutendſten Kloſterbibliotheken im ausgehenden Mittelalter an 1000—2000 Bänden beſaßen, daß die große Zahl der mittleren Klöſter über einige Hundert und die größere Zahl der kleinen Häuſer über einige Dutzend Bücher verfügte[7]).

---

[1]) Anz. f. Bibl. 1843, pag. 73. — Die Bibliothek muß indeſſen vor der Reformation bei weitem bedeutender geweſen, vrgl. darüber Petzholdt (Serap. 1841, pag. 134).

[2]) L. Schmidt (Neu. Arch. f. ſächſ. Geſch. 1899. pag. 1 f.).

[3]) C. Schmidt, z. Geſch. d. ält. Bibl. z. Straßburg. 1882, pag. 20 ff.

[4]) Vrgl. Anz. f. Bibl. 1844, pag. 14, 1855, pag. 110, 1842, pag. 39 u. a.

[5]) Mitth. d. Ver. f. Anh. Geſch. V, pag. 616 ff.

[6]) Geſch. d. Aach. Stadtbibl. (Ztſchr. d. Aach. Geſch. Ver. 1897).

[7]) Einige Büchervorräte, wie es ſcheint nicht gerade bedeutende, befanden ſich auch in den Häuſern der Ordensritter. So ſind in der Johanniter-Comthurei Wildenbruch nach einem Verzeichnis d. J. 1547: 26 Bücher „ins Comptors Gemache“ u. 8 „in der Prioradt“ (Balt. Stud. 1879, p. 14 ff.) In der Comthurei Mirow ſind 36 große und kleine Bücher im Comthurgemach. (Inventar von 1552 nach Liſch, Meckl. Jahrb. 9, pag. 100). Von

Immerhin eine ſtattliche Summe von Bildungsmitteln, wenn man ſich der außerordentlich großen Menge der Klöſter erinnert, und wenn man daran denkt, daß man es hier meiſtens mit Folianten oder doch Büchern größeren Formats zu thun hat, die nicht ſelten eine ganze Reihe von Schriften enthielten. Welcher Art der Inhalt dieſer Bücherſchätze und wie groß ihre Wirkung auf die Kloſterinſaſſen und darüber hinaus war, mag weiter unten noch mit ein paar Worten berührt werden.

Den zahlreichen Kloſterbibliotheken reihen ſich die ähnlichen Sammlungen der Stifter[1]), namentlich der Domkapitel und diejenigen der Kirchen an. Eine Bibel und ein paar liturgiſche Bücher fehlten wohl ſelten in einer Kirche; eigentliche Kirchenbibliotheken dagegen ſind in der vorreformatoriſchen Zeit nicht allzu häufig nachzuweiſen, wenigſtens nicht, wenn man von den großen Dom- und Hauptkirchen abſieht. Letztere, die ja immer mit einem zahlreichen Klerus ausgerüſtet und oft mit tüchtigen Schulen verſehen waren, beſaßen auch von alters her Bücherſammlungen, und zwar bisweilen ſehr bedeutende und berühmte.

Von ſolchen Dombibliotheken berichten ſchon frühmittelalterliche Quellen, z. B. aus Mainz, Hamburg, Münſter, Merſeburg, Trier, Xanten, Halberſtadt, Minden, Naumburg, Speyer, Lübeck, Bremen, Bamberg, Prag, Gneſen, Straßburg, Konſtanz u. a. Hinſichtlich des Umfangs dieſer Büchereien ſind die Nachrichten allerdings ſpärlich und unzuverläſſig. Das Straßburger Münſter hat im Jahre 1027 gut 50 Bände, im Jahre 1372 beläuft ſich die Zahl aber erſt auf 91, 1482 klagt Geiler noch bitter über die ſchlechten Verhältniſſe der Bibliothek, und erſt in den letzten Jahrzehnten des Mittelalters bringen dann einige Schenkungen einen beträchtlichen Zuwachs[2]). Die Konſtanzer Bibliothek beſitzt im Jahre 1343

der Commende Schiffenberg ſagt Rady (Mitth. Oberheſſ. Geſch. Ver. 1892 pag. 76), ſie zeige, wie unbedeutend die Bibliothek eines Deutſchordenskomthurs im 16. Jahrh. ſein konnte.

[1]) Das St. Thomas-Kapitel in Straßburg beſaß nach Schmidt (pag. 49) zu Anfang des 15. Jahrhunderts außer verſchiedenen Pſaltern und ähnlichen liturgiſchen Büchern nur 40 Bände, und es ſcheint im Lauf des Jahrhunderts kaum etwas hinzugekommen zu ſein. Beim St. Peter-Kapitel kann Schmidt überhaupt keine Bücher nachweiſen. Das Kollegiatſtift in Gutſtadt beſaß nach einem Katalog des 16. Jahrhunderts ca. 150 Bände. (Hipler, in: Ztſchr. f. Geſch. Ermlands 1871, pag. 397).

[2]) C. Schmidt, Z. Geſch. d. Straßb. Bibl., pag. 6 ff.

Digitized by Google

ca. 200[1]), die Gnesener im Jahre 1450 aber nur 35 Bücher, und aus dem Thesaurus des Doms in Speyer weiß eine Urkunde vom Jahre 1051 gar nur 14 aufzuzählen[2]), doch rühmt Wimpfeling später die Bibliothek in Speyer als sehr reichhaltig[3]). In Lübeck sind im Jahre 1297 ca. 150 Bände, im Jahre 1633 aber 528 Nummern vorhanden[4]); der neue Thesaurar des Domschatzes in Hildesheim quittiert im Jahre 1409, daß er u. a. empfangen habe: „in choro XXI libros cathenatos" und ungefähr dieselbe Anzahl von liturgischen und ähnlichen Büchern[5]). Frauenburg hat nach einem Katalog des Jahres 1446 160 Handschriften, die in den nächsten Jahren noch eifrig vermehrt wurden, bis dann Krieg und Brand in den letzten Jahrzehnten des Mittelalters die gänzliche Zerstörung der Bibliothek herbeiführten[6]).

Im großen und ganzen darf man sich diese Dombüchereien nur von mäßiger Größe und Bedeutung vorstellen[7]). Doch sind die Bücherbestände der übrigen Kirchen durchweg noch ärmlicher; sie setzen sich in den allermeisten Fällen nur aus den unentbehrlichen theologischen Werken und aus zufälligen Schenkungen zusammen. Auf solche Schenkungen, die im ausgehenden Mittelalter recht oft begegnen, sind in der Regel erst die Begründungen von Kirchenbibliotheken zurückzuführen, und zwar auch bei den reicheren und angesehenen Kirchen. So wird an St. Marien in Danzig im Jahre 1413 die Bibliothek durch ein Vermächtnis begründet[8]), in Stargard i. P. im Jahre 1404[8]), in der Lübecker Marienkirche 1468[9]), in Braunschweig 1495[8]), in Schmalkalden

---

[1]) v. Laßberg (Serap. 1840, pag. 49).

[2]) Gottlieb, Ueb. mittelalt. Bibl. 1890, pag. 75 ꝛc.

[3]) Serap. 1854, pag. 1.

[4]) Leverkus, Codex dipl. Lubec. (abgedr. im Serap. 1864, Int.-Bl. pag. 177).

[5]) Notiz im Anz. f. Bibl. 1878, pag. 319.

[6]) Hipler (Ztschr. f. Gesch. Ermlands 1871, p. 347).

[7]) Nur einige berühmte Dome, wie der von Mainz, gelangten unter gelehrten Bischöfen in den Besitz beträchtlicher Büchervorräte. Doch ist auch über den Umfang der Mainzer Dombibliothek, die als Weltwunder bezeichnet wurde, nichts Genaueres bekannt. Vrgl. Falk, ehemalige Dombibl. zu Mainz. (Centrlbl. f. Bibl. Beiheft 18, 1897).

[8]) Schwenke, Adreßbuch, a. betr. O.

[9]) Deecke, die öff. Bibl. in Lübeck. S.-A. 1851, pag. 6.

Digitized by Google

1489[1]), in Wertheim 1458[1]). Auch in der folgenden Liste vorreformatorischer Kirchenbibliotheken, die hier Platz finden mag, um den Umfang der verhältnismäßig spät erfolgenden Gründungen zu kennzeichnen, spielen die Schenkungen und Vermächtnisse die erste Rolle. Es werden Kirchenbibliotheken angelegt in Hamburg bei St. Katharinen wahrscheinlich im Jahre 1477[2]), bei St. Jacobi 1400[2]), in Hameln 1492[1]), in Elbing 1403[1]), in Schlettstadt 1452[1]), in Zeitz (St. Marien) 1496[3]), und dem ausgehenden Mittelalter gehören ferner an die Gründungen in Görlitz[1]), Frankfurt a. O.[1]), Schneeberg[1]), Heidelberg[1]), Ravensburg[4]), Nördlingen[5]), Moelln i. L.[1]), Rastatt[1]), Isny[1]), Doebeln[1]) und an vielen anderen Orten. Bedeutend ist aber selten eine dieser mittelalterlichen Kirchenbibliotheken. Kleinere Kirchen mußten sich wohl in der Regel mit dem notwendigsten liturgischen Bücher-Apparat begnügen, denn Vermächtnisse, wie sie aus dem kleinen Michelstadt berichtet werden, wo ein Geistlicher im Jahre 1499 117 Bücher schenkte[1]), oder aus Beerfelden, wo um dieselbe Zeit zwei Pfarrer 24 und 40 Bände stifteten[6]), scheinen, wenigstens in kleineren Orten, nicht häufig vorgekommen zu sein.

Daß man es aber bei den vorreformatorischen Kirchenbibliotheken im allgemeinen nur mit ärmlichen Beständen zu thun hat, erhellt u. a. auch aus dem Umstand, daß von diesen Büchereien, ganz im Gegensatz zu den Klosterbibliotheken, nur selten einmal ein Katalog oder eine genaue Zahlenangabe aufzufinden ist, während Verzeichnisse der Kleinodien und sonstigen Kirchengerätschaften aus jener Zeit genug vorhanden sind. Doch mögen auch diese wenigen überlieferten Zahlennotizen, von denen hier einige folgen, wohl noch ein leidliches Bild von dem durchschnittlichen Bibliotheksumfang geben. In der St. Nikolauskirche in Brieg sind nach einem im 14. oder 15. Jahrhundert geschriebenen Katalog ca. 40, meist liturgische, Bücher vorhanden[7]); die Straßburger

---

[1]) Schwenke, a. betr. O.
[2]) Petersen, Gesch. d. Hamb. Stadtbibl. 1838.
[3]) Anz. f. Bibl. 1881, pag. 132.
[4]) Gottlieb, a. a. O., pag. 66.
[5]) Hirsching III, pag. 544.
[6]) W. List (Centr.-Bl. f. Bibl. 1886, pag. 217).
[7]) Gottlieb a. a. O., pag. 25 ꝛc.

Digitized by Google

Helenenkirche beſitzt 1451 ungefähr ein Dutzend [1]), die Schweidnitzer Pfarrkirche 1471 nicht mehr als 22 Bücher [2]); bei St. Eliſabeth in Breslau finden ſich im Jahre 1483 ca. 40 für die kirchlichen Obliegenheiten verwendbare Werke, während mehrere andere Breslauer Kirchen nur die allernotwendigſten Meßbücher und dergl. beſeſſen zu haben ſcheinen [2]). In der Oldesloer Kirche ſtehen nach einem Verzeichnis d. J. 1489 33 liturgiſche Bücher zur Verfügung [3]). Das Protokoll einer Viſitation vom Jahre 1566 giebt für die Roſtocker Nikolaikirche 30 und für die Petrikirche 63 wohl durchweg noch aus katholiſcher Zeit ſtammende Werke an [4]).

Übrigens ſind alle dieſe kleinen Bücherbeſtände in der Regel nicht bibliothekartig vereinigt, ſondern nach den verſchiedenen Altären, Kapellen u. dgl. m. verteilt, denn ſo verlangten es die gottesdienſtlichen Handlungen, und ſo verlangten es oft auch die Beſtimmungen der Donatoren, die ihre Bücher etwa an eine Familien- oder Zunftkapelle in der Kirche ſtifteten. Weiter gab es aber auch in vielen Kirchſpielen wohl noch einige Büchervorräte, die den Geiſtlichen zur Verfügung ſtanden, aber nicht eigentlich zum Kircheninventar, ſondern zur Pfarrſchule, zum Pfarrhaus oder zur Vikarwohnung gehörten; ſo berichtet z. B. Riemann in ſeiner Geſchichte Colbergs, daß die dortigen Vikare, die burſenartig zuſammen lebten, im Jahre 1509 eine gemeinſchaftliche Bibliothek gehabt hätten, ebenſo werden unter den „clenodia dominorum vicariorum in Werningerode“ im 15. Jahrhundert auch Bücher, und zwar 14 Bände, erwähnt [5]), und beim St. Willhadiſtift in Bremen beſitzt das Collegium vicariorum eine von der Bibliothek der Kanoniker abgeſonderte, teils in der Libraria, teils im Dormitorium, teils in anderen Räumen befindliche Bücherſammlung [6]).

In enger Beziehung zu den Kirchen und Klöſtern ſtehen auch die Schulbibliotheken dieſer Zeit, denn die mittelalterlichen Schulen ſelbſt ſind Anſtalten der Kirchen und Klöſter und werden

[1]) C. Schmidt, a. a. O., p. 27.
[2]) A. Schultz (Abh. d. ſchleſ. Geſellſch. 1867, pag. 1 ff).
[3]) Bangert, Programm, Oldesl. 1890.
[4]) Mſcr. d. Roſt. Univ.-Bibl.
[5]) Gottlieb a. a. O., pag. 81.
[6]) Merzdorf, (Serap. 1849, pag. 50).

von Pfarr- und Klostergeistlichen geleitet. Die Schulbibliotheken sind deshalb hier nichts Selbständiges, sie sind nur besondere Abteilungen der Hauptbücherei, in welchen, wie noch aus alten Katalogen zu erkennen ist, hauptsächlich Schullehrbücher und Ausgaben klassischer Schriftsteller zu finden waren [1]). Erst in den späteren Zeiten des Mittelalters gründet man in den größeren Städten besondere Stadt- oder Ratsschulen; es wird sich aber bei diesen Anstalten selten eine selbständige Büchersammlung aus vorreformatorischer Zeit nachweisen lassen, denn wo auch einmal eine Bücherei vorhanden zu sein scheint, zeigt sich bei genauerem Hinsehen bald, daß sie kirchlichen Ursprungs ist. Im übrigen hat man bei den verschiedenen berühmten Stadtschulen des 15. Jahrhunderts wohl nur mit Privatbüchereien der einzelnen Rektoren und Lehrer, deren alleiniges Werk zumeist der Glanz und die Frequenz der Schule war, zu rechnen.

Dagegen waren die mittelalterlichen Universitäten von jeher mit Büchersammlungen ausgerüstet. In Prag beschenkt Karl IV. das Collegium Carolinum reich mit Büchern; in Wien ist jedenfalls seit 1415 eine Bibliothek der Artisten-Fakultät bezeugt; Heidelberg hat seit der Gründung im Jahre 1386 eine Bücherei der Artisten und eine solche der drei oberen Fakultäten, welche beide zusammen mit der ebenfalls akademischen Stiftsbibliothek im Anfang des 15. Jahrhunderts ca. 1000 Bände enthalten [2]); in Leipzig steht die alte Augustinerkloster-Bibliothek in enger Beziehung zur Universität, und die einzelnen Kollegien und Fakultäten haben ebenfalls frühzeitig Büchereien [3]); Erfurt gelangt 1433 in den Besitz einer ansehnlichen Bücherstiftung und verfügt nach einem Katalog von ca. 1485 über mehr als 800 Werke [4]); in Greifswald wird noch im Gründungsjahr 1456 eine Bibliothek angelegt [5]), ebenso in Basel [6]) bald nach der Gründung (1460)

---

[1]) Gottlieb a. a. O., pag. 303.

[2]) Wilken, Gesch. d. Heidelb. Büchersamml. 1817, pag. 60 ff.

[3]) Ebert, Gesch. d. Kgl. Bibl. in Dresden 1822.

[4]) H. O. Lange (Centr.-Bl. 1885, pag. 277).

[5]) Pertbach, Gesch. d. Univ.-Bibl. Greifsw. 1882. pag. 1. — Die Artistenfakultät hatte i. J. 1517 eine kleine Bücherei von 74 Bänden (ib. pag. 4).

[6]) Heusler, Gesch. d. Univ.-Bibl.

Digitized by Google

und in Ingolſtadt[1]); auch Roſtock[2]), und Tübingen[3]) ſcheinen im 15. Jahrhundert akademiſche Büchereien beſeſſen zu haben, wenn auch die geſchichtlichen Zeugniſſe nicht ganz bis in dieſe Zeit zurückreichen, und den übrigen Univerſitäten können ſie ebenfalls nicht gefehlt haben. Fehlt an einer hohen Schule aber auch die allgemeine Bibliothek, ſo ſind doch ſtets größere oder kleinere Büchereien der Kollegien und Fakultäten vorhanden.

Von ſonſtigen Korporationsbibliotheken begegnen am Ausgang des Mittelalters noch in großer Zahl die im Beſitz der ſtädtiſchen Ratskollegien befindlichen Sammlungen. In vielen größeren Städten, wie Lübeck, Hamburg, Danzig, Braunſchweig, Hannover, Leipzig, Frankfurt a. M., Erfurt, Nürnberg, Nördlingen, Naumburg u. v. a. ſind ſie im 15. Jahrhundert urkundlich nachzuweiſen; ſie fehlen aber auch in kleineren Städten nicht, ſo daß Fromm[4]) wohl mit Recht ſagen kann, daß ſie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts allgemein vorkommen. In manchen Fällen lehnen ſich dieſe Ratsbüchereien an eine Kirche oder Kapelle oder auch wohl an die Schule an und nehmen damit einen im höheren Maße öffentlichen Charakter an, oder ſie ſind als ſog. Stadtbibliotheken überhaupt einem weiteren Publikum zugänglich. Solche Stadtbibliotheken ſind gegen Ende des 15. Jahrhunderts z. B. in Hamburg[5]), Frankfurt a. M.[6]), Memmingen[7]), Regensburg[7]) u. a. Städten vorhanden; in Bautzen ſoll bereits im Jahre 1407 eine Stadtbibliothek begründet worden ſein[8]); in Ulm wird 1516 eine ſolche errichtet[7]); von Braunsberg ſagt Hipler, daß dort im 15. Jahrhundert eine ſorgfältig verwaltete Stadt- oder Ratsbibliothek geweſen ſei[9]); die Nürnberger Rats- und Stadtbibliothek beſteht im Jahre 1490 aus 371 Bänden[10]). Auch bei allen dieſen Gründungen handelt es ſich

---

[1]) Schwenke, a. a. O. Vrgl. auch betr. d. Vermehrung Hirſching I. 166.
[2]) Tychſen, Geſch. d. Univ.-Bibl. 1790, p. 5.
[3]) Stälin a. a. O.
[4]) Geſch. d. Aachen. Stadt-Bibl. (Ztſchr. d. Aach. Geſch. Ver. 1897.)
[5]) Gottlieb a. a. O., pag. 375.
[6]) Kelchner (Anz. f. Bibl. 1863 pag. 81).
[7]) Schwenke, a. betr. O.
[8]) Anz. f. Bibl. 1863, pag. 14.
[9]) a. a. O., pag. 383.
[10]) Petz, Urk. Beitr. z. Geſch. d. Bücherei d. Nürnberg. Rats. (Mitt. Geſch. Nürnb. VI).

Digitized by Google

in erster Linie um Büchervermächtnisse, Vermächtnisse meistens von Bürgermeistern und Ratsherren, so daß diese Sammlungen sich zum größten Teil aus juristischen Werken zusammensetzen. Doch wird auch von einer für den Stadtarzt bestimmten, aber wohl im Besitz des Rats befindlichen Bücherei aus Hamburg berichtet, die im Jahre 1469 aus 159 Schriften in 40 Bänden bestanden haben soll [1]). Mag auch dieser Fall ziemlich vereinzelt dastehen, so darf jedenfalls nicht übersehen werden, daß die Zufälligkeit und die Verschiedenartigkeit der zahlreichen Schenkungen auch große Verschiedenheiten der öffentlichen Bibliotheken bedingt haben muß, während andrerseits hervorzuheben ist, daß die Schenkungslust im Mittelalter immer und überall eine sehr rege ist.

Andere als die bisher genannten Arten von Korporationsbibliotheken scheinen im Mittelalter nicht vorhanden zu sein, denn dafür, daß die Bruderschaften und Kalande und vor allem die oft wohlhabenden Gilden und Zünfte Büchereien besessen hätten, habe ich trotz vielen Suchens keine Spur finden können. Bei den Kalanden mag das nicht auffallend sein, da sie in der Hauptsache nur den Zweck der gegenseitigen Seelenheil-Versicherung hatten. Seltsam aber erscheint dieses gänzliche Fehlen der Bücher bei den großen, alle Lebensangelegenheiten, und Interessen umfassenden Vereinigungen der Kaufleute und Handwerker, seltsam, weil diese Zünfte über große Mittel verfügten und weil die Angehörigen derselben in den Zeiten des ausgehenden Mittelalters schon in der großen Mehrzahl Schulbildung genossen hatten und des Lesens und Schreibens kundig waren. Indessen liegen die Verhältnisse ja anders als bei unseren heutigen Gewerks- und Berufsvereinigungen. Diesen fehlen selten Vereinsbüchereien, in denen man Belehrung über allerlei praktische Dinge und wohl auch über die Hauptangelegenheiten auf den naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und belletristischen Gebieten finden kann. Ein Blick auf die litterarischen Verhältnisse des Mittelalters zeigt sehr bald, daß der damalige Büchermarkt nicht viel aufzuweisen hatte, was sich zur Zunftstubenlektüre eignete. Die Amtsladen jener Zeit können deshalb außer den Zunfturkunden, Rechnungen, Verzeichnissen der Mitglieder und der Besitztümer kaum noch Geschriebenes oder Gedrucktes beherbergt haben, wenn nicht hier und da einmal

[1]) Petersen, Gesch. d. Hamb. Stadt-Bibl. p. 7.

Digitized by Google

eine geſtiftete Bibel, ein Buch über den Schutzheiligen oder vielleicht Chronikartiges aus der Stadt- und Zunftgeſchichte. Dagegen pflegte man die Zunftſtuben mit allerlei Bildſchmuck, mit Heiligenbildern, mit den Porträts und Wappen der Meiſter, mit Darſtellungen des Handwerks und dgl. zu verſehen [1]). Auch Inſchriften waren beliebt, und Eintragungen von Sinnſprüchen, Rätſeln und ſonſtigen Reimereien ſind in den verſchiedenen Amtsbüchern öfters zu finden, ſo enthält beiſpielsweiſe die Stader Schlachteramtslade eine längere Reimklage über die Vorkäuferei [2]), und in dem einer etwas ſpäteren Zeit angehörigen Rechnungsbuch der Roſtocker Bruchfiſcher kann man allerlei Spruch- und Anekdotenartiges leſen [3]).

Es erübrigt noch, einige Materialien, die den Umfang des Privatbücherbeſitzes im ausgehenden Mittelalter illuſtrieren können, zuſammenzuſtellen. Schon ſeit Karl d. Gr. wird von Bücherliebhabereien und gelegentlichen Bücherſtiftungen einzelner deutſcher Fürſten berichtet, aber von eigentlichen fürſtlichen Bibliotheken, d. h. von größeren und planmäßigen Büchererwerbungen, kann im früheren Mittelalter gewiß nur in ein paar Ausnahmefällen geſprochen werden. Erſt ſeit der Zeit, „in welcher die Liebe und Fürſorge des Kaiſers Karl IV. für Wiſſenſchaft und Kunſt die deutſchen Fürſten zu gleich günſtiger Geſinnung für die Wiſſenſchaften aufforderte", werden wohl derartige Fälle häufiger, und im Verlaufe des 15. Jahrhunderts läßt ſich dann bereits eine ſtattliche Anzahl von Büchereien der Fürſten und des hohen Adels nachweiſen.

Hier nur ein paar Beiſpiele: Auf eine ganz anſehnliche Bücherei läßt das Teſtament Herzog Ludwigs von Brieg im Jahre 1360 ſchließen [4]). Kurfürſt Ludwig III. begründete im Jahre 1436 die nachmals ſo berühmte Heidelberger Schloßbibliothek; aber ſchon vorher war eine ſtattliche fürſtliche Bücherſammlung in die dortige Stiftskirche geſchafft und den Univerſitätsangehörigen zur Verfügung geſtellt worden [5]); die markgräfliche Bibliothek in Pforzheim wurde vor 1500 angelegt [6]), und der Urſprung der fürſtlich Fürſtenbergiſchen Bibliothek in Donaueſchingen geht ebenfalls bis ins 15. Jahrhundert zurück [6]); in Württemberg ſcheint Graf Eberhard

[1]) Eſſenwein. (Mitth. d. Germ. Muſ. II. 86.)

[2]) Krauſe (Arch. f. Geſch. d. Hrzth. Bremen u. Verden 1862. pag. 128.)

[3]) Crull (Beiträge z. Geſch. Roſtocks III, 1893).

[4]) Grünhagen (Ztſchr. d. Ver. f. Geſch. Schleſ. V. 1863, pag. 165).

[5]) Wilken a. a. O.

[6]) Schwenke, p. 187 u. 89.

Digitized by Google

im Barte der erſte zu ſein, der Bücher, und zwar hauptſächlich ſolche in deutſcher Sprache, ſammelte [1]). In Wien ließ Kaiſer Maximilian die alten Vorräte vermehren und durch Konrad Celtes ordnen [2]); Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen ſtiftete im Jahre 1502 die Wittenberger Schloßbibliothek, die beſonders der neuen Univerſität zu gute kommen ſollte, doch waren ſchon im Jahre 1432 in der Wittenberger Schloßkapelle 2 Kiſten mit 31 deutſchen Büchern vorhanden [3]). Über die Bibliothek des Grafen Wilhelm von Öttingen (1425—67) iſt ein Katalog erhalten, der 77 durchweg deutſche Bücher aufzählt [4]); ein ebenfalls dem 15. Jahrhundert angehöriges Verzeichnis der Gräflich Katzenelnbogenſchen Bücherei in Darmſtadt iſt im Archiv für heſſiſche Geſchichte gedruckt [5]). Eine berühmte Sammlung hatte Boleslav v. Haſſenſtein-Lobkowitz in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf ſeinem Schloſſe zuſammengebracht [6]). Graf Gerhard von Sayn ſchenkte im Jahre 1490 dem Kloſter Marienſtatt 128 lateiniſche Bücher [7]). Mehr oder weniger umfangreiche Büchereien waren in den letzten Zeiten des Mittelalters im Beſitz der gräflichen Familien von Ortenburg, Helfenſtein, Zimmern, Lupfen, Eltz, Werthern, Wertheim u. a. [8]). Überhaupt ſind gelegentliche Notizen über Bücherbenutzung und Bücherbeſitz der Fürſten und des Adels aus jener Zeit zahlreich genug vorhanden; ſo ſendet, um nur einige Beiſpiele aus den von Steinhauſen veröffentlichten Privatbriefen des Mittelalters hier heranzuziehen, die Herzogin Margarete von Braunſchweig im Jahre 1430 ihrem Bruder „vele buchir", Kurfürſtin Anna von Brandenburg ſchickt 1474 ihrem Gemahl ein Buch, und der Kurfürſt bittet in einem anderen Brief wieder um Überſendung von Büchern. Herzog Adolf von Cleve dankt 1446 ſeinem Neffen für eine deutſche Bibel und erbietet ſich, ihm wieder Bücher zu überlaſſen [9]); auch ſonſt wird in jener Brief-

[1]) Stälin a. a. O., p. 32.

[2]) Klemm a. a. O., pag. 56.

[3]) Schladitz (Serap. 1860, pag. 299).

[4]) G. Grupp (Centr.-Bl. 1892, pag. 484).

[5]) Archiv f. heſſ. Geſch. VII. 1853, pag. 190.

[6]) Dvorzak (Serap. 1843. pag. 1).

[7]) Joachim (Anz. f. K. d. Vorz. N. 5 (1880), pag. 145).

[8]) Vgl. Schwenke, Gottlieb ꝛc.

[9]) Die Herzöge von Cleve beſaßen ausgezeichnete Librarien. Vgl. Falkenſtein, Kgl. Bibl. in Dresden 1839, pag. 7.

Digitized by Google

ſammlung ein paar mal von Gebetbüchern, Pſaltern und ähnlichen Sendungen berichtet.

Und wie der hohe Adel damals Intereſſe für Lektüre zeigt, ſo auch mancher aus dem Kreiſe der Ritterbürtigen in Stadt und Land. Im Elſaß ſammeln viele Adlige Bücher, beſonders gerühmt wird Jakob von Fleckenſtein, der im Beſitz zahlreicher hiſtoriſcher Werke iſt [1]). Jakob Pütrich von Reichertshauſen († 1496) ſchätzt ſich glücklich, eine prächtige Sammlung von deutſchen Dichtungen in 164 Bänden ſein eigen nennen zu können [2]). Elsbeth von Volkensdorf beſitzt im 15. Jahrhundert 50 deutſche Bücher [3]). Ulrich von Rappoldſtein, die Vintler auf dem Runkelſtein u. a. laſſen ſich mit großen Koſten deutſche Bücher abſchreiben, und man beginnt überhaupt, wie Wattenbach ſagt, auf manchen Burgen die Eintönigkeit des Lebens durch Bücher zu erleichtern, wenn man auch wohl nicht behaupten darf, daß dies ſchon auf der Mehrzahl der Ritterſitze und überhaupt in allen Teilen des deutſchen Landes der Fall geweſen ſei. Dazu kommt, daß es ſich hierbei immer um ein Unterhaltungsbedürfnis und wohl kaum einmal um weitere Bildungs- oder gar Wiſſenſchaftsbeſtrebungen handelt, denn um Intereſſen ſolcher Art, die ja zumeiſt nach der theologiſchen Seite hinneigten, zu befriedigen, gab es andere Mittel und Wege, und zwar beſonders günſtige für die Adligen, die überall in Klöſtern und Stiftern ehrenvolle Aufnahme finden und als Geiſtliche zu hohen Würden gelangen konnten.

Ueber den Privatbücherbeſitz der Geiſtlichen geben zahlreiche Kataloge des Mittelalters, beſonders des 15. Jahrhunderts, Auskunft. Sie ſammelten von jeher; denn zu keiner Zeit konnte einer, dem es Ernſt mit ſeinem geiſtlichen Beruf war, die wichtigſten Schriften über Lehre und Glauben entbehren; das Studium war der eigentliche Beruf der Geiſtlichen, darum ermahnt ſie Berthold von Regensburg mit den Predigtworten: „ir ſollt ob iuwern buochen ſitzen.“ Schon aus den erſten Jahren des 10. Jahrhunderts wird von einem Paſſauer Landbiſchof berichtet, daß er im Beſitz von 56 Büchern geweſen ſei [4]), und kleinere Büchervermächtniſſe von

[1]) C. Schmidt, Geſch. Straßb. Bibl., pag. 32.
[2]) Duellius, Excerpt. gen.-hist. libri. Lps. 1725, pag. 277.
[3]) Gottlieb a. a. O., pag. 28.
[4]) L. F. Heſſe (Serap. 1859, pag. 107).

Digitized by Google

Geiſtlichen werden auch im früheren Mittelalter mehrfach erwähnt. Allerdings geriet dann an vielen Orten die geiſtliche Zucht und der Studienbetrieb in Verfall, ſo daß z. B. ein Gelehrter auf Grund jahrelanger Nachforſchungen von den Straßburger Verhältniſſen ſagen kann [1]): Vor Anfang des 15. Jahrhunderts iſt mir kein Geiſtlicher bekannt, ſelbſt unter denen, die der reichſten Pfründen genoſſen, der andere Bücher beſeſſen hätte als einige liturgiſche oder juriſtiſche. Indeſſen giebt es auch ſchon im 14. Jahrhundert hier und da achtungswerte Sammlungen von gelehrten Geiſtlichen; ſo hinterließ der Dechant Wilhelm von Hasenburg in Prag 114 Bände, die von Kaiſer Karl IV. gekauft wurden [2]); der Ulmer Pfarrherr Dr. Neidhart, der im Anfang des 15. Jahrhunderts ſtarb, legte mit ſeinen 300 Bänden den Grund zu einer öffentlichen Bibliothek [3]); und von mehreren ſtattlichen Privatbüchereien wird bald nach der Gründung der Heidelberger Univerſität berichtet [4]): durch die Sammlung des Kanzlers Konrad von Gelnhauſen wird die dortige Bibliothek i. J. 1396 um 153 und durch diejenige des Mag. Marſilius von Inghen um ca. 200 Bände vermehrt, während bald darauf durch die Vermächtniſſe des Gerhard von Emeliſſe 35, des Mag. Konrad von Worms 59, des Cantors Colinus von Worms 47 und des Dr. Joh. Muntzinger 92 Bände hinzukommen, denen ſich noch einige kleinere Sammlungen anſchließen. Aus dem letzten Jahrhundert des Mittelalters ſind wie ſchon erwähnt mehrere genauere Bücherverzeichniſſe vorhanden. Der Pfarrer Johannes Moſt ſchenkt um 1450 40 Bände an die Prager Univerſität [5]); der Brünner Probſt und Dr. jur. can. Joh. Polczmacher hinterläßt nach ſeinem Teſtament vom Jahre 1453 über 100 meiſt juriſtiſche Werke [6]); im Nachlaß des Straßburger Dekans Mag. Ludwig von Odratzheim finden ſich im Jahre 1499 138 Bücher; und in demjenigen des Straßburger Canonicus Munthart im Jahre 1480 gegen 100 Bände [7]); der Domherr in

---

[1]) C. Schmidt, a. a. O., pag. 28. Aehnlich Ebert, a. a. O., pag. 15 über Sachſen.

[2]) Klemm, a. a. O., pag. 44.

[3]) Notiz im Anz. f. Bibl. 1843, pag. 75.

[4]) Wilken, a. a. O., pag. 31 ff.

[5]) Klemm, a. a. O., pag. 45.

[6]) Zappert (Sitzber. d. Wien. Akad. XIII. 1854, pag. 135).

[7]) Schmidt, a. a. O., pag. 67 ff.

Digitized by Google

Speier Nikolaus Matz ſtiftet im Jahre 1499 an die Kirche in Michelſtadt eine Sammlung von 117 Büchern [1]); der Pfarrer Leonhard Pfot vermacht im Jahre 1483 24 und ſein Bruder Andreas im Jahre 1503 40 und 28 Bände an die Kirche in Beerfelden [2]). Der Domherr und Prof. der Theologie in Leipzig Thom. Werner († 1498) hatte eine Privatbibliothek von 60 Werken [3]). Sehr bedeutend iſt die Bibliothek des Konſtanzer Officials Johann von Kreuzlingen, von der etwa 150 Volumina — worunter viele Sammelbände — 1506 an die Domfabrik fallen [4]). Eine reichhaltige Bibliothek beſaß Geiler von Kaiſersberg in Straßburg [5]). — Auch die niedere Geiſtlichkeit war bisweilen mit guten Büchereien ausgerüſtet, wie Knoblich an einem Breslauer Altariſten nachweiſt, der im Jahre 1504 ungefähr 150 Schriften in Beſitz hatte [6]). Doch mögen ſolche Fälle immerhin als Ausnahmen anzuſehen ſein, denn der niedere Clerus war ſelten mit gelehrten Kenntniſſen beſchwert, und unter tauſend Geiſtlichen hatte, wie Felix Faber von Ulm — wohl mit einiger Uebertreibung — aus den letzten Jahrzehnten des Mittelalters berichtet, kaum einer eine Univerſität geſehen. Es iſt deshalb ſicher, daß die große Mehrzahl dieſer Geiſtlichen nur einige theologiſche Schriften, hauptſächlich Predigt-, Gebetbücher und drgl., als privates Eigentum aufzuweiſen hatte. Im übrigen war man auf die mehr oder weniger bedeutenden Schätze der nächſtgelegenen Kirchen- und Kloſterbüchereien angewieſen, wenn man ſolcher überhaupt bedurfte. — Erwähnung verdient es noch, daß auch in manchen Klöſtern, ſofern nicht perſönliches Eigentum überhaupt gegen die Ordensregel verſtieß, Privatbüchereien der Aebte und Mönche vorkommen, ſo vermacht z. B. der Kloſterprior Peter von Gengenbach im Jahre 1420 den Straßburger Domikanern ſeine Bücher, über 100 an der Zahl [7]) und das Büchervermächtnis eines Eßlinger Auguſtiner-Eremiten vom Ende des 15. Jahrhunderts beſteht aus faſt 100 Bänden [8]). Ebenſo waren natürlich die Biſchöfe regelmäßig im

[1]) Schwenke, pag. 254.
[2]) W. Liſt (Centr.-Bl. f. Bibl. 1886, pag. 219).
[3]) Hipler (Ztſchr. f. Geſch. Ermlands 1871, pag. 382).
[4]) Werminghoff (Centr.-Bl. f. Bibl. 1897, pag. 290).
[5]) C. Schmidt, a. a. O., 31.
[6]) Ztſchr. der Ver. f. ſchleſ. Geſch. 1870, p. 384.
[7]) C. Schmidt, a. a. O., pag. 22.
[8]) Th. Schön (Blätt. f. Württ. Kirchgeſch. N. F. I. 1897, pag. 173).

Digitized by Google

Besitz von privaten Sammlungen, wenn ihnen auch am Orte ihrer Residenz stets noch Dom- und Stiftsbibliotheken zur Verfügung standen. So stiftet der Bischof Matthäus von Worms im Jahre 1410 seine Sammlung von 90 Bänden an die Heidelberger Universität [1]); den ca. 60 Bände umfassenden Büchernachlaß des Bischofs Otto von Konstanz kauft der Abt des Klosters Reichenau bald nach 1454 für 500 Gulden [2]). Berühmt vor anderen ist aber die reichhaltige Bibliothek des Johann von Dalberg, der bis zum Jahre 1503 auf dem Wormser Bischofsstuhl saß [3]); sie umfaßte wohl weit über 1000 Bände und stand allen Geistlichen des Bistums und besonders allen Gelehrten der humanistischen Richtung offen.

In gleichem Umfange wie die Büchereien der höheren Geistlichen halten sich die Sammlungen der rechtsgelehrten Bürgermeister und Ratsherrn, der Universitätsprofessoren, der Aerzte und anderer Gelehrten, die akademische Studien durchgemacht und akademische Grade angenommen hatten. Hugo von Trimberg, ein gelehrter Laie und Schulmeister in Bamberg um die Wende des 13. Jahrhunderts, besaß nach seiner eignen Angabe im „Renner" 200 Bücher, mit denen er im Alter nach Sitte der Lehrer sich seinen Unterhalt zu verdienen hoffte. Ein Fridericus notarius schenkt im Jahre 1376 an das Kloster Admont 117 Bücher [4]). Der Jurist und Domprobst Dr. Künhofer vermacht im Jahre 1429 seine 151 Bücher dem Nürnberger Rat [5]), und der Arzt Kaiser Friedrichs III. Johannes Sfindel im Jahre 1450 seine 200 Bände medizinischen und mathematischen Inhalts an die Universität Prag [6]). Von den Büchern des Dresdener Arztes Dr. Paulico gelangen 1459 an das akademische Fürstenkollegium 37 Schriften theologischen Inhalts und 22 unter der Bezeichnung „in artibus" [7]). Der Bürgermeister Heinrich Rubenow bestimmt im Jahre 1456 alle seine Bücher,

---

[1]) Wilken, a. a. O., pag. 18.

[2]) Notiz im Anz. f. Bibl. 1848/49, pag. 52.

[3]) Morneweg, Joh. v. Dalberg. 1887, pag. 232 ff.

[4]) Notiz im Anz. f. Bibl. 1878, pag. 135.

[5]) Petz (Mitth. d. Ver. f. Geich. Nürnbergs VI, 1886, wo noch ein paar andere Nachlässe zu finden sind).

[6]) Hirsching III, 229, wo ebenfalls einige ähnliche Sammlungen erwähnt werden.

[7]) Ebert (Anz. f. Bibl. 1842, pag. 64).

Digitized by Google

deren Wert er auf über 1000 Goldgulden schätzt, für die neugegründete Greifswalder Universität [1]). Der Stiftsschulrektor Poetzlinger († 1469) schenkt 110 Bücher an die Bibliothek bei St. Emmeran in Regensburg [1]). Im Jahre 1495 übergiebt der Rostocker Professor der Jurisprudenz Liborius Meyer ca. 20 juristische Werke dem Kloster Bordesholm mit der Bestimmung, dafür Seelenmessen zu lesen [2]). Nur 16 Büchertitel werden in dem Nachlaß des Arztes Dr. Schöne in Landshut erwähnt [3]). Der Ratsherr Gerwin von Hameln besitzt dagegen eine stattliche Sammlung von 336 Büchern, welche er im Jahre 1495 der Andreaskirche in Braunschweig vermacht [4]). An alle diese Schenkungen könnte noch eine große Reihe von gleichzeitigen Vermächtnissen angereiht werden, in denen es sich um Büchereien von gegen 100 oder mehr Bänden handelt oder gehandelt zu haben scheint. Besonders eifrige Büchersammler waren die älteren Humanisten [5]), die in diese Zeit des endenden Mittelalters gehören. Ein Konrad Celtes, Rudolf von Lange, Wimpfeling, Sebastian Brant, Hermann von dem Busche [6]), Erasmus u. a. besaßen nachweislich reichhaltige Bibliotheken; und das von Joachimsohn zusammengestellte Verzeichnis der Bücher des Augsburger Patriciers und Humanisten Sigismund Gossembrot führt über 300 Titel auf [7]).

Wie der Patricier Gossembrot haben auch viele seiner Standesgenossen Interesse für litterarische Dinge, worüber man bei Roth von Schreckenstein [8]) und an anderen Orten Belege genug findet. Eine Anzahl von Erbauungs- und Unterhaltungsbüchern gehörte jedenfalls auch im 15. Jahrhundert schon zum gewöhnlichen Hausrat der wohlhabenden Altbürgerfamilien, besonders im südlichen und westlichen Deutschland, und oft mag der patricische Handelsherr ein kostbares, bildergeschmücktes Buch von seinen Reisen nach Italien, nach Frankreich und nach dem übrigen Deutschland heim-

---

[1]) Becker, a. a. O., pag. 300.

[2]) Merzdorf, a. a. O., II. 1850, p. 8.

[3]) Stenzel, Script. rer. Sil. III. 1847.

[4]) Schönemann (Serap. 1845, pag. 24).

[5]) Schmidt, a. a. O., pag. 31.

[6]) Ein von Detmer (Westd. Ztschr. 1895, pag. 211) erwähntes Verzeichnis seiner Bibliothek nennt 100 Bände.

[7]) Centr.-Bl. f. Bibl. 1894, pag. 249.

[8]) Das Patriziat in d. dtsch. Stdt. 1856.

Digitized by Google

gebracht haben. Es giebt manche Hinweise darauf. Am deutlichsten beweist aber wohl der von Joftes [1]) veröffentliche Katalog der Dominikanerinnenbücherei in Nürnberg das Vorhandensein von Büchern in den Patricierhäusern; es werden dort nämlich in fast 60 verschiedenen Fällen von Patriciertöchtern und deren Angehörigen Bücher an das Kloster geschenkt, und „bei einzelnen Nonnen, sagt Joftes, war die Zahl der zu ihrer Ausstattung gehörigen Bücher sehr bedeutend für jene Zeit. So brachte Katharina Tucher gegen 30 Stück mit ins Kloster, darunter eine Historienbibel und ein Lektionar. Es scheint nicht — es ist gar kein System in der Auswahl —, daß dieselben erst ad hoc für sie geschrieben, sondern ihr aus der Familienbibliothek abgetreten wurden, denn daß reiche Familien wie die der Tucher auch damals schon eine beträchtliche Anzahl Bücher geistlichen und weltlichen Inhalts besaßen, kann nicht bezweifelt werden. Andere Werke wurden von Bürgern und Bürgerinnen geschenkt [2])."

Dafür daß auch die Handwerkerfamilien um diese Zeit bereits einige Bücher besessen hätten, giebt es naturgemäß wenig direkte Zeugnisse, denn es kann sich jedenfalls auch in den günstigeren Fällen nur um einige wenige Erbauungs-, Schul- oder Unterhaltungsschriften gehandelt haben [3]), deren gelegentliches, vorübergehendes oder dauerndes Vorhandensein wenig beachtet worden sein mag. An indirekten Zeugnissen dafür ist aber kein Mangel: Das Handwerk steht in Blüte, die Handwerker sind angesehen, und viele haben vertrauten Umgang mit Geistlichen, Gelehrten

[1]) Collect. Friburg. IV. 1895.

[2]) Daß in den Kreisen der Gelehrten und Wohlhabenden vielfach ein großer Sammeleifer zu finden war, konnte allein schon durch den Umstand bewiesen werden, daß Sebastian Brant dem Büchernarren, der viele Bücher zusammenbringt, aber nicht liest und versteht, den „vordanz" in seinem Narrenschiff (1494) läßt.

[3]) Vrgl. Uhlirz, Beiträge z. G. d. Wien. Bücherwesens 1326 1445 (Centr.-Bl. f. Bibl. 1896, pag. 79), der verschiedene Büchererwähnungen in alten Wiener Urkunden zusammenstellt. Er sagt pag. 80: „Deutsche und lateinische Bücher begegnen uns im Besitz und Nachlaß der Bürger, namentlich die Frauen hatten unter ihrem Hausrat gern Erbauungs- und Volksbücher und selbst weniger angesehene Leute behielten ihre Schulbücher, um sie bei ihrem Lebensende jüngeren Verwandten zu überlassen". — Der bekannte Klosterreformator Johannes Busch († 1479) sagt, nachdem er von den 100 Nonnen- und Beghinencongregationen des Utrechtschen Landes, die deutsche Bücher besitzen und lesen, gesprochen hat, daß auch die Vornehmen des Landes und

Digitized by Google

und Ratsmitgliedern, ſie haben durchweg Schulbildung genoſſen, ſehr viele haben die lateiniſche Schule beſucht und viele ſind auf mehreren höheren Schulen geweſen, denn es kommt außerordentlich häufig vor, daß die fahrenden Schüler nach vielem Wandern ein Handwerk erlernen und beim Handwerk bleiben; die Handwerker führen geiſtliche Spiele und Komödien auf, ſie dichten, ſie ſchreiben ihre Familienereigniſſe und andere wichtige Geſchehniſſe nieder, wie Dürers Vater; ſie kaufen Bücher für ihre lernenden und ſtudierenden Söhne, wie der alte Luther, der 1505 das teure Corpus juris und vorher ſchon andere Schulſchriften für ſeinen Martin anſchaffte [1]), oder wie es die Verwandten des Burkhart Zink (geb. 1396) gethan haben müſſen, wenn er in ſeiner Selbſtbiographie ſagen kann: „alſo hueb ich mich auf und nam mein Schuelbuech und bat mein Schweſter und iren Man umb ain Zerung [2]).“ Auch die Lehrlinge und Geſellen des Handwerks wurden vielfach angehalten, „Meß und Predigt zu hören und gute Bücher leſen zu lernen [3]).“

Bei der großen Maſſe der ländlichen und der ärmeren ſtädtiſchen Bevölkerung iſt allerdings in dieſem Zeitraum noch an keinerlei Bücherbeſitz zu denken, denn einerſeits fehlte es hier gänzlich oder doch in hohem Grade an der nötigen Schulbildung und der Fähigkeit zu leſen, und andrerſeits waren die hohen Bücherpreiſe für dieſen Teil der Bevölkerung durchaus unerſchwingliche [4]). Immerhin iſt zu beachten, daß ſich am Ausgange des Mittelalters ſchon

---

das gemeine Volk, Männer und Frauen, in dortiger Gegend viele deutſche Bücher beſäßen, worin ſie ſtudierten. — Sehr charakteriſtiſch iſt auch das Geſpräch der Frau Magdalis mit dem Abt Antonius in den Colloquien des Erasmus von Rotterdam. — Aehnliche zeitgenoſſiſche Zeugniſſe ſtellt Zimmermann, zur Geſch. d. dtſch. Bürgerſchule im Mittelalt. Lpz. 1878 zuſammen. Vrgl. auch Janſſen, a. a. O. I, pag. 19, ſowie über die Menge der Druckereien und der Druckerzeugniſſe Kirchhoff, Beitr. z. Geſch. d. dtſch. Buchh. 1851–53 und Kapp, Geſch. d. Buchh. 1886.

[1]) Kolde, Mart. Luther. 1884.

[2]) Chroniken deutſcher Städte V. S. 125.

[3]) Willmann, Didaktik. I. 1882. pag. 252.

[4]) Ueber die Handſchriftenpreiſe um 1450 vrgl. Anz. f. Bibl. 1848–49 pag. 52, wo der Wert der einzelnen Bände im Nachlaß des Biſchofs von Konſtanz notiert iſt.

Digitized by Google

weite Volkskreise, weitere wahrscheinlich als beispielsweise im 17. Jahrhundert, einer gewissen Schulbildung erfreuten [1]).

Faßt man nun die gesammten Bücherverhältnisse, wie sie von der Mitte des 15. etwa bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts lagen, ins Auge, so mag sich über Umfang, Erreichbarkeit und Beschaffenheit der litterarischen Bildungsmittel wohl das Folgende kurz resumieren lassen.

Es gab über das ganze Land zerstreut Tausende von Klosterbibliotheken [2]), deren Größe man sich schwankend zwischen einigen Dutzend und ein paar tausend Bänden vorstellen muß; es gab bei allen Dom- und Hauptkirchen der größeren Städte Bibliotheken von meist einigen hundert Bänden, und es gab bei den unzähligen übrigen Kirchen in der Regel kleine Bestände von liturgischen oder sonstigen theologischen Schriften. Ferner hatten die städtischen Ratskollegien Büchereien, die aber auch in den bedeutenderen Städten der damaligen Zeit wohl selten bis zu hundert und mehr Bänden, in den kleineren Städten aber immer nur die notwendigsten Rechtshandbücher und drgl. enthielten. Die hohen Schulen, d. h. die Universitäten, besaßen stets Bibliotheken und zwar, wie es scheint, durchweg in der Größe von einigen hundert bis tausend Bänden, doch schlossen sich diesen Fakultätssammlungen meistens noch mehrere kleine Büchereien der verschiedenen Bursen und Kollegien an. Die Gelehrten und die Geistlichen, welche auf Universitäten studiert hatten, verfügten immer über irgend welche Büchervorräte, in manchen Fällen über Sammlungen von hundert und einigen hundert Bänden. Das Gleiche gilt im allgemeinen von den Fürsten und dem hohen Adel dieser Zeit, von den reichen städtischen Patriciern und von einem Teil des Landadels. Und einige wenige Bände gehören auch bei der niederen Geistlichkeit, bei den wohlhabenderen Handwerkern und ähnlichen Berufskreisen zum gewöhnlichen Hausrat. Bedenkt man nun, daß in allen diesen Fällen die Bezeichnung „Band" wohl etwas mehr besagt als in

[1]) Von den zahllosen, hierher gehörigen Zeugnissen, sei nur der Ausspruch Alw. Schultz's (Dtsch. Leb. i. 14. u. 15. Jahrh. 1892, pag. 518) erwähnt: „Gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren wohl einzig die Bauern und auch diese nicht sämmtlich des Lesens unkundig".

[2]) Das gilt auch von Gegenden, in welchen die Wissenschaften keine besondere Pflege fanden, wie z. B. von der Mark Brandenburg. Vrgl. Wilken Gesch. d. Kgl. Bibl. in Berlin 1828, pag. 3 ff.

Digitized by Google

unserer Zeit, und daß außerdem noch einige andere Posten wie die Schulbücher der Studierenden und der zahllosen fahrenden Schüler in das Gesammtbild hineingehören, so kann man die durchschnittlichen Verhältnisse immer wohl noch ein wenig günstiger einschätzen, als z. B. Roth [1]) es thut, wenn er sagt: „Damals mag ganz Tübingen an Geschriebenem und Gedrucktem nicht mehr in seinen Mauern gehabt haben, als heute ein Einzelner auf seinem Repositorien stehen hat." Eine oder ein paar leidliche Klosterbibliotheken, einige Vorräte in Kirchen und Rathaus, und mehrere wenn auch bescheidene Sammlungen der verschiedenen Geistlichen, der Ratsherrn, des Arztes, des Schulmeisters und der wohlhabendsten Bürgerfamilien sind aus einer mittelgroßen Stadt des ausgehenden Mittelalters nicht fortzudenken [2]); und in der näheren oder ferneren Umgebung fanden sich ebenfalls Büchereien, die demjenigen geöffnet zu werden pflegten, der sich darum bemühte.

Es ist mit dem letzteren Punkt die Frage nach der Erreichbarkeit der Bibliotheksschätze für den Einzelnen berührt. Natürlich ist, daß sie zunächst den Korporationsmitgliedern, für welche und und von welchen die Bücher zusammengebracht worden waren, zu gute kamen. Aber keineswegs ihnen allein. Denn von Entleihungen an Draußenstehende wird in so zahlreichen Fällen berichtet, daß Wattenbach [3]) mit Recht sagen kann: „Oeffentlich waren alle Kirchenbibliotheken (d. h. mit Einschluß der Klosterbüchereien) insofern, als ihre Benutzung nicht leicht versagt wurde." Den Geistlichen, den Gelehrten und später den gelehrten Druckern waren sie jedenfalls regelmäßig zugänglich, und andere Bevölkerungskreise konnten bei diesen wissenschaftlichen Bibliotheken überhaupt wenig in Betracht kommen. Die Augsburger Benediktinerbibliothek zu St. Ulrich und Afra wurde, wie nachzuweisen ist [4]), von Laien viel benutzt; aus dem Baseler Karthäuserkloster ist ein langes Ausleihejournal erhalten [5]); von der Dombibliothek in Münster sagt Bahl-

---

[1]) Büchergewerbe in Tübingen, 1880.

[2]) Vrgl. hierzu auch Alw. Schultz, Excerpte a. Bresl. Stadtbüchern (Anz. f. K. dtsch. Vorz. 1871, pag. 12) der hervorhebt, daß häufig Bücher in den Nachlaßbestimmungen d. 15. Jahrh. genannt werden.

[3]) Schriftwesen, 3. Aufl. 1896.

[4]) Wattenbach, 3. Aufl., pag. 587.

[5]) Bernoulli (Basl. Jahrb. 1895).

Digitized by Google

mann[1]), daß sie schon im 15. Jahrhundert Jedermann für wissenschaftliche Arbeiten offen gestanden habe, und dasselbe wird von der großen Privatbücherei Rudolfs von Lange in Münster[1]) und des schon erwähnten Bischofs Johann von Dalberg in Mainz berichtet. Verschiedene Bibliotheken werden ausdrücklich, z. T. schon vor der Erfindung des Buchdrucks, als öffentliche bezeichnet, worüber u. a. Wattenbach zu vergleichen ist. Der deutlichste Beweis aber dafür, daß die Idee der Oeffentlichkeit den letzten Zeiten des Mittelalters nicht mehr fremd war, liegt darin, daß viele Stifter und Förderer von Bibliotheken eine allseitige oder doch möglichst weitgehende Benutzungsfreiheit in ihren Testamenten ausbedingen, so die schon oben erwähnten Nik. Matz in Michelstadt und Reidhart in Ulm, ferner Stephan Hüfner, welcher der Kirche in dem Städtchen Prettin Bücher vermacht, der Frankfurter Kannengießer, der das Karmeliterkloster beschenkt, der Schreinermeister, der an die Xantener Fraterherrn Haus und Garten zum Zweck von Bücheranschaffungen stiftet u. a.[2]). Mögen also auch einzelne Ausnahmen möglich und wahrscheinlich sein — denn es gab ja keine staatlichen Bibliotheken mit gleichartigen, sondern nur Korporationsbibliotheken mit verschiedenartigen und eigenmächtigen Satzungen —, so ist doch gewiß, daß jedem Gelehrten in der Nähe und in der Ferne Büchersammlungen offenstanden, Büchersammlungen, in welchen er entweder an Ort und Stelle die meist an Ketten hängenden, auf Pulten liegenden Bücher benutzen konnte, oder aus welchen er einzelne Werke gegen Pfand entleihen durfte. So die Regel. Auf die Abweichungen und überhaupt auf das Nähere der Bibliotheks- und Leihorganisation ist hier nicht weiter einzugehen, um so weniger als manche Untersuchungen darüber vorliegen[3]). Nur mag hier noch erwähnt werden, daß die Leihfrist häufig eine für unsere Begriffe recht lange war, es wurden Werke auf eine Reihe von Jahren, ja auf Lebenszeit verliehen, so hatte, um nur einen Fall

---

[1]) Bahlmann, (Westd. Ztschr. f. Gesch. u. K. 1891, K. Bl. 114, resp. 88.)

[2]) Falk, zur Gesch. der öff. Bibl. in Dtschl. bis 1520 (Historisches Jahrbuch I. 1880.)

[3]) u. a. Wilken, pag. 149 ff., Schmidt, pag. 32 ff., Wattenbach a. a. O., pag. 613 ff. „Eine Bibliothek im Mittelalter" von R. B. (Mag. f. Lit. d. Ausl. 1849, N. 132—134) und eine große Menge von Notizen im Serap. und im Anz. f. Bibl.

Digitized by Google

zu nennen, Reuchlin einen Codex der Basler Karthäuſerbibliothek 30 Jahre lang in Händen [1]).

Außer dieſen großen Bibliotheken ſtanden den einzelnen Gelehrten natürlich auch die Privatbüchereien ihrer Umgebung und ihres Bekanntenkreiſes zur Verfügung. Vor allem die Humaniſten, die ſich als eine große Familie von Freunden betrachteten, waren an ein gegenſeitiges Aushelfen mit Büchern gewöhnt, eine Sitte, die ſchön durch das Ex-libris-Motto Pirkhaimers: „Sibi et amicis“ beleuchtet wird. Aber auch die nichtgelehrten Kreiſe des Adels und der Bürger pflegten ſich auf dieſe Weiſe zu unterſtützen. Das würde als ſelbſtverſtändlich angenommen werden können, wenn man auch nicht von mehreren beſtimmten Fällen dieſer Art Kunde hätte, von dem ſchon vorhin erwähnten Schreiben des Herzogs von Cleve z. B., in welchem er ſeinem Neffen für die Ueberſendung eines Buches dankt und ihm ſeine Gegendienſte anbietet [2]), oder von dem Verzeichnis der gräflich Oettingenſchen Bücherei, in welchem 7 Werke als ausgeliehen bezeichnet werden [3]), von dem Anerbieten des ſchon genannten Püterich von Reichertshauſen, der nach Aufzählung ſeiner Bücher die Herzogin von Oeſterreich anredet: „Daraus was Euch gefalle bin ich euren gnaden allzeit willig raichent [4])“, und von anderen Entleihungen.

Alle bisherigen Bemerkungen über die Häufigkeit und Erreichbarkeit der ſpätmittelalterlichen Bücherſchätze mögen lückenhaft ſein und nicht immer der durchſchnittlichen Sachlage gerecht werden. Sie können aber doch vielleicht zeigen, daß die Verhältniſſe im großen und ganzen, wenigſtens für die Gelehrten, nicht gerade ungünſtig lagen. Das wird indeſſen noch deutlicher, wenn man einen Blick auf den Inhalt der damaligen Bücherſchätze und auf die Beſchaffenheit der damaligen Wiſſenſchaft wirft. Es iſt allgemein bekannt, daß die mittelalterliche Wiſſenſchaft weniger darauf ausging, die unbekannten Beziehungen und Geſetzmäßigkeiten auf dem Gebiete des geiſtigen und des Naturlebens durch freie Forſchung aufzuklären, als daß ſie ihre Aufgabe darin erblickte, die ſchon erkannte Wahrheit zu verſtehen und ſich anzueignen. Die großen

---

[1]) Bernoulli (Basl. Jahrb. 1895, p. 81).

[2]) Steinhauſen, Privatbriefe I. 1899, pag. 43.

[3]) Centr.-Bl. f. Bibl. 1892, pag. 484.

[4]) Duellius, a. a. O., p. 277.

Digitized by Google

theologiſchen Wahrheiten waren in den bibliſchen und patriſtiſchen Schriften niedergelegt, die philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen in den Werken der griechiſchen und römiſchen Denker und der alten Kirchenlehrer, die Rechtsſätze in den Büchern der römiſchen und der großen mittelalterlichen Juriſten, während die Geſchichtsſchreibung mit ihrer oft naiven Kritikloſigkeit und ausgeſprochenen Vorliebe für alles Anekdotenhafte der Dichtung und Unterhaltungslitteratur weit näher ſtand als den eigentlichen Wiſſenſchaften. War alſo eine Bibliothek im Beſitz der hauptſächlichſten Schriften der alten Denker und der wichtigſten alten Kommentationslitteratur, verfügte ſie über einige Dichter zum Zweck des Lateinſtudiums, über einige Chroniken und Beiſpielſammlungen zum Zweck der Predigtkompoſition, der Erbauung und der Unterhaltung und über ein paar ſonſtige praktiſche Hülfsmittel, ſo war für den weitaus größten Teil aller Gelehrten und Geiſtlichen ausreichend geſorgt. Dieſe ſämmtlichen weſentlichen Bildungsmittel konnten ſich aber in einer Bibliothek von einigen hundert Folianten leicht vereinigt finden, und manche alten Kataloge können beweiſen, daß ſie in einzelnen auch kleineren Büchereien in der That vertreten waren, wenn man dabei die großen mittelalterlichen Encyklopädien und Summenwerke ſowie die vielverbreiteten Excerptenſammlungen und Chreſtomathien gebührend in Anſchlag bringt, die einer Reihe von Einzelſchriften gleichzuſetzen ſind.

2. Das Reformationszeitalter.

In den bewegten Zeiten des 16. Jahrhunderts nimmt auch das geſammte Bücherweſen ein völlig verändertes Ausſehen an. Aus mancherlei leichtbegreiflichen Gründen. Die litterariſche Produktion iſt in beiſpielloſer Weiſe im Wachſen begriffen, denn der gewaltige Kampf um den neuen und den alten Glauben drückt zahlloſen Gelehrten und Ungelehrten die Schreibfeder in die Hand, und neue Entdeckungen auf der Erde und im Weltall, wie im Bereich antiker Wiſſenſchaft und Kultur beſchäftigen die Phantaſie und regen immerfort zu neuer Denkarbeit an. Und wie die verſchiedenen Zeitfragen in tauſendfacher Weiſe ſchriftſtelleriſch behandelt und beleuchtet werden, ſo wird wieder jede einzelne litterariſche Prägung tauſendfach durch die junge, immer geſchäftige Druckkunſt vervielfältigt und ſchnell und für billiges Geld unter das Volk gebracht, in vielen Fällen auch

unter die große Masse des handarbeitenden Volks, die lebhaftes Interesse für die geistig-religiösen Streitfragen zeigt und bei günstiger Lage der Wirtschafts- und Bildungsverhältnisse im stande ist, die kleinen Bücher und Druckbogen zu kaufen und zu verstehen. Man wird deshalb, ohne hier im übrigen die Verteilung von Licht und Schatten in dem Gesamtzeitbild untersuchen zu müssen, von vornherein annehmen können, daß der Bücherbesitz des 16. Jahrhunderts denjenigen des ausgehenden Mittelalters ganz außerordentlich an Umfang wie an Mannigfaltigkeit, bei Gelehrten und Reichen wie bei Ungelehrten und Armen übertroffen haben muß.

Eine vollständige Umwälzung führt aber das 16. Jahrhundert auf dem Gebiet des öffentlichen und korporativen Bibliothekswesens herbei. Den Hauptanstoß dazu giebt die Aufhebung der Klöster und Stifter, also derjenigen Institute, mit welchen das alte Bibliothekswesen eigentlich steht und fällt. Es ist eine ungeheure Masse von alten Hand- und Druckschriften, die bei diesem Besitzwechsel ans Tageslicht gezogen wird, wenn es auch den Mönchen hier und dort noch gelang, wertvolle Pergamente bei Seite zu schaffen und verborgen zu halten. Vieles von den Bücherschätzen geht dann allerdings bald in den stürmischen und rechtsunsicheren Zeiten der Religionskämpfe verloren, durch Mißgeschick wie durch Sorglosigkeit, anderes wird als wertlos, verdächtig oder ketzerisch vernichtet und verschleudert [1]). Mit dem Rest, der dann noch im Besitz der Landesherren und der einzelnen Städte verbleibt, werden zum Teil neue Büchereien begründet, zum Teil die noch vorhandenen alten Sammlungen vermehrt. In Betracht kommen hierbei die Kirchen-, Schul- und Stadtbibliotheken sowie in manchen Fällen die Büchereien der Fürsten. Die folgenden Seiten versuchen einige Daten zur Kennzeichnung des Umfangs und der Bedeutung dieser verschiedenen Bibliotheken zusammenzustellen.

Die Kirchenbibliotheken. Bei der gänzlichen Unbedeutendheit des kirchlichen Bibliothekswesens der Gegenwart wird man sich nur schwer davon überzeugen mögen, daß vor ein paar Jahrhunderten noch auf diesem Gebiet viel Tüchtiges und Vortreffliches vorhanden

[1]) Eine herzoglich-pommersche Verordnung v. J. 1552 bestimmt z. B. betr. der Klosterbüchereien: Die unbrauchbaren und überflüssigen Bücher sollen bei einzelnen Centnern als Makulatur verkauft und für das Geld sollen andere gute Bücher angeschafft werden. (Gesterding, Gesch. Greifswalds 1827. pag. 179). In ähnlicher Weise wurde oft verfahren.

Digitized by Google

gewesen ist. Die Bibliotheksfrage beschäftigte die neue Kirche im 16. Jahrhundert in hohem Maße. Schon Luther trat nachdrücklich für die Einrichtung von Büchereien ein, so in dem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren vom Jahre 1524, wo er ermahnt, „daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librareien oder Bücherhäuser zu verschaffen, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen." Und in den meisten Kirchenordnungen der protestantischen Kirche wird der Bibliotheksangelegenheit gedacht. Es ist darauf bereits im Anzeiger für die Bibliothekswissenschaft, Jahrg. 1846, hingewiesen, wo pag. XLVII die betreffenden Stellen aus elf Kirchenordnungen nach der Richterschen Ausgabe der evang. K.-O. d. 16. Jahrh. abgedruckt sind. Ausführlicher handelt neuerdings O. Radlach darüber im Centralblatt f. Bibl. Jahrg. 1895. Von allen Führern in der Reformationsbewegung redet Bugenhagen der Bibliothekssache am eifrigsten das Wort. Er wünscht in der Pommerschen Kirchenordnung, daß „ynn eyner yewelicken Stad eyne gemeine Liberie geholden werde vör de Parners, Predikers, Scholmesters unde Scholgesellen." Die Kirchenordnung für Hessen v. J. 1537 sagt, „Man soll in allen Stetten und Dörffern nach des gemeinen Kastens vermügen, alle und ein yedes jar ein zeitlang für ein gulden, zwen, drey oder vier auffs höchst rechte gute nutzliche Biblische und andere dergleichen Bücher, wie solichs der Superintendent befilht, kauffen." In ähnlicher Weise äußern sich auch andre Kirchenordnungen und Visitationsbestimmungen, wie bei Radlach u. a. des weiteren nachzulesen ist. Daß aber derartige Bestimmungen nicht nur auf dem Papier gestanden haben, zeigt ebenfalls Radlach durch Aufzählung einer Reihe von Kirchenbibliotheken des 16. Jahrhunderts, die er indessen absichtlich kurz hält und die in der That leicht vermehrt werden könnte [1]). Nicht bloß zahlreiche kleine Städte lassen es sich angelegen sein, Büchereien bei den Kirchen einzurichten, sondern auch Pfarrdörfer gelangen, meistens durch Stiftungen, in den Besitz von Büchersammlungen. So kaufte Heinrich von der Asseburg in alle Kirchen seiner Dörfer die „Tomos Lutheri" [2]), Heinrich und Lorenz v. Krosigk begründeten 1580 eine Kirchenbibliothek in dem Dorfe Alsleben a. d. Saale [3]), und ebenso zeichneten sich die

[1]) Vrgl. Schwenke, a. a. O.

[2]) Cur. Spangenberg. Adelsspiegel II. 1594, pag. 75.

[3]) Schwenke, pag. 4 ꝛc.

Digitized by Google

Schulenburgs, die Bismarcks, die Münchhauſens u. a. durch Stiftungen oder Schenkungen aus[1]). Für die Kirche in Oettingen kaufte der dortige Graf im Anfang des 17. Jahrhunderts eine Privatbibliothek an[2]).

Was die Größe dieſer Kirchenbibliotheken anbelangt, ſo erhellt aus mehreren Kirchenordnungen, in welchen die Titel der anzuſchaffenden Bücher genannt werden, daß man in kleineren Gemeinden zumeiſt nur Wert darauf legte, etwa eine lateiniſche und eine deutſche Bibel, die Schriften Luthers, die Loci communes von Melanchthon, des Urbanus Rhegius Büchlein, wie man predigen ſoll, und einige ähnliche Bücher zuſammenzubringen. Dagegen ſchreiben aber die Kirchenordnungen größerer Städte, wie z. B. diejenige für die Stadt Braunſchweig v. J. 1528 vor, daß man die Werke, die nicht jedermann kaufen könne, wie die Schriften des Auguſtinus, Ambroſius, Hieronymus und drgl. anſchaffen ſolle. Um etwas Beſtimmteres über den durchſchnittlichen Umfang der alten proteſtantiſchen Kirchenbibliotheken ſagen zu können, ſind wohl bisher nicht genug Inventar-Dokumente an die Oeffentlichkeit gezogen. Ausſchlaggebend waren überall die Schenkungen der Geiſtlichen und der Gemeindeglieder und vor allem auch die einer Pfarrkirche zufallenden Reſte alter Kloſterbüchereien. Dazu kommt aber ferner noch der Umſtand in Betracht, ob neben der Kirchenbücherei auch Schul- und Ratsbibliotheken beſtehen, oder ob an einem Ort die Kirchenbibliothek als Hauptſammlung von Rat und Gemeinde unterhalten und benutzt wird. Alle dieſe Verhältniſſe mußten natürlich große Verſchiedenheiten der kirchlichen Bücherſammlungen herbeiführen. Als feſtſtehend darf man aber anſehen, daß während des 16. Jahrhunderts überall ein großer Eifer vorhanden war, die wichtigſten Schriften der neuen Lehre bei den Kirchen und Pfarrhäuſern zu vereinigen, und daß beſonders die Geiſtlichen ſelbſt, indem ſie ihre eigenen Bücher in die Kirche ſtifteten, ſich allerorten, namentlich auch in den kleinen Gemeinden, um die Bibliotheksangelegenheit verdient machten; andererſeits iſt aber zu beachten, daß die Kirchenbüchereien ſelten andere als theologiſche Zwecke verfolgten, und daß eine große Anzahl derſelben nicht erheblich über die erſten Schenkungen hinauswuchs. Bei den Kirchen

[1]) Radlach. a. a. O.

[2]) Hirſching III., pag. 187.

Digitized by Google

der größeren Städte gab es wohl ansehnliche Büchereien. Aus der Marienbibliothek in Rostock ist ein Katalog vom Jahre 1608 vorhanden, der ca. 620 Titel aufzählt[1]). An die Bibliothek der Marienkirche in Halle schenkte der Magistrat die i. J. 1616 angekaufte Dieſtelmaierſche Bücherſammlung von 3300 Bänden[2]), und es wird dort im 16. Jahrhundert von den Kanzeln zu Bücherſchenkungen aufgefordert. In Lübeck werden 1620 bei Begründung der öffentlichen ſtädtiſchen Bibliothek von der Marienkirche 259, Jacobikirche 221, von St. Petri 38, St. Aegidien 175 und St. Katharinen 187 Werke abgegeben, wozu dann u. a. noch 219 Werke aus zwei alten Kloſterbüchereien kamen[3]). In der Kieler Nikolai-Kirche ſind um die Mitte des 17. Jahrhunderts ca. 200 Bände vorhanden.[4]) Manche ähnliche Daten laſſen ſich gewiß noch hier und dort auffinden, und man iſt vielleicht berechtigt, derartige Zahlen bei den größeren Städten im allgemeinen zu vermuten; es darf aber doch nicht unerwähnt bleiben, daß auch ungünſtige Fälle vorkommen, wie beiſpielsweiſe in Eiſenach, wo nach Hirſchings Angaben die Hauptkirche bis 1596 nur eine Agende und ein Neues Teſtament beſaß und dann erſt ſich weiterer Bücherſchenkungen zu erfreuen hatte[5]). Aber Eiſenach hatte bereits eine Gymnaſialbibliothek, und wie ſchon erwähnt, war bisweilen die Sorgfalt der Gemeinde und auch der Geiſtlichen auf Koſten der Kirchenbüchereien mehr den bereits anderweitig beſtehenden Bibliotheken zugewendet.

In den katholiſchen Gegenden Deutſchlands wurden die im vorigen Kapitel ſkizzierten Kirchen- und Kloſterbibliotheken zumeiſt erhalten und beſonders gegen Ende des 16. Jahrhunderts in der Zeit des Jeſuitismus und der eifrigen Gegenreformation z. T. anſehnlich vermehrt.[6])

Die Jeſuiten waren es auch, die das katholiſche, beſonders das höhere Schulweſen zu großer Blüte brachten. Sie verſäumten niemals bei den vielen neugegründeten Lateinſchulen Büchereien

[1]) Mſcr. d. Roſt. Univ.-Bibl.

[2]) Knauth (Serap. 1847, pag. 370 ff.).

[3]) Deecke, Die off. Bibl. in Lübeck. S.-A. 1851. pag. 6.

[4]) Ratjen, Geſch. d. Kiel. Univ. Bibl. 1862.

[5]) a. a. O. I. pag. 119.

[6]) Vrgl. hier beſonders die intereſſanten von Hipler mitgeteilten Kataloge der ermländiſchen Stadt- u. Dorfkirchen in der Ztſchr. f. Geſch. Erml. 1871 pa. 407. ff.

Digitized by Google

einzurichten, die in den meisten Fällen recht bedeutend gewesen zu sein scheinen. Aber auch in den protestantischen Ländern war man überall eifrig dabei, tüchtige Schulen ins Leben zu rufen, und auch hier wußte man die Bedeutung einiger Büchervorräte für das Gedeihen der Anstalten zu schätzen. Von vielen dieser alten Gymnasien ist es bekannt, daß sie Bibliotheken besaßen. Das reichhaltige „Verzeichnis Deutscher Schulbibliotheken" im Neuen Anzeiger f. Bibl. 1869 giebt allerdings nur wenige hierher gehörige Gründungsjahre an, aber Schwenke bringt bereits über 40 Anstalten, die bestimmt im Reformationszeitalter über Büchereien verfügten, und bei ebenso vielen lassen die Notizen Schwenke's dieselbe Gründungszeit vermuten. Das scheint nun nicht viel sagen zu wollen, wenn man damit die Gesammtzahl der damaligen Lateinschulen, die Fr. Otto[1]) auf ca. 1500 angiebt, vergleicht. Aber es ist zu bedenken, daß die Zahl jener Schulbibliotheken schon jetzt auf Grund der vorhandenen Schulgeschichten bedeutend vermehrt werden könnte, und daß andererseits in den meisten Fällen wohl nicht viel Aufhebens von den kleineren Sammlungen gemacht worden ist, so daß die Quellen darüber nichts aussagen. Auch der Umstand, daß bei einer Gymnasialbibliothek erst ein Jahr unseres oder des vorigen Jahrhunderts als Gründungszeit angegeben wird, ist nicht immer ein Beweis dafür, daß einer solchen Anstalt früher jegliche Büchervorräte gemangelt hätten. Allerdings hing die Begründung von Büchereien bei den Schulen sowohl wie bei den Kirchen, soweit nicht Büchervorräte aus den aufgehobenen Klöstern zu Gebote standen, in erster Linie von der Schenkungslust der Gemeindemitglieder ab; aber es wird aus dem 16. und 17. Jahrhundert von so zahlreichen freiwilligen Zuwendungen dieser Art, besonders auch von Seiten der Schulrektoren und Schulkollegen, berichtet, daß man gezwungen ist, die Bibliotheksverhältnisse der damaligen höheren Schulen als durchweg günstige anzusehen. Unter der Einschränkung, daß die noch sonst an einem Orte existierenden Kirchen-, Stadt- oder Universitätsbibliotheken eine Schulbücherei mehr oder weniger überflüssig machten, kann man wohl annehmen, daß die Schulen der größeren Städte zumeist mit nicht viel geringeren Sammlungen ausgestattet waren, als etwa das Marienstiftgymnasium in Stettin, von dem berichtet

[1]) Der dtsch. Bürgerstand u. d. dtsch. Bürgerschule. 1871.

Digitized by Google

wird [1]), daß es i. J. 1590 320 Bände und 61 Handschriften und i. J. 1646 ca. 3700 Bände besessen habe, oder das Gymnasium in Hornbach (Zweibrücken), von dem ein Verzeichnis des Jahres 1577 mit 881 Nummern vorhanden ist[2]), oder die Altenburger Lateinschule, die 1543 in den Besitz von einigen hundert Klosterbüchern gelangte [3]).

Zu den mittelalterlichen Universitätsbibliotheken kommen während des 16. Jahrhunderts meist gleichzeitig mit den neugegründeten Universitäten auch neue Bibliotheken hinzu. Wittenberg, Frankfurt a. O., Marburg, Königsberg, Jena, Herborn[4]), Helmstedt, Gießen gelangen frühzeitig teils durch Gunst der Fürsten, teils durch private Schenkungen und durch Zuwendung alter Klosterbüchereien in den Besitz von Bibliotheken [5]), die allerdings während des 16. Jahrhunderts im allgemeinen von mäßigem Umfang geblieben zu sein scheinen. Von mäßigem Umfang sind auch die meisten älteren akademischen Büchereien, namentlich in den ersten Jahrzehnten nach Beginn der Kirchenreformation, die mit ihren moralischen und wirtschaftlichen Umwälzungen ebenso sehr an den Grundmauern der alten klerikalen Universitätsinstitute wie an dem alten Wissenschaftsbau selbst rüttelte. Ist es doch allgemein bekannt, daß mehrere jener Universitäten damals nur noch ein Schattendasein lebten, und daß manche dem Untergang nahe waren. Auch die Bibliotheksverhältnisse heben sich im allgemeinen erst wieder mit dem Gesammtzustand der einzelnen Universitäten [6]).

Der bedeutendsten Bibliotheken erfreute sich im Reformationszeitalter die Universität Heidelberg; die dortige Bibliotheca palatina, ein Werk der wissenschaftliebenden Kurfürsten, war weltberühmt und zog mit ihren mehreren tausend Bänden und Handschriften zahlreiche Gelehrte nach der Neckarstadt, bis sie zu Anfang des dreißigjährigen Krieges den siegreichen Feinden in die Hände fiel und nach Rom geschafft wurde [7]). In Erfurt wurde die Universitäts-

[1]) Wehrmann. (Balt. Studien. 1894. pag. 202) Die hauptsächlich den Zwecken des Pädagogiums dienende Bücherei befindet sich in der Marienkirche u. wird als bibliotheca publica ad aedem divae virginis bezeichnet.

[2]) Buttmann, Gesch. d. Gymn.-Bibl. in Zweibrück. 1898. pag. 18.

[3]) Geyer, Verz. d. Gymn. Bibl. Altenburg. Progr. 1892.

[4]) Enthält i. J. 1607 964 Werke, vrgl. v. d. Linde. (Anz. f. Bibl. 1884, 23).

[5]) Vrgl. u. a. Schwenke.

[6]) Vrgl. Klemm. pag. 45 u. 82 ff.

[7]) Wilken a. a. O.

Digitized by Google

bibliothek in den Jahren 1510 und 1525 zum größten Teil zerstört, die Tübinger wurde 1534 ein Raub der Flammen; erstere erholte sich überhaupt nicht wieder, während letztere in den Besitz einiger wenig umfangreicher Klosterbüchereien gelangte und dann i. J. 1583 durch die Stiftung des Professors Ludw. Grempp um 2600 Bände vermehrt wurde [1]). In Leipzig entstand i. J. 1543 neben den kleineren Fakultäts- und Kollegsammlungen eine eigentliche Universitätsbibliothek, der bald darauf aus verschiedenen Klosterbüchereien 1500 Handschriften und 4000 Bände Druckschriften zufielen [2]). Unbedeutend scheinen die Bibliotheken in Mainz, Trier und auch Köln gewesen zu sein; in Ingolstadt erfolgte eine stärkere Vermehrung erst gegen Ende dieses Zeitraumes, in Freiburg erst im 18. Jahrhundert. Die Universität Basel hat i. J. 1583 nach Einverleibung einiger Klosterbüchereien 1400 Bände und gelangt 1590 in den Besitz der 2100 Bände starken Karthäuserbibliothek [3]). In Rostock und Greifswald gingen die alten Fakultätssammlungen während der kirchlichen Wirren verloren; Greifswald erhielt erst seit 1604 wieder eine Bücherei, nachdem die Universität mit einem Wittenberger Buchhändler einen Lieferungsvertrag um 2000 Gulden abgeschlossen hatte [4]); in Rostock begann man ein paar Jahrzehnte früher wieder zu sammeln, so daß die philosophische Fakultät i. J. 1596 etwa 540 Bände ihr eigen nennen konnte [5]); 1606 gelangte sie in den Besitz eines Kapitals von 2400 Gulden, das der Studiosus P. Calenius vermachte. Auch andere Universitätsbibliotheken erfreuten sich ähnlicher Stiftungen [6]).

Zu den Kirchen- und Schulbibliotheken, die das Reformationszeitalter überall zum Nutzen weiterer Kreise neuschuf oder erweiterte, treten noch die Stadtbibliotheken hinzu, welche, hervorgegangen aus alten Ratsbüchereien oder aus Legaten oder Klosterbeständen, ebenfalls in hohem Maaße den Charakter der Oeffentlichkeit trugen

---

[1]) Stälin a. a. O. pag. 64.

[2]) Schwenke, pag. 221.

[3]) Heusler a. a. O.

[4]) Perlbach a. a. O. pag. 6.

[5]) Tychsen a. a. O. pag. 9. — Daneben gab es noch einige andere akademische Sammlungen, so bestimmt u. a. der Stifter, der die Regentie zum Roten Löwen 1563 wieder aufrichtet, daß für 100 fl. Bücher „zur notigen Librey" angeschafft werden sollen (Rost. Etwas 1738, pag. 645).

[6]) Vrgl. Klemm pag. 82 ff.

Digitized by Google

und zum mindesten den wissenschaftlich Interessierten stets zugänglich waren. Sie waren nicht selten bei einer Kirche oder bei einer Lateinschule untergebracht, unterscheiden sich nach Zweck und Zusammensetzung zumeist wenig von jenen anderen Sammlungen und wechselten öfters oder trugen auch gleichzeitig die Bezeichnung Stadt-, Kirchen- oder Gymnasialbibliothek.

Wie verbreitet derartige im Besitz der Stadt befindliche Büchereien waren, mag die folgende natürlich keineswegs vollständige Liste[1]) zeigen, bei der es sich nur um eigentliche Stadtbibliotheken und nicht um die viel häufiger vorkommenden, weniger öffentlichen Ratsbüchereien handelt. In Magdeburg besaß die Stadt seit 1525 die Bücherei des Augustinerklosters, die im Stadtgymnasium aufgestellt und vorzugsweise als Stadtbibliothek benutzt wurde. Die Lindauer städtische Bücherei wurde 1528 mit den Beständen des dortigen Barfüßerklosters begründet. In Wernigerode wurde 1533 an einem Lokal für eine „Libraria pro re publica et communi bono“ gebaut[2]). Zu den nachmals berühmten Stadtbibliotheken in Augsburg[3]) und Nürnberg[4]) wurde 1537 und 1538 mit den Büchereien aufgehobener Klöster der Grund gelegt. In Königsberg giebt ein Vermächtnis des Pfarrers Johann Poliander von ca. 900 Bänden (i. J. 1541) die Veranlassung zur Begründung einer städtischen Bibliothek, die sich bald anderer größerer Schenkungen zu erfreuen hat. Die in Rothenburg a. T. 1559 vom Konsistorium begründete Sammlung wird als Bibliotheca reipublicae Rotenburgensis bezeichnet. Die Lüneburger Stadtbibliothek datiert vom Jahre 1555. In Lauban existiert eine städtische Bücherei seit 1569, den Stamm bildet das Vermächtnis eines Geistlichen, das durch Sammlungen von Geld und Bücherbeiträgen fortdauernd ansehnlich vermehrt wurde. In Heilbronn wurde 1575, in Schwäb. Hall 1592 eine Stadtbibliothek angelegt. Der Stadt Danzig fiel 1582 eine Schenkung zu zur

---

[1]) Schwenke a. a. O.

[2]) E. Jakobs (Ztschr. d. Harz-Ver. 27, 1894).

[3]) Vrgl. [El. Ehinger] Catalogus Bibl. reipubl. Augustanae. 1633., der gegen 5300 Nummern und eine weit größere Anzahl von Schriften aufführt (Davon sind ca. 1500 als theol., 800 als hist., je 400 als jur., philos., med., 230 als math., 150 als rhet., die übrigen als philol. gramm., poet. ꝛc. bezeichnet.)

[4]) Anfänge in Nürnberg allerdings schon im 15. Jahrhundert, vergl. oben.

Digitized by Google

Begründung einer hauptsächlich den Zwecken des Gymnasiums dienenden Ratsbibliothek, weitere bedeutende Vermächtnisse und Bücherankäufe folgten bald. Die Elbinger Stadt- oder Gymnasialbibliothek wurde 1601 begründet und ebenfalls in den nächsten Jahren beträchtlich vermehrt. In Hamburg gab es seit der Einführung der Reformation eine Büchersammlung, die im Johanneum untergebracht war und 1648 als „gemeine Bibliothek" bezeichnet wurde. Lübeck errichtet mit Hülfe verschiedener Kirchen- und Klosterbüchereien i. J. 1620 eine öffentliche Stadtbibliothek, die gleich zu Anfang gegen 1500 Bände aufzuweisen hat. Eine bedeutende Rats- und Gymnasialbibliothek hat Zwickau im 16. Jahrhundert, weiter sind städtische Büchereien in Schlettstadt, wo Beatus Rhenanus († 1547) ca. 500 Bände vermacht, in Breslau, in der alten Reichsstadt Ueberlingen, in Stralsund, wo der Rat die 142 Bände des Zach. Orthus († 1579) kauft, und an vielen anderen Orten, in welchen sie entweder als eigentliche Stadtbibliotheken mehr oder weniger bestimmt nachzuweisen sind, oder wo sie unter der Bezeichnung Rats-, Schul- oder Kirchenbibliotheken dieselbe Stellung und Aufgabe haben.

Eine strenge Auseinanderhaltung der verschiedenen Bibliotheksarten ist, wie schon mehrfach erwähnt wurde, weder zweckmäßig noch überhaupt möglich. Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden sind die meisten Bibliotheksinstitute insofern, als das Verfügungsrecht bei den Obrigkeiten liegt, dagegen ist die Begründung und Vermehrung der Sammlungen überall in erster Linie Sache von Privaten, die Bücher- oder Geld-Schenkungen machen. Nur in den wohlhabenden Städten erfolgt auch von Seiten der Behörden zuweilen eine planmäßige Vermehrung der Bibliotheken, während kleinere Gemeinden oft jahrzehntelang nicht über die erste Schenkung hinauskommen. Sind besondere Kapitalstiftungen zu gunsten der Büchereien vorhanden, was hier und da auch in kleinen Städten der Fall ist, so ist wohl eine geordnete Instandhaltung und Erweiterung möglich, andernfalls ist man auf mehr oder weniger zufällige Zuwendungen Einzelner angewiesen, Zuwendungen, die aus eigenem Antrieb erfolgen, oder die nach Aufforderung seitens der Bürgermeister, Geistlichen und Schulrektoren von den Bürgern gemacht werden, Schenkungen weiter, zu welchen an manchen Orten, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, die neuangestellten Beamten verpflichtet sind, oder zu welchen sich die Autoren verpflichtet halten, die ihre eigenen

Digitized by Google

Schriften den Ratskollegien dedicieren. Die letztere Sitte war bekanntlich im 16. Jahrhundert eine außerordentlich verbreitete, und es steht fest, daß auf diese Weise nicht selten auch kleinere Städte, natürlich gegen ihr gutes Geld, in den Besitz von allerlei Schriften gelangten, worauf u. a. Zesch in seiner Geschichte des Leisniger Schulwesens hinweist, wenn er sagt, daß dem dortigen Rat „eine Menge von Schriften von Geistlichen, Lehrern, Ratspersonen, Studenten etc. der näheren und weiteren Umgebung dediciert und überbracht wurden."

Oeffentlich waren alle diese Bibliotheken der Reformationszeit jedenfalls in dem Sinne, daß den Geistlichen, Ratsherrn, Aerzten, Schulmännern und jedem, der sonst wissenschaftliches Interesse hatte, die Benutzung leicht freigestellt wurde[1]). Gewöhnlich waren mehrere von den weltlichen und geistlichen Beamten der Stadt, nachdem sie einen Eid geschworen hatten, im Besitz von besonderen Schlüsseln zu der Bücherei, insbesondere hatten die Universitätsdocenten auf diese Weise überall freien Zutritt zu den akademischen Sammlungen.

Unter den privaten Büchereien des 16. Jahrhunderts stehen die fürstlichen oben an, einmal ihres Umfangs wegen und dann auch wegen des Umstands, daß sie nicht selten schon den Charakter von mehr oder weniger öffentlichen Sammlungen annehmen, wie in Heidelberg, Wittenberg, Königsberg u. a. Residenzstädten. Auch die Anzahl dieser Büchereien ist eine sehr beträchtliche. Denn in einer Zeit, wo das Ansehen und die Machtstellung der deutschen Fürsten stark im Wachsen begriffen ist, in einer Zeit, wo die Landesherren sich mehr und mehr mit gebildeten Staatsmännern und Juristen zu umgeben pflegen, wo sie vielfach wissenschaftliches oder doch theologisches Interesse und meistens Sinn für allerlei Luxus- und Raritäten-Sammlungen haben, fehlt wohl kaum an irgend einem der anderthalbhundert fürstlichen und gräflichen Höfe eine Bücherei, wenngleich nicht immer von eigentlichen Bibliotheken mit besonderen Räumen und geordneter Verwaltung die Rede sein kann. Doch wird das letztere im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts überall angestrebt und in den meisten Fällen erreicht. Es ist deshalb die Liste der dahin gehörigen Gründungsjahre fürstlicher

[1]) Bisweilen findet sich die Bestimmung, daß die Ratsbüchereien nur den städtischen Beamten, die Schulbibliotheken nur den Lehrern und Geistlichen zugänglich sein sollten; andere bedürfen einer speciellen Erlaubnis.

Digitized by Google

Bibliotheken, wie sie zumeist durch die Thatsache geregelter Anschaffungs- und Aufstellungsverhältnisse fixiert werden und wie sie bei Schwenke und an anderen Orten leicht zu ermitteln sind, nicht viel kleiner als die Reihe der damaligen Residenzen und Landesherren selbst.

Hier mögen nur einige Bemerkungen über die bedeutenderen Sammlungen und über solche, bei denen Genaueres über die Größe bekannt ist, Platz finden. Die berühmte Bibliotheca Palatina in Heidelberg ist oben schon mehrfach erwähnt worden. Die später nicht minder berühmte Wolfenbütteler Bibliothek war während der Jahre 1560 und 1614 von den beiden wissenschaftlich sehr interessierten Herzögen auf über 5000 Bände und etwa 15000 Schriften gebracht worden[1]). Mehrere tausend Bände hatte auch die gräflich Stolbergische Bücherei in Wernigerode um 1600 aufzuweisen[2]). Herzog Georg III. von Anhalt, der 1553 starb, hatte eine stattliche Bücherei in Dessau zusammen gebracht[3]). Friedrich der Weise legte 1502 auf dem Wittenberger Schloß eine Sammlung an, die, als sie im Jahre 1548 nach Jena überführt wurde, 3132 Bände stark war; zu ihrer Vermehrung waren jährlich 100 Gulden bestimmt, und seit 1514 hatte sie den Charakter einer öffentlichen Bibliothek[4]). Die Büchersammlung, zu welcher der Kurfürst August von Sachsen 1556 in Annaberg den Grund gelegt hatte, bestand i. J. 1574 aus 1721 und 1580 aus 2354 Bänden und wurde u. a. 1589 um die 3312 Werke der von Werthern'schen Bibliothek vermehrt[5]). Ein eifriger Sammler war Johann Albrecht von Mecklenburg, der u. a. den ganzen Bücherbestand einer Frankfurter Buchhändlerwittwe i. J. 1552 kaufte[6]); ebenso sein Bruder Herzog Ulrich von Güstrow. Eine kostbare Sammlung besaß Herzog Christian von Würtemberg[7]). In München sorgten mehrere Herzöge eifrig für die Bibliothek. Und so ließen sich noch viele andere Fürsten aufzählen, die lebhaftes Interesse für ihre Büchereien hatten, sowohl aus den regierenden Häusern wie aus den fürstlichen Seitenlinien[8]).

[1]) Schönemann. (Serap. 1843. pag. 81.)
[2]) Notiz im Serap. 1856, J.-Bl. pag. 41.
[3]) Schwenke. pag. 85.
[4]) Ebert, pag. 17.
[5]) Ebert, pag. 25 ff.
[6]) Tychsen a. a. O. pag. 26.
[7]) Klüpfel, Gesch. d. Univ. Tübing. 1849. pag. 496.
[8]) Vrgl. z. B. Ebert a. a. O., der über mehrere Nachlässe dieser Art berichtet.

Digitized by Google

Auch in den vielen freien Herrschaften und bei dem übrigen begüterten Adel lassen sich oft stattliche Büchersammlungen nachweisen. Spangenberg sagt in seinem Adelsspiegel: „Es wird sonst hin und wider etlicher Deutschen vom Adel gedacht, ihres fleißes halben, in erzeugung guter Bücher, als sonderlich vom Gesnero (in praef. suae bibliothecae) des Leonhart Becken von Beckenstein, und vom Matthesio des von Conritz, daß sie viel auff gute Bücher gewandt, wie denn auch der Erasmus Newstetter, genannt Sturmer ꝛc. So habe ich selbst etliche vom Adel gekandt, die für sich selbst ziemlich stadtliche Bibliotheken gezeuget, als Friedr. Albrecht von Hesseburg, Ober-Schultheiß des Brücken Gerichts zu Würtzburg, welcher doch gemeiniglich eitel deutsche, aber auserlesene Bücher gehabt. Item Andreß von Meyendorff auff Ummendorff, Hermann Adolf Riethesel. Aber weit uber dieselbigen Frantz von Domsdorff mit eitel auserlesenen Historien und anderen schönen Büchern in Lateinischer, Deutscher, Frantzösischer und Italienischer Sprachen. Und deren sind ohne zweiffel wol mehr hin und wider, so mir nicht bekandt, die hierinnen lobenswerth, und ein gut werck daran thun, so sie ihren Pfarrherrn und Schulmeistern zu solchen iren Bibliotheken auch einen Zutritt gönnen." Im Besitz tüchtiger Büchereien waren ferner z. B. die adligen Familien der Sommerfelds in Schlesien [1]), der Alvensleben, der Freiherren von Friesen und Roetha u. a. [2]). Der gelehrte Graf Heinrich von Rantzau, der von 1526—1598 lebte, brachte ca. 6300 Bände zusammen [3]). Die vorhin erwähnte Werthernsche Bibliothek auf Schloß Beichlingen zählte im Jahre 1588 3312 Werke [4]). Der Kanzler von Diestelmeier hinterließ im Jahre 1616 ca. 3300 Bände [5]), Thomas von Rhediger, der im Jahre 1576 starb, hatte 17000 Gulden für seine Bücher- und Kunstsammlung ausgegeben [6]).

Es ist selbstverständlich, daß Bibliotheken vom Umfang der obengenannten zu den Ausnahmen gehören. Sie mögen die obere Grenze markieren, während die nicht seltenen Nachlaßverzeich-

[1]) Giesing, Gesch. d. Stadtbibl. in Löbau 1894. p. 7.
[2]) Schwenke p. 310 etc.
[3]) Posselt. (Ztschr. f. Gesch. Schlesw.-Holst. XI. 1881. p. 112.)
[4]) Ebert a. a. O. pag. 30.
[5]) Knauth. (Serap. 1847, pag. 371.)
[6]) Reigebaur. (Serap. 1857, pag. 372.)

Digitized by Google

nisse adliger Burgbesitzer, die keinerlei Hinweis auf vorhandene Büchervorräte enthalten, das entgegengesetzte Extrem vor Augen führen. Dazwischen liegt die große, freilich nicht bestimmbare Anzahl derjenigen vom Adel, die nicht viel über ein Dutzend Bücher besaßen, wie der Reichsfreiherr Humpis von Waltram in Rotweil [1]), oder wie die im Serapeum 1863 [2]) genannten österreichischen Edelleute, von denen der eine 84 meist theologische und geschichtliche, der andere 14 Bücher im Besitz hatte [3]), oder wie Hans Landschadt, der gelegentlich von sich sagt, daß er alle Schriften Luthers und sonst allerlei theologische Werke besitze [4]).

Dem begüterten Adel stehen die Patrizier und die wohlhabenden Gelehrten und Geistlichen nahe. Sie besitzen zum Teil Büchersammlungen, die weithin bekannt und berühmt sind. Vor allem werden die Büchereien der Fugger von den Zeitgenossen gepriesen. Anton Fugger sammelte eine der bedeutendsten Bibliotheken damaliger Zeit, Ulrich nahm einen Buchdrucker, den berühmten Heinrich Stephanus, in seine Dienste, Hans Jakob Fugger brachte seine Sammlung auf 15000 Stück [5]). Die Bibliothek des Willibald Imhof in Nürnberg wird auf 552 Gulden Wert geschätzt, seine Gemälde und Kupferstiche auf 1490 Gulden [6]). Als großartig werden die Sammlungen des Hartmann Schedel, Christoph Scheurl, Johannes Heynlin de Lapide, des Konrad Peutinger, der Welser und anderer Patrizier und Humanisten wiederholt bezeichnet. Überhaupt ist wohl eine gebildete Patrizierfamilie, namentlich in den rheinischen und süddeutschen Städten,

---

[1]) Notiz i. Anz. f. Bibl. 1859. pag. 110.

[2]) pag. 87.

[3]) Über zwei andere österreichische Landedelleute handelt V. Proll in einem Programm. Wien. 1888. 89. Der eine, Erasm. v. Rodern, hat 1625 eine Bücherei von 272 Nummern aus allen Wissensgebieten, die er auf 658 fl. schätzt; seine Gemahlin ist im Besitz einer eigenen Bibliothek, die 1601 einen Wert von 50 u. 1612 einen Wert von 210 fl. hat. Der Nachbar Freiherr Wolf v. Oedt hat i. J. 1630 eine Sammlung von 306 Bänden. — Nicht sehr umfangreich sind die Büchereien von 6 anderen adligen Gutsherrn über welche J. v. Zahn, Steirische Miscellen, Zur Orts- u. Kulturgesch. d. Steiermark, 1899, pag. 39—46 berichtet.

[4]) Missive an den Pfalzgrafen bei Rhein 1552.

[5]) Roth von Schreckenstein, Patriziat. pag. 564.

[6]) Neue Aktenstücke z. Kunst- u. Kulturgesch. (Anz. f. Kunde d. Vorz. 1859. pag. 411, 448.)

Digitized by Google

nicht gut ohne ansehnliche Büchermittel vorzustellen, und man darf vielleicht das Haushaltungsbuch des wohlhabenden Nürnberger Kaufmanns P. Behaym, in welchem von 1548—60 öfters Bücheranschaffungen erwähnt werden, als einigermaßen auf die Verhältnisse aller jener Standesgenossen passend ansehen [1]). — Die Bibliothek des Beatus Rhenanus, welche 1547 in den Besitz der Stadt Schlettstadt gelangte, umfaßte ca. 500 Bände [2]); die Sammlung des Erasmus von Rotterdam hatte einen Wert von 200 Gulden [3]); Vadian hinterließ seiner Vaterstadt im Jahre 1551 seine 451 Bände [4]). Der Pfarrer Poliander, der 1541 in Königsberg starb, verfügte testamentarisch über eine Bibliothek von etwa 900 Bänden, im Besitze des Joh. Lohmöller, eines anderen Königsberger Geistlichen, waren um dieselbe Zeit 306 Bände [5]). Von dem Dichter und Schulmeister Zach. Orthus kaufte der Stralsunder Rat im Jahre 1579 142 Bände [5]). Ein 1571 in Münster verstorbener Geistlicher hinterließ nach Detmer ca. 340 Bände und ein dortiger Domherr im Jahre 1582 190 Bände [6]); der Münstersche Domdechant Gottfried von Raesfeld [7]), der 1586 starb, scheint gegen 1400 Bände besessen zu haben, der kurfürstliche Rat J. Reuber im Jahre 1583 ungefähr dieselbe Anzahl [8]), die Ulrich Fugger käuflich erwarb. Der Büchernachlaß des Leibarztes Dr. Ruland († 1611) bestand aus 702 Bänden oder 881 Werken [9]). Und ähnliche Zahlen lassen sich noch bei vielen Gelehrten aus den verschiedensten Lebensstellungen und aus den verschiedensten Teilen

---

[1]) Mamann, Aus Nürnb. Haushaltgsb. d. 16. Jahrh. (Mitth. d. Ver. f. Nürnb. Gesch. VI.) Vergl. hierzu den Ausspruch eines Zeitgenossen (Albinus): Es ist gar gemein, daß auch die meisten Edelleut u. Bürger, wo nicht ziemlich studiert, doch zum wenigsten lesen u. schreiben können u. ihnen daheim feine Bibliotheken von allerley guten Büchern in ihre Häuser zeugen (Ebert p. 29).

[2]) Schwenke. p. 320.

[3]) Mähly. (Ztschr. f. Kulturgesch. IV. 1897. p. 441).

[4]) A. Ruland. (Serap. 1865. pag. 1.)

[5]) Schwenke, p. 208.

[6]) Westdtsch. Ztsch. f. G. u. K. 1895. p. 203.

[7]) Bahlmann. (Westd. Ztschr. 1891. K. Bl. p. 114).

[8]) Wilken a. a. O. p. 134.

[9]) A. Ruland. (Serap. 1864, pag. 346.)

Digitized by Google

Deutſchlands zuſammenſtellen [1]). Ja die Bibliothek des ſchon erwähnten, 1583 als Rat der Stadt Straßburg verſtorbenen L. Grempp beſtand aus 2600 Bänden [2]), und diejenige des Theologen Joh. Pappus, welche im Jahre 1614 für die Straßburger Akademie angekauft wurde, aus 3026 gebundenen und 4282 ungebundenen Büchern und verſchiedenen Manuſkripten [3]). — Allerdings gehören derartige Privat-Büchereien zu den größten der damaligen Zeit. Die durchſchnittlichen Verhältniſſe ſcheinen auf Grund der zahlreichen Notizen, wie ſie in Lebens-, Bibliotheks- und anderen Kulturſchilderungen enthalten ſind, ſo zu liegen, daß diejenigen, welche höhere Schulen und Univerſitäten beſucht haben, durchweg einige oder mehrere Dutzend Bücher ihr eigen nennen, während die wiſſenſchaftlich Regſameren, ſpeziell die Univerſitätsdozenten, in der Regel Sammlungen von hundert oder einigen hundert Bänden beſitzen, ſo daß ſich eine Bemerkung Schäfers, Melanchthons Arbeitszimmer habe mehrere Büchergeſtelle enthalten, wohl auf die Studierräume der meiſten Gelehrten des 16. Jahrhunderts übertragen läßt. Wenn im übrigen manche Kirchenordnungen, wie die Mansfeldiſche, darüber klagen, daß viele arme Dorfpfarrer ſich nicht die notwendigen Bücher anſchaffen könnten, ſo iſt dabei zu erinnern, daß es ſich hier ebenſo wie bei den unteren ſchlechtbeſoldeten Schulgeſellen im allgemeinen um jüngere Leute oder auch um ſolche handelt, die gar keine oder nur mangelhafte Univerſitätsſtudien gemacht haben und die mit ihrer Bildung eine Art Mittelſtellung zwiſchen den Gelehrten und den Handwerkern einnehmen. Im großen und ganzen ſind aber gerade von evangeliſchen Geiſtlichen zahlreiche und anſehnliche Bücherſammlungen bekannt [4]).

---

[1]) Mehrfach ſind u. a. Gelehrtenbibliotheken erwähnt in den von Hartl u. Schrauf hrsg. Nachtr. z. Aſchbach's Geſch. d. Wien. Univ. I. 1898. Beſonders reichhaltig iſt die Bibliothek des leidenſchaftlichen Bücherſammlers und Humaniſten Joh. Alex. Braſſicanus, die i. J. 1539 über 1300 Nummern umfaßt.

[2]) Stälin a. a. O. pag. 64.

[3]) Schmidt a. a. O. pag. 183.

[4]) Vrgl. u. a. Luther, Privatbibl. evang. Geiſtl. a. d. Anfang d. 17. Jahrh. (Neue Beitr. z. Geſch. hrsg. v. Henneberg. Alterthumsforſch. Ver. 1867.) — Ferner: Dührſen. (Arch. der Ver. f. Geſch. Lauenburgs II, 2. 1898 u. II, 3. 1889.)

Digitized by Google

Daß auch die angehenden Gelehrten, die Studenten, in den Besitz einiger Büchervorräte zu gelangen strebten, bedarf eigentlich keines Beweises, denn schon bei Gelegenheit der fahrenden Schüler konnte im vorigen Abschnitt auf die Thatsache hingewiesen werden, daß sie sich mit ihrem „Schulbuch" auf die Wanderschaft zu begeben pflegten. Besonders anschaulich machen aber die von G. v. d. Ropp [1]) veröffentlichten Briefe eines Marburger Studenten aus den Jahren 1608—11 diese Verhältnisse: der Schreiber, Sohn eines einfachen Schultheißen aus der Wetterau, erzählt dort an mehreren Stellen den Angehörigen von eigenen Bücherkäufen, die er auf Auktionen und anderswo gemacht habe, er schickt auch dem jüngeren Bruder Bücher zum Studium, bittet um Übersendung von Schriften aus der großväterlichen Bücherei und erklärt, nachdem die Eltern gelegentlich zur Sparsamkeit gemahnt haben, daß er nicht bloß geliehene, sondern auch eigene Bücher zu haben wünsche. In dem Nachlaßverzeichnis eines i. J. 1563 jung verstorbenen Studenten, eines Grafen Joh. v. Rietberg, befinden sich 42 Werke — meistens Ausgaben antiker Schriftsteller —, die einen Wert von 208½ Thlr. haben [2]). Für unbemittelte Studenten war wohl nicht selten in ähnlicher Weise gesorgt, wie Dr. Nik. Doß in Rostock es that, der 1589 testamentarisch bestimmte, daß seine — etwa 50 — medizinischen Bücher armen und fleißigen Schülern zum Studium auf eine Zeitdauer bis zu 7 Jahren übergeben werden sollten [3]). Oder den Studierenden standen die Büchereien der Professoren offen, wie diejenige des Zasius, von der Neff [4]) sagt, daß die Besucher die Bibliothek des Lehrers benützen und nach Belieben durchmustern durften. Oder es gab neben den Universitäts-, Fakultäts- und Kollegiensammlungen noch solche, die im Besitz studentischer Vereinigungen waren, wenigstens wird von den in Orleans studierenden Deutschen berichtet, daß sie im 16. Jahrhundert über eine ansehnliche gemeinsame Bücherei verfügt hätten [5]).

[1]) Ztschr. d. Ver. f. hess. Gesch. 1898.

[2]) E. Friedländer (Ztsch. f. deutsch. Kulturgesch. 1873, pag. 126). Vrgl. auch O. Meltzer, Aus der Bibliothek e. Leipz. Studenten u. Docenten im ersten Viertel des 16. Jahrh. (S.-A. a. d. Festschr. d. Kreuzschule z. Ehe-Jubl. d. Sächs. Königspaares. Dresden 1878.) u. die Notiz darüber im Anz. f. Bibl. 1878. pag. 305.

[3]) Mscr. d. Univ.-Archivs.

[4]) Neff, Phil. Engelbrecht, 1897—98 (II pag. 8).

[5]) Binz, Wener. 2. Aufl. 1896.

Digitized by Google

Daß der Bildungsabſtand zwiſchen ſtädtiſchen Handwerkern und Gelehrten im Reformationszeitalter bei weitem nicht ſo groß war als in ſpäterer Zeit, iſt allgemein bekannt. Thomas Platter (geb. 1499) iſt Lehrer an der Baſeler Univerſität, muß aber daneben das Seilerhandwerk betreiben; nach ſeiner Heirat mit einer Dienſtmagd iſt er Schullehrer in ſeiner Heimat und dreht in den Freiſtunden Seile, während ſeine Frau einen Wein- und Obſthandel betreibt. Der Maler Holbein lieſt mit ſeinem gelehrten Freund Oswald Müller des Erasmus Lob der Narrheit. Der nachmalige rechtsgelehrte Bürgermeiſter von Stralſund, Bartholomäus Saſtrow, macht mit einem Lübecker Schneidergeſellen im ſchönſten Einvernehmen die mehrmonatige Wandertour von Italien nach der Oſtſee. Heiraten zwiſchen Angehörigen von Handwerker- und Gelehrtenfamilien ſind überall an der Tagesordnung. Das Handwerk und der Handel erfreuen ſich des beſten Anſehens; die Glieder dieſer Berufskreiſe ſind geſchickt, weil ſie während der Schul- und Lehrzeit guten Unterricht genoſſen und dann auf Reiſen ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten erweitert haben, und ſie ſind im allgemeinen wohlhabend, weil die geſammten Markt- und Wirtſchaftsverhältniſſe für ſie günſtig liegen. Es iſt darum natürlich, daß in dieſen Bevölkerungskreiſen auch ein guter Boden für mancherlei geiſtige Intereſſen vorhanden iſt: die Zunftmeiſter treten zu Dicht- und Singſchulen zuſammen, das ganze Volk beteiligt ſich an der Aufführung von ernſten Schauſpielen und luſtigen Schwänken; das Kunſthandwerk ſteht in Blüte; die neuen Entdeckungen jenſeits des Ozeans und in der Welt der Himmelskörper werden überall mit lebhafter Teilnahme aufgenommen; Anekdoten aus der Geſchichte und dem Naturleben finden eifrige Hörer und Weitererzähler; politiſche Angelegenheiten und Reformprojekte werden erörtert, und vor allem reißen die großen religiöſen Fragen die Gemüter fort und rütteln das Denkvermögen und die Leidenſchaften der Volksmaſſen auf. Die eigentlichen Vermittler und Träger all dieſer Ideen ſind die Bücher, die fliegenden Blätter. Die litterariſche Produktion ſchwillt ebenſo an wie die Vervielfältigung der Schriften durch die maſſenhaften Druckerpreſſen. Von 1564—1600 kommen gegen 22000 neue Nummern auf die Frankfurter und Leipziger Meſſe, darunter deutſchſprachige Werke in immer ſtattlicherer Anzahl. Notwendigerweiſe muß dieſen Thatſachen auch ein entſprechendes Anwachſen des bücher-

kaufenden Publikums gegenüberstehen, es könnte daran nicht einmal gezweifelt werden, wenn auch überhaupt keine Daten über nennenswerten bürgerlichen Bücherbesitz im 16. Jahrhundert vorhanden wären [1]). Letzteres ist aber in hinreichendem Maße der Fall, obschon hier sehr mit dem Umstande zu rechnen ist, daß das Volk Bücher liest und verbraucht, aber nicht sammelt und aufbewahrt, so daß die geschichtlichen Quellen über diese unscheinbaren, flüchtigen Dinge wenig auszusagen haben.

Ein von ihm selbst aufgenommenes Verzeichnis seiner Bücher ist von Hans Sachs erhalten; er hat darnach im Jahre 1562 weit über hundert Schriften geschichtlichen, theologischen und sonstigen Inhaltes besessen [2]). In der Altpreuß. Monatsschrift wird über den Büchernachlaß eines Barbiers vom Jahre 1616 berichtet, über denjenigen eines Schusters, der 1628 aus „4 großen und 37 kleinen Büchern allerley authores" bestand, und über Büchernachlässe anderer Graudenzer Bürger [3]). Ein Kostener Mälzer und Ratsherr hinterläßt im Jahre 1603 137 Bücher, die allerdings wohl zum größten Teil von seinem Bruder, einem Geistlichen, geerbt waren [4]). Ein Herbergsinventar von 1603 führt „2 grote Boeker" auf [5]). Aus Wismar sind mir handschriftlich mehrere Nachlaßinventare bekannt [6]), die durchweg aus gutsituierten Bürgerfamilien stammen; es mögen hier wenigstens die kurzen Zahlenangaben folgen: Karsten Hofmeister hinterläßt 8 Bücher im Jahre 1596; Matth. Blecker, Ratsherr, 31 im Jahre 1598; Joh. Harder Ratmann 3 im Jahre 1598; Jacob Heincke 8 im Jahre 1598; Heinr. Reimers 9 im Jahre 1599; R. Friedrichs, Bäcker, 6 im Jahre 1599; Joh. Hoppenacke, Bürgermeister, 161 im Jahre 1599; Joh. von Campen, Ratmann, 18 im Jahre 1600; Casp. Löre, Ratmann, früher Konrektor 39 im Jahre 1600; D. Dürrjahr 37 im Jahre 1600; Jürg. Plate 2 im Jahre 1602; Claus

---

[1]) Der Buchhändler Mich. Harder verkauft auf der Fastenmesse 1569 allein 5918 Bücher, meist volkstümlichen Inhalts (darunter z. B. 141 Kochbücher). Vrgl. Meßmemorial d. Frkf. Buchh. M. Harder, hrsg. v. Kelchner u. Wülcker. 1873 u. Galinich, Aus dem 16. Jahrh. 1876.

[2]) E. Herzog. (Anz. f. Bibl. 1853. pag. 241.)

[3]) Notiz darüber im Anz. f. B. 1868. p. 95.

[4]) F. Schwartz. (Ztschr. d. hist. Gesellsch. Posen. 1892. pag. 141).

[5]) Mitth. d. Ver. f. Hamb. Gesch. IV. pag. 14.

[6]) Schriftl. Mitth. d. Herrn Dr. Fr. Crull in Wismar.

Digitized by Google

Eggerdes 10 im Jahre 1602; Joh. Ruge, Ratmann, 97 im Jahre 1612; Detlef Trendelburg 27 im Jahre 1612; Jürg. Schulte's Wittwe 10 im Jahre 1617; Mart. Schepel, Ratsmann 4 im Jahre 1617; Mag. Thomas Thuringius 240 im Jahre 1602. Man darf ſich wohl erlauben, ſowohl die Zahl der damaligen Wismarſchen Büchereien als auch die Beſtände mancher der genannten Sammlungen noch ein wenig höher einzuſchätzen, denn es iſt ohne weiteres klar, daß dieſe Verhältniſſe nicht überall in der nötigen Vollſtändigkeit teſtamentariſch zum Ausdruck kommen konnten. Eine große Anzahl von Teſtamenten hat Detmer in Münſter durchgeſehen [1]), er ſagt, die Büchervorräte, die meiſtens Verwandten und Freunden vermacht würden, ſeien ſelten groß, nur ein paar anſehnliche Büchereien von Geiſtlichen ſeien erwähnt. Es iſt gewiß, daß dagegen wenig einzuwenden iſt, und daß ähnliche Nachforſchungen an anderen Orten wohl auch zu ähnlichen Reſultaten führen werden; aber ebenſo gewiß iſt auch, daß ſich das Vorhandenſein von kleinen flugſchriftenartigen Büchern und von Schullitteratur auf dieſem Wege meiſtens überhaupt nicht und das Vorhandenſein von größeren Schriften in der Regel nur unſicher nachweiſen läßt. Oder wird jemand der Meinung ſein, daß ſich beiſpielsweiſe die verſchiedenen theologiſchen Traktätlein, welche Dürer während ſeiner niederländiſchen Reiſe kaufte, noch in den Nürnberger Akten angedeutet finden müßten? Oder ſollte es nicht große Schwierigkeiten machen, etwa Seb. Münſters Cosmographie, die ſicher in den Häuſern der gebildeten Bürger viel verbreitet war, auf dieſe Weiſe nur ein Dutzend mal nachzuweiſen?

Auch in die ärmlichen Wohnungen der Bauern drang wohl hier und dort eins der wohlfeilen kleinen Büchlein; wenn man auch des Leſens unkundig war, ſo verſtand man doch die Bedeutung der Holzſchnitte, die den Flugſchriften ſelten fehlten. Ja in einigen — natürlich Ausnahmefällen fand man ſchon Geſchmack daran, Bücher zu ſammeln; ſo iſt z. B. in der Zeitſchrift für Bücherfreunde [2]) über die Bauernfamilie Albers auf Ahof bei Heeslingen zu leſen: „Alle Vorfahren dieſer Familie ſeit 1571 haben Bücher geſammelt, entweder Werke, welche für ſie von praktiſchem Nutzen waren, wie Geſetz- und Vieharzneibücher, oder aber

[1]) Wſtd. Ztſchr. 1895. pag. 203 ff.

[2]) II. 1. 1898/99. pag. 145.

Digitized by Google

religiöse Erbauungsschriften. Alle Mitglieder der Familie aber sind wackere, praktische Bauern gewesen, keiner ist aus dem Stande ausgetreten." Der Bibliophile Freiherr von Knigge fand im 17. Jahrhundert in einem Bauernhause, wo er zufällig in Quartier lag, unter anderen Scharteken einen Druck aus dem 15. Jahrhundert; derselbe kauft, was auch an dieser Stelle noch bemerkt werden mag, von einem Breslauer Zuckerbäcker 54 Werke und von einer Barbierwittwe ein Predigtbuch [1]). Über die Bildungsverhältnisse auf dem flachen Lande, die erheblich günstiger zur Zeit der Reformation als nach dem 30jährigen Kriege waren, giebt Kapp eine gute Schilderung [2]). Er sagt: „Eifrig trugen aber die Buchführer die Flugschriften auch auf das Land. Sie lasen den Bauern Kraftstellen daraus vor, machten übertriebene Anpreisungen vom Inhalt oder sagten ihnen plumpe Schmeicheleien, um sie der Anschaffung des neuesten, „in diesem Jahr gedruckten" Büchleins desto eher geneigt zu machen. Im Durchschnitt kostete ein solches, drei bis vier Bogen starkes Heft einen Groschen. Wenn es für einen zu teuer war, so kauften es mehrere gemeinschaftlich. Ebenso häufig nahm aber der Bauer diese Schriften auch aus der Stadt mit nach Hause. Waren sie dann zum heimatlichen Dorf gewandert, so traten sie ihren Gang durch dieses an. Mit besonderer Vorliebe benutzte die lutherisch werdende Bauernschaft die Wirtsstuben, um sich das Neueste vorzulesen und über das Gelesene zu verhandeln."

Wie in den bäuerlichen Kreisen der Bücherbesitz des einen auch anderen zu Gute kam, so war es auch unter den städtischen Gewerbetreibenden durchaus üblich, sich einander die mehr oder weniger kostbaren Bücher leihweise zu überlassen, worauf u. a. R. Genée [3]) in seiner Besprechung der Hans Sachs'schen Bücherei aufmerksam macht. Außerdem waren aber auch die öffentlichen Bibliotheken den Nichtgelehrten nicht gerade gänzlich verschlossen; das ist an manchen Orten ausdrücklich bezeugt, und dafür könnten ferner die außerordentlich häufigen Schenkungen einzelner Meister und ganzer Innungen an die städtischen Büchersammlungen sprechen. Schwenke hat eine Menge von dahin gehörigen Mate-

[1]) Knötel, (Ztsch. d. Ver. f. schles. Gesch. 1895. pag. 245.)
[2]) Gesch. d. dtsch. Buchhandels. 1886. pag. 435.
[3]) Beilage z. Allg. Zeitung. 1888, 50.

Digitized by Google

rialien bei Hamburg, Magdeburg, Naumburg, Stargard, Jsny, Lueben und vielen anderen Städten. Einen beſonders inſtruktiven Aufſatz darüber giebt aber C. Walther in den Mitteilungen d. Ver. f. Hamburg. Geſch. 1883. Wie er auf Grund von Schenkungvermerken zeigt, ſtiften an die Hamburger Stadtbibliothek: das Amt der Fiſcher und Hutſtaffierer den Euſebius im Jahre 1611, die Bäcker den Ariſtophanes 1612, die Altflicker den Torniellus 1612, die Wandbereiter den Philoſtratus Lemnius 1612, die Goldſchmiede die Scriptores hist. rom. 1615, die Triepmacher Thomas Aquinas und die Geſellen dieſes Amts den Ambroſius 1615, die Baumſeidenmacher den Gregor von Nyſſa und Iſidorus Peluſiota 1616, die Poſamentenmacher die Opera Hieronymi 1616, die Poſamentenmacher-Geſellen des Mart. Chemnitz Concil. Trident. und Vogelii Thesaurus theolog. 1616, die Wandfärber und Krahnzieher die Werke Papſt Gregors im Jahre 1619. Alle dieſe Werke ſind neu und koſtbar, und die Schenkungsliſte iſt wahrſcheinlich noch unvollſtändig [1]). Eine beſondere öffentliche Bibliothek ſtiftet der Nürnberger Meſſerſchmied Fenitzer im Jahre 1615 in ſeiner Vaterſtadt [2]). — Wenn nicht mehr, ſo beweiſen alle dieſe und viele ähnliche Schenkungen doch das Eine mit aller Deutlichkeit, daß nämlich die Beziehungen der Handwerker- zu den Gelehrtenkreiſen die allerfreundlichſten ſind, und daß ein ſchöner Zug gleichartigen Empfindens und gleicher Intereſſen durch die Bevölkerung des Reformationszeitalters hindurchgeht. Auf das wachſende Leſebedürfnis weiſen alle Geſchichtsſchreiber dieſer Zeit hin, ja Calinich [3]) glaubt behaupten zu können, daß im 16. Jahrhundert mehr geleſen worden ſei als in unſeren Tagen.

3. Vom 30jährigen Kriege bis zur Aufklärungsperiode.

Es iſt nicht die Abſicht, in dieſem und dem folgenden Abſchnitt noch eine größere Menge von bibliotheksſtatiſtiſchen Materialien, die überall reichlich vorhanden ſind, zuſammenzuſtellen,

[1]) Vrgl. auch Mitzſchke (Anz. f. Bibl. 1881, pag. 14): Zur Begründung der Kirchenbibliothek in Naumburg ſchenkte ein Gaſtgeber 100 fl., ein Handelsmann 50 fl., und verſchiedene Handwerker kaufen und verehren die „opera patrum u. andere autores“.

[2]) Hirſching III. 106.

[3]) Aus dem 16. Jahrh. Culturgeſchichtl. Skizzen. 1876.

aber ein kurzer Ausblick auf die weitere Entwickelung des Büchereiwesens — natürlich wie auch in den vorigen Kapiteln nur in Bezug auf die Größen- und Zugänglichkeitsverhältnisse — mag zum Schlusse noch versucht werden.

Der Zeitraum vom dreißigjährigen Kriege bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ist mehr als jeder andere als eine Zeit der Gelehrsamkeit und des Gelehrtentums anzusehen, also auch als eine Zeit eifriger Büchersammler, denn Gelehrsamkeit und Bücher sind untrennbare Dinge. Der Gelehrtenstand dieser Zeit trägt aber im allgemeinen andere Züge als derjenige früherer oder späterer Zeiten. Er ist nur auf dem Hintergrunde des langen Krieges, der am Beginn dieser Epoche die deutschen Länder durchtobt, zu verstehen. Er ist nur zu verstehen, wenn man in dem Zeitbilde zugleich die Massen der heruntergekommenen bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung und andererseits die vielen in Prachtentfaltung und Reichtum mit einander wetteifernden Fürsten und Herren sieht. Zwischen beiden Extremen steht der Gelehrtenstand; doch so, daß er mit seinen Neigungen sowohl wie mit seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen gänzlich nach Seiten der Machthaber hin gravitiert. Die Litteratur der Zeit trägt deshalb überwiegend den Stempel der Fürsten- und Gönnerhuldigung und sie verliert auf der anderen Seite immer mehr die Fühlung mit dem Volksleben und -Empfinden; sie verliert diese Fühlung ebenso wie die Gelehrten selbst, welche, wenn man von einigen prächtigen Denkergestalten dieses für die wissenschaftliche Forschung immerhin wichtigen Jahrhunderts absieht, im großen und ganzen unverkennbar ein starkausgeprägtes Gefühl des Eigenwertes, ein Empfinden, wie es sich in dem „odi profanum vulgus et arceo" ausspricht, allzu viel Sinn auch für äußere Würde und äußeren Glanz zur Schau tragen. Auch die Bücherliebhaberei der damaligen Gelehrten, ihre Neigung, sich mit augenfälligen Bücherschätzen und wertvollen Raritäten zu umgeben, darf vielfach nicht anders als im Zusammenhang mit jenen Charakterzügen beurteilt werden. Jedenfalls muß man diesen Umstand mit berücksichtigen, wenn man erklären will, warum gerade in jenem Zeitraum Privatbüchereien Gelehrter, die einige oder mehrere tausend Bände stark sind, so besonders häufig zu finden sind. Hierzu kommt dann allerdings eine Reihe von neuen Zeiterscheinungen, die zum Büchersammeln anregen und das Geschäft des Bücher-

Digitized by Google

sammelns vereinfachen, so vor allem die Verbesserung des Postwesens, die Erweiterung des Buchhandels, der Beginn der großen Bücherauktionen, das Aufkommen der gelehrten Gesellschaften und die Begründung von gelehrten Zeitschriften.

Von den vielen bedeutenden Sammlungen, über welche in der historischen Litteratur Notizen vorliegen, mögen hier nur ein paar der größten genannt werden. Der Jurist J. J. Enzmiller, der, obgleich von ärmlichem Herkommen, während des Krieges zu großem Reichtum und Ansehen, wie auch zur Grafenkrone gelangte, besaß im Jahre 1656 eine Bibliothek von über 22000 Bänden[1]. Der Leipziger Advokat Huldreich Groß († 1677) vermacht seine 7—8000 Bände dem Rat der Stadt Leipzig[2]. Ebenso viele Bände besitzt der Prediger J. M. Dilherr an St. Sebald in Nürnberg im Jahre 1669[3]. Der Professor Rinck in Altdorf hat im Anfang des 18. Jahrhunderts ca. 20000[4], der Hamburger Professor J. A. Fabricius († 1736), der Schwiegervater des Reimarus, ca. 32000 Bände[5]; die Sammlung des Bürgermeisters Matfeld, der 1720 in Hamburg starb, bestand aus ungefähr 24000 — auch viele Sammelbestände umfassenden — Nummern[6]; die Hamburger Brüder Wolf besaßen um dieselbe Zeit 24—25000 Bände und 700 Sammelbände mit Dissertationen[7]. Der Kriegsrat und Dichter Johann von Besser († 1729) verfügte über 17000[8], Gottsched, der 1766 starb, über 5000 Bände[9]. Büchereien von ähnlichem Umfang sind in den größeren, besonders Universitäts- und Residenzstädten[10] nicht selten; sie finden sich gelegentlich auch an kleineren Orten wie z. B. in Wolgast, wo der Rektor Böttticher gegen 4000 Bände besitzt[11].

---

[1]) Nicolai, Beschr. d. Reise durch Dtschl. Bd. 4. 1784. pag. 842.
[2]) Klemm a. a. O. pag. 79.
[3]) Klemm, pag. 82.
[4]) Hirsching a. a. O. III. pag. 598.
[5]) F. L. Hoffmann (Serap. 1853. pag. 289).
[6]) Derselbe (Serap. 1856. pag. 40).
[7]) Derselbe (Serap. 1863. pag. 321).
[8]) Ebert, pag. 54.
[9]) J. M. Wagner. (Anz. f. Bibl. 1872. pag. 200).
[10]) Vrgl. z. B. Falkenstein, Kgl. Bibl. in Dresden. 1839 pag. 13, 16; Ebert, pag. 41, 61 ff.
[11]) Schwenke, pag. 147.

Digitized by Google

Vor allem ist aber Hamburg reich an großen Privatbüchereien[1]), ferner Nürnberg, Dresden, Wien und Berlin[2]). — Bei dem begüterten Adel zeigt sich in dieser Zeit vielfach das Bestreben, die Bücherschätze der Familie fideikommissarisch zu sichern. Zu den frühesten größeren Fideikommißbibliotheken dieser Art gehören wohl die Fürstlich Lobkowitz'sche[3]) und die der Reichsgrafen von Martinitz[4]).

Auch die zahlreichen Hofbibliotheken, über welche im vorigen Kapitel gesprochen wurde, werden in dieser Zeit des fürstlichen Glanzes entsprechend vermehrt; in Wolffenbüttel sind beispielsweise im Jahre 1666 schon 18413 Bände oder 116359 Schriften vorhanden[5]).

Von den evangelischen Kirchenbibliotheken dieser Zeit sagt Radlach[6]), daß alle Stände im 17. Jahrhundert mit einander gewetteifert hätten, um die Bibliotheken teils zu erweitern, teils neu zu begründen. In der Pommerschen Kirchenordnung von 1690 heißt es: „die Pfarrherren sollen die Leute bitten und ermahnen, daß sie durch Testamente die Libereyen verbessern." Von mäßigem Umfang bleiben indessen die kirchlichen Büchereien auch in den größeren Städten; die Art der Vermehrung bei den Hauptkirchen mag die Rostocker St. Marien-Bibliothek illustrieren. Die fast aus dem ganzen 17. Jahrhundert erhaltenen Listen der Jahreseinnahmen und -Ausgaben[7]) zeigen, daß die Bibliothek regelmäßig verwaltet und auch fortdauernd durch ein paar neue Erwerbungen vermehrt wird. Freilich werden die für die Instandhaltung und für Bücheranschaffung bestimmten Zinsen eines kleinen Stiftungskapitals namentlich während der Kriegszeit nur unregelmäßig gezahlt, und die Schenkungen sind in Rostock auch nicht gerade häufig, doch zählt die Bibliothek nach einem Verzeichnis des Jahres 1699 immerhin gegen 600 Werke. Auffallend ist, daß bei der Revision jenes Jahres einige Dutzend Bände vermißt werden.

---

[1]) Serap. 1863. pag. 321, 369. Serap. 1853. pag. 289 u. a.
[2]) Hirsching III. pag. 179.
[3]) Dworzak (Serap. 1843 p. 2).
[4]) Hirsching, Suppl. pag. 412.
[5]) Klemm, pag. 71.
[6]) Centr.-Bl. f. Bibl. 1895.
[7]) Mscr. d. Rost. Univ. Bibl.

Digitized by Google

Auch in den katholischen Gegenden kann man vielfach eine eifrige Fürsorge für die alten Kirchenbüchereien, besonders von Seiten der Jesuiten und mancher gelehrten Kirchenfürsten und Geistlichen, beobachten.

Die Stadtbibliotheken werden in den größeren Städten durch Vermächtnisse und gelegentlich durch Ankäufe ansehnlich vermehrt. Die Hamburger Bibliothek zählt im Jahre 1700 ca. 25000 Bände [1]), die Leipziger Ratsbibliothek im Jahre 1711 : 14000 und 1733 : 30000 Bände [2]). Mehrere Neugründungen kommen zu den alten hinzu [3]).

Schulbibliotheken, deren Gründung bestimmt oder wahrscheinlich in diesen Zeitraum fällt, sind bei Schwenke, der nach dieser Seite hin keinerlei Vollständigkeit des Materials im Auge hat, gegen 100 zu finden, und die alten Sammlungen erfreuen sich in dieser Zeit der Gelehrsamkeit zumeist eines guten Zuwachses; denn an vielen Orten reizt jetzt auch die schöne Aussicht, in das prächtige in Mode gekommene Aeternitäts-Album mit allerlei Lobsprüchen eingetragen zu werden, die angesehenen Gönner zu Schenkungen an ihre Gymnasien [4]).

Von den Universitätsbibliotheken hatten einige sehr unter den Stürmen des 30jährigen Krieges zu leiden, aus Heidelberg wurden die wertvollsten Handschriften und Druckwerke nach Rom geschleppt, die Würzburger und Prager Sammlungen wurden von den Schweden geplündert [5]). Im allgemeinen aber sind die Bibliotheken während dieser Zeit in beständigem, oft starkem Wachsen begriffen, wenngleich die Universitätsfinanzen in der Regel nicht besonders glänzend sind. Der Zuwachs erfolgt in erster Linie durch die üblichen Geschenke der Promovierten und mancher Neuinscribierten und durch die Zuwendungen oder Vermächtnisse der Professoren. Schenkungen dieser Art sind überall in großer Zahl

[1]) Petersen, Gesch. d. Hamb. Stadtbibl. pag. 36.

[2]) Klemm, pag. 115.

[3]) Kohl (Serap. 1865. pag. 120) sagt: Es ist bemerkenswerth, daß, wie Bremen, so auch die meisten unserer anderen Norddeutschen Städte, mit einer geregelten Begründung, Anordnung u. Eröffnung ihrer Stadtbibliotheken ungefähr in der Mitte des 17. Jahrh. zu stande kamen.

[4]) Vrgl. z. B. Mollmann, Kneiphof. Gymn. Königsberg 1894. Prgr. u. Deecke, a. a. O. pag. 7.

[5]) Anz. f. Bibl. 1853, pag. 87, 141; Central-Bl. f. Bibl. 1896, pag. 104; Serap. 1860, J.-Bl. pag. 154 u. a.

Digitized by Google

zu finden. Das Geschenkjournal der Gießener Bibliothek enthält beispielsweise während der Jahre 1653—1697 die Namen von 117 Gebern, welche zusammen 40 Reichsthaler, 12 Gulden und 536 Bücher schenkten; das Jahr 1753 bringt der Sammlung u. a. ein Vermächtnis von ca. 3300 Bänden [1]). Klein scheint die Greifswalder Bibliothek gewesen zu sein, wenn der Katalog, in den bis 1713 gegen 1100 Bände eingetragen sind, vollständig ist [2]). Der Bestand der Wittenberger Bücherei wird im Jahre 1690 auf 4390 Stück angegeben [3]). Die akademische Bibliothek in Herborn, welche im Jahre 1607 erst 964 Werke zählte, erhielt u. a. 1674 eine Professorenbücherei von ca. 3600, im Jahre 1667 eine solche von über 900 und im Jahre 1686 eine andere von fast 2600 Bänden. Um 1770 besaß sie 9870 Bände [4]). Von den sonstigen Hochschulbibliotheken, über welche im vorigen Abschnitt des Näheren gesprochen wurde, gelangen die meisten während des 17. Jahrhunderts in den Besitz von einigen oder mehreren tausend Bänden.

Charakteristisch für alle größeren Bibliotheken dieses Zeitraums, in welchem die Büchersammlungen, wie Wehrmann [5]) sagt, recht eigentlich im Mittelpunkt des Interesses standen, ist es, daß die Verwaltung eine geordnetere wird; auf der einen Seite nämlich werden immer häufiger solche Gelehrten mit der Sorge für die Büchersammlungen betraut, die bibliothekarische Kenntnisse haben, wie sie nun auf Grund einer reichhaltigen einschlägigen Litteratur zu gewinnen sind [6]), und andrerseits strebt man immer mehr dahin, auch Mittel und Wege zu regelmäßigen Anschaffungen ausfindig zu machen und nicht allein bei den zufälligen Geschenkacceſſionen stehen zu bleiben. An manchen Orten waren wohl schon seit längerer Zeit Stiftungskapitalien vorhanden, mit deren Zinsen Büchererwerbungen gemacht werden konnten. Aber besondere Verordnungen zu Gunsten der Bibliotheksvermehrung begegnen erst in diesem Jahrhundert häufiger. Bei den Universitäten mußten

---

[1]) Heuser, Gesch. d. Univ.-Bibl. Gießen 1891.

[2]) Perlbach, Gesch. d. Univ. Bibl. Greifswald 1882. pag. 18. — 1748 sind es 5286 Bände (ib. pag. 43).

[3]) Grohmann, Annalen d. Univ. Wittbg. 1801. II. pag. 203.

[4]) v. d. Linde (Anz. f. Bibl. 1884. pag. 23).

[5]) Balt. Stud. 1894, pag. 195.

[6]) Vergl die betr. Zusammenstellung bei Klemm, pag. 68, 89 ff.

Digitized by Google

die Graduierten in der Regel einige Thaler oder auch Bücher an die Bibliothek schenken; für die Lübecker öffentliche Bibliothek wurden 2% von den oft stattfindenden Bücherauktionen genommen [1]; in Regensburg zahlte jedes neue Ratsmitglied 50 Gulden für die Bücherei [2]; in Eisenach jeder neue Pfarrer 2 Thaler für die Kirchenbibliothek [3]; in Detmold wurde von den angehenden Advokaten [4], in Heilbronn von jedem Neuangestellten eine Bibliotheksteuer erhoben [5]; in Ansbach verfügte der Markgraf im Jahre 1731, daß jeder neue Staatsbeamte nach der Art seines Amtes 2 bis 8 Gulden an die Bibliothek abzuführen habe [6]; die Regierungsbibliothek in Stuttgart wurde 1624 mit Strafgeldern der fürstlichen Kammer begründet [7]; für die Kurfürstliche Büchersammlung in Berlin kamen von 1664—1692 jährlich im Durchschnitt 324 Thaler Straf- und Dispensationsgelder ein [8]. An ähnlichen Bestimmungen ist auch sonst in jener Zeit kein Mangel [9]. Daß daneben aber die Schenklust überhaupt eine rege ist, mögen außer den schon genannten Fällen nur noch zwei Beispiele zeigen. In einer Schrift De incrementis bibliothecae Gedanensis giebt Schelguigius für die Jahre 1597—1677 eine Liste von etwa 100 Donatoren, und Petersen zählt gegen fünfzig Wohlthäter der Hamburger Stadtbibliothek in dem Zeitraum von 1649 bis 1691 auf [10].

Charakteristisch ist weiter für das Bibliothekswesen des 17. Jahrhunderts das Hindrängen zu größerer Oeffentlichkeit, namentlich werden viele von den fürstlichen und städtischen Sammlungen dieser Zeit ausdrücklich als öffentliche erklärt [11], wenn damit auch nicht

[1]) Deecke, a. a. O. pag. 7.

[2]) Hirsching III, pag. 629.

[3]) ib. I, 121.

[4]) ib. I, 80.

[5]) ib. I, 160.

[6]) ib. I, 5.

[7]) Stälin a. a. O. pag. 48.

[8]) Wilken, Gesch. d. Kgl. Bibl. in Berlin 1828, pag. 20.

[9]) Für die größeren Bibliotheken werden auch schon bestimmte Jahresgelder festgesetzt, was in früherer Zeit nur ganz vereinzelt vorgekommen war, wie etwa in Augsburg, wo bald nach der Begründung der Stadtbibliothek jährlich 50 Gulden aus dem Aerarium gezahlt wurden. (Hirsching II, 36).

[10]) Gesch. d. Hamb. Stadtbibl. 1838. pag. 37.

[11]) Die Kurfürstl. Bibliothek in Berlin ist seit 1693 täglich mehrere Stunden geöffnet. (Wilken a. a. O. pag. 65.)

Digitized by Google

gesagt ist, daß ihre Benutzung vorher gar nicht oder auch nur schwer erreichbar gewesen sei. Auch ist der Umstand bemerkenswert, daß verschiedene größere Bibliotheksstiftungen von Privaten ans Licht treten mit der ausgesprochenen Absicht, der Gesammtheit zu dienen, wie die Wallenrodt'sche Bibliothek in Königsberg seit 1629 [1]), die Gersdorff'sche in Bautzen seit dem Ende des Jahrhunderts [2]) u. a. Allein man behauptet wohl nicht zu viel, wenn man sagt, daß trotz aller bestimmten Oeffentlichkeitserklärungen, trotz der Bezeichnungen wie „Bürgerbibliotheken" und der Stiftungsformeln „für alle Freunde der Wissenschaften" oder „publico usui" alle diese gelehrten Büchereien allein den Gelehrten zu gute kamen, denn die übrigen Bevölkerungskreise konnten bei dem schlechten Stand der Schulbildung und der Wirtschaftsverhältnisse weder das Bedürfnis noch die Muße dazu haben, sich irgendwie um alle diese Bücherschätze zu kümmern. Einzelne Wißbegierige aus diesen Kreisen, wie etwa der Görlitzer Schuhmacher und Theosoph Jakob Böhme, der noch mehr in das Reformationszeitalter gehört, oder der Bauernsohn Jak. Grimmelshausen, der von den Dorfpfarrern, den Klosterverwaltern und anderswo Bücher entleiht [3]), mögen vielleicht eine Ausnahme machen. Und bei solchen Einzelnen mag man auch in jener Zeit hier und dort nennenswerte Büchervorräte als Privatbesitz finden; dagegen ist im großen und ganzen der Bücherbesitz der Handwerker- und Landbevölkerung im 17. Jahrhundert gewiß noch unbedeutender als im sechzehnten.

Die besser situierten Kaufleute einiger großer Handelsplätze fangen während dieses Zeitraumes an, sich eigene Genossenschaftsbüchereien anzulegen; so wird die Kommerzbibliothek in Hamburg im Jahre 1735 begründet [4]) und noch früher die Bibliothek der Leipziger Krämer-Innung [5]), auch in dem Archiv der Lübecker Kaufmannschaft waren Druckschriften vorhanden [6]).

---

[1]) Schwenke, pag. 210.

[2]) Schwenke, pag. 21.

[3]) Der abenteuerliche Simplicissimus. Hrsg. v. Tittmann. 1874. pag. 182, 258 ꝛc.

[4]) A. L. Hoffmann (Serap. 1849, pag. 129).

[5]) Schwenke, pag. 226.

[6]) ib. pag. 236.

Digitized by Google

4. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Während dieses Zeitraumes treten verschiedene Schriften an die Oeffentlichkeit, welche von dem jeweiligen Stande des Bibliothekswesens in Deutschland ein Bild zu zeichnen versuchen. Aus dem vorigen Jahrhundert kommt von diesen Darstellungen — außer mehreren Reisebeschreibungen wie denjenigen von Nicolai, Gercken, Petz, Zapf, Gerbert und anderen — vor allem das dreibändige Werk von Hirsching, Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands, Erlangen 1786—90, in Betracht, und für die Mitte dieses Jahrhunderts die verschiedenen Auflagen des Petzholdt'schen Adreßbuchs deutscher Bibliotheken, das dann neuerdings eine Umarbeitung und entsprechende Erweiterung durch Schwenke erfahren hat. Daran schließt sich weiter die Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst von G. Klemm vom Jahre 1837 [1]) und eine reiche Litteratur über die einzelnen Institute an, über welche Vogel in seinem Handbuch Auskunft giebt [2]); während Zeitschriften wie das Serapeum, der Anzeiger und später das Centralblatt für Bibliothekswesen auch für die Beschreibung älterer und neuer Büchereien einen Mittelpunkt bilden. Für unsern Zweck kann besonders auf die beiden Adreßbücher und auf Hirsching's Werk verwiesen werden, so daß hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht, wie die fürstlichen, die akademischen und viele städtische Bibliotheken immer mehr anwachsen, wie bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Sammlungen von über hunderttausend Bänden begegnen, und wie Sammlungen von solchem Umfange mit jedem Jahrzehnt zahlreicher werden. Von den mancherlei Umständen, die zu Gunsten der großen öffentlichen Bibliotheken zusammenwirken, mag es hier genug sein, die Aufhebung zahlreicher österreichischer Klöster und dann die massenhaften Saekularisierungen [3]) nach dem Frieden von Luneville zu erwähnen, wodurch manche vorher unbedeutende Biblio-

---

[1]) 2. Aufl. 1838.

[2]) Litteratur früh. u. noch bestehender europ. öff. u. Corporations-Bibliotheken. 1840.

[3]) In der Provinz Schlesien wurden z. B. 91 Klöster u. Stifter aufgehoben, über deren z. T. vernachlässigte u. ungeordnete, z. T. aber recht bedeutende Bücherschätze Staender in der Ztschr. d. Ver. f. schles. Gesch. 33. 1899 handelt.

Digitized by Google

theken wie z. B. die in München und Stuttgart auf einen Bestand von einigen hunderttausend Bänden gebracht werden [1]).

Neben diesem allgemeinen, selten einmal unterbrochenen Anwachsen der großen Bibliotheken, — wobei nur die Kirchenbüchereien, die sich während der Aufklärungszeit keiner großen Fürsorge erfreuen und deren Schätze zum großen Teil an andere Institute abgegeben werden, eine Ausnahme machen [2]) — geht eine bemerkenswerte Verschiebung einher, welche sich in dem Verhältnis der Einzelnen und der weiteren Volkskreise zu den durch die Druckerpresse erzeugten Bildungsmitteln vollzieht. Als die drei wichtigsten Faktoren, die bei dieser Aenderung der Dinge von Bedeutung sind, können wohl das Aufkommen der Zeitungen und Zeitschriften, die Einrichtung von geschäftlichen Leihbibliotheken und die Begründung von Lesezirkeln bezeichnet werden. Alle drei Organisationen treten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wenn nicht gerade zum ersten Male überhaupt, so doch derartig auf, daß sie um jene Zeit eine wesentliche Rolle im Leben der größeren und mittleren Ortschaften zu spielen beginnen. — Die Zeitungen, welche bereits am Ende des 18. Jahrhunderts, zwar noch in kleinen Auflagen aber schon in Hunderten von deutschen Städten verlegt werden, haben dann bekanntlich einen beispiellosen Entwicklungsgang durchgemacht, so daß sie in unserer Zeit kaum in den ärmsten Familien ganz fehlen, auch in solchen nicht, wo vielleicht im übrigen keine drei Bücher aufzufinden sein mögen; sie sind deshalb für die Beurteilung der Bildungsverhältnisse in den unteren Volkskreisen von hervorragendster Bedeutung geworden. — Ebenso ist der Interessentenkreis der Leihbibliotheken mit der Zeit immer mehr angewachsen, was besonders in die Augen fällt, wenn man auch die Abonnenten der Journalzirkel, die häufig mit derartigen Instituten verbunden sind, berücksichtigt. — Dagegen haben die vorhin an dritter Stelle genannten Lesegesellschaften, ein Produkt der

[1]) Andere wachsen durch Ankäufe großer Privatbibliotheken stark an, wie die Dresdener, die nach der Vereinigung mit den Sammlungen Brühl u. Bünau über 170000 Bände zählt (Ebert p. 88) u. die Göttinger Universitätsbibl., welche 1787 bereits 120000 Buchbinderbände umfaßt. (Dziatzko p. 14.)

[2]) Radlach a. a. O. Wenn Hirsching sagt (II. pag. V.): „Ich kenne Bibliotheken, die ob man sie gleich öffentliche Bibliotheken schilt, zu ganzen Jahren nicht einmal eröffnet werden, u. wo das Daseyn selbst Litteratis dieser Stadt noch unbekannt ist", so gilt das besonders von Kirchen- u. Klosterbüchereien.

Digitized by Google

Aufklärungszeit, kein so langes Leben gehabt, wenigstens sind sie in jener ursprünglichen Form zumeist nicht lange von Bestand gewesen. Ich habe gelegentlich in der Beilage der Allgemeinen Zeitung [1]) darauf aufmerksam gemacht, daß diese Zirkel, die zwecks Anschaffung von allerlei nützlichen belehrenden und unterhaltenden Schriften an vielen, wenn nicht an allen, einigermaßen bedeutenden Orten gegründet wurden, oft über zahlreiche Mitglieder aus den Kreisen der Gebildeten und des besser situierten Mittelstandes verfügten, und daß sie bisweilen, wie in Rostock, auch auf weitere Kreise noch dadurch Einfluß ausübten, daß sie die aus dem Umlauf zurückgekehrten Bücher jedermann unentgeltlich zur leihweisen Benutzung überließen. Das war ganz im Geiste jener Aufklärungsbestrebungen, die auf die Bildung des gesammten Volkes hinzielten, und die auch hier und dort in Begründung von volkstümlichen Büchereien, sei es für die Insassen der Militärkasernen, sei es für die Untergebenen einer Gutsherrschaft oder für die Gemeindeglieder einer Pfarrei, zum Ausdruck kamen, wie ich ebenfalls in jenem kleinen Aufsatz angedeutet habe. Den Aufklärungsbestrebungen von oben her kam auch im allgemeinen ein Verlangen aus den unteren Kreisen entgegen, Möser spricht deshalb im Neuen patriotischen Archiv (I, 519) von der unersättlichen Leselust aller Stände; Meiners sagt, daß ein gemeiner Bauer im Kurfürstentum die Werke Friedrichs des Großen gelesen habe, was allerdings unzeitige Aufklärung sei, und es scheint, als ob der Hanauer Schneidermeister Heynemann [2]) mit seiner Sammlung von 3600 Bänden wohl der Größe der Sammlung nach, aber nicht mit seinem eifrigen Bildungsverlangen überhaupt in jenen Kreisen vereinzelt dagestanden habe. — In den unruhigen Zeiten der Franzosenkriege kommen diese friedlichen Aufklärungs- und Bildungsbestrebungen dann eine zeitlang ins Stocken. Einen großen Teil jener Fortbildungsaufgaben übernehmen ein paar Jahrzehnte später die immer häufiger an die Oeffentlichkeit tretenden gewerblichen, kaufmännischen, landwirtschaftlichen und ähnlichen Vereinigungen, denen neben der Besprechung von allerlei praktischen Berufsfragen in der Regel auch daran gelegen ist, einige passende Büchervorräte zusammen zu bringen und den Mitgliedern leihweise zur Verfügung zu stellen.

[1]) 1899 No. 44.

[2]) Hirsching, II, pag. 350.

Digitized by Google

Hierher gehören auch die sogenannten Volksbüchereien, welche von dem liberalen Bürgertum um die Mitte des Jahrhunderts an vielen Orten begründet werden, welche aber zu keiner rechten Blüte gelangen; ebenso die Büchereien der Arbeiterbildungsvereine u. ä. So beachtenswert indessen alle von diesen Seiten gemachten Versuche, den breiteren Volksmassen Bildungsmittel zugänglich zu machen, auch sein mögen, sie können doch immer nur den Eindruck des mehr oder weniger Zufälligen, Vereinzelten oder Einseitigen machen. Erst dem letzten Jahrzehnt blieb es vorbehalten, die Volksbüchereien als Angelegenheit und Bedürfnis der Gesammtheit des Volks, als notwendige Ergänzung der allgemeinen Schulbildung ins Auge zu fassen, und die Bewegung zu Gunsten dieser in Stadt und Land besonders nach englischem und dänischem Muster zu errichtenden volkstümlichen Bibliotheken ist noch von Tag zu Tag im Wachsen begriffen.

Die Privatbibliotheken der Gelehrten und der gebildeten Bücherfreunde werden natürlich auch in diesem Zeitraum, während die Bücherproduktion, der Buchhandel und der allgemeine Wohlstand erhebliche Fortschritte machen, in der großen Mehrzahl etwas umfangreicher. Aber sie wachsen keineswegs in einem den öffentlichen Bibliotheken ähnlichen Verhältnis an. Im 18. Jahrhundert lebt der einzelne Gelehrte in weit größerer Isoliertheit mit seiner Bücherwelt; die Benutzung namentlich der auswärtigen Bibliotheken ist wegen der langsamen und kostspieligen Verkehrsverhältnisse noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, es kommt also für den Gelehrten jener Zeit immer in erster Linie darauf an, selbst möglichst viele Bücherschätze zu erwerben, welchem Bestreben im übrigen noch die ganze encyklopädistische und Aufklärungs-Richtung der Zeit günstig ist. So kann es nicht Wunder nehmen, daß gerade das 18. Jahrhundert außerordentlich viele bedeutende Privatbibliotheken aufzuweisen hat [1]). Von welchem Umfang sie bisweilen waren, mögen außer den schon oben genannten auch noch ein paar Beispiele aus der zweiten Jahrhunderthälfte zeigen. Der Geheime Rat D. C. D. Trew vermacht im Jahre 1768 der Universität Altorf seine 34000 Bände [2]); der Stuttgarter Konsistorialdirektor Frommann hinterläßt im Jahre 1785 gegen 25000 Bände [3]), der

[1]) Vgl. Hirsching, a. v. Stellen. Klemm hat (pag. 131 ff.) eine lange Liste von derartigen Katalogen des 18. Jahrhunderts.

[2]) Klemm, pag. 123.

[3]) Stälin, a. a. O. pag. 6.

Hofrat Brandes in Hannover († 1791) cr. 22000 [1]) und der Dr. med. Cropp in Hamburg († 1796) ungefähr 24000 Bände [2]). Ueber Bibliotheken von derſelben Größe verfügen in Danzig der Kriegsrat von Roſenberg und der Gerichtsherr Uphagen (Hirſching I, pag. 73 ff.). Der Graf Bünau beſitzt im Jahre 1762 über 42000 [3]), der Graf Brühl 1768 gegen 70000 Bände [3]).

Es iſt natürlich nicht zu leugnen, daß ſich ähnliche Privatbüchereien auch in der Gegenwart und überhaupt während des ganzen 19. Jahrhunderts finden; ſo hatte, um hier nur einen Gelehrten namhaft zu machen, die Bibliothek des berühmten Geographen Karl Ritter einen Beſtand von etwa 25000 Bänden [4]), aber im Großen und Ganzen verhindert die leichte Zugänglichkeit der nahen und der entfernteren großen Bücherſammlungen einigermaßen das ſtarke Anwachſen der Privatbibliotheken, und zwar werden beſonders diejenigen immer ſeltener, die ſich die Pflege aller Wiſſensgebiete mehr oder weniger angelegen ſein laſſen, während bedeutende Privatbibliotheken, welche die Litteratur einer oft eng umgrenzten Disciplin in großer Vollſtändigkeit enthalten, in größerer Anzahl als früher vorhanden ſind.

Soweit es ſich um Neugründungen und Erweiterungen öffentlicher Bibliotheken handelt, iſt in den letzten Jahrzehnten außerordentlich viel geſchehen; geräumige prächtige Bibliotheksbauten ſind allerorten aufgeführt, und die regelmäßigen Jahresausgaben für Neuanſchaffungen und für den umfänglichen Verwaltungsapparat ſind in ungeahnter Weiſe in die Höhe gegangen. Es haben die letzten Jahrzehnte weiter eine unzählbare Menge von wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Handbibliotheken entſtehen laſſen, für die verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Inſtitute, für die Gerichte, für die Behörden und für alle Arten von Körperſchaften; und unüberſehbar ſind die Büchereien der Vereine, wie ſie mit jedem Jahr zu Tauſenden mit den verſchiedenartigſten Tendenzen ins Leben treten. Man braucht nur das Adreßbuch einer mittelgroßen Stadt in die Hand zu nehmen, um eine Vorſtellung von der ſtattlichen Anzahl derartiger Bibliotheken zu bekommen. Freilich iſt es eine andere Frage, ob dieſen Zahlen auch die Intenſität der Benutzung entſpricht,

[1]) Merzdorf, Bibl. Unt. 1844 pag. LXVII.

[2]) F. L. Hoffmann (Serap. 1855 pag. 317).

[3]) Ebert, p. 79 u. 85. Beide waren öffentlich.

[4]) Serap. 1860, pag. 383.

Digitized by Google

und ob man von einem sehr bedeutenden Einfluß dieser Bildungsmittel auf das geistige Leben des Volkes sprechen darf. Für die großen Massen der handarbeitenden Bevölkerung haben sie jedenfalls nur sehr geringe, zumeist keinerlei Bedeutung. Aber wie schon oben bemerkt wurde, sind gerade in jüngster Zeit beachtenswerte Schritte gethan, die dahin zielen, die Angelegenheit der Selbstfortbildung und -Erziehung, wie sie durch Büchereien ermöglicht wird, planmäßig und mit Berücksichtigung der weitesten Volkskreise zu fördern. —

Eine wesentliche planmäßige Umgestaltung ist wohl auch bei der Organisation der großen wissenschaftlichen Bibliotheken nur noch eine Frage der Zeit; denn immer schwieriger wird die Bewältigung der ins Ungeheure wachsenden Büchermassen, die ja nicht nur als totes Kapital aufgespeichert werden, sondern im lebendigsten Zusammenhang mit der gesammten Wissenschaft und Denkarbeit bleiben sollen. Oder wird, wie Herman Grimm einmal sagt, „bald die Zeit kommen, wo man sich ernsthaft fragen wird, zu welchem Nutzen denn soviel Geld für diese Aufstapelungen des ewig Fragmentarischen in Scene gesetzt werde, eine Zeit, wo man die Hauptnahrung des Geistes in den Zeitungen und Journalen suchen wird, und wo die Journale immer deutlicher und unaufhörlicher die Lehre verkünden werden, die Gegenwart höher zu schätzen, als die Vergangenheit?"

Nachtrag:

Mir kommt soeben noch ein Aufsatz von Herm. Keußen in der Westdeutsch. Ztsch. f. Gesch. u. Kunst XVIII, 4. 1899 zu Gesicht. Es werden darin so eingehende und interessante Mitteilungen über die Verhältnisse der alten Kölner Universitätsbüchereien gemacht, daß ich nicht unterlassen kann, wenigstens noch kurz auf diese Studie hinzuweisen. Die Kölner Artistenfakultät besaß nach einem Katalog vom Jahre 1474 über 150 Werke; ebenso waren die drei oberen Fakultäten um jene Zeit im Besitz von kleineren Handbibliotheken, worüber Keußen des Näheren Auskunft giebt.

Digitized by Google

Zur Vorgeschichte des Landstreicherwesens.

Von Georg Liebe.

Nicht mit der Schnelligkeit wie heute vermochte in vergangenen Tagen die öffentliche Meinung ihr Richteramt zu versehen, als sie noch der mächtigen Unterstützung der Tagespresse entbehrte, aber sie um Hilfe anzurufen war man zu allen Zeiten bemüht. Als noch jede Kunde aus der Ferne durch das Ohr, nicht durch das Auge vermittelt wurde, da trug der fahrende Spielmann neben seltsamen Mären auch böse Spottverse durch das Land, eine Sitte, die noch überraschend spät bezeugt ist. So beklagt sich 1355 der Rat von Campen über die Bürger von Stralsund: „Voertmer hebben sy lede gedichtet, dy schendelic sin, up unse borghere [1]).“ 1472 schreibt Albrecht Achilles, als er wieder einmal mit den Nürnbergern in Fehde lag, entrüstet [2]): „Da tichtet man lieder, die wurden zu Onolzpach gesungen, da redet uns der lecker Ruprecht Haller hoch (!), das haben wir geandt.“ 1585 verspricht der Rat von Wilsnack rechte Verwaltung einer Stiftung, wo nicht, so solle man sie für unruchtige, vergessene und glaublose Leute ausrufen und schelten [3]). Wirksamer wurde die üble Nachrede, als die wachsende Verbreitung der Schreibkunst ihr ein Auftreten an mehreren Orten zugleich ermöglichte. Es begann die Zeit der Schmähbriefe, deren häufigste Anwendung bei versäumter Bürgschaftspflicht stattfand. Sie werden deshalb als regelmäßige Klausel zur Unterstützung des Einlagerversprechens vorgesehen und seit dem sechszehnten Jahrhundert durch drastische bildliche Darstellungen begleitet. Mit dem Eintritt der neuen Zeit wurde es ein beliebtes Mittel für den streng bevormundeten Bürger, seiner Entrüstung über Schäden des Gemeinwesens auf dem Wege des

[1]) Lübecker Urkundenbuch III S. 230.

[2]) Burckhardt, Das funfft merkische Buech S. 182.

[3]) Riedel, Cod. dipl. Brandenburg. II S. 173.

Digitized by Google

famosus libellus Ausdruck zu geben, der an vielbesuchten Orten, besonders Kirchen, ausgestreut oder angeschlagen wurde. So wurde schon 1445 an die Kirchenthüren zu Halberstadt ein gegen den Domdechanten Dompnitz wegen Anstiftung zum Totschlag gerichteter Schmähbrief geschlagen [1]). Und wieder 1607 fand man vor der dortigen Dechanei ein Schreiben mit Klagen über Teuerung [2]). Nicht oft aber wird sich ein Original bis auf unsere Tage erhalten, wie das in der Kirche von Laucha, dem Städtchen in einem Nebenthal der Unstrut, gefundene [3]). Es ist ein Foliobogen, in Briefform zusammengefaltet, mit der Aufschrift: „Einem Erbaren Raht zu Laucha komme dises schreiben zu eigen handen." Die Schrift, dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts angehörig, ist mit einer roten Flüssigkeit geschrieben, ihr gewandter Charakter widerspricht dem ungelenken, dialektisch gefärbten Text, wie er hier folgt: „Zu wissen sei einem erbarn Raht, was für eine haushaltung im hospital alhier zu Laucha geschicht, weil der Alte hat haus gehalten mit schelm und diben, mortbernern, das sein seine besten geste, die hat er am allerlibsten, da er mit fressen und saufen kan, sie mögens bekommen mit rechte oder mit unrechte. Linck Beter der hat über 6 schocke hinder (Hühner) danein gedragen, vorkauft und gefressen und is des gantzen curfursten landen verweist. Ein junger man ist bei ihm gewesen, der hat ein pfert gestolen, das ins holz gebunden, da er das holen wil so habens andere weckgeholt, und im spital gelegen. Ehr hat schaffe geholt, dieselbigen mit dem spittelvater gefressen und hat auch gensse über die 30 eingetragen, dieselbigen auch mit ihm verzehrt, hat ihm auch ein schaff verkauft. Fresvatern genand, der leidt auch immer alta, der is ein schelm und wirt vor einen mortbrenner geachtet, hat 2 magde, die mussen für dol und unsinnich laufen und mussen kleider und gelt bringen, was sie nicht konnen betteln, das nemen sie mit gewalt. Es wird einer Hans Kock genandt mit einem auge, das is ein dieb und wirdt auch vor einen strassenräuber geachtet. Solhe leude gehoren nicht in solche heusser, denn sie richten nichts guhts an. Wo solche leude lange in den spittal ligen, so wirts noch gar eine mordgrube. Schlist in die schlisser

[1]) Zeitschr. d. Harzvereins Bd. 24 S. 323.

[2]) v. Mülverstedt, Tagebuch des Domdechanten v. Oppen.

[3]) Staatsarchiv Magdeburg, deponiertes Archiv der Stadt Laucha.

Digitized by Google

(Schlösser) dag und nacht, das konnen aus und ein gehen. Die arme Mutter Anne dorft nichts sagen, die wirt virachtet von solhen leuten, der aber helt sie noch dazu. Solhs solte ein Erbar Raht nicht nah geben, sondern ein scharfes aufsehen haben, denn es sein auf eine Zeit außen hospital etliche gelangt worden und ins ampt Eckartsberg gefurt vorden und daselbst gehangen worden. Linck Beter hat ein eheweib, hauf und hoff und furet sich mit einer huhren, da ehr den toht verdinet, so hatt ehr so viel diebstall begangen, das ehr den galgen verdienet hatte. Fressvater und der Koch desgleichen. Solhe leude wolte ein Erbar Raht niht leiden, was aber arme leute sein, die ein bisgen brot bitten, da konnen die herren ein Erbar Raht wol zufriden sein, is solhes nicht alles vor einen Erbar Raht kommen bis auf ein andir mal, sie wollen doch die arme mutter Anne nih ganz und gar lassen under die fusse dretten, denn sie hatt das ihre auch den herren zugewant, was sie von ihr begert haben und auch haus gehalten, aber niht mit solhen dieben wie der alte vatter. Es wirt noch gebeten, ein Erbar Raht wolte solhe dieb abe schaffen, das nih ein Erbar Raht, stadt und gemeine mit ihm zu duhn bekompt. Die arme mutter Anne und Urban mussen zu bette gehn und mussen sie lassen daußen und frolich sein. Es wirt einer genandt Peter Pfillip, das ist ein grunder dieb mit seinem weibe, wo ehr leit, da geht sie aus bei nahte und holet grosse huhken kleiter und was sie bekomen kan, das weis der alte gar wol, sie haben wol fur hundert fl. zeich in das spittal getragen. Die Herren Ein Erbar Raht wollens nicht fur ungunst annemen, sondern wollen den alten ein wenich darumb straffen, das doch arm leute konden geherberget werden, die den herren ein gotteslohn winschen und dafur danken. Hiemit befelle ich Einen Erbarn Raht den liben gott, der wolte sie behuten in ihrer Regierung."

Daß wir hier die Stätte der Barmherzigkeit zu einer Spitzbuben-Herberge geworden sehen, ist keineswegs ein vereinzelter Fall. Ungefähr zu derselben Zeit findet sich 1603 die Nachricht, daß die Stiftung des Emmerichshäusleins zwischen Neustadt und Moosbach in der Pfalz aufgehoben wurde, weil Landstreicher daselbst Aufnahme gefunden hatten [1]. Eine Erklärung dafür ist, daß die Hospitäler häufig vor der Stadt lagen; auch das von Laucha

[1]) Mittlg. d. hist. Vereins d. Pfalz XV.

Digitized by Google

befand sich vor dem Unterthor an der Straße nach Naumburg. Besonders galt dies von den der Aufnahme von Aussätzigen dienenden Sondersiechenhäusern. Von dem Erfurter wird schon zum Jahre 1387 eine gräuliche Mordgeschichte berichtet [1]). Ausführliche Behandlung hat diese kriminelle Bedeutung für die niederrheinischen Lande gefunden [2]). Ein durch die Entdeckung zahlreicher Mordthaten anfangs des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßter Prozeß entrollt ein unheimliches Bild von dem Charakter dieser einsam gelegenen Häuser. Diese Zustände sind ein Beitrag zu der noch wenig untersuchten Geschichte des verbrecherischen Vagabundentums, das schon vor dem dreißigjährigen Kriege einen bedrohlichen Umfang gewonnen hatte, nach diesem aber zu einer sozialen Gefahr ward.

---

[1]) Falkenstein, Chronik von Erfurt S. 276.

[2]) Fahne, Das Ende der Siechenhäuser im westlichen Deutschland (Zschr. d. Bergischen Geschichtsvereins X).

Digitized by Google

Ostpreußische Wolfsjägerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von Gustav Sommerfeldt.

Daß noch im 19. Jahrhundert die in Ostpreußen so zahlreich vorkommenden Wölfe eine Plage für die Bewohner der Gegend bildeten, ist bekannt. Die von der Staatsregierung auf die Erlegung von Wölfen ausgesetzten Preise trugen nach und nach erst dazu bei, die Ausrottung dieser gefährlichsten aller Räuber in den besser kultivierten Gegenden Ostpreußens herbeizuführen.

So wohnten der König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, als sie auf der Flucht von Graudenz nach Ortelsburg (später nach Königsberg) in der zweiten Hälfte des November 1806 für einige Tage den Aufenthalt in Osterode nahmen, dem Schauspiel einer vermutlich ihnen zu Ehren dort veranstalteten Wolfs- und Elendsjagd bei. — Der dem preußischen Ministerium des Auswärtigen attachierte Kammerherr Heinrich Leopold Freiherr von Schladen berichtet als Augenzeuge darüber in seinen Tagebuchaufzeichnungen[1]), wie folgt: „Da es in hiesiger Gegend [d. i. Osterode] eine große Menge von Wölfen und Elennthieren giebt, so hat man Ihre Majestäten, die diese Thierarten noch niemals sahen, bewogen einem Treiben derselben beizuwohnen, welches heute, in der Entfernung einer Meile von der Stadt, angestellt worden ist. Man hat dabei einen Wolf getödtet, auch haben wir eine bedeutende Zahl von Elennthieren erblickt."

In den älteren Zeiten nun begnügte man sich nicht damit, die Wölfe in den Urwäldern, von denen Ostpreußen großenteils bedeckt war, aufzusuchen und zu erlegen, sondern liebte es auch, dieses Raubzeug lebendig einzufangen, um es dann zum Zweck

[1]) v. Schladen, Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Mainz 1845. Seite 54.

Digitized by Google

von allerhand Volksbelustigungen zu verwenden. — Der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der sich oft in Königsberg aufhielt und den ostpreußischen Gebieten große Sorge zuwandte, hat durch Patent vom 18. April 1629 behufs Jagd auf die Wölfe, und speziell zum lebendigen Einfangen derselben, einen eigenen Wolfsmeister für Ostpreußen in der Person des Christoph Kersten aus Ranglacken bei Puschdorf im Insterburgischen ernannt.

Die bezügliche Eingabe Kerstens nebst dem Patent hat sich im Königlichen Staatsarchiv zu Königsberg sub Nr. 953: Sammlung der sogenannten „Confirmationen" aus den Jahren 1627 bis 1634, im Original erhalten. Die Eingabe ist undatiert, hat die Aufschrift: „Christof Kersten von Klein Ranglacken will Wölffe fangen und Jägermeistersbestallung, dieselbe auch uff seine Erben dirigiret haben", und lautet wörtlich: „Durchlauchtigster hochgeborner Churfürst und Herr! Ewer churfürstlichen Durchl. ist gnedigst ungeborgen, das der Wagenmeister vor etzlichen Tagen von Ewer churfürstlichen Durchl. ahn mich geschicket worden, nuhn aber hab ich mich in aller Unterthenigkeitt gehorsamlich eingestellet. Ich hab aber vor Ewer churfürstlichen Durchl. nicht kommen mögen, sondern der Herr Jegermeister [1]) hatt mich in das ander Gemach gefordert und mit mir nur vergebliche Unterredung gehalten. Es ist aber, Ewer Churfürst (!) und Herr, dieses meine Meinung und Rede gewesen: wan mir von Ewer churfürstlichen Durchl. eine richtige Bestallung wirdt gemacht werden, alsdan will ich anfangen nach den Wolffen zu stellen und dieselbe mitt der Hülffe Gottes zu fangen. Es sol auch meine Bestallung nicht ehe fordtgehen, biß ich den ersten Wolff fangen werde, und der ferne mir etwas uff dem Ampte, dar ich stellen werde, ahn Futter und Mehl möcht gegeben werden, und ich Wolffe nicht fangen möchte, wil ich solches Ewer churfürstlichen Durchl. gelten und zahlen. Es wirdt aber, uff Gott will, solchs nicht geschehen, sondern werde sie mitt der Hülffe Gottes wol zu fangen und zu bekommen wüssen, solches aber hab Ewer churfürstlichen Durchl. ich in aller Unterthenigkeit zu vermelden nicht unterlassen können, Ewer churfürstlichen Durchl. unterthenigster Christoph Kersten von Klein Ranglacken."

[1]) Gemeint ist wahrscheinlich der ostpreuß. Jägermeister Reinhardt von Halle, Amtshauptmann zu Rhein, der auch bisweilen als kurfürstlicher Oberjägermeister bezeichnet wird.

Digitized by Google

In dem Patent selbst wird Kersten in der Außenseite genauer als „Wolffsmeister" bezeichnet, und es findet sich der Vermerk, daß das Patent am 20. April 1629 „gerichtet" sei, also wohl an diesem Tage in der Kanzlei zur Abfertigung gelangte. Unten ist das kurfürstliche Siegel beigedrückt. — Der Wortlaut ist folgender:

„Von Gottes Gnaden wir Georg Wilhelm, Marggraf zu Brandenburg etc. fügen allen unsern Haubt- und Ambtleuten und ambtstragenden Personen, so dieses vorkombt, zu vornehmen, das sich Christof Kersten bey uns underthenigst angegeben und erbothen, die Wölfe inn diesem unserm Herzogthumb ohne Garn, Hunde und anderm Zeuge, damit man die Wölf zu fangen pfleget, wie auch ohne Schießen, zu fahen und uns lebendig anhero nach Königsberg zu liefern und zu bringen. Damit ihme Kersten nu zu seinem Vorhaben in den Embtern gebürliche Hülf geleistet werde, als ist unser gnedigster Bevehlich hiemit an alle unsere Haubt- und Ambtleute, dahin er Kersten anlangen wirdt, das sie ihme jederzeit zu Fangung und Vortreibung der schedlichen Tier der Wölffe außm Ambt Hülffe thun, damit er sein Angebothen volbringe, doch dergestaldt, das er seinem Erbietten nach die Wölffe, so er fangen wirdt, lebendig anhero bringe und liefere. Des soll ihme in jederm Ambt uf ihne, einen Knecht und zwo Pferde die Notturfft, und nicht überflüssig, an gewöhnliche Lieferung gefolget werden. Und do er Kersten, wie er versprochen, die Wölfe nicht lebendig fangen wirdt, soll er alle Unkosten, so uf ihme gehen werden, bey Heller und Pfennig zu erstatten und zu zahlen schuldig sein. Wirdt nicht ehe aus dem Ambte, da er verharren wirdt, gelassen werden, bies er alles entrichtet. Urkundlich mit unserm churfürstlichen Secreth bekrefftiget. Datum Königsbergk, den 18. Aprilis Anno 1629. — Ihr churfürstlichen Durchl. subskrips."

Das Einfangen und Zähmen lebender Wölfe wurde in Ostpreußen schon lange vor der Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm ausgeübt. Selbst in der Deutschordenszeit ist es bereits gebräuchlich gewesen, wie einige Notizen in dem „Marienburger Treßlerbuch, 1399—1409" ergeben, das Archivrat E. Joachim im Jahre 1896 publiziert hat.

Digitized by Google

Gewerbestreitigkeiten im 18. Jahrhundert.

Nach Arnstädter Archivalien

Von E. Einert.†

Die Altreißen begegnen uns in der Geschichte der deutschen Städte nicht allzuhäufig.

In Thüringen war wohl Erfurt die einzige Stadt, wo sie durch Jahrhunderte eine Innung bildeten. Auch die Archivalien Arnstadts, vielleicht der ältesten Stadt Thüringens, bieten wenig Anhalt. Freilich hat der ungeheure Brand des Jahres 1581 auch Rathaus und Archiv in Asche gelegt, und es war wohl nur ein Bruchteil der alten Papiere, welchen rasche Hände damals dem Verderben entrissen.

Als aber im Jahre 1654, da die neuerbaute Stadt die Stürme des dreißigjährigen Krieges glücklich überstanden hatte, ein zuverlässiger Bürger im höchsten Greisenalter von dem regierenden Rate ausgefragt wurde, wie die alten Häuser vor dem großen Brand gestanden, so wußte er von den Häusern der Häringskrämer zu erzählen, die ein vorspringend Dach gehabt, da man beim Regen habe untertreten können, und von einem kleinen, engen Gäßlein, das auf dem Markte eingemündet und das man das Reißengäßlein genennet habe, da nur Schuhflicker darin gewohnt.

Es scheint demnach, daß die Reißen wie die Töpfer, Löber und andere Zunftgenossen auch hier quartierweise bei einander gewohnt und vielleicht denn auch eine Innung gebildet haben.

Es verliert sich aber dann bis in die Anfänge des achtzehnten

Digitized by

Jahrhunderts jede Spur von ihnen. Aus dieser Zeit liegt eine Eingabe der Altreißen an den regierenden Grafen vor, in welcher sie um Schutz gegen allerhand Störungen und um Bestätigung der „Artikul" bitten, über die sich alt und jung geeinigt haben:

„Ew. Hochgräfl. Gnaden geben wir sämmtlich unterschriebene Bürger und Unterthanen zu vernehmen, welchermaßen wir nicht allein das Handwergk der Schumacher Ehrlich und redlich gelernet, sondern auch etzliche Jahr uff der Wanderschaft uns in vornehmen Städten und Ländern umbgesehn, also daß wir keine Scheu tragen können, auch mit der vornehmsten Arbeit bei Hohen und Niedern zu dienen und aufzuwarten, sind auch im Begriff gewesen, als wir uns hier in dero berühmten Residenz niedergelassen und Bürger worden, nebst dem das Meisterrecht zu erlangen.

Dieweilen aber unser Vermögen, so beides von unsern Eltern her als auch von uns selbsten von der Wanderschaft her gering und dazu nicht hinlänglich gewesen, haben wir es müssen anstehn lassen und umb uns und die unsrigen Ehrlich zu ernehren, das Flicken oder Altreißen, wie es anderer orthen des Reiches genennet wirdt, zu ergreiffen, indem wir mit andern arbeiten außer dieser umbzugehn nicht vermocht.

Wann aber solches auch überhäuffet worden und allerhant Volk, Hirten, Schaffknecht, Trescher und tagelöhner darinnen sudeln und nicht allein den Leuten das Leder, sondern auch die Schue verderben und uns, die wir gleichwohl das Handwerk Erlich erlernet, gewandert und vielen Meistern das Wochenlohn Handwerks gewohnheit nach abverdienet, als Bürgern die Nahrung und Stücklein Brod dadurch entzogen wird, so sind wir daher schlüssig worden, solchem zu begegnen, Ew. Hochgräfl. Gnaden Unsern gnädigsten Landeshern diesen Eintrag demüthigst verstehen zu geben und mit der fleißigsten Bitte, selbe wollen gütigst geruhen, uns hierüber zu privilegiren und Innung zu ertheilen, wie in andern Städten als Nürnberg, Erffurth ꝛc. bei den Altreißen Handwerk und Innung gewöhnlich ist." —

Die Reißen unterließen es denn auch nicht, gleichzeitig Ihrer Gnaden eine Anzahl Artikel zu huldreicher Genehmigung vorzulegen, welche sie zu einem privilegierten Handwerk erheben und vor Beeinträchtigungen der Pfuscher und Sudler sicherstellen sollten.

Digitized by Google

Aber es will nicht scheinen, als wenn sie auch nur zeitweise zu dem Vorrechte einer anerkannten Innung gelangt wären. Doch waren es nicht die Schäfer und Hirten und andere Pfuscher, welche sich ihrem Unternehmen hindernd in den Weg stellten, sondern die Zunft der Schuhmacher, da diese in dem Vorgehen der Reißen einen schnöden Eingriff in ihre uralten Gerechtsame erblickte.

Die achtzig Meister des Handwerks wußten sich erfolgreich im Vollbesitz derselben zu behaupten und selbst ein gewisses Visitationsrecht über die Arbeit der Reißen zu erlangen.

Daß sie dies öfters in der gehässigsten Weise ausübten, ergeben einzelne Regierungsprotokolle mit Bestimmtheit.

So beschwerten sich die „Altmacher", wie sich die Reißen auch nannten, 1739 bei der Regierung, daß sie bisher von den Schuhmachern gar sehr incommodirt und beunruhigt worden, maßen diese in dem falschen Verdacht, als wenn sie neue Arbeit machten, in ihren Häusern und Quartieren, selbst wohl bei Nachtzeit, visitirten und öfters so weit gingen, daß sie darüber der lieben Betten nicht verschont und solche zerrissen.

Und doch verlange der Altmacher keiner neue Arbeit zu machen, wenn sie nur bei der alten gelassen würden. Da sie ja Geschoß und andere herrschaftliche onera ganz gleich den Schustern zu tragen hätten, dürften sie sich sicherlich hohen Schutzes getrösten.

Bald darauf hatten die geplagten Reißen wieder zu vermelden, daß ihnen die Neumeister des Schusterhandwerks keine Zange gestatten wollten, ohne welche sie doch nicht arbeiten könnten; hätten solche ihnen verschiedentlich hinweggenommen und wären zu deren Restitution nicht zu bewegen. Selbst einer blutarmen Wittib, die in dem wenigsten Häuslein der Stadt wohne und sich und ihren Kindern ein Stückchen Brod zu schaffen gar nötig habe, hätten sie eine solche hinweggerissen.

Als die Ober- und Neumeister des Schusterhandwerks vor die Regierung gefordert waren, diesen Klagen der Reißen gegenüber Rede zu stehen, so beriefen sie sich auf das erlangte und ihnen für alle Zeit zugesprochene Recht, bei den Flickern allerwege visitieren zu dürfen. Und doch pflegten sie nur, wenn sich ein bestimmter Verdacht ereigne, und keineswegs in der angeführten Art von ihren Gerechtsamen Gebrauch zu machen. Sie bedienten sich aller Vor-

Digitized by Google

ficht und Bescheidenheit, und seien sie ja einmal über ein Bett gefahren, so sei es lediglich und allein geschehen, weil man neue Waren darin versteckt gehabt, wie es der Reiß aus Rothenburg gethan.

Würden die Altmacher, wie sie es wieder und wieder begehrten, zu alledem mit einer Innung begnadet, so würde der Pfuscherei in der Schuster Gewerk kein Ende werden. Wie dürften denn zu einer Innung werden, die um ihres Vermaledeiens und Lästerns und anderer Missethat Willen sich aus den Lehrjahren begeben müßten und so, was sie wissen und kennen sollten, nicht einmal verstünden.

Zu alledem wäre den Meistern des Schuhmacherhandwerks je und allezeit nachgelassen worden, auch alle Flickerarbeit zu machen, welche sie den Reißen nicht zugestehn könnten, da ohnehin zur Zeit 84 Meister in der Stadt wären, die allgesamt ihr Brod im Schweiße ihres Antlitzes essen müßten.

Was die Zange anlange, so sei solche nie und nimmer den Reißen nachgesehen worden.

Die Regierung bedeutete die Altreißen auf das Eindringlichste, von jeder Neuarbeit allezeit abzustehn; unausbleiblich werde Wegnahme der Arbeit und dazu eine empfindliche Geld- oder Gefängnisstrafe den Verbrecher treffen.

Die Reißen gelobten denn auch, sich jeder Neuarbeit zu enthalten. Wenn aber die Schuster ihnen die Zange nehmen und ihnen deßgleichen nur mit einem Draht zu flicken zugestehn wollten, was ja ein jeder Bauer und Hirte zu thun pflege, so geschehe ihnen allewege bitter Unrecht, da sie ja seit je gewohnt seien, nur dauerhafte, geschickte Arbeit mit zweien Drahten zu machen.

Wenige Jahre nach diesen Vorgängen lief bei der Regierung wieder die Klageschrift der Frau eines Altreißen ein, in welcher diese bittere Beschwerde wider die Schuster erhob. Wie das Schusterhandwerk stadtkundiger Weise von je die Reißen turbiert mit Hintansetzung jeglicher Nächstenliebe und an ihrer Nahrung behindert, so wären noch jüngst die Neumeister der Innung in ihr armes Häuschen gedrungen und mit ihnen der Ratsdiener, ein Spanisch Rohr dräuend emporschwingend. Und weshalb doch? Der Mann des klagenden Weibes hätte nicht etwa des Gewinnes

Digitized by Google

halber, sondern aus Dankbarkeit für die Ehewirtin eines Schuldieners, der sein Söhnchen unentgeltlich informiert, einen Pantoffel in Arbeit genommen, wozu von jener die Blätter gegeben worden wären.

Was Wunder, wenn er den Eindringlingen den Pantoffel nicht willig lassen mochte, sondern ihn festhielt, bis er ihn zuletzt in seiner Bedrängnis seinem Weibe zuwarf, die ihn denn auffing und nicht von sich gab, auch als sie zu Boden geworfen worden war.

Das ungestüme Andringen der Schuster aber hätte den armen Reißen solchergestalt erregt und alteriert, daß ein merklicher Schaden an seiner Gesundheit von jedermann verspürt werden könnte. Das jüngste Kind des bedrängten Ehepaares hätte sich dermaßen erzittert, daß es, von Epilesie überfallen, nicht lange nach jenem Einbruch der Schuster sein Leben lassen mußte.

War doch auch kurz zuvor ein armer Flicker also von den Schustern übernommen und angefallen worden, daß er, zu Tode erschreckt, in Siechtum verfiel, aus pensivem Gemüte hinwegging, sein Stückchen Brot auswärts zu suchen und pur von Alteration und Betrübnis weit fort im Elend verstarb!

Wie dies klagende Weib erhoben die andern Reißen samt und sonders wieder die bitterste Beschwerde über die üble conduite der Schuhmacher, die je länger je mehr ihnen das Leben verleideten. Und doch hätten seit undenklichen Zeiten Schuhmacher und Schuhflicker in der Stadt untereinander gesessen, ja man möge kaum wissen, ob die Schuhmacher oder Schuhflicker die ersten daselbst gewesen, zumal da ein glaubwürdig Gerede gehe, wie die Reißen von Alters jeder Zeit am Ledermarkte feil gehalten.

Klagten sie aber auf dem Rathaus, so ständen jeder und aller Zeit je zehn Schuster einem Reißen gegenüber und ließen ihn nicht zur Rede und Antwort kommen, so daß für ihn gar oft der Weg zum Rathaus der Weg zur Damniß werde.

Auch jetzt noch sahen die Reißen den einzigen Weg aus harter Bedrängnis in einer festgefügten und mit allen Gerechtsamen begnadeten Innung. Als Zunftgenossen glaubten sie wie in andern Städten ihr Wesen haben zu können, so daß sie fortan nicht mehr in steter Gefahr schweben müßten, von den Schustern über einen Haufen geworfen zu werden. So vereinten sie sich

Digitized by Google

von Neuem zu Mitteln und Wegen, die sie sicher zum ersehnten Ziele führen sollten.

Aber kaum hatten die Schuster Wind von dem Unterfangen der Reißen, als sie durch eine von sämtlichen Meistern unterzeichnete Eingabe an ihren durchlauchtigsten Landesherrn der Gefahr zu begegnen suchten.

Leidet keine Zunft, lesen wir in derselben, welche nur immer es sei, daß sich einer ihres Handwerks anmaßet, er sei denn zuvor nach seinen Lehr- und Wanderjahren ordentlich als Meister auf- und angenommen, inmaßen solches dazu dient, daß er sich in seinen Lehr- und Gesellenjahren ehr- und redlich aufführe und was rechtschaffnes lerne, weshalb doch soll das uralte Handwerk der Schuster allerhand Pfuscherei und unerhörte Sudelei ruhig ansehn und sich von den Reißen plagen lassen? Von diesen heillosen Störern, die nie zum Meisterrecht gelangen mochten, weil ihr Lebenswandel wenig taugte und sie vom Handwerk weniger als nichts erlernet?

Falls diese Altmacher eine absonderliche Zunft bekommen sollten, so würden die Lehrjungen und Gesellen im Schusterhandwerk gar bald aufhören gut zu thun und in christlicher Zucht zu bleiben, auf den liederlichen Gedanken fallend, wie man ja am Ende zu den Altreißen überlaufen und zu ihrer Zunft halten könne. So würde es sicherlich mit dem Schusterhandwerk abwärts gehn und bald ein Mangel an geschickten Gesellen und Meistern sich verspüren lassen. Darum werde der Durchlauchtigste Landesherr in seiner landesväterlichen Gnade dem Andringen der Flicker nicht nachgeben, die da den Schustern, so von Jugend auf für Erlernung des Handwerks alle Mühe und Kosten aufgewendet und sich ehrlich gehalten, ihre Nahrung entziehen wollen. Die Meister samt und sonders getrösten sich hierin um so ehender hoher landesfürstlicher Erhörung, je ausdrücklicher Seine Durchlaucht in dero Residenz Sondershausen anzuordnen geruht haben, daß nie und nimmer ein Altreiß mit neuem Leder flicken dürfe und daß dies lediglich den zünftigen Schustern zustehen solle. Müssen doch diese bei ablegendem Gesicht froh sein, wenn sie damit in alten Tagen ein Stückchen Brod zu verdienen wissen!

Die Schuster wußten wirklich durch diese und ähnliche Eingaben bei dem Landesherrn und seiner Regierung in Arnstadt die

Digitized by Google

drohende Gefahr abzuwenden und machten nach wie vor von ihrem Anrecht, bei den Altreißern nach Neuarbeit visitieren zu dürfen, fleißigen Gebrauch.

Nicht selten hören wir sie klagen, daß die Flicker durch allerhand listige Versteckung die zünftigen Schuhmacher hintergehn, daß sie, wann etwan eine Haussuchung geschieht, schon alles zu verbergen gewußt und nun in allerlei Schandreden und injurieuse expressiones auszubrechen sich nicht entblöden.

Um ihre Zunft vor jeder weitern Beeinträchtigung sicher zu stellen, legten sie mit der Bitte um Konfirmation der Regierung 38 Artikel vor, die zwar im Wesentlichen die alten Innungsgesetze in wenig geänderter Form wiedergaben, doch den rechtlichen Besitzstand der Schuster noch mehr als bisher gegen jede Neuerung und jegliches Gelüste der Röver und Pfuscher sicher stellen sollten.

Aus den ersten Artikeln, wie der Schuhmacher, sei er Meister, Geselle, Lehrjunge, die Gottesfurcht in seinem Herzen hoch und wert halten, solches auch in seinem Leben und Wandel öffentlich bezeugen müsse, wie darum keiner, so von Gott und seinem Wort spöttlich und höhnisch rede, auf dem Handwerk zu dulden und zu leiden sei, wie einem jeden, so nicht im Jahr dreimal das Hochwürdige Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung genieße und gebrauche, das Handwerk gänzlich eingelegt und verboten sein solle, weht uns der Geist der Reformationszeit an.

Daß der Lehrjunge noch immer seine und seiner Eltern ehrliche Geburt nachzuweisen hat, obwohl die Reichstagsabschiede schon alle Gewerbe für ehrlich erklärt, daß er zwei Pfund Wachs und zwei zinnerne Teller ins Handwerk stiften soll; daß den Obermeistern, welche dem Handwerke aufs allerbeste, als sie können und mögen, treulich fürzustehn geloben müssen, unbedingter Gehorsam geschuldet wird; daß der neueste Meister des Handwerks Knecht sein soll, um denen andern Meistern ihre Gebote auszurichten, diese und ähnliche Satzungen stimmen wohl mit den frühern, aber nicht mehr vorgefundenen Innungsgesetzen durchaus überein.

Auch daß der fremde Geselle, der untadelhaft gewandert, vor seiner Aufnahme in hiesige Innung zu muthen und dann als Muthgeselle bestimmte Meisterstücke zu fertigen habe, beruhte

Digitized by Google

auf altem Herkommen. Aus untadelhaftem Leder vier Stücke schneiden und machen: ein Paar Stiefeln, ein Paar Bechschuhe, ein Paar Weiberholzschuhe und — ein Paar Mannsmodeschuh, und das alles in Gegenwart und Aufsicht der Obermeister war unerläßliche Bedingung zur Meisterschaft.

That sich in allen diesen Bestimmungen eine wesentliche Neuerung dem alten Herkommen gegenüber wohl kaum kund, so lag der Schwerpunkt der zu höchster Genehmigung vorgelegten Innungsordnung in dem 23. Artikel, welcher den Altreißen den Garaus machen sollte und welchem eine besondere Begründung beigegeben war.

Da bisher, lesen wir, ohnerachtet das Handwerk auf etliche 80 Meister angewachsen, die Anzahl der Schuhflicker sich dergestalt gemehrt, daß dadurch der Zunft durch beständige Pfuscherei und allerhand Eingriff in die uralten Gerechtsame sehr großer Schade zugezogen worden, allermaßen genannte Flicker bei Aufgeboten, Danksagungen und andern öffentlichen Gelegenheiten sich nicht nur unseres Handwerksehrenwortes Schuhmacher anmaßen, sondern auch mit Anfertigung neuer Pantoffeln und Schuh dem Handwerk großen Schaden zufügen, als wird hohe Landesherrschaft bei Konfirmirung dieser Artikul solches in gnädigste Beherzigung ziehn und gnädigst anzuordnen belieben, daß künftighin kein Schuhflicker mehr, unter was Vorwand er sich auch hier niederzulassen suche, geduldet werde, diejenigen aber, so sich allbereits hier befinden, nach und nach absterben.

Inzwischen aber soll keiner derselben befugt sein, neu Ober- und Unterleder zur Besohlung oder Überziehung der Schuh einzukaufen, neue Hölzer einzuziehn und aufzusetzen, auch keiner sich unterstehn dürfen, eine Lederzange zu führen, die alten Schuh aus der Bürger Häusern abzuholen und wieder dahin zu bringen, vielmehr sollen sie erwarten, was ihnen zugebracht und auch wieder von ihnen abgeholt werde.

Ingleichen, da öfters geschehe, daß gedachte Flicker unter dem Vorwand vor sich und die Ihrigen neue Schuhe zu machen, selbige nachher sowohl an Bürgers- als Bauersleute zu verkaufen sich unterstehen, so soll solches ihnen nicht allein bei Verlust ihres Werkzeugs und ihrer Waare, sondern auch bei hoher Geldpön an Gnädigste Herrschaft und Handwerk untersaget und verwehret sein.

Digitized by Google

Die vorgeschlagenen Innungsartikel scheinen hohe Genehmigung gefunden zu haben, und das ehrsame Schusterhandwerk gab sich wohl der frohen Hoffnung hin, daß das Unwesen der Reißenpfuscher seinem baldigen Absterben entgegengehe.

Aber das Flickertum war langlebig und wußte, wie es in der Natur dieser Dinge liegt, die Zeiten des Zunftzwanges zu überdauern. Ja es hat sich in dem kleinsten Dörfchen festgesetzt, ohne daß die Schuhmacher es irgend wehren konnten. Aber der Name der Reißen hat sich verloren, und nur hier und da ist die Bezeichnung Altreise für Trödler gang und gäbe.

Digitized by Google

Miſcellen.

Eine Turnieranſage von 1485.

Mitgeteilt von Georg Steinhauſen.

In einem für die Geſchichte des Turniers ſehr intereſſanten Fascikel des Bamberger Kreisarchivs „Thurnier betr. 1450—1537", dem ich für meine Sammlung deutſcher Privatbriefe des Mittelalters bereits manches Stück habe entnehmen können, findet ſich auch die nachfolgende Turnieranſage. Veranſtaltet wird dasſelbe von dem turnierluſtigen Markgraf Friedrich von Brandenburg, dem Sohne Albrecht Achill's, der überhaupt den Mittelpunkt der ganzen Sammlung bildet.

Das Stück findet ſich auf Blatt 91, ebendaſelbſt folgen auch die Turnierbedingungen (Artikel) in aller Ausführlichkeit. Auch ſie dürften einmal einen gelegentlichen Abdruck verlohnen. Die Anſage lautet:

Horte horte horte.

Ir graven, freien herrn, ritter und knecht alle, die morgen ſtechen wollen durch ſchoner frauen und hubſcher junckfrau(en) gunſt willen, die ſollenn morgen montag in meins g. herrn[1]) harnaſch-cammern kummen umb VII hor uff den tag und alſo globenn nach der zettel innhalt, als ir itzundt horen werdt. Welicher itzt nit do wer, dem ſoll mans morgen in der harnaſchcammern auch leſen und horen laſſen. Auch ſoll ein jglicher mit im bringen, der anderß ſtechen will, pferd, ſpermaß, geruſt, tatzen[2]) und ſeine ſporen, die wirdet mann do vergleichen, und ſo man das

[1]) Markgraf Friedrich von Brandenburg.

[2]) Tartſche, länglich runder Schild.

Digitized by Google

vergleicht und daruber globt hat, so wirdt man dann außgeben ſettel und ſeck. Auch ſoll ein itlicher in der harnaſchcammern anzeigen, was er uff dem helm furt oder wie ſein deck ſein ſol, damit man ein vorm andern erkennen mag, und welicher ritter das beſte thut, dem wirdet die ſchonſt frau ein danck geben unter hundert gulden. Welicher werder knecht darnach das beſte thut, dem ſoll die hubſcht junckfrau auch ein danck geben unter funfzig gulden mynner oder mehr ongeverlich und will im auch das gantz jar deſt freuntlicher zuſprechen mit liblichen, ſchon worten, alß dann itzt der welt ſit iſt. Und uff ſolichs ſoll man itzt hören die zettel, darnach ſich ein yder wiſſe zu halten, damit im kein nachred vorteilßhalben unter den hubſchen frauen und junckfrauen beſthee. [Folgen die Artikel].

Digitized by Google

Zwei Rechnungen für einen Grafen von Gleichen 1570 und 1571. [1])

Mitgeteilt von Georg Steinhausen.

I.

Arbeitt gethann M. G. Herrn Graff Carroll, angefangen denn 12. Julij Anno 1570.

10 g. M. G. herrenn fur 2 par ausgeſchnittene ſchue.
9 g. dem jungenn herrenn fur 3 par ſchue.
6 g. dem kuehirttenn fur ein par ſchue.
5 g. dem ſchweinnhirttenn fur ein par getoppeltte ſchue.
3 g. dem genſemettichenn fur ein par ſchue.
6 g. dem jungenn herrenn fur 2 par ſchue.
30 g. Röder dem jungenn fur ein par ſtiffellnn.
20 g. M. G. H. fur 2 par ausgeſchnittene und 2 par lackeyſchue. [2])
4½ g. Jörgenn, M. G. Herrennn bubenn, fur ein par ſchue.
4½ g. dem pommer fur ein par ſchue.
4½ g. denn Staliungenn fur ein par ſchue Monttag nach Jacobi.
10 g. M. G. Herrenn fur 2 par ausgeſchnittene ſchue.

Summa Latris 5 fl. 7½ gr.

10 g. Jörgenn M. G. Herrenn buben fur ein par niderlendiſche unnd ein par lackeyſchue.
4½ g. dem pommer fur ein par ſchue.
4½ g. dem ſtaliungenn fur ein par ſchue am tage maria geburtt.
6 g. dem jungenn Herrenn fur 2 par ſchue freittag nach mattheus.
6 g. Hans Kernner fur ein par ſchue ſonttag nach michaelis.
4½ g. M. G. Herrenn fur ein par ausgeſchnittene ſchue.
9 g. Jörgenn unnd dem pommer fur 2 par ſchue.

---

[1]) Jenaer Univerſitäts-Bibliothek App. Ms. f. 4. (Convolut Gleichiſcher Sachen).

[2]) Grimm D. Wb. 6, 80 nach Friſch: calcei tecti, weil anderer Leute Schuhe aperti, ausgeſchnittene Schuhe waren.

Digitized by Google

4½ g. dem ſtaliungenn fur ein par ſchue.
6 g. dem jungenn herrenn fur 2 par ſchue denn 8. octobris.
6 g. dem Vogellſteller fur ein par ſchue.
10 g. M. G. Herrenn fur 2 par ausgeſchnittene ſchue denn 21 octobris.
3 g. dem jungenn Herrenn fur ein par ſchue.

Summa Latris 3 fl. 12 g.

4 g. Röder dem jungenn fur ein par ſchue.
9 g. Jörgenn unnd dem[1]) pommer fur 2 par ſchue am tage omnium sanctorum.
20 g. dem Eſelltreiber fur ein par ſtarcke knieſtiffeln.
10½ g. Jörgenn M. G. Herrenn Jungenn fur ein par hohe unnd ein par lackeyſchue.
9 g. dem pommer für 2 par lackeyſchue.
8 g. Roder dem jungenn für 2 par ſchue.
10½ g. dem ſtaliungenn fur ein par hohe unnd ein par lackeyſchue.
36 g. M. G. Herrenn fur ein par Wintterſtiffelnn Sonttag nach michaelis.
30 g. dem jungenn Herrenn fur ein par Wintterſtiffelnn.
30 g. dem mercker fur ein par Wintterſtiffellnn.

Summa Latris 7 fl. 20 g.

21 g. M. G. Herrenn fur ein par knieſtiffelnn.
12 g. dem jungenn herrenn fur ein par knieſtiffelnn auff denn heiligen criſtabentt.
30 g. Volckſtatt fur ein par Wintterſtiffellnn denn 15. Januarius.
30 g. Jorgenn dem[1]) Jungenn fur ein par Wintterſtiffellnn.
36 g. M. G. Herrenn fur ein par Wintterſtiffelnn denn 15. Januarius.
30 g. dem pommer fur ein par Wintterſtiffellnn.
30 g. Henſell dem knechtte fur ein par Wintterſtiffellnn.
30 g. Botzfluchenn fur ein par Wintterſtiffelnn.
30 g. Michaell dem ſtaliungenn fur ein par Wintterſtiffeln.
11 g. denn zweyenn kuchennjungenn fur 2 par ſchue.
5 g. dem ſchweinhirttenn fur ein par ſchue.
3 g. dem genſemettichenn fur 1 par ſchue.

Summa Latris 12 fl. 16 g.

6 g. Lenhartt dem Ochſennhirttenn fur ein par ſchue.

[1]) Original: denn

Digitized by Google

6 g. Carroll dem Jungenn fur 2 par ſchue.
9 g. dem jungenn Herrenn fur 3 par ſchue, das alles auff ein mahl uberanttworttet denn 17. Decembris.
10 g. M. G. Herrenn fur 2 par ausgeſchnittene ſchue auff denn heiligenn Criſtabent.
20 g. Hans Erhartt fur ein par ſtiffellnn.
18 g. Hans Körner fur ein par ſtiffellnn.
12 g. Tohmas Kochenn fur 2 par ſchue Sonttag nach lichtmeße.
5 g. M. G. Herrenn fur ein par ſchue auff Septuageſima.
11 g. denn zweienn kuchennjungen fur 2 par ſchue.
10 g. M. G. Herrenn fur 2 par ſchue am tage Mattehey.

Summa Latris 5 fl. 2 g.

13½ g. Jorgenn dem Jungenn fur 4 par ſchue am tage matheii.
9 g. dem pommer fur ein par ſchue unnd dem ſtaliu[n]gen am tage matthei.
6 g. dem jungenn Herrenn fur 2 par ſchue.
4 g. dem jungenn Herrenn fur ein par höhe ſchue.
7 g. Röder dem Jungenn fur 2 par ſchue auff Sonttag Invocavitt.
9 g. dem pommer unnd dem ſtaliungenn fur 2 par ſchue.
4 g. Roder dem Jungenn fur ein par ſchue auff Letare.
15 g. M. G. Herrenn fur 2 par ausgeſchnittene und ein par lackenſchue.
12 g. dem kue Hürttenn unnd ſchwein Hürtten für 2 par ſtarcke ſchue.
6 g. dem ſchürmeiſter fur ein par ſchue Sonnabentt nach Judica.

Summa Latris 4 fl. 2½ g.

30. g Jorgenn M. G. Herrenn Jungenn fur ein par ſommerſtiffellnn auff Sonttag Reminiſcere.
36 g. M. G. Herrenn fur ein par ſommerſtiffelnn.
30 g. dem Jungenn Herrenn fur ein par ſommerſtiffeln.
30 g. dem pommer fur ein par ſommerſtiffellnn.
30 g. dem ſtaliungenn fur ein par ſommerſtiffellnn.
9 g. dem Jungenn Herrenn fur 3 par ſchue.
4½ g. dem pommer fur ein par ſchue freittags nach palmarum.
4½ g. dem ſtaliungenn fur ein par ſchue.

Summa Latris 8 fl. 6 g.

Summa Summarum Alle dieſe arbeitt zu Sammenn gezogenn thutt am Gelde machen 47 fl. 3 g.

Darauff habe ich 20 fl. empfangenn.

Bleib Restat 27 fl. 3 g.

Dieſer Zettel als das reſt 17 [sic!] fl. 3 g. hab ich Nickel ſchuſter durch meinen ſchneider geſchickt ſondag am tage Johannes baptiſte anno 71 follendt uberſchickedt.

Schuſterß Rechnunge angefangen den 12. July Anno etc. 70.[1])

Darauf empfangen 20 fl.

Ittem 10 fl. Vonn Querinuß Weiſenholz, Priſtern zu Schwarza.

---

[1]) Dieſer Paſſus von anderer Hand.

II.

Vorzeichnuß der arbeytt dem Wolgebornen und edlen herrn Carrln graven zu Gleichen etc. von mir Kaſpar Wenger, Spörer[1]) vorfertigt und uberantworttet.

Erſtlich zwei mundtſtuck	8 g.
Item ein halffter ketten	½ fl.
Item ein ſtrigel	2½ g.
Item ein gurttelring mit kloeblein und anderer zugehoerung	7 g.
Iten ein par ſporen geſchwerzt	1 g.
Item zwei mundtſtuck	8 g.
Item ein ſpanniſchen gurttel geſchwerzt dorvon	18 d.
Item ein neueß beſchlag an einen ſpanniſchen guerttel	12 g.
Item zwene ſtrigel	5 g.
Item ein mundtſtuk vorzindt	1 g.
Item ein neueß mundtſtuk	4 g.
Item zwei par ſporen	12 g.
Item ein orttpandt[2])	2½ g.
Latus	3 fl. 12 g.
Item ein par ſporen	6 g.
Item 3 mundtſtuk	12 g.
Item ein doppelen ſtrigel	4 g.
Mher gemacht 3 mundtſtuk	12 g.
Item ein par ſtangen	7 g.
Item ein kynreuff[3]) peſſert dorvon	1 g.
Item ein gurttelgeſchmeide	8 g.
Item ein par ſporen geſchwerzt dorvon	1 g.
Item ein par fußeiſen geſchwerzt dorvon	1 g.
Item ein par fußeiſen neu gemacht	4 g.

---

[1]) Sporenmacher.

[2]) Grimm, D. Wb. 7, 1362: Beſchläge an der Spitze der Scheide.

[3]) ib. 5, 779: Rinnreif, Mauleiſen.

Digitized by Google

Item ein par ſporen ½ fl.
Item ein gurttelgeſchmeide ½ fl.
Item zwey par kloeblein 2 g;
Latus 3 fl. 16 g.

Summa Summarum 7 fl. 7 g.

Actum den 14. Januarij Anno 1571.

Hernachmalß mher gemacht dem jungen herren
ein gurttelgeſchmeyde ½ fl.
Item ein ſchnalrinken gemacht 3½ g.
Item zwen ſtrigel 5 g.
Item 4 mundtſtuck 16 g.
Item ein ſtrigel 4 g.
Item ein neueß par ſtangen 8 g.
Item ein par ſtangen beſſertt und geſchwerzt 2½ g.
Item ein mundtſtuk beſſertt und vorziendt darvon 2 g.
Iten ein neueß byeß Sonnabent vor pfingſten ½ fl.
Item ein hoernlein und wyndtbandt[1]) beſchlagen, hatt der rimſchneyder empfangen 8 g.
Item ein neueß byeß ½ fl.
Item ein doppeln ſtriegel 4 g.
Item 10 par buckel das par 7 g. thut 3 fl. 4 g.
Item ein altt mundtſtuk weitter gewacht darvon 18 d.
Item noch ein neueß pieß ½ fl.
Latus 7 fl. 19 g. 6 d.

Summa Summarum beyder gegenwerttiger zedeln
15 fl. 5 g. 6 d.

Doran hab ich empfangen
Erſtlich 4 fl., welche mein lehrjung empfangen
Item zwen keiſeriſche Daler und 2 g. 3 d. klein geldt hab ich im Weynfaß ſelbß empfangen

Reſt 8 fl. 2 g. 3 d.

Dieſe zwene zettel habe ich dem Rimer[2]) zu Erffurdt follendt bezalt im beyſein Er Johannen Hopffgarten, folſtedt ſchneider und Heuſel des knechts in den hoffſtuben Sondag am tage Johannes baptiſt Anno 71.

---

[1]) Lexer, Mhd. Wb. 3, 915: Hundeſeil.

[2]) Handwerker, der allerlei Lederzeug, Pferdegeſchirr, Reitzeug verfertigt.

Digitized by Google

Auſtern aus Venedig nach Kurſachſen (1555).

Von Theodor Diſtel-Blaſewitz.

In dieſer Zeitſchrift (VI., 131) habe ich verwöhnten Feinſchmeckern ſchon mit Holſteiner Auſtern an den Kurfürſten (1553—1586) Auguſt zu Sachſen den — Appetit nach der Molluskengattung Ostrea verdorben. Heute tiſche ich ihnen „Venetianer“ auf, die an denſelben Herrſcher von Augsburg aus Mitte März 1555 weitergeſchickt wurden. In dem Begleitſchreiben heißt es, ſie ſeien nicht beſſer zu genießen, als daß man ſie über Kohlen auf einen Roſt lege, bis ſie ſich ein wenig öffnen, und daß man darnach ein wenig Butter und Pfeffer daran thue, ſie eſſe und einen guten, ſtarken Wein darauf trinke. —

Zur Schandlitteratur kurz nach den Freiheitskriegen.

Von Theodor Distel-Blasewitz.

Schon manches erfreuliche oder — und dies leider häufiger — betrübende Kuriosum ist mir auf den Jahrmärkten und ähnlichen Volkszusammenkünften begegnet. Auch in Akten habe ich Bezügliches gefunden. Hier sei nur eine, wohl einzig dastehende Probe, ein konfiszierter „Roman" aus dem Jahre der allgemeinen Hungersnot (1817) erwähnt, der durch den Druck*) bekannt gemacht und in 499**) Exemplaren verbreitet worden war. Vom ungebildeten Manne, der Gedrucktes eben um dessen selbst willen glaubt, ist er, besonders auf Jahrmärkten, gekauft und zu Hause verschlungen worden. Es handelt sich hierbei angeblich um eine „wahre, schauderhafte Geschichte einer [ehelichen] Mutter [in der Nähe Marienbergs im Kreise Zwickau], welche am 25. Februar dieses Jahres ihr eigenes, kleinstes Kind im Feuer bratete, um damit den Hunger der übrigen fünf Kinder zu stillen."

Es steht freilich amtlich fest, daß der entsetzliche Vorwurf, in dem natürlich, aber zu spät, Hilfe kommt (die Mutter hat sich, während ihre Fünf — tafeln, abseits gehenkt), rein aus der Luft gegriffen war. —

Müllners „Schuld" — dies nur nebenher! — hatte ein Jahr vorher allgemeines Aufsehen erregt. —

---

*) „Marienberg"(?)

**) Das 500 ste, letzte der Auflage, hat mir vorgelegen.

Digitized by Google

Besprechungen.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner, 1899 (V, 286 S.).

Bei der vor etwa zehn Jahren sich abspielenden Auseinandersetzung zwischen Schäfer und Gothein über Geschichte und Kulturgeschichte hatte Schäfer „als auf eine Ausartung kulturgeschichtlicher Thätigkeit hingewiesen auf Troels-Lund's dänisch-norwegische Geschichte im 16. Jahrhundert, die in 10 Bänden noch nicht über das „innere Leben" hinausgekommen sei und im letzten wieder 400 Seiten den „Vorbereitungen zur Hochzeit" widme". Die Neigung des Verfassers, ins Breite zu gehen oder wenigstens weit auszuholen, zeigt auch das vorliegende Buch, insofern die Absicht des Verfassers, über die Weltanschauung des 16. Jahrhunderts klar zu werden, ihn veranlaßt, uns zunächst auf 167 Seiten, d. h. in dem Hauptteil des ganzen Buches, die Weltanschauung der Chaldäer, Perser, Inder, Chinesen, Ägypter, Juden, Griechen u. s. w. bis zu der der Araber vorzuführen. Auf der anderen Seite ist es wieder kühn und zeugt von einem Talent des Verfassers, das der Neigung ins Breite zu gehen, geradezu widerspricht, auf einem so kleinen Raum einen so großen Stoff zusammenzufassen. Das Buch erweitert sich so zu einer allgemeinen Geschichte der menschlichen Geistesentwickelung, die der Verfasser wesentlich von drei Fragen beherrscht sieht, nämlich: „Wie ist die Naturumgebung und besonders das Sonnenverhältnis auf dem Fleck Erde gewesen, von welchem die Rede ist? Wie hat man darum hier das Verhältnis zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel aufgefaßt? Und welchen Abstand und welche Wechselwirkung hat man im Einklang hiermit zwischen Himmel und Erde angenommen?"

Der Verfasser weiß seiner Aufgabe in interessanter Weise gerecht zu werden und hebt insbesondere, was anzuerkennen ist, die geographischen Bedingungen und Beeinflussungen der jeweiligen Weltanschauung hervor. Ob die Spezialforschung mit allen Einzelheiten seiner Ausführungen einverstanden sein wird, lasse ich dahingestellt sein.

Wenn so der Verfasser bis Indien und China zieht, „um den reinsten Ausdruck, vielleicht auch die Stammpflanze eines Gedankens zu finden, der uns wohlbekannt und alltäglich vorkommt", so will er doch alles, was nicht

Digitized by Google

zur Lösung seiner Aufgabe beiträgt, bei Seite lassen. Diese Aufgabe ist, wie erwähnt, „den Ursprung und die Zusammensetzung des Schimmers, welcher im Norden für die Generationen des 16. Jahrhunderts über dem Leben lag", verstehen zu lehren. Das Resultat zieht der Verfasser in dem geistreichen Kapitel: „Die Mischung der Bestandteile der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts." Sie ist nach ihm vierfach zusammengesetzt: „Lebensmut, Luthertum, Teufelfurcht und Sternenglaube wogten in einander über und bildeten einen beständig pulsierenden Kreislauf". Was dann schließlich der Verfasser über den Zusammenbruch der alten Gedanken und die neuen Gedanken der drei letzten Jahrhunderte sagt, ist ebenso lesenswert wie das ganze Buch.

Noch eins! Der Ausgangspunkt des Verfassers, seine ganze Fragestellung muß jedem Kulturhistoriker höchst sympathisch sein. Er fragt, „in welcher Beleuchtung sich dem Menschen jener Zeit das Leben zeigte, welcher Farbenton damals über allen Verhältnissen, über der Lebensthätigkeit selbst lag". Aber er hält eine solche Fragestellung für neu und verspricht sich von derselben „eine Erweiterung des kulturgeschichtlichen Gebietes". Ja, denkt er nicht daran, daß seine Frage gewissermaßen die Quintessenz der Kulturgeschichte darstellt? Kennt er nicht die deutschen Kulturhistoriker, nicht Burckhardt, Freytag und Riehl? Ist es nicht dieser und unser aller Hauptaufgabe, „dem flüchtigsten Öl der Geschichte" beizukommen, „dem Wechselspiel zwischen jeder einzelnen Generation und ihren äußeren Verhältnissen, dem Duft und der Farbe, welche über diesen für die Zeit selbst lagen?" Und wenn er sagt: „Der Menschensinn ist es, wonach wir fragen", so deckt sich das ganz mit unsern Auffassungen. „Der deutsche Mensch ist der Held der deutschen Kulturgeschichte" habe ich noch kürzlich gesagt und damit nur anders wiedergegeben, was man als Geschichte der Volksseele u. s. w. sonst bezeichnet hat.

Georg Steinhausen.

* * *

Max Jähns, Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen mit einem Anhange über die Feuerwaffen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1899 (XIII, 401 S. Mit 40 Tafeln in Steindruck.)

Wenn die Entwicklungsgeschichte der Trutzwaffen von einem Forscher dargestellt wird, der sein Spezialgebiet von so großen Gesichtspunkten aus zu behandeln versteht, wie Max Jähns es thut, so ist es von vorn herein klar, daß auch der Kulturhistoriker es nicht versäumen darf, von einem solchen Buche recht eingehend Kenntnis zu nehmen, denn mag man nun den Begriff Kulturgeschichte so weit oder so eng fassen, wie man will: von einem kundigen Führer sich in der Geschichte und in den Formen der Realien unterweisen zu lassen, darauf wird der Kulturhistoriker nie verzichten dürfen. Schon dieses sachliche Interesse allein möchte genügen, an dieser Stelle das vorliegende Buch zu empfehlen, von dem einer der berufensten Kritiker, Wendelin Boeheim, gelegentlich einer Besprechung in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde"

Digitized by Google

(Bd. II. H. 1. pg. 21) sagt: „für den Waffenhistoriker ist es ein neues grundlegendes Lehrbuch, eine Waffenkunde, wie die Litteratur eine solche noch nicht aufzuweisen im stande war. Wer immer auf dem Waffengebiete nunmehr arbeitet, der darf vor einem so tief schopfenden Werke, wie Jähns' Trutzwaffen sich darstellen, nicht vorübergehen, wenn er in seinem besten Streben nicht kläglich scheitern will." Mehr aber fast noch als sachlich wird uns das Buch methodisch interessieren müssen, zumal in diesen Tagen, wo der Kampf um die Methode wieder so heftig entbrannt ist. Wenn Karl Lamprecht jüngst in seinem Büchlein: „Die kulturhistorische Methode" mehr noch theoretisch den Begriff einer vergleichenden Kulturgeschichte aufgestellt hat, so zeigen sich hier an einer Hülfswissenschaft der Kulturgeschichte dieselben Ideen praktisch durchgeführt; denn eine vergleichende Waffenkunde ist es, was Jähns uns hier darbietet, eine Formenlehre der Waffen, die sich aufbaut auf einem Vergleiche der Waffen aller dem Verfasser bekannten Völker, von denen Raum oder Zeit uns trennt. Die Darstellung bietet die aus Stoff und Gebrauch der Waffen natürlich sich ergebende Entwicklung, deren verschiedene Stufen — hier zum ersten Male scharf von einander getrennt — das eine Volk früher, das andere später erreicht hat, während wieder ein anderes noch heute im Anfange dieser Entwicklung steht. Gerade der Vergleich aller auf ein und derselben Entwicklungsstufe stehenden Waffen ist es, worauf die Darstellung sich aufbaut.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, wie weit der Verfasser sein Forschungsgebiet spannen mußte, der geschichtliche und sprachliche Studien ebensowohl wie die Errungenschaften der Ethnographie und Anthropologie für die Waffenkunde nutzbar machen wollte, ein Verfahren, welches von einem ganz erstaunlichen Fleiß und Sammeleifer Zeugnis ablegt. Welche Früchte es getragen hat, wird der Kulturhistoriker am besten erkennen, wenn er sich in den einleitenden Abschnitt „Hütte und Schmiede" versenkt, in welchem Jähns geradezu eine Monographie vergleichender Kulturgeschichte geliefert hat. Wie umfassend und zugleich wie ehrlich die Arbeit ist, sieht man schon daraus, daß der Verfasser nicht nur den heutigen Stand der Wissenschaft, sondern auch — eine gedrängte Geschichte der Waffenkunde — die überwundenen früheren Anschauungen registriert, mit denen er sich auseinandersetzt, wo er eine neue eigene Meinung vertritt. Und eben diese Auseinandersetzung geschieht so ruhig und sachlich, daß man leicht ihrer Beweiskraft sich ergiebt.

Nun ist es freilich klar, daß bei der Menge der in die Darstellung hineingezogenen Forschungsgebiete der Verfasser dieselben selbst nicht alle umspannen kann, ich rechne es ihm deshalb auch nicht allzuschwer an, wenn er pg. 85 und pg. 243 die altgermanischen „wurmbunten Schwerter" für Damaskierung hält, während es sich offenbar um die „würmeläge" handelt (vgl. M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer I pg. 51 und 361), oder wenn ihm pg. 169 in der Übersetzung der Stelle des Hildebrandsliedes ein Versehen passiert ist, nur hätte ich gewünscht, daß gerade an diesen und ähnlichen Stellen etwas genauere Quellenangaben und Citate sich fänden, denn eben hier wird der Philologe noch Gelegenheit haben, Kleinigkeiten zu berichtigen oder zu ergänzen. Andererseits kann letzterer von Jähns wieder

Digitized by Google

lernen — viele der angeführten Dichterstellen beweisen das zur Genüge —, wie scheinbar unverständliche Stellen ganz klar werden, wenn man im Einzelnen mit den Realien und ihrer Technik vertraut ist. Eine neue Mahnung an die Sprachforscher, der Realien nicht zu vergessen!

Der Verfasser hat uns mit dem vorliegenden Werke ein vortreffliches Handbuch geschenkt, für das ihm die Wissenschaft zu reichlichem Danke verpflichtet ist. Gute und reichhaltige Abbildungen unterstützen die Anschaulichkeit der Darstellung. Ernstlich auszusetzen habe ich nur an dem Register, dem „Seitenweiser". Der Verfasser giebt nur ein Sachregister, und für die Waffenhistoriker, an die sich das Buch zunächst wendet, genügt das ja auch. Indessen wäre meines Erachtens hier wohl zu bedenken gewesen, daß es sich eben um ein Handbuch handelt, und dem Sprachforscher, der sich über die Realien unterrichten will, wäre ein ausführliches Wortregister dringend nötig gewesen. Nur wenn Jähns ein Verzeichnis der vielen angeführten — modernen wie historischen — fremdsprachlichen Bezeichnungen beigegeben hätte, wäre das Buch für den Philologen leicht benützbar geworden, der nun auf langes Suchen angewiesen ist. Ferner hätte ich ebensowohl ein Verzeichnis der angeführten Volker wie ein genaues Ortsregister für wünschenswert gehalten. Man kann in dieser Beziehung bei einem Handbuche niemals zu viel thun, und Jähns hat für sein treffliches Buch den anderen Disziplinen so viel zu verdanken, daß er ihnen nach dieser Richtung wohl etwas mehr Entgegenkommen hätte zeigen können. Der Dank, den wir ihm für seine Arbeit schulden, wäre dadurch nur vermehrt worden.

Nürnberg. Otto Lauffer.

* * *

Moriz Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch. I. Bd. Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig, S. Hirzel, 1899. (VI. 406 S.)

„Die deutschen Philologen haben vorzugsweise in jüngerer Zeit ihre Teilnahme der sprachlichen und litteraturhistorischen Forschung so ausschließlich zugewendet, daß für das Gebiet, das hier betreten wird, ihrerseits wenig Interesse waltete", sagt der Verfasser in der Einleitung seines Buches, und diese Worte, meine ich, müssen für eine jede Besprechung desselben den Ausgangspunkt bilden, denn je nachdem sich der Rezensent zu ihnen stellt, ist sein ganzes Verhältnis zu dem Buche entschieden. In diesen Worten liegt ja ein schwerer Vorwurf für die überwiegende Mehrzahl der heutigen Germanisten, und wer Augen hat zu sehen, muß leider zugestehen, daß Heyne Recht damit hat. Ist doch die deutsche Altertumskunde derjenige Zweig der deutschen Philologie, der heute am allermeisten vernachlässigt wird, wenn man ihr überhaupt noch die Ehre anthut, sie zur Germanistik zu rechnen. Man braucht nur zu konstatieren, daß in Pauls „Grundriß" diejenigen Abschnitte, die der deutschen Altertumskunde großmütig eingeräumt wurden, dem Wirt-

Digitized by Google

ſchaftshiſtoriker und dem Kunſthiſtoriker zur Bearbeitung überlaſſen werden mußten, und Heynes Mahnwort bedarf weiter keines Zuſatzes. Indeſſen ſo ſchmerzlich das auch iſt, um ſo erfreulicher iſt es, daß er ſelbſt mit dem vorliegenden Buche den entſcheidenden Schritt gethan hat, die deutſche Altertumskunde wieder zu Ehren zu bringen. Und ſo wird dieſes Buch zu einer wiſſenſchaftlichen That, zu einer That, die uns freut ebenſo ſehr für die deutſche Philologie wie für den Verfaſſer ſelbſt, der in dieſem Werke endlich die Gelegenheit findet, diejenigen Studien zu einer großen Darſtellung zuſammen zu faſſen, die er von je her mit Vorliebe betrieben hat.

In dem vorliegenden erſten Bande wird das deutſche Wohnungsweſen von den älteſten geſchichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert dargeſtellt. In ferneren vier Teilen, denen auch vier Bände entſprechen werden, ſollen Nahrung (Erzeugung und Bereitung), Handel und Gewerbe, Körperpflege und Kleidung und endlich das große Gebiet des geſellſchaftlichen Lebens ihre Darſtellung finden.

Der erſte Band gliedert ſich in drei Abſchnitte, deren erſter, die altgermaniſche Zeit behandelnd, nach einander die Hofſtatt, das Haus und ſeine Teile, Hausſchmuck und Möbeln, Heizung und Beleuchtung und ſchließlich die altgermaniſchen Schutzbauten zur Darſtellung bringt. Gleich dieſer erſte Abſchnitt liefert den ſchlagenden Beweis, daß nur der Germaniſt befähigt iſt, dieſes Gebiet erfolgreich zu durchforſchen, denn Realien oder allenfalls hiſtoriſche Quellen, die eine dem Kunſthiſtoriker verſtändliche Sprache reden, ſind für dieſe Zeit ſo wenig erhalten, daß auch die alleräußerlichſte Darſtellung nicht möglich wäre, wenn ſprachliche Studien hier nicht aushelfen könnten. Dieſe letzteren eben ſind es, die die feſte Grundlage der Darſtellung abgeben. Ein Stück „Sprachvergleichung und Urgeſchichte", bildet dieſer Abſchnitt zu Schraders bekanntem Buche — wenigſtens für das germaniſche Gebiet — eine Ergänzung, die dem Altertumsfreunde wie dem Kunſthiſtoriker längſt erwünſcht war.

Im zweiten Abſchnitt wendet ſich Heyne der Zeit von den Merowingern bis ins elfte Jahrhundert zu und gelangt damit auf ein Gebiet, welches in ſeinen einzelnen Teilen auch ſchon von anderen bearbeitet iſt. Aber wie anders gerät ihm alles dadurch, daß er von ſprachlichen Studien ausgeht, die ſeiner Darſtellung ein Kolorit geben, das früher vollſtändig gefehlt hat. Durch gleich liebevolles Aufachten auf das, was uns die Sprache lehrt, wie auf das, was die Kunſt- und Altertumsdenkmale erzählen, iſt Heyne in den Stand geſetzt, dem Sprachforſcher das beſtimmte Objekt namhaft zu machen, das unter einem Wort verſtanden wird, und andererſeits den Altertumsfreund zu lehren, ein auf uns gekommenes Denkmal mit dem einzig richtigen Namen zu benennen. Die genugſam bekannte umfaſſende lexikaliſche Thätigkeit des Verfaſſers, die ihn gewohnt hat, jeden Ausdruck zunächſt als einen durchaus prägnanten zu faſſen, kommt ihm dabei trefflich zu ſtatten. So bietet das Buch ſelbſt den beſten Beweis für die im Vorwort ausgeſprochene Behauptung: „nur der deutſche Philolog iſt im ſtande, eines der wichtigſten Zeugniſſe methodiſch zu verwerten: nur ihm ſagt die Sprache, und nicht zum wenigſten nach der etymologiſchen Seite hin, was ſie den anderen Forſchern, wie man

oft sieht, hartnäckig verweigert." Man vergleiche nur einmal in dem dritten und letzten Abschnitt, in welchem Haus und Hof des Bauern, die Stadt und endlich Burg und Schloß des späteren Mittelalters (11. bis 16. Jahrhundert) behandelt werden, denjenigen Paragraphen, der Burg und Schloß schildert, mit dem, was Alwin Schultz, „Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert" über dasselbe Thema zu sagen weiß. Während letzterer mehr nur die allgemeine äußere Erscheinung giebt, fast möchte ich sagen, den malerischen Eindruck, den wir von der Burg empfangen, so zeigt uns Heyne, wie unsere Altvordern, gestützt auf rein praktische Rücksichten, entsprechend den bestimmten lokalen Verhältnissen den Grundplan der Burg entwarfen und ausführten, er führt uns von Baulichkeit zu Baulichkeit und berichtet, wie jeder einzelne Raum benannt wurde, und wozu man ihn benützte. Schließlich hat der Leser dann doch eine viel genauere Vorstellung von der Burg erhalten, als sie A. Schultz trotz des zahlreichen Abbildungsmaterials uns beizubringen vermag.

Indem ich nun auf die Einzelheiten eingehe, möchte ich zunächst ein paar Punkte zur Sprache bringen, in denen ich mich der Ansicht des Verfassers nicht ganz oder nur zum Teil anschließen kann. Auf Seite 128 giebt Fig. 25 — leider ohne Angabe, nach welcher Vorlage sie gefertigt ist — das Bild des Evangelisten Johannes aus dem Benediktionale S. Äthelwoldi, auf welchem der Adler ein Horn im Schnabel trägt, infolge dessen Heyne ihn für einen Kerzenhalter erklärt. Leider ist mir die von John Gage in der Archaeologia vol. 24 besorgte vollständige Ausgabe des Benediktionale hier zur Vergleichung nicht zur Hand, ich muß mich also an die gegebene — etwas reichlich kleine — Abbildung halten. Danach vermag ich mich Heynes Deutung nicht anzuschließen. Der Adler ist durch den Heiligenschein deutlich als Evangelistensymbol charakterisiert, ich glaube sogar am rechten Bildrande die Wolke angedeutet zu sehen, aus der er herausfliegt, und daß der Adler gleichzeitig als Symbol und als dekorativer Kerzenhalter verwendet wäre, kann ich am wenigsten für jene Zeit annehmen. Wenn der Zeichner sich aber dennoch für diesen Dualismus entschieden hätte, so würde er doch gewiß nicht, wie auf unserm Bilde geschehen ist, die Flamme fortgelassen haben. Ich glaube deshalb, daß man in dem Horne doch wohl das Musikinstrument zu erblicken hat, und verweise zum Vergleich auf die beiden Darstellungen des Matthäus, die Westwood, Fac-similes of the miniatures and ornaments of Anglo-Saxon and Irish manuscripts, London 1868 auf Taf. 13 und 41 abbildet. Beide Male hält der Engel, das Symbol des Apostels, ein dem unseren ganz ähnliches Horn am Munde. Zieht man die zu jedem von beiden gehörigen drei anderen Apostelbilder noch zum Vergleich hinzu, was mir hier nicht möglich ist, so dürfte über die Bedeutung des Hornes kein Zweifel mehr übrig bleiben, denn zu dem einen Marcusbilde wenigstens sagt Westwood pg. 36: „Over his head (surrounded with a plain nimbus) is the symbolical Lion, winged, holding a book between its fore paws, and blowing a trumpet, more curved than that of St. Matthew's Angel."

Seite 153 behandelt Heyne die beiden Übersetzungen des lateinischen aquaeductus ahd. wazzarleiti und ags. wæterscipe als durchaus gleichbedeutend.

Digitized by Google

Sollte man nicht aber doch zwei technisch verschiedene Arten der Wasserversorgung darunter zu verstehen haben? Die erstere Bezeichnung sagt zwar über die Technik nichts besonderes aus, dagegen bedeutet wæterscipe, das übrigens auch Scriptores XXIII, 61 als watriscap und bei Einhard (Chartae 428) in der latinisierten Form watris capud bezeugt ist, eine Anlage, bei der es sich bestimmt um ein Schöpfen handelt, d. h. um das Emporheben des Wassers in eine höher gelegene Leitung, die dann also wohl nur aus einer Renne besteht, während ich im Gegensatz dazu unter wazzarleiti die technisch einfachere Röhrenleitung verstehen möchte.

Seite 166 Anm. 45 würde ich bei der Lesart „an waranne gaten" unbedenklich die Konjektur des „warmen Gaden" gewagt haben, zumal doch wegen der daneben stehenden zwei anderen Fassungen über den Sinn kein Zweifel herrschen kann.

Zu den Auslassungen über die Wirtshauszeichen bemerke ich ergänzend, daß man außer Faßreif, Kranz oder Kanne auch einen Krautkopf aussteckte, vergl. Geiler, Christlich bilgerschafft, Basel, Adam petri von Langendorff 1512. fol. 123b: „Eyner der win wil holen, wenn der sicht eynen reif vor eynem huß stecken an eyner stangen, oder eynen krut kopff, oder reb loub, das sicht er nit an als ein ding, sunder als ein zeichen und bedütung, das man wyn do feil findet." Einen deutlichen Unterschied in den Zeichen für Bier- und Weinschenken bezeugt Geiler (Brösamlin, Straßburg, Joh. Grüninger 1517, 1. fol. 110): „Wenn man ein schöblin (= Strohwisch) vßsteckt, daz ist ein zeichen, das man bier da feil hat, suchstu bier dein, man gibt dir, wann du aber ein reiff sichest, vnd wolltest da selbsten bier kauffen, da vbertrettest du das zeichen."

Indessen in solchen Einzelheiten wird man noch manche Ergänzung beibringen können, Heyne erhebt auch gar nicht den Anspruch, eine erschöpfende Behandlung zu geben. So vermisse ich die Erwähnung der meines Wissens nur in Niederdeutschland — heute noch üblichen transportfähigen Strohdächer, die auf vier in die Erde gegrabene Eckpfosten aufgesetzt werden. Die Höhe der Befestigung des Daches ist durch einen, an der oberen Hälfte der Pfosten angebrachten Zahnschnitt verstellbar. Die ganze Vorrichtung dient als Diemendach zur Bergung der auf freiem Felde aufgehäuften Getreidevorräte und geht meines Erachtens direkt auf den alten Einraum zurück. Ein ähnliches fliegendes Dach, welches zum Schutze für die beim Bau beschäftigten Steinmetzen dient, findet sich abgebildet in Rudolf von Ems Weltchronik (vgl. A. Schultz, Deutsches Leben Fig. 81). Ferner vermisse ich in dem Buche, in dem von Heizung und Beleuchtung so viel gesprochen wird, eine Darstellung der Feuerbereitung selbst. Von der einfachen Art, die das Feuer durch Reiben zweier Hölzer oder — wie es sich in Mecklenburg auf dem Lande bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts erhalten hat — durch Reiben zweier Strohwische erzeugt, ist ein weiter Weg bis zu der Art, die wir wiederum bei Geiler beschrieben finden. Nach ihm (Christl. bilgersch. fol. 13a ff.) besteht das Feuerzeug aus „fürstein, fürnysen, zundel und swebel kertzlin". Er sagt: „Wenn kein Feuer kommt, die stein sind allwegen gut, aber der stahel sol nüt, er ist blwen, wann du darüff schlechst, so bügt er sich . . . Oder er ist nit wol

Digitized by Google

gehörtet . . . Oder es ist des zundels schuld, der ist verwust vnd fücht am boum worden . . . Wilt du, das der zundel gut vnd dürr werd, das er bald ein füer entpfoch, so mustu in suber vßtrotten . . . Hastu selber ein trot, so trot in . . . Du solt zundel zum andern mit guter scharpfer lougen sieden . . . Zum dritten, leg in an dye heissen sunnen, mach in dürr . . , Zum vierten, so schlag in vnd blügel in, das er weych werd . . . Dann so du diesen zundel also bereit hast, vnd in weich machst, so entfocht er lichtiglichen füer . . . Nun wenn du schon den zundel . . . schlechst mit dem füer eysen . . . vnd dir etwan ein funcken würt . . . vnd der felt in den zundel . . ., vnd du bald wilt nemen die schwebel kertzlin, vnd an den zundel heben, so verleschest du den blunder mit einander, wann die swebel höltzlin böß, naß vnd fücht sind, ful, vngederret . . . Die rechten vnd woren swebel höltzlin synd . . . die do recht dürr sind getrücknet vnd abgestorben von aller süchtigkeit . . . durch die swebel höltzlin kumpt herfür das füer, das im zundel verborgen lyt . . . so macht man swebel höltzlin vß gedörtem holtz, vnd das dunckt man denn in swebel, zum minsten das oberst am holtzlin . . . Wenn die swebel höltzlin nit do sin, so überkompt man kein liecht." Vielleicht findet der Verfasser in dem fünften Bande noch Gelegenheit, auf dieses Thema zurückzukommen.

Zu der äußeren Einrichtung des Buches bemerke ich, daß ich es nicht für ganz praktisch halte, die Anmerkungen innerhalb der einzelnen Paragraphen durchzuzählen: bei Hinweisen auf frühere oder noch folgende Anmerkungen wird dem Leser das Nachschlagen dadurch erschwert. Bei dem Register hat dem Verfasser offenbar das Vorbild von Jac. Grimms Deutschen Rechtsaltertümern vorgeschwebt, denn er giebt zum weitaus überwiegenden Teile nur ein Wortregister. Für den Germanisten genügt das auch, aber für den Kunsthistoriker oder den Altertumsfreund wäre doch zu wünschen, daß das Verzeichnis bedeutend mehr sachliche Überweisungen böte, denn in dem Buche ist viel mehr enthalten, als das Register erwarten läßt. Worte wie z. B. „Kirche", „Kirchhof", „Grab", „Handwerker" ꝛc. sucht man vergebens, und doch ist von diesen Begriffen mehr als einmal die Rede. Der Zweck der Arbeit, ein Nachschlagebuch zu sein, wird dadurch für den Nichtgermanisten leider etwas beeinträchtigt. Vielleicht entschließt sich der Verfasser auch hier, im fünften Bande Abhilfe zu schaffen, indem er getrennte Wort-, Sach- und Ortsregister des ganzen Werkes beifügt.

Indessen man sieht, diese Bemerkungen betreffen im Grunde nur Kleinigkeiten, die der Wertschätzung des Buches keinen Eintrag thun, und man wird das noch mehr einsehen, wenn man sie vergleicht mit der reichen Fülle dessen, was der Verfasser bietet. Und wie ich das mit sorgsam ausgewählten Abbildungen gut ausgestattete Buch dem Kulturhistoriker warm empfehle, so wünsche ich auch, daß jeder Germanist es lesen möge. Möge er es vor allem immer wieder als praktisch erklärendes Nachschlagebuch benützen, wo er in seinen Studien auf die Schilderung von Wohnungsverhältnissen stoßt. Gar oft wird er dann in derselben ein recht bestimmtes Bild erkennen, wo er vorher nur eine ganz allgemein gehaltene Darstellung vermutete.

Nürnberg. Otto Lauffer.

* * *

Digitized by Google

Georg Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte Bd. II). Leipzig, 1899, Eugen Diederichs. Mit 150 Abb. nach d Orig. (131 S.)

Die hohen Erwartungen, die der erste Band der „Monographien" erweckt hat, sind durch Steinhausens Buch über den Kaufmann in der deutschen Vergangenheit nicht enttäuscht worden. Um beim äußerlichen anzufangen, so hat sich der Verleger entschlossen, neben der Ausgabe auf dem „altertümlichen Papier", das wir bei Besprechung von Liebes Band über den Soldaten ablehnen mußten, eine andre auf weißem Papier herzustellen, worauf die Abbildungen, die auch hier in reicher Fülle beigegeben sind, viel besser hervortreten. Wir sind sehr dankbar für dies gewaltige, mit Geschick ausgewählte Material, das nicht bloß der Kulturgeschichte, sondern vorzüglich der Litteratur- und Kunstgeschichte dienen kann. Überhaupt messe ich der Sammlung einen großen Wert für den Universitätsunterricht bei. Ich entsinne mich dabei recht gut, wie dankbar wir es als Berliner Studenten empfanden, als ein jüngerer Dozent seine Vorlesungen über die Litteratur des 16. Jahrhunderts durch die Vorlage der alten Drucke und Bilder reizvoll zu beleben wußte. Hier wird das Material für eine Spanne von 3 Jahrhunderten bequem vereinigt.

Die Hauptsache ist freilich der Text und wir dürfen es mit unverhohlener Freude begrüßen, daß der Herausgeber der „Monographien" und dieser Zeitschrift seinen Mitarbeitern ein treffliches Vorbild populärer und doch vornehmer Darstellung des reichen, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durchgearbeiteten Materials gegeben hat.

Bis in die germanische Vorzeit verfolgt St. die ersten Spuren des deutschen Handels und zeichnet den freilich noch höchst unvollkommenen Wettbewerb unserer Landsleute mit Slaven, Italienern und Juden während und nach der Volkerwanderung. Einen Aufschwung sehen wir dann den deutschen Handel unter den sächsischen Kaisern nehmen und die Ausdehnung der Beziehungen zu fernen Ländern, an der Ostseeküste oder im Orient, wird uns aus dem Gedicht Rudolfs von Ems „Der gute Gerhard" mannigfach belegt. Das mittelalterliche Handelswesen, das Verhältnis des Kaufmanns zu Rittern und Bürgern, seine Tracht und Lebensweise, seine Reisen zu Wasser und zu Lande mit ihren vielen Gefahren und Plackereien werden ebenso anschaulich geschildert wie die ältesten Messen. Immer gehen Text, Ausschöpfung litterarischer Quellen und Abbildungen Hand in Hand. Mit der wachsenden Bedeutung des Standes zur Zeit der Kreuzzüge sehen wir verschiedene Klassen von Kaufleuten auftreten und sich — nach mittelalterlicher Weise — streng von einander scheiden. Neben dem Hausierer, der mit dem Korbe im Lande umherzieht, wie die Kaufleute der ältesten Zeit, steht der „Krämer", der auf den Märkten seine Bude aufschlägt, aber nur bestimmte Mengen gewisser Waren führen darf, während der „Kaufmann" unter kaiserlichem Schutz volle Handelsfreiheit genießt und ein nicht selten maßlos verschwenderisches Herrenleben führt, ja mit der Zeit die führende Rolle des stetig sinkenden Ritterstandes übernimmt. Die rauhe, gewaltige Thatkraft des Kaufmanns aber weiß auch

Digitized by Google

aus der Germanisation des Ostens Nutzen zu ziehen und führt zur Gründung der Hansa, die den norddeutschen Kaufleuten gleiche Vorteile bringt, wie den süddeutschen die Verbindung mit Italien, dem Erben des morgenländischen Handels. So bricht denn die Blütezeit des Standes an, die uns den Kaufmann als den Träger der städtischen Kultur zeigt. Auch hier weiß St. seine Darstellung durch die Anführung charakteristischer Stellen aus der Selbstbiographie des Augsburgers Burckard Zinck, aus den Briefen der Nürnberger Behaims, vor allem aber aus dem recht ergiebigen Tagebuch des Lucas Rem von Augsburg zu beleben, eines weitgereisten, vielerfahrenen, ernsten Mannes, der uns namentlich in die portugiesischen Verhältnisse während der Blütezeit dieses Landes manchen belehrenden Blick thun läßt. Und St. führt uns immer tiefer in das Leben des Kaufmanns im 16. Jahrhundert ein. Wir reisen mit ihm, nehmen an seiner Gefährdung durch Raubritter und Seeräuber Anteil, sehen ihn durch die Gründung von Handelsgesellschaften seinen Gewinn mehren, seinen Kredit heben, begleiten ihn an der Hand unsers kundigen Führers auf die Messe, werfen einen Blick in seine Schreibstube mit ihren Büchern, mustern seine fachmännische Bibliothek und lesen in seinen Handelsbriefen, studieren mit ihm die Nachrichten über wechselnde Preise — die Anfänge des Kurszettels. Wir sehen mit Interesse das Fortleben der alten Hausmarken in den Firmenzeichen und verfolgen den Bildungsgang und die oft harte Lehrzeit der Angestellten dieser Firmen, der Handlungsgehilfen (Knechte, Knappen, Lieger). Auch in die Läden, Höfe und Kaufhäuser treten wir ein und bewundern die solide Pracht des Hansahauses in Antwerpen oder des Artushofes in Danzig, wo ein oft ausschweifend luxuriöses Leben geführt wird. Allmählich sehen wir die anfängliche Freundschaft des Ritters mit dem Kaufmann in offene Feindschaft umschlagen, aber auch andre Stände in hellem Zorn über den Kapitalisten entbrennen. Und nun naht die Zeit des Verfalls, der schlechten Münzen und des steifen Geschäftsganges um das Jahr 1600 heran. Wieder erhalten wir Einblick in zeitgenössische Zeugnisse, den Briefwechsel des Nürnberger Kaufmanns Balthasar Paumgartner mit seiner Gattin. Die stolze Frankfurter Messe kann uns nicht die betrübende Erfahrung ersparen, daß der große Kaufmann, einst so vornehm und selbstherrlich, in läppischem Streben nach dem Adel die Gunst des Fürstenstandes erschleichen und im Gefühl seiner Ohnmacht vor dem Auslande sich demütigen muß. Das „Lebensmemorial" des jungen Frankfurters Johann Philipp Münch schildert uns viele Einzelheiten des Kaufmannslebens im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert, die sich unter St.'s künstlerisch rundender Hand zu einem anziehenden Gesamtbilde fügen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber sehen wir schon deutliche Spuren der Besserung, der nationale, tüchtige Sinn für Arbeit und Ehre erstarkt allmählich und der letzte Blick, den St., von seinem Gegenstande scheidend, ohne ihn abzubrechen, auf den kleinen Kaufmann um das Jahr 1800 wirft, zeigt uns ein beruhigendes, freundliches Bild.

Das ist eine warmherzige, fesselnde Schilderung, für die wir dem Verfasser von Herzen danken, ein Werk von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung, das sich getrost neben seine Geschichte des deutschen Briefes stellen darf. Noch

Digitized by Google

rückhaltloser vielleicht, als die Fachgenossen, wird das größere Leserpublikum seinen Dank und seine Freude an dem schönen Buche bekunden. Von ihm gilt das Programmwort der Sammlung: „Die Monographien sollen zum Volke sprechen, wie Gustav Freytag es in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit gethan hat." Möge sich vor allem der Stand zu dem Buche hingezogen fühlen, dem St. damit ein dauerndes Ehrendenkmal errichtet hat: der deutsche Kaufmannsstand.

Würzburg. Robert Petsch.

* * *

Georg von Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum (Monographien zur Weltgeschichte herausg. von Ed. Heyck VI). Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1898 (135 S.).

Die vorliegende gemeinverständliche Darstellung unseres älteren Städtewesens hat um so mehr Anspruch auf Beachtung, als ihr Verfasser auf diesem Gebiet, wenigstens für Teile desselben, wissenschaftlicher Spezialist ist. Die Vermutung, daß diese Eigenschaft etwa in polemischen Äußerungen oder in allzu breiter Behandlung ihm besonders naheliegender Dinge hervortreten könne, bestätigt sich nicht, wenngleich die verfassungsgeschichtlichen Abschnitte verhältnismäßig viel Raum einnehmen. Daß im übrigen der Verfasser seine Anschauungen, z. B. bezüglich der Entstehung der Städte, nicht verleugnet, wird man nur natürlich finden können. Die Darstellung ist nicht allzu lebhaft, oft wird nur nüchtern aufgezählt. Freytag's Abschnitt: „Aus den Straßen einer Stadt" läßt in dieser Beziehung die Below'sche Schilderung weit hinter sich. Freilich zeigt andererseits die Vergleichung wieder, daß zwischen ihnen etwa vierzig Jahre eifriger Forschung liegen, die dem Buche Below's zu gute gekommen sind. — Recht reichhaltig ist das, was der Verfasser über das Stadtbild, über Straßen, Gebäude u. s. w. beibringt. Die Ausführungen über das Rathaus z. B. wie über das Kaufhaus würden auch durch das kürzlich erschienene Werk Heyne's über das deutsche Wohnungswesen keine wesentliche Ergänzung erfahren können, eher schon der Abschnitt über das bürgerliche Privathaus. Über die Rolandsäulen hätte man mehr zu hören erwartet, als was auf S. 63 steht. Auffällig ist, daß B. manche Teile des Stadtbildes und manche Seiten (allerdings nicht erfreuliche) des städtischen Lebens überhaupt übergeht. So habe ich nichts über die Friedhöfe gefunden, ferner sind die Frauenhäuser, die doch nun einmal in den Städten des Mittelalters eine so große Rolle gespielt haben, nirgends erwähnt. Gerade das ältere Werk von Kriegk, das der Verfasser, wie z. B. S. 93 f. zeigt, einmal teilweise wörtlich — m. E. ist das ohne Anführung der Quelle ungehörig — ausschreibt, hätte den Gedanken der Behandlung dieser Dinge nahelegen müssen. Die allzu ausführliche Behandlung, die Kriegk den Frauenhäusern angedeihen läßt, hätte freilich nicht nachgeahmt werden brauchen. Die Friedhöfe ferner waren bekanntlich eine der Ursachen für die großen Seuchen, welche die Städte so oft heimsuchten: es hätte sich manches über sie sagen lassen. Auch sonst läßt der

Zusatz zum Titel: „und Bürgertum" erwarten, daß man mehr von dem Dasein, dem Leben und Treiben, von Leid und Freud, Bildung und Interessen der städtischen Schichten hört, als Below beizubringen für gut findet. Hier liegt eben das, was Freytag so gut verstand und was Below als Anforderung an unsere Geschichtsschreibung nicht anerkennen will, die Betonung des Menschen, natürlich des inneren Menschen.

Ein Wort noch über die bildliche Ausstattung, für die wir uns wohl nur an den Verleger selbst halten dürfen. Es ist mir als Herausgeber ähnlicher illustrierter Monographien sehr wohl bewußt, wie schwierig es ist, Bild und Wort in Zusammenhang zu bringen, zumal wenn, wie hier und wie auch bei den Diederichs'schen Monographien, der Verleger darauf aus ist, jede Seite mit einem Bilde zu zieren. Dies Verfahren, das ich meinesteils nicht für richtig halte, entschuldigt da viel. Aber in der vorliegenden Monographie wird der Zusammenhang der Bilder, die allerdings sichtlich eine Reihenfolge bilden, mit dem Text doch allzu sehr vermißt. Selten steht ein Bild da, wo sein Gegenstand im Text erwähnt wird, vgl. z. B. Brücken, Brunnen, Rolandsäulen, Kaufhaus u. s. w. Auch das Durcheinander der Nachbildungen älterer Originale und moderner Photographien ist nicht schön. Geradezu störend wirkt aber auf den letzteren etwa ein preußisches Schilderhaus oder moderne Schuljugend.

Trotzdem wird man sich an dem Eindruck der Gesamtbilder doch erfreuen können, wie andererseits der Text, wie ich wiederhole, eingehender Lektüre wert ist.

Georg Steinhausen.

* * *

Urkunden zur Geschichte der Stadt Kahla. Herausgegeben vom Altertumsforschenden Verein zu Kahla. Bearbeitet von H. Bergner. Mit einer Siegeltafel. Kahla, J. Beck, 1899. (224 S.)

Dieses Buch liefert den erfreulichen Beweis dafür, eine wie nützliche Thätigkeit auch ein kleinerer historischer Lokalverein entfalten kann, wenn er sich die rechten Ziele steckt. Besser als durch Herausgabe der in dem Archiv von Kahla gefundenen Urkunden zur Geschichte dieser Stadt hätte er die Wissenschaft nicht fördern können. Daß man sich auf den heimischen Vorrat beschränkte, in andern Worten auf das mit den vorhandenen Mitteln erreichbare, — nicht kostspielige Reisen nach auswärtigen Archiven unternehmen ließ, — war jedenfalls auch nur zweckmäßig. Uebrigens handelt es sich nicht um Urkunden allein, vielmehr nehmen die größere Hälfte des Raumes andere Rechtsdenkmäler ein, stadtrechtliche Bestimmungen aus dem 15. Jahrhundert, die Innungsstatuten der Wollenweber, der Schuster und Loher und der Fleischer, sowie das Stadtbuch, das teils Eintragungen ähnlich denen der Halle'schen Schoffenbücher, teils Bürgeraufnahme-, Steuer-, Zins- und Seelgerätverzeichnisse enthält. Die Ausbeute an kulturgeschichtlich interessanten Bemerkungen

ist gar nicht gering. Und endlich ist auch die Ausführung durchaus zu loben, namentlich da ausführliche Register beigegeben sind: in Pfarrer Bergner hat der Verein den rechten Mann gefunden. Möchten die Bürger anderer Städte, die noch zurückstehen, recht bald das gute Beispiel nachahmen!

Jena. F. Keutgen.

* * *

Fr. Junge, Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke erzählt. 4. A. Berlin, Siemenroth u. Troschel, 1898. (161 S.).

Wenn aus der Fülle der Gelegenheitsschriften, die die Jubelfeier von Luthers Geburt hervorrief, die vorliegende eine vierte Auflage erreicht hat, so ist der Wertmesser diesmal ein richtiger. In ihrer Fähigkeit, die Resultate streng wissenschaftlicher Forschung dem allgemeinsten Verständnis zu vermitteln, ist sie das Beispiel einer guten Volksschrift, wie wir deren leider so wenige haben, ein Denkmal der nationalen und evangelischen Gesinnung des zu früh dahingegangenen Verfassers.

Magdeburg. G. Liebe.

* * *

E. Gothein, Johann Georg Schlosser als badischer Beamter. (Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission). Heidelberg, C. Winter, 1899. (109 S.).

Die Aufgabe, im Leben einer Einzelpersönlichkeit das Ringen wirtschaftlicher Probleme aufzuzeigen, hat G. in anziehender Weise gelöst. Schlosser, der Schwager Goethes, ein Mann von vielseitig anregender aber nicht schöpferischer Kraft, von weicher Empfindung und schroffem Eigensinn ist in dieser tragischen Zwiespältigkeit eine ganz moderne Erscheinung. Die für seine Anlage sehr geeignete selbständige Stellung als Oberamtmann der Grafschaft Hochberg zu Emmendingen bot ihm Gelegenheit, sich litterarisch wie als Verwaltungsmann energisch geltend zu machen. In seiner historischen Ueberzeugtheit von der Bedeutung des Stadtbürgertums verfocht er gegenüber den physiokratischen Neigungen seines Landesherrn Karl Friedrich den Wert der Industrie, für die sein armer und dichtbevölkerter Bezirk einen geeigneten Boden zu gewähren schien. Sie ist ihm vor allem als Helferin der Bedürftigen bedeutungsvoll, die Betonung der sozialen Aufgaben des Staates ist Schlossers unbestrittenes Verdienst. Der Versuch einer Lösung durch eine Verbindung von Waisenhaus und Fabrik freilich war eben so verfehlt wie die Centralanlage dieser Art zu Pforzheim. Für eine erschöpfende Behandlung dieser frühen Regungen moderner Probleme wäre es wohl vorteilhafter gewesen, sie von den persönlichen Reibereien zu trennen, die den geistreich-unruhigen Kopf zuletzt aus dem Lande trieben.

Magdeburg. G. Liebe.

* * *

Digitized by Google

Max von Stojentin, Geschichte des Geschlechts von Zitzewitz. Erster Teil: Urkundenbuch. Stettin 1900.

Unter diesem Titel liegt eine umfangreiche Arbeit vor, bei der der Verfasser nicht bloß das an sich schon erstrebenswerte Ziel vor Augen hatte, einem altangesessenen Adelsgeschlecht das für die Darstellung seiner Geschichte notwendige urkundliche Material gesammelt vorzulegen, sondern auch Beiträge zur Territorialgeschichte eines trotz seiner landschaftlichen Reize weltvergessenen Winkels unsers deutschen Vaterlandes zu liefern, den der Eingeborene mit etwas unbestimmter geographischer Umgrenzung in liebender Koseform „das blaue Ländchen“ nennt. Amtlich wurde dieses die herzoglichen Ämter Stolp, Rügenwalde und Schlawe umfassende Gebiet von Alters her „das Land Stolp“ genannt und wird bis auf den heutigen Tag von den Adelsgeschlechtern der Stojentin, Zitzewitz und Puttkamer bewohnt, welche zur Zeit der pommerschen Selbständigkeit unter eigenen Fürsten im Amte Stolp gemeinsam die Hälfte, in den drei andern genannten Ämtern ein Drittteil der gesamten Roßdienste zu leisten hatten, also die bei weitem angesehensten und reichsten Geschlechter des Landes waren. Schon dadurch war es nahe gelegt, jedem derselben eine geschichtliche Darstellung zu widmen, wie dies bei den beiden ersten im Werke ist, während die von Puttkamer leider nur eine zwar familiengeschichtlich, nicht aber wissenschaftlich wertvolle Bildersammlung besitzen. Von allgemeinerem und daher großerem Wert ist aber das vorliegende Werk als ein Beitrag für die Kultur- und Entwicklungsgeschichte nicht des Adelsgeschlechtes allein, dessen Name auf dem Titel steht, sondern gleichzeitig des ganzen Landes Stolp von der Mitte des 14. bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Insofern als von Stojentins Arbeit die erste umfangreichere ist, welche dieses Gebiet behandelt, erschließt sie uns dasselbe in kulturgeschichtlicher Beziehung, denn in der That spiegeln sich die Schicksale des Landes wieder in denen seiner Bewohner. Die politischen Beziehungen wechselnder Art zwischen Pommern und dem deutschen Orden von 1400 bis in die Mitte des nächsten Jahrhunderts werden durch eine große Zahl bisher ungedruckter Urkunden beleuchtet, in denen der Stolper Landvogt Jaroslav Zitzewitz und sein Bruder Mickus, der Graf Eberstein u. A. als diplomatische Unterhändler zwischen den beteiligten Parteien auftreten. Der Verfasser hat mit seiner Arbeit wieder einmal den Beweis geliefert, wie notwendig das scheinbar trocken erscheinende Studium von Urkundenbüchern gerade auch für den Kulturhistoriker ist, denn das Werk ist in der That eine wahre Fundgrube für charakteristische Sittenbilder aus dem Leben nicht bloß des eingesessenen Adels sondern auch der anderen Stände. So finden wir, um nur einige Beispiele anzuführen, bei Schilderungen von Straßenraub und Wegelagerei nicht nur einen Lucas von Puttkamer mit einem Schneidergesellen aus der Mark als Raubkumpan, sondern um dieselbe Zeit, nämlich im ersten Drittteil des 16. Jahrhunderts, muß auch ein als Straßenräuber berüchtigter Priester Johann im Verhor bekennen, daß er bei den Zitzewitzen und Glasenaps Unterschlupf gefunden und Beute mit ihnen geteilt habe. Wie noch heut, so legten sich auch damals die Räuber, um unerkannt zu bleiben, charakteristische Beinamen zu, deren sie sich auch im

Digitized by Google

Verkehr untereinander bedienten. Daß überhaupt, allerdings mit anzuerkennenden Ausnahmen, noch bis Ende des 16. Jahrhunderts der hinterpommersche Landadel nicht auf gleicher Bildungsstufe mit seinen Standesgenossen in anderen Teilen Deutschlands stand, ergiebt sich aus vielen Beispielen. Es darf aber bei dieser nicht wegzuleugnenden Verwilderung nicht vergessen werden, daß Hohe wie Niedere eben Kinder ihrer Zeit waren, und daß dieselben traurigen Zustände auch anderwärts gefunden werden. Gewalt ging vor Recht, das galt hier noch mehr als anderswo und war die Folge der historischen Entwicklung und des Kampfes zwischen Polentum und Deutschtum. Andrerseits zeigen aber auch zahlreiche Bestallungsurkunden höherer Beamten, wie Kanzler, Landvögte, Feldobersten, Amtshauptmänner pp., daß es auch unter dem hinterpommerschen Adel Leute von weltmännischer Bildung und Fachkenntnis gab, die den Forderungen dieser Ämter gewachsen waren. So wurde z. B. Jacob von Zitzewitz 1569 vom König von Dänemark zum Rat bestellt, nachdem er kurz vorher vom Herzog Johann Friedrich von Pommern zum Rat, Hofgerichtspräsidenten und Hauptmann von Stettin ernannt worden war. Diesem hervorragenden Staatsmann hat der Verfasser in einer besonderen Biographie ein sorgfältig ausgearbeitetes Denkmal gesetzt. Nicht minder interessante Nachrichten erhalten wir über die wirtschaftliche Lage der Bauern jener Gegend, besonders in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in welcher sie argen Bedrückungen ausgesetzt waren. Daß sie sich denselben durch die Flucht nach Danzig oder Polen entzogen, ist erklärlich; aber es blieb nicht dabei, sie griffen auch zur Selbsthülfe, zerstorten die Häuser und Höfe der Gutsherren, während diese wiederum klagten, für ihre Bauern alle Kontributionen und Steuern, ja das Korn, Brot, Vieh pp. bezahlen zu müssen. Für die ganz unglaubliche Prozeßsucht des hinterpommerschen Adels bietet eine Berufung an das Reichskammergericht ein Beispiel. Die Akten schwollen zu 117 Nummern mit 23931 Seiten an, und die Gesamtkosten an Schreibgebühren beliefen sich, von den Spesen der Anwälte abgesehen, auf 772 fl. 27 gr. Den drastischen Verlauf eines Jahrmarkts auf einem hinterpommerschen Dorfe im Jahre 1594 finden wir in einem kurzen Auszug geschildert, der uns nicht nur zeigt, daß auch damals Mord und Totschlag bei solcher Gelegenheit zu befürchten war, sondern daß auch der Landesherr und sein Vogt hinsichtlich der Bekämpfung der Unordnung diametral verschiedener Meinung sein konnten. Die schwere Zeit des dreißigjährigen Krieges lastete erdrückend auf dem kleinen Ländchen. Drangsale aller Art, Klagen über ungerechtfertigte Tribulierungen und daraus folgende Rückstände bei Zahlung der Kontributionen füllen manche Seite. Eine sehr ausführliche statistische Beschreibung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts gewährt einen Einblick in den Zustand der Güter nach dem Kriege. Das Verhältnis des Landadels zur Geistlichkeit im Anfang eben dieses Jahrhunderts, die Maßnahmen des Großen Kurfürsten zur Wahrung des Postregals u. A. seien nur kurz erwähnt, wie sich denn noch viele Beispiele anführen ließen, um zu zeigen, wie das gegebene Material für die gesamte Territorialgeschichte des östlichsten Hinterpommerns bis etwa 1700 wertvolle Beiträge liefert. Bezüglich der Behandlung desselben nach den geltenden Grundsätzen der Diplomatik und

Digitized by Google

Paläographie wird das Werk wohl noch von andrer Seite besprochen werden: hier sei nur bemerkt, daß die nahezu 700 in sauberem Abdruck teils im vollen Wortlaut, teils in dem Bedürfnis entsprechenden Auszügen dargebotenen Urkunden zur größeren Hälfte dem Königlichen Staatsarchiv zu Stettin entnommen sind; andre umfangreiche Beiträge haben abgesehen von Druckwerken die gleichen Anstalten in Berlin, Königsberg und Wetzlar geliefert; etwa 100 Nummern entstammen dem von Zitzewitzschen Familienarchiv, darunter die über die Gründung einer Familienstiftung und Einsetzung eines Familienrates im Jahre 1873. Jedenfalls sind weder Mühe noch Kosten gescheut, das Material möglichst vollständig herbeizuschaffen, und wir glauben auch, daß dies gelungen ist, wenn sich auch später noch einzelne Nachzügler finden sollten, was bei einer so umfangreichen Arbeit kaum zu vermeiden ist. Der für den zweiten Band vorbehaltenen Umgießung dieses Rohmaterials in eine auch den ferner stehenden Leser ansprechende und der Allgemeinheit Nutzen bringende Form sehen wir mit Spannung entgegen. Die artistischen Beilagen, mehrere Wappen- und Siegeltafeln, Lichtdrucke, Facsimiles und Stammtafeln umfassend, sind musterhaft; auch die Druckerei hat bei der Arbeit Ehre eingelegt.

Stettin. von Bülow.

* * *

Hermann Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Mit einem Bilde. Oppeln, Georg Maske, 1898. (172 S.).

Auf Grund des bisher unbekannten Jugendtagebuches, das dem Verf. von der Schwiegertochter des Dichters, Freiin Marta von Eichendorff, zur Ausnutzung überlassen wurde, hat Krüger ein sehr anschauliches Bild des jungen Josef von Eichendorff, des Menschen und Dichters entworfen, das seines hohen kulturgeschichtlichen Gehaltes wegen auch den Lesern dieser Zeitschrift warm empfohlen sei. Gerade auf diese Seite wollen wir hier in Kürze hinweisen, da die litterarhistorische Würdigung andern Blättern vorbehalten bleiben muß.

Als Meister des deutschen Prosastiles und geistvoller Schilderer vergangener Kulturepochen hat der Dichter in seinem Alter eine Beschreibung seiner Jugend unter dem Titel „Erlebtes" begonnen, deren beide fertiggewordenen Abschnitte: „Deutsches Adelsleben im 18. Jahrhundert" und „Halle und Heidelberg" wohlbekannt und berühmt sind. Immerhin vermochte Eichendorff in seinen höheren Jahren nicht mehr mit den Augen seiner Jugend zu sehen; vor allem hatte der Katholizismus ihn derart überwältigt, daß seine Darstellung konfessionell-tendenziös wird, wenn er auch nie ins Geschmacklose oder gar Gehässige verfällt. Seine Jugend aber blickt unbefangen und mit hellen, scharfen Augen in die Welt. Das verleiht seinen Jugendaufzeichnungen, ganz abgesehen von ihrer oft staunenswerten, stilistischen Vollendung einen ganz eigenen Reiz und Wert.

Es wird interessant sein, die kulturhistorisch wichtigsten Stellen in des Dichters eigenen Worten kennen zu lernen. Freilich in der ersten Knabenzeit sieht es in diesem Promemoria nicht anders aus, wie bei manchen andern

Digitized by Google

Kindern, die auf den Gedanken kommen, über ihre kleinen Erlebnisse Buch zu führen. Nur der lebhafte Sinn für seine Umgebung spiegelt sich in manchen Aufzeichnungen. Wie der Pfau verunglückt ist, wieviel Junge der Seidenhase bekommen, wen der Waldmann gebissen, wann sein „Pferdel" krepiert ist, wird verzeichnet. Dazu treten Naturbeobachtungen über die Heimkehr der Schwalben u. a. Für eine Auffassung des väterlichen Adelshofes als solchen und das adlige Leben hat der Knabe natürlich noch keinen Sinn. Interessant aber werden seine Aufzeichnungen schon in der Zeit, wo er mit seinem Bruder Wilhelm nach Breslau zur Erziehung in einen anscheinend stark verlotterten katholischen Convikt gebracht wird und gleichzeitig das Maria Magdalenengymnasium bezieht. Die Zoglinge des Convikts wurden als Studenten angeredet und behandelt, sie spielten Theater und veranstalteten, mit Erlaubnis der Direktion, Kneipereien die Nacht hindurch. Auch der Verkehr der Schüler unter einander war nichts weniger als vornehm, und vor allem scheint ein abscheulicher Kastengeist geherrscht und von oben her Begünstigung erlangt zu haben; einmal geht sogar der kleine Baron höchst energisch zum Rektor, um auf Bestrafung eines älteren Kameraden, eines Grafen Magnis, zu dringen, da ihm dieser ohne jede Veranlassung die Nase blutig geschlagen habe. „Obschon der Herr Rektor, um die Majestät dieses hochgeborenen Angeklagten nicht zu verletzen, die Sache ohne alles Aufsehen beilegen wollte, so wurde er doch durch mein unaufhörliches Dringen nach Rechtfertigung gezwungen, die Sache bei einer Konferenz aller Professoren vorzutragen, welche dann den Grafen von Magnis zu einem Hausarrest auf 2 Rekreationstage verdammten." Das bedeutete eine scharfe Strafe, denn diese Rekreationstage, eine besondere Einrichtung des Convikts, waren nicht bloß freie Tage, die zu Spaziergängen bestimmt waren, sondern ordentliche Festtage, an denen die Conviktoren feierlich mit sogenannter Janitscharenmusik auszogen. Eine andere eigentümliche Institution waren die „Konditionen, d. h. die Erlaubnis abends Bier, Wein oder Punsch zu trinken", die nur zu oft erteilt ward. Immerhin fanden die besseren Elemente Gelegenheit, sich weiter zu bilden, wenn auch Eichendorff und ein strebsamer Mitschüler die Nächte zu Hilfe nehmen mußten, um in Ruhe ihren Homer lesen zu können. Die Frechheit der roheren Elemente aber richtete sich auch gegen die Lehrer. So erfahren wir aus dem Tagebuche: Einer der Professoren rügte einmal von der Kanzel herab einige Freiheiten der „Studenten." Danach begann ein so allgemeines Räuspern, Schnaufen und Trampeln, daß der Herr Professor seine Grobheit augenblicklich in Elogen verwandeln mußte, ja bald darauf kursierte ein Zettel mit der Bemerkung „Nicht alles gehört auf die Kanzel", infolgedessen der würdige Präceptor sogar krank geworden sein soll. Ja, die Conviktoren durften es wagen, eine satirische Zeitung zu begründen, in der die intimsten Geheimnisse selbst des Kochtopfes, mit dessen Inhalt man nicht immer ganz zufrieden war, besprochen wurden. Hier und da ein Zug von Witz, doch fehlen auch die Spuren äußerster Roheit nicht, wenn man etwa einem Studenten den Tod seines besten Freundes vorlügt und eine Puppe in dessen Bett legt, um den andern zu erschrecken. Seltsam mischen sich damit Züge von Phantastik, wie sie ja in diesem Zeitalter nicht fehlen durften.

Digitized by Google

Die sehr anschauliche Schilderung des Stiftungsfestes der Universität beginnt: „Früh um ½5 Uhr wurden auf dem mathematischen Thurme (Sternwarte) eben bei Sonnenaufgang nach allen vier Weltgegenden hin Intraden gemacht und das Te deum laudamus abgeblasen, welches bald alle Fenster in dem benachbarten Teile der Stadt mit beschlafmützten Köpfen garnierte. Auch ich befand mich oben, von da ich mit Entzücken in die Fluren hinabblickte, die ich morgen besuchen sollte, und von denen die steigende Morgenröte den Schleier abhob." Phantastisch ist auch die Schilderung vom Tode und Begräbnis eines Mitschülers.

Abgesehen von diesen Bildern des Conviktslebens spielen in das Tagebuch der Breslauer Zeit einige andere Elemente hinein, besonders das fleißig besuchte Theater. Es war ja damals die klassische Zeit der Theaterskandale. Von einem sehr lehrreichen, für die Zeitstimmung bezeichnenden Falle berichtet das Tagebuch folgendes.

„Am 29. Februar 1804 wurde der ‚Marktschreier' gegeben, welcher schon früher allgemeines Murren erregt hatte. Es trat daher dieses Mal Herr Schwartz noch vor Anfang des Stückes hervor, ob man heute den ‚Marktschreier' oder etwa die ‚Dorfdeputierten' sehen wollte. Das gesamte Publikum verlangte den ‚Marktschreier'. Unmittelbar darauf kam ein Schwarm Offiziere hineingestürzt, wohl angethan mit Pfeifen, in der Absicht den ‚Marktschreier' auszupfeifen, welches sie auch anstatt zu Ende des Stückes, wider alle Billigkeit, gleich in der ersten Scene auf eine so betäubende Art ausführten, daß der Vorhang augenblicklich fallen mußte. Das übrige Publikum, das ausdrücklich den Marktschreier verlangt hatte, war darüber so aufgebracht, daß man aus den Logen auf die Offiziere „dumme Jungen" herabrief, vom Viergroschenplatz aber eine Menge Volkes mit Scheidten bewaffnet heruterstromte, um die Herren Offiziere einmal recht herzlich durchzuwackeln. Durch die Wachen wurde noch Mord und Totschlag verhütet. Auch im Parterre kam es zwischen Offizieren und Civilisten so zu Händeln, daß ein Offizier gegen einen Studenten den Degen zog. Die Folge war, daß 8 Offiziere arretiert wurden, von Berlin aber in den Zeitungen alles Pfeifen und Poltern bei Arretierung verboten wurde. Tags darauf verlangten die Civilisten wieder den „Marktschreier."

Bald wurde, nach nicht eben rühmlich bestandenem Schlußexamen, die Universität Breslau mit der zu Halle vertauscht. Halle war damals noch der Hauptsitz des mittelalterlich-romantischen Burschentums. Der Student war alles, der Bürger nichts; auch die Offiziere wurden nicht für gleichberechtigt angesehen und nur das ebenfalls mittelalterliche Institut der „Halloren" anerkannt, mit denen sich die Burschen sogar duzten. Auch Eichendorff hat die „alte Burschenherrlichkeit" in vollen Zügen genossen, und sie spiegelt sich in dem interessantesten Teile seiner Tagebücher. „Schon auf dem Wege", heißt es gleich zu Anfang, „hatten wir in einem Wirtshause, wo wir ein wenig ausstiegen, Gelegenheit, den Respekt der Haller Bürger vor einem Burschen kennen zu lernen. Ein Haller Uhrmacher nämlich, der sich dort befand, beneventierte uns, sobald er erfuhr, wer wir sind, aufs geschmeidigste, und wagte es nicht wieder den Hut aufzusetzen. Bald darauf erblickten wir endlich mit pochendem Herzen die Türme von Halle und mehrere Burschen, welche in Stürmer und

Digitized by Google

Kanonen bei uns vorbeisprengten, erinnerten uns, daß wir uns einer fremden Welt näherten." Die beiden jungen Barone haben sich bald in diese fremde Welt hineingefunden; als treue Mitglieder der Landsmannschaft der „Schlesier" haben sie mit ihren Bundesbrüdern gezecht und geschlagen nach guter Burschensitte. Wie aber diese auch ausarten konnte, zeigt folgender Vorfall. „Am 5. Sept. 1805 prügelte ein Student die Schildwache, die ihm auf der Straße die Tabakspfeife wegnehmen wollte. — Auch stieß neulich ein Student eine Schildwache, die so verwegen war, sich ihm auf den breiten Steinen (d. h. auf dem heutigen „Bürgersteig") absichtlich in den Weg zu stellen, zum Schilderhause hin und forderte den Offizier, der es sah und den Studenten nicht ganz höflich anredete, auf der Stelle heraus. Der Offizier aber, ein Hasenfuß, verklagte den Studenten anstatt Satisfaktion zu geben. Da aber 1. die Schildwache wirklich zum Schilderhause gehörte und 2. es ein Hauptgesetz für die hiesigen Offiziere ist, sich ohne unmittelbaren Beruf in keine Studentenaffaire zu mischen, so hatte er selbst noch die Ehre einen Tag in Arrest zu kommen." Er steht also dem rabiaten Burschentum mit Sympathie gegenüber. Auch er liebte es wohl, auf jeden Gruß mit „Prosit" zu antworten und, die Beine in den Kanonen, die lange Pfeife im Munde, zum Fenster „hinauszuspitzen." Ein jeder Bürger war in den Augen des Haller Studenten ein verachtungswürdiger Philister, von dem man anmaßender Weise Höflichkeit forderte, ohne sie zu erwidern; selbst die Professoren, in deren Vorlesungen auch die Studenten ihre Helme nicht absetzten, standen unter ihrer Gewalt. Unter ihnen ragte der große Philolog Friedrich August Wolf hervor, die damalige Zierde der Universität. Doch liebte auch er es, von dem Recht des „Schwänzens" gelegentlich Gebrauch zu machen, um etwa mit seinem neuen Freunde Goethe, der auch zu den Vorlesungen des Phrenologen Gall nach Halle herüberkam, eine schöne Tour zu unternehmen. Kulturgeschichtlich interessant ist folgendes Begebnis, das uns über das damalige Verhältnis zwischen Studenten und Professoren belehrt. „Da wir eines nachmittags um 5 schon bis $^1/_4$6 vergebens auf Wolf, der Antiquitäten lesen sollte, gewartet hatten, so fingen die gesamten Auditoren an, ihren Unwillen durch Trampeln, Pfeifen und Pochen an den Tag zu legen. Da er aber auch um halb noch nicht erschien, stürzte alles mit solchem Gebrülle aus dem Auditorio, daß das ganze Haus erbebte, und die Dämchen im gegenüberliegenden Hause zum Fenster herausfahen und mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Scene beobachteten. Als nun der ganze Haufen lärmend unter Wolfs Fenstern stand, riß endlich Wolf die Fenster auf, deprecierte wiederholt auf die Gasse hinaus, versicherte, die Uhr verhört zu haben, und bat die Herren, zurückzukehren und wenigstens noch die halbe Stunde zu lesen, welches denn auch geschah mit Händeklatschen."

Die schönste Zeit für die Haller Studenten war aber die Lauchstädter Badesaison, wo sie den Ton angaben und auch für das Sommertheater, wo die Weimarer Truppe unter Goethes Direktion ganz vorzüglich spielte und wo man oft Gelegenheit hatte, Goethe und Schiller selbst zu sehen, nach des Dichters eignen Worten das dankbarste Publikum bildeten, wenn sie auch durch ihr Benehmen Direktion und Schauspieler oft genug zur Verzweiflung brachten. Wir lesen: „Am 3. August wollten wir beide mit Thiel und Fritsch eine

Digitized by Google

Spazierreise nach Lauchstädt zu Fuß unternehmen. Da ich mich aber bei dem schlüpfrigen Wege der Länge hin in den Koth streckte, so kehrten wir beide alsobald wieder um, ließen die andern ihre Fußwanderung allein fortsetzen, kleideten uns schnellmöglichst um, mieteten uns Pferde und ritten hinüber. Bald nach unserer Ankunft in Lauchstadt begaben wir uns ins Theater, welches klein, aber geschmackvoll gebaut ist, und wo eben Götz von Berlichingen von Goethe gegeben wurde. Da die Vorstellung nicht sogleich anfangen wollte, machten die Studenten, von denen das Theater wimmelte, mit ihren Kanonen und Pfundsporen einen so unbändigen Lärm, daß sich alles die Ohren zuhalten mußte. Desto mehr aber erfreute uns das vortreffliche Schauspiel und die nicht minder gute Darstellung der Schauspieler, die sich in Weimar unter den Augen Goethes und Schillers gebildet haben. Se. Excellenz Geh. Rat von Goethe saß daneben mit seiner Dem. Vulpius in der Loge und blickte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes verbreitete. Nach der Komödie, die sehr spät aus war, besahen wir uns noch den Saal, wo die Lauchstädter Badeherrschaften ihre Bälle halten, auf denen die hiesigen Studenten ebenfalls die Hauptrolle spielen und bei den Leipziger Damen ihr Glück machen. Darauf ritten wir zurück und kamen um 12 Uhr nachts, nachdem wir noch in Schlettau gekneipt hatten, wieder in Halle an, wo wir uns noch beim Zuckerbäcker, den wir erst aufbollern mußten, gütlich thaten." U. a. sah Eichendorff in Lauchstädt den „Fiesko", „Götz", „Egmont", ja sogar die „Gefangenen" des Plautus, „letzteres besonders echt antik mit Prologus und Masken unter Direktion und Aufsicht unsers Geh. Rats Wolf."

Zur höchsten poetischen Höhe erhebt sich das Tagebuch bei der Schilderung der ersten größeren Reise, die unsere jungen Barone über den Harz, dessen herrliche Beschreibung wir hier fallen lassen müssen, nach Hamburg und Lübeck führte. Was mußte die Großstadt auf sie für einen Eindruck machen! „Endlich war der Tag da, an dem wir das längstersehnte Hamburg sehen sollten. — Auf dem angenehmen Spaziergange bis zum Hafen (von Harburg) sahen wir französisches Militär, dessen spießbürgerliches Exterieur eben nicht viel Empfehlendes hat. Besonders liebenswürdig präsentierten sich die Schildwachen, die mit rundem Hute, zerrissenen Strümpfen und Schuhen, kurz mit allen Reizen der Mannigfaltigkeit angethan, dastanden. Wir bestiegen das Packetboot und glitten nun über die silberne Fläche dahin. Es war einer der schönsten Morgen meines Lebens. Rechts streckten sich liebliche Landschaften mit Dörfern, Pavillons und holländischen Mühlen, links eine Menge kleiner Inseln mit Schwänen, neben uns flogen Boote mit roten Segeltüchern und taktmäßigem Ruderschlag vorüber. Robinson, Kampe und alle die seligen Stunden der Kindheit, die wir von Hamburg verträumt hatten, gaukelten vor unserer Seele, und mit klopfendem Herzen sahen wir dem Anblicke Hamburgs entgegen. Endlich lag sie vor uns, diese steinerne Welt mit ihren Palästen und Türmen, und ein Wald von tausend und abermal tausend von himmelhohen Masten deutete uns den Hafen. Je näher wir demselben kamen, desto öfter überraschten uns Ungeheuer von Schiffsgerippen, die am Ufer ausgebessert wurden. Endlich langten wir im Hafen an. Welchen Eindruck dieses einzige, seltsame Schauspiel auf uns machte, ist unbeschreiblich. Mit staunendem Ent-

Digitized by Google

zücken führen wir in das tosende Chaos hinein, wie eine fremde Feenwelt umschlossen uns rings die ungeheuren Seepaläste. Hier wurde gezimmert, dort gerudert, da klommen Matrosen an den Masten hinan, hier schwebten andere am Tauwerke zwischen Himmel und Wasser, und ein dumpfes Getöse von tausend Stimmen in hunderterlei Sprachen tönte darein. Nachdem wir bei einer Warte von einem Hamburger Stadtoffizier ein examen rigorosum überstanden hatten, landeten wir endlich und kamen in eine gute auberge (in den schwarzen Adler), wo wir ein eigenes Stübchen bekamen. Hier bot uns das Gewühl von eleganten Equipagen und Menschen aus allen Nationen ein neues, interessantes Schauspiel dar, und wir waren anfangs von diesem Leben und Treiben halb betäubt. Nicht weniger frappierte uns die hiesige Lebensweise, welche ein Vorspiel Londons ist. Nirgends wird hier vor ½4 zu Mittag gegessen. Bier als gewöhnlichen Trank scheint man hier nicht zu kennen, überall wird durchaus Rotwein getrunken. Wir speisten an der Table d'hôte, wo wir das Vergnügen hatten, Menschen in achterlei Sprachen auf einmal sprechen zu hören. (Die zwei schwedischen Dicklinge, die rustikalischen Engländer mit ihrer Mignon, die Champagnerfranzosen, der dicke Wirt, der dänische Husarenoffizier). Abends besuchten wir das Theater, das dem Breslauer sehr ähnlich, nur größer und schöner ist; es wurde der Ring von Schröder gut gegeben, und Herr Herbst aus Breslau spielte eine Gastrolle."

Die Schilderung der Ferienreisen in die Heimat, das trauliche, schön gelegene Lubowitz, ergänzen Eichendorffs späteren Aufsatz vom deutschen Adelsleben ganz ausgezeichnet, können aber, für sich betrachtet, nicht wohl genossen werden, weshalb wir unsere Leser, die durch diese Proben hoffentlich begierig geworden sind, das Krügerische Buch kennen zu lernen, von Herzen zu dieser genußreichen Lektüre einladen. Die Schilderung der letzten, Heidelberger Studentenzeit, so interessant und reizvoll sie ist, unterdrücken wir, da sie gerade auf kulturhistorischem Gebiete weniger des Neuen und Wichtigen bietet. Die alte Neckarstadt war damals durchaus noch nicht die heiterste deutsche Universität, sondern eine Stätte ernster Arbeit inmitten einer Hochflut romantischer Interessen und der herrlichsten Umgebung, eine Stadt, aus der das schönste Werk der jungen Romantik: „Des Knaben Wunderhorn" hervorgehen sollte.

Würzburg. Robert Petsch.

* * *

Dehio, Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwickelung der bildenden Künste vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Abteilung III. Die Renaissance in Italien. IV. Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts außerhalb Italiens. (210 und 84 Tafeln). Leipzig und Berlin, E. A. Seemann, 1899.

Die Kunstgeschichte ist eine der wichtigsten Hilfswissenschaften der Kulturgeschichte. Gerade sie vermittelt uns die allmähliche Entwickelung der Begriffe: „Schönheit," „Charakteristik" u. s. w., wie sie in verschiedenen Zeiten und bei

Digitized by Google

verschiedenen Völkern sich in bezeichnender Weise offenbaren. Die Anschauung eines großen Bildermaterials, das streng historisch und systematisch geordnet ist, vermittelt uns die ästhetischen Anschauungen, die künstlerischen Ziele einer Kulturepoche — denn auf diese, nicht auf einzelne Individualitäten, kommt es uns zunächst an — weit besser, als lange theoretische Ausführungen. In diesem Sinne ist Dehios großes Bilderwerk geradezu klassisch. Man läßt sich gern von diesem kundigen Führer durch die Renaissancekunst Italiens führen, und studiert unter seiner Leitung die Beeinflussung der anderen Völker durch die italienische Gedanken- und Formenwelt. Vielleicht noch wertvoller für den Kulturhistoriker ist die erste Abteilung des soeben erschienenen vierten Bandes, wo uns die „Epoche der nationalen Stile" im 15. und 16. Jahrhundert vorgeführt wird. Besonders reich sind die niederländische und deutsche Kunst bedacht. Ueberragende Geister, die über ihrer Zeit stehen und darum berufen sind, die Kulturentwickelung in neue Bahnen zu lenken, treten stark hervor. So ist für A. Dürer und seine Zeitgenossen reiches Material beigebracht. Die Ausführung der Bilder ist sauber, mit dem Raume ist nicht gespart. Wichtige Kunstwerke erscheinen in Folio-Reproduktion. Ein Namen- und Ortsregister erleichtert die Benutzung.

Würzburg. R. Petsch.

* * *

Adelbert Matthaei, Deutsche Baukunst im Mittelalter. (Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 8. Bändchen). Leipzig, B. G. Teubner, 1899. (IV u. 156 S.)

Das Büchlein gehört einer jener in den letzten zehn Jahren immer zahlreicher — vielleicht mehr im Interesse der Verleger als der wissenschaftlichen Welt — aufsprießenden Serien von Bändchen und Monographien an. Wie bei allen derartigen Produkten mußte der Verfasser sich im engsten Rahmen halten, trotzdem er wenigstens in der angenehmen Lage war, nicht nur, wie dies in unserer Zeit der massenhaften Glichéfabrikation Sitte, um das Skelett der Illustrationen eine dünne Haut von Text ziehen zu müssen.

Der Verfasser möchte in der kunstgeschichtlichen *populären* Behandlung neue, eigene Wege einschlagen, indem er Aufführung und Beschreibung des eigentlichen Denkmälervorats wegläßt und sich mit der Darstellung einiger weniger charakteristischen Beispiele begnügt, die nur als Erläuterung der Hauptsache, der Entwickelung der Stile und der genetischen Darlegung unserer kunstgeschichtlichen Erkenntnis derselben dienen sollen. Für die Vorführung der mittelalterlichen Baustile ist nun sicher dies Verfahren einigermaßen zweckentsprechend, es auf andere Gebiete der Kunstgeschichte auszudehnen aber gewiß verfehlt. Schon die Baukunst der Renaissance, noch weniger Plastik und Malerei, kann sich nicht in die Zwangsjacke dieses Systems für populäre Zwecke stecken. Den Beweis bietet die eben erscheinende „Geschichte der Malerei von A. Muther" in der Sammlung Goschen. Trotz einer bestechenden Virtuosität der Darstellung wird sie den Laien, der nicht die Kunstlitteratur beherrscht und

Digitized by Google

eine sehr weitgehende Anschauung der Denkmale genossen hat, direkt irre führen, während sie für den Fachmann nur ein elegantes Taschenspielerkunststück vorstellt.

Es kann hier selbstverständlich nicht den Darlegungen Matthaeis, die sich vielfach auf Bezolds und Dehios „Kirchlicher Baukunst des Abendlandes" aufbauen, gefolgt werden. An eine dialektisch geschickte Einleitung über das Wesen der Baukunst reihen sich vier den verschiedenen Stilarten gewidmete Kapitel, über die altchristlich-karolingische Baukunst, den romanischen Stil, den Uebergangsstil, der trotz seiner Beliebtheit als modernes Forschungsgebiet in diesem Rahmen kein eigenes Kapitel erfordert hätte, und endlich über die Gothik. Den Beschluß bilden eine kurze, etwas einseitige Betrachtung über die Aufgaben der Gegenwart (Kirchenbau des Protestantismus) und ein Verzeichnis der technischen Ausdrücke und Fremdwörter.

Die Hauptfrage, die über eine solche Arbeit gestellt werden kann: entspricht sie ihrem Zweck in dem einmal vorgeschriebenen Rahmen, darf wohl bei Matthaeis Büchlein bejaht werden. Der Stoff ist sehr geschickt gegliedert, die Diktion außerordentlich klar und leichtfaßlich und dabei doch anregend. Aus der systematischen Behandlungsart ergiebt sich von selbst, daß die historischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen verhältnismäßig ausführlich behandelt sind und zwar in den den einzelnen Kapiteln vorangestellten Abschnitten über die geschichtliche Grundlage der betreffenden Stile, wie auch in denen über die Bauleute und das Bauverfahren. Das Büchlein kann daher nicht nur dem gebildeten Laien, an den es sich zunächst richtet, sondern auch dem Historiker wegen seiner durchaus interessanten Behandlungsweise empfohlen werden.

Nürnberg. H. Stegmann.

* * *

Friedrich Hirth, Ueber fremde Einflüsse in der Chinesischen Kunst. München — Leipzig, G. Hirth, 1896. (XVIII. 83 S.)

In unserer Zeit, wo die moderne Kunst ihre kräftige, überall blüten- und fruchttreibende Entwickelung nicht zum wenigsten den Anregungen verdankt, die ihr aus den Studien orientalischer Muster zu teil geworden sind, wollen wir es nicht unterlassen, unseren Lesern über obengenanntes Buch Bericht zu erstatten, das uns als Separat-Abzug aus dem Jahresbericht der geographischen Gesellschaft zu München vorliegt. Wir fühlen uns dazu umsomehr veranlaßt, als uns dasselbe die dem Kulturhistoriker gewiß nicht gleichgültige Erkenntnis eröffnet, daß selbst ein Volk wie das Chinesische — wohl das am meisten conservative und gegen äußere Eindrücke unempfängliche Volk der Erde — sich auf die Dauer fremder Beeinflussung nicht durchaus zu entziehen vermag. Nachdem die Chinesen fast anderthalb Jahrtausende in ihrer ausgeprägt nationalen Kunst so sehr die von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Elemente bewahrt haben, daß sich in der ganzen Zeit von ihrem ersten Auftreten bis zum 3. Jahrhundert vor Christo fast keine dem modernen Auge bemerkliche Veränderungen vollziehen, tritt infolge eines Epoche machenden politischen Ereignisses ein vollständiger Umschwung ein. Infolge der Macht-

entfaltung einer neuen Dynastie treten im Laufe weniger Jahrhunderte neben den alten Kunstformen eine ganze Reihe anderer, in China bisher unbekannter Typen in den Vordergrund. Es geschieht das in der wichtigen Periode, wo seine politische Macht zum ersten Male nach Westen hin sich ausdehnt, unter der Dynastie Han, und eben von den westlichen Kulturgebieten, meint Hirth, habe die Chinesische Kunst jene entscheidende Beeinflussung erfahren.

Dieser Frage geht der Verfasser nach an der Hand einer Reihe reich verzierter alter chinesischer Metallspiegel, an denen er gewisse ornamentale Teile, besonders ein stets geschmackvoll angeordnetes Wein- und Traubenornament, nicht als chinesisch, sondern als nach fertigen Mustern copiert anspricht, und zwar glaubt er darin eine durch das Land Ta-yüan (Ferghana) direkt vermittelte Beeinflussung griechisch-baktrischen Kulturlebens zu erkennen, die er für die Zeit c. 100—86 v. Chr. ansetzt, und mit der gleichzeitig eine naturalistische Behandlung aller der Natur entlehnten Motive in der lebhaft erblühenden Metall-Industrie am chinesischen Hofe zu erkennen ist.

Nicht viel mehr als ein Jahrhundert später setzte dann der indische Einfluß ein, der mehr und mehr zunimmt, je mehr der Buddhismus sich im Volke verbreitete, eine Entwickelung, die Jahrhunderte in Anspruch nimmt. Sicher läßt sich die religiöse Malerei buddhistischer Richtung nicht ohne indische Vorbilder denken, von denen eine Anzahl nachgewiesen werden, und so sind denn auch sonst auf dem Gebiete der Malerei für das Mittelalter fremde Einflüsse vielfach nachzuweisen. Wohl sind dieselben in dem Jahrhundert der Mongolenherrschaft (1280—1368) geringer als man erwarten sollte, dagegen haben Araber und Perser, solange sie den Welthandel beherrschten, zumal in der Kunstindustrie zu manchen Entlehnungen Veranlassung gegeben. Was dann in den letzten Jahrhunderten europäische Lehrmeister, deren Technik sich mit der ostasiatischen Kunst so wenig verträgt, wie endlich die Japaner z. B. in der Malerei mit farbigem Lack, besonders Goldlack, der chinesischen Kunst Anregendes gebracht, haben, wird kurz berichtet.

Allerdings sind wir außer Stande, die Zuverlässigkeit des Buches in seinen sprachlichen Grundlagen zu prüfen, indessen die gewissenhaft angeführte Litteratur und vor allem der Name des Verfassers selbst, der sich als Sinolog eines so guten Ansehens erfreut, bieten reichliche Gewähr dafür. Das Büchlein, das mit einer Reihe erläuternder Abbildungen ausgestattet ist, will keine erschöpfende Behandlung geben, vielmehr zu weiterer Forschung anspornen, und wir vertrauen darauf, daß es diesen Zweck durchaus erreichen wird, denn man wird es nicht ohne vielfache Anregung lesen.

Nürnberg. Otto Lauffer.

* * *

Hans Stumme, Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika. Eine Sammlung transskribierter prosaischer und poetischer Stücke im arabischen Dialekte der Stadt Tripolis nebst Uebersetzung, Skizze des Dialekts und Glossar. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1898. (X. 317 S.).

Digitized by Google

Stumme, der größte deutsche Kenner der berberischen Dialekte, gleich kundig als Orientalist und eifrig als Freund der Volkskunde, hat uns schon manche kostbare Garbe auf dem Felde volkstümlicher Litteratur in Nordafrika gebunden. Außer einer eingehenden Grammatik des tunisischen Arabisch (1896) und einer weiter ausgreifenden, populären Skizze: Nordwestafrika (1898) verdanken wir seinem unentwegten Sammelfleiße und seinen mit unleugbarem Glücke betriebenen Forschungen eine umfassende Sammlung von Tunisischen „Märchen und Gedichten," der sich „Tripolitanisch-tunisische Beduinenlieder" anreihten (1893. 1894). Im Verein mit dem eben heimgegangenen Socin hat uns St. die Volkslitteratur der Houwara in Marokko zugänglich gemacht und den gleichfalls in dieser Gegend ansässigen Schluh gilt seine Habilitationsschrift (1895), die uns mit den verschiedenen Arten der Dichtkunst dieses Stammes eingehend bekannt macht und reiche Proben nebst Uebersetzungen beibringt. In einer besonderen Sammlung (1895) und in einem Artikel der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft," Band 48, sind dann Märchen der Schluh gefolgt, und im 2. Bande der „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen" hat St. noch „neue tunisische Sammlungen" von Kinderliedern, Auszählreimen, Rätseln und Geschichtchen nachgetragen.

Diesen trefflichen Sammlungen, die Schlag auf Schlag eine Fülle kulturhistorischen Materials in bequemster Form zugänglich machten, reiht sich der neue Band würdig an. Die mitgeteilten Märchentexte zeigen fast durchgängig weltbekannte Motive in der bekannten, kaleidoskopartigen Zusammensetzung und mit starker orientalischer Durchfärbung, sodaß wir ganz wohl von „tripolitanischen Märchen" sprechen können. Verderbnisse, wie sie auch sonst vorkommen, fehlen nicht. So wird wohl ein Motiv angeschlagen, das man später fallen läßt. Dem von seinen Brüdern schmählich in einen Brunnen gestoßenen Jüngsten (Nr. III, S. 95) zeigt sich ein Fisch hilfreich und reicht ihm eine Schuppe, die er in schwieriger Lage ins Feuer werfen solle, aber die Bedeutung der Schuppe wird im folgenden vergessen: es handelt sich um Zusammenschweißung zweier Märchenstoffe, nämlich einer Däumlingsgeschichte (der Held heißt „Hälbchen") und einer Erzählung vom besten Jüngsten, der „das Gut" und eine schöne Jungfrau erringt, die ihm aber die Brüder streitig machen. Oder wir haben eine Ueberfülle von Motiven, die nur der echt volkstümlichen Lust an der Vervielfachung entspringt, und mit denen der Erzähler nachher nichts anzufangen weiß. So kehrt ein Mann, verarmt und hilfsbedürftig, bei seiner verheirateten Schwester ein und wird von dieser mißgünstig angesehen. (Schon in einem indischen Märchen aus Kaschmir hören wir die Regel: „Wenn ein Mann eine verheiratete Schwester hat und sie mit großem Pomp besucht, so wird sie ihn in der Hoffnung auf Gewinn freundlich aufnehmen; kommt er aber in Armut, so wird sie murren und ihn verleugnen"). Sie hetzt nun in unserm Märchen ihren Mann gegen den unliebsamen Gast auf; der Mann hat, wie es im Texte heißt, die Gabe, „sich in eine Schlange zu verwandeln oder in einen Hund oder in einen Unhold." Im weiteren Verlaufe der Geschichte kommt aber nur die Verwandlung in die Schlange vor — also ein unwirksam verdreifachtes Motiv, das nur der Füllung dient. Ganz äußerliche Berührungen führen zur Verbindung zweier Motive, und so entstehen

lange Geschichten vom Schlauen, vom Kleinen u. s. f., wie denn überhaupt diese Sammlung nur zu sehr den Zug zur Zusammenschweißung und zur Ausdehnung zeigt. Es handelt sich wohl um berufsmäßige Erzähler, die auf möglichst gründliche Befriedigung der unglaublichen Hörbegierde einer nervenstarken Umgebung bedacht sein müssen. Wirkliche Wiederholungen sind da nicht selten, und wir müssen dem Helden oftmals erst durch alle Wirrnisse seines Lebens folgen, ihn kämpfen, leiden, siegen und heimkehren sehen und dann im trauten Kreise seiner Lieben seine ganze Geschichte nochmals lang und breit vortragen hören. Die Erzählung beweist dennoch oft eine große Kunstfertigkeit und wird durch den Dialog höchst wirksam belebt. Zum Zeichen dafür, daß es dem Tripolitaner auch an Humor nicht fehlt, sei im folgenden eine sehr hübsche Szene aus der Geschichte vom „Hälbchen", unserm Däumlingsmärchen, hergesetzt, der das Menschenfresserpaar, das ihn — auf seinen eignen Rat — tüchtig gemästet hat, ausschickt, um Gäste zum Schlachtfest einzuladen, da er aber gebraten werden soll, inzwischen mit der Tochter des Riesenpaares das Holz, auf dem er sterben soll, kleinhackt und dabei das Mädchen durch einen Axthieb tötet, sich endlich auf einen hohen Turm flüchtet und, da dieser keine Thüren hat, den Menschenfressern, die von allen Seiten herbeiströmen, den Rat giebt, den Turm in Brand zu setzen, wobei sie alle umkommen, bis auf die Alte, der er in höchst schmutziger Weise von der Höhe seines Zufluchtsortes herab zu „Seife und Wasser" verhilft, und mit der er nun folgendes Gespräch beginnt:

Menschenfresserin: Aber liebes Hälbchen, — werde ich dich niemals einfangen?

Hälbchen: Du willst mich einfangen? Ja, ich habe dir scheußlich mitgespielt! Na, komm nur her und töte mich!

Menschenfresserin: Wie soll ich dich denn töten?

Hälbchen: Das ist ja ganz leicht.

Menschenfresserin: Wie so?

Hälbchen: Ich werde dir jetzt ein Seil herunterlassen; binde dich an dasselbe fest, und ich werde dich an ihm emporziehen!

Menschenfresserin: Recht so. — Zieh mich jetzt empor.

Hälbchen: Hast du dich auch recht fest angebunden?

Menschenfresserin: Ja wohl.

Hälbchen: Hab auch keine Angst!

Menschenfresserin: Nein, ich habe gar keine Angst.

(Er zieht das Seil fast bis oben hinauf und läßt es dann los, sodaß sich die Alte den Hals bricht).

Hälbchen: So, Gott sei dir nicht gnädig! Du hast mich schön angestrengt! Ich habe dich heraufgezogen, bis das Seil mir meine Hände wund rieb; aber nun bin ich dich los!

Unter den poetischen Texten haben wir zunächst einen Kinderreim, ganz nach Art unserer Kettenlieder. Er beginnt und endigt mit einem Klangworte und schreitet im übrigen, nach einer epischen Einleitung in streng parallelisch gebauten Frag- und Antwortsätzen vor, die mit einer, dem Kinde und Naturmenschen wohl ungemein witzig erscheinenden kleinen Unsauberkeit als Pointe schließen:

Digitized by Google

„Hargugsch
Margugsch,
Der Wolf kam zu dir und grub und wühlte.
Er hatte keinen Stock und brachte es nicht fertig,
Sie zu verjagen, die Hündin.
Wo ist mein Teil? — In der Umzäunung.
Wo ist die Umzäunung? — Feuer verzehrte sie.
Wo ist der Ring? — Beim Schmied.
Wo ist der Schmied? — Einmal wohin gegangen.
Er hat's nötig. Sum sum sum."

Oder der Mond wird angerufen, der den Bittenden zu seinen Onkeln schaffen soll. Energisch tritt bei den Anwohnern der Sahara der Wassermangel in „Regenliedern" hervor. Regen um jeden Preis, gelte es auch das Wohl des Nächsten, ja des Herrschers.

„Fließ, Regen, fließ,
Zerstör das Haus des N.
Regen, du feinrieselnder,
Zerstör das Haus des Pascha!
Regen, lieber Schatz,
Mein Zopf ist eingerieben mit Olivenöl.

Regen, fließ tüchtig,
Damit wir Gerste haben!
Regen fließ in Bächen,
Damit die Lämmer fett werden!
Regen, fließ aufs Land,
Damit sich die Bäume kräftigen."

Geradezu ergreifend wirkt ein langes Klagelied an die Seemöve und die andern Tiere, aus denen wir nur einige besonders wirkungsvolle Stellen hervorheben:

„Ihr Seemöven mit euren Zittigen, — fragt den allbarmherzigen Herrn, wann das Wasser auf uns herabrieseln werde und die Bäche beständig fließen wollen!

Ihr Tiere da, wie ihr nun alle heißt, Natter, Löwe, Falke, Rabe, Weihe und Adler, fragt unsern Herrn Salomo, wann kommt der Regen?

Wann kommt der Geist, der das Land näßen will, daß die Johannesbrotbäume dadurch kräftiger werden und die blumigen Wiesen immer in Frische prangen?

Daß die blumigen Wiesen immer zum Mähen einladen und die Pferde lustig auf ihnen weiden. Wann kommt uns solch ein Guß? Wann gebietet Gott dem Regen?

Gott gebietet doch über jede Erscheinung, über Männer und Weiber, über all die lieben Tiere. Wir wollen aus dieser Not befreit sein, sie soll aufhören!"

Auch uns fügen sich die Zeilen zum Gedichte. Wie schön schildert der Dichter ein angenehmes Jahr:

Digitized by Google

„Nicht soll sorgen mein Herz, und der Schlaf des Seufzenden Auge
Fliehen von Nacht zu Nacht; fröhlich im grünenden Gras
Sollen sich tummeln der Schafe und Rinder fröhliche Herden
Und das grünende Thal prangen in blumigem Schmuck!
Milch soll fließen und Butter die Füll' und die Herde sich mehren
Gieb uns, o Herr, gieb bald Linderung unserer Not!"

Auch einen Volksdichter lernen wir kennen, Brahin, einen 45jährigen Haus- und Gartenbesitzer; an die sangeslustigen Serben, die langwierige Parlamentsverhandlungen reimweis verbreiteten, fühlen wir uns erinnert, wenn er die neue Wasserleitung von Tripolis lobt:

„Du lustiges Mädchen mit den blendend weißen Zähnen, — das wohlschmeckendste Wasser fließt jetzt in deiner nächsten Nähe! Wenn das Mädchen Durst hat und Wasser haben muß, so kann es jetzt einfach im Shawltuche (ohne Schleier) zum Brunnen gehen. Die Stadt hat ihr Wasser! Trageseel und Wasserverkäufer brauchen wir nicht mehr."

Oder er tadelt die Extrasteuer: „Aber du, oberster Richter, — Gott, dem Lob sei, hat dir reichlich gegeben, — wisse, die Extrasteuer ist nicht für alle gut! Sie paßt nur für den, dessen Kasten voll sind."

Entzückt aber ist der Brave darüber, daß Stumme ihn photographieren ließ. „Wir bezahlten nichts, sondern er zahlte die 20 Frank und er nimmt es mit sich, der Signore Stumme, und zieht mich aus seiner Tasche und betrachtet mich" u. s. f.

Man sieht, welche Fülle von Tonen in dem Buche angeschlagen wird — ein reiches Feld auch für den Kulturhistoriker, dem wir die neue Stummische Arbeit bestens empfehlen.

Würzburg. Robert Petsch.

* * *

Eduard Haug, Aus dem Lavater'schen Kreise. II. Joh. Georg Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder. — Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1896/97. Schaffhausen 1897.

Die vorliegende Programmabhandlung, die Fortsetzung einer 1894 erschienenen über „Joh. Georg Müller als Lavaterschüler in Zürich", gewährt uns einen nicht uninteressanten Einblick in das eigenartige Geistesleben der Sturm- und Drangperiode.

Als begeisterter Lavaterianer zieht der junge J. G. Müller, der Bruder des großen Schweizer Historikers Joh. v. Müller, von seiner Heimat im Jahre 1780 nach Gottingen aus, ein Verächter der Wissenschaft und ihrer Vertreter an der Georgia Augusta. Doch bald erwachen in ihm peinvolle Zweifel an der Züricher Weltanschauung. In seinem qualvollen Hin- und Herschwanken sucht er nach einem leuchtenden Gestirn, das ihn aus dem Dunkel seiner Ungewißheit, seiner inneren Gahrungen herausführen soll. Und dieses Gestirn wird ihm Herder, den er zweimal in Weimar besucht und dem er sich nun in schwärmerischer Verehrung anschließt, ohne doch ganz von den Zürichern abzu-

Digitized by Google

fallen. Nach ſeiner Heimkehr 1782 ſtellt er es ſich zur Lebensaufgabe, den zwiſchen Herder und den Zürichern beſtehenden Gegenſatz, der, wie er meinte, durch litterariſche und perſönliche Zänkereien entſtanden war, in Wirklichkeit aber auf der völligen Verſchiedenheit ihrer theologiſchen Grundanſchauungen beruhte, aus der Welt zu ſchaffen — doch ohne nennenswerten Erfolg. Wir lernen M. aus dieſen Bemühungen als einen Mann von edelſtem Herzen und lauterſtem Charakter lieben — die Klarheit und Selbſtändigkeit ſeines Denkens ſteht nicht auf gleicher Höhe.

Die Mitteilungen des Verfaſſers beruhen faſt durchweg auf bisher ungedruckten Quellen und zwar auf der Korreſpondenz M.'s mit Häfeli, Lavater, Herder und ſeiner Mutter, ſowie auf ſeinem Tagebuch von 1780—82. Das hervorragendſte Stück jener Briefe iſt das große Schreiben M.'s an Lavater über Herder vom Jahre 1787 — ein ſchönes Zeugnis edler Menſchlichkeit.

Alles in allem iſt das Werkchen ein ſchätzenswerter Beitrag zur Kenntnis jener ſtürmiſch-bewegten Zeit.

Bartenſtein. J. Plew.

* * *

F. C. Philippſon, Handel und Verkehr im neunzehnten Jahrhundert (Am Ende des Jahrhunderts, Band 7). Berlin, Siegfried Cronbach, 1899 (192 S.).

Die vorliegende Darſtellung iſt nicht für Nationalökonomen von Fach berechnet, ſondern will weite Kreiſe über die Entwickelung des Verkehrsweſens und des damit eng verknüpften Handelslebens einigermaßen gründlich orientieren. Man darf anerkennen, daß der Verfaſſer ſeiner Aufgabe durchaus gerecht geworden iſt, daß er unter Vermeidung von oft naheliegender Kritik objektiv zu orientieren verſteht, wobei ſein wirtſchaftlicher Standpunkt immerhin erkennbar iſt. Er weiß auch, oft unter Heranziehung eigener, weit zurückreichender Erinnerungen, anregend und anſprechend zu ſchildern, ſo daß das Buch dem großen Publikum durchaus empfohlen werden kann. Die einzelnen Abſchnitte — leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis — behandeln die Landwege, die Transportmittel und die Poſten, die Eiſenbahnen, die Waſſerwege und die Schiffahrt, den Telegraph und das Telephon, die Wandlungen in der Zollpolitik der Völker, Kohle und Eiſen, die großen Induſtrien, den Handel, die Handelskriſen und die Börſe, endlich die Arbeiterverhältniſſe der Neuzeit.

Georg Steinhauſen.

Bibliographie.

Von Georg Steinhausen.

Das Jahr 1898 (Schluss).

Wirtschaftsgeschichte. Allgemeines: J. Rambaud, Hist. des doctrines économiques. Lyon (516 p.). - E. Nys, Recherches sur l'hist. de l'économie politique. Bruxelles (XV, 247 p.). -- Reichenbach, Die Arbeit in ihrem Wesen, ihrer Entwickelung u. kulturgesch. Bedeutung. Zürich (160 S.). — G. Ruhland, Jüd. Wirtschaftsgeschichte (Zukunft 7, 11/2). — G. Grupp, Englische Wirtschaftsentwickelung im M.A. (Sammlung gemeinverst. Vortr. 283). Hamburg (57 S.). — H. Schurtz, Wertvernichtung durch den Totenkult. (ZSocialwissenschaft I, 1).

Bevölkerung: W. Levison, Die Beurkundung d. Civilstandes im Altertum. E. Beitr. z. Gesch. d. Bevölkerungsstatistik (BonnJbb. 102). — E. Meyer, Die Zahl der röm. Bürger unter Augustus (JbNatÖk Stat. 70, 1).

Ackerbau, Grundbesitz, Agrarverhältnisse: J. R. Mucke, Urgesch. d. Ackerbaues u. d. Viehzucht. Greifswald (XXIV, 404 S.). -- Goblet d'Alviella, Les rites de la moisson et les commencements de l'agriculture. Paris (25 p.) (Extr. des Ann. du musée Guimet, Rev. Hist. Rel. 38, 1). — F. Weber, Zur Frage der Verbreitung u. d. Alters d. Hochäcker i. rechtsrhein. Bayern (CorrBl. d. d. Ges. f. Anthrop. 29, 1). — G. Salvioli, Le lotte fra pastori e agricoltori nella storia della civiltà (RivItalSoc. II, 1). — R. Bennett and J. Elton, History of corn-milling I. London (266 p.). — Beauredon, Voyage agricole chez les anciens ou l'économie rurale dans l'antiquité. Paris (380 p.). — E. Beaudouin, Les grandes domaines dans l'empire romain, d'après des travaux récents. 3/7 (NRHistDroit. 22, 1/6). — O. Seeck, Die Pachtbestimmungen eines römischen Gutes in Afrika. (ZSocialWirtschG. 6, 4). — C. J. Fuchs, Die Epochen d. deutschen Agrargesch. u. Agrarpolitik. Jena (III 32 S.) (vgl. AllgZtgB. 70/1). — G. Dehlinger, Überblick über die Entwickelung der Landwirtschaft in Württemberg s. d. Mitte d. 18. Jh. (WürttJahrb. f. Statistik u. Landesk. 1897). -- A. Schuster, Ein Wirtschaftsinventar d. Breslauer Kapitelsgutes Zirkwitz a. d. Jahre 1417 (ZVGSchl. 32). —

Digitized by Google

J. Susta, Z. Gesch. u. Kritik der Urbarialaufzeichnungen (SbAkWiss. Wien PhilHist.Cl. 138). — G. Grupp, Die ländlichen Verhältnisse Böhmens seit dem Ausg. d. M. A. (HistPolBll. 121, 10). — Ein Medlinger Grundbuch a. d. 15. Jh. (1407—1543) hrsg. v. K. Schalk. Der einstige Besitz der Herrschaft Lichtenstein im Markt- und Gemeindegebiete Medling (BllVLandesk.Niederöst. 32). — F. Teutsch, Ein urkundl. Beitrag z. unserer Agrargeschichte (CorrBlVSiebenbLK. 21, 5). — M. Urban, Agrar. Gebräuche i. d. Planer Gegend (ZösVolksk. 3, 112/6). — Eug. v. Römer, Beiträge zu Litauens Wirtschaftsgesch. Diss. München (IV, 188 S.). — St. Heine, Die Landwirtschaft i. Kreise von Slupca im 19. Jh. I. Beitrag z. Gesch. der Landw. i. Polen. Diss. Breslau (77 S.). — H. Sée, Les „hôtes" et les progrès des classes rurales en France au m. a. (NRevHistDroit 22, 1). — Vacandard, La ferme du monastère de Clairvaux au 12e s. (R. génér. agronom. 1898, 12). — E. Levasseur, Des progrès de l'agriculture française dans la seconde moitié du 18e s. (Ac.Sc.Moral.Pol.C.R. 1898 mai und: Rev.Econ. polit. 12, 1/2). — de Perrochel, L'agriculture en 1762 dans le canton de Fresnay, mém. inéd. p. p. R. Triger (RHistMaine 44, 3). — A. Des Cilleuls, Enquêtes sur les céréales au 18e s. (Extr. d. l. Rev. gén. d'admin.). Paris (21 p.). — A. v. Gjernet, Die esthl. Agrarverhältnisse in dänischer, deutscher u. schwedischer Zeit. Vortrag. Reval (29 S.). — J. Scheen, Meddeleser om de Oplandske Bygdealmenninger i Fortid og Nutid (Tidsskrift for Skovvæsen 1896). — J. Šimàk, Hospodárská instrukce Desfourská z roku 1685 (Instruction f. Desfour'sche Wirtschaftsbeamte v. J. 1685) (Sitz.Ber. d. Böhm. Ges. d. Wiss. Classe f. Phil. Gesch. 1897). — E. Jäger, Kurze Gesch. d. deutsch. Bauernstandes m. bes. Rücksicht auf die Grundentlastung in Bayern. Speyer (58 S.). 2. Aufl. ib. (III, 58 S.). — A. Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im M.A. Leipz. (VIII, 268 S.). — G. Grupp, Die Lage d. Bauern im 13. Jh. (HistJb. 19, 2). — Th. Knapp, Über Leibeigenschaft in Deutschland s. d. Ausg. d. M.A. (Zeitschr. d. Sav. Stift. f. Rechtsgesch. Germanist.Abt. 19). — W. Classen, Schweizer Bauernpolitik i. Zeitalt. Ulrich Zwinglis (ZSocial u. WirtschG. 4. Erg.-H.). — G. E. Friess, Der Aufstand d. Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 16. Jh. (BllVLKNiederösterr. N. F. 31, 1/4, 7/11). — F. Danneil, Beitr. z. Gesch. d. magdeb. Bauernstandes 2. Teil. Gesch. d. magd. Bauernst.i. s. Bezieh. z. d. and. Ständ. b. z. Ende d. Erzstiftes i. J. 1680. Halle (VIII, 542 S.). — A. Kraaz, Bauerngut und Frohndienste in Anhalt vom 16. bis 19. Jahrh. (Samml. national-ökon. Abh. Staatswiss.Sem. Halle 18). Jena (XIX, 273 S.). — Dorfgeschichte 1, 2 (AllgZtgB. 187/8). — J. H. Schwicker, Die Bauernbefreiung in Ungarn i. J. 1848 (OestUngRev. 24, 3). — Vcte G. d'Avenel, Paysans et ouvriers depuis sept siècles III/IV Les frais de nourriture au m. a. et aux temps modernes (R. de deux mondes 147; 4 148, 2.) —. A. Strindberg, Medeltidens bonde (- Svenska folkets öreskrifter 10) Stockh. (12 S.). — Ev. T. Kristensen, Bondeliv (Aarbog. Dansk Kulturhist. 1898). — P. Hansen, Fra Hoveritiden (ib.). — Ollivier-

Digitized by Google

Beauregard, La vigne et le vin dans l'antiquité égyptienne (Extr. d Actes de l'Acad. Bordeaux). Bordeaux (29 p.). — Kirbach, Der Meissner Weinbau (MVGMeissen 5, 1). — J. Haudeck, Der Weinbau bei Leitmeritz (MNordböhmExcCl. 21, 4). — F. Mach, Die „Weiner"-Innung u. der „Gurkenkönig" in Saaz (MGDeutsch. i. Böhm. 37, 1). — E. Geraets, La culture de la vigne d. l. province de Limbourg pendant le m. a. (RHistLooz 1, 2). — Ders., Un vigneron hasseltois du 14e s. (ib. no. 8). — J. Kempeneers, Les accises sur les vins dans la bonne ville de Herck au 15e s. (ib. no. 3). — A. Lederlin et L. Gallois, La culture du coton dans le monde (Ann. de Géogr. 7, 34).

Waldwirtschaft: A. Gurnaud, L'ancienne sylviculture et la nouvelle. Exposé et discussion, évolution hist. Besançon (38 p.). — H. Hess, Der Thüringer Wald in alten Zeiten. Wald- und Jagdbilder. Gotha (VI 72 S. 1 Karte). — W. v. Brünneck, Wald u. See in den Rittergütern der Mark Brandenburg (JbNatÖkStat. 70, 3). — O. Toussaint, Forêts et Forges. Hist. des forêts dans les hautes vallées de l'Ornain et de la Saulx. Bar-le-Duc (X 448 p.). — E. Picard, Hist. d'une forêt communale. La forêt des Crochères à la ville d'Auxonne (MémAc.Dijon 4. sér. 6). — F. Herbet, Les Carriers de la forêt de Fontainebleau au 17e s. Fontain. (16 p.).

Bergbau: F. Büttgenbach, Der erste Steinkohlenbergbau in Europa. Gesch.Skizze. Aachen (124 S.). — F. Bischoff, Beiträge z. Gesch. d. süddeutschen Bergrechts. 1. Die Zeiringer Bergordnung v. 1339. 2. Das Bergbuch über den St. Leonharter Bergbau 1512—1550 (Zs. Bergrecht 39, 2). — M. v. Wolfskron, Beitrag z. Gesch. d. Tiroler Erzbergbaues (ZFerdinandeum 42). — K. Wutke, Die Bergbauunternehmungen Herzog Georgs II. v. Brieg 1547 1586) In: Silesiaca, Festschrift). — Ders., Z. Gesch. d. Bergbaus bei Kolbnitz (ZVGSchles. 32). — L. Pronner, Beschreibung des Salzbergwerks zu Aussee (1595) 1, 2, hrsg v. F. Khull (ZKulturg. 5, 1/2, 4 5). — E. J. Walch, Das Salzunger Salzwerk I III (fortges. v. L. Hertel) (SchrVMeiningG. 27 29). — T. Hultin, Historiska Upplysningar om bergshandteringen i Finland under svenska tiden 2. (Meddel. från industristyrelsen i Finland H. 26). Helsingf. (340 S.). — Achille Bardon, L'exploitation du bassin houiller d'Alais, sous l'ancien régime (MémAcadNimes 20).

Gewerbe, Industrie, Technik und Erfindungen: Industrie und Gewerbe im Altertum (Prometheus 9, 27). — J. Beloch, Die Grossindustrie im Altertum (Zs.f.Socialwissensch. 2, 1). — E. Levasseur, Les sources principales de l'hist. des classes ouvrières et de l'industrie introduction: bibliographie de l'époque galloromaine (AcScMorales et polit. CR. 1898 déc.). R. Fick, Z. Gesch. d. indischen Handwerks (AllgZtgB.195). — P. Ernst, Die Entstehung d. Zunftwesens (SchweizBll.f.Wirtsch.u.Socialpol. 6, 22). — M. Ljubsa, Das alte Zunftleben (Moser's Sammlung zeitgen. Broschüren 10). Graz. — R. Martin, Grossbetrieb und Handwerk vor 600 Jahren (PreussJbb. 91, 2). — F. Techen, Etwas von der mittelalterl. Gewerbeordnung, insbesondere

Digitized by Google

der wendischen Städte (HansGbll. 1897). — O. Krause, Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald (1397—1541) Progr. Greifsw. (72 S.). — — G. Wenz, Aus alten Handwerksordnungen (PfälzMus. 1898, 113 9). — R. Krumbholtz, Die Gewerbe d. Stadt Münster — 1661(Publ.a.d.preuss. Staatsarch. 70). Lpz. (XXII, 232, 558 S.) — H. Colditz, Z. Gesch. d. Gewerbe in Lichtenstein I/II (SchönbGBll. 4, 3/4). — C. A. H. Burkhardt, Die französ. Kolonie für Gewerbe u. Industrie in Weimar 1716 ff. (ZKulturG. 6, 1 2). — O. Wiedfeldt, Statist. Studien z. Entwickelungsgesch. d. Berliner Industrie 1729—1890. Diss. Lpz. (38 S.). — Eheberg. Die industrielle Entwickelung Bayerns seit 1800. Rede. Erlangen (36 S.), — K. Richter, Vom alten Zunftwesen in Gastorf (MNordb.Exc.Cl. 21, 2). — H. Hallwich, Anfänge der Gross-Industrie in Österreich-Wien (74 S.). — E. Molinier, Hist. générale des arts appliqués à l'industrie du 5e au 18e s. T. 3: Le mobilier au 17e et 18e s. Paris (XI, 274 p.). — G. Deutsch, Die Anfänge des Fabrikwesens i. Brünn (ÖstUngRevue. 23, 2/3). — N. Rondot, L'ancien régime du travail à Lyon (du 14e s. au 17e s.). Lyon (89 p.). — A. Drapé, Recherches sur l'hist. des corps d'arts et métiers en Roussillon sous l'ancien régime Thèse. Paris (266 p.). — L. Mosnier, Origines et développements de la grande industrie en France du 15e s. à la révolution. Paris (II, 183 p.). — A. Des Cilleuls, Hist. et régime de la grande industrie en France aux 17e et 18e s. Paris (410 p.). — G. Martin, La grande industrie en France aux 17e et 18e s. (R. intern. de sociol. 6, 11). — G. Cumont, Manufactures établies à Tervueren par Charles de Lorraine et industries créées ou soutenues en Belgique par le gouvern. autrichien (AnnSocArchBruxelles 12, 1). — O. Hubinont, Essais d'hist. sur les industries principales de Morlanwelz-Mariemont. Binche (40 p.). — Der Gesellen Boeck jm Jakubsforden unnde Belgarden, med indledning. Ved B. E. Bendiœen og W. D. Krohn (Skrifter udg. af Bergens hist. foren. 3). Tugan-Baranowsky, Gesch. d. russischen Fabrik (ZSocial.u.WirtschaftsG. 5. Erg.H). — W. F. Rocheleau, Great American Industries: II. Products of the soil. Chicago (181 p.). — C. F. Binns, The story of the potter, being a popular account of the rise and progress of the principal manufactures of pottery and porcelain in all parts of the world. New-York (248 p.). — J. C. Hoppin, The agrive exclusion of Attic Pottery (Class.Rev. 12, 1 2). — M. Ihm, D. Arretinischen Töpfereien (BonnJbb. 102). — Const. Koenen, Karlingisch-fränkische Töpfereien bei Pingsdorf (ib. 103). — K. Nonaka, On the ancient pottery from Corea (JournAnthropSocTokyo 141). — Meister, Die Thonwarenindustrie des Westerwaldes (MVNassAltK. 1898/9, 2). — A. Vandevelde, La résurrection d'une industrie. La poterie (Kunst 1899. 1). — C. Schenkling, Die Geschichte des Porzellans (ReclamsUniversum 14). — E. Wintzer, Die Wegelysche Porzellanfabrik in Berlin (SchrVGBerlin 35). — R. de Brébisson, Hist. de la porcelaine de Bayeux. Bayeux (38 p.). — G. Sabatier, Les anciennes faïenceries de l'Agenais. Agen (13 p.) (Extr. de la Revue de l'Agenais). —

Digitized by Google

A. Milet, Historique de la faïence et de la porcelaine de Rouen au 17e s. Rouen (32 p.). — L. de Laigue, Une faiencerie à Rotterdam aux 17e et 18e s. (Revue de l'art anc. et mod. IV, 227 ff.). — Glasfabriken in Laibach im 16. Jh. (Argo 6, 1). — L. Beck, Gesch. d. Eisens 4. Abt. Lf. 2/5. Braunschw. — A. Mabieu, De la fabrication du fer à l'époque romaine dans la province de Namur (AnnSocArch. Namur. 21, 4). — E. Harzé, Du développement des industries extractives et métallurgiques en Belgique depuis 1831 (Revue univ. des mines 41, 1). — J. Lamour, Artistic wrought iron work of the 18th century in Nancy and the castles Chantcheux and Commercy. New-York. (with 22 pl.). — F. Crull, Das Amt der Goldschmiede zu Güstrow u. d. Güstrowsche Goldschmied Matz Unger (JbbVMeklG. 63). — K. Knebel, Meister d. Freiberger Goldschmiedekunst (Kunstgewerbeblatt f. d. Gold-Silber V, 14 ff., 46 ff.). — K. Wutke, Urkundliche Beiträge z. Gesch. d. schlesischen Kunstgewerbes (Goldschmiede, Glashandel) (Schlesiens Vorzeit 7, 3). — E. Babelon, Document intéressant l'hist. de l'orfèvrerie française au 15e s. (BullSocAntiqu.France 1897). — H. Türler, Urkunde z. Gesch. d. Kesslerhandwerkes (AnzSchweizG) 28, 5). — C. Pagé, La coutellerie depuis l'origine jusqu'à nos jours; la fabrication ancienne et moderne. 2 vols. Châtellerault (217, 218 p.). — Andree, Anfänge d. Weberei (Globus 74, 10). — M. Klapper, Spinnen und Linnen (MNordbExcCl. 21, 3). — B. Kreuter, Beitr. z. Gesch. d. Wollengewerbe im Zeitalter d. Merkantilism. (OberbayrArch. 50) (auch Diss.). — Frh. v. Schroetter, Die schlesische Wollindustrie im 18 Jh. (Forsch. Brand.PreussG. 10; 11, 2). — J. Feig, Die Begründung der Luckenwalder Wollenindustrie durch Preussens Könige im 18. Jh. (ib. 10). — J. Grunzel, Die Reichenberger Tuchindustrie u. ihre Entwickel. vom zünftigen Handwerk zur modernen Grossindustrie (Beitr. z. G. d. d. Industrie i. Böhm. V). Prag (185 S.). — E. Neder, Die Stricker und Wirker in Bensen (MNordbExcCl. 21, 1). — Ed. Laloire, Le métier des drapiers à Nivelles; (règlement de 1411) (AcRoyale de BelgBull. 1898, 5). — E. Geraets, Les registres d'un drapier hasseltois du 17e s. et ceux de sa soeur (Les Mélophiles de Hasselt Bull. 33). — O. Granat, L'industrie de la draperie à Castres au 17e s. et les ordonnances de Colbert (Ann. du Midi. Oct.). — M. B. Hammond, The cotton industry: an essay in Amer. econ. hist. Part 1. The cotton culture and the cotton trade. New-York (382 p.). — H. Silbermann, Die Seide, ihre Geschichte, Gewinnung u. Verarbeitung. 2. Bd. Dresden (VI, 514 S.). — Per la storia della moritura industria serica del Ticino (Bull.stor.Svizz.Ital. 20, 7 8). — F. Fol, Geschichtl. über die Teppich-Industrie (DTeppich-u.Möbelstoffzeit. 1898, 4 ff.). — A. Foerster, Französ. Wandteppiche aus d. MA. (ib. 1898, 11). — Le Bon, Contribution à l'hist. de la tapisserie de haute lice en Belgique (AnnSocArchNivelles 6). — F. Donnet, Documents pour servir à l'hist. des ateliers de tapisserie de Bruxelles, Audenarde, Anvers etc. usqu'à la fin du 17e s. Bruxelles (Auch in AnnSocArchBruxelles) (167 p.). —

G. Cumont, Ordonnances concernant les tapisseries de Bruxelles (AnnSoc ArchBruxelles 1898, 3 4). — Cte. C. de Beaumont, Une tapisserie bruxelloise du 16e s. Paris (8 p. 2 grav.). — A. L. Lacordaire, Les tapisseries des Gobelins au 17e et au 18e s. (NouvArchArtFranç. 13). — R. Forrer, Die Kunst des Zeugdruckes vom MA. bis zur Empirezeit. Strassb. (81 Taf. 104 S.). — A. Carlier, La Belgique dentellière. Compte rendu histor. et documenté sur la fabrication, la mode et le luxe des dentelles depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Bruxell. (118 p.). — C. Brügel, Die Ansbacher Schneiderzunft. Diss. Erlangen (45 S.). — C. Grünhagen, Die Breslauer Schneiderrevolte von 1793 (ZVGSchles. 32). — G. Nowack, Z. Gesch. d. Seilerhandwerkes (MNordbExcel. 21, 4). — Statuten der Seilerzunft in Leitmeritz 1594 (MNordbExcel. 21, 3). — R. Bruck, E. Probearbeiten d. Schuster i. J. 1579 (DresdGBll. 7, 3). — O. Vogel, Z. Gesch. d. Perleberger Schuhmacher- und Lohgerbergewerks. Progr. Perleberg (25 S.). — L. O. Brandt, A. d. Gesch. d. Saalfelder Fleischerhandwerks (SchrV. MeiningG. 29). — A. Ahlén, Skråå och Gillesreglor för Samptlige Mästrarna, Gesällar och Lärodrängiar vthi Repeslagare Ämbetet giffn d. 6. Febr. 1656 (Meddel.fr.Nord.Mus. 1897). — Ders., Embetz Skrå för Peruque Makare Embetet i Stockholm (ib.). — Ders., Artiklar för samptelige Peruque Makare Gesällerne. Stockholm d. 14. Oct. 1712 (ib.). — — C. M. Briquet, Les anciennes papeteries du duché de Bar et quelques filigranes barrois de la seconde moitié du 15e s. (Bibliogr. moderne 1898. no. 1). — Histoire de l'industrie chimique. Paris (160 p.). — E. Ardaillon, Quomodo Graeci collocaverint portus atque aedificaverint. Thesis. Lille (79 p.) — G. Weber, Die Hochdruckwasserleitung von Laodicea ad Lycum (JbDArchInst. 13, 1). — L. Coutil, Les constructions gallo-romaines du Catelier de Criquebeuf-sur-Seine et la ville d'Uggate. Sotteville-lès-Rouen (7 p.). — L. Zdekauer, L'Acquedotto di Sarteano nel 1567 (BullSenese 5, 3). — A. Hedinger, Zur Frage der ältesten Methode der Feuererzeugung (Arch.f.Anthropol. 25, 3). — — J. Thilo, Die Entwickelung der Beleuchtung (AllgZtgB. 69). — L. Böck, Z. Gesch. d. öffentl. Beleuchtung Wiens (Wiener Neujahrs-Almanach 1898). — Fintan Kindler, Die Zeitmesser b. z. Erfindung der Pendeluhr. Progr. Einsiedeln (36 S.). — W. Harless, Ein Jülichsches Erfindungs-Patent für Jean Taisnier von 1562 (ZBergGV. 33). — Buch der Erfindungen 9. Aufl. Heft 54/82 Lpz. — J. G. Vogt, Welt der Erfindungen Lf. 215—290. Lpz. — L. Figuier, Les grandes Inventions modernes dans les sciences, l'industrie et les arts. 11e édition Paris (IV, 360 p.). — A. T. Story, Story of photography. Lond. (182 p.).

Handel: G. Sangiorgio, Il commercio del Mondo: sguardi storici. Milano (624 p.). — J. Kennedy, The early commerce of Babylon with India 700 - 300 B.C. (JournAsiatSoc.April). — A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Der Bernstein als Handelsartikel der Alten (OestMonatsschr. f. d. Orient. 24, 12). — Documents relatifs à l'hist. de l'industrie et du commerce en France. I. Depuis le 1e siècle avan

Digitized by Google

J.-Chr. jusqu'à la fin du 13e s. p. p. G. Fagniez. Paris (LXIV, 349 p.). — — K. Koehne, Die Wormser Fischmarktsordnung v. J. 1106 oder 1107 (ZGOberrh. 13, 3). — F. Piccolomini Bandini, Carte mercantili Piccolominee del secolo XIII (Miscell. stor. senese maggio giugno). — F. Gabotto, Il commercio e la dominazione dei Veneziani a Trani fino all' anno 1530 (Arch. stor. p. l. prov. Napolet. 26 28). — F. Patetta, Caorsini Senesi in Inghilterra nel sec. XIII con documenti inediti (BullSenStorPatria 4, 2 3). — Miss. E. Dixon, The Florentine wool trades in the m. a. (Trans. R. Hist. Society 12). — Galabert, Le commerce à Grenade à la fin du 14e s. (BullSocArch Midi. de la France 22). — L. Nocentini, Vasco di Gama e l'espansione commerciale dell' Italia (NAntol. 1. Luglio). — A. Bugge, Nidaro's Handel og Skibsfart i Middelalderen (in Festskrift i Anl. af Trondjhems 900 Aars Jubiläum). — Ders., Bergenfarernes Gilde i Amsterdam (Hist. Tidskr. 3 R. IV, 392 5). — Ders., Gotlændingernes handel paa England og Norge omkring 1300 (HistTidskr. 5, 1). — H. Pirenne, La hanse flamande de Londres (BullAcRBelg 37, 2 no. 1). — J. E. Th. Rogers, The industrial and commercial history of England. New Ed. 2 vols. London. — H. R. F. Bourne, English Merchants: Memoirs in Illustrat. of the Progress of British Commerce New-Ed. Lond. (598 p.). — R. J. Jones, The British merchant service: Hist. of British mercantil marine from earliest times to present day. Lond. (424 p.). — E. Laloire, Plombs de marchandises sous le règne de Charles VIII (AnnSocArch. Bruxelles 1898, 2). — P. Huybrechts, Résumé de l'hist. du commerce et de l'industrie en Belgique sous le règne de Charles-Quint 1515—1555. Extr. de la Revue de comptabilité) Hasselt 1897 (27 p.). — E. Geraets, Une ordonnance du 16. s. sur la vente du poisson à Hasselt (Bull Soc Mélophiles Hasselt 24.1) — J. Hartung, A. d. Geheimbüchern e. deutsch. Handelshauses im 16. Jh. (ZSocWirtschaftsG. 6,1). — T. S. Dillner, Studies rörande Finlands handel under tidrymden 1570 - 1622. I. Utrikeshandelns beskattning 1570—1605. Akad. Afh. Helsingf. (15, 182 S.). — G. W. Kernkamp, Stukken over de Noordsche Compagnie (BijdrMededHistGenootsch. 19). — E. Baasch, Forschungen z. Hamburg. Handelsgesch. II. Die Börtfahrt zwischen Hamburg, Bremen u. Holland. Hamburg (VII, 114 S.). — A. F. Pribram, Das böhm. Commerzcollegium u. s. Thätigkeit. Ein Beitr. z. Gesch. d. böhm. Handels u. d. böhm. Industrie im Jh. nach dem westf. Frieden (Beitr. z. G. d. d. Industrie i. Böhm. 6) Prag (278 S.). — Urkunde v. 22. April 2.Mai 1675 betr. d. Brückenrecht u. d. Donnerstags-Wochenmarkt zu Witten a. d. Ruhr (JbVOrtsHeimatskundeGrafschMark 11). — P. Messner, Der Salzhandel auf d. „goldnen Steige" u. d. „armen treibenden Säumer" (MVGDBöhmen 37, 1). — A. Baumann, Das bayer. Handelswesen im 18. Jh. speziell unter Kurf. Max III. Josef. Kaiserslautern (VI, 76 S.). — S. Tschirschky, Das Schlesische Kommerz-Kolleg. Beitr. z. Wirtsch. G. d. 18. Jh. Diss. Breslau (39 S.). — J. Dullinger, Die Handelskompagnieen Österreichs nach dem Oriente

Digitized by Google

u. nach Ostindien i. d. 1. Hälfte d. 18. Jh. (ZSocWirtschG. 7, 1). — E. Garnault, Le commerce rochelais au 18e s. 4. partie: Marine et commerce de 1749 au traité de paix de 1763. Paris (XX, 352 p.). — C. Bloch, Le commerce des grains dans la Généralité d'Orléans (1768) Orléans (171 p. et Tableau). — J. Jónsson, Den danske regering og den islandske monopolhandel, nærmest i det 18. århundr. (HistTidskr. 6 R, VI, S. 535–610). — Le commerce et l'industrie à Orléans en l'an XIII (1805) (Bull. mensuel de la chambre de comm. d'Orléans 1898, 1). — E. Degand, Ellezelles; industrie et commerce; crise de 1846 à 48; cinq ans après (AnnCercleArchMons 27). — A. Angot, Notes sur le commerce de Laval aux colonies (La Province du Maine 1898 janv). — F. C. Philippson, Handel und Verkehr im 19. Jh. (Am Ende d. Jh. 7). Berlin (192 S.). — J. Larwood and J. C. Hotten, The history of Signboards from the earliest times. New. ed. London (546 p.).

Geld- und Finanzwesen: H. Schurtz, Grundriss e. Entstehungsgesch. d. Geldes (Beitr. z. Volks- u. Völkerk. 5) Weimar (V, 185 S.) — Th. Reinach, Une crise monétaire à Mylasa (NRHistDroit 22, 1). — G. Billeter, Gesch. d. Zinsfusses im griech.-röm. Altertum bis auf Justinian. Lpz. (XII, 381 S.). — H. Sieveking, Genueser Finanzwesen mit besond. Berücksicht. der Casa Di San Giorgio I. Vom 12 bis 14. Jh. (Volkswirtschaftl. Abhandl. d. bad. Hochschulen I, 3). Freiburg i. B. (XV, 218 S.). — A. Schaube, D. Wechselbriefe König Ludwigs d. Heiligen von seinem ersten Kreuzzuge u. ihre Rolle a. d. Geldmarkte von Genua (JbNatÖkStat. 70, 5/6). — G. Grupp, Die Anfänge der Geldwirtschaft 2 (ZKulturG. V, 3). — J. Cahn, Zur Gesch. der ältesten Banken in Deutschland (BerFrDHochst. 14, 3/4). — E. Castelot, Les bourses financières d'Anvers et de Lyon au 16e s. (Journ.desÉcon.Mars). — A. v. Globočnik, Gesch. Übersicht des österr.) Geld- u. Münzwesens. Wien (53, XLIX S.). — W. Stewart Thorburn, A guide to the history and valuation of the coins of Great Britain and Island from the earliest period to the present time. 3. ed. London (280 p.). — L. Riess, Die Goldausfuhr aus Japan im 16., 17. u. 18. Jh. (ZSocWirtschG. 6, 2/3). — L. Salefranque, Le papier-monnaie dans le département de Lot-et-Garonne de 1791 à 1795 (JournSocStatist. Paris 39, 3). — E. Bahrfeldt, Das Münz- und Geldwesen in Glatz z. Zeit Friedrich Wilhelms III. 1807—1813 (Schlesiens Vorzeit 7, 3). — J. Blau, Ein Capitel v. Gelde (MVGDeutsch.i.Böhm. 37, 2). — G. Ricca-Salerno, Storia delle dottrine finanziarie 2. ed. Palermo. — H. Denis, Atlas monétaire et de l'hist. des prix (AnnInstScieneSoc. 1898, 2).

Besitzverhältnisse, Öffentlicher und privater Haushalt, Preise: Thorstein Veblen, The beginnings of ownership (AmerJournSoc.Nov). — Washburn Hopkins, Land tenure in ancient India (PolitScience Quarterly 13, 4). — E. Castelot, La propriété foncière au m. a. Journal des économistes Oct). — Guill. des Marez, Étude sur la propriété foncière dans les villes du m. a. et special. en Flandre (Recueil

Digitized by Google

d. trav. p. p. l. faculté de philos. Gand) Gand (XXV, 393 p.). — M. Block, Une crise de la propriété rurale en Allemagne et dans d'autres contrées I, 2: le servage et la grande propriété (AcScMoralPolCR 1898, mai). — A. Kölle, Ursprung u. Entwickelung d. Vermögenssteuer in Ulm (WürttVjshfteLandesG.N.F. 7, 1 2). — P. Meyer, Le livre-journal de maître Ugo Teralh, notaire et drapier à Forcalquier (1330—1332) (Notices et Extr. 36). — E. Forestié, Les comptes et mandements des recevreurs et maîtres d'hôtel du vicomte de Fézenzaguet (1365 1372) (BullHistPhil. 1898). — Bertrand de Broussillon, Les Laval, La Faigne et leur livre de raison 1452—1533. (La Province du Maine 1898 août/sept.) — Journal de la dépense faite pendant le mois de décembre 1552 par François de Brézé et son train p. p. A. Héron Rouen (74 p.). — P. Parfouru, Anciens livres de raison de familles bretonnes conservés aux archives d'Ille-et-Vilaine. Saint-Brieux (80 p.). — F. Hüttner, Mitteilungen aus dem Ausgabebuch des Wolfgang von Wildenstein (VerhHVOberpfalz 50). — A. Bachmann, Eine alte Rechnung (MVGDeutschBöhm. 36, 2). — Le livre de raison de Jacques-Quentin Durand, avocat et bourgeois de Rethel au 18e s. p. p. A. Baudon. Rethel (XIII, 104 p.). — A. Schoettl, Aus dem Haushalt einer Königin. Progr. München (21 S.). — A. Vidal, Les comptes de la commune d'Albi en 1369 (BullSocArch duMidi 21). — E. Hack, A. d. ältesten Rechnungsbuche der St. Katharinen-Kirche zu Lübeck (MV LübeckG. 8, 8). — H. Brugmans, Statistiek van den In- en Uitvoer van Amsterdam 1. Oct. 1667—30. Sept. 1668 (BijdrMededHistGenootsch. 19). — L. Chanoine-Davranches, Le Revenu de l'abbaye du Bec à la fin du 18e s. Sotteville-lès-Rouen (15 p.). — A. E., Om folkets hushållning i Bollebygd (Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen 62). — Gaetano Gigli, Delle mercedi nell' antica Grecia (AttiAccadLincei Serie V Vol. 4 Memorie). — J. A. Sillem, Onderzoek naar loonen en prijzen van levensmiddelen in 14e eeuwsche nederlandsche bronnen II. De Cameraarsrekeningen van Deventer (Verslagen en Meded. Akad. Amsterdam Letterkunde 4. Reeks. 2. Deel). — J. C. Tingey, An Assessment of Wages for the County of Norfolk in 1610 (EnglHistRev. 51). — G. Bienaymé, Le coût de la vie à Paris à diverses époques II (JournSocStatParis 39, 11). — A. Vidal, Le prix des choses à Albi en 1368—1369 (Annales du midi janv.). — Ellen A. M'Arthur, Prices at Woodstock in 1604 (EnglHistRev. 52). — R. Nitzsche, Brand in Gera und Preise v. Lebensmitteln vor ungefähr 120 Jahren (MGeschAltGesOsterland. 11, 1).

Versicherungswesen: F. Klang-Egger, Die genet. Entwicklung der Immobiliar-Feuerversicherung in Bayern vom Beginn d. 18. Jh. bis auf die neueste Zeit. München (VIII, 91 S.).

Verkehrswesen, Reisen, Entdeckungen: Die Alpenstrassen im Altertum (AllgZtgB. 123). — C. Jullian, La traversée des Cevennes à l'époque romaine (MémSocAntiquFrance 57). — Antonio Blázquez, Vias romanas españolas (BolSocGeogrMadrid 40, 1/6). — L. Gerbing,

Digitized by Google

Die Strassenzüge von Südwest-Thüringen (MGeogrGesJena 17). — A. Dubois, Autrefois et aujourd'hui. Les moyens de transport et de communication. Bruxelles (115 p.). — Z. Gesch. des Verkehrs in Schleswig-Holstein (ArchPostTel. 25. S. 380/4). — G. Schöttle, Zum Verkehrswesen in Rottenburg a. N. (ReutlGBll. 9, 25/7). — H. Keussen Z. Gesch. unserer alten Verkehrsverhältnisse (AnnHVNiederrh. 66). — Geschäftlicher Briefverkehr d. dtsch. Ordens (APostTel. 25, 648 f.). — Eine kaufmänn. Post zwischen Florenz und Avignon im 14. Jahrh. (ib. 1898). — Douais, Les messageries toulousaines pour Paris, Bordeaux, Lyon et Marseille. Règlements de 1588 à 1629 (Extr. du Bull. hist. et phil.) Paris (25 p.). — C. H. Firth, Thurloe and the Post Office (EnglHistRev. 51). — W. Stieda, Hamburg und Lübeck im Postverkehr mit Mecklenburg am Ende des 17. Jh. (ZVHambG. 10). — Das Postwesen in Braunschweig 3. Fürstl. Braunschw. Küchenpost (Brschw.Mag. 4). — A. Fritsche, Beiträge z. Entwickelung des Postwesens in Nordböhmen (MNordbExcCl. 21, 2). — Ein kaiserliches Edikt zu Gunsten der Strassen und Posten a. d. J. 1772 (APostTel. 25, 55/8). — Moeller, Postersatzfall a. alt. Zeit (ib. S. 760/9). — G. Sautter, Die französische Post am Niederrhein b. z. ihrer Unterordnung unter die General-Postdirektion in Paris 1794—1799 (AnnHVNiederrh. 65). — O. Grosse, D. Beseitigung des Thurn- und Taxisschen Postwesens in Deutschland d. Heinr. Stephan. Minden (IV, 31 S.). — J. H. Daniels, History of British postmarks. London (690 p.). F. Corazzini di Bulciano, Storia della marina militare e commerciale. La marina in Virgilio. Vol. V Appendice: La m. in Aristofane; nei Persiani d' Eschilo, Proposta di correzioni ad un passo di Gellio. Documenti Tomo II p. II. Torino (382 p.). — A. Law, Notes on English mediaeval shipping (EconomRev. 8, 3). — R. J. Cornewall Jones, The British Merchant Service: being a History of the British Mercantile Marine from the earliest Times to the present Day. London (XVI, 406 p.). — Chrn. Eckert, D. Mainzer Schiffergewerbe i. d. letzten 3 Jh. des Kurstaates (Staats- u. SocialwissForsch. 16, 3) Leipzig (IX, 155 S.) (auch z. Th. als Diss.). — G. Hertel, Z. Gesch. d. Schiffahrt a. d. Elbe (GeschBll. Magdeburg 32, 2). — F. S. Williams, Our iron roads, their history, construction and administration. London. — C. H. Grinling, The history of the Great Northern Railway 1845–1895. London (440 p.). — Fleck, Studien z. Gesch. d. preuss. Eisenbahnwesens V (Arch.f.Eisenbahnwesen 1898, 4). — Gesch. der Eisenbahnen der österr.-ungar. Monarchie. Lf. 12—25. Teschen. — J. Banneux, Quelques pages de l'hist. de la télégraphie, électrique à propos du cinquantenaire des télégraphes belges (BulletinSocBelge d'électriciens 14). J. Declève, Le cinquantenaire du télégraphe en Belgique (AnnCercle archMons 27). — Chas. Bright, Submarine telegraphs: their history etc. London (782 pp.). — M. Zamacoïs, Le vélocipède à travers les âges. Paris (72 p.). — F. Ratzel, Reisebeschreibungen (DRsHalbmonatsh. 1897/8, 16). — E. Chavannes, Voyageurs chinois chez les Khitan et les Joutchen II.

Digitized by Google

(Journal asiat. 11, 3). — G. Liebe, Die Wallfahrten d. MA. und ihr Einfluss auf die Kultur (NJbbKlassAltertG.D.Litt. I, S. 149/60). — G. Zannoni, Un viaggio per l'Italia di Lodovico Carbone, umanista (1473) (RendicontiRAccadLincei Ser. V, Vol. 7, 3/4). — A. Ciscato, Antonio Pigafetta, viaggiatore vicentino del sec. XVI. Vicenza (100 p.). — Viaggi di Gian Vincenzo Imperiale con prefazione e note di Anton Giulio Barrili (AttiSocLigurStorPatr. 29, 1). — Ph. Losch, Reisen eines pommerschen Edelmannes durch Hessen vor 300 Jahren (Hessenland 1898, 122/8, 136/9, 151/3). — H. Grössler, Reisen und Erlebnisse d. Sittichenbacher Klosterverwalters Hans Schreck (1550—1582) (MansfBll. 12). — H. Türler, Schützenfahrt d. Berner nach Strassburg 1576 (Festzeitung f. d. Kantonalschützenfest in Bern 1897). — R. Armstedt, Die jülichsche Reise d. Herz. Marie Eleonore v. Preussen 1591/2. 1. Kulturhist. Teil (AltpreussMonatsschr. 35, 3/4). — S. Kiechel, En resa genom Sverige år 1586 (Fören. Heimdals folkskrifter No. 44). Stockholm (33 S.). — Chabert, L'Alpinisme au 16e s. d'après le mémoire sur les alpes de Josias Simler (Bull. acad. Delphin. 10). — A. Zschokke, Zur Gesch. des Bergsteigens (JbSchweizAlpenclub 32. 203 ff.). — Extract aus der relation C. C. Lauterbachii von der Reise des Ober-Landvogts P. Brockhausen von Moscow ab nach Siberien. Mitget. v. A. Buchholtz (SBGesGOstseeprov. 1897). — O. Weber, Eine Kaiserreise nach Böhmen 1723 (MVGDeutschenBöhmen 36, 2). — Manuel de Anguloy Correa, Viajes de estudio por Europa (Francia, Austria, Alemania, Central Prusia, Holanda, Suecia, Noruega é Inglaterra) 1788—95. recog.. colecc. y anot. por Gabriel Puig y Larraz (BolSoc. GeogrMadrid 40, 4/9). — A. joung lady's journey from Dublin to London 1791 (Nineteenth Century 255). — C. v. Holtei's Reise ins Riesengebirge (1818) hrsg. v. H. Nentwig. Warmbrunn (VII, 32 S.) — J. Vissing, Italienska resande i Sverige (Göteb. turistfören. årsskr. 1897, S. 50/68). — J. du Fief, Les découvertes maritimes des Portugais au 15e s. 1 (SocBelgeGéogrBull. 22, 2). — K. Trübenbach, Amerigo Vespucci's Reise nach Brasilien i. d. J. 1501—2. Progr. Realsch. Plauen (58 S.) — H. Conrad, Le voyage d'Anthony Jenkinson dans l'Asie centrale en 1558 (suite et fin) (Union géogr. 19, 1/2). — A. J. Tasman's Journal of his Discovery of Van Diemen's Land and New Zealand in 1642. With engl. Translation by J. E. Heeres. Amsterdam.

Sicherheitswesen: Waldenburger Stadtordnung u. Gebrauch wegen des Fewers. Reformiret Anno 1552 (SchönbGBll. 5, 1). — Secdorff, Viborg Bys Brand 1667 og Brandordningen 1672 (Samml.tilJydskHist. 3. Række 1. Bd. H. 5.). — F. A. Bell, Zur Gesch. d. Feuerlöschwesens, Festgabe. Hermannstadt (111 S.). — A. Bigot, Historique de la compagnie de sapeurs-pompiers de la ville de Laon. Laon (171 p.). — J. Bitsch, Historique des pompiers de Beauvais. Beauvais (31 p.). — J. Malgat, Les anciennes prisons de Venise. Nice (86 p.). — J. G. Schaffroth, Gesch. d. bernischen Gefängniswesens. Bern (V, 347 S.). — Aktenstücke zur Geschichte des bündn. Polizeiwesens (BündnMBl.

Digitized by Google

S. 227, 252). — Phil. Godet, Police secrète à Neuchâtel en 1794. (MuséeNeuchâtel. 1898 No. 4/5). — R. v. Hippel, Beiträge z. Gesch. d. Freiheitsstrafe (ZgesStrafrechtswiss. 18, 4).

Gesundheitswesen, Krankenpflege, Körperpflege: E. Gurlt, Gesch. d. Chirurgie u. ihrer Ausübung. Volkschirurgie — Altertum Mittelalter — Renaissance. 3 Bde. Berlin (XVI, 976, VII, 926, XII, 834 S.). — Millot-Carpentier, Nos ancêtres. Étude hist. abrégée de la médecine. Conférences. Paris (XII, 82 p.). — Cabanès, Curious bypaths of history, being medicohistor. studies and observations. Paris (XXIV, 367 p.). — S. Herrlich, Epidaurus, e. antike Heilstätte. Prgr. Berlin (32 S. 1 T.). — E. Mayser, Ein Kurort im griech. Altertum (15/6. JahresberWürttVHandelsgeogr.). — H. M. Höfler, Über german. Heilkunde (Janus II). — Redlich, Badekur der Herzogin v. Jülich in Ems i. J. 1500 (BeitrGNiederrhein 13). — Gerster, Ärztliche Diätetiker aus d. 16. Jh. (Hygica 12, 1). — L. Zdekauer, Un consulto medico dato a Pio II (BullSenese 5, 1). — Th. v. Liebenau, Besorgnis eines Arztes (AnzSchweizG. 28, 5). — H. Keussen, Ein Rückblick auf die Sanitätsverhältnisse der früh. Zeit (AnnHVNiederrh. 65). — G. Norrie Oculists in ancient times especially in Scandinavia (Janus I, p. 227/42). — Ders., Jordemodervæsenets Udvikling i Danmark (Tidskr. f. Jordemødre 6, 61/66). — W. Scott Tebb, A century of vaccination and what it teaches. London (XII, 448 p.). — J. E. Bonhôte, Le traitement de la rage à Neuchâtel au 18e s. (Mus. Neuchât. 1898, 6). — G. v. Welsenburg, Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart u. d. Anschauungen der Ärzte, Naturforscher und Philosophen darüber. Lpz. (VI, 183 S.). — J. Berendes, Gesch. d. Pharmazie Lf. 1. Lpz. (80 S.). — B. Reber, Schweiz. Beiträge z. Gesch. d. Pharmacie. Basel (50 S.). — C. Perregaux, Le premier pharmacien dans les montagnes neuchâteloises (Musée neuchât. 1898, 2). — M. Winternitz, Folkmedicine in ancient India (Nature 58, S. 233 ff.). — A. Raubach, Über d. Wundtränke in d. mittelalterlichen Chirurgie mit bes. Berücksicht. Mondevilles. Diss. med. Berlin (30 S.). — M. Rosi, Un rimedio contro la peste offerto a Clemente VII (ArchivioSocRomana di Storia Patria 21, 1/2). — Armand Weber, Médecine populaire; Recettes du XVIIe siècle (Wallonia 1898, 3). — Cimbal, D. Kräutermarkt in Neisse. E. Kapitel a. d. Volksmedizin vergang. Zeit (29. Bericht Philomathie Neisse). — C. Pfau, Alte Volksrecepte (MVSächsVolksk. 1898, 5/7). — Blanck und Wilhelmi, Aus der Volksheilkunde Mecklenburgs (AVNaturg. Mecklenb. 50). — E. Dupouy, La prostitution dans l'antiquité, dans ses rapports avec les maladies vénériennes. 4. éd. Paris (336 p.). — E. Seler, Nachrichten über den Aussatz in alten mexikan. Quellen (VerhBerlAnthrGes. 1897, S. 609 ff.). — W. Knoll, Ein Beitrag z. Gesch. d. Lepra. Diss. med. Berlin (30 S.). — L. Stroobant, Un sceau de la léproserie de Gand au 13e s. (BullSocHistGand 1898, 1). — E. Cuguillère, Les lépreux et les léproseries de Toulouse. Toulouse,

Digitized by Google

(XI, 68 p.). — F. Arens, Das Essener Siechenhaus und seine Kapelle (BeitrGEssen 18). — L. J. A. Glanois, Étude historique et critique des épidémies d'origine exotique et en particulier de la peste. Des mesures successivement opposées à leur marche envahissante (Thèse) Paris (93 p.). — G. Nepveu, Lésions historiques de la peste. Marseille (16 p.). — Die Pest in Deutschland 1345–1720 (Zs. f. Socialwiss. I, 11). — E. André, La peste de 1629 dans le Vivarrais (Extr. du Bull. hist. et phil.) Paris (20 p.). — Candelon, Un traité sur la peste de 1629 (BullSocArchMidi de la France 22). — D. Catellacci, Curiosi ricordi del contagio di Firenze nel 1630 (ArchStorItal. 20, 4). — D. De Foe, A journal of the Plague year: or, Memorials of the great pestilence in London in 1665. Rev. edition. Some account of the great fire in London in 1666 by G. Harvey. New ed. London. — O. Hellinghaus, Die letzte Pestepidemie in Münster und ihre Bekämpfung d. Bischof Christoph Bernard v. Galen. Progr. Realg. Münster (16 S.). — Pestdoktor und Pestheimsuchung (Brandenburgia 7, 9). — E. Sachs, Über Seuchen a. d. Lande z. Anf. d. vor. Jh. (Jahresber. GesNatHeilk. Dresden 1896/7.) — G. Ferchl, Hygien. Vorkehrungsmassregeln im 16. u. 17. Jh. (Monatsschr.HVOberbayern 7, 11). — Althess. Sicherheitsmassregeln gegen d. Einschleppung v. Seuchen d. d. Post (ArchPostTel. 25, 544 f.). — C. Beyer, Z. Gesch. d. Hospitäler u. d. Armenwesens in Erfurt (MVGErfurt 19). — G. Cornu, A l'hôpital il y a deux siècles. L'Hôtel-Dieu. Les Compagnons chirurgiens et externes. Paris (56 p.). — L. Lallemand, Quindici anni di riforme ospitaliere (1774—1789) (Rivista d. beneficenza pubbl. 26, 6). — Fr. Hering, Kosmetik nach Heinrich de Mondeville. Diss. med. Berlin (29 S.). — W. Herkner, Kosmetik und Toxicologie nach Wilhelm von Saliceto (13. Jh.) Diss. med. Berlin (30 S.). — A. Wormstall, Badestuben in Münster (ZVaterlGAk 55). — A. Mosso, L'educazione fisica dei Romani e della gioventù Italica (NAntol. 645). — H. Brendicke, Bilder a. d. Gesch. d. Leibesübungen (Universal-Bibl. 3776/7) Leipzig (176 S.). — F. Hammerschmidt, Z. Gesch. d. Leibesübungen i. d. Franke'schen Stiftungen (Festschrift z. 200j. Jubelfeier dargebr. v. d. Realgymn.). — J. F., Zur Geschichte des Turnens in Münster (ZVaterlG. 56). — J. Bel, Gesch. d. Turngemeinde Höchst a. M. 1847–1897. Höchst (26 S.)

Pflanzen und Thiere: G. Dragendorff, Die Heilpflanzen der verschied. Völker und Zeiten. Lf. 1. Stuttg. (160 S.). — H. Reling u. J. Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie u. Volksglauben, in Sitte u. Sage, in Geschichte u. Litteratur. 3. Aufl. Gotha (XVI, 411 S.). — E. Lemcke, Volkstüml. und Kulturgeschichtl. aus der Pflanzenwelt der Mark Brandenburg (Brandenburgia 7,1). — Fr. Branky, Die Rauten, ein kl. Kapitel zur Sittenkunde des deutschen Volkes (Archiv f. Religionswiss. 1, 1). — Graf H. zu Solms-Laubach, Weizen und Tulpe und deren Gesch. Leipz. (IV, 116 S.). — L. Deas, Flower favourites: theirs legend,

Digitized by Google

symbolism and significance. London (238 p.). — E. Roze, Hist. de la pomme de terre. Paris (XII, 468 p.). — Ad. u. Karl Müller, Kultur und Thierleben (WestermMh. Mai). — W. H. Ward, The horse in ancient Babylonia (AmerJourn.ofArch. II, 3/4). — F. K. Devens, Das deutsche Ross i. d. Gesch., in Sitte, Sang und Sage. Lf. 1. Bremen (1—32 S., 4 Taf.). — v. Diebitsch, Das Pferd als Symbol, als Volks- u. Hochzeitszeichen, sowie als Giebelschmuck in Niedersachsen (Hann. GBll 1898, S. 185 f., 193/5, 201/3). — P. de Maesschalck, Le cheval bayard (AnnCercleArchTermonde 7, 1/2). — E. Chester, Hist. et rôle du boeuf dans la civilisation. Paris (186 p. 4 pl.). — Beltz, Bos primigenius im MA. (Globus 73, 7). — Nehring, Über Ur und Wisent nach dem „Tresslerbuche" d. d. Ordens 1399—1409 (Globus 74, 3). — Dahms, Ehemal. Verbreitung, Aussterben u. volkskundl. Beziehungen des Elches in Westpreussen 1. (Globus 74, 14/15). — K. Gander, Aus dem Gebiet der Viehzucht. Beiträge z. Volksk. der Niederlausitz (NiederlausMitt. 5, 1/4). — W. Marshall, Die Gans. E. zool. culturgesch. Betrachtung (VelhKlasingMh. 13, 3). — A. Gmelin, Gesch. d. Bienenzucht (in J. Witzgall, D. Buch v. d. Biene) Stuttgart (S. 1—83).

Nachträge zu früheren Rubriken: A. Marro, L'epoca pubere negli usi e nei costumi dei popoli (Riv. mod. di cultura I, 4). — G. Smith, The origin of morality (NorthAmerRev. Oct.). — W. Schmitz, Privatvelgørenheden i Middelalderen, særlig i Norden (Nordisk Ugeblad f. katholske Kristne 45 årg. 679/774, 786/93, 802/8, 817/23). — Ders., Privatwohlthätigkeit im MA. (Unter besond. Berücksicht. des skandinav. Nordens) I (HistJb. 19, 2). — Ph. Keiper, Die Denkschr. über d. erste Einrichtung der Armenpflege im ehemal. Herzogt. Zweibrücken (BeitrBayerKirchG. 4, 6). — P. v. Radics, Die Wohlthätigkeit in Krain unter d. Herrschern a. d. Hause Habsburg (ÖstUngR. 23, 4). — L. Parturier, L'assistance à Paris sous l'ancien régime et pendant la révolution. Paris (266 p.). — C. L. Paton, The origin of freemasonry: the 1717 theory exploded. Lond. — M. D'Ayala, I Liberi Muratori in Napoli n. secol. 17, 18 (AStorNap. 22. 23, 1). — M. Nardi. Dei Precetti materni al Principe D. Mattias de' Medici Governatore di Siena (1629) (BullSenese 4, 2/3). — Der Wiener Congress. Kulturgeschichte der bildenden Künste und das Kunstgewerbe, Theater, Musik in d. Zeit v. 1800—1825. Wien (VII, 307 S. 46 T.). — J. Heigenmooser, Rechenbuch von Wertema v. Plurs 1593 (ZMünchAltV. 9). — A. Mayer, Die Pflege der geistigen Cultur in Niederösterr. mit Ausnahme von Wien währ. der fünfzigj. Regierung des Kaisers Franz Josef I (BllV LandeskNiederösterr. 32). — H. Rommel, L'oeuvre de Jean Brito, prototypographe brugeois p. Louis Gilliodts-van Severen. Étude analyt. sur l'invention de l'impr. à Bruges. Bruxelles (51 p.). — M. Lecomte, Contributions à l'hist. de l'imprimerie à Provins (LeBibliogr.moderne 1898, 6). — T. de Marinis, L'introduzione della stampa in Aquila (BullSocStorAbruzz. 9, 18). — M. Fava, Sulla introduz. della stampa

Digitized by Google

in Aquila (Riv.d.bibl. 9, 4). — E. Jenks, Law and politics in the middle ages and synoptic table of sources. London (366 p.). — F. Straven, La confrérie des archers sous le nom de Saint-Sébastien à Wilderen près Saint-Trond (Soc. chorale et litt. des Mélophiles de Hasselt 34). — M. Winternitz, Witchkraft in ancient India (New world Sept.). — J. Rogers Rees, The horse element in Celtic myths (Archaeol. Cambrensis Oct.) — P. Redmond, Irish Folk-Lore (Folk-Lore X, S. 116). — Florence Peacock, Holy week and easter costums (DublinReview Juli). — Eine Polizeiverordn. aus d. J. 1558 (SchönbGBll 4, 4).

Das Jahr 1899.

Allgemeine Darstellungen. Allgemeines: Weltgeschichte hrsg. v. H. F. Helmolt. Bd. I. (Allgemeines. Die Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ocean. Von H. F. Helmolt, J. Kohler, F. Ratzel, J. Ranke, K. Haebler, E. Graf Wilczek und K. Weule). Leipz. (X, 630 S. 24 Kart., 26 Tafeln und 125 Beilagen); Bd. 3, 1. Hälfte (Das alte Westasien von H. Winkler; Westasien i. Zeichen des Islams von H. Schurtz) ib. (388 S.). Bd. 4. (Die Randländer des Mittelmeeres von E. Graf Wilczek, H. F. Helmolt u. s. w.) ib. (X, 574 S.). — C. Zibrt, Literatura kulturne-histor. a ethnograficka 1897—1898 (aus Česky Lid) Prag (92, XXXI S.). — K. Lory, Kulturgeschichte (Umschau 18 9). — A. Fischer-Colbrie, Das Problem der Kultur (Katholik April). — P. Barth, Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit (VjsschrWissPhil. 23, S. 75 116). — A. Vierkandt, Bemerkungen z. Frage etc. (ib. S. 455 90). — O. T. Mason, Similiarities in culture (AmAnthropologist 8, S. 101 ff.). — F. Ratzel, Anthropogeographie I. Grundz. d. Anwend. d. Erdkunde a. d. Gesch. 2. Aufl. Stuttg. (XVIII, 604 S.). — K. Kretschmer, Die Bezieh. zwischen Geographie und Geschichte (GeogrZs. 5, 12). — E. Villey, De l'influence du milieu sur le développement de l'homme (RÉconPolit. 13, 1). — W. Köppen, Klima und Kultur (CorrBlGesAnthrop. 29, 8). — Die älteste Civilisation der Erde (Umschau 2, 28). — E. Soldi-Colbert de Beaulieu, Les origines de l'homme et de la civilisation. La langue sacrée, le temple et la fleur etc. etc. Paris X (V, 304 p.). — Brooks Adams, La loi de la civilisation et de la décadence (essai histor.). Trad. p. A. Dietrich. Paris (X, 437 p.) — W. W. Hardwicke, The evolution of man: his religious systems and social customs. Lond. (316 p.). — G. Bang, Europeisk Kulturhistoria i korta drag Öfv. H. H. 8—16 Sthlm. 1898. — Ders., Illustreret

Digitized by Google

Kulturhistorie H. 1–4 Kbhvn. 1898. — W. J. Ripley, The origin of European culture (PopulScience monthly 55, 1). — G. Hirth, Kulturgesch. Bilderbuch. 2. Aufl. Lf. 51—65. München. — Le dix-huitième siècle. Les moeurs; les arts; les idées. Récits et témoign. contemporains. Paris (447 p.). — 100 Jahre in Wort und Bild. Eine Kulturgesch. d. 19. Jh. hrsg. v. S. Stefan. Berlin (XXXII, 768 S.). — H. Kraemer, D. 19. Jh. in Wort u. Bild. Politische u. Kulturgesch. 2. Bd. Berlin (VIII, 488 S.). — J. Schwendimann, Der Pulsschlag der Neuzeit. Eine kulturhist., socialethische Charakteristik. Luzern (VIII, 219 S.). — R. Muther, Der Zusammenhang von Kultur und Kunst im 19. Jh. (Umschau 3, 13). — K. Lamprecht, Wandlungen i. d. Auffassung der Aufgaben d. Geschichtswissensch. (Zs. f. Socialwissensch. II, 2). — Ders., Die kulturhistor. Methode. Berlin (45 S.). — H. Rickert, Kulturwissenschaft u. Naturwissensch. Ein Vortrag. Freiburg i. B. (71 S.). — A. D. Xénopol, Les principes fondamentaux de l'hist. Paris (VI, 352 p.). K. Biedermann, D. Geschichtsunterricht auf Schulen nach kulturgesch. Methode. 2. Aufl. Wiesbaden (V, 37 S.). — R. Goette, Die Kulturgesch. d. MA. im Unterricht. Prgr. Spremberg (18 S.). — E. Bernheim, Geschichtsunterricht und Geschichtswiss. im Verh. zur kultur- u. socialgesch. Bewegung unseres Jh. (Pädag. Zeit- u. Streitfragen 56). Wiesbaden (56 S.) — H. Simonsfeld, W. H. Riehl als Kulturhistoriker. Festrede. München (62 S.) — H. Gelzer, Jakob Burckhardt als Mensch u. Lehrer (Zs.f.Kulturg. 7, 1/2.)

Sammelwerke: W. H. Riehl, Kulturgesch. Charakterköpfe. Aus der Erinn. gez. 3. Aufl. Stuttgart (VII, 391 S.) — R. Eckart, Brauch und Sitte. Gesammelte kulturhist. Skizzen und Miscellen. Oldenburg (III, 80 S.)

Einzelne Völkergruppen und Völker. Asien: F. Hirth, Über chines. Kulturgesch. (CorrBlDGesAnthrop. 30, 4). — J. Korostovets, Die Chinesen u. ihre Civilisation (Russ.) St. Petersburg 1898. — S. W. Williams, The Middle Kingdom. A survey of the geogr., government, literat., social life, arts and history of the Chinese empire and its inhabitants. Revis. ed. 2 vols. London. — A. Hillebrandt, Alt-Indien. Kulturgeschichtl. Skizzen. Breslau (V, 195 S.) — Jos. Dahlmann, Mahābhārata-Studien. Abhandlungen z. altind. Litteratur u. Kulturk. I Genesis des M. Berlin (XXXIV, 290 S.) — L. v. Schroeder, Indiens geistige Bedeutung f. Europa (AllgZtgB. 151). — B. H. Baden-Powell, The origin and growth of Village Communities in India. London (164 p.) — Fr. Xav. Ern. Fernandes, Memoria histor.-econ. das alfandegas do estado da India portugueza (BoletimSocGeogrLisboa 16, 10). — F. Kaulen, Assyrien u. Babylonien nach d. neuesten Entdeckung. 5. Aufl. Freiburg i. B. (XIV, 318 S.). — F. Delitzsch, Handel, Recht und Sitte im alten Babylonien (Velhagen u. Klasings Monatshefte 13, 7). — G. Rauch, Aus den Ergebnissen d. oriental. Geschichtsforschung. Die Assyrer. 2. Heft: Die assyr. Kultur. Progr. Brünn

Digitized by Google

(S. 67—99). V. Bérard, Les Phéniciens et les poèmes homériques I (RevHistRel. 39, 2/3). — A. Thoma, Ein Ritt ins gelobte Land. Land u. Leute in Palästina vor 3000 J. 2. Aufl. Berlin (VI, 166 S.). — Ameer Syed Ali, A short history of the Saracens: being a concise account of the rise and decline of the Sarac. Power and the econ., social and intellect. development of the Arab Nation. London (662 p.).

Ägypten, Carthago: Zaboronski, Origines africaines de la civilis. de l'ancienne Égypte (Revue scientif. XI, 289 ff.). — E. Kornemann, Ägypt. Einflüsse im röm. Kaiserreich (NJbb.f.d.KlassAlt. III IV, 2). — Ph. Berger, Les fouilles de Carthage (R. d. d. mondes 1. juin). — P. Faure-Biguet, Notices sur l'Afrique romaine (BullAcadDelphin. 10). A. Schulten, Das römische Afrika. Leipz. (VI, 116 S., 5 Taf.).

Griechenland und Rom: Giuditta Comani-Mariani, Storia antica con speciale riguardo ai costumi, alla coltura ed alle condizioni civili. Vol. II. Stor. Romana. Firenze. — Dictionnaire des antiquités grecques et romaines s. l. direct. de Ch. Daremberg et E. Saglio. 26e fasc. (Int.-Jur.) Paris (p. 569 à 728). Pauly's Real-Encyclop. d. klass. Altertumswiss. Neue Bearb. Lf. 40/3. Stuttg. — M. Ohnefalsch-Richter, Neues über die auf Cypern angestellten Ausgrabungen (Verh. BerlAnthrGes. 1899). — F. Fr. Hiller v. Gaertringen u. A., Thera. Untersuchungen, Vermess. u. Ausgrab. 1895–1898 I: Die Insel Thera im Altertum und Gegenwart mit Ausschl. der Nekropolen (XV, 404 S. 12 Karten i. Mappe). — A. Eleutheropulos, Wirtschaft u. Philosophie oder die Philosophie u. d. Lebensauffassung der jeweils besteh. Gesellsch. I. Abt. Die Philosophie u. d. Lebensauffassung des Griechentums auf Grund d. gesellsch. Zustände. 2. Aufl. Berlin (XIV, 382 S.). — L. Friedländer, Griechenl. u. d. Römer (DRs. 25, 11). — K. Dieterich, D. kulturgesch. Stellung der heutigen Griechen (Grenzboten No. 30). — Giov. Pinza, Le civiltà primitive del Lazio (fine) (BullCommisArch. Comunale 26, 3/4). — M. Ihm, Röm. Kulturbilder (Kennst du das Land? 13) Leipz. (VII, 168 S.). — G. Arnaud, La Vie privée des Romains décrite par les auteurs latins. 2. éd. Marseille (423 p.). — E. Thomas, Roman Life under the Caesars. London (406 p.). — S. Dill, Roman Society in the last century of the Western Empire. 2. ed. London (488 p.). — K. Hoffmeister, Die wirtschaftl. Entwickl. Roms. E. socialpolit. Studie. Wien (III, 96 S.). — E. Schneller, Ein neuer Römerort unfern des Chiemsees (AltbayerMonatsschr. 1, 4/5). — G. Wanner, Die röm. Altertümer d. Kantons Schaffhausen. Progr. Schaffhausen (72 S. 2 Taf.) — F. Huybrigts, Antiquités romaines à Tongres (BullSocScientLittLimbourg 17). J. Garstang, Roman Ribchester in Lancashire (AntiquaryN.S. No. 111).

Kelten: H. Driesmans, Das Keltentum i. d. europäischen Blutmisch. E. Kulturgesch. d. Rasseninstinkte. Leipz. (VIII, 245 S.).

Deutschland: J. Kutzen, Das deutsche Land in seinen charakt. Zügen u. seinen Beziehungen z. Gesch. u. Leben d. Menschen. 4. Aufl. Breslau (602 S.). — W. H. Riehl, Die Naturgesch. d. Volkes. 1. Bd.

Land u. Leute. 10. Aufl. Stuttg. (XIV, 398 S.). — F. G. Schultheiss, Deutsch. Volksschlag in Vergangenh. u. Gegenwart. Münch. (39 S.). — The fatherland; or the significance of Germany for civilisation (The Open Court 13, 10). — G. M. Küffner, Die Deutschen im Sprichwort. Ein Beitr. z. Kulturgesch. Heidelberg (IV, 93 S.). — Monographien z. deutschen Kulturgesch. hrsg. v. G. Steinhausen (1): G. Liebe, Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Leipz. (157 S.). 2: G. Steinhausen, Der Kaufmann in der d. Verg. ib. (131 S.). — A. Hedinger, Die Urheimat der Germanen (Neue Jbb. f. d. klass. Altert. II, Bd. 3/4, 8). — F. Stein, Die Stammsage der Germanen u. die älteste Gesch. der deutschen Stämme. Erlangen (VIII, 81 S.). — F. Kauffmann, Zur deutschen Altertumskunde aus Anlass des sog. Opus inperfectum (ZDPhil. 31, 4). — F. Görres, Miscellen z. späteren spanisch-westgot. Kirchen- und Kulturgesch. (ZsWissTheol. 42, 3). — J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 4. Ausg. bes. d. A. Heusler u. R. Hübner. 2 Bde. Leipz. (XXXIII, 675, 723 S.). — J. Dieffenbacher, Deutsches Leben im 12. Jh. Kulturhistor. Erläuterung. zum Nibelungenliede u. z. Kudrun (Samml.Göschen 93) Leipzig (177 S.). — Müller, Charakteristik des höfischen Lebens z. Z. seiner Blüte mit bes. Berücksicht. d. einschläg. Stellen aus Gottfried v. Strassburg. Prgr. Weilburg (22 S.). — E. Michael, Gesch. d. d. Volkes vom 13. Jh. bis zum Ausg. d. MA. II (Kulturzustände d. d. Volkes währ. d. 13. Jh. II) Freiburg i B. (XXXI, 450 S.). — La civilisation allemande fondée par la France au m. a. (Revue britannique 1899. Janv.). — F. Keutgen, Urkunden z. städt. Verfassungsgesch. (Ausgew.Urk.z.deutsch.Verf.Gesch. I) Berlin (XXXVII, 224 S.). — M. Foltz, Beiträge zur Gesch. d. Patriziats in den deutsch. Städten vor dem Ausbruch d. Zunftkämpfe. Marburg (92 S.). — K. Kaser, Polit. u. sociale Bewegungen im deutsch. Bürgertum zu Beginn des 16. Jh. mit bes. Rücksicht a. d. Speyrer Aufstand i. J. 1512. Stuttg. (VIII, 271 S.). — G. Kawerau, Der Einfluss der Reformation auf d. religiöse und sittliche Leben in Deutschland. Lpz. (18 S.). — W. Uhde, Am Grabe der Mediceer. Florentiner Briefe üb. deutsche Kultur. Dresden (150 S.). — K. Francke, Glimpses of modern german culture. New-York (233 S.). — A. Pfister, Das deutsche Vaterland im 19. Jh. Eine Darstell. d. kulturg. u. polit. Entwickel. f. d. d. Volk geschr. Stuttg. (XI, 728 S.). — A. Böhtlingk, Carl Friedr. Nebenius, d. deutsche Zollverein, d. Karlsruher Polytechn. u. d. erste Staatsbahn in Deutschland. Karlsr. (119 S.). — D. Learned, Bismarck's Service to German Culture (PublUnivPennsylvUnivBull. 3, 2). — R. Armstedt, Gesch. d. Haupt- u. Resid.-Stadt Königsb. i. Pr. (Deutsch. Land u. Leben II, 2) Stuttg. (XII, 354 S. 2 Pl. 2 Taf.). — G. Sommerfeldt, Rominten vor 100 J. Ein kulturgesch. Beitrag. (GoldaperZtg. No. 264/7). — Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes (ZGErmland 12, 3). — H. Maercker, Gesch. d. ländl. Ortschaften u. d. drei kleineren Städte des Kreises Thorn i. s. früheren Ausdehnung (Schrift.d.westpreussGesch. Ver.) Lief. 1. Danzig. — A. Warschauer u. Erich Schmidt, Reklame-

Digitized by Google

blätter z. Heranzieh. deutscher Kolonisten im 17. u. 18. Jh. (ZHistGPosen 13, 1/2). — Schlesien i. J. 1797. Bericht des Ministers Grafen Hoym mitget. v. C. Grünhagen (ZVGSchles. 33). — J. Jungnitz, Beiträge z. m. a.lichen Statistik des Bistums Breslau (ib.). — H. Wendt, Die Breslauer Stadt- u. Hospital-Landgüter I. Amt Ransern (Mitt. a. d. Stadtarchiv Breslau 4.). Breslau (III, 276 S. 2 Kart.). — M. Beerel, Eine kleine schles. Stadt vor 60 bis 70 J. (Nord u. Süd. Oct.). — R. Cochius, Aus dem Urbarium von Schiedlo Kr. Guben (Niederlaus. Mitt. 6, 1). — Metzel, Der Berliner Volkscharakter (MVGBerlin 1899, 10). F. Holtze, Chronist. Aufzeichn. eines Berliners von 1704 bis 1758 (SchrVGBerlin 36). — Metzel, Ein Sonntagsspaziergang in Berlin vor neunzig Jahren (MVGBerlin 1899, 4). — O. F. Gruppe, Berlin vor 70 Jahren (VossZtg. 1898 S. B. No. 17). — P. Schmidt, Salzbrunn (Brandenburgia 7, 9). — R. Hanncke, Pomm. Geschichtsbilder. Stettin (XI, 223 S.). — R. S. Schultze, Gesch. d. Stiftungen städtischen Patronates zu Greifswald. Greifswald (XVII, 248 S.). — K. Koppmann, Die Gebäude des Rathauses u. d. Räumlichkeiten d. Ratsweinkellers (Beitr.G.Rostock II, 4). — Ders., Die Kollegien-Gebäude d. Universität u. d. Rathäuser d. Alt- u. Neustadt (ib.). — Hanserecesse 3. Abt. (1477–1530). Bearb. v. D. Schäfer. Bd. 6. Leipz. (XVI, 863 S.). — Ellen C. Semple, The development of the Hanse Towns in relation to their geographical Environment (BullAmerGeogrSoc. 31, 3). — C. Mollwo, Über d. Beziehungen d. geogr. Lage Lübecks u. d. südl. Ostseeküsten zu deren Entwicklung i. d. Gesch. (MGeogrGesLübeck II, 12/13). — Die Chroniken d. niedersächs. Städte. Lübeck. Bd. 2 (Die Chron. d. d. Städte Bd. 26) Leipz. (XXV, 495 S.). — Urkundenbuch d. Stadt Lübeck 10 Tl. 1461—1465. Lübeck (VII, 745 S.). — C. Wehrmann, Die Mauern u. Thore Lübecks (ZVLübeckG. 8, 1). — H. Luppe, Das Kieler Varbuch (1465—1546) (MGesKielStadtg. 17) Kiel (VI, 132 S.). — Chr. Kock, Schwansen. Hist. u. topogr. beschrieb. Kiel 1898 (269 S.). — D. Detlefsen, Gesch. d. Kirchspiels Neuenkirchen a. d. Stör (ZGesSchleswHolstLauenbG. 28). — G. Schiefler, Hamburg. Kulturaufgaben. Hamb. (VIII, 94 S.). — C. H. F. Walther, Vom Rödingsmarkte u. seinem Namen. Nebst e. Anhang v. Schnellen Markte (Festschr.f.d.Vers.d.Hans.GeschV. 1899). — G. H. Sieveking, Die Horner Höfe u. d. ältesten Flurkarten v. Ham u. Horn (ZVHambG. 10, 3). — W. v. Bippen, Gesch. d. Stadt Bremen 6. Lf. Bremen. — E. Dünzelmann, Aus Bremens Zopfzeit. Stillleben i. e. Reichs- und Hansestadt. Bremen (VIII, 203 S.). — C. Borchling, Emden als Hansestadt (JbGesBildKunst Emden 13). — Mushacke, Krefeld im Fridericianischen Zeitalter unter besond. Berücks. der Seidenindustrie. Vortr. Krefeld (23 S.). — F. W. Strauss, Beiträge z. Gesch. d. Stadt M.-Gladbach u. d. Jülicher Landes. N. F. M.-Gladbach (VI, 120 S.). — K. R. Kötzschke, Studien zur Verwaltungsgesch. der Grossgrundherrschaft Werden a. Ruhr. Habil. Schr. Lpz. (52 S.). — F. Jorde, Bilder a. dem alten Elberfeld. Elberfeld (IV, 260 S.). — J. Gürtler, Die Prospekte

Digitized by Google

und Pläne der Stadt Köln (Aus d. rhein. Gesch. No. 32) Bonn (26 S). — Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten a. d. 16. Jh. 4. Bd., bearb. v. H. Lau (Publ.d.Ges.f.RheinGK. XVI, 4) Bonn (XXII, 323 S.). — R. Avis, Sitten u. Bräuche i. d. preuss. Wallonie (D.Eifelland I, 5). — H. Niessen, Gesch. d. Kreises Merzig. Merzig (VIII, 280 S). — H. Boos, Gesch. d. rhein. Städtekultur 3. Bd. 1. u. 2. Ausg. Berl. (IX, 483 S.). — B. Schädel, Über den Namen u. d. Rad der Stadt Mainz. Mainz (39 S. 1 Taf.). — F. Herrmann, Mitteil. z. Gesch. d. Stadt Schotten I (MOberhessGV. N. F. 8). — Ed. Otto, Geschichtl. Kleinigkeiten aus Babenhausen (QuartalblHVHessen I, 20). — Vogeler, Alte Soester Ratsverordnung a. d. 14. Jh. (ZVGSoest 15). — W. Richter, Gesch. d. Stadt Paderborn I. Paderborn (XXIII, 192, CLXIV S.). — A. Hübinger, Die Verfass. d. Stadt Paderborn im MA. Münster (IV, 210 S.) [zum Teil Diss. (83 S.)]. — R. Doebner, Statuten der Stadt Münden v. J. 1467 (ZHVNiedersachs. 1899). — Pfanneberg, Göttinger Bürgerleben i. 14. u. 15. Jh. (ProtokolleVGGötting. II, 1). — O. Ellissen, Über die Hauptepochen der Gesch. Einbecks (HansGBll. 1898). — Urkundenbuch d. Stadt Hildesheim T. 7 1451—1480. Hildesheim (III, 848 S. 18 Taf.). — Th. Warneke, Beiträge zur Gesch. der Stadt Münder. Osnabrück (100 S.) — Mitteilungen des Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde des Hasegaues. 8. Heft. Lingen (60 S.). — Prinz Carl Radziwill, Entwickelung des Fürstl. zu Stolbergischen Grundbesitzes seit dem 14. Jh. Diss. Halle (64 S.). — Ew. Kühne, Gesch. d. Dorfes Mehringen. Dessau (IV, 284 S.). — Die Chron. der niedersächs. Städte Magdeburg Bd. 2 (Chron. d. d. Städte 27). Lpz. (XX, 276 S.). — G. Lorenz, Beschreib.d. Stadt Halle i. 16. Jh. (MVErdk. Halle 1899). Dieckmann, Unsere Heimat, Dorf Audenhain und Umgegend z. Zeit d. schles. Kriege (Das Land 6, 14). — Ders., Weidenhain im 16. Jh. Eine ortsgesch. Studie (NMittGebHistAntForsch. 20, 1/2). — K. Grosse, Gesch. d. St, Leipzig. Bd. 2. Leipzig. (VI, 829 S.) K. Hassert, Die geographische Lage u. Entwickel. Leipzigs (MVErdkunde Leipzig 1898). — F. E. Kröber, Beitr. z. Gesch. der Stadt Penig II (SchönbGBll. 5, 2). — Stecher, Gesch. d. Stadt Hohenstein II (ib.) — A. Bär, Beitr. z. Gesch. d. Herrsch. Wiesenburg u. d. Stadt Kirchberg i. sächs. Erzgebirge. Kirchberg (IV, 475 S.). H. Knothe, Die im Weichbild Zittau gelegenen Güter der einstigen Herrschaft Seidenberg-Friedland u. ihre ältesten Besitzer (NLausitzMag. 75, 1). — H. Ermisch, Die Zwickauer Stadtbücher u. eine Zwickauer Schulordnung d. 15. Jh. (NASächsG. 20, 1/2). — E. Eichhorn, Die Grafsch. Camburg (IV) (SchrVSachsMeinG. 34). — P. Dietze, Geschichte des Klosters u. d. Parochie Petersberg (MGeschVEisenberg 14). — Gesch. d. Stadt Kahla I. Urkunden z. Gesch. d. St. Kahla bearb. von H. Bergner. Kahla (II, 222 S. 1 Taf.). — K. Kahle, Aus Eisenachs guten u. bösen Tagen 1811—20. 2. Heft (Beitr. z. Geschichte Eisenachs IX). Eisen. (136 S.). — H. Hess, Geschichte des Dorfes Oberhof, zugl. ein Beitrag zum Geleitswesen (Aus der Heimat (Gotha) 2, 4). —

Digitized by Google

Volstendiges Seelenregister der Gemeinde zu Ingersleben, mit beigefügtem alter, nahmen, profect im Christenthum etc. hrsg. v. H. Schmidt (ib.). — Koch, Ein Dorfbericht von 1589 (Trüchtelborn) (ib. 2, 3). — L. Gerbing, Das Dorf Wahlwinkel i. s. inneren Entwickelung. Ein Beitr. z. Thür. Volksk. (Forts. u. Schl.) (ib. 3, 1/2). — Stemmler, Inhalts-Verzeichn. d. alten Ohrdrufer Stadtbuches (ib. 2, 1). — A. Zeiss, Gräfenroda, Dörrberg, Lütsche (ib. I, 3, II, 1). — G. Jänner, Nachklänge a. d. Hörselthal (ib.). — Baethke, Aus Gräfenhains Kirchenbuch (ib.). — F. Brumme, Das Dorf u. Kirchspiel Friedrichswerth (ehem. Erffa gen.) im Herzogt. Sachs.-Gotha. E. thür. Ortschronik. Gotha (XII, 393 S.). — R. Dobenecker, Aus d. Vergangenheit von Stadt und Pflege Ronneburg. Ronn. (IV, 136 S.). — Heubach, Der Main in der Wirtschaftsgesch. Frankens (AllgZtgB. 179). — P. Albert, Neue Weistümer des Gotteshauses und der Gotteshausleute v. Amorbach (Alemannia 27, 1/2). — Ders., Steinbach bei Mudau. Gesch. e. fränk. Dorfes. Freiburg i. B. (X, 181 S.) — A. Köberlin, Ein Bamberger Echtbuch (liber proscriptorum) von 1414–1444 (59 Ber.H.V.Bamberg). — J. C. Schmitt, Wie alt ist Würzburg? (AHVUnterfranken 40). — Alfr. Bauch, Über d. ältesten Totengeläutbücher von St. Sebald und St. Lorenz i. Nürnberg (ArchivZs. 8). — J. Breitenbach, Die Häuser Neuburgs im 18. Jh. (NeubCollBl. 62). — L. Werner, Gesch. d. Stadt Augsburg. Augsb. (VII, 428 S.) — Thadd. Ruess, Augsburg vor 100 J. Augsburg (51 S.). — F. Mittermaier, Die vorgesch. u. d. historische Inzkofen (BeitrAnthrUrgBayerns 13, 1/3). — E. Heindl, Das Pfarrdorf Erling bei Andechs in s. Vergangenheit u. Gegenw. München (VIII, 106 S.) — v. Reinhardstöttner, Bayern u. seine Hauptstadt im Lichte v. Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen (ForschG. Bayern 7, 1). — E. Oberhummer, Über die Entwickelung u. die Aufgaben der bayer. Landeskunde (AltbayerMonatsschr. 1, 1). — Fundberichte aus Schwaben, umfassend die vorgeschichtl., röm. u. meroving. Altertümer, hrsg. von G. Sixt. 6. Jahrg. Stuttg. (74 S. 2 Taf. 1 Pl.). — J. Hartmann, Württemberg i. J. 1800 (WürttembNeujahrsbll. N. F. 5) Stuttg. (100 S.). — Urkundenbuch der Stadt Esslingen I. Bearb. v. A. Diehl u. Mitwirk. von K. H. S. Pfaff (WürttGeschQuell. IV) Stuttgart (LV, 736 S.). — Th. Schön, Aus Neckarhausens Vergangenheit (MVGHohenzollern 31). — O. Leiner, Die Mitglieder des Konstanzer Rates v. 1550 bis 1800 (SchrVGBodensee 27). — Sillib, Englischer Reisebericht über Heidelberg 1617 (NAGHeidelberg 3, 3/4). — K. Hauck, Gesch. der Stadt Mannheim zur Zeit ihres Überganges an Baden (Forsch. z. Geschichte Mannheims II) Leipzig (IX, 145 S.). — A. v. Rüpplin, Zur Gesch. des Ortes und der Pfarrei Ludwigshafen a. B. (FreibDiöcArch. 27). — E. Bilfinger, Das Holzland vor 300 Jahren und jetzt. Kaiserslautern (72 S.). — R. Reuss, L'Alsace au 17e s. au point de vue géogr., hist., administr., économ., social, intellectuel et relig. T. 2. (Bibl. de l'école des hautes études 120) Paris (XII, 638 p.). — K. Th. Eheberg, Verfass.-, Verw.- u. Wirtschaftsgesch. d. Stadt Strassburg bis 1681. Bd. I.

Urk. u. Akten. Strassburg (XVI, 771 S.). — Ch. Nerlinger, La vie à Strasbourg au commenc. du 17e s. (Rev. d'Alsace 48). — R. Forrer, Der Odilienberg, seine vorgesch. Denkmäler u. mittelalterl. Baureste, s. Gesch. und Legenden. Strassburg (VI, 90 S.). — B. Stehle, Der Totentanz von Kienzheim im Ober-Elsass (JbGElsassLothr. 15). — J. Lemeyer, Der Magistrat (Bürgermeister u. Rat) zu Breisach i. d. vergang. Jhh. (Schau-ins-Land 25). — J. B. Keune, Zur Gesch. v. Metz in röm. Zeit (JbGesLothrG. X). — Geschichtsblätter d. deutsch. Hugenottenvereins 8. Zehnt. 1.–6. Heft. Magdeburg. Enschédé et Weiss, Réfugiés huguenots à Offenbach, près Francfort s/M. et verriers français à Kœnigstein 1698—99 (SocHistProtestFrançBull. 15 févr).

Österreich-Ungarn: F. Tadra, Kulturni Styky Čech s Cizinou až do Válek Husitskych (Spisův poctěných jubil. cenou kral. České Společn. Náuk VIII) VPraze 1897 (XVI, 436 S.). — A. Werhold, Z. wirtschaftl. u. staatsrechtl. Entwickl. d. Egerlandes (MVGDeutsch.i. Böhmen 37, 1). — R. Knott, Ein Bericht üb. Prag u. s. Bewohner a. d. J. 1531 (ib. 38, 2). — V. Schmidt, D. Rosenberger Dominium und dessen Umgebung 1457—1460 (ib. 37, 3). — A. Teichl, Gesch. der Herrschaft Gratzen unter Zugrundelegung des Urbars v. J. 1553. Gratzen (475 S. 1 Karte). — A. Paudler, Das Reichner Grundbuch (MNordb. ExcCl. 22, 2). — A. Herglotz, Beiträge zur Bleiswedler Ortsg. (ib. 22,4). — M. Grolig, Ein Stücklein Dorfgesch. (ZVGMähren 2, 261/6). — Topographie von Niederösterreich red. v. A. Starzer V, 5/6. Wien 1898. — M. Vancsa, Die Grundbücher der Tirna- oder St. Morandus-Kapelle zu St. Stephan in Wien (BllVLandeskNiederöst. 32). — F. Krakowizer, Gesch. d. Stadt Gmunden in Ober-Österreich. 2. Bd. Gmunden (VI, 567 S. 12 Taf.). — J. v. Zahn, Steirische Miscellen. Zur Orts- und Culturgeschichte der Steiermark. Graz (IV, 447 S.). — P. Puntschart, Herzogseinsetzung u. Huldigung i. Kärnten. Ein verfassungs- und kulturgesch. Beitrag. Leipz. (XII, 304 S.). — Eine Beschreibung Siebenbürgens a. d. 16. Jh. (CorrBlVSiebenbLK. 22, 1 u. 8). — H. Herbert, Die Bewohner des Hermannstädter Stuhls i. J. 1691 (ib. 22, 4/8). — Smičiklas, Kultus u. Kulturanfänge d. Kroaten (Die Donauländer I, 3). — Spicer, Kroat. Kultur (ib. I, 2). — H. Jantzen, Zur Volkskunde und Kulturgesch. d. Donauländer (AllgZtgB. 159/60).

Schweiz: Die Schweiz im 19. Jh. Lf. 10–18. Bern. — G. Tobler, Die Berner Chronik des Diebold Schilling (1468—1484) Bd. I. Bern (408 S.). — Urkundenbuch der Stadt Basel 4. Bd. bearb. d. R. Wackernagel. Basel (VI, 492 S.), 7. Bd. bearb. v. J. Haller ib. (577 S.). — J. Heierli, Die archäol. Karte des Kantons Aargau nebst allgem. Erläuterungen und Fundregister (Argovia 27). — A. Nüsch u. H. Bruppacher, Das alte Zollikon. Kulturhist. Bild e. zürich. Landgemeinde v. d. ältest. Zeiten b. z. Neuzeit. Zürich (XIV, 613 S. 1 Karte). — J. Dierauer, Die Stadt St. Gallen im J. 1798. St. Gallen (2 Taf. 68 S.). — C. Pestalozzi, Die St. Magnus-Kirche in St. Gallen während 1000 Jahren 898—1898. Ein Beitr. zur St. Gall.

Digitized by Google

Kirchen- u. Kulturgesch. St. Gallen (XII, 188 S.). — Nidwalden vor 100 Jahren. Stans (VII, 167 S. 1 Taf.). — H. Muoth, Zwei sogen. Ämterbücher des Bistums Chur aus d. Anf. d. 15. Jh. (27 JahresberHist. AntGes. Graubünden).

England: S. N. Patten, The development of English Thought: a study of the economic interpretation of history. London (442 p.). — A. Ballard, The english boroughs in the Reign of John (EnglHistRev. 53). — G. M. Trevelyan, England in the age of Wycliffe. London (394 p.). — G. H. Pike, Ol. Cromwell and his times. Social, relig. and polit. life in the 17th cent. London (294 p.). — John Ashton, Social England under the Regency. New ed. Lond. (XVI, 431 p.). — P. Hensel, Engl. sociale Zustände z. Anf. d. 18. Jh. (NHeidelb. Jbb. 9,1) Historic Byways and Highways of Old England. Ed. by W. Andrews. London (270 p.). — Justin Mc. Carthy, The story of the people of England in the 19th century I 1800—1835. New-York (289 p.). — R. Munro, Pre-historic Scotland and its Place in European Civilisation. London (522 p.). — H. G. Graham, The social life of Scotland in the 18th century. 2 vols. London. — D. Pasquet, Le développement de Londres II (Ann. de géogr. No. 37). — J. J. Baddeley, The Guildhall of the City of London, together with a short account of its Historic Associations and the municipal work carried on therein. 2. ed. Lond. (206 p.). — The Story of London. Lond. (256 p.). — H. Barton Baker, Stories of the Streets of London. Lond. (444 p.). — J. J. Sexby, The Municipal Parks, Gardens a. open Spaces of London: their History and Associations Lond. (666 p.). — Reliques of Old London Suburbs North of the Thames. Drawn in Lithogr. by T. R. Way. With an Introduction and Descriptions by H. B. Wheatley. Lond. (124 p. and Plates). — W. K. R. Bedford, Outcomes of Old Oxford. Lond. (250 p.). — Selections from the municipal chronicles of the borough of Abingdon from A. D. 1555 to A. D 1897. Ed. by Bromley Challenor. Abingdon (VII, 397, LIX, XXVI p.). — Beddoe, On the mediæval population of Bristol (JournAnthropSoc. N. S. II. 1,2). — Winchester Long Rolls 1653—1721. Transcribed and ed. with an historical introduction on the developm. of Long Roll by Clifford Wyndham Holgate. Winchester (XCII, 208 p.). — F. Harrison, Annals of an Old Manor House, Sutton Place, Guildford. New ed. Lond. (XIV, 248 p.). — J. S. Fletcher, A Picturesque History of Yorkshire, being an account of the history, topography and antiquities of the cities, towns and villages of the county of York. Vol. I. Lond. (452 p.). — J. T., The old Halls, Manors and Families of Derbyshire. Vol. 3. The Scarsdale Hundred. Lond. (286 p.). — W. E. Axon, Echoes of old Lancashire. Lond. (270 p.). — G. Tancred, The Annals of a Border Club (The Jedforest) and biographical Notices of the Families connected therewith. Jedburgh. (XVII, 505 p.).

Skandinavische Länder: A. M. Hansen, Norsk folkepsykologi med polit. Kart over Skandinav. Krist. (112 S.). — P. G. Vistrand, Ordo vicinalis. Hargbo by, Vätö socken, Uppland (Meddel. fr. Nord.

Mus. 1897). — Ders., Byordning vid Järstad by, Göstrings härad, Östergotland (ib.) — P. Munch, Danmark for 50 Aar siden (Nord og Syd 1899 Jan. April/Juni).

Niederlande, Belgien: A. J. Servaas van Rooyen, Sociale toestanden van den Haag in de 15e eeuw (De Economist Juni). — Onuitgegeven Bronnen voor de Geschiedenis van Gertruidenberg verzam. door C. J. Mollenberg (Werken v. h. Prov. Genootsch. van Kunst en Wetensch. in Noord-Brabant N. R. 7) s' Hertogenbosch (545 S.). — A. Rutten, La population belge depuis 1830 T. I. État de la population Louvain (123 p.). — A. J. Wauters, Bruxelles en l'an de grâce 1615 (Mouvem. géogr. 1899, p. 133/7, 160/3, 259/63). — H. Schuermans, Anvers, Bruxelles, Malines en 1749 (BullAcArchBelg. 5 sér. No. 5). — E. Geudens, Topographie des rues d'Anvers et des environs (Ons Volksleven 1898, 1/3). — H. van Neuss, Actes et documents anciens concern. Hasselt (BullSocMélophHasselt 35). — J. S. Renier, Historique de l'administration communale de la ville de Verviers. Verviers (279 p.). — L. Phil. Darras, Hist. de la ville de Châtelet (Docum. et rapp. Soc. paléont. archéol. Charleroi T. 22, 1); Bd. 2 Charleroi (307 p.). — D.-A. van Bastelaer, Le vieux Charleroi: types popul., silhouettes anecd., vieilles légendes et vieux souvenirs. Charleroi (103 p.). — Les rues, places publiques et boulevards de Tournai. Recherches sur les origines de leurs noms par Ad. Hocquet. Tournai (174 p.). — Delghust, Renaix à travers les âges. Renaix (206 p.). — N.-J. Lenoir, Hist. de la commune de Gérouville 3. (SocAcBelgeGéogr. 23, 1). — D. Claes, Wetenswaardigheden uit onze oude „costuymen" (Vlaamsche Kunstbode 1899, p. 209/18, 261/8). —

Romanen im Allgem.: A. Schultz. Roman. Culturgesch. 1891–96 (Bericht) (Krit. Jahresb. Roman Phil. 4, 3). — Maurus Carnot, Im Lande der Rhaetoromanen. E. kulturhist.-litt. Studie. Chur (III, 96 S.).

Frankreich: S. Reinach, Esquisse d'une histoire de l'archéologie gauloise (préhist. ,celt., gallo-romaine et franque) (RCelt. 1898. April). — A. Marignan, Études sur la civilisation franç. T. 1 (la société mérovingienne); T. 2 (le culte des saints sous les Mérovingiens) Paris (VIII, 357: XI, 250 p.). — A. Chéruel, Dictionn. histor. des institutions, mœurs et coutumes de la France. 7 éd. 2 vols. Paris (LXXVI, 716 p.). — Beauvais, De l'esprit français dans les mœurs et dans les traditions. Blois (23 p.) — Du Cause de Nazelle, Mémoires du temps de Louis XIV p. p. E. Daudet (La Vie en provence au 17e s.: les mœurs à l'armée et dans la société parisienne etc.). Paris (XXVIII, 271 p.) — La France au milieu du 18e s. (1747—1757) d'après le journal du marquis d'Argenson. Extr. publ. p. A. Breth. Paris (XXXV, 414 p.) — Charles-Marc des Granges, La Comédie et les moeurs sous le consulat et l'empire (RHistLitt. 6, 2). — Ph. Renouard, Notes d'hist. et d'evénements parisiens (1580-1760) (BullSocHistParis 1899, 3/4). — L.-G. Pélissier, Une lettre de Paris, 1772 (ib. 1899, 1/2). — C. Sellier, Monographie

hist. et archéol. d'une région de Paris. Le quartier Barbette. Paris (XI. 227 p.). — A. de Ridder Une chronique paris. de 1802/3. (Rgén. 70, 506 70.) — G. Espinas, Les guerres familiales dans la commune de Douai aux XIIIe et XIVe s.; les trèves et les paix (NRHistDroit 23, 4). — G. H. Quignon, De l'esprit picard à travers les âges. Beauvais 1898 (39 p.). — L. Ledieu, Notice sur Bachimont, hameau de l'Artois sous l'ancien régime. Amiens (VII, 246 p.). — Bon A. de Calonne. Hist. de la ville d'Amiens T. I. II. Amiens (VIII, 533 p.; 630 p.). — E. Prarond, Hist. d'Abbeville. Abbev. aux temps de Charles VII. des ducs de Bourg., de Louis XI. (1426—1483). Paris (XI, 419 p.). — P. Bandry, Histoire de Rouen. Rouen (36 p.) — A. Le Moine de La Borderie, Hist. de Bretagne T. 3 De l'an 995 à l'an 1364. Paris (IV, 627 p.) — G. Durville, Les anciens fiefs de Nantes du 10e s. à la révolut. (Extr.) Vannes (32 p.) — Ém. Garnault, Les bourgeois Rochelais des temps passés et les causes de la décadence du commerce de la Rochelle au 18e s. (RevHist. 70, 1) — J. Périer, La Prospérité rochelaise au 18e siècle et la bourgeoisie protestante. Mesnil (VIII, 83 p.) — E. Vincent, Une paroisse autrefois, en Angoumois (Marillac-le-Franc) (suite et fin) (BullSocGéogr Rochefort 20, 3 4; 21, 1). — Livre des bourgeois de Bordeaux (17e et 18e siècles). Bordeaux 1898 (XXXV, 300 p.). — F. Villard, Un chef-lieu de province au 18e s. Guéret, capitale de la Haute-Marche. Guéret (XV, 271 p.) — A. de Bellecombe, Hist. du château, de la ville et des seigneurs et barons de Montpezat et de l'abbaye de Pérignac p. p. G. Tholin. Auch 1898. (XXVII, 324 p.) — Grasset-Morel, Montpellier. Anciennes maisons et vieux souvenirs (AcScLettrMontp.Mém. 2 Sér. II, 2) — F. Teissier, Montpellier au 16e s., d'après les registres d'état civil huguenot. (SocHistProtestFranç.Bull. 15. févr.) — L. J. B. Bérenger-Féraud, Les Provençaux à travers les âges. Paris (VIII, 527 p.) — J. Roman, La société provençale à la fin du m. a. (Le Moyen Age 12, 3) — de Gérin-Ricard, Les anciens registres paroissiaux de Provence (1503—1790) (BullHistPhil. 1898) — A. Steyert, Nouvelle hist. de Lyon et des provinces de Lyonnais, Forez, Beaujolais etc. T. 3. Époque moderne. Lyon (697 p.) — G. Bonnefoy, Hist. de l'administration civile dans la province d'Auvergne et le département du Puy-de-Dôme depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours vol. 4. Paris (957 p.) — A. Mallat, Vichy à travers les siècles. Vichy (64 p.) — J. H. M. Clément, Vue cavalière de la ville de Moulins à la fin du 17e s. Moulins (14 p.) — Ledoux, Besançon sous le premier empire (Acad. Besançon Procès-verb. Mém. 1898). — L. Mathieu, Un village barrois sous l'ancien régime: Velaines (1264 - 1789). Bar-Le-Duc. (XXVI, 342 p.) — P. M. Weyd, Historique administratif du cantonnement de Cirey-sur-Vezouze. Nancy (94 p.) — G. Leroy, Les établissements d'autrefois de la ville de Melun. La Galère. Melun (76 p.) —

Italien: W. Mafing, Italien. Cultur (BaltMonatsschr. 41, 12) — J. Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. 7. Aufl. 2 Bde. Lpz. (XXII, 384; VIII 396 S.) — Ders., La civiltà del Rinascimento in

Digitized by Google

Italia: saggio. Trad. ital. di D. Valbussa. Nuov. ed. accresc. p. cura di Gius. Zippel. Vol I. Firenze. — A. Galletti, Frà Giordano da Pisa, predicatore del sec. XIV. (Forts. enth. auch: VI. Scienza e coltura. VII. I costumi e la vita contemporanea) (GiornStorLettItal. 32, 2). — Luzio-Renier La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga I. La coltura (ib 33, 1). — La Vita italiana nel Settecento. Nuov. ediz. popol. Milano. (500 p.) — E. Guglia, Franzosen in Rom (Cosmopolis 1898 August). — F. Corridore, Storia documentata della popolazione dello Regno di Sardegna. Torino. — E. Müntz, Firenze e la Toscana, paesaggi, monumenti, costumi e ricordi storici fasc. 1 Milano. — A. Palmieri, Degli antichi comuni rurali e in ispecie di quelli dell' Appennino bolognese (Atti e Mem. d. Deput. d. Storia Patr. Romagna 16, 4/6.) — V. Cian, La Torino del tempo andato nelle relazioni di alcuni viaggiatori Italiani e stranieri. (NAntol. 1898 fasc. 642) — H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Venedig als Weltmacht und Weltstadt (Monogr. z. Weltgesch. VIII) Bielefeld. (208 S.) — H. Simonsfeld, Venedig als Weltmacht und Weltstadt. (AllZtgB. 142) — C. Lombroso, Perchè fu grande Venezia? (NAntol. 647) — Fr. Versari, L'archivio di Rocca S. Casciano con notizie stor. sulla Terra e descrizione speciale degli statuti del 1412 e 1416. Rocca S. Casciano. (150 p.) — L. Colini-Baldeschi, Documenti volgari maceratesi (Riv.d.Bibliot. 10, 5/6). — F. Fabrizi, Civitella del Tronto in relazione alla storia civile d'Italia (BollSocStorPatria negli Abruzzi 11.) — A. Guillermet, Une page d'hist. locale. La Terre de Nantua du Xe au XIXe s. Nantua (112 p.) —

Spanien, Portugal: G. Dard, Essai sur l'Espagne (moeurs, littér. et beaux-arts; Relations hist. etc.) 2. éd. Chalon-sur-Saône (397 p.) — Y. Guyot, L'évolut. polit. et sociale de l'Espagne. Paris (VIII, 328 p.) — G. Desdevises du Dezert, L'Espagne de l'ancien régime. Les Institutions. Paris (XXIII, 155 p.) — Materiaes para a historia da vida urbana portugueza: a mobilia, o vestuario e a sumptuosidade nos seculos XVI a XVIII. Ineditos colleg. por A. Thomaz Pires. (BolSocGeogrLisboa 16, 12) —

Russland: Fr. Nábělek, Ueber die Kultur d. alten Slaven (Tschech.) (Hlidka 1898 III.). — G. Katcheretz, Notes d'arch. russe V Les nécropoles de Lada et de Tomnikov d. l. gouvernem. de Tambov. (RArch. 34, Mai/juin) — A. Spitsin, The settlement of the old Russian tribes accord. to the latest researches (Russ.) (ZhurMinNarProsv. Aug.) — Der niedere Adel in Smolensk im 18. Jh. (Russ.) (ib. März) — M. Ljubavskij, Über d. social. Einrichtungen d. Litauer n. d. ältesten Nachrichten (Russ.) (Sitz. Protok. d. Vortr. f. Hist. u. alt-russ. Gesch. 1898 II. 47) — H. Baron Bruiningk, Die älteren Kirchenbücher Livlands (SBGesGOstseeprov. 1897) — Phil. Schwartz, Beiträge zu den Einnahmequellen der Glieder des Rigischen Raths i. d. 2. Hälfte d. 17. Jh. (ib. 1898). — Vid Vuletic Vukasović. Notizen üb. d Kultur d. Südslaven, bes. d. Serben (Kroat.). Ragusa 1897/9. —

Digitized by Google

Afrika: Heger, Benin u. s. Altertümer (MAnthropGesWien 19, 1). — H. H. Johnson, A Hist. of the Colonisation of Africa by Alien Races (Cambr. Hist. Series) Cambr. (XIII, 319 p.) — Dem. Boulger, The Congo State: or the growth of civilization in Central-Afrika. New York (418 p.). —

Amerika: W. Nederkorn, Die Entdeckungs-, Besiedelungs- u. Entwickelungsgesch. Canadas u. s. Grenzgebiete 2. (DGeogrBll 22, 1/2) — M. Christy, Attempts toward colonisation: the council for New England and the merchant adventurers of Bristol. (AmHistRev. 4, 4) - Burke Aaron Hinsdale, The old nord-west, the beginnings of our colonial system. Boston (430 p.) K. Raab, D. Einwanderung i. d. Vereinigten Staaten in ihrer culturgesch. Bedeutung. (AllgZtg B. 189) — The Americ. Colonies in the 18th century (QuartRev. 379 July). — J. Fiske, The Dutsch and Quaker Colonies in America. 2 vols. Lond. (310, 416 p.). — M. D. Learned, Historische Anmerkungen. A. Schwenkfelder Chronicle. (Americana Germanica II, 1). — Leslie's History of the greater New York. N. York (1500 p.). — L. J. Beck, New York's Chinatown: an historical presentation of its people and places. New York (350 p.) — Gertr. Lefferts Vanderbilt, The social history of Flatbush and manners and customs of the Dutch settlers in Kings Co. New ed. New York (391 p.) Californien unmittelb. vor u. nach der Entdeck. d. Goldes. Bilder a. d. Leben d. Heinrich Lienhard von Bilten, Kt. Glarus, in Nauvoo, Nord-Am. Zürich (318 S.). — T. W. Higginson, Old Cambridge (Mass.) Lond. T. Guevara, Historia de la civilizacion de la Araucania. (Anales de la universidad Santjago T. 101 u. 103). — J. Foreman, The Philippine Islands: a political, geograph., ethnograph., social and commercial history of the Philipp. Archipel 2. ed. Lond. (XXI, 653 p.) —

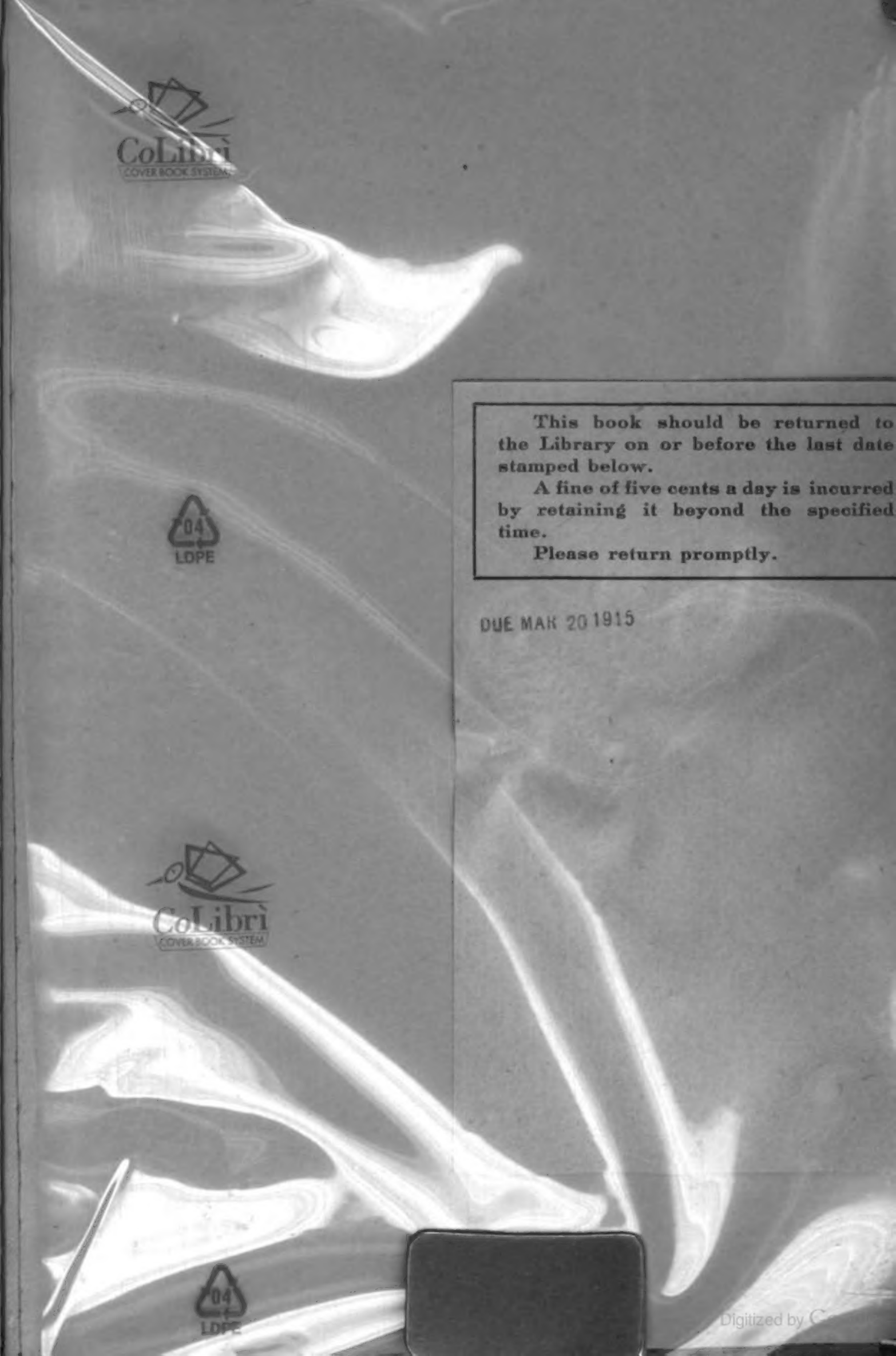
Juden: Kaufmann, Urkunden z. jüd. Cultur- und Sittengesch. 1. (MGesJüdVolksk. 1899, 4) — Sippurim. Samml. jüd. Volkssagen, Erzähl., Mythen, Chroniken, Denkw. u. Biogr. berühmt. Juden aller Jahrh. 8. Bdch. (JüdUnivBibl 71) Prag (146 S.). — K. Zacher, Antisemitismus u. Philosemitismus i. klass. Altertum (PreussJbb. 94, 1) — J. Brucker, L'antisémitisme et le moyen âge (Études p. p. des pères de la comp. de Jésus 1899. 20. janv.). Eubel, Zu dem Verhalten der Päpste gegen die Juden. (Röm. Quartalschr. 13, 1). — A. Kohut, Gesch. d. deutsch. Juden. Berlin (808, 22. XVIII S.) — L. Müller, Aus fünf Jahrhunderten. Beiträge z. Gesch. der jüd. Gemeinden im Ries. (ZHVSchwabenNeuburg 25). Krebs, Zur Judenverfolgung in Landau 1347. (PfälzMus. 1899, 37 f). — S. Stein, Gesch. d. Juden in Schweinfurt. Frankf. a. M. (56 S.). — A. Feilchenfeld, Die älteste Gesch. d. deutschen Juden in Hamburg (Monatsschr. GdJudenth. 7, 6/8) — S. Carlebach, Gesch. d. Juden in Lübeck u. Moisling. Lübeck (XI, 208, XVIII S.). — A. Buchholtz, Gesch. d. Juden in Riga b. z. Begründung d. Rigischen Hebräergemeinde i. J. 1842. Riga (IV, 161 S.). — H. Italie, De Societeit Felix Libertate en wat zij voor de Emancipatie der Joden heft gedaan (Oud-Holland 16, 51/62, 79/92). — A. Giron, De la condition juridique des juifs (Bull. Cl. des lettres de l'Acad. de

Digitized by Google

Belg. 1899, 5). — C. T. Martin, Documents relating to the hist. of the Jews in England in the 13.th Century (TransJewHist. 3). — M. Kayserling, Notes sur l'hist. de l'inquisition et des judaisants d'Espagne (Revue des étud. juiv. 74). — S. Kahn, Les juifs de Tarascon au m. a. (ib 77). — M. Kayserling, L'archidiacre Ferrand Martinez et les persécutions de 1391 (ib. 76). — J. Bauer, Un commencement d'insurrection au quartier juif d'Avignon au 17e s. (ib. 75). — Ch. Dejob, Le juif dans la comédie au 18e s. (ib. 77.) —

Einzelne Familien: E. Frh. v. Friesen, Gesch. d. reichsfreiherrl. Familie v. Friesen, 2 Bde. Dresden (XIV, 416; III, 336 S., 22 Taf. 1 Karte). — Geschichtsblätter der Familien vom Stamme Hildebrandt No. 11. Stolp (IV, 16, II S. 1 Taf.). — M. A. Weissker, Beitr. z. Gesch. u. Geneal. d. Fam. Weissker. Dresden (XXXI, 519 S. 18 Taf.). — E. G., Les familles rochelaises: famille Admyrauld (R. de Saintonge et d'Aunis. 1. mars). — — L. H. Labande, Hist et généal. de la famille Des Friches (Jle-de-France, Picardie, Normandie, Orléanais, Berry) Paris (XIV, 238 p.). — P. Delarue, Une famille bretonne du 12e au 19e siècle. Charles-Armand Tuffin, marquis de La Rouërie, chef de la conjuration bretonne. Rennes (VI, 226 p.). — Ph. Sidney, Memoirs of the Sidney Family. Lond. (238 p.) — Marg. M. Verney, Memoirs of the Verney Family from the Restoration to the Revolution 1660-1696. Vol. 4. Lond. (524 p.). — H. S. Vade-Walpole, Notes on the family of Walpole (contin.) (Geneal. Mag. No.. 21/3). —

Digitized by Google



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

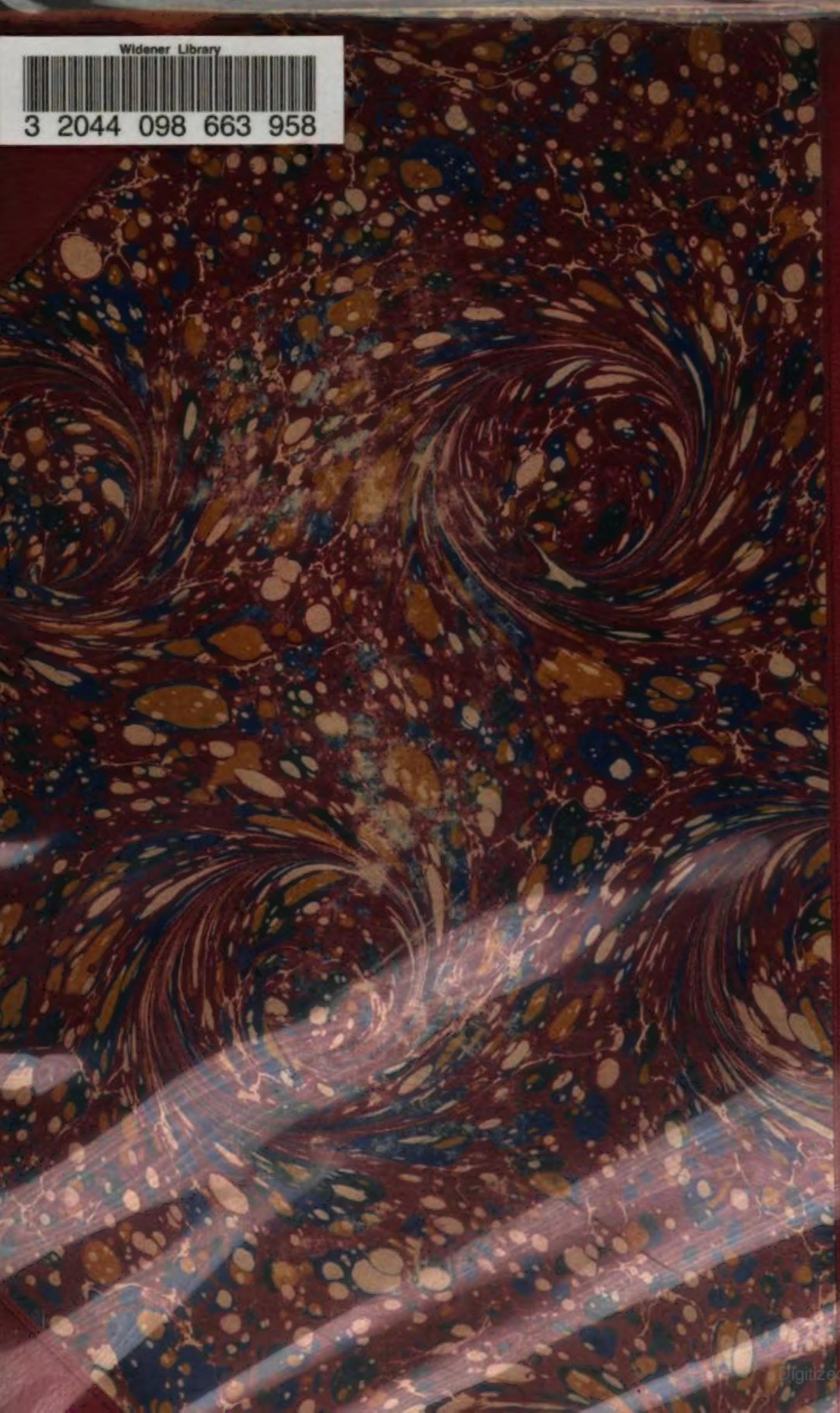
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE MAR 20 1915

Digitized by G

Widener Library
3 2044 098 663 958



Digitized by Google